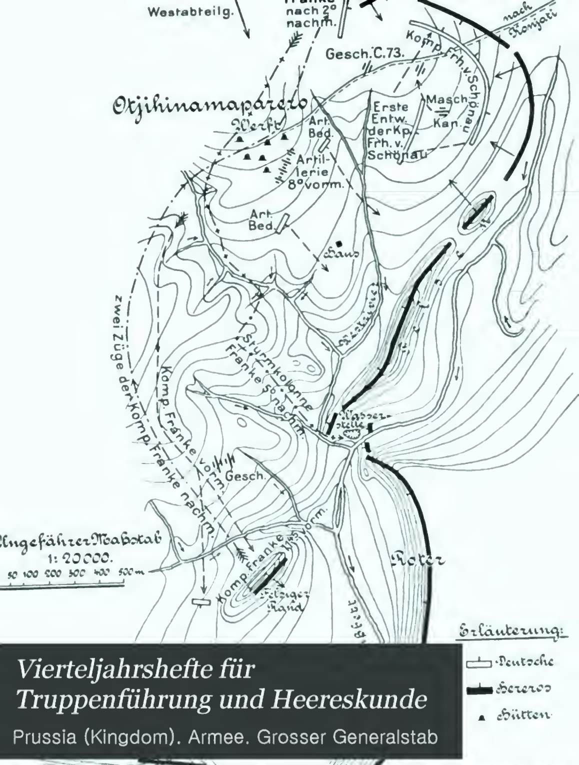
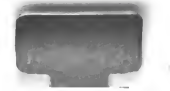


Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde

Prussia (Kingdom). Armee. Grosser Generalstab



Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

1906

Dritter Jahrgang





Mit 24 Abbildungen im Text, 40 Skizzen- und Kartenbeilagen
und 14 Textskizzen

Berlin 1906
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.



Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.



Über das Anwachsen der Heere.

Im 8. Kapitel des III. Buches seines Werkes „Vom Kriege" sagt Clausewitz: „Wir glauben also, daß gerade in unseren Verhältnissen sowie in allen ähnlichen die Stärke auf dem entscheidenden Punkt eine große Hauptsache, und daß dieser Gegenstand in der Allgemeinheit der Fälle geradezu unter allen der wichtigste sei. Die Stärke auf dem entscheidenden Punkte hängt von der absoluten Stärke des Heeres und von der Geschicklichkeit der Verwendung ab. Die erste Regel würde also sein: mit einem Heere, so stark als möglich, ins Feld zu ziehen. Das klingt sehr nach einem Gemeinspruch und ist doch wirklich keiner."

Nein, es ist ganz gewiß keiner, sondern vielmehr ein Wort, das nicht oft genug wiederholt werden kann, als ein Vermächtnis unseres großen Kriegslehrers aus der Zeit der Befreiungskriege, der zuerst an den Siegen Napoleons und dann an dessen Niederwerfung die Bedeutung der Masse zu würdigen gelernt hatte. Im Gegensatz zu der Auffassung, die Clausewitz vertritt, hört man jetzt vielfach Zweifel äußern, ob die Massenheere der Gegenwart in Wahrheit noch als ein nützliches Kriegswerkzeug zu betrachten seien. Es wird übersehen, daß sie nur die natürliche Ausgestaltung der bei uns 1813 begründeten allgemeinen Wehrpflicht sind, und daß es gilt, deren Folgen bewußt auf sich zu nehmen, sich klar zu machen, „daß Kriege, welche mit der ganzen Schwere der gegenseitigen Nationalkraft geführt werden, nach anderen Grundsätzen eingerichtet sein müssen als solche, wo alles nach dem Verhältnis der stehenden Heere zueinander berechnet wurde."*) Statt sich die Millionenheere als ein Schreckgespenst auszumalen, tut man besser, sich mit der Schwierigkeit ihrer Aufstellung und Führung, die allerdings besteht, nach Möglichkeit vertraut zu machen, um sie im Kriegsfalle überwinden zu können. Das häufig gebrauchte Schlagwort von der „rage des nombres" hat nur dort Gültigkeit, wo man sich mit papiernen Zahlen über die Wirklichkeit hinwegtäuscht, wo man sich der Hoffnung hingibt, im Bedarfsfalle eine große Zahl von Formationen aufstellen zu können, ohne überzeugt zu sein,

*) Clausewitz, Vom Kriege. III. Buch. 17. Kap.

daß man ihnen auch den erforderlichen Halt durch ausreichende Kadres zu geben vermag.

„Die Überlegenheit der Zahl ist, sagt Clausewitz an derselben Stelle, in der Taktik wie in der Strategie das allgemeinste Prinzip des Sieges“, und nichts anderes besagt der Ausspruch Friedrichs des Großen: „Wenn Ihr eine Bataille liefern wollet, so ziehet so viele Truppen zusammen, als Ihr nur immer könnt, denn man kann solche niemahlen nützlicher employieren.“ *)

Unter Friedrich Wilhelm I. war die preußische Armee von 40 000 auf 83 000 Mann vermehrt worden. Mit einer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen war der damalige preußische Staat der zwölfte in Europa, hinsichtlich der Stärke seiner Armee war er der vierte. Hier stand Frankreich mit 160 000 Mann an der Spitze, es folgte Rußland mit 130 000 Mann, dann Österreich mit 100 000 Mann; aber, was noch mehr bedeutete: von der preußischen Armee waren 70 000 Mann Feldtruppen jederzeit marschbereit, sie standen nicht zum Teil nur auf dem Papier wie in den anderen, an sich mächtigeren Staaten. Dennoch schritt König Friedrich, kaum zur Regierung gelangt, zu einer umfassenden Heeresvermehrung, indem er den von seinem Vater überkommenen 83 000 Mann 10 000 hinzufügte. In noch stärkerem Maße vermehrte er, um für den Kriegsfall besser gerüstet zu sein, die Kadres seiner Infanterie, die von 66 Bataillonen auf 83 gebracht wurden. In den beiden Friedensjahren, die auf den ersten schlesischen Krieg folgten, wuchs die Armee auf 140 000 Mann an. Diese Friedensstärke ist dann allerdings bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges fast unverändert geblieben, jedoch war in den Kantons der Regimenter eine Kriegsreserve ausgebildeter Mannschaften in Gestalt der „Überkompletten“ und „Extraüberkompletten“ vorhanden.

Um den mit dem Jahre 1756 beginnenden Riesenkampf gegen die verbündeten Großmächte des europäischen Festlandes zu bestehen, genügten die vorhandenen Kräfte indessen nicht. Im Winter 1756/57 vermehrte der König seine Armee durch Errichtung einiger neuer Truppenteile und Erhöhung der Etats um mehr als 20 000 Mann. Außerdem brachte die Einstellung von 10 sächsischen Infanterie-Regimentern, die durch die Kapitulation von Pirna in Kriegsgefangenschaft geraten waren, einen Zuwachs von weiteren 20 000 Mann. Die gewaltsam der preußischen Armee einverleibten Sachsen erwiesen sich aber als so unzuverlässig, daß sie beim Einmarsch in Böhmen 1757 fast ausschließlich nur als Etappentruppen Verwendung finden konnten.

Im ganzen verfügte der König zu Beginn des Feldzuges 1757 auf dem Hauptkriegsschauplatz einschließlich der Besatzungstruppen in Sachsen und Schlesien über rund 150 000 Mann. Der Einmarsch in Böhmen erfolgte zunächst mit nur 116 000

*) Generalprincipia vom Kriege. X. Art. Bei v. Taysen, Fr. d. Gr. Mil. Schriften S. 24.

Mann, denen nach und nach der größte Teil der Etappentruppen nachgeschoben wurde. Die Stärke der zuerst vorrückenden Truppen entsprach ungefähr derjenigen der Österreicher in Böhmen. Wiewohl der erste Teil des Feldzuges durch eine unausgesetzte Reihe von Erfolgen der preußischen Waffen bezeichnet ist und in der Schlacht bei Prag seinen glänzenden Abschluß fand, zeigt sich doch gerade hier, daß die strategische Offensive, wenn sie dauernd erfolgreich sein will, von Anfang an unbedingt überlegen sein muß. Die Kräfte des Königs erwiesen sich in der Folge als zu schwach, die 46 000 Mann starke österreichische Hauptmacht in Prag eingeschlossen zu halten und gleichzeitig der Entsatzarmee Dauns, die bis zur Schlacht bei Kolin auf 54 000 Mann anwuchs, wirksam entgegenzutreten, da die preußische Armee vor Prag nach den schweren Verlusten der Schlacht vom 6. Mai nur noch 80 000 Mann zählte.

Clausewitz bemerkt hierzu:*) „Der Feldzug von 1757 zeigt recht deutlich, wie wichtig es ist, daß, während man zum strategischen Angriff vorgeht, Verstärkungen gesammelt und dem Heere nachgesendet werden, daß, wie wir uns anderswo ausgedrückt haben, die Heerstraße davon nie leer sei. Hätte Friedrich der Große in den sechs Wochen, die zwischen den Schlachten von Prag und Kolin verflossen, 20 000 Mann Verstärkungen erhalten, so wäre die Katastrophe vollendet, d. h. Daun bei Kolin geschlagen worden. Man kann Friedrich dem Großen keinen Vorwurf deshalb machen, denn es war ganz in der Verfassung und den Einrichtungen des damaligen Kriegsstaats gegründet, die Armee während des Winters zu ergänzen, aber klar ist es, daß eine Ergänzung von 20 000 Mann anfangs Juni vielleicht mehr wert gewesen wäre, als 100 000 Mann im Winter, und diese wahrscheinlich ganz überflüssig gemacht hätte."

König Friedrich ist sich selbst der engen Grenzen, in welche die beschränkten Mittel seiner Zeit die Entwicklung seiner Heeresmacht bannten, sehr wohl bewußt gewesen. So schreibt er am 27. Dezember 1756**) seinem Freunde Algarotti, was im Jahre 1756 geschehen sei, bilde nur ein schwaches Vorspiel kommender Taten, setzt aber dann resigniert hinzu: „Aber was wir auch vollbringen mögen, wir sind uns wohl bewußt, daß wir nicht im Zeitalter der Cäsaren leben. Wir können jetzt nur allenfalls den höchsten Grad der Mittelmäßigkeit erreichen. Die Grenzen des Jahrhunderts reichen nicht weiter. . . . . . Wir haben noch nichts getan, wenn wir nicht Cäsar am Tage von Pharsalus nachahmen." Der Sieger in so vielen Schlachten richtet hier zu einem Zeitpunkt, da von allen Seiten schwere Wetterwolken gegen seinen Staat heraufziehen, sehnsüchtig den Blick rückwärts nach dem Altertum, dessen Feldherrn sich auf die Kraft eines Volksheeres stützten. Im Kampf um die Herrschaft, den Cäsar gegen Pompejus führte, umspannte der Kriegsschauplatz Spanien, Italien

*) Bd. X. Friedrich der Große. Kap. 18. Die Notwendigkeit, fortdauernd Reserven zu organisieren.

**) Pol. Corr. XIV. 8481.

und Illyrien; die ganze Mittelmeerwelt wurde in Mitleidenschaft gezogen. Weit ausgreifende Unternehmungen, großartige Stellungskämpfe, das Zusammenwirken von Heer und Flotte gaben dem Kriege ein Gepräge, das, rein militärisch-technisch betrachtet, dem Verständnis heutiger Menschen in mehr als einer Hinsicht näher steht als die vor 150 Jahren herrschende Kriegsweise.

Zwar bestand zu der Zeit, auf die der König anspielt, das Bürgerheer im altrömischen Sinne bereits nicht mehr, aber die allgemeine Wehrpflicht war doch noch gesetzlich, und es wurde gelegentlich immer wieder auf sie zurückgegriffen. Im Gegensatz zur friderizianischen Zeit stand die breite Masse des Volkes immer zur Verfügung, wenn auch „der zweite punische Krieg Rom virtuell das Berufsheer gegeben hat. Aber nicht bloß formell blieb es ein Bürgerheer, sondern tatsächlich dauerte der Übergang auch noch sehr lange."*) Nur etwa ein Zehntel der wehrfähigen römischen Jugend trug noch die Waffen, „dieses aber streifte den Bürger allmählich mehr und mehr ab und bildete wirkliches Soldatentum aus."**) Mit den erweiterten Aufgaben des römischen Staats wuchsen zugleich die Heere an. Gegen Vercingetorix verfügte Cäsar bei Alesia über 70 000 Mann und in den Bürgerkrieg trat er etwa mit der gleichen Truppenzahl ein. Zu seinen 11 Legionen errichtete er dann während des Krieges allmählich 17 neue, so daß er insgesamt eine Streitmacht von 200 000 Mann im Felde hatte***). Die Entscheidungsschlacht bei Pharsalus schlug Caesar allerdings nur mit 32 000 Mann gegen 43 000 des Pompejus, da beider Heere durch Entsendungen sehr geschwächt waren. Wenn König Friedrich daher von einem „Pharsalus" spricht, das er erst noch zu suchen habe, und wenn er später in der Schlacht bei Prag dieses sein „Pharsalus" gefunden zu haben glaubt,†) geschieht es nicht im Hinblick auf die in der Thessalischen Ebene zur Geltung gebrachte Truppenmacht, sondern in bezug auf die entscheidende Bedeutung des Tages.

Er sollte zu seinem Schaden erleben, daß die Früchte des Sieges von Prag bei Kolin wieder verloren gingen.

Schon die obwaltenden taktischen Verhältnisse erschwerten bei Prag, ganz abgesehen davon, daß die Festung dem geschlagenen österreichischen Heere Zuflucht bot, einen vollen Erfolg. Es rangen etwa gleich starke Kräfte um den Sieg, und die Österreicher fanden Zeit, der Umfassung ihrer rechten Flanke durch Herstellung einer neuen Front wirksam zu begegnen, die Preußen aber hatten sehr erhebliche Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Die Siege, die der König später mit Minderheiten erfochten hat, dürfen über den Wert der Zahl auf dem Schlachtfelde nicht hinwegtäuschen, wenn auch Clausewitz mit Recht betont, daß sie zur Zeit der gebundenen

*) Delbrück, Geschichte der Kriegskunst. I. Das Altertum. S. 395.
**) Ebenda S. 376.
***) Delbrück, a. a. O.
†) Pol. Corresp. XV. 8923.

linearen Schlachtordnung nicht völlig die gleiche Bedeutung hatte, wie später. Bei Roßbach und Leuthen war es das Geschick der Führung im Verein mit der größeren Beweglichkeit der preußischen Armee, das den Sieg entschied. Abgesehen von diesen beiden Schlachten und von Liegnitz, das die geschickte Ausnutzung eines günstigen Augenblicks darstellt, ist der Erfolg in den späteren Schlachten des siebenjährigen Krieges vom Könige meist so teuer erkauft worden, daß ein nochmaliger großer Einsatz in der nächsten Zeit die Kraft seiner zusammengeschmolzenen Armee überstiegen haben würde.

Trotz der Siege, die der König mit Minderheiten davontrug, redeten die Ereignisse des siebenjährigen Krieges doch eine so deutliche Sprache, daß keiner Macht eine wesentliche Herabsetzung ihrer Streitkräfte angezeigt schien. Die Heere schwollen im Gegenteil derartig an, daß sie in der geschlossenen linearen Ordnung nicht mehr gut zu leiten waren, was dann wieder die „wunderbare Idee entstehen ließ, welche in den Köpfen mancher kritischer Schriftsteller spukte, nach der es eine gewiße Größe eines Heeres gab, welche die beste war, eine Normalgröße, über die hinaus die überschießenden Streitkräfte mehr lästig, als nützlich wären."*) Daß dieses indessen ausschließlich eine willkürlich abgeleitete theoretische Vorstellung war, geht schon daraus hervor, daß Friedrich der Große selbst von der Notwendigkeit einer starken Machtentfaltung überall dort, wo Entscheidendes erreicht werden sollte, durchdrungen war. Hält er doch in einem 1775 niedergeschriebenem Feldzugsplane 390 000 Mann der verbündeten europäischen Mächte für erforderlich, um Frankreich niederzuwerfen, dessen Feldtruppen er mit Einschluß der verbündeten Spanier, Neapolitaner und Sarden auf 270 000 Mann bezifferte.**) Man erkennt hieraus, in wie hohem Grade der König die Bedeutung der Zahl in einem Invasionskriege würdigte. Daß die Verbündeten im Jahre 1792 sie verkannten und mit der völlig unzulänglichen und noch dazu über weite Räume verteilten Streitmacht von wenig über 100 000 Mann, den Franzosen nur um ein Geringes überlegen, in Frankreich einrückten, hat neben der innerhalb der Koalition herrschenden Zwietracht am meisten dazu beigetragen, den Feldzug scheitern zu machen. Ausreichende Nachschübe, welche die Möglichkeit gewährt hätten, den Vormarsch fortzusetzen und gleichzeitig die französischen Festungen unschädlich zu machen, hätten vielleicht selbst die Bedenklichkeit des Herzogs von Braunschweig überwunden, wenn auch zuzugeben ist, daß die damals übliche Fecht- und Verpflegungsweise das Auftreten starker Armeen ungemein erschwerte.

In den Revolutionskriegen schwollen die französischen Heere vermöge des allgemeinen Aufgebots zwar vorübergehend stark an, allein die Zersplitterung der Streitkräfte im Verein mit dem in der Heeresverwaltung herrschenden Mangel an Geld und an Kriegsmitteln, die anfängliche Unerfahrenheit von Führern und Truppen,

*) Clausewitz, Vom Kriege III. Buch, 8. Kap.

**) Vgl. Vierteljahrshefte 1905, Heft 4, S. 607, 608.

ließen es zunächst nirgends dahin kommen, daß ein entscheidendes Übergewicht gewonnen wurde. Erst Napoleon schuf hierin Wandel. In ihm erstand jener neue Cäsar, von dessen Kommen man versucht ist, bei König Friedrich in der Erkenntnis der beschränkten Mittel seiner eigenen Zeit ein Vorahnen zu erblicken.

Uns ist ein Gespräch überliefert, das 1797 zwischen den Generalen Bonaparte und Moreau stattfand.*) Bonaparte soll hier gesagt haben, die französischen Kräfte seien zu sehr zersplittert gewesen; „**et en définitive la victoire doit toujours rester aux plus gros bataillons.**“ Moreau soll erwidert haben, das sei an sich wohl richtig, aber gerade er selbst, Bonaparte, habe doch in Italien bewiesen, daß die Überlegenheit der Zahl nicht immer entscheide. „**N'a-t-on pas vu souvent l'infériorité du nombre amplement balancée par la valeur, l'expérience, la discipline, et surtout par les talents du chef?**“ Hierauf habe Bonaparte entgegnet: „**Dans une bataille, oui; mais dans une guerre rarement.**“ Die Siege nutzten die Armeen langsam, aber ebenso sicher ab wie die Niederlagen. In einem längeren Kriege müsse unzweifelhaft die schwächere Streiterzahl vor der stärkeren unterliegen.

Sobald er die Alleinherrschaft erlangt hatte, sehen wir denn auch Napoleon bewußt darauf hinarbeiten, dem Prinzip der „**gros bataillons**“ zur Geltung zu verhelfen. In der Zeit vom Mai 1802 bis zum Mai 1805 sind über 210 000 Mann ausgehoben worden. Ende Dezember 1805 sind 130 000 Rekruten bereit, die Lücken, die der Feldzug verursacht hat, zu füllen, und doch forderte der Kaiser von Mähren aus weitere 80 000 Mann, auf die Jahresklasse von 1806 vorgreifend. In den Kriegsjahren 1805 bis 1807 lieferte Frankreich 420 000 Rekruten, und, abgesehen von den Rheinbunds-Kontingenten, bestanden zahlreiche Formationen von Fremdtruppen innerhalb des Rahmens der französischen Armee; namentlich Polen stellte deren eine stattliche Zahl. Im Frühjahr 1809 verfügte der Kaiser über mehr als 600 000 Soldaten. Die fortgesetzt gesteigerten Anforderungen hinsichtlich der Rekrutierung haben seine Herrschaft in Frankreich frühzeitig unbeliebt gemacht, wenn auch die glänzenden äußeren Erfolge hierüber zeitweilig noch hinwegtäuschen konnten. Unzweifelhaft war Napoleons kriegerische Gewaltpolitik widersinnig, sie hat Frankreich in den Jahren 1804 bis 1815 über 1 700 000 Menschenleben gekostet,**) und seine Armeen sind im Laufe der Zeit zwar zahlreicher, aber immer schlechter geworden. Aber so wenig er uns nach dieser Richtung vorbildlich erscheint, so liefert sein Verfahren anderseits den handgreiflichen Beweis, wie große Leistungen, sei es im Angriff, sei es in der Abwehr nur mit Hilfe einer entsprechenden Anspannung der nationalen Wehrkraft vollbracht werden können. In solchem Sinne bemerkt Clausewitz:***)

*) Zitiert nach Pierron, Méthodes de guerre I.

**) Taine, Les origines de la France contemporaine I. S. 115. Es sind hier nur die innerhalb der altfranzösischen Grenzen Geborenen gerechnet.

***) Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch. 3. Kap.

„Nachdem sich in Bonapartes Hand alles vervollkommnet hatte, schritt diese auf die ganze Volkskraft gestützte Kriegsmacht mit einer solchen Sicherheit und Zuverlässigkeit zertrümmernd durch Europa, daß, wo ihr nur die alte Heeresmacht entgegengestellt wurde, auch nicht einmal ein zweifelhafter Augenblick entstand."

Ist sonach einerseits der Ausspruch von Clausewitz als Gesamturteil über die napoleonischen Erfolge betrachtet, unbedingt richtig, so muß anderseits betont werden, daß im einzelnen allerdings auch Napoleons Feldzüge solche „zweifelhaften Augenblicke" aufweisen. Jede Offensive wird dergleichen bieten, und es kann sich nur darum handeln, sie dadurch, daß man die Operationen unausgesetzt in Fluß erhält, auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, indem man trachtet, alle irgend verfügbaren Kräfte heranzuziehen, und in dieser Hinsicht ist Napoleon unbedingt vorbildlich.

1805 eröffnete er den Feldzug in Süddeutschland mit 205000 Mann, einschließlich der Bayern. In Frankreich wurden gleichzeitig aus den dritten Bataillonen der Regimenter drei Reservekorps gebildet, davon eines um Boulogne zum Schutz der Küsten gegen eine mögliche Landung der Engländer und Russen, eines bei Mainz und eines bei Straßburg. Zu diesen dritten Bataillonen traten später bei den Regimentern außer den Depotbataillonen noch vierte. Eine Anzahl von Regimentern hatte sogar bis zu 7 Bataillone. Vielfach traten sie mit einigen Bataillonen in Deutschland, mit den übrigen in Spanien auf. Diese große Anzahl von Kadres, über die Napoleon verfügte, erklärt zum Teil die überraschende Schnelligkeit seiner Truppenaufstellungen, so mangelhaft auch die Schulung und die Disziplin solcher Improvisationen war.

Im Jahre 1805 wurde sodann der Nationalgarde eine festere Organisation gegeben. Die Bataillone ihrer ersten drei Aufgebote erhielten die Benennung „Cohorten". Sie traten in den östlichen Departements sofort zusammen und übernahmen den Besatzungsdienst in den Festungen. Wiewohl der erste Teil des Feldzuges ohne Hauptschlacht eine beispiellose Reihe von Erfolgen, darunter als größten die Kapitulation der österreichischen Donau-Armee in Ulm aufwies, und wiewohl die französische Armee durch das vom Oberrhein nachrückende Korps Augereau, die württembergische Division und die badische Brigade, die als Etappentruppen Verwendung fanden, verstärkt wurde, erwies sich die Streitmacht Napoleons schon auf dem Vormarsch nach Wien fast als zu schwach, ihren vielseitigen Aufgaben zu genügen. Während die Hauptmacht der ersten russischen Hilfsarmee unter Kutusow und einem ihr angeschlossenen österreichischen Korps nachdrängte, mußten 2 französische Korps und eine bayerische Division nach Tirol, ein drittes Korps zur Sicherung der rechten Flanke gegen die aus Italien anrückende Armee des Erzherzogs Karl abgezweigt werden. Ende November langte der Kaiser, durch weitere Abgaben geschwächt, insbesondere durch die Belassung eines Korps bei Wien und einer Division bei Preßburg, sowie eines weiteren Korps zur Deckung seines Rückens gegen österreichische Kräfte im nördlichen

Böhmen, bei Brünn nur noch mit 55 000 Mann an. Die Entscheidungsschlacht von Austerlitz am 2. Dezember hat er dann, wiewohl er alle nur irgend erreichbaren Truppen heranzog, mit nicht mehr als 75 000 Mann gegen 85 000 der verbündeten Österreicher und Russen durchgefochten.

Günstiger gestalteten sich die Stärkeverhältnisse für Napoleon im Jahre 1806. Im Oktober war er mit etwa 165 000 Mann vom Main aufgebrochen, und trotz einer Kraftleistung ersten Ranges, wie sie die Verfolgung der preußischen Heerestrümmer darstellt, zählte die Armee im Dezember an der Weichsel einschließlich 10 000 Ersatzmannschaften, die sie bis dahin erreicht hatten, noch 135 000 Mann. Es fehlten sonach rund 40 000 Mann, nur etwa 25 vom Hundert ihres Bestandes. Hierbei ist jedoch wohl zu bedenken, daß Napoleon seine Hauptmacht nur deshalb in solcher Stärke zusammenhalten konnte, weil ihm für die Nebenaufgaben in Gestalt des nachrückenden VIII. Korps Mortier und der Rheinbundskontingente im ganzen etwa 55 000 Mann zur Verfügung standen.

Wie sehr er davon überzeugt war, daß nur der Starke im Kriege einigermaßen sicher gehe, lehrt sein Verhalten im Frühjahr 1807. Hier wartete er die völlige Wiederherstellung und Ergänzung seiner durch den Winterfeldzug von Eylau zerrütteten Armee ab und gedachte die Operationen nicht eher wieder aufzunehmen, als bis der Fall von Danzig die vor dieser Festung stehenden Truppen freigemacht hatte. Dadurch war er in der Lage, 210 000 Mann den kaum 130 000 der Verbündeten entgegenzustellen. Auch örtlich trachtet er, dort wo er schlägt, wenn irgend möglich, sich die Überlegenheit zu sichern. Bei Friedland wartet er bis zum Nachmittage, bevor er mit 87 000 Mann gegen Bennigsens 46 000 einen vernichtenden Schlag führt.

Solche Überlegenheit vermochte er 1809 gegen Österreich nicht mehr ins Feld zu stellen, denn starke französische Kräfte waren damals bereits in Spanien gefesselt. Daß es ihm überhaupt gelang, mit einem dem österreichischen an Zahl etwa gleichen Heere an der Donau aufzutreten, macht seiner Organisationsgabe durchaus Ehre, wenngleich es, abgesehen von den Rheinbundskontigenten, zum Teil recht lockere Formationen waren, die in Süddeutschland Verwendung fanden. Wohl errang der Kaiser mit diesem buntscheckigen Heere noch die glänzenden Siege bei Regensburg, aber als er den bei Aspern mißglückten Donauübergang sechs Wochen später mit 170 000 Mann wiederholte, besaß er doch nicht die Möglichkeit, den Sieg von Wagram über 120 000 Österreicher zu einem völlig entscheidenden zu gestalten. Noch weniger gelang es den Franzosen, in Spanien und Portugal ihre Herrschaft sicher zu begründen. Wiewohl im Jahre 1810 nach Beendigung des Krieges gegen Österreich namhafte Verstärkungen nach Spanien abgingen, so daß im ganzen etwa 300 000 Mann gegen Wellingtons Armee und die spanischen Aufgebote verfügbar waren, reichten die Kräfte bei weitem nicht dazu aus, die feindlichen Feldarmeen zu

schlagen und zugleich der zahlreichen festen Plätze des Landes sowie der Insurrektion im Rücken der französischen Armee Herr zu werden.

Die bisher gemachten Erfahrungen sind dann von Napoleon bei der Einleitung des Feldzuges 1812 gebührend berücksichtigt worden. Den Feldzug eröffnete er, den weiten Räumen des Kriegsschauplatzes entsprechend, mit einer wahrhaft erdrückenden Überlegenheit. Den 448 000 Mann, mit denen er in das feindliche Gebiet einrückte, hatte Rußland einschließlich 15 000 Kasaken zunächst nur 190 000 Mann entgegenzustellen. Im Laufe des Feldzuges sind dann nach und nach der französischen Armee 163 000 Mann, der russischen, einschließlich 80 000 Kasaken, Milizen und Besatzungstruppen, 238 000 Mann zugeflossen.*)

Die Armut des Kriegsschauplatzes, der Mangel an Verpflegungsnachschub und ungünstige Witterungseinflüsse verursachten bekanntlich im Verein mit der Disziplinlosigkeit der französischen Armee, daß die starken Massen, mit denen Napoleon in Rußland eingerückt war, schon sehr bald und ohne größere Kämpfe stark zusammenschmolzen. Als der Kaiser Witebsk erreichte, wo er den ersten größeren Halt zu machen sich gezwungen sah, hatte die Armee bereits 130 000 Mann und 80 000 Pferde eingebüßt. Die Ungunst der Verhältnisse steigerte sich fortgesetzt, so daß schließlich bei Borodino nur 124 000 Franzosen gegen annähernd die gleiche Zahl Russen — Milizen und Kasaken eingerechnet — fochten, sonach ein Ausgleich der Kräfte stattgefunden hatte. Wenn schließlich Napoleon Moskau mit kaum 100 000 Mann erreichte, so lag das nicht allein in den erwähnten ungünstigen Verhältnissen, sondern wesentlich auch daran, daß der Schutz seiner Flanken und der sich immer mehr verlängernden Etappenlinie sehr starke Kräfte in Anspruch nahm. Von Anfang an waren zwei abgesonderte Flügelkorps mit dem Schutze der Flanken in weiterem Sinne betraut worden: Das 40 000 Mann starke österreichische Korps Schwarzenberg südlich der Polesie und das X. Korps Macdonald, dessen Hauptbestand 20 000 Preußen bildeten, gegen Riga. Im Süden mußte im Laufe der Zeit außer Schwarzenberg noch ein weiteres Korps Verwendung finden, und im Norden sah sich der Kaiser veranlaßt, zwei Korps an der Düna gegen die russische Armeeabteilung Wittgenstein, die auf der Petersburger Straße operierte, zurückzulassen. Ein weiteres Korps bildete bei Smolensk eine Rückendeckung für die Hauptarmee. Hierzu traten dann noch die zahlreichen Besatzungen zur Sicherung der Etappenstraße, die vom Niemen bis Moskau fast 900 km maß.

So liefert der Feldzug 1812, auch wenn man völlig von den Schwierigkeiten absieht, die der Kriegsschauplatz als solcher bot, den Beweis, eines wie hohen Kraftüberschusses die Offensive bedarf, wo sie mit großen Räumen zu rechnen hat.

*) Nach der sehr sorgfältigen Berechnung von v. der Osten und v. Rhein in „Der Feldzug von 1812." Berlin 1901.

Clausewitz sagt hierüber sehr bezeichnend:*) „Je weiter man vordringt, um so länger werden die strategischen Flanken, und die daraus entstehende Gefahr wächst in steigender Progression; denn nicht bloß sind sie schwer zu decken, sondern der Unternehmungsgeist des Feindes wird auch hauptsächlich erst durch die langen, ungesicherten Verbindungslinien hervorgerufen, und die Folgen, welche ihr Verlust im Fall eines Rückzugs haben kann, sind höchst bedenklich.

Alles dieses trägt dazu bei, der vorschreitenden Armee mit jedem Schritt, den sie weiter tut, ein neues Gewicht anzuhängen, so daß, wenn sie nicht mit einer ungewöhnlichen Überlegenheit angefangen hat, sie sich nach und nach immer mehr beengt in ihren Plänen, immer mehr geschwächt in ihrer Wehrkraft und zuletzt ungewiß und besorglich in ihrer Lage fühlt."

Napoleon hat einst gesagt: „Avec une jeune armée on peut enlever une position formidable, mais on ne peut pas suivre jusqu'au bout un plan, un dessein",**) ein Ausspruch, der völlig auf seine Armee vom Frühjahr 1813 paßt. Sie hatte bei Gr. Görschen und Bautzen unter seiner persönlichen Anführung gesiegt, aber ihre improvisierten Truppenkörper bildeten noch keine kriegstüchtige Armee im eigentlichen Sinne des Worts, keine, der man zurufen konnte, wie es der Kaiser 1806 getan: „Keine Ruhe, solange noch ein Mann des feindlichen Heeres im Felde steht."***) Bei Bautzen verfügte er über 200 000 Mann, gegen die um die Hälfte schwächere preußisch-russische Armee, und die Schlacht war durchaus als Vernichtungsschlacht angelegt, dennoch entkamen die Verbündeten mit einem Verlust von 12 000 Mann nach Schlesien.

Der Zustand der aus den Trümmern der in Rußland zugrunde gegangenen Armee errichteten Neuschöpfung hat Napoleon hauptsächlich veranlaßt, den Waffenstillstand von Poischwitz abzuschließen. Dieser gab ihm die Möglichkeit, seine Streitkräfte in Deutschland zu verdoppeln, so daß er mit über 400 000 Mann in den Herbstfeldzug eintrat. Auch dann aber trug er der Beschaffenheit seiner Truppen Rechnung, indem er, wiewohl den 470 000 Mann Feldtruppen, die den Verbündeten zunächst zur Verfügung standen, nahezu gewachsen, sich doch mit seinen Hauptkräften östlich der Elbe anfänglich abwartend verhielt und nur mit der Armee Oudinots einen Offensivschlag auf Berlin führte.

Erwägt man, daß diese Feldarmee von 400 000 Mann an der Elbe die Neuschöpfung eines halben Jahres war, so bildete sie unter den damaligen Verhältnissen eine erstaunliche Leistung, zumal wenn man bedenkt, daß eine große Zahl geschulter Truppen durch die Besatzung der zahlreichen noch im französischen Besitz befindlichen Festungen in Anspruch genommen war. Nur einige 20 000 Mann konnten zu Anfang

*) Vom Kriege. „Über den Kulminationspunkt des Sieges."
**) Maximes de guerre et pensées.
***) An Bernadotte. 28. 10. 1806.

Oktober die bis dahin auf 270 000 Mann zusammengeschmolzene Streitmacht Napoleons verstärken. Auch hier tritt wiederum hervor, wie der Enderfolg auch bei einem verteidigungsweise geführten Feldzuge doch in letzter Linie von der Stärke des Heeres abhängig ist. Auch die Verbündeten hatten bis zu den entscheidenden Tagen von Leipzig starke Einbuße erlitten, auch ihre Truppen waren im Herbstfeldzuge keineswegs von Anfang an alle vollwertig gewesen, aber sie waren durch eine russische Reservearmee verstärkt worden und sie besaßen zu Anfang Oktober ein Übergewicht von etwa 150 000 Mann. Umgekehrt hatten im Frühjahrsfeldzuge Preußen und Rußland bei ihrer Unterlegenheit, wiewohl damals von ihnen nur Kerntruppen im Felde standen, nicht den Sieg über die schwächeren französischen Neubildungen zu erringen vermocht.

Gewiß nicht die Zahl allein entscheidet. Man denke sich die Führung der Schlesischen Armee in anderen Händen als in denen Blüchers und Gneisenaus, an der Spitze des III. preußischen Armeekorps einen aus weicherem Holze geschnitzten Mann als Bülow, und der Herbst 1813 sah die französischen Truppen abermals triumphierend in Berlin einziehen und den Kaiser aufs neue Herr über ganz Norddeutschland werden. Stets haben im Kriege die Persönlichkeiten den Ausschlag gegeben, aber gerade die großen Feldherren haben auch niemals die Bedeutung der Zahl verkannt, vielmehr in der ziffermäßigen Überlegenheit stets ihr bestes Werkzeug zur Erringung des Sieges gesehen. Ebenso wie Napoleon haben daher auch die Führer des preußischen Volkes in Waffen damals unablässig gesorgt, mit einer starken Streiterzahl im Felde zu erscheinen. Ihren Bemühungen ist es zu danken, wenn der verarmte, durch den Tilsiter Frieden zerstückelte Staat bei einer Bevölkerung von noch nicht 5 Millionen ein Heer von 271 000 Mann, 6 vom Hundert der Bevölkerung, aufstellte. Wenn auch Napoleon geflissentlich diese Leistung Preußens unterschätzte und dessen Landwehrformationen nur als zusammengeraffte Haufen gelten lassen wollte, so sah doch seine Umgebung schärfer. Nach der Schlacht bei Dennewitz schrieb der Herzog von Bassano, französischer Minister des Auswärtigen, an den Kriegsminister, der Beitritt Österreichs zu den Verbündeten habe die Lage des Kaisers schwierig gestaltet. „Die russische Armee," sagt er weiter „ist nicht unser gefährlichster Feind. Sie hat sehr gelitten und noch nicht wieder ergänzt werden können. Abgesehen von ihrer sehr zahlreichen Kavallerie spielt sie nur eine untergeordnete Rolle in dem großen Kampfe. Aber Preußen hat große Anstrengungen gemacht; eine hochgradige Begeisterung hat den Entschluß des Königs zum Kriege unterstützt. Preußens Armeen sind zahlreich, Generale, Offiziere und Mannschaften vom besten Geiste beseelt."*)

Es sind immer nur die großen Augenblicke im Völkerleben, die solchen opfermutigen Geist bei der Allgemeinheit hervortreten und es zu einer so hohen Kraft-

*) Zitiert nach Rousset, La Grande Armée de 1813. Paris 1871. S. 227.

anspannung kommen lassen. Eine Politik, die geringeren Zielen nachgeht, neigt dazu, mit den Kriegsmitteln zu geizen. Wie verderblich solches aber werden kann, lehren alle Kriege, die Rußland seit den Befreiungskriegen geführt hat. Es darf allerdings nicht verkannt werden, daß die große räumliche Ausdehnung des Zarenreiches und die mangelhafte Entwicklung seiner Verkehrsmittel die schnelle Versammlung starker Kräfte erschwert haben. Die Tatsache aber, daß in allen neueren Feldzügen Rußlands zunächst unzureichende Mittel eingesetzt und dadurch vermeidbare Krisen hervorgerufen worden sind, ist durch jene äußeren Umstände allein nicht erklärt. Sie deutet vielmehr darauf hin, daß man in Rußland die Bedeutung der Zahl im Kriege gewohnheitsmäßig unterschätzte.

Im Jahre 1828 wurde der Türkenkrieg mit völlig unzureichenden Kräften eröffnet. Er brachte daher im ersten Jahre keinen greifbaren Erfolg. Wenn dann Diebitsch im Jahre darauf, wiewohl er nach der Einnahme von Silistria und seinem Siege bei Kulewtscha ebenfalls nicht über viel mehr als 60 000 Mann gebot, den Feldzug durch seinen Zug über den Balkan beendete, so spricht das wohl für die Kühnheit des Feldherrn, nicht aber für die Möglichkeit, mit einem schwachen Heere durch einen Vorstoß in das Herz des feindlichen Landes den Krieg mit einem Schlage beenden zu können. Moltke sagt in seiner Geschichte dieses Krieges, Diebitsch sei bei Adrianopel „mit dem Schatten eines Heeres aber mit dem Rufe der Unwiderstehlichkeit" angelangt. Der Erfolg beruhte hier allein auf dem Schrecken, den in Konstantinopel das Erscheinen eines russischen Heeres, wenn es auch durch Krankheiten und Entbehrungen geschwächt, nur der „Schatten" eines solchen war, im Süden des bisher noch nie vom Feinde überschrittenen Balkans hervorrief.

Im Februar 1831 rückte zur Niederwerfung der polnischen Erhebung Feldmarschall Diebitsch mit 113 000 Mann über die Grenze; außerdem waren 12 000 Mann zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen verfügbar. Da die russische Operationsarmee der polnischen um mehr als das Doppelte überlegen war, konnte sie als genügend stark erachtet werden, wenn es gelang, die polnische Hauptmacht mit einem großen Schlage zu zertrümmern. Da es aber nicht glückte, die Polen auf dem rechten Weichselufer bis zur Vernichtung zu schlagen, die Masse ihrer Streitkräfte sich vielmehr nach der Schlacht von Grochow bei Warschau nach dem linken Ufer retten konnte, änderte sich allmählich während des den März hindurch dauernden Stillstandes das Kräfteverhältnis zugunsten der Polen. Bereits nach der Schlacht bei Grochow hatte die russische Hauptarmee nur noch 70 000 Mann gezählt. Die Gesamtstärke der Operationsarmee belief sich auf 90 000 Mann. Auf den Etappen standen allerdings jetzt etwa 18 000 Mann, und es waren namhafte Verstärkungen im Anmarsch, die nach und nach die russischen Streitkräfte auf 175 000 Mann bringen mußten. Da diese Verstärkungen jedoch erst Ende März vollzählig auf dem Kriegsschauplatze einzutreffen vermochten, war zeitweilig das Übergewicht der Russen kein sehr großes, zumal der

Stillstand in den Operationen den Polen die Möglichkeit gab, ihre zahlreichen Neubildungen zu vollenden. Sie verfügten Ende März bereits über 76 000 Mann Feldtruppen, und mit Einschluß der Besatzungen von Samostje, Modlin und Praga-Warschau, die bei dem von ihnen geführten Verteidigungskriege zum Teil mit in Betracht kamen, sogar über 100 000 Mann, für welche die vortreffliche reguläre polnische Armee gute Kadres abgab. Die Aussichten der Polen, die sich auf ihre befestigte Weichselfront stützten und ihre Hilfsquellen nahe hatten, waren sonach zeitweilig durchaus nicht ungünstig.

Die vielfachen Schwierigkeiten, die den Russen 1831 in Polen erwuchsen, waren abgesehen von solchen, die der Kriegsschauplatz an sich bot, vor allem darin zu suchen, daß es sich um die Unterdrückung eines weiten aufständischen Gebietes handelte. Auch wo ähnliche Bedingungen nicht obwalten, und selbst dort, wo ein voller Erfolg auf dem Schlachtfelde dem Angreifer wurde, wird dieser indessen meist sehr bald dringend Verstärkungen herbeiwünschen, es sei denn, daß der Gegner nach den ersten Niederlagen sofort in die Kniee sinkt. Damit kann aber im allgemeinen nicht gerechnet werden.

Im Jahre 1866 setzte Moltke es durch, daß, mit Ausnahme der 13. Infanteriedivision, das VII. und VIII. Armeekorps aus Westfalen und der Rheinprovinz nach dem östlichen Kriegsschauplatz herangezogen wurden und so eine der österreichischen Nordarmee etwa gleich starke Macht in Böhmen einrückte. Bei Königgrätz fochten 220 000 Preußen gegen 215 000 Österreicher. Wiewohl die preußischen Armeen bis Ende Juli durch 24 000 Mann, die in der Entscheidungsschlacht nicht mitgefochten hatten,*) verstärkt worden waren, hätten sie doch, wenn die Verhandlungen in Nikolsburg nicht zu einem günstigen Abschluß gebracht worden wären, mit nur 218 000 Mann gegen 260 000 Österreicher, die nach Eintreffen der Südarmee zur Verteidigung der Donaulinie verfügbar waren, den Kampf wieder aufnehmen müssen. Man wird den Wert der siegreichen preußischen Truppen höher veranschlagen können als den der besiegten österreichischen Nordarmee; auch ist es in der Tat vor allem deren Zustand gewesen, der den österreichischen Oberkommandierenden, Erzherzog Albrecht bestimmte, von einer Wiederaufnahme des Kampfes abzuraten. Immerhin hätte die preußische Heeresleitung vor der nicht leichten Aufgabe gestanden, gegenüber gleich starken Kräften den Stromübergang und den Angriff gegen die befestigten Stellungen von Florisdorf durchzuführen. Wenige Schlachten der Weltgeschichte sind für den Sieger so entscheidend ausgefallen, wie die von Königgrätz, und doch ergab sich später an der Donau eine Lage, die einen größeren Kraftüberschuß auf preußischer Seite dringend erwünscht gemacht hätte.

Dieser Lage trägt denn auch eine Denkschrift Moltkes an Bismarck vom 8. August

*) Landwehrdivision Bentheim und 17 vierte Bataillone.

1866 Rechnung, die sich mit dem Fall einer Einmischung Frankreichs vor dem endgültigen Abschluß des Friedens befaßte. Hier heißt es*): „Da Italien vertragsmäßig nicht ohne uns Frieden schließen darf, so würde Österreich mindestens den größten Teil seiner Süd-Armee wieder jenseits der Alpen zurückführen müssen, wie dies auch jetzt schon geschehen zu sein scheint. Es könnten dann noch etwa 150 000 Mann an der Donau gegen uns aufgestellt bleiben, welche zum größten Teil schon durch die Gefechte im Juni und Juli dieses Jahres tief erschüttert sind. Dennoch glaube ich nicht, daß wir bei gleichzeitigem Kriege mit Frankreich die Offensive gegen Wien fortsetzen dürfen, da diese, wenn sie nicht an der Donau zum Stehen kommen soll, unsere ganze Macht in Anspruch nimmt." Moltke befürwortet daher, mit 120 000 Mann in Böhmen gegen Österreich defensiv zu bleiben und die Masse der preußischen Streitkräfte mit den Süddeutschen vereint gegen Frankreich zu verwenden.

In den Entwürfen Moltkes für einen Krieg gegen Frankreich zeigt sich eine mit der wachsenden Streiterzahl stets zunehmende Kühnheit. Im Herbst 1867 rechnet er nur mit den Kräften des Norddeutschen Bundes, die er 250 000 Mann stark, in drei Armeen in einer großen geschlossenen Masse so vorgehen lassen will, daß am dritten Tage nach Überschreiten der Grenze die Anfänge die noch nicht 20 km lange Linie Füllingen—Baronweiler erreichen. Diese Art des Vormarsches soll zugleich die Gewähr einer starken Kräfteentfaltung nach der Front und einer rechtzeitigen Entwicklung nach der Flanke bieten. Eine Denkschrift vom Winter 1868/69 rechnet mit der Wahrscheinlichkeit der Versammlung der Franzosen in zwei getrennten Hauptgruppen, bei Straßburg und Metz, sie betont den Vorteil einer Versammlung der deutschen Kräfte in der Pfalz, wo sie auf der inneren Linie zwischen beiden feindlichen Gruppen stehen. „Wir können uns gegen die einen wie gegen die andern, oder vorausgesetzt, daß wir stark genug sind, gegen beide gleichzeitig wenden." **) Die zu solchem Verfahren erforderliche Überlegenheit ist dann 1870 infolge des Anschlusses der süddeutschen Streitkräfte, und weil die politische Lage gestattete, auch sämtliche Korps aus dem Osten der Monarchie herauszuziehen, vorhanden gewesen und hat die großartige Anlage des Feldzugs ermöglicht, die in sich die Gewähr des Gelingens bot, mochten im einzelnen die Ereignisse sich gestalten, wie sie wollten.

Der unerwartet lange Widerstand, den Frankreich mit Hilfe seiner umfangreichen Neubildungen leistete, ließ dann im zweiten Teile des Feldzuges trotz der beträchtlichen Überlegenheit, welche die Deutschen zu Anfang besaßen, und trotz ihrer ungeheuern Erfolge, zeitweilig nicht unbedeutende Krisen entstehen. Die Kräfte reichten nicht aus, gleichzeitig Paris und Metz mit der Armee Bazaines eingeschlossen zu halten, die Belagerung zahlreicher kleinerer Festungen durchzuführen und die sich sammelnden französischen Provinzialarmeen auseinander zu sprengen. Auch als der Fall von Metz

*) Moltke, Mil. Korresp. 1866. Nr. 329. S. 346.
**) Moltke, Mil. Korresp. 1870. I. Nr. 18. S. 123.

hinreichende Kräfte freiwerden ließ, um sowohl an der Loire wie im Norden die französischen Heere zu schlagen, sahen sich die siegreichen Deutschen doch außerstande, dem Gegner so weit zu folgen, daß ihm eine erneute Ansammlung von Massen unmöglich wurde. Wo die französischen Neubildungen angegriffen wurden, erlagen sie stets den besser geschulten, wenn auch weit schwächeren deutschen Truppen, aber vermöge ihrer Überzahl bereiteten sie der deutschen Führung immer wieder neue Schwierigkeiten. Namentlich an der Loire sah sich die Zweite deutsche Armee durch den exzentrischen Rückzug der französischen Flügel von Orleans auf Bourges und Loire abwärts dauernd genötigt, ihre Aufmerksamkeit nach zwei Seiten zu richten, und ganz zuletzt erforderte das Auftreten der Armee Bourbakis im Südosten Frankreichs die Bildung einer neuen Armee.

Diese Verhältnisse veranlaßten Moltke am 8. Dezember 1870*) eine Denkschrift an Roon zu richten, in der ausgeführt wird, daß es unvermeidlich sei, die noch im Inlande zur Küsten- und Gefangenenbewachung belassenen 57 Landwehrbataillone nach dem Kriegsschauplatz heranzuziehen und die Ersatzbataillone der zur demnächstigen Friedensbesatzung von Elsaß-Lothringen bestimmten Regimenter bereits jetzt nach Straßburg und Metz zu verlegen, um dadurch weitere Landwehrtruppen frei zu machen. Andernfalls müßten die Armeen bei weiterem Vordringen in Frankreich sich durch zahlreiche Besatzungen in ihrem Rücken ungebührlich schwächen. Der Chef des Generalstabes der Armee bezeichnete die sofortige Heranziehung von 12 Bataillonen aus der Heimat als erwünscht. „Wenn es — so heißt es in der Denkschrift — Frankreich möglich gewesen ist, aus Nichts zahlreiche Truppenkörper zu schaffen, welche sich nicht gescheut haben, unseren wohlgeübten Feldtruppen im freien Felde entgegenzutreten, so müssen wir imstande sein, durch Einberufung aller noch zum Dienst verpflichteten, sowie auch der jüngst aus jeder Pflicht entlassenen Landwehroffiziere und -Mannschaften Truppenteile herzustellen, welche die nicht bewaffneten französischen Kriegsgefangenen bewachen und den gewöhnlichen Garnisondienst im Inlande versehen können."

Den Vorschlägen Moltkes ist durch das Kriegsministerium nur zum Teil entsprochen worden. Die Verlegung der Ersatzbataillone von 18 Infanterieregimentern nach Elsaß-Lothringen wurde allerdings sofort in die Wege geleitet und dadurch wurden 14 Bataillone frei. Am 14. Dezember verfügte sodann eine Allerhöchste Kabinettsordre die Bildung von Garnisonbataillonen, deren nach und nach 72 errichtet wurden, nachdem bereits vorher Landwehrdepot-Eskadrons gebildet waren, deren Zahl schließlich 60 betrug.**) Noch bevor diese Maßnahme zur Kenntnis Moltkes gelangte, hatte dieser am 15. Dezember abermals die Notwendigkeit, unverzüglich weitere Kräfte

*) Moltke, Mil. Korresp. 1870. II. Nr. 473. S. 430.
**) Lehmann, Mobilmachung von 1870/71. Berlin 1905.

aufzustellen betont.*) „Die Dringlichkeit der Umstände — schreibt Moltke — und die gewissenhafte Überzeugung, daß ohne eine erhebliche Anstrengung, selbst über die für Friedensverhältnisse bestehende gesetzliche Verpflichtung hinaus, es den deutschen Armeen auf die Dauer nur schwer gelingen kann, die bisher durch einen beispiellos glücklichen Feldzug erreichten Resultate zu behaupten und auszubeuten, veranlassen mich zu einer Wiederholung meiner ergebenen Vorstellung vom 8. d. M."

Man wird angesichts dieses Briefwechsels zwischen Moltke und Roon nicht behaupten können, daß die Leistungen auf organisatorischem Gebiet bei uns während des Krieges selbst auch nur entfernt auf der gleichen Höhe standen, wie diejenigen auf operativem, denn dürftig genug nahmen sich die vom Kriegsministerium getroffenen tatsächlichen Anordnungen in diesem gewaltigen Ringen zweier Völker miteinander aus. Vor allem aber durfte man es gar nicht erst dazu kommen lassen, daß der Chef des Generalstabes der Armee unter dem Drange der Umstände in dieser Weise mahnen mußte, über das Gewöhnliche hinauszugehen, und daß inmitten des Krieges erst Anordnungen getroffen werden mußten, die nicht ohne erheblichen Zeitaufwand durchzuführen waren.

Wenn sonach selbst ein „bisher beispiellos glücklicher Feldzug", falls die gewonnenen Ergebnisse behauptet werden sollten, eine dauernd sich steigernde Kraftanstrengung forderte, um wie viel mehr würde dies ein solcher tun, der auch nur vereinzelte Rückschläge aufweist!

Eine beherzigenswerte Lehre enthält in dieser Hinsicht der russisch-türkische Krieg 1877/78. Die Russen überschritten zunächst mit nur 190 000 Mann die rumänische Grenze, da zahlreiche Kräfte zu Nebenzwecken verwendet wurden. Treffend bemerkt hierzu Oberst Krauß**): „Vergleicht man damit die Wucht und Schnelligkeit, mit welcher Napoleon I. seine gewaltigen Heeresmassen zur Niederwerfung seiner Feinde in Bewegung gesetzt hat, vergleicht man weiter damit den letztvorangegangenen Feldzug 1870/71, wo die schnell und entschieden in Aktion gebrachte Übermacht vor allem anderen die Ursache der Schlag auf Schlag errungenen Siege ist und als größtes Meisterstück Moltkes bezeichnet werden kann, so muß man sagen, daß der Beginn des Feldzuges 1877 einen krassen Rückschritt darstellt, welcher beweist, daß selbst vielfache Lehren nicht genügen, um der Erkenntnis von Ursache und Wirkung immer Bahn zu brechen." Die Geringfügigkeit der Mittel, die Rußland anfänglich anwandte, war um so auffallender, als bekannt war, daß man mit 200 000 Mann auf türkischer Seite in Europa rechnen mußte. „Die anfängliche Schwäche der Operationsarmee — fährt Krauß fort — hatte alle jene Krisen zur Folge, welche die sukzessive Verstärkung der Armee erzwangen . . . . . Gegründet auf die historische Tatsache, daß es den Russen schließlich immer gelungen war, die Türken mit verhältnismäßig ge-

*) Moltke, Mil. Korresp. 1870/71. II. Nr. 516. S. 463.

**) Lehren aus dem russisch-türkischen Kriege 1877—1878. Wien 1903. 1. Heft. S. 35.

ringen Kräften niederzuringen, entwickelte sich bei ihnen ebenso jene Geringschätzung des Gegners wie bei den Franzosen 1870. Daß diese Geringschätzung sich nicht ebenso rächte wie 1870/71, das verdanken die Russen — den Türken. Daß dies schon 6 Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege möglich war, beweist, daß man nicht genug oft und scharf solche grundlegende Lehre aussprechen kann: Man ist nie zu stark im Kriege.

Erzherzog Karl sagte: „Schwachköpfe wollten Bonapartes Ruhm durch die Bemerkung schmälern, daß er die meisten Erfolge seiner überlegenen Kraft verdanke. Gibt es wohl ein größeres Lob für den Staatsmann, als daß er keinen Krieg oder Feldzug begann, ohne solch einer Überlegenheit sicher zu sein?"

Wie der Burenkrieg fortgesetzte Nachschübe von England aus notwendig machte, so daß zuletzt 278 000 Mann sich auf dem Kriegsschauplatze befanden und die Niederwerfung der Burenrepubliken England im ganzen zu einem Aufgebot von 448435 Mann genötigt hat, ist noch frisch in aller Gedächtnis, noch mehr die hohe Anspannung, die dem japanischen Volk auferlegt werden mußte, sobald sich herausstellte, daß die Leistungen der sibirischen Bahn es ermöglichten, dem russischen Heere in der Mandschurei unerwartet rasch zahlreiche Verstärkungen zuzuführen. Man gewinnt einen Maßstab für die die planmäßig vorgesehene Aufstellung von Streitkräften bei weitem übersteigenden Anforderungen, welche an Japan herantraten, wenn man bedenkt, daß die Kompagnien im Laufe des Krieges zum Teil bis auf 300 Mann und darüber vermehrt wurden, weil die vorhandenen Kadres nicht ausreichten. Daß die Japaner gewagt haben, auch einen überlegenen Gegner in verschanzten Stellungen anzugreifen und daß sie zu siegen verstanden, beweist noch nicht, daß die Überlegenheit an Zahl überflüssig ist, vielmehr zeigt sich deren Wert recht deutlich darin, daß die Japaner auch nach der Schlacht bei Mukden noch nicht völlig Herren der Lage waren, weil sie nicht über hinreichende Kräfte geboten.

Die Überlegenheit an Zahl ist stets von Wert gewesen, jedoch nicht immer nach der ganzen Bedeutung, die ihr im Kriege zukommt, gewürdigt worden. Erst seit dem Kriege 1870/71 und seitdem die großen europäischen Festlandsmächte in Nachahmung der preußisch-deutschen Heereseinrichtungen die allgemeine Wehrpflicht angenommen haben, zeigt sich überall ein starkes Anwachsen der Heere. Diese Erscheinung darf keineswegs als eine Anomalie betrachtet werden, sie ist vielmehr ein ganz natürliches Ergebnis des heutigen Kulturzustandes, der erheblichen Steigerung der Bevölkerungsdichtigkeit, und der Möglichkeit, Raum und Zeit mit Hilfe der Eisenbahnen, Telegraphen und sonstigen technischen Hilfsmittel in früher ungeahnter Weise zu beherrschen. Napoleon und Friedrich der Große verfügten über diese Hilfsmittel nicht. Ihr Handeln hatte daher mit Fesseln zu rechnen, wie sie für einen heutigen Heerführer nicht mehr bestehen. Für diesen ist es wirklich so „als rückte

der eigene Staat hinter seiner Armee her".*) Die Erleichterung der Führung und Ernährung von Massenheeren, die mit Hilfe der heutigen Technik erreicht worden ist, hat zu einer Entwicklung des Heerwesens auf breiterer Grundlage wesentlich beigetragen. Es berührt daher eigentümlich, wenn gerade Leute, die sich als Bekenner des Fortschrittes rühmen, doch jeder Stärkung unserer Wehrkraft widerstreben. Sie reden tatsächlich damit dem Rückschritt das Wort.

Die Steigerung kann selbstverständlich nicht ins Grenzenlose gehen, sie darf das Gedeihen des Volkswohlstandes nicht behindern. Davon aber kann bei uns, angesichts des großen wirtschaftlichen Aufschwungs, den ein langer Friede gebracht hat, wohl nicht die Rede sein. Allerdings muß die Wehrkraft eines großen Staates verschiedenen Aufgaben gewachsen sein. In erster Linie ist die Entwicklung der Seemacht im Auge zu behalten, und auch die Schaffung von Kolonialtruppen ist nur eine Frage der Zeit. Die Ereignisse in Südwestafrika beweisen, daß dauernd eine größere Machtentfaltung in der Kolonie erforderlich ist, aber auch, daß für Zeiten stärkeren Bedarfs eine stets bereite heimatliche Reserve- und Ersatztruppe für die Verwendung außer Landes erforderlich ist. Gerade bei Kolonialkriegen dürfen infolge der großen Ausdehnung der in Frage kommenden Gebiete die Kräfte nicht zu schwach bemessen sein, und bei den meist ungünstigen klimatischen Verhältnissen ist der Menschenverbrauch sehr groß. Wir hatten um die Jahreswende 1904/1905 im ganzen etwa 10 300 Mann in Südwestafrika, und doch konnte Oberst Deimling gegen die Hottentotten im Auobtale nicht mehr als 850 Mann in Tätigkeit bringen. Major Meister aber hatte bei Groß Nabas über 50 Stunden hindurch mit nur 190 Mann die ganze Last des Kampfes gegen 1000—1100 Hottentotten und Hereros auszuhalten. Ohne den Heldenmut des Führers und seiner kleinen Schar hätten sich die deutschen Kräfte hier an entscheidender Stelle als zu schwach erwiesen, trotz der im ganzen recht ansehnlichen Stärke der Schutztruppe.

Abgesehen von der Marine und den Kolonialtruppen werden wir indessen auch sonst eine Steigerung unserer Wehrmacht auf die Dauer nicht vermeiden können. Eine solche wird in erster Linie stets im Auge zu behalten haben, daß heutige Massenheere ohne tüchtige Führer wie Schnee unter der Sonne schmelzen würden, und daß an der ohnehin kurzen Dienstzeit in keinem Fall noch etwas abgezogen werden darf, wenn wir überhaupt eine leistungsfähige Feldarmee behalten wollen. Das erste Erfordernis ist bei den heutigen Armeen, daß die Kadres, die dem Ganzen den Halt geben, von guter Beschaffenheit sind. Der innere Ausbau unseres Heeres steht daher in erster Linie. Dem Offizierkorps und Unteroffizierkorps muß fortgesetzt die größte Sorgfalt gewidmet werden. Es muß nicht nur gut, sondern auch gerade bei der heutigen starken Inanspruchnahme durch den Dienst und bei den vielfachen Aufgaben,

---

*) Clausewitz, Vom Kriege Skizzen z. VIII. Buch, 4. Kap.

die es bei den Kriegsformationen zu erfüllen hat, zahlreich erhalten werden. Hier gilt es in erster Linie auf eine Vermehrung hinzuarbeiten, denn auch beim besten Willen vermögen Offiziere und Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes im Kriege keinen vollgültigen Ersatz zu bieten.

Die Zahl der im Frieden militärisch durchzubildenden Mannschaften wird, selbst wenn man nur wenige neue Truppenteile schaffen und sich mit erhöhten Rekruteneinstellungen in die vorhandenen begnügen wollte, schwerlich auf die Dauer mit dem starken Anwachsen der Volkszahl bei uns gleichen Schritt halten können. Dieser aber müssen wir in gewisser Weise Rechnung tragen, wenn wir nicht mit der Zeit die allgemeine Wehrpflicht mehr oder weniger verlassen wollen. Es bleibt sonach nur der Ausweg, die Übungen der Ersatzreserve im Frieden wieder einzuführen, wozu ein stärkeres Personal an Offizieren und Unteroffizieren die Vorbedingung sein müßte. Daß man in diesen flüchtig ausgebildeten Mannschaften keine wirklichen Soldaten erblicken kann, ist ohne weiteres klar, wohl aber gewinnt man in ihnen Elemente für Ersatz- und Besatzungstruppen, die im Kriege ganz von Anfang auszubilden, es an der nötigen Zeit fehlt. Wie sehr man aber solcher Truppen für Kriegszwecke zweiten Ranges bedarf, haben die erwähnten Beispiele erkennen lassen.

Und doch geben diese Beispiele nur ein verkleinertes Bild von den Anforderungen, die ein zukünftiger großer Krieg auf dem europäischen Festlande stellen wird. Die Staaten sind vielfach bestrebt, ihre Grenzen durch Befestigungen zu sichern, zu deren Besetzung man, ebenso wie anderseits zu ihrer Beobachtung oder Belagerung, eines erheblichen Truppenaufgebots bedarf. Es genügt der Hinweis auf die Kräfte, die eine heutige große Fortsfestung vom Verteidiger, vor allem aber vom Angreifer fordert, um sich über die Notwendigkeit klar zu werden, zahlreiche Truppen zweiter Linie aufzustellen, denn ohne deren Vorhandensein würde die eigentliche Feldarmee sich sehr bald ungebührlich geschwächt und zur Untätigkeit verurteilt sehen. Im Verein mit den älteren gedienten Mannschaften des Landsturms könnte eine, wenn auch nur flüchtig geschulte Infanterie für den Fall von Rückschlägen immerhin eine wertvolle Reserve bilden. Sie wird dort, wo es ausschließlich Verteidigung gilt, nicht ohne Nutzen zu verwenden sein, begünstigt doch das heutige Gewehr den Volkskrieg ungemein, weil es selbst in ungeübter Hand der Verteidigung eine weit größere Kraft verleiht, als sie ehedem besaß. Auch die Türken bei Plewna, deren Geschosse so stark unter den Russen aufräumten, waren im Grunde nur Landsturm.

In dieser Beziehung lagen die Dinge noch zu Napoleons Zeit anders. Wenn es ihm gelungen wäre, 100 000 Mann geschulter Truppen des Lagers von Boulogne an der englischen Küste zu landen, dann trieb er mit ihnen unfehlbar die englischen Milizen, denen im wesentlichen damals die Verteidigung des Landes zufiel, mit Leichtigkeit auseinander, und er diktierte den Frieden in London. Daß aber heutigentages drei Armeekorps, auch wenn ihnen jemals die Landung glücken sollte, im-

stande wären, einer englischen Volksbewaffnung Herr zu werden, ist nicht anzunehmen. Ihre Kraft würde sich alsbald an den entgegenstehenden Massen brechen. Daraus aber, daß die Verteidigung rein örtlich genommen, jetzt so viel an Stärke gewonnen hat, folgt umgekehrt wieder, daß eine Offensive, die mehr als einen vorübergehenden Erfolg erzielen will, heute stark sein muß.

Niemandem, der wahrhaft soldatisch empfindet, werden die heutigen Massenheere an sich sympathisch sein. Gewinnt doch der einzelne Mann bei der kurzen Dienstzeit nur schwer den „vollen kriegerischen Manneswert", den Prinz Friedrich Karl als das zu erstrebende Ziel soldatischer Erziehung bezeichnet. Dazu liegt es im Wesen der heutigen Kadrearmeen, daß bei Eintritt der Mobilmachung eine große Zahl von Truppenkörpern ihre gewohnten Führer verliert, daß eine Mobilmachung an sich eine gewaltige Improvisation darstellt. Mancher würde es vorziehen, mit einer kleinen, aber „narbenvollen, abgehärteten Kriegerrotte"*) ins Feld zu ziehen, statt mit dem Volksheere. Er mag wähnen, daß es auch heute noch möglich sei, mit einer festgefügten schwächeren Truppe über einen weit überlegenen, aber minderwertigen Feind nicht nur den Sieg in einer Feldschlacht davonzutragen, sondern ihn auch dauernd an seine Fahnen zu fesseln, den Gegner völlig niederzuwerfen. Berühmte Beispiele aus der Vorzeit leisten solchen Gedanken scheinbar Vorschub, aber diese Beispiele trügen.

Mit einer für den Soldaten überzeugenden Logik ist unlängst die Legende von den gewaltigen Perserheeren zerstört worden, die den Schwertern der schwachen Griechenhaufen erlegen sein sollen.**) Es wurde nachgewiesen, daß es sich dabei, nicht minder als bei den Kriegszügen Alexanders, fast stets um den Kampf zweier annähernd gleichstarker Gegner gehandelt hat. Dementsprechend werden auch zahlreiche Kämpfe des Mittelalters, von denen ähnliches berichtet ist, in das Reich der Fabel zu verweisen sein. Jeder, der weiß, was dazu gehört, ein Heer von Hunderttausenden zu bewegen, es zusammenzuhalten und bei damaligen Kulturverhältnissen zu ernähren, wird diesem Urteil beistimmen müssen. Auch ein neuer Alexander, der etwa jetzt erstünde, würde sich ganz gewiß nicht mit den Kulturverhältnissen unserer Zeit in Widerspruch setzen, er würde den Wert der Zahl zu schätzen wissen und die Stütze, die ihm die Wehrkraft eines ganzen Volkes bietet, nicht verachten.

Der Offizier von heute kann sich gar nicht in die Verhältnisse einer kleinen geworbenen Söldnerarmee hineinversetzen, er selbst ist ein Glied seines Volkes, er findet in der Erziehung und Führung des Volksheeres seinen Beruf und das Ideal seines Lebens, er kann nimmermehr ein Kondottiere sein wollen.

Aber selbst wenn dem nicht so wäre, was hülfe es, ein anderes zu erstreben; gilt es doch, sich mit den einmal bestehenden Verhältnissen abzufinden und auch ihre

*) Clausewitz, Vom Kriege. III. Buch, 5. Kap.

**) Delbrück, a. a. O.

unvermeidlichen Nachteile in Kauf zu nehmen. Wollten wir dauernd darauf verzichten unsere Wehrkraft weiter zu entwickeln, wir würden die erzieherische und hohe ethische Wirkung, die sie für unser ganzes Volkstum besitzt, preisgeben. Durch sie allein vermögen wir wenigstens bis zu einem gewissen Grade schon im Frieden das zu erreichen, was Clausewitz von einer kühnen Kriegführung erwartet: „jener Weichlichkeit des Gemüts, jenem Hange nach behaglicher Empfindung entgegenzuwirken, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Tätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehen." *)

Wir sollen der Mahnung, die Moltke einst in ernster Zeit an Roon gerichtet hat, eingedenk sein und die Worte von Clausewitz beherzigen: „Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben." *)

*) Vom Kriege, III. Buch. 6. Kap.

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.



Erlebnisse beim japanischen Heere.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung der Ereignisse beim japanischen Heere zu geben, deren Zeuge ich sein durfte. Ich beschreibe in dem kurzen Reisebericht nur diejenigen Erlebnisse etwas ausführlicher, von denen ich hoffe, daß sie auch einem weiteren militärischen Kreise einige Anregung bieten können.

Den geschichtlichen Verlauf des Feldzuges setze ich als bekannt voraus, soweit seine Quellen uns bisher erschlossen sind. Zu einer Kritik fühlte ich mich ebenso wenig berufen, wie zu etwaigen taktischen Schlußfolgerungen. Dies muß der maßgebenden Stelle vorbehalten bleiben, die allein über den hierzu erforderlichen umfassenden Nachrichtenstoff verfügt.

Der beiliegende Kartenausschnitt ist auf Grund russischer Aufnahmen unter Zuhilfenahme japanischer Vervollständigungen entstanden, kann aber auf unbedingte Genauigkeit keinen Anspruch machen.*)

Am 25. September 1904 traf der zum japanischen Heere entsendete Prinz Karl von Hohenzollern auf dem deutschen Reichspostdampfer „Sachsen" vor Yokohama ein.

Leider regnete es seit Tagesanbruch ununterbrochen, und tiefhängende Wolken verbargen die Aussicht auf den heiligen Berg Japans, den Fuji. Während die hohenzollernsche Flagge von dem im Hafen liegenden japanischen Wachtschiff salutiert wurde, erschien der kaiserlich-deutsche Gesandte Graf Arco Valley mit den Herren der Gesandtschaft und der japanische Ehrendienst, um den Prinzen zu begrüßen. Am Hafen hatten sich trotz des unfreundlichen Wetters zahlreiche japanische Würdenträger und Zuschauer eingefunden, die dem deutschen Prinzen einen freundlichen Empfang bereiteten.

Ein Sonderzug brachte uns nach Tokio, wo großer Empfang stattfand. Glücklicherweise hatte der Regen inzwischen aufgehört.

*) Die eingezeichneten russischen Befestigungsanlagen sollen nur einen ungefähren Begriff ihrer Lage und Ausdehnung geben. In Wirklichkeit waren sie noch zahlreicher. Es gab fast keine Höhe, kein Dorf, keinen Flußrand, die nicht von den Russen durch Befestigungsanlagen zur Verteidigung eingerichtet gewesen wären.

Das Truppenaufgebot erregte natürlich unsere besondere Aufmerksamkeit. Die kleinen aber geschmeidigen und kräftigen Leute der Ehrenwache sahen vorzüglich aus, die Uniformen saßen tadellos, und die Griffe klappten mit Genauigkeit. Die Reitereskorte trug Lanzen, eine Waffe, die nur von der kaiserlichen Leibwache geführt wird. Viele Leute besaßen die Feldzugsmedaille von 1900, schienen also Reservisten zu sein.

Auf Einladung des Kaisers von Japan nahm der Prinz von Hohenzollern in dem dicht an der See gelegenen europäisch eingerichteten Shibapalast Wohnung. Hier meldete sich auch der für die ganze Dauer unseres Aufenthalts in Japan und in der Mandschurei zum Prinzen kommandierte Oberstleutnant Nagayama, der erst vor kurzer Zeit aus Deutschland heimgekehrt und erster Adjutant des Kriegsministers geworden war. Er sprach vortrefflich deutsch, jedoch mit einem kleinen Anklang an das Offizierkasino der Nürnberger Chevauxlegers, da er zuletzt in diesem Regiment Dienst getan hatte.

Die nächsten Tage waren durch die aufgestellte Zeiteinteilung überreich mit dienstlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen besetzt. Obenan standen der Besuch und Gegenbesuch des Kaisers von Japan; demnächst die dienstliche Meldung des Prinzen von Hohenzollern beim Marschall Marquis Yamagata und beim Kriegsminister Generalleutnant Teraoutsi, da diese beiden hohen Offiziere für uns in Tokio die Vertreter des japanischen Heeres waren.

Der Marschall füllt trotz seines Alters mit großer geistiger Frische das verantwortungsvolle und arbeitsreiche Amt als Chef des Generalstabes des Heeres aus. Er empfing den Prinzen im Generalstabsgebäude mit der besonders dem älteren japanischen Geschlecht eigenen, ausgesuchten Höflichkeit. Den Dank der japanischen Armee gegen Seine Majestät unsern Kaiser für die Ehre, die ihr durch die Entsendung eines deutschen Prinzen erwiesen wurde, drückte er in sehr herzlichen Worten aus. Die Unterhaltung wurde durch den vortrefflich französisch sprechenden General Murata vermittelt.

Marquis Yamagata ist nicht nur der hervorragendste Offizier Japans, der die neue Rüstung des Heeres geschaffen hat, nicht nur der ruhmreiche Führer der Armee im Kriege 1895 gegen China, sondern er ist auch, was im Auslande weniger bekannt sein dürfte, der weitaus bedeutendste Staatsmann seines Vaterlandes und der Vertrauensmann seines Kaisers. In allen wichtigen politischen Fragen gibt seine Ansicht den Ausschlag.

Dieser Umstand und seine angegriffene Gesundheit verhinderten ihn, den Oberbefehl über die Mandschurei-Armee anzunehmen. Er leitete das während des Krieges in Tokio verbleibende große Hauptquartier, übermittelte die kaiserlichen Befehle an Heer und Flotte und wirkte auf das Zusammenfassen aller Machtmittel des Staates zur Niederwerfung des Feindes hin, ohne jemals in den Fehler eines „Hofkriegsrats" zu verfallen. Aus seinem Munde hörte ich, daß er ein begeisterter Verehrer unseres

großen Kaisers Wilhelm I. wäre, dem er gelegentlich eines Aufenthalts in Deutschland vorgestellt worden ist. Nach näherer Bekanntschaft beobachteten wir an dem Marschall viele gewinnende, liebenswürdige Züge, besonders Sinn für Humor und Herz für die Jugend.

Der schon genannte General Murata, mit dem ich mehrfach über die Vorbedingungen unseres Aufenthalts bei der Mandschurei-Armee zu verhandeln hatte, berücksichtigte in der zuvorkommendsten Weise alle Wünsche des Prinzen, soweit es der Kriegszustand irgend gestattete.

Ich hatte auch die Freude, den mir von Berlin her wohlbekannten General Nagaoka begrüßen zu können, der 1901 den Manövern der 1. Garde-Division beigewohnt und sich durch seine hervorragenden militärischen und gesellschaftlichen Eigenschaften die aufrichtige Zuneigung aller Herren des Divisionsstabes erworben hatte. Nun ich ihn in seinem Vaterlande wiedersah, empfing er mich mit unveränderter Freundschaft und war unermüdlich tätig, um uns die Wege zu ebnen. Der General genießt großes Ansehen im japanischen Heere und scheint zu den höchsten Stellen berufen zu sein.

Nächst dem Marschall Yamagata stattete der Prinz von Hohenzollern dem Kriegsminister seine Meldung ab. Ich gestehe offen, daß das sehr ernste, zurückhaltende Wesen des Generals uns im ersten Augenblick etwas betroffen machte. Sehr schnell überzeugten wir uns aber, daß er in wahrhaft herzlicher Weise um das Wohlergehen des Prinzen besorgt war. Sein mächtiger Einfluß reichte bis tief in die Mandschurei, wo er uns stets mit freundschaftlicher Fürsorge umgab.

Wir erbaten und erhielten bei dieser Meldung die bereitwillig erteilte Erlaubnis, Truppenübungen sowie militärische Einrichtungen aller Art besuchen zu dürfen.

Auf den Exerzierplätzen herrschte überall regste Tätigkeit. Es wimmelte von Truppen aller Waffengattungen; teils waren es Reservisten, teils Rekruten, die dort geübt wurden. Sie machten durchweg einen vortrefflichen Eindruck.

Ich darf als bekannt voraussetzen, daß sich die Truppenausbildung im allgemeinen an deutsche Dienstvorschriften anlehnt. Besonders heimatlich mutete mich ein Bataillonskommandeur an, der sein Bataillon unermüdlich in der Doppelkolonne im Tritt übte. Man sagte mir, daß diese Form gelegentlich noch bei Nachtgefechten angewendet würde! Vielleicht ist sie inzwischen wie aus dem deutschen, so auch aus dem japanischen Reglement verschwunden.

Bei den berittenen Truppen machten die kleinen, schlecht gebauten Pferde einen wenig günstigen Eindruck; ich habe diese unansehnlichen Tiere später aber höher schätzen gelernt.

Sehr lehrreich war ein Besuch der Kriegsschule und des Kadettenkorps in Tokio. Beide Anstalten sind in alten Daimio- (Teilfürsten) Schlössern eingerichtet, von herrlichen Parks umgeben und mit verschwenderischer Raumfülle angelegt. Die innere

Ausstattung der Räume ist von soldatischer Einfachheit, jedoch sind die neuesten gesundheitlichen Anforderungen an Luft und Licht überall berücksichtigt. Bei einem Gange durch die Lehrräume fiel uns auf, in wie großem Umfange die deutsche Sprache geübt wird. Die Leistungen der Zöglinge im Exerzieren, Turnen, Fechten usw. waren hervorragend gut. Alles wurde mit Genauigkeit, aber dabei mit größter Lebendigkeit ausgeführt. Besonders beim Ringen, das uns in dieser Art neu war, trat eine wahre Leidenschaft zu Tage. Auf ein paar abgerissene Ohren schien es gar nicht anzukommen.

In diesen militärischen Bildungsanstalten wächst dem Heere ein Ersatz für das Offizierkorps heran, wie man ihn nicht besser wünschen kann: ein Werk des jetzigen Kriegsministers und des Generals Grafen Nodzu, Führers der 4. Armee, die als frühere Vorgesetzte an dieser Stelle grundlegend gewirkt haben.

Von dem ritterlichen Geiste, der hier geweckt und gefördert wird, sind aber nicht nur die besonderer kriegerischer Vorbereitung dienenden Anstalten durchdrungen, sondern die gesamte japanische Volkserziehung in den Schulen zielt darauf, kräftige und mutige Menschen zu bilden.

Wir sind gewohnt, die japanischen Gestalten nach den in Europa reisenden überstudierten und daher etwas durchgeistigt aussehenden Städtern zu beurteilen, die ihren Aufenthalt im Auslande oft nur unter Entbehrungen erschwingen können. Ganz anders sind aber die japanischen Bauern und Fischer beschaffen, aus denen sich Heer und Flotte hauptsächlich ergänzen. Das sind sehr kräftige, breit gebaute, von Gesundheit und Kraft strotzende Menschen, die unglaubliche Anstrengungen ertragen können, ohne zu erliegen.

Ein mehrstündiger Besuch des Prinzen von Hohenzollern galt einem der großen Lazarette des roten Kreuzes in Tokio. Diese unter dem Vorsitz der Kaiserin sehr segensreich wirkende Einrichtung des roten Kreuzes hat im ganzen Lande begeisterte und opferwillige Unterstützung gefunden, und Tausende von Damen widmen sich der freiwilligen Krankenpflege. Die Mittel und Vorräte des Vereins sind sehr groß und kamen Freund und Feind in gleichem Maße zugute.

Die japanischen Ärzte, die fast sämtlich ihre Ausbildung in Deutschland erhalten haben, stehen auf der Höhe der heutigen Wissenschaft. Alles Handwerkzeug zu sachgemäßer Wundbehandlung war in bester und neuester Ausführung vorhanden. Die Räume glänzten in einer fast übertriebenen Ordnung und Sauberkeit; für Licht und Luft war überreich gesorgt, nirgends war der sogenannte „Lazarettgeruch" bemerkbar. Der allen Japanern von Hause aus anerzogene, man kann wohl sagen angeborene Sinn für Reinlichkeit erleichtert den Ärzten ihre Aufgabe ungemein.

In dem Lazarett lagen viele Verwundete und Kranke der 3. Armee, die erst vor kurzer Zeit von Port Arthur herübergebracht worden waren. Sie hatten nicht nur Schußwunden, sondern auch Verletzungen durch Steinwürfe und Brandwunden.

Die von Infanteriegeschossen herrührenden Wunden waren auffallend schnell und ohne Narben geheilt, soweit es sich nicht um schwere Kopf- oder Bauchschüsse handelte. Die übrigens seltener vorkommenden Verletzungen durch Splitter von Artilleriegeschossen sollen sehr viel langsamer heilen. Auch eine Anzahl an „beri-beri“ erkrankter Soldaten hatte Aufnahme in diesem Lazarett gefunden. Die Entstehungsgründe der Krankheit sind noch dunkel. Sie trat besonders heftig während der Regenzeit auf, als die Mannschaften vor Port Arthur wochenlang in den feuchten Deckungsgräben liegen mußten. Soweit es möglich gewesen war, die Erkrankten von ihrem Dienst abzulösen und in die Heimat zurückzusenden, hatten sie sich meist nach einigen Monaten wieder erholt, während andernfalls die Krankheit tödlich verlief. Auch ein Wechsel in der Ernährung scheint einen günstigen Einfluß ausgeübt zu haben.

Die Verwundeten und Kranken machten einen zufriedenen, fast glücklichen Eindruck. Frische Blumen, Bilder, Bücher, sogar Goldfische in Gläsern usw. dienten zu ihrer Unterhaltung. Es ist eine Fabel, daß die Japaner von Natur weniger unter den Schmerzen einer Verwundung oder Wundbehandlung leiden als Europäer; sie können sich aber infolge ihrer spartanischen Erziehung mehr zusammennehmen und die Schmerzen verbeißen. Jedoch lassen die unwillkürlichen, nicht zu vermeidenden Zuckungen der Glieder bei besonders schmerzhaften Wundeingriffen darauf schließen, daß sie ebenso fühlen und leiden wie andere Menschen. Sie sind sehr geduldige, lenksame und dankbare Kranke.

Der Prinz richtete an viele Verwundete teilnehmende Worte und schüttelte den Offizieren die Hand, was sie sichtlich zu erfreuen schien.

In der japanischen Gesellschaft Tokios wurde fast nie vom Kriege gesprochen. Fingen wir davon an, so antwortete man uns in der bescheidensten und zurückhaltendsten Weise. Nie rühmten die Japaner sich ihrer Erfolge, waren aber stets bereit, die Tapferkeit der Russen hervorzuheben. Über den General Kuropatkin sprach man nur mit der größten Hochachtung, da er sich während seines Aufenthalts in Japan 1903 die allgemeine Zuneigung erworben hatte. Seine bisherigen Mißerfolge wurden bedauert; man war geneigt, die Schuld an den russischen Niederlagen nicht dem Feldherrn, sondern seinen Unterführern beizumessen.

Auch in dem geschäftlichen Treiben der Stadt machte sich der Krieg kaum bemerkbar. Jedermann ging ruhig seinem Beruf nach, Menschen fehlten nirgends; wir wunderten uns im Gegenteil oft, noch so viel kräftige junge Leute auf den Straßen zu sehen. Der Volksreichtum Japans ist so groß, daß das Heer verdreifacht werden könnte, ohne daß Menschenmangel eintreten würde.

Bewundernswert ist die Selbstbeherrschung der Japaner. Man könnte das Volk für empfindungslos halten, wenn sich nicht doch gelegentlich die unteren Volksschichten der Großstadt zu Kundgebungen hinreißen ließen. Zur Feier japanischer Siege fanden

harmlose Umzüge auf den Straßen statt, bei Mißerfolgen setzte es Katzenmusiken, die nicht immer harmlos verliefen.*)

Die Trauer über die großen Opfer, die der Feldzug forderte, wurde niemals laut, sie herrschte nur in den innersten Räumen der Häuser und in den Herzen der Menschen. Infolge der seit Jahrhunderten von ritterlichem Geiste geleiteten Volkserziehung ist jedermann von der Auffassung durchdrungen, daß der in den Krieg ziehende Soldat dem Tode geweiht ist. Die Eltern nehmen von dem Sohne Abschied, nicht, indem sie sagen: „Kehre bald gesund wieder heim!", sondern mit den Worten: „Stirb tapfer und vornehm!" Unverwundet in die Heimat zurückgeschickt zu werden, gilt als Schande nicht nur für den einzelnen, sondern für seine ganze Familie und seine Vorfahren. Das höchste Streben jedes Soldaten gipfelt in dem Wunsche, eines rühmlichen Todes zu sterben oder wenigstens mit Wunden bedeckt heimzukehren. Dem vor dem Feinde gefallenen Krieger wird, nachdem sein Leib auf dem Schlachtfelde verbrannt und seine Asche in die Heimat geführt worden ist, ein ewiges Gedächtnis in den Ahnentafeln seiner Familie bewahrt, und noch die spätesten Nachkommen erzählen von ihrem tapferen Vorfahren, der den rühmlichen Heldentod erlitt.

Diese Lebensauffassung schreibt den Eltern auch vor, ihren gefallenen Sohn nicht zu beklagen, sondern seinen Tod mit stolzer Ergebung zu tragen. Wir trafen in der Gesellschaft hohe japanische Offiziere und Staatsbeamte, die mit ruhiger Miene ihren Verpflichtungen, die ihre dienstliche Stellung ihnen auferlegte, in jeder Beziehung nachkamen, und hinterher hörte ich, daß sie vor kurzer Zeit den Tod ihres Sohnes erfahren und sich in ihrem Hause tiefer Trauer hingegeben hatten.

Ein großes Gastmahl beim Kriegsminister machte uns mit zahlreichen japanischen Offizieren bekannt. Nach dem Essen spielte eine Militärmusik mit Geschick und Geschmack deutsche Lieder und kriegerische Märsche. Unter diesen Klängen stellten sich die jüngeren japanischen Herren zum Parademarsch auf und marschierten mit gezogenen Säbeln vor dem Prinzen von Hohenzollern vorüber. Für diese liebenswürdige Huldigung, die in begeisterten Hochrufen auf den deutschen Kaiser gipfelte, dankten wir deutschen Offiziere, denen sich die Uniform tragenden Herren der Gesandtschaft anschlossen, indem wir, obwohl an Zahl nur schwach vertreten, einen Parademarsch vor dem Marschall Yamagata ausführten. Ein richtiger deutscher Bierabend beschloß das gelungene Fest. —

Nachdem endlich die nötigsten gesellschaftlichen Verpflichtungen erledigt waren, drängten wir natürlich zur Abreise nach dem Kriegsschauplatz. Bei allem Entgegen-

*) Als sich in Tokio die Kunde von dem Untergange japanischer Truppenschiffe verbreitete, zogen lärmende Volkshaufen vor das Haus des Admirals Kamimura und bedrohten die Familie des Admirals, „weil er die russischen Kreuzer nicht verhindert hätte, die wehrlosen japanischen Schiffe in den Grund zu bohren". Eine Verkennung der Tatsachen, wie sie die ungebildeten Volksschichten auch neuerdings bei der Verkündigung des Friedensschlusses an den Tag gelegt haben.

Bekanntlich gelang es dem Admiral später, die russischen Kreuzer unschädlich zu machen.

kommen für unsere Wünsche legte aber die japanische Regierung Wert darauf, den deutschen Prinzen auf einem ihrer besten Dampfer und unter der sicheren Begleitung von Kriegsschiffen nach Dalny zu befördern. Da der regelmäßige Kriegsfahrplan der Truppenbeförderungen nicht geändert werden konnte, so mußte also die Rückkehr und Instandsetzung des für diesen Zweck bestimmten Schiffes abgewartet werden.

Nach einem kurzen Ausfluge in die schöne Bergwelt Nikkos, nördlich Tokio, siedelte der Prinz auf Einladung des Grafen Arco in die deutsche Gesandtschaft über. In diesen Tagen drangen die ersten Nachrichten über ein großes, noch unentschiedenes Ringen der Heere zwischen Liaoyang und Mukden zu uns und stellten unsere Ungeduld auf eine harte Probe. Endlich reisten wir am 12. Oktober ab und trafen nach einem kleinen Aufenthalt in Kioto, der alten Hauptstadt Japans, am 15. Oktober abends in Schimonoseki ein. Am nächsten Morgen gingen wir an Bord der „Awa Maru", die unter dem Salut des Wachtschiffes den Hafen verließ. Dicht voraus fuhr der Kreuzer „Niitaka", um jede Gefahr eines Zusammenstoßes mit schwimmenden Seeminen von der „Awa Maru" abzuwenden. Eine Torpedobootsflotille begleitete uns etwa 3 bis 4 Stunden und kehrte zurück, als die Flotte des Admirals Kamimura in Sicht kam, die nunmehr bis zur Südspitze von Korea den Schutz gegen das damals noch auf freier See befindliche russische Wladiwostok-Geschwader übernahm. Es war ein prachtvoller Anblick, als sich die japanischen Kriegschiffe salutschießend näherten, während die Besatzungen unter den Klängen des preußischen Königsmarsches in Parade auf den Decks standen und Hurra riefen.

Während der ganzen Fahrt herrschte auf der „Awa Maru" eine musterhafte Ordnung und Ruhe, obgleich sich etwa 1300 Mann und zahlreiche Pferde als Ersatz für verschiedene Truppenteile an Bord befanden. Es war ein eigenartiges Gefühl, mit diesen Leuten zusammen zu sein, die in wenigen Tagen dem Tode in das Angesicht sehen sollten. Der Prinz bat die Truppenführer, mit ihm zusammen zu speisen; aber leider war die Unterhaltung sehr schwierig, da jeder Satz durch Oberstleutnant Nagayama übersetzt werden mußte.

Während der ersten beiden Tage war schönes, stilles Wetter; am 18. Oktober bezog sich der Himmel, es wurde stürmisch und empfindlich kalt. Der starke Seegang erwies sich für eine Anzahl der Leute verhängnisvoll. Traurig wickelten sich die kleinen Männer in ihre roten Decken und versuchten ihr Unbehagen zu verschlafen. Die bisher in Holzverschlägen auf Deck untergebrachten Pferde wurden vermittels Krähnen in die inneren Räume des Schiffes hinabbefördert, wo sie ruhiger standen.

Am Nachmittage liefen wir in die Bucht von Dalny*) ein, im großen Bogen die noch nicht völlig beseitigte Minensperre umfahrend. Gegen 5 Uhr ging die „Awa Maru" vor Anker, salutiert von der Flotte des Admirals Hosona. Ein Anlegen an

*) Talien wan heißt: Dalnybucht.

der Ufermole war des hohen Seeganges wegen unmöglich. Nach Begrüßung durch die Hafenbehörden verließ der Prinz trotz des ungünstigen Wetters das Schiff, da die ganze Besatzung von Dalny zu seinem Empfange aufgestellt worden war. Nachdem wir unsere Befähigung als gute Turner beim Hinabspringen in die heftig schaukelnde Dampfpinasse des Admirals Hosoya dargelegt hatten, wurden wir in pfeilgeschwinder Fahrt an Land befördert, wo sich infolge des voraufgegangenen Regens ein tiefer, breiartiger Schmutz entwickelt hatte. Auf Laufbrettern, um nicht bis über die Knöchel zu versinken, erreichten wir die für uns bereitgehaltenen Wagen, in denen wir, an den Truppen vorbeifahrend, zu unserer Wohnung gelangten.

Unser Wohnhaus war ein ansehnliches, im Glanze zahlreicher elektrischer Flammen strahlendes Gebäude, früher Eigentum oder Dienstwohnung des russischen Stadtoberhauptes. Leider war die Luftheizung in Unordnung, so daß wir uns an dem einzigen Kamine wärmen mußten. Dafür standen aber 6 Klaviere, von denen einige unbrauchbar, die übrigen arg verstimmt waren, und 1 Harmonium an den Wänden. Da wir uns nicht denken konnten, daß der frühere Besitzer in solchem Grade musikalisch gewesen wäre, so mutmaßten wir, daß diese Tonwerkzeuge erst während der Plünderung und Einäscherung Dalnys durch die Chinesen hierher „gerettet" worden waren. Es wird wohl nie ganz aufgeklärt werden, wen die Schuld an der nutzlosen Zerstörung der Stadt trifft. Die Russen scheinen versucht zu haben, die Dienstgebäude zu verbrennen, und die Chinesen behaupten, daß sich das Feuer dann weiter verbreitet habe. Nach den Eigenschaften der niederen chinesischen Bevölkerung zu urteilen, muß man ihr die bereits vor dem Eintreffen der japanischen Truppen vollendete Plünderung des russischen Eigentums zuschreiben.

Ein recht einfaches, aber in der neuen Umgebung um so eindrucksvolleres Mahl mit den Spitzen der Behörden beschloß den Tag unserer Ankunft auf dem Kriegsschauplatze.

Mehrfach war bereits die Frage erwogen worden, ob der Prinz bei der Nähe Port Arthurs nicht erst die 3. Armee besuchen und einige Tage den Belagerungsarbeiten beiwohnen sollte. Aus vielen Gründen schien es aber richtiger, zunächst unsere dienstliche Meldung beim Marschall Marquis Oyama abzustatten. Auch wurde angenommen, daß der unentschiedene Ausgang der Oktoberkämpfe am Schaho dort bald zu einer neuen Schlacht führen müßte.

Der Prinz setzte daher am 20. Oktober vormittags die Reise nach Liaoyang fort, wo wir nach etwa 20stündiger Fahrt am 21. Oktober vormittags eintrafen, empfangen von dem japanischen Prinzen Kanin, der auf Befehl des Kaisers von Japan dem deutschen Prinzen als ständiger Begleiter zugeteilt worden war.

Diese verhältnismäßig friedliche Aufgabe des kaiserlichen Prinzen, der sich als Kommandeur seiner Kavallerie-Brigade in der Schlacht am Schaho in hohem Maße ausgezeichnet hatte, war für einen so fähigen und seinem Berufe ergebenen Soldaten

vielleicht nicht gerade angenehm. Er blieb aber stets gleichmäßig liebenswürdig und immer bereit, etwaige Schwierigkeiten zu beseitigen. Mit der Zeit entwickelte sich ein sehr freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Prinzen.

In Liaoyang befanden sich Tausende von uniformierten Arbeitssoldaten, die damit beschäftigt waren, die riesigen Vorräte der Mandschurei-Armee in Magazinen aufzustapeln. Aber es waren fast gar keine Truppen vorhanden, denn die Armeen standen etwa 20 bis 30 km weiter nördlich am Schaho. Unter diesen Umständen wünschte der Prinz natürlich, inmitten der 4. Armee, der wir zugeteilt worden waren, Wohnung zu nehmen. Leider stellten sich der Ausführung dieses Gedankens große Schwierigkeiten entgegen, unter denen nicht die geringste die war, daß durch die dauernde Anwesenheit beider Prinzen nebst Gefolge in der Front, der Armee selbst große Unbequemlichkeiten erwachsen mußten. Da anderseits die Truppen aber auch von Liaoyang aus schnell, d. h. mit halbstündiger Eisenbahnfahrt und einem kurzen Ritt, zu erreichen waren, so wurde beschlossen, vorläufig hinter der Front zu bleiben.

Bald nach unserer Ankunft erfolgte die Meldung beim Marschall Marquis Oyama. Wir fuhren mit der Eisenbahn bis zum Bahnhof Yen tai*), wo der Prinz von dem Chef des Generalstabes der Mandschurei-Armee, dem General Baron Kodama, empfangen und nach dem etwa $1^1/_2$ km von der Station entfernten Orte Yen tai, dem Hauptquartier des Marschalls, geleitet wurde.

Marquis Oyama hat eine für japanische Verhältnisse ungewöhnlich große Gestalt und machte den Eindruck ruhiger Willensstärke. Mit seinem Generalstabschef, dem General Baron Kodama, schien er in den freundschaftlichsten Beziehungen zu stehen. Die Begrüßung mit dem Prinzen vollzog sich in sehr herzlichen Formen. General Graf Nodzu, der Führer der 4. Armee, war auch erschienen, ein liebenswürdiger Herr mit klugen, feinen Zügen und dem gewinnenden Benehmen eines Grandseigneur. Graf Nodzu war ebenso wie der Prinz Kanin vom Kaiser von Japan persönlich für das Wohlergehen des Prinzen Hohenzollern verantwortlich gemacht worden und hat diese Pflicht stets in wahrhaft väterlicher Weise ausgeübt.

Nachdem alle Gründe für und wider das Verbleiben der Prinzen in der Front nochmals eingehend erörtert waren, wurde bestimmt, daß wir in Liaoyang wohnen, aber sofort von jeder wichtigen Veränderung der Kriegslage unterrichtet werden sollten. Im übrigen stand es dem Prinzen von Hohenzollern vollkommen frei, jederzeit auf kürzere oder längere Zeit zu den Truppen zu kommen, wann und wo es ihm wünschenswert erscheinen sollte.

Marschall Oyama erwiderte den Besuch am folgenden Tage in Liaoyang und stieg dann für kurze Zeit in dem Hause ab, in dem früher General Kuropatkin gewohnt haben sollte und vor dem noch die russischen Schilderhäuser standen.

Um mich über die Aufstellung der 4. Armee und die Möglichkeit eines mehr-

*) S. Karte 1.

tägigen Aufenthalts des Prinzen daselbst zu unterrichten, begab ich mich am 29. Oktober über Yen tai nach Tsai kia tun, dicht östlich von Ta kou, dem Hauptquartier der 4. Armee gelegen.

In Tsai kia tun war ein chinesisches Gehöft für unsern zeitweiligen Aufenthalt eingerichtet worden. Man hatte die Räume fünf Tage lang gereinigt, die Wände mit weißem Papier beklebt und die Papierfenster ausgebessert, auch einige Stühle und Tische hineingestellt. Mehr zu bieten waren die Truppen nicht imstande. Am Nachmittage machte ich einen Spaziergang auf den San kuai schi schan (russ. Zwei Kuppenhügel), einen Berg mit steilen Basaltkuppen, der während der Schlacht am Schaho eine Rolle gespielt hat; auf ihm wurde am 11. — 12. Oktober durch nächtlichen Angriff eine russische Brigade vernichtet. Am nächsten Morgen ritt ich in Begleitung des mir zugeteilten Hauptmanns Ogata zunächst die Stellung des rechten Flügels der 4. Armee, die 10. Division, ab. Ihre Vorposten standen den russischen auf kaum 1 bis 2 km gegenüber. Der Divisionskommandeur, Generalleutnant Kawamura, empfing mich sehr freundlich; er gab Befehl, daß mir alles gezeigt und auf alle Fragen Auskunft erteilt werden sollte. Schließlich stellte er mir ein sehr gutes russisches Beutepferd zur Verfügung, auf dem ich mich viel behaglicher fühlte als auf den nicht so gut gerittenen japanischen Tieren.

Die Hauptstellung der Division lag auf dem vorderen Abhang der Höhen, die sich etwa 3 bis 4 km südlich des Schaho hinziehen und eine freie Übersicht über das ganze Vorgelände bieten. Die Truppen waren beschäftigt, die Stellung, die aus tiefen Schützengräben mit zahlreichen Unterständen bestand, noch mehr zu verstärken. Die Kuppen der Berge waren meist in geschlossene Stützpunkte verwandelt worden, die sich gegenseitig flankierend unterstützen konnten. Alle Anlagen waren dem Gelände vortrefflich angepaßt und hoben sich, von vorn gesehen, wenig ab. Die Batteriestellungen lagen etwa 500 m hinter der Hauptstellung, hinter die Höhen zurückgezogen. Die Geschütze hatte man, soweit sie sich in den Deckungen befanden, mit Bodenerzeugnissen (z. B. Stroh) bedeckt, so daß sie ganz unsichtbar waren. Schutzdächer sicherten gegen die Wirkung russischer Schrapnellkugeln. Alle Anlagen sollten untereinander und nach rückwärts durch gedeckte Wege verbunden werden. Da die Arbeiten aber in dem harten Felsenboden hergestellt werden mußten, so waren sie zeitraubend und anstrengend. Vor der Hauptstellung befand sich unten in der Ebene die Vorpostenstellung; auch sie bestand aus Schützengräben und Batteriedeckungen; als Stützpunkte dienten die Trümmer der zerstörten Dörfer. Auf den Höhen jenseits des Schaho, besonders auf dem sogenannten „Berg mit der Pagode" (Taschan), sah man durch das Fernglas einzelne russische Reiter, auch konnte man russische Fußtruppen bei der Herstellung von Schützengräben usw. beobachten. Leider herrschte an diesem Tage tiefe Stille, nur selten hörte man ganz von fern einen Kanonenschuß. Hinter der Hauptstellung waren die japanischen Truppen teils in Dörfern, teils noch in Zelten und Biwaks untergebracht; jedoch begannen sie bereits mit der Anlage unterirdischer

Hütten und Ställe, da die Nächte schon sehr kalt wurden. Gegen Abend stieg überall bei Freund und Feind weithin sichtbarer Rauch auf, da sowohl die Biwaksfeuer als auch die Heizeinrichtungen der chinesischen Häuser vermittels des auf den Feldern liegenden Kauliangstrohs*) unterhalten wurden.

Nach meiner Rückkehr versuchte ich, auch meinen Wohn- und Schlafraum in Tsai kia tun heizen zu lassen, hatte aber damit kein Glück, weil der beißende Rauch durch die Ritzen der altersschwachen Ofenbank drang und den Aufenthalt im Zimmer unmöglich machte. Ich mußte mich daher entschließen, bei — 8° zu Bett zu gehen, d. h. mich in Decken zu wickeln.

In der Nacht vom 30. zum 31. Oktober erwachte ich von lebhaftem Gewehrfeuer, bei dem ich deutlich das Schützenfeuer der Japaner von den knarrenden Salven der Russen unterscheiden konnte. Die Verlockung, dorthin zu eilen, war sehr groß, die Entfernung schien gering zu sein. Der Versuch, meinen japanischen Begleiter zu erwecken, mißlang aber. Ich machte mich also allein auf die Suche und stolperte in die sternenhelle Nacht hinaus. Nachdem ich mindestens eine Stunde lang dem Gefechtslärm zugestrebt hatte, natürlich mit sehr schlechtem Gewissen wegen meiner Eigenmächtigkeit, sah ich die Schüsse aufblitzen. Ich kam leider etwas zu spät, die Russen hatten das Dorf, um dessen Besitz gekämpft worden war, schon verlassen und wurden noch ein Stück in die Nacht hinein verfolgt, während die japanischen Truppen, die sehr durcheinander gekommen zu sein schienen, bereits wieder gesammelt wurden. Als jede Aussicht geschwunden schien, daß die Russen durch einen Vorstoß sich der verlorenen Ortschaft wieder zu bemächtigen suchen würden, begab ich mich etwas enttäuscht auf den Heimweg. Da ich mich immer an einem ziemlich geradeaus führenden Weg gehalten hatte, so gelang es mir mit Hilfe des leidlich sichtbaren Gipfels des San kuai schi schan, wieder in mein Quartier zurückzufinden, wo ich todmüde anlangte, ohne von dem Posten, der mich wieder erkannte, arretiert zu werden. Für die Zukunft nahm ich mir aber vor, keine Unternehmungen mehr ohne japanische Begleitung auszuführen.

Am Morgen des 31. Oktober ritten wir zur Reserve-Division der 4. Armee. In der Nähe des Schauplatzes meiner nächtlichen Tätigkeit angekommen, unterrichtete ich mich über den Gang des Nachtgefechtes. Das umstrittene Gehöft lag zwischen Pu tsau wa und Ho schen kou und war überfallen worden, wobei man zahlreiche russische Gefangene gemacht hatte; später wurde es mit in die japanische Verteidigungslinie der Vorposten einbezogen. Die Division, verstärkt durch schwere Artillerie, stand unter dem General Ujiyama und war noch gefechtsbereit, da es den Anschein hatte, als ob die Russen wieder vorgehen würden, um sich in Besitz der ihnen entrissenen Stellung zu setzen. Es entspann sich aber nur ein langer Artilleriekampf,

*) Kauliang ist eine Art Mais.

der übrigens von den Japanern nur schwach geführt wurde, während die russische Artillerie bis zum Nachmittage sehr heftig schoß. Sie verfuhr dabei so, daß sie das ganze Gelände unter Streufeuer nahm und zwar mit Salven von je 4 Schrapnells, die bald hier, bald dort platzten. Verluste sah ich nur eintreten bei einer japanischen Munitionskolonne, bei der aus Zufall einige Leute und Pferde getroffen wurden. Die russischen Schrapnells schienen durchweg zu hohe Sprengpunkte zu haben, wodurch sich ihre Wirkung sehr verringerte. Da sich die Kriegslage nicht veränderte, setzten wir uns in einen Schützengraben und frühstückten, und als das Feuer bald ganz einschlief, kehrten wir in unser Quartier zurück. Am Nachmittag hatte ein Offizier der 4. Armee die Liebenswürdigkeit, mir auf meine Bitte einen Vortrag im Gelände über den nächtlichen Kampf um den San kuai schi schan zu halten.

Die räumlich sehr begrenzte Stellung war am 11. Oktober von einer russischen Infanterie-Brigade und einer Anzahl Feldgeschütze besetzt gewesen. Da ein Sturm bei Tage sehr große Verluste erfordert hätte, beschloß der Führer der 4. Armee, einen nächtlichen Angriff zu unternehmen. Er bestimmte hierfür die 10. Division, stellte aber dahinter noch 2 Reserve-Brigaden bereit. Bei Tage war den Unterführern die Aufstellung ihrer Truppen, das Ziel und die Richtung gezeigt worden; nachts sollte das Abbrennen eines Strohhaufens das Zeichen zum Vorgehen geben. Es war streng verboten zu schießen, bis sich die Truppen dem Feinde unmittelbar genähert hätten. Als Erkennungszeichen hatte die Infanterie die Khakimäntel abgelegt und trug auf den schwarzen Mänteln weiße Armbinden. Das Vorgehen erfolgte folgendermaßen: In erster Linie gingen Patrouillen, die das Angriffsgelände kannten, mit kleinen weißen Fähnchen vor, um die Richtung für die folgende Schützenlinie festzuhalten und die Besatzung der feindlichen Stellung zu erkunden. Sie sollten nicht schießen, sondern sich nahe vor dem Feinde niederlegen und das Herankommen der Schützenlinie abwarten. Dann folgte die dichte Schützenlinie, Arm an Arm vorgehend, lautlos und ohne Schuß, dahinter mit etwa 50 m Abstand in zweiter Linie geschlossene Unterstützungstrupps und endlich auf 150 bis 200 m Entfernung geschlossene Bataillone. In dieser Weise bewegte sich die ganze Division vorwärts, bis die vordersten Truppen von den Russen entdeckt und beschossen wurden. Der größte Teil der japanischen Schützenlinie warf sich mit gefälltem Gewehr auf den Feind, nur ein Teil des rechten japanischen Flügels eröffnete ein kurzes heftiges Feuergefecht. Da nämlich dieser Flügel der Division die russische Stellung überragte und nicht auf den Feind stieß, schwenkte er ein und drang in das hinter dem Berge liegende Dorf San kuai schi, in dem sich ein hin und herwogendes Gefecht entspann. Schließlich gelang es, die Russen zu umzingeln und sie, soweit sie noch nicht zurückgewichen waren oder sich ergaben, zu vernichten. Die russische Artillerie hatte, obwohl sie im ersten Anlauf überrannt worden war, ihre Gespanne heranzuholen und sich in der Dunkelheit und dem Durcheinander des Kampfes zu retten vermocht.

Das Unternehmen konnte gelingen, weil es unter sehr günstigen Vorbedingungen ausgeführt wurde. Die russischen Truppen standen in einer vorgeschobenen Stellung, ohne rechtzeitig von ihren Hauptkräften unterstützt zu werden, und sie verhielten sich auch völlig abwehrend, ohne den geringsten Versuch eines Gegenstoßes zu machen. Die Nacht war so sternenklar, daß die eigenartige Doppelkuppe des Berges dauernd als Richtungspunkt dienen konnte. Endlich verfügten die Japaner über eine große Mehrheit und hatten solche nächtlichen Unternehmungen im Frieden häufig geübt.

Der eigentliche Kampf ist übrigens nur von den vordersten japanischen Truppen durchgefochten worden, also etwa von 4 bis 6 Bataillonen, während die übrigen Truppen nicht eingesetzt worden sind, sondern sich nur bereit zum Eingreifen hielten. Trotzdem entstand zuletzt eine große Unordnung, so daß es längere Zeit dauerte, bis die durcheinandergeratenen Verbände wieder geordnet waren.

Ich glaube daher, daß nächtliche Kämpfe größerer Truppenmassen nach wie vor ein Notbehelf bleiben werden, da sie sehr vielen unberechenbaren Zufälligkeiten ausgesetzt sind.

Die Spuren des Kampfes waren noch deutlich erkennbar. Zerbrochene Waffen, Munition, Gebrauchsgegenstände usw. lagen überall in der verlassenen russischen Stellung umher. Die gefallenen Russen waren in den zugeworfenen Schützengräben begraben und die Stellen mit Holzkreuzen versehen worden; die japanischen Leichen hatte man, wie üblich, verbrannt. Zahlreiche Holzsäulen mit Inschriften bezeichnen auf der Nordseite des Berges die japanischen Führer und Truppenteile, die in diesem Kampf gefallen sind. Die Verluste auf beiden Seiten waren annähernd gleich, etwa je 1000 Mann an Toten und Verwundeten; 200 bis 300 Russen gaben sich gefangen.

Am 1. November vormittags kehrte ich nach Liaoyang zurück. Beim Ritt durch Ta kou hatte ich mit dem Oberkommando verabredet, daß die beiden Prinzen mit ihrer Begleitung in den nächsten Tagen nach Tsai kia tun kommen und mehrere Tage bei der 4. Armee verbleiben sollten.

Leider war der erste Aufenthalt des Prinzen von Hohenzollern in der Front nicht vom Wetter begünstigt. Als wir am 4. November in Tsai kia tun eintrafen, wehte bereits ein sehr kalter Wind. Trotzdem machten wir einen Spaziergang über das Schlachtfeld des San kuai schi schan und des Tempelberges (russ. „Bewaldeter Hügel“, jap. „Terrayama“). Das Gefecht am Tempelberge ist bemerkenswert, weil es häufig als Beispiel eines in kürzester Zeit und fast ohne Feuervorbereitung über eine freie Ebene am Tage durchgeführten Infanterieangriffs genannt worden ist.

Dieser Kampf einer japanischen Brigade gegen die von 2 bis 4 russischen Kompagnien besetzte Stellung ist aber nach japanischer Auffassung nur aus dem Grunde so leicht gelungen, weil die schwache russische Besatzung den Angriff überhaupt nicht aus-

hielt, sondern die Stellung sehr frühzeitig räumte, worauf die japanische Brigade wie ein einziger breiter und tiefer Schützenschwarm in die Stellung hineinrannte.

Trotzdem verloren die Japaner über 900 Mann an Toten und Verwundeten. Einem stärkeren und standhafteren Feinde gegenüber wäre also dieser Angriff sicher gescheitert.

Als wir von unserem Gange heimkehrten, war das durch Leinewandwände in verschiedene Wohnräume eingeteilte Quartier inzwischen durch Kohlenfeuer erwärmt worden.

Bei einem Schneesturm ritten wir am nächsten Morgen zur 10. Division, jedoch hinderte das Wetter jede Aussicht. Auf beiden Seiten herrschte fast völlige Ruhe, nur selten fiel ein Schuß von einer hinter dem Taschan („Berg mit der Pagode") verdeckt liegenden russischen Batterie, die Tag und Nacht in langsamen Pausen feuerte.

Am 6. November besuchte der Prinz die Reserve-Division Ujiyama. Bis auf einige herübergesandte Schrapnellschüsse verhielten sich die Russen auch an diesem Tage ganz ruhig. Um die von uns besuchten japanischen Stellungen nicht unnötig sichtbar zu machen, bat man uns, gelbbraune Mäntel überzuziehen, wie sie von dem ganzen Heere gleichmäßig getragen wurden.

Die Rückkehr nach Liaoyang erfolgte am 7. November.

Am nächsten Vormittag erschien General Baron Kodama beim Prinzen von Hohenzollern, um ihm einen Vortrag über den Verlauf des Feldzuges bis zur Schlacht am Schaho zu halten. Leider spricht er nicht deutsch, so daß die Übersetzung durch den ihn begleitenden General Matsukawa erfolgen mußte. Es war sehr lehrreich, die Gründe, die für die Heeresbewegungen maßgebend gewesen waren, zu erfahren. Der Vortrag gab uns auch ein Bild von den Schwierigkeiten, mit denen der Nachschub für das japanische Heer zu rechnen hatte.

Besonders bemerkenswert erschien mir der feste Wille zum Siege, von dem der General ganz erfüllt war und der sich z. B. in den Worten aussprach: „Als ich aus den bis zum 9. Oktober eingegangenen Nachrichten ersehen hatte, daß die Russen zur Offensive übergehen wollten, beschloß ich sofort, sie trotz ihrer Überlegenheit anzugreifen usw."

General Baron Kodama war ein häufiger und stets sehr gern gesehener Gast des Prinzen, dem er noch viele schätzenswerte Vorträge hielt. Er war aber auch ein ungemein liebenswürdiger und stets heiterer Gesellschafter, der seine Umgebung gern neckte, aber selbst auch für jeden Scherz empfänglich war. Ich habe mich selten so gut unterhalten, wie im Verkehr mit diesem geistreichen Manne. Neben seiner umfassenden Tätigkeit als Chef des Generalstabes eines Heeres von rund 300 000 Mann fand er noch die Zeit, sein Amt als Generalgouverneur von Formosa fortzuführen und die Leistungsfähigkeit dieser hoffnungsvollen Kolonie Japans zu fördern. —

Allmählich machte sich der Winter mehr und mehr fühlbar. Bei Nordwind sank die Tageswärme trotz des Sonnenscheins immer häufiger unter den Gefrierpunkt, bei Nacht fror es regelmäßig. Niederschläge kamen nur selten, so daß jeder Wind eine starke Staubentwicklung erzeugte. Es war aber nicht etwa nur Sand, was dann durch die Luft wirbelte, sondern getrockneter und zerfallener Schmutz übelster Art.

Die Mißwirtschaft der chinesischen Beamten hat das früher wohlhabende und fruchtbare Land arm gemacht und seine Bewohner auf eine äußerst niedrige Bildungsstufe hinabgedrückt. Die Mandschus sind unglaublich unreinlich, ihre Niederlassungen starren von Schmutz. Ihre Nahrung besteht aus höchst unappetitlichen Dingen. Überall herrscht ein unerträglicher Geruch nach ranzigem Fett, Knoblauch — und schlimmeren Sachen. Infolge ihrer Armut und mangelhaften Ernährung sind die durchschnittlich lang gewachsenen Menschen sehr schwächlich und dabei diebisch und feige.

Alle öffentlichen Gebäude, Stadtmauern, Tempel und Brücken liegen in Trümmern oder gehen dem sicheren Verfall entgegen. Die sogenannten „Straßen" sind gar keine Wege, sondern veränderliche Triften, die in der Regenzeit unergründlichen Sümpfen gleichen. Nur die Begräbnisstätten zeigen Spuren von Pflege.

Ich übergehe die wiederholten Ausflüge zur Front, wo sich die allgemeine Kriegslage lange Zeit wenig änderte. Besuche bei der 1. und 2. Armee gaben uns Gelegenheit, die Aufstellung auch dieser Armeen kennen zu lernen und uns mit den Führern dieser Truppen bekannt zu machen. Die Tage in Liaoyang gingen hin mit dem Sammeln von Nachrichten über Heereseinrichtungen aller Art, die Abende wurden ausgefüllt mit Vorträgen, die Oberstleutnant Arita, der Chef des Generalstabes der Etappen der 2. Armee, über die rückwärtigen Verbindungen des ganzen Heeres hielt.

Die Bestimmungen, die unsere Dienstvorschriften für die Etappen enthalten, sind von den Japanern sinngemäß angewandt worden und scheinen sich durchaus bewährt zu haben. Mit großer Geschicklichkeit wußten sich die Etappenbehörden in den schwierigsten Lagen zu helfen. Mehrfach erwiesen sich aber die Verkehrshindernisse als geradezu unüberwindlich und dann entstanden jene langen Pausen in den Heeresbewegungen, die der Kriegführung einen so ungewöhnlichen, scheinbar zögernden Ausdruck verliehen haben.

Am 1. Januar wurde das japanische Heer durch die Übergabe Port Arthurs überrascht. Unser Wunsch, einige Zeit der Belagerung beizuwohnen, war mehrfach geäußert worden, jedoch hatte sich seine Ausführung aus vielen Gründen bisher nicht verwirklichen lassen. Nunmehr wurde dem Prinzen bereitwilligst gestattet, die Festung zu besichtigen. Da sich jedoch, abgesehen von der kriegsgefangenen Besatzung, viele unzuverlässige Elemente in Port Arthur befanden, auch ansteckende Krankheiten in der Stadt herrschten, sollte sowohl der Ausmarsch der russischen Truppen als auch die vollendete Abschiebung des Pöbels und ein ärztlicher Bericht über die Gesundheitsverhältnisse abgewartet werden, ehe unsere Reise festgesetzt wurde.

Inzwischen hatten die Russen, wie bekannt, Anfang Januar eine große Kavalleriemasse unter dem General Mischtschenko gegen die linke Flanke und die rückwärtigen Verbindungen des japanischen Mandschurei-Heeres vorgeschickt. Am 13. oder 14. Januar war russische Kavallerie an verschiedenen Stellen der Eisenbahnlinie Liaoyang—Dalny gemeldet worden, schien sich aber am 15. Januar wieder entfernt zu haben. Unsere Abfahrt von Liaoyang erfolgte am 16. Januar. Die Reise verlief ohne Zwischenfälle; die wenigen, den Russen gelungenen flüchtigen Unterbrechungen der Bahn waren bereits wiederhergestellt, so daß man den Eindruck der Erfolglosigkeit des russischen Unternehmens hatte. Am 17. mittags trafen wir in Dalny ein.

Der Eisenbahnbetrieb von Dalny nach Port Arthur war nur bis zum Hauptquartier der 3. Armee im Betriebe, wo der Prinz am 19. Januar zunächst dem General Nogi einen Besuch abstattete. Der General bewohnte ein mehr als bescheiden eingerichtetes chinesisches Haus. Er ist ein in den strengsten Auffassungen der Pflichterfüllung lebender Offizier, von eiserner Tatkraft, ohne Rücksicht auf seine Person. Diese Eigenschaften bekundeten sich auf den ersten Blick in seinem Auftreten und seinem ganzen Äußeren. Bei alledem machte er aber einen sehr gewinnenden Eindruck in seiner einfachen, herzlichen Höflichkeit. Sein bisheriger Chef des Generalstabes und nunmehriger Kommandant von Port Arthur, General Iditti, der fertig deutsch spricht, vermittelte Frage und Antwort.

Da sich jedoch noch nicht alle notwendigen Vorbedingungen für den Aufenthalt der beiden Prinzen in der von Krankheiten verseuchten Festung hatten erfüllen lassen, so kehrten wir zunächst nach Dalny zurück. In langen Kolonnen marschierten russische Gefangene aus der Festung, während die Truppen der 3. Armee teils mit der Eisenbahn, teils mit Fußmarsch nach Norden zogen.

Am 21. Januar trafen wir in Port Arthur ein, nachdem wir die Fahrt von der vorläufigen Eisenbahnendstation Schu kia tun bis zur Festung in russischen Droschken zurückgelegt hatten. Wir waren zunächst durch eine kilometerbreite, völlig freie Ebene gefahren, die im Süden durch eine mächtige Gebirgswand begrenzt wurde. Bei der Nähe der Festung glaubte ich, daß auf diesen Höhen die ersten Festungswerke oder wenigstens vorgeschobene, ständige Stellungen der Russen gelegen hätten. Dieser, auch nach einem Blick auf die Karte nicht unnatürliche Gedanke erwies sich aber als unrichtig. Wir fuhren sogar noch längere Zeit durch die Täler der Port Arthur vorgelagerten Höhen, ehe wir überhaupt die *japanische* erste Artilleriestellung nördlich der Festung erreichten, wo wir ausstiegen, um uns durch die dem Prinzen zur Verfügung gestellten Generalstabsoffiziere der 3. Armee unterrichten zu lassen.

Jetzt erst lagen vor unseren Blicken die Forts der Nordfront auf etwa 3 km Entfernung; dicht hinter ihnen, durch höhere Erhebungen teilweise verdeckt, die Stadt und der Hafen mit den Küstenbefestigungen; alles innerhalb der Schußweite des Angreifers, so daß der Zweck der ständigen Landfront, Stadt und Kriegshafen zu

schützen, überhaupt nicht erreicht war. Trotz dieser Sachlage sollen nicht einmal bombensichere Räume in der Stadt vorhanden gewesen sein.

Von unserem Standpunkt konnte man die auf einer niedrigen Erhebung in der Ebene liegende Schanze Kuropatkin (auch Wasserleitung-Schanze genannt) sowie die bei dem zerstörten Dorf Suischiyin angelegten vier russischen Infanteriewerke sehen. Daß diese behelfsmäßigen Befestigungen den Japanern einen recht langen Widerstand leisteten, ist wohl erklärlich, weil sie unter dem wirksamen Feuer der starken Nordforts und der unmittelbar hinter diesen überhöhend aufgestellten russischen Batterien lagen und hieran eine starke Unterstützung fanden.

Die gegen die Nordforts vorgetriebenen Annäherungswege sind, soweit sie nicht im Tale der Eisenbahn durch Erdschichten führen, in den felsigen Boden hineingearbeitet worden.

Wir fuhren demnächst nach dem Fort Sungschuschan (von den Russen als Zwischenwerk 3 bezeichnet). Auf dem Wege dorthin kamen wir durch die streckenweise noch erhaltenen russischen Annäherungshindernisse. Sie bestanden aus Stacheldraht, der aber nicht an ständig errichteten Eisenstangen, sondern an nicht besonders fest in den Boden gesteckten Holzpfählen befestigt war.

Der Abhang der Höhe, auf der sich das Fort erhebt, war von zahlreichen, schluchtartigen Wasserrissen durchfurcht; die Böschung flachte sich ganz ungleichmäßig ab, so daß viele tote Winkel vorhanden zu sein schienen. Diese natürlichen Vorteile des nicht aufgeräumten Vorgeländes haben die Japaner sehr geschickt für ihre Annäherungswege ausgenutzt. Ein auf das Glacis vorgeschobener russischer behelfsmäßiger Schützengraben, der die Nachteile des Vorgeländes für die Verteidiger einigermaßen hatte ausgleichen sollen, bot den Japanern später gute Deckung.

Wir erstiegen nunmehr das Fort und zwar von seiner Westseite. Die ganze Böschung des Abhanges und des Glacis waren von japanischen 28 cm-Geschossen durchwühlt, Trichter lag neben Trichter, der Boden war mit Geschoßsplittern und Steingeröll bedeckt, so daß sein ursprüngliches Aussehen völlig verwischt war. Der Abstieg in den früher wohl 6 m tiefen und sehr steilen Graben war durch herabgerutschte Trümmer erleichtert; desgleichen der Aufstieg auf den Hauptwall, der ebenso zerstört und durchwühlt erschien. Es war aber der japanischen Artillerie nicht möglich gewesen, die in den Felsenboden hineingearbeiteten und betonierten „äußeren Grabenwehren“ kampfunfähig zu machen. Ich glaube, daß der harte Felsenboden selbst einer noch stärkeren Artillerie Widerstand geleistet haben würde. Die Grabenwehren hatten daher durch Pioniere gesprengt werden müssen, um die darin befindlichen Russen zu vertreiben. Alle vorher unternommenen Stürme, von denen allerdings einer der ersten, am 22. August, beinahe zum Ziele geführt hätte, scheiterten immer wieder, weil es nur wenigen Leuten gelang, durch das verheerende Feuer der Maschinen-

gewehre aus dem Graben auf den Wall des Forts zu gelangen, wo sie dann von der Besatzung niedergemacht oder wieder herabgedrängt wurden.

Das Innere des Forts glich einem großen Trümmerhaufen, nur an der Kehle waren noch Reste von Bauwerken zu erkennen. Die Japaner hatten, nachdem die Russen aus der Grabenwehr vertrieben waren, sogar das Fort in die Luft gesprengt, weil die Besatzung in der in den Felsen gebauten und betonierten Kehlkasematte, sowie in den verdeckten Unterständen unter dem Hauptwall allen Stürmen erfolgreichen Widerstand leistete, bis diese Räume durch Sprengung unhaltbar wurden.

Wir besichtigten dann eine südlich des Forts gelegene, von den Japanern als Hilfsfort bezeichnete Batterie, zu der ein verdeckter Weg unter Ausnutzung der alten chinesischen Mauer führte. Auf dem Wege standen einige 9 cm-Feldmörser. In der Batterie befanden sich noch eine alte 10,5 cm-Kanone und ein modernes Schnellfeuergeschütz in kampffähigem Zustande, alle übrigen Geschütze waren unbrauchbar.

Auf dem weiteren Wege zur Stadt fuhren wir durch mehrere hintereinanderliegende Hindernisse hindurch, die behelfsmäßig angelegt waren und ebenso wie die Stadtumwallung nur einen geringen Wert zu haben schienen.

Die Stadt selbst war größtenteils unversehrt. Ich halte die Schilderungen von den Leiden, die die Bevölkerung während der Belagerung ausgestanden haben soll für sehr übertrieben. Ein absichtliches Beschießen der Stadt hat überhaupt nur insofern stattgefunden, als die Japaner die ihnen der Lage nach bekannten militärischen Gebäude und die Hafeneinrichtungen zu zerstören versuchten. Hierbei und bei der Beschießung der russischen Kriegsschiffe sind allerdings eine Anzahl Geschosse fehlgegangen. Von einer Zerstörung der Stadt ist aber gar keine Rede, da nur wenige Gebäude beschädigt sind. Auch Nahrungsmittel sind bis zum Ende der Belagerung in hinreichender Menge vorhanden gewesen.

Der Prinz nahm Wohnung in dem Hause eines höheren russischen Offiziers dessen Einrichtung unberührt vorhanden war. Vor vielen Wohnhäusern, Banken, Geschäften usw. standen, soweit die Besitzer nicht mehr anwesend waren, japanische Posten. Den Ausschreitungen des Pöbels hatte man durch japanische Wachen vorgebeugt. Es herrschte Ordnung und Ruhe in der ganzen Stadt. In dem Chinesenviertel wurde bereits ein schwunghafter Handel mit Nahrungsmitteln betrieben.

Die nächsten Tage waren der Besichtigung der anderen Forts der Nordfront, eines Teils der Küstenbefestigungen und der russischen Kriegsschiffe, sowie der Nordwestfront mit der berühmten Höhe 203 gewidmet. Abends fanden Vorträge über den V e r l a u f der ganzen Belagerung statt.

Eine sehr eingehende Schilderung des Wertes der Festungswerke und des Kampfes um Port Arthur unter Benutzung japanischer und russischer Quellen wird vom großen Generalstabe bearbeitet. Ich kann mich daher kurz fassen.

Fort Erlungschan (russisches Fort III) und das Nordfort des Tungkikuanschan (russisches Fort II) boten ähnliche Bilder der Zerstörung wie Sungschuschan, da auch sie zuletzt mit mehr oder weniger Erfolg durch Minen zerstört worden waren. Das Ostfort des Tungkikuanschan (russische Batterie B) hatten die Russen selbst am 2. Januar gesprengt.

Es war oft schwer zu erkennen, welche Zerstörungen in den russischen Werken bereits vor den Mineur-Sprengungen durch die japanische Artillerie angerichtet worden waren. Jedenfalls hat die Angriffs-Artillerie durch Niederkämpfen oder Niederhalten der russischen Kampfgeschütze der japanischen Infanterie die Möglichkeit gegeben, sich auf den Grabenrändern der Glacis festzusetzen und sich dort dauernd zu behaupten. Und erst unter dem Schutze der Infanterie gelang es den japanischen Pionieren, die schwierige und zeitraubende Arbeit des Minierens auszuführen.

Keinesfalls kann man der japanischen Belagerungsartillerie den Vorwurf machen, sie hätte „versagt". Weder ihre Verwendung, noch ihre Ausbildung ist mangelhaft gewesen, und ihre verhältnismäßig geringe Zahl, besonders an ganz schweren Geschützen, erklärt sich aus den ungeheuren Schwierigkeiten, die eine Beförderung so schwerer Kaliber nebst der dazugehörigen Munition mit sich bringt.

Ob es aber überhaupt möglich war, diese Felsenfestung nur durch Artilleriewirkung sturmreif zu machen, wage ich nicht zu entscheiden. Sobald die Japaner sich diese Frage in verneinendem Sinne beantwortet hatten, sind sie sofort dazu übergegangen, die bombensicheren Grabenwehren und Kasematten der Forts sprengen zu lassen.

Neue Lehren für den Festungskrieg wird der Verlauf des Kampfes um Port Arthur kaum gebracht haben. Auf russischer Seite sehen wir eine aus vorzüglichen Linientruppen bestehende Besatzung von mehr als zwei Divisionen, stärker als der räumlich begrenzte Umzug der Festung sie erforderte. Die Werke, obwohl zum Teil veraltet und unfertig, erlangten durch die Widerstandskraft des Felsens eine kaum durch neuste Brisanzgeschosse zu überwindende Festigkeit; in dieser Hinsicht wirkten auch die behelfsmäßigen Anlagen, soweit die vorhandene Zeit die Herstellung tiefer Gräben ermöglicht hatte, wie ständige Befestigungen, z. B. die auf der Höhe 203. Die russischen Verluste, die infolge der so lange widerstandsfähig gebliebenen Deckungen erst gegen das Ende der Belagerung wirklich schwer geworden sind, konnten aus den reichlichen Reserven stets schnell wieder ergänzt werden. — Auf der andern Seite hatte die japanische 3. Armee nicht die zur beschleunigten Belagerung der Festung erforderliche erhebliche Überlegenheit an Zahl und an Kriegsgerät. So ungleiche, für den Belagerer ungünstige, für den Verteidiger günstige Vorbedingungen bilden aber nicht die Regel im Festungskriege, und deshalb kann man aus dem Kampfe um Port Arthur auch keine besonderen Lehren ziehen. Daß die Japaner im Vertrauen auf die Tapferkeit ihrer Infanterie und wohl auch unter dem Drucke anderer Verhältnisse immer

und immer wieder versuchten, den langsamen Fortgang der Annäherungsarbeiten abzukürzen, wird man ihnen nicht zum unbedingten Vorwurf machen können. Wie würde das Urteil des grünen Tisches lauten, wenn Port Arthur bereits am 22. August mit Sturm genommen worden wäre? Nahe genug stand die Festung an diesem Tage vor dem Falle, das ist sogar aus russischen Berichten zu ersehen.

Während der Angriffe auf die noch nicht sturmreifen sicheren Deckungen der Russen vergröberte sich die beiderseitige Taktik schließlich derartig, wie man es in unserm Zeitalter wohl nicht für denkbar gehalten hätte. Ob man aber aus der Anwendung von Handgranaten, brennendem Petroleum, Landtorpedos usw. allgemein gültige Regeln für den Festungskrieg entnehmen kann, bezweifle ich. Man lernt nur daraus, wie erfinderisch die Not macht. Der Erfindungsgabe sind indes auch in Zukunft keinerlei Schranken gesetzt!

Keinesfalls darf man aber aus der schließlich zum Falle der Nordforts von Port Arthur führenden Mineur-Arbeit folgern, daß nun in Zukunft stets den Pionieren die Hauptarbeit beim Beseitigen der Sturmfreiheit eines Werkes zufallen würde. Diese Arbeit muß auch ferner durch die schwere Artillerie geleistet werden und nur ausnahmsweise, z. B. bei Felsenfestungen, durch Pioniere.

Die uns zu eingehenderer Besichtigung der Festung zur Verfügung stehende Zeit war kurz bemessen. Aus dem Norden kamen am 25. Januar Nachrichten, die auf eine russische Offensive schließen ließen, und wir eilten zurück. Als wir in Liaoyang eintrafen, ging die Schlacht bei Sandepu ihrem Ende entgegen, ohne zu einem Kampfe auf der ganzen Front beider Heere geführt zu haben. Es war sehr lehrreich für uns, zu erfahren, daß in diesen mehrtägigen Kämpfen, die sich fast ganz in einer freien Ebene abspielten, der japanischen Infanterie ausdrücklich die für solche Gefechte als besonders geeignet erprobte Angriffsart in kleinen Gruppen und kurzen Sprüngen empfohlen worden war.

Der Februar verging in der Erwartung und Vorbereitung auf kommende große Ereignisse. Zahlreiche schwere Batterien waren in der Front eingetroffen. Die 3. Armee war westlich Liaoyang versammelt, die neugebildete 5. Armee hatte ihren umfassenden Vormarsch gegen die linke Flanke des russischen Heeres angetreten. Aber unsere ungeduldigen Anfragen beim Hauptquartier und bei der 4. Armee wurden dahin beantwortet, daß die Kriegslage in der Front noch unverändert wäre.

Am 26. Februar erhielten wir endlich die ersehnte Nachricht, daß nunmehr auch bei der 4. Armee der Angriff gegen die russischen Stellungen beginnen würde. Am folgenden Tage verließen wir Liaoyang und rückten in voller Kriegsstärke in Tsai kia tun, unserem alten Quartier, bei der 4. Armee ein.

Der allgemeine Verlauf der Schlacht bei Mukden ist bekannt.*) Der Prinz wurde

*) Siehe Zehntes Beiheft zum Mil. W. Blatt. 1905.

täglich telegraphisch von den Bewegungen sämtlicher Armeen in Kenntnis gesetzt, so daß es mit Hilfe unserer Karten möglich war, dem Gange der Ereignisse zu folgen.

Ich will versuchen, die Schlacht so zu schildern, wie sie sich bei der 4. Armee in unseren Köpfen und vor unseren Blicken abspielte.

Schon am 27. Februar hatten wir auf unserm Ritt von Yen tai über Ta kou nach Tsai kia tun lebhaftes Geschützfeuer gehört, auch mehrfach die kleinen weißen Rauchwölkchen der platzenden Schrapnells sich gegen den blauen Himmel abzeichnen sehen.

Am Morgen des 28. brachen wir frühzeitig auf und ritten nach dem etwa 5 km entfernten Hsikoushan. Durch einen uns dort erwartenden Offizier der 4. Armee wurden wir über die Kriegslage unterrichtet. Die in der Mitte des japanischen Heeres stehende 4. Armee sollte zunächst mit der zahlreichen ihr unterstellten schweren Artillerie die ihr gegenüberliegende stark befestigte russische Stellung niederkämpfen. Ein gewaltsamer Angriff war vorläufig nicht beabsichtigt, er hätte viele nutzlose Opfer gekostet; auch mußte sich durch das Vorschreiten der andern Armeen auf beiden Flügeln bald von selbst eine Erleichterung für die weitere Aufgabe der 4. Armee ergeben.

Die japanischen Truppen standen gefechtsbereit verdeckt in oder hinter ihren vorbereiteten Stellungen, die im Laufe der Zeit eine beträchtliche Stärke erreicht hatten. Teile der Infanterie schienen im Vorgehen begriffen, um den Gegner zur Entwicklung zu veranlassen. Im allgemeinen wurde aber der Kampf nur von der beiderseitigen Artillerie und zwar ohne besondere Heftigkeit geführt. Wir blieben bis zum späten Nachmittag auf der Höhe.

Russische Truppenbewegungen waren in der Ebene zwischen dem Taschan und dem Putilow-Hügel (jap. Namakoyama) bemerkbar; wir sahen Infanteriekolonnen und Batterien von Osten nach Westen marschieren. Von der 1. und 2. japanischen Armee schallte Geschützfeuer herüber. Die Lage bei der 4. Armee änderte sich an diesem Tage nicht. Der Kanonendonner dauerte fast die ganze Nacht hindurch.

Auch am 1. März beobachteten wir den Kampf wieder vom Hsikoushan aus. Schon beim Hinreiten hörten wir den Donner sehr schwerer Geschütze. Die Japaner eröffneten heute das Feuer mit ihren 28 cm-Haubitzen. Von der Höhe aus bot sich unseren Blicken dasselbe Bild wie am gestrigen Tage, jedoch war das Geschützfeuer sehr viel stärker geworden. Das japanische Feuer richtete sich hauptsächlich gegen die am Horizont als kleine spitze Kuppe sichtbare russische Stellung des Nowgorodhügels (jap. Manpaoshan). Jeder Schuß der 28 cm-Haubitzen war genau zu beobachten; die schweren Granaten trafen anscheinend mit großer Genauigkeit die Kuppe und warfen jedesmal eine bis zu 10 m hohe, dunkle Rauch- und Staubsäule auf, die längere Zeit über dem Ziele schwebte. Der Knall der platzenden Geschosse, die mit brisanter Ladung gefüllt waren, schallte bis zu uns herüber.

Die gesamte schwere Artillerie der Japaner, außer sechs 28 cm-Haubitzen aus einer Anzahl langer 12 cm-Marinegeschütze, russischer langer 10,5 cm-Kanonen und vielen 9 cm-Mörsern bestehend, war in Tätigkeit, unterstützt von der bei der 4. Armee besonders stark vertretenen Feldartillerie. Die Russen antworteten mit großer Heftigkeit, meist mit Salven zu vier Schuß. Wir glaubten zu bemerken, daß sie die zwei zu beiden Seiten des Hirayama (zwischen Pu tsau wa und Wa ho pu tsy) verdeckt aufgestellten 28 cm-Batterien nicht auffinden, wenigstens nicht erreichen konnten, da diese gar nicht getroffen wurden. Die russischen Batterien waren sowohl an dem aufblitzenden Mündungsfeuer, als auch an der Staubentwicklung bei jedem Schuß deutlich zu erkennen. Wir beobachteten mehrere dieser Batterien bei Lüan fan tuu, Schaho tun und nordwestlich des Taschan. In dem Kampf gegen den Putilow- und Nowgorod-Hügel griff auch mehrfach eine bei Schu lin tsy südwestlich des Bahnhofs Schaho stehende japanische 28 cm-Batterie flankierend ein. Im allgemeinen blieb aber das Feuer der Japaner ein verhältnismäßig langsames, während es sich bei den Russen bald zu größter Heftigkeit steigerte.

Im Laufe des Tages hatten die Truppen der 4. Armee den Abmarsch russischer Kräfte auf Pai ta pu festgestellt. Die Stärke des Gegners wurde aber noch auf 4 bis 5 Divisionen mit etwa 150 Geschützen geschätzt. Die japanischen Truppen biwakierten in ihren Bereitschaftsstellungen, obgleich die Nacht kalt war (abends — 4°, am Morgen des 2. März — 8° R). Die Bagagen, die bis dahin in den Quartieren gehalten hatten, wurden gegen 5⁰⁰ nachmittags zu den Truppen herangezogen, so daß bald abgekocht werden konnte. Die Verluste bei der 4. Armee beschränkten sich an diesem Tage auf wenige Verwundete.

Bei der 2. Armee erreichte das Feuer zeitweise große Heftigkeit, ob von japanischer oder russischer Seite, war nicht zu beurteilen. Gegen Abend ließ das Schießen allmählich nach und hörte mit einbrechender Dunkelheit völlig auf.

Für den 2. März beabsichtigte die 4. Armee, näher an die russische Stellung heranzugehen, um den Feind festzuhalten. Ein Sturm wor noch nicht geplant; er hätte auch sehr viel Blut gekostet und nicht den Absichten der obersten Heeresleitung entsprochen. Das Hauptquartier der 4. Armee siedelte, entsprechend der Linksschiebung ihrer Truppen, von Ta kou nach Tschieu huan hua tien über; für uns hatte man in Nin kuan tun Quartier gemacht.

In der Nacht vom 1. zum 2. März war bis Mitternacht alles ruhig. Gleich nach Mitternacht aber erwachten wir durch sehr heftiges Infanteriefeuer, das vom rechten Flügel der 2. Armee herüberschallte. Bald begann auch der Infanteriekampf vor der 4. Armee, und mit Tagesanbruch erschütterte das Feuer der 28 cm-Haubitzen unser Haus.

Für das Vorgehen gegen die russische Stellung war angeordnet worden, daß die 10. Division mit ihrer rechten Flügel-Brigade den Teil der russischen Stellung, der

in der ungefähren Linie Taschan—Lüan san tun lag, durch Vorgehen gegen die Linie Fan schön—Liu tsien tun (nördlich Pu tsau wa) beschäftigen sollte. Mit ihrer linken Flügel-Brigade hatte sie gemeinsam mit der Reserve-Division gegen die starke russische Stellung des Nowgorod- und Putilow-Hügels vorzugehen. Die 6. Division sollte mit ihrem rechten Flügel das Dorf Scha ho pu angreifen, mit dem linken Flügel die von ihr besetzten Orte La mu tun und Lin schin pu halten. Man schätzte die Stärke der in der Stellung Nowgorod—Putilow-Hügel stehenden Russen auf etwa ein Armeekorps; die von Scha ho pu bis zur Eisenbahn sich hinziehenden russischen Befestigungen schienen von der gleichen Truppenzahl besetzt zu sein.

Bereits vor Tagesanbruch des 2. März hatte sich der rechte Flügel der 10. Division den Besitz der ihm angegebenen Linie erkämpft und die russischen Vortruppen bis Liu tsien tun zurückgeworfen. Im Laufe des Vormittags gelang es auch dem linken Flügel der 10. und der mit ihm gemeinsam fechtenden Reserve-Division, die flachen Höhen nördlich Siau tun kou und Hou tai lin tsy zu nehmen, so daß die vorderste japanische Linie sich jetzt von Fan schön über Tschien santa kan tsy (Nan kan tsy) bis etwa 600 m südlich Scha ho pu erstreckte. Das Vorgehen war durch ein starkes Feuer der gesamten japanischen schweren und Feldartillerie unterstützt worden. Von dem Infanterie-Angriff hatten wir leider nichts gesehen, da sich das Vorgehen auf Fan schön in der Dunkelheit, die Angriffe in der Richtung auf den Nowgorod- und Putilow-Hügel aber in sehr unübersichtlichem Gelände abgespielt hatten.

Die bisher bekannten Karten geben die Eigenart des Geländes nicht scharf genug wieder. Die scheinbar ebenen Flächen sind überall von Mulden und Schluchten durchsetzt, in denen die Infanterie völlig verschwand, wenigstens von unserm Standpunkt, dem Hsikouschan, unsichtbar blieb.

Mit dem weiteren Vorgehen der Japaner wurde der Momedjiyama als Beobachtungspunkt für uns bestimmt. Von hier begab ich mich zu den in der Nähe befindlichen Batterien, die aus eroberten russischen Feldgeschützen und langen 10,5 cm-Kanonen bestanden. Gegen 1⁰⁰ nachmittags trat ein heftiges Schneetreiben ein, das die Heftigkeit des Artilleriefeuers auf japanischer Seite verringerte, während die Russen gerade während dieser Zeit besonders viel schossen. Die japanische Infanterie benutzte die Undurchsichtigkeit der Luft schleunigst, um weiter vorzudringen, während die Artillerie einen umfangreichen Munitionsersatz bewirkte. Als das Schneetreiben gegen 3⁰⁰ aufhörte steigerten die japanischen Geschütze ihr Feuer auf die Gegend des Nowgorod-Hügels wieder. Man konnte dort in jeder Minute etwa 20 bis 30 Schrapnells und 2 bis 3 schwere Granaten platzen sehen, dagegen wurde aus der russischen Stellung nun erheblich schwächer gefeuert. Um so heftiger schossen dafür die russischen Batterien bei Lüan san tun und Scha ho tun, gegen die sich bald zwei der 28 cm-Haubitzen, scheinbar mit guter Wirkung, wendeten.

Auffallenderweise feuerten die 28 cm-Haubitzen heute und in den folgenden Tagen

mit rauchendem Pulver. Auf meine Frage hörte ich, daß die Russen, wenngleich sie inzwischen die Aufstellung der Batterien gefunden hätten, sie doch nicht zu erreichen vermöchten. Man wollte daher das rauchschwache Pulver sparen, auch die Rohre nicht unnötig angreifen.

Die Infanterie der 4. Armee hatte sich auf der ganzen Front unter ziemlich starken Verlusten allmählich noch näher an die starke russische Stellung herangearbeitet. Die erreichten Stellungen wurden sofort von den Japanern zur nachhaltigen Verteidigung eingerichtet. Da der Boden zur Bearbeitung mit Spaten und Hacke zu hart war, schleppte man Sandsäcke von hinten nach vorn und stellte daraus Deckungen her. An manchen Punkten lagen sich die beiden Gegner auf 100, ja auf 50 m Nähe gegenüber.

Der Kampf bei der 4. Armee schien an diesem Abend bereits gegen 6⁰⁰ beendet zu sein. Bei völliger Dunkelheit begann jedoch gegen 8⁰⁰ noch einmal heftiges Infanteriefeuer, in das sich von 8³⁰ an auch starkes Artilleriefeuer mischte. Die Russen machten einen Vorstoß, wurden aber abgeschlagen. Sie wiederholten den Versuch dann gegen 11²⁰ mit demselben Mißerfolg und machten noch gegen 1⁰⁰ nachts vereinzelte Vorstöße, die ebenfalls abgewiesen wurden. Sie benutzten bei dieser Gelegenheit einen elektrischen Scheinwerfer, um das Vorgelände abzuleuchten, erleichterten dadurch aber nur der japanischen Artillerie das Schießen.

Am 3. März ritt ich frühzeitig nach dem Hirayama, wo sich General Ando, Kommandeur der 10. Division, mit seinem Stabe aufhielt. Die ganze Gegend wurde von den Russen unter starkem Schrapnellfeuer gehalten. Auf dem Hügel selbst befand sich ein splittersicherer Unterstand, der dem Stabe als Aufenthaltsort diente. Leider war die vorderste Linie der japanischen Infanterie, die der russischen Stellung gegenüber lag, auch von hier aus nicht zu beobachten, ich konnte nur einige größere geschlossene Abteilungen in einer Mulde liegen sehen. General Ando war aber durch mehrere in der Nacht hergestellte Telephonleitungen mit den Führern der vordersten Linie verbunden. Von dort war gemeldet worden, daß die russische Stellung sehr stark befestigt wäre; auch sicherten Drahthindernisse, die von Maschinengewehren bestrichen würden, die ganze russische Front. Aus diesem Grunde sah die höhere japanische Führung von einem gewaltsamen Angriff ab, um blutige Opfer zu vermeiden. Vielmehr sollte die russische Stellung auch ferner andauernd von der gesamten Artillerie beschossen werden, um sie sturmreif zu machen.

Da die allgemeine Kriegslage vor dem Nowgorod- und Putilow-Hügel sich also vorläufig nicht zu ändern schien, so unterrichtete ich mich über die japanischen Verteidigungswerke auf dem Hiravama. Der ganze Hügel war zu einer kleinen Festung ausgebaut worden und bot Raum für etwa ein bis zwei Bataillone. Die Infanteriestellung bestand aus einem Schützengraben für stehende Schützen, der schneckenartig um den Hügel herumgeführt war und daher die Abgabe von Etagenfeuer gestattete. Ein

Hindernisgraben, der sich um den ganzen Hügel herumzog, konnte aus gedeckten Grabenwehren flankierend beschossen werden. Die Unterstände für Maschinengewehre waren leer, da sich diese Waffen vorn bei der japanischen Infanterie befanden. Die Annäherungshindernisse schienen nicht schwer zu überwinden und machten einen etwas unfertigen Eindruck. Sie bestanden teils aus Drahthindernissen, teils aus Astverhauen. Aus der Stellung führten gedeckte Verbindungswege mit Traversen nach rückwärts bis in die vordersten Quartiere der Truppen.

Während ich mich noch in den Befestigungen der 10. Division befand, wurde ich auf das Vorgehen eines Bataillons aufmerksam gemacht, das aus den nördlich Pu tsau wa liegenden Schützengräben sich zum Angriff in der Richtung auf Liu tsien tun anschickte. Von meinem erhöhten Standpunkt aus erschien das Gelände fast völlig eben, jedoch mit trockenem Gras oder einer Art Heidekraut bestanden, das liegenden Schützen wohl eine gewisse Deckung gegen Sicht gewähren konnte. Aus dem Schützengraben entwickelte sich eine ganz dünne Schützenkette, indem einzelne, wahrscheinlich vorher bestimmte Leute mit mindestens 10 Schritt Zwischenraum vorgingen, etwa 800 bis 900 m südlich Liu tsien tun Halt machten und sich hinlegten. Bald folgten ihnen im Abstande von 300 zu 300 m hintereinander Schützenlinien mit etwa 5 Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann, und zwar in Gruppen von ungefähr 10 bis 20 Leuten. Ob die zuerst eingetroffenen Schützen sofort das Feuer eröffnet oder erst, ohne zu feuern, das Verstärken der Schützenlinien abgewartet hatten, konnte ich nicht beobachten.

Die Russen hatten sofort begonnen, das ganze Angriffsgelände mit heftigem Schrapnellfeuer zu überschütten. Sobald die japanischen Infanteristen in einige Lagen Schrapnellfeuer kamen, liefen sie schnell vorwärts, sonst gingen sie in eiligem Schritt. Sehr bald begann auch die russische Infanterie, die anscheinend hart südlich von Liu tsien tun in vorbereiteter Stellung lag, Salven zu schießen, indessen schienen auf japanischer Seite keinerlei Verluste einzutreten. Allmählich verstärkte sich die auf etwa 800 m an die Russen herangegangene japanische Schützenlinie zu ungefähr zwei ausgeschwärmten Kompagnien.

Als die Schützen auf ungefähr 700 m vor den Russen in lebhaftem Feuergefecht lagen, folgte der Rest des Bataillons aus der alten Stellung nördlich Pu tsau wa. Die Verstärkungen gingen teils in weit ausgeschwärmten Gruppen, teils in aufgelösten Zügen mit etwa 5 Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann vor, und zwar in schnellen kurzen Sprüngen.

Die vorderste Schützenlinie setzte sich nun wieder in Bewegung. Einzelne Leute aus den Gruppen sprangen etwa 30 m vor und warfen sich hin. Sie machten sich ganz klein, so daß ich sie sogar von meinem erhöhten Standpunkte aus nicht sehen konnte. Sie schienen auch nicht zu schießen, sondern erst damit zu beginnen, wenn die Mehrzahl ihrer Gruppe oder des Zuges vorn in ihrer Höhe angelangt

war; dann hörten die noch hinten liegenden Leute mit dem Feuern auf und liefen auch nach vorn. Bald sah ich ganze Gruppen auf einmal vorspringen. Ob zu dieser Zeit schon Verluste eintraten, konnte ich nicht wahrnehmen. Einige Male schoben sich Teile der Schützenlinie nach einem Flügel zusammen und liefen dann gemeinsam oder einzeln hintereinander an einer bestimmten Stelle vor; wahrscheinlich bot eine Geländewelle hier Deckung, oder es wurde ein Graben zum Vorlaufen benutzt. In der erreichten Deckung breiteten sich die Schützen dann wieder aus.

In dem ganzen Geländeabschnitt zwischen Pu tsau wa und Liu tsien tun habe ich keine einzige geschlossene Abteilung gesehen.

Als sich die vorderste Schützenlinie, die inzwischen ziemlich dicht geworden und auf rund drei Kompagnien angewachsen war, dem Dorfe auf etwa 400 m genähert hatte, wurde es so dämmerig, daß ich nichts mehr beobachten konnte. Seit dem Beginn des Angriffs waren bisher über $3^1/_2$ Stunden vergangen.

Später wurde mir mitgeteilt, daß der Angriff bei Dunkelheit bis zum Sturm auf das Dorf fortgesetzt worden wäre; jedoch hätten sich die Russen in dem Dorf selbst noch längere Zeit gehalten.

Das Vorgehen des Bataillons war unter sehr starkem russischem Artillerie- und Infanteriefeuer erfolgt, aber auch von der eigenen Artillerie nach Kräften unterstützt worden; mit welchem Erfolge auf beiden Seiten, war nicht festzustellen. —

Ich kehrte erst bei Dunkelheit in unser Quartier zurück. Einen wunderschönen Anblick gewährten die den ganzen Umkreis blitzartig erleuchtenden Mündungsfeuer der in der Nacht weiterfeuernden Geschütze und die zahlreichen wie Feuerwerkskörper platzenden Geschosse. Der Nowgorod-Hügel war dicht besät mit leuchtenden Schrapnells und Granaten, aber auch die Russen waren nicht untätig und beschossen besonders heftig die von der japanischen Infanterie besetzte Höhe nördlich Ku kia tsy und den Hou tai-Berg.

Entsprechend der weiteren Linksschiebung der Armeen des linken Flügels hatte sich auch die 4. Armee noch mehr nach ihrem linken Flügel gezogen. Da aber, wie bekannt, die 1. Armee hauptsächlich ihren rechten Flügel verlängert hatte, so war in der Front zwischen der 4. und 1. Armee eine Lücke von mindestens 7 km entstanden, die nur von einem Reserve-Infanterie-Regiment, zwei abgesessenen Reiter-Regimentern und einer Artillerie-Abteilung besetzt wurde. Ein Durchbruchsversuch der Russen an dieser Stelle bot ihnen freilich nach der allgemeinen Lage wenig Aussicht auf Erfolg, außerdem traute man ihnen einen kräftigen Vorstoß überhaupt nicht mehr zu. —

Auch am 4. März trat bei der 4. Armee keine wesentliche Änderung ein; ihr linker Flügel stand am Abend in der Gegend von Ta lian tun, nordwestlich Lin schin pu.

Ich ritt vormittags zu den am Hirayma stehenden 28 cm Batterien. Die Haubitzen standen in Beton-Bettungen, deren Herstellung über 14 Tage Zeit erfordert hatte. Jedes Geschütz brauchte vier Minuten zur Feuerbereitschaft. Die Munition wurde auf einer

Feldbahn, die über Rin kuan tun an die Eisenbahn führte, durch Arbeitssoldaten herangeschoben. Auf derselben Feldbahn hatte man die Haubitzen durch Ochsen bis in ihre Stellung ziehen lassen. Die Haubitzen standen gegen Sicht gedeckt und waren außerdem durch Sandsackbrustwehren geschützt. Die fertig gemachte Munition lag ganz offen in großen Mengen, (etwa 60 bis 80 Schuß) unmittelbar hinter den Batterien, was aber in Anbetracht des Umstandes, daß die Russen die Haubitzen nicht zu erreichen vermochten, unbedenklich erschien.

In Wa ho pu tsy und Tun san tsy waren Verbandplätze eingerichtet, deren Betrieb ich einige Zeit beobachtete. Sie schienen am heutigen Tage nicht sehr viel Arbeit zu haben, denn ich sah nur etwa 50 bis 60 Verwundete. Die Tätigkeit der Ärzte erstreckte sich hauptsächlich darauf, den mit einem Notverbande aus der vordersten Linie eintreffenden Leuten Erfrischungen zu reichen und sachgemäße Verbände anzulegen. Chirurgische Eingriffe wurden auf den Verbandplätzen im allgemeinen nicht vorgenommen.

Als ich bei einbrechender Dämmerung nach unserm Quartier zurückritt, zogen die großen Bagagen, die während des Tages weiter rückwärts gehalten hatten, bereits zu den Truppen heran. An zahlreichen Stellen bemerkte ich Feldküchen, die fertige Speisen nach vorn fuhren. Jedenfalls schien bis in die vordersten Linien hinein eine schnelle und ausreichende Verpflegung mit warmer Kost stattzufinden, was in Anbetracht der kalten Witterung sehr notwendig war. Die Verpflegung der zunächst am Feinde verbleibenden Truppen geschah während der Dunkelheit, desgleichen der Munitionsersatz.

Ich hatte den Eindruck, daß die langen Kolonnen von Fahrzeugen während des Gefechts verhältnismäßig nahe hinter den Truppen gehalten hatten, eine Bemerkung, die sich mir auch in den nächsten Tagen aufdrängte. Da aber die japanische Verteidigungsstellung eine große Stärke hatte, auch den Russen ein Vorstoß mit großen Truppenmassen nicht zugetraut wurde, so war diese unter anderen Verhältnissen etwas bedenkliche Maßregel hier durchaus angebracht.

In der Nacht vom 4. zum 5. März schoß die russische Infanterie mehrere Stunden lang Salven in die Dunkelheit hinein, worauf die Japaner nicht antworteten.

Um mich noch bei einer anderen Division über den Angriff der japanischen Infanterie zu unterrichten, hatte ich mir vom Oberkommando der 4. Armee die Erlaubnis erwirkt, am 5. März zur 6. Division reiten und mich von jetzt an überall, wo es mir zur Erfüllung meiner Aufgabe nötig schiene, hinbegeben zu dürfen.

Diese weitgehende Erlaubnis wurde mir trotz der freundlichen Vermittlung des dem Stabe des Oberkommandos angehörenden Oberst Tashibana erst nach längerem Widerstreben erteilt, nicht etwa weil die Japaner irgend etwas vor unsern Blicken verbergen wollten, sondern weil sie mit Recht darauf hinwiesen, daß sie für das Wohlergehen der bei ihrem Heere weilenden ausländischen Offiziere verantwortlich wären. Nachdem es mir gelungen war, diese Bedenken für meine Person

zu beheben, begab ich mich nach Pa kia tsy, wo ich den Stab der 6. Division finden sollte, um dort den Punkt für den besten Überblick zu erfahren. Der Chef des Generalstabes der 6. Division, Oberst Kojima, sagte mir, „daß die der 2. Armee zugeteilte 4. Division im siegreichen Vorgehen bis etwa Kuan lin pu gelangt sei, dort aber heftigen Widerstand gefunden habe. Daher hätte der linke Flügel der 6. Division einen Vorstoß von Ta lian tun nach Norden gemacht, der die Russen zum Zurückgehen über die Eisenbahn gegen die Mandarinenstraße genötigt habe. Bei Yin kuan (einem kleinen Dorf etwa 2 km nördlich der Eisenbahnbrücke über den Schaho) sei der 6. Division ein russisches 15 cm Geschütz in die Hände gefallen. Jetzt habe der linke Flügel der Division die Verfolgung fortgesetzt und um 10⁰⁰ vormittags die Gegend bei Kuan tun erreicht.*) Wenn ich also das Gefecht beobachten wolle, so sei der beste Punkt hierfür der Hou tai-Berg südlich Scha ho pu, hart östlich von Yu kia la tsy." —

Während ich von Pa kia tsy nach Yu kia la tsy ritt, beobachtete ich, daß auf diesem Berge sehr viel russische schwere Granaten und Schrapnells platzten; jedoch befand sich oben auf der Kuppe ein splittersicherer Beobachtungsstand, der einen leidlich ungestörten Aufenthalt verhieß.

Als ich mich dem Dorf Yu kia la tsy auf etwa 500 m genähert hatte, schien eine nördlich Scha ho pu verdeckt stehende russische Batterie unsere kleine Reiterkolonne**) auf der weiten Ebene bemerkt zu haben. Ich hatte den Eindruck, daß mehrere Schrapnellagen uns galten. Während ich noch hierüber nachdachte, hatte sich die Batterie auf unsere des holperigen Bodens wegen im Schritt reitende Schar ziemlich genau eingeschossen, und eine neue Lage, die über uns platzte und sich in zahlreichen um uns herabsausenden Sprengstücken und kleinen Staubwölkchen an der Erde offenbarte, machte die Pferde etwas unruhig. Unter diesen Umständen hielt ich es für zweckmäßig, die nächste Lage nicht mehr abzuwarten, sondern im Galopp nach vorwärts auszureißen, um die schützenden Trümmer des Dorfes zu erreichen. Als wir hinter einer niedrigen, zerschossenen Mauer abstiegen, krachten wieder einige Schrapnells dicht über oder neben uns, und trotz meiner guten Vorsätze machte ich die wohl allen Offizieren, die unsere letzten Kriege mitgemacht haben, bekannte „tiefe Verbeugung". Ich schämte mich einigermaßen vor den japanischen Offizieren des Stabes der 11. Infanterie-Brigade, denen ich mich nun näherte, erlebte aber auf den wenigen Schritten bis zu ihrem splittersicheren Unterstand noch einige Schrapnellagen,

*) Tatsächlich war er nicht ganz so weit gelangt.

**) Sie bestand abgesehen von mir aus meinem liebenswürdigen Begleiter, Professor Nagakawa, Lehrer der deutschen Sprache an der Artillerie- und Ingenieurschule zu Tokio, der mir als Dolmetscher beigegeben war, ferner einem Leutnant der dem Prinzen Hohenzollern während der Schlachttage zugeteilten Infanterie-Leibwache, der sich mir freiwillig angeschlossen hatte, meinem Burschen und einem Reiter; im ganzen zählten wir also fünf Pferde.

so daß ich mich aufrichtig freute, zunächst ein sicheres Unterkommen gefunden zu haben. Der Brigadekommandeur gab mir den Rat, nicht auf die Hou tai-Höhe zu reiten, da ich dort kaum unbeschädigt hingelangen würde. Ich überzeugte mich durch den Augenschein, daß der ganze Berg derartig mit russischen Geschossen überschüttet wurde, daß es zwecklos war, den Ritt zu unternehmen. Ich nahm daher den Vorschlag an, vorläufig bei der Brigade zu bleiben und mir das Infanteriegefecht aus der Verteidigungsstellung der Japaner anzusehen. Ich benutzte einen von Yu kia la tsy aus in die Stellung führenden Laufgraben, um mich weiter nach vorn zu begeben. Der Weg führte im Zickzack vorwärts und bot mir an verschiedenen Stellen freien Überblick in das Vorgelände, da er für meine Länge nicht tief genug angelegt war. Mein Begleiter machte mich auf die etwa 700 m von uns entfernte Hauptstellung der Russen bei Scha ho pu aufmerksam. Vor dieser Hauptstellung lag noch die feindliche Vorpostenstellung, in der sich einzelne Leute bewegten. Ob wir die Aufmerksamkeit der Russen erregt hatten, oder ob sie gewohnheitsmäßig auf die japanischen Befestigungen schossen, weiß ich nicht; jedenfalls hörte ich andauernd das für einen Neuling etwas aufregend wirkende leise Zischen der Infanteriegeschosse. Wurde drüben salvenweise gefeuert, so glich das Geräusch der näher und ferner vorüberfliegenden Geschosse der Musik eines Mückenschwarmes, wohinein sich einzelne Aufschläger mit ihrem dem Brummen einer Biene ähnlichen Baß mischten.

Etwa 300 bis 400 m östlich des Annäherungsweges stand japanische Feldartillerie; wie man mir sagte, waren es eroberte russische Geschütze. Sie waren so eingegraben und verdeckt, daß ich sie nicht sehen konnte; jedoch wirkte ihr scharfes Knallen insofern unangenehm, als ich zuerst nicht recht unterscheiden konnte, ob es nicht etwa feindliche platzende Artilleriegeschosse waren, denn die Russen schossen außerordentlich heftig auf diese Batterien. Unter den Fährlichkeiten mancher zu weit seitwärts fliegender russischer Schrapnells und Granaten erreichte ich nach einer Wanderung von etwa einer Viertelstunde, die mir viel länger vorkam, einen leeren Maschinengewehrstand, der einen gesicherten Ausblick nach vorn zu bieten schien.

Aber diese Freude wurde schnell getrübt durch die Erzählung eines der im Schützengraben liegenden japanischen Soldaten, daß nämlich gestern ein durch die Schießscharten des Maschinengewehrstandes hindurchsehender Feldwebel in die Stirn geschossen und getötet worden sei. Unwillkürlich rückte ich etwas beiseite und schob einen Ziegelstein in die mir zunächst befindliche Luke, wodurch die Öffnung wesentlich verkleinert wurde.

Die taktische Lage, die ich vorfand, war etwa folgende: in der Front befand sich das Infanterie-Regiment 45, das mit erheblichen Teilen schon 100 bis 200 m vorwärts seiner bisherigen Hauptstellung in flüchtig hergerichteten Deckungen dem Dorfe Scha ho pu gegenüberlag; östlich davon sollte das Reserve-Regiment 6 in der Richtung auf Hou fan ta kan tsy vorgehen, während das Infanterie-Regiment 13 mit vorgebogenem

linken Flügel südwestlich und westlich Scha ho pu lag. In der Front des Regiments 45 wurde ein hinhaltendes Schützenfeuer geführt; die Gefechtslage blieb hier den Tag über ziemlich unverändert. Den Kampf beim Infanterie-Regiment 13 vermochte ich nicht zu beobachten. Dagegen konnte ich, als ich aus dem nur nach Norden Übersicht bietenden Unterstand heraustrat und im Schützengraben weiter nach Osten ging, den linken Flügel des Reserve-Regiments 6 vorgehen sehen. Ich stellte mich, um einige photographische Aufnahmen zu machen, oben auf die Brustwehr, jedoch zogen mich meine japanischen Begleiter schnell wieder in die Deckung herunter; infolgedessen gelangen die Aufnahmen nicht besonders.

Da der linke Flügel des Reserve-Regiments 6 jetzt nur etwa 200 m von mir entfernt war, vermochte ich, über die Brustwehr gelehnt, das Vorgehen ziemlich genau zu verfolgen. Aus dem etwa 500 bis 600 m vor der russischen Stellung liegenden Schützengraben sprangen einzelne Leute mit 10 bis 20 Schritt Zwischenraum nebeneinander vor und liefen etwa 30 m oder auch weiter vorwärts, worauf sie sich hinwarfen und feuerten. Dieses Verfahren wiederholte sich solange, bis sich auf etwa 100 m vor dem Schützengraben eine neue Schützenlinie von etwa 3 Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann gebildet hatte. Nun stürzte der Rest der bisher noch im Schützengraben verbliebenen Leute in Gruppen von 5 bis 10 Mann und in kurzen, schnellen Sprüngen von 30 zu 30 m vorwärts, um die vordersten Schützen zu erreichen. Sobald die Russen das Vorgehen erkannt hatten, verdreifachte sich die Heftigkeit ihres Artilleriefeuers, sie schossen nicht nur Schrapnellsalven, sondern auch mit schweren Granaten auf die japanische Infanterie, die bald in eine Wolke von Staub, Rauch und Feuer eingehüllt war. Trotzdem oft mehrere Geschosse gleichzeitig mitten zwischen den Leuten platzten, sah ich nicht einen Schützen zurücklaufen! Alle über die japanischen Schützen hinwegfliegenden Geschosse kamen teils vor, teils hinter unserem Schützengraben herunter, was mir die Beobachtung des Infanteriekampfes etwas erschwerte. Eine Anzahl Mannschaften suchte längere Zeit Deckung hinter einigen chinesischen Grabhügeln zu nehmen, verließ diesen Schutz aber, als die Reihe des Vorlaufens an sie kam. Ob Verluste eintraten, konnte ich nicht wahrnehmen. Zu meinem Erstaunen sah ich aber, daß viele Leute Sandsäcke mit sich schleppten, um sie beim Schießen vor sich hinzulegen. Als die japanischen Schützen ihre Vorwärtsbewegung weiter fortsetzten, entschwanden sie allmählich meinen Blicken, weil sie in eine flache Mulde hinabliefen, die ich nicht übersehen konnte. Das Artillerie- und Infanteriefeuer tobte aber immer heftiger weiter, bis die Dämmerung eintrat. Wie ich hinterher erfuhr, wurde das Dorf Hou san ta kan tsy dem Feinde entrissen. —

Während des Kampfes hatte ich mich bei den beteiligten Offizieren nicht über alle Einzelheiten unterrichten können, jedoch teilte man mir mit, daß es den Truppen freigestellt sei, in welcher Art sie angriffen. Beim Vorgehen über eine freie Fläche gegen eine stark befestigte Stellung würde aber im allgemeinen ähnlich verfahren,

wie ich es soeben beobachtet hätte. Ich nahm auch später noch mehrfach Gelegenheit, mit höheren japanischen Offizieren über ihre Ansicht von dem „Infanterieangriff" zu sprechen. Man sagte mir stets, daß der II. Teil unseres Exerzier-Reglements, der sinngemäß in das japanische Reglement übernommen worden ist, sich als Anhalt vollkommen bewährt habe. Nur dürfe man den Unterführern nicht vorschreiben, wie sie die ihnen erteilte Gefechtsaufgabe ausführen sollten, sondern müsse ihnen in jedem einzelnen Falle volle Freiheit des Handelns, eigene Verantwortung und vor allen Dingen die nötige Zeit lassen. Zeit sei die Hauptsache! —

Die hinter mir befindliche japanische Artillerie hatte den Angriff des Reserve-Regiments nach Kräften unterstützt; sie war ungesehen vom Feinde in einem für Artilleriefahrzeuge hergerichteten Laufgraben von der westlichen nach der östlichen Seite des Hou tai-Berges gefahren und dort überraschend aufgetreten, während die Russen noch stundenlang die verlassene Batteriestellung heftig beschossen.

Das Infanterie-Regiment 45, das eigentlich auf Scha ho pu hatte weiter vorgehen sollen, beschäftigte den ihm gegenüberliegenden Feind durch Feuer, kam aber bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht zum Angriff. Ob etwa noch in der Nacht ein Sturm unternommen wurde, habe ich nicht feststellen können.

Als ich am Abend meinen Aufenthaltsort verließ, wurden Verwundete von vorn zurückgetragen, wozu alle Vorbereitungen bereits während des Gefechts durch Krankenträger in unserm Schützengraben getroffen worden waren. Von hinten brachte man Munition, Trinkwasser, Lebensmittel und Holzkohle heran, desgleichen Sandsäcke zum Herstellen von Deckungen. Die Nacht wurde empfindlich kalt, ich finde in meinem Tagebuch am 5. März um 8⁰⁰ abends — 6° R., am 6. März um 8⁰⁰ früh — 8° R. verzeichnet.

Ich nahm meinen Rückweg durch Laufgräben, die sich am Osthange des Hou tai-Berges über Ku kia tsy nach Hou tai hinzogen, in der Hoffnung, noch etwas von dem Gefecht des Reserve-Regiments 6 sehen zu können; es wurde aber schnell dunkel. Dieser Umweg erwies sich nachher als unvorteilhaft, weil wir unsere Reitpferde bei Yu kia la tsy zurückgelassen, selbst aber nun in Hou tai das Ende der Laufgräben erreicht hatten. Ich kehrte daher zu Fuß in unser Quartier zurück, während die Pferde durch einen Reiter abgeholt wurden.

Die Nacht verlief unter dauerndem Geschütz- und Gewehrfeuer; an den Salven erkannten wir, daß hauptsächlich die Russen schossen; die Japaner erwiderten das Feuer nur langsam. —

Am 6. März ritten wir nach dem westlich Hun pau schan gelegenen Berge, von dem aus der Prinz von Hohenzollern auch schon am 5. März die Schlacht beobachtet hatte. Die zwischen den bisherigen Stellungen der beiden Gegner stehengebliebenen zahlreichen Baumgruppen verhinderten eine klare Übersicht, doch schien das Vorgehen

der Japaner nördlich des Schaho gegen die Mandarinenstraße ins Stocken geraten zu sein. Starke russische Befestigungen bei Han tschen pu an der Eisenbahn boten allen Sturmversuchen der 6. Division Trotz. Außerordentlich heftiges russisches Schrapnellfeuer schien sich gegen Kuan tun und Kau li tun zu richten, wo wir ebenfalls Infanterie der 6. Division vermuteten. Eine starke russische Artilleriemasse stand in der Gegend von Pa ta kia tsy, und dorthin richtete sich zeitweise auch das Feuer der japanischen 28 cm Haubitzen. Wir glaubten wahrzunehmen, daß dicht neben den Mündungsfeuern der russischen Geschütze sich mehrmals die ungeheuren schwarzen Rauch- und Staubwolken der platzenden schweren japanischen Granaten erhoben und daß das Feuer der russischen Artillerie dort bald schwächer wurde.

Bei der 10. und Reserve-Division änderte sich an diesem Tage die allgemeine Kriegslage wenig; die russische Stellung vom Nowgorod-Hügel bis Scha ho pu wurde eng umschlossen gehalten. Der Angriff schien sehr verlustreich zu sein und nur langsam fortzuschreiten. Man hatte festgestellt, daß alle Befestigungen ungewöhnlich stark und mit zahlreichen Maschinengewehren ausgerüstet waren.

Aus der Richtung von Tschien tschan lin tsy und Hou tai gingen lange Kolonnen von japanischen Krankenträgern mit Verwundeten auf Schi li ho zurück.

Der Dienst des Verwundetentransports ist sehr zweckmäßig angeordnet. Die Krankenträger der Sanitätskompagnien tragen die Verwundeten aus dem Gefecht bis zu den Verbandplätzen. Die Beförderung geschieht auf einer von 2 Trägern getragenen Krankenbahre aus Bambusstangen und Segeltuch. Vom Verbandplatze werden die Verwundeten durch militärisch organisierte japanische Arbeitssoldaten nach einem Sammelplatz getragen, wo sie sich erholen und erfrischen können. Die weitere Rückbeförderung in die Lazarette oder bis an die Eisenbahn erfolgt durch chinesische Kulis, die überall, wo sie nicht in das Feuer geraten, brauchbar und zuverlässig sind. Diese Arbeitsteilung hat den großen Vorteil, daß die Krankenträger der Sanitätskompagnien stets schnell wieder für ihren eigentlichen Dienst im Gefecht verwendbar sind.

Die militärisch organisierten Arbeitssoldaten haben sich ausgezeichnet bewährt. Meist sind es Leute, die sich wegen eines geringen körperlichen Fehlers nicht zum Dienst mit der Waffe eignen. Das ganze Fuhrwesen des Trosses, sämtliche Arbeiten zum Lagerbau, an den Magazinen und auf den rückwärtigen Verbindungen wurden ihnen übertragen, so daß kaum ein mit der Waffe dienender Soldat seinem Berufe, dem Kampfe mit der Waffe, entzogen zu werden brauchte. Ich bin der Überzeugung, daß die Arbeitssoldaten bei ihrer vortrefflichen Mannszucht sogar eine Niederlage des Heeres überdauert hätten, ohne davonzulaufen.

Bis zum Bahnhof Scha ho verkehrten die etwa halbstündlich von Liaoyang her eintreffenden Eisenbahnzüge, die Munition heranführten und Verwundete zurück-

beförderten. Die Versuche der Russen, die Züge unter Feuer zu nehmen, scheiterten an der zu großen Entfernung.

In der Nacht vom 6. zum 7. März machten die Russen mit einem Infanterie-Regiment einen Vorstoß gegen Liu tsien tun, wurden aber abgewiesen. —

Am Vormittag des 7. März gingen Teile der 6. Division, die in der Gegend nördlich La mu tun versammelt worden waren, gegen die Mandarinenstraße vor, um hierdurch den schwierigen Angriff der durch Reserven verstärkten anderen Truppen der Division gegen Han tschen pu zu erleichtern. Zugleich sollte durch dies Vorgehen die russische Stellung bei Scha ho pu im Rücken gefaßt werden. Es gelang nunmehr der 6. Division, die von den Russen so lange gehaltene Befestigung bei Han tschen pu zu nehmen, wobei japanischerseits Handgranaten mit Erfolg verwendet worden sein sollen. Das weitere Vordringen der Division wurde wieder von den 28 cm Haubitzen wirksam unterstützt. Am Nachmittag begannen die Russen, in Unordnung über die Mandarinenstraße in nordöstlicher Richtung zurückzugehen, doch scheiterte die Verfolgung der Japaner an dem Feuer starker russischer Kräfte, die in der Gegend nördlich Pa ta kia tsy standen.

Für den 8. März beabsichtigte die 4. Armee, der 6. Division zwei Regimenter der Feldartillerie-Brigade zuzuteilen und den Angriff fortzusetzen. Ich hatte aber den Eindruck, daß die Russen in dieser Lage den erneuten Angriff nicht abwarten, sondern ihre Stellung vorher räumen würden. Am Abend des 7. März meldete die 10. Division, daß 4 bis 5 russische Bataillone vom Nowgorod-Hügel nach Nordosten auf Huan schan zurückgingen. Das Artillerie- und Gewehrfeuer dauerte wie gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein. —

Gegen Morgen des 8. März wurde es auffallend still; das Feuer hörte ganz auf. Was wohl jeder Mann der 4. Armee geahnt hatte, war bei Tagesanbruch Gewißheit geworden: die Russen hatten ihre festen Stellungen vor der 1. und 4. Armee geräumt und waren unter dem Schutze der Nacht nach Norden zurückgewichen. Ob dieser Entschluß unter dem Eindruck der ungünstigen taktischen Lage am Schaho oder im Hinblick auf die Ereignisse bei Mukden gefaßt worden wäre, beschäftigte uns lebhaft, während unsere Pferde gesattelt wurden. Ich ritt sogleich nach den russischen Stellungen am Nowgorod- und Putilow-Hügel, um sie zu sehen, ehe sie aufgeräumt waren.

Die Truppen der 4. Armee hatten bereits die Verfolgung angetreten; man sah nur noch die nachfolgenden Bagagen und Trains nach Nordosten über den zugefrorenen Schaho ziehen. Die Russen schienen schon seit mehreren Tagen oder vielmehr Nächten den Abmarsch allmählich angetreten und mit ihren Hauptkräften einen großen Vorsprung gewonnen zu haben.

Ich nahm zunächst die Richtung auf den Nowgorod-Hügel und war erstaunt, wie viel Täler und Schluchten ich in dem scheinbar so ebenen und übersichtlichen Gelände

durchritt, ehe ich an die vorderste russische Linie gelangte. Hier versperrte ein mehrere Kilometer langer, mit Stacheldraht durchzogener Astverhau den Weg. Hinter dem Hindernis erstreckte sich ein langer, mannstiefer Schützengraben mit Unterständen. Hindernisse und Schützengräben waren bereits in japanischem Besitz gewesen, die Hindernisse teilweise auseinandergerissen und für Infanterie passierbar gemacht, die Gräben zur Verteidigung nach der russischen Seite zu umgeändert und mit japanischen Gebrauchsgegenständen versehen. Wenige hundert Meter davon entfernt lag eine zweite russische Stellung mit Hindernissen usw., dicht davor eine mit Sandsäcken und Kisten hergerichtete japanische Linie. Auch diese Stellung schien von den Russen schon längere Zeit geräumt und von den Japanern besetzt gewesen zu sein.

Ich kam dann an eine dritte russische Verteidigungsstellung, danach an eine vierte und gab es nun auf, mir Klarheit über die ganze Anlage zu verschaffen, sondern ritt auf den Nowgorod-Hügel hinauf. Die Kuppe selbst, eine unbedeutende, höchstens 3 bis 4 m hohe Erhebung, war ringsherum mit einem dreifachen Kranz von Hindernissen umgeben. Sie schien als Beobachtungsstand und zugleich als geschlossenes Infanteriewerk für etwa eine Kompagnie gedient zu haben. Da sie aber seit über acht Tagen den 28 cm Haubitzen als Ziel gedient hatte, war sie bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Zu beiden Seiten der Kuppe schloß sich ein langer, mannstiefer Schützengraben an, vor dem sich der ganzen Länge nach Ast- und Drahthindernisse hinzogen. In dem Graben standen Hunderte von Blechkästen mit je 150 bis 300 Patronen. Zahlreiche tiefe Trichter im Erdreich und zahllose Sprengstücke, von denen viele die gelbe Färbung der Brisanzfüllung zeigten, ließen die Wirkung der japanischen Artillerie erkennen. Je weiter ich mich aber von dem Hügel entfernte, um so seltener wurden die Spuren der Geschoßeinschläge und schließlich hörten sie ganz auf. Da ich im Vorgelände etwa 500 m südwestlich des Nowgorod-Hügels einige nur von hier aus sichtbare russische Batteriestellungen bemerkte, ritt ich dorthin. Es schienen dort schwere Steilfeuergeschütze gestanden zu haben, von denen die zertrümmerten Reste zweier Lafetten zurückgelassen worden waren. Außer diesen beiden Treffern hatten die Batterien nicht erheblich gelitten, die Munitionsräume waren unversehrt geblieben. Trotzdem muß der Aufenthalt daselbst recht ungemütlich gewesen sein, denn soweit man sehen konnte, war der Boden mit Sprengstücken aller Art bedeckt. Ich ritt nun nach dem Putilow-Hügel, der schon von weitem wegen seiner wagerechten Oberfläche als Befestigung kenntlich war. Auf dem Wege dorthin kam ich wieder durch eine Anzahl befestigter und mit Hindernissen gespickter russischer Stellungen hindurch. Unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke auf, daß ein Vorstoß größerer Truppenmassen aus diesem Wirrnis von Anlagen heraus fast unmöglich wäre, ja, daß sogar einfache Truppenbewegungen schon am Tage schwierig, bei Nacht aber kaum in Ordnung ausführbar sein müßten. Der Putilow-Hügel zeigte ähnliche Spuren der Zerstörung wie die Nowgorod-Kuppe. Die Befestigung war vollkommen unhaltbar und ist wahr-

scheinlich schon seit mehreren Tagen geräumt gewesen. In das steil zum Schaho abfallende Lehmufer waren Batteriedeckungen eingebaut, die völlig unversehrt waren; ebenso hatten mehrere zwischen dem Putilow- und Nowgorod-Hügel geschickt dem Gelände angepaßte Befestigungen keinerlei Beschädigungen aufzuweisen, nicht einmal durch Zufalltreffer. Diese Ergebnisse fordern dazu auf, bei der Geländeverstärkung die weithin sichtbaren und der feindlichen Artillerie gute Ziele bietenden Punkte nicht zu befestigen oder sie nur mit Scheinanlagen zu versehen. Trotz sachgemäßester Schießausbildung und der denkbar größten Sorgfalt hat die japanische Artillerie es nicht vermocht, die ganze russische Hauptverteidigungsstellung am Schaho sturmreif zu machen, vielleicht nicht einmal der Besatzung erhebliche Verluste beizubringen, weil die Beobachtung der im Gelände verdeckt angelegten Befestigungen sich als zu schwierig erwies. Getroffen wurden eigentlich nur die wenigen sichtbaren Werke und diese allerdings sehr gründlich, wahrscheinlich mehr, als sie wert waren.

Ich schlug nun die Richtung nach Hou san ta kan tsy ein, um mir das Gefechtsfeld des 5. März noch einmal genau anzusehen. Die Trümmer des Dorfes, in dem auch einige 28 cm Granaten ihre Spuren hinterlassen hatten, waren zur Verteidigung eingerichtet; vor der Front zog sich ein Drahthindernis hin. Auf 200 bis 300 m freies Schußfeld folgte ein ziemlich in der Mitte zwischen der russischen und japanischen Stellung liegender, etwa 50 bis 100 m breiter Streifen von Mais oder Hirse, der nicht hatte abgeerntet werden können. Hier in dieser notdürftigen Deckung, aber teilweise auch noch bedeutend näher an die russische Stellung herangeschoben, lagen einige zusammenhängende Linien von Sandsäcken, Erdklumpen, Kisten usw., die letzte etwa 100 m von der russischen Linie entfernt. Ich hob einige der Sandsäcke auf; sie schienen mir mindestens 30 bis 40 Pfund zu wiegen. Wenn die außerordentlich tapfere japanische Infanterie es für nötig hielt, sich beim Angriff auf einen in starker Stellung sitzenden Gegner mit so schweren Schutzmitteln zu belasten, so liegt die Frage nahe, ob man nicht der Infanterie unter äußerster Verringerung des sonstigen Gepäckes eine Art von bequem zu handhabenden Panzerschutzschilden mitgeben soll. Sie hat es tausendmal nötiger als die Artillerie, die allerdings in der glücklichen Lage ist, sich ihre Schutzschilde auf den Geschützen befördern zu lassen.

Auf dem Gefechtsfelde des Reserve-Regiments 6 vom 5. März lagen noch die Toten umher. Einige Ärzte waren damit beschäftigt, die Todesursache festzustellen, während Unteroffiziere die Nummern der Leute nach den Erkennungsmarken aufschrieben. Da einer der Ärzte etwas deutsch sprach, gelang es mir zu erfahren, daß 93 vH. durch Infanteriegeschosse und nur 7 vH. durch Artilleriegeschosse den Tod gefunden hatten. Das Angriffsfeld war buchstäblich besät mit Kugeln und Sprengstücken der russischen Artillerie, aber noch dichter bedeckten die blanken, glitzernden Infanteriegeschosse den Erdboden.

Der Rückzug der Russen aus der freiwillig aufgegebenen Schahostellung ist mit

großem Geschick ausgeführt worden und hat, obgleich er beobachtet worden ist, von den Japanern nicht verhindert werden können; denn die sehr festen Werke blieben bis zum letzten Augenblick von russischen Arrieregarden besetzt. Wie stark, das war allerdings nicht zu erkunden, wenn man nicht einen voraussichtlich sehr blutigen Sturm unternehmen wollte. Auffallend erschien mir die Tatsache, daß kein russisches Geschütz in der verlassenen Stellung stehen geblieben war, obwohl dort noch in der letzten Nacht schwere Geschütze geschossen hatten. Eine Erklärung hierfür gaben die nach einigen Tagen aufgefundenen vergrabenen russischen Kanonenrohre. —

Am 9. März ritt der Prinz Hohenzollern die Stellung vom Nowgorod-Hügel bis Scha ho pu auf dem Wege nach unserem neuen Quartier Huan schan entlang, wobei ich Gelegenheit hatte, meine am vorherigen Tage gemachten Beobachtungen nochmals zu prüfen.

Die gesamten russischen Anlagen schienen sich aus einer Vorpostenstellung, einer vorgeschobenen Stellung, einer Hauptstellung und einer Aufnahmestellung, diese auf dem nördlichen Schahoufer, zusammenzusetzen. Jede Stellung bestand aus einem oder mehreren Schützengräben für stehende Schützen mit Unterständen, die Hauptstellung war durch einige geschlossene Infanteriewerke verstärkt. Diese Befestigungen waren rundherum mit Hindernissen gespickt.

In den Feuerstellungen befanden sich Schußtafeln, auf denen panoramaförmig die wichtigsten Punkte des Vorgeländes mit ihren Entfernungen bezeichnet waren. Im Vorgelände sah man zahlreiche Schußmarken in Gestalt von eingesteckten Ästen, aufgerichteten Steinen usw.

Östlich des Putilow-Hügels lag eine scheinbar ganz neu angelegte Verschanzung, vor der sich Wolfsgruben und Drahthindernisse befanden. Auf der im ziemlich hohen Aufzuge errichteten Brustwehr hatte man vermittels schwarzer Ziegelsteine Schießscharten hergestellt, die wohl Anlaß zu der Meinung gegeben haben können, daß die Russen eiserne Schilde mit Schießscharten angewendet hätten.

Nach rückwärts, nach dem Schahotale zu, war die russische Stellung völlig eingesehen und ungedeckt. Sie war daher unhaltbar, als die japanische Umfassung der 6. Division die Mandarinenstraße erreicht hatte.

Das Dorf Scha ho pu war ein einziger wüster Trümmerhaufen. In und zwischen den russischen Erdhütten herrschte ein ganz unbeschreiblicher Schmutz: weggeworfene Waffen und Tausende von scharfen Patronen bedeckten den Boden. Auch hier lag die durch Sandsäcke bezeichnete vorderste japanische Linie der russischen Hauptstellung auf wenige hundert Meter gegenüber. Zwischen beiden Stellungen lagen zahlreiche tote Pferde, die seit der Schlacht am 15. Oktober nicht hatten vergraben werden können und von verwilderten Hunden angefressen waren.

Die von den Russen errichteten Brücken über den Schaho waren von ihnen gar nicht erst zerstört worden, da der Fluß noch festgefroren, also ohnehin überall passierbar war.

Er fließt in einem 200 m breiten Sandbett mit steilen Lehmufern, aber seine Wassermasse ist während des größten Teils des Jahres nur gering, wenige Meter breit und kaum über einen halben Meter tief. Nur in der kurzen Regenzeit, im August, soll er sein Bett ganz ausfüllen. Von Scha ho pu ritten wir nach Huan schan. Der ganze Weg war besät mit weggeworfenen russischen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken, Patronen und Waffen. Eine Anzahl russischer Toter wurde von chinesischen Arbeitern unter japanischer Aufsicht beerdigt. Überall standen Posten, welche das Aufräumen der Kriegsbeute überwachten.

Inzwischen hatte sich ein starker Wind erhoben, der den von dem japanischen Wagentroß verursachten Staub hochwirbelte und uns schließlich jeder Aussicht beraubte. Wir ritten längere Zeit in einer dicken, gelben, übelriechenden Wolke, ohne die Ohren unserer Pferde sehen zu können.

Kurz bevor wir Huan schan erreichten, bemerkten wir bei dem Dorfe Lo sien tun eine starke Befestigung zu beiden Seiten der Straße, deren Zweck uns nicht recht klar wurde. In Huan schan nahmen wir Quartier in dem Hause eines russischen Divisionsstabes, dessen mannigfache Bequemlichkeiten uns sehr zu statten kamen.

Am 10. März ritt ich mit dem Dolmetscher, meinem Burschen und einem japanischen Reiter nach Norden ab, um den Anschluß an die 4. Armee wieder zu gewinnen, die bereits den Hunho überschritten haben sollte.

Ich wußte, daß das Oberkommando die vergangene Nacht in Ku tia tsy (etwa 2 km südlich des Hunho an der Zweigeisenbahn gelegen) zugebracht hatte, und hoffte dort genauere Nachrichten über die bevorstehenden Ereignisse zu erhalten. Eine starke russische Heeresabteilung schien von der 2., 3. und 4. Armee bei Mukden umstellt zu sein, andere Teile der Russen waren vor der 1. und 5. Armee im Rückmarsch auf Tieling.

Von Huan schan aus führten breite Kolonnenwege nach Norden und Nordwesten. Die Spuren des russischen Rückzuges ließen keinen Zweifel darüber, daß ich die nach Norden, auf Ku tia tsy führende Straße einschlagen mußte. Je mehr ich mich dem Hunho näherte, um so lauter drang der Lärm der Schlacht zu mir,; dicker Rauch kündete brennende Dörfer und angezündete russische Magazine an. Auf meinem Wege ritt ich an zahlreichen japanischen Munitions- und Verpflegungskolonnen vorüber, die sowohl im Marsch als auch beim Halten eine musterhafte, fast pedantische Ordnung aufwiesen.

In Ku tia tsy erfuhr ich durch einen dortselbst verbliebenen Adjutanten der 4. Armee, „daß das Oberkommando bereits am 9. März abends nach Schi miau tsy (etwa 10 km östlich Mukden südlich des Hunho gelegen) weitergegangen sei, und daß nördlich des Hunho ein heftiger Kampf stattfände; ich sollte daher südlich des Hunho bleiben, damit ich nicht in Gefahr käme.“

Da ich hier aber gar nichts sehen konnte, auch der Schlachtenlärm sich in nördlicher Richtung zu entfernen schien, so ritt ich nach Tschan hu tun, wo ich eine Furt vermutete. Hier überschritt ich den Hunho, der schon teilweise aufgetaut war, auf Faschinen, die durch mehrere japanische Pioniere in den Strom getragen wurden. In der Nähe der Furt lagen auf dem rechten Ufer in den Sanddünen einige russische Befestigungen, die so aussahen, als ob sie mit sehr brisanten Handgranaten beworfen worden wären. In den Werken befand sich eine Anzahl toter Russen, die schrecklich verbrannt und zerrissen waren. Ich schloß mich zunächst einer langen Infanteriekolonne an, die auf San kia tsv vormarschierte. Es war das Reserve-Regiment 6, das mir noch vom 5. März her in guter Erinnerung stand. Auf meine Frage nach dem Stabe der 6. Division konnte man mir keine Auskunft geben, da das Reserve-Regiment jetzt zu einem neu formierten, von der Division abgetrennten Detachement gehörte; jedoch sollte die 6. Division sich schon weiter nördlich befinden.

Die Marschkolonnen bewegten sich nur ziemlich langsam, die Leute sahen erschöpft aus, was nach den Anstrengungen der letzten 8 Tage übrigens kein Wunder war. Hatten sie doch täglich gekämpft und keine Nacht geschlafen; und das alles bei durchschnittlich 8° R Kälte. Auch der widerwärtige Staub erschwerte den Marsch sehr, da er den Leuten in Mund, Nase und Augen drang, wogegen viele sich durch Tücher und Staubbrillen zu schützen versuchten.

Als ich bei San kia tsy lebhaftes Geschützfeuer hörte, ritt ich vor und begab mich zu einer Abteilung des Feldartillerie-Regiments 15, die zu beiden Seiten des Dorfes aufgefahren war und in nördlicher Richtung feuerte. Ich ließ meine Pferde in Deckung hinter dem Dorfe und blieb einige Zeit bei der westlich San kia tsv stehenden Batterie, die lebhaftes Schrapnellfeuer aus der Gegend eines anderen Ortes San kia tsy, hart östlich Mukden erhielt.

Die Leute bedienten die Geschütze mit großer Ruhe und Sorgfalt. Ihr Schießverfahren ist dem deutschen ähnlich. Das Einschießen geschieht mit Schrapnell-Aufschlagzünder, bei weiten Entfernungen auch mit Granaten, die eine brisante Ladung und nur Aufschlagzünder haben. Es wird eine enge Gabel von 50 m angestrebt, doch soll gelegentlich auch früher zum Brennzünder übergegangen werden. Die Beobachtung war wegen des mit Baumgruppen und Häusern bedeckten Geländes sehr schwierig, Rauch und Staub machten die Luft undurchsichtig. Ich bezweifle daher, daß die Treffergebnisse sehr günstige waren.

Die Russen bevorzugten das Verfahren, das ganze Gelände unter Streufeuer zu halten; bald hier bald dort tauchten die kleinen weißen Rauchwolken ihrer Schrapnells auf, meist vier gleichzeitig nebeneinander. Die Sprengpunkte lagen aber fast immer zu hoch, nur selten saß eine Lage so richtig vor dem Ziel, daß eine Wirkung eintrat. Man gewöhnte sich daher ziemlich schnell daran, dieses Feuer für recht ungefährlich zu halten.

Die japanische Batterie westlich San kia tsy (südöstlich Mukden) hatte in der Voraussetzung, daß die Russen nicht lange standhalten würden, ihre Pferde dicht hinter den Geschützen stehen lassen, um sie beim Stellungswechsel schnell zur Hand zu haben. Infolgedessen wirkte eine Lage russischer Schrapnells, die ausnahmsweise ganz tadellos vor den Geschützen platzte, sehr störend auf die Pferdemasse ein; pfeifend und sausend flogen Kugeln und Schrapnellstücke herum und verursachten neben einigen Verwundungen auch eine kleine Panik. Alles verschwand mit überraschender Geschwindigkeit, aber etwas regellos hinter den schützenden Mauern des Dorfes. Hier wurde die Ordnung durch einen dicken Wachtmeister schnell wieder hergestellt.

Bald darauf schwieg die russische Artillerie, und die japanischen Batterien trabten auf Pa kia tsy vor, ich mit ihnen. Dort eingetroffen, schwenkten die Batterien nach Nordwesten ein, weil in der Gegend von Örr tai tsy an der Hauptstraße nach Tieling feindliche Artillerie bemerkbar war. Auch die Infanterie-Kolonnen, die, soweit ich sehen konnte, bisher im allgemeinen nach Norden marschiert waren, bogen von etwa Mittag*) an auf Örr tai tsy ab, wo heftiges Infanteriefeuer knatterte. Zu sehen war sehr wenig. Das rauchschwache Pulver und die erdfarbenen Uniformen der Japaner erschwerten mir das Erkennen der taktischen Lage außerordentlich. Wenn die Schützen lagen, sah ich von ihnen auf 200 bis 300 m nichts mehr; nur wenn sie sich vorwärts bewegten, konnte ich wahrnehmen, daß sie noch vorhanden waren. Ich habe jedoch nicht gehört, daß die Gleichheit der Uniform oder das Verschwinden im Gelände, diese „Leere des Schlachtfeldes" die Gefechtsführung wesentlich beeinträchtigt hätte. Die Einwirkung der Führer auf ihre Truppen der vordersten Linie war durch eine dauernd aufrecht erhaltene Verbindung gesichert, allerdings nicht durch reitende Adjutanten, sondern durch Infanteristen.

Die Verstärkungen gingen in aufgelösten Linien vor und sprangen, sobald sie in wirksames Feuer kamen, in schnellen kurzen Sprüngen. Geschlossene Abteilungen sah ich nur außerhalb der feindlichen Geschoßwirkung; sie traten meist in Sektionen oder Reihenkolonnen, gelegentlich auch in Kompagnie-Kolonnen in Reihen auf und machten häufig Umwege, um das Gelände möglichst lange als Deckung auszunutzen. So näherte sich die japanische Infanterie allmählich den beiden Orten Örr tai tsy, andere Truppenteile schienen weiter nach Norden, etwa auf Lin kia sön vorzugehen.

Ich hatte den Überblick über die taktische Lage ganz verloren, tröstete mich aber in dem Gedanken, daß ich den geschichtlichen Verlauf dieser Begebenheiten einige Tage später sicher erfahren würde, und gab deshalb den Versuch, einen höheren Stab zu finden, vorläufig auf. Ich stieg ab, ließ meine Pferde in Deckung zurück und näherte mich dem Infanteriegefecht. Die Front der in meiner Nähe befind-

*) Nach dem Staubsturm am 9. März war meine Uhr stehen geblieben, so daß ich am 10. März keine Zeitbestimmungen machen konnte.

lichen Truppen schien jetzt fast ganz gegen die Hauptstraße gerichtet zu sein. Mein Gesichtskreis war nur beschränkt: im Norden sah ich auf niedrigen bewaldeten Höhen dichte Schützenschwärme in lebhaftem Feuergefecht gegen die nach Tieling führende Straße vorgehen, heftig beschossen von russischer Artillerie. Vor mir lagen dünne japanische Schützenlinien im Feuer gegen Örr tai tsy, während südlich von Pa kia tsy japanische Marschkolonnen auf Mukden zu marschieren schienen. Der heftige Kampf bei Örr tai tsy ließ es mir am vorteilhaftesten erscheinen, mich der Straße nach Tieling noch mehr zu nähern. Ich sagte meinem Burschen, daß er mit den Pferden möglichst in Deckung hinter Mau kia tun bleiben sollte, und ging weiter nach vorn. Hier beobachtete ich, hinter der Schützenlinie entlang von Deckung zu Deckung schleichend, das Infanteriegefecht. Ein bestimmtes Vorbild oder Muster habe ich hierbei nirgends gesehen. Jede Kompagnie, jedes Bataillon führte das Gefecht, wie es nach der Kriegslage und unter möglichster Ausnutzung des Geländes am besten erschien. War eine ausgedehnte Deckung vorhanden, wie z. B. Dörfer, Waldteile, größere Mulden, so gingen ganze Schützenlinien bis zur Breite von Bataillonen gleichzeitig vor und zwar im Schritt. Fehlte die Deckung oder boten nur chinesische Gräber, Baumgruppen, einzelne Häuser einen beschränkten Schutz, so geschah das Vorgehen in kleineren Gruppen und in kurzen schnellen Sprüngen.

Jede noch so geringe Bodenfalte, jede Ackerfurche wurde benutzt, um sich darin klein zu machen. Die Leute saugten sich förmlich an die Erde an und verschwanden geradezu in dieser scheinbar deckungslosen Ebene. Mit den Händen kratzten sie sich kleine Sandhaufen zusammen, die ihnen Schutz gegen Sicht und zugleich eine Auflage für das Gewehr boten. Daß sie sich mit Hilfe ihres Spatens eingegraben hätten, habe ich nicht bemerkt. Dazu war auch weder die Zeit noch die Möglichkeit vorhanden. Die Kriegslage drängte hier zu rascher Entscheidung. Man wollte den Russen, denen keine große Widerstandskraft mehr zugetraut wurde, den Rückzug abschneiden. Ferner saß hier der Verteidiger ausnahmsweise einmal nicht in einer sicheren, vorbereiteten Stellung; er wurde überdies so heftig von einigen japanischen Batterien beschossen, daß kein besonders vorsichtiges und langwieriges Angriffsverfahren nötig schien. Dem Eingraben beim Angriff hätte auch der Boden, der bis auf eine oben aufliegende Staubschicht noch fest gefroren war, große Schwierigkeiten entgegengesetzt. Hier mußte also hauptsächlich geschossen und zwar viel, aber gut geschossen werden.

In der Schützenlinie herrschte die größte Ruhe und Aufmerksamkeit. Die Leute handelten ohne Kommando, nur nach Winken. Die Feuerleitung lag in den Händen der Unterführer. Die eintretenden Verluste waren nicht sehr groß. Auf einer Strecke von etwa 400 m Breite und Tiefe, die ich hinter mir übersehen konnte, lagen höchstens 20 verwundete und tote Japaner. Mehrere ziemlich lose Linien, Verstärkungen der vordersten Schützen, eilten sprungweise heran und brachten die Schützenlinie auf die Dichtigkeit von einem Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann.

Der Anstoß zu weiterem Vorlaufen erfolgte durch die Offiziere; wo diese nicht mehr vorhanden waren, sprangen einzelne Leute vor und rissen die nächsten mit. So hatte sich die breite Schützenlinie, je nach den Verhältnissen, in großen oder kleinen Gruppen, mit kurzen oder langen Sprüngen, der russischen Stellung bis auf etwa 400 m genähert, als erkannt wurde, daß der Feind wankte. Man sah einzelne Leute und größere Haufen zurücklaufen und verschwinden. Sofort stürzte eine Anzahl Japaner vorwärts, alles folgte ihnen, und die ganze Entfernung bis zur russischen Stellung wurde in einem Anlauf zurückgelegt. Ein Bajonettkampf fand nicht statt; die wenigen in den Häusern zurückgebliebenen Russen ergaben sich, die Mehrzahl war schon abgezogen und hatte inzwischen ein Dorf nordwestlich Örr tai tsy besetzt. Das russische Artilleriefeuer hatte schon seit einiger Zeit aufgehört; jetzt richtete die japanische Artillerie ihr Feuer auf die Gegend, wohin die Russen abgezogen waren.

Wenn ich vorher sagte, daß man sich nach dem ersten Schreck verhältnismäßig schnell an das Sausen und Platzen der Artilleriegeschosse gewöhnt *), so konnte ich jetzt im Gegensatz hierzu feststellen, daß das Infanteriefeuer fortwährend, ohne Unterbrechung sehr peinlich auf die Nerven wirkte. Das gröbere Artilleriegeschoß erscheint mit seinem Knall wie etwas Greifbares, Sichtbares, so daß man Zeit zu haben glaubt, sich den Sprengteilen durch eine Bewegung des Kopfes, durch Seitwärtsspringen oder Hinwerfen noch entziehen zu können. In den Zeiträumen zwischen den einzelnen Schrapnell-Lagen kann man sich sogar ziemlich ungefährdet vorkommen. Anders bei den Infanteriegeschossen, die in ungezählten Schwärmen unsichtbar, fast unhörbar, dauernd die ganze Luft erfüllen und ihre Nähe nur durch ein unheimlich leises Zischen und durch viele kleine Staubwölkchen auf der Erde verraten. Das Gefühl, in die mit Hunderten von diesen hüpfenden Staubwölkchen belebte Ebene vorgehen zu sollen, ist sehr unangenehm, und da man die vorbei oder zu weitgehenden Schüsse nicht beobachten kann, scheinen alle Schüsse zu kurz zu gehen. Man wird daher den Gedanken nicht los, beim weiteren Vorgehen wahrscheinlich in die Schienbeine geschossen zu werden.

Dichte Truppenmassen schienen an der Eisenbahn entlang nach Norden zu marschieren; soweit ich durch den Rauch und Staub etwas erkennen konnte, mußten es, nach den schwarzen Pelzmützen zu urteilen, Russen sein. Noch weiter westlich schallte sehr heftiges Artillerie- und Infanteriefeuer herüber, zu sehen war aber nichts. Auch die japanische Artillerie, die nördlich von mir etwa bei Yu lin pu stand, feuerte in der Richtung auf die Eisenbahn; die Infanterie bei Örr tai tsy schien sich anzuschicken, über die Hauptstraße hinüber gegen die russische Rückzugsstraße vorzugehen.

In diesem Augenblick wurden in der linken Flanke und im Rücken der 6. japanischen Division mehrere Kolonnen bemerkt, die aus Mulden heraustraten und

*) Ich kann selbstverständlich nur über die Wirkung russischer Artilleriegeschosse urteilen.

nach Nordosten marschierten. Die schwarzen Mützen ließen keinen Zweifel aufkommen, daß es Russen waren. Es mochte 3 oder 4 Uhr nachmittags sein.

Ich hielt die Lage der japanischen Truppen, die hier mit der allgemeinen Front nach Norden fochten, für nicht unbedenklich, denn die Stärke der von Süden her vorgehenden Russen betrug mindestens 3 bis 4 Infanterie-Regimenter. Schleunigst begab ich mich nach Mau kia tun zurück, damit mir mein Bursche mit den Pferden nicht abhanden käme. Glücklicherweise fand ich ihn bald und schickte ihn mit den Pferden nach San tschü tsy zurück. Bei dem Dorfe Mau kia tun stand japanische Infanterie bereit, um sich mit der neuen Front nach Süden gegen die vorgehenden Russen zu entwickeln.

Sehr bald entbrannte südwestlich des Ortes ein überaus heftiges, aber kurzes Infanteriegefecht, in das japanische Artillerie von den Höhen nördlich Lin kia fön eingriff. Das Gefecht schien sich auf Min tan zu ziehen. In diesem Kampf haben die Japaner von vornherein ganz dichte Schützenlinien entwickelt und zahlreiche Maschinengewehre in der Infanterielinie verwendet.

Nach einiger Zeit sah ich die Russen in breiartigen Massen nach Mukden zurückfluten. Das Gefecht verstummte allmählich. Ich ging daher nach San tschü tsy, stieg dort zu Pferde und ritt auf die Höhen nördlich des Dorfes, von wo aus ich einen weiten Überblick gewann.

Nirgends traf ich einen unverwundet zurückgebliebenen japanischen Soldaten, dagegen mehrere der durch ihre Zuverlässigkeit bekannten Gendarmen, die ihre Aufgabe, die diebischen Chinesen vom Plündern abzuhalten, tatkräftig erfüllten. Von der Höhe aus sah ich japanische Marschkolonnen auf der Straße nach Tieling vorgehen. Westlich der Eisenbahn schien noch heftig gekämpft zu werden, doch verhinderten Staub und Rauch ein genaueres Erkennen der Lage. Das Gefecht nördlich von mir entfernte sich immer weiter und wurde immer schwächer; südlich von meinem Standpunkt schien es noch einmal kurz aufzuleben, verstummte dann aber völlig. Als ich mich zum Weiterreiten wenden wollte, erschien ein Stab auf der Höhe, der mir als der des Generals Okubo II, Führers der Reserve-Division der 4. Armee, bezeichnet wurde. Bei ihm befand sich ein Adjutant des Oberkommandos, der Befehle zu überbringen und sich über die taktische Lage zu unterrichten schien. Nach Beendigung seiner dienstlichen Tätigkeit gab er mir die Auskunft, daß die Hauptmacht der Russen in vollem Rückzuge auf Tieling sei und mit allen verfügbaren Kräften verfolgt werde; in Mukden selbst sollten sich nur noch schwache russische Truppen befinden. Ferner hörte ich, daß die 3. Armee nördlich Mukden hart westlich der Eisenbahn stünde, die 2. Armee westlich und südwestlich der Stadt im Vorgehen sei.

Später erfuhr ich, daß von der 4. Armee die 6. Division am 9. März abends und nachts die russischen Befestigungen am Hunho genommen hatte; die

Division war aber mit ihrer Hauptmasse bei Tschan hu tun verblieben und erst am 10. März morgens in zwei Kolonnen nach Norden vorgegangen. In stetem Kampfe mit dem allmählich nach Norden zurückweichenden Feinde hatte sie gegen 4⁰⁰ nachmittags mit ihren nördlichsten Truppen die ungefähre Linie Lin tia sön—Yu lin pu mit der Front nach Nordosten erreicht und den in dem waldigen Berggelände verschwindenden Russen 16 Geschütze abgenommen, als in ihrem Rücken mehrere feindliche Kolonnen von Mukden her in Anmarsch zu beiden Seiten der Straße nach Tieling bemerkt wurden. Die Division machte daher teilweise Kehrt und versperrte den Russen den Weg, worauf diese sich unter großen Verlusten wieder der Stadt zuwandten. Bald danach folgte ein neuer Vorstoß gegen Örr tai tsy, der aber ebenfalls zusammenbrach und mit der Gefangennahme von mehr als 9000 russischen Soldaten verschiedener Regimenter endete.

Die 10. Division hatte nach anstrengendem Marsche bereits am 9. März abends den Hunho bei Schi miau tsy überschritten, die Gegend nordöstlich des Kaisergrabes erreicht, und dort am 10. März vormittags zahlreiche russische Bagagen überfallen und russische Truppen zersprengt, die jetzt nach Norden verfolgt wurden.

Die Reserve-Division war am 9. März abends bei Yen kuan tun südlich des Hunho versammelt worden und am 10. März früh in mehreren selbständigen Kolonnen hinter der 6. Division gestaffelt vorgegangen. Sie hatte dann mehrere nach Osten gerichtete russische Durchbruchsversuche abgewiesen.

Inzwischen sank die Dämmerung herab. Südwestlich von meinem Standpunkte lag die alte Stadt Mukden mit ihren riesigen Mauern und Wachttürmen in Rauch und Staub gehüllt. Mehrere japanische Marschkolonnen strebten ihr von Osten her zu, anscheinend über Pa tia tsy vorgehend, in regelmäßigen Zeiträumen von etwa 5 zu 5 Minuten beschossen von zwei schweren Geschützen, die dicht östlich Mukden stehen mußten. Sonst konnte ich nichts in dieser Richtung wahrnehmen. Nach Norden zu verhallte allmählich der Gefechtslärm, wie ein abziehendes Gewitter. Die Schlacht bei Mukden war zu Ende.

Da es zu spät war, noch heute bis Schi miau tsy zum Oberkommando der 4. Armee zu reiten, erbat ich mir die Erlaubnis, in San tschü tsy bleiben zu dürfen, wo Teile der Reserve-Division Ortsbiwak bezogen. Ich begab mich demnächst auf die Suche nach etwas Futter für meine Pferde und erinnerte mich, daß ich auf meinem Wege eine Anzahl umgestürzter russischer Lebensmittelwagen bei Mau tia tun hatte liegen sehen. Als wir von dort mit Hafer beladen zurückkehrten, überholten uns japanische Reiter in schärfster Gangart und riefen uns zu: „Die Russen kommen hinter uns her!" Während wir diese Nachricht noch etwas ungläubig belächelten, blitzten auch schon etwa 500 bis 600 m hinter uns Schüsse in der Dunkelheit auf und einige japanische Fahrzeuge sausten im Galopp über den holperigen Boden querfeldein an uns vorbei. Bei diesen bedenklichen Anzeichen beginnender Verwirrung

beschleunigten wir unsern Fußmarsch und erreichten San tschü tsy noch rechtzeitig, ehe die japanische Besatzung des Ortes das Feuer eröffnete. Von Pferdefuttern war vorläufig keine Rede, sondern wir sattelten schnell und bereiteten uns darauf vor, vielleicht einen ehrenvollen Rückzug antreten zu müssen. Dazu war aber in der Dunkelheit immer genug Zeit vorhanden; zunächst wandte sich unsere Aufmerksamkeit dem Nachtgefecht zu. Noch immer polterten einzelne Wagen und Reiter vor der Front der japanischen Infanterie entlang, die dadurch im Schießen auf die vielleicht noch etwa 400 m südlich San tschü tsy entfernten Russen sehr behindert wurde. Augenscheinlich waren russische Abteilungen bei einem Durchbruchsversuch aus Mukden auf japanische Bagagen der 6. oder Reserve-Division gestoßen und hatten dort Unordnung angerichtet.

Das Feuergefecht ging einige Zeit hin und her, anscheinend drang der Feind nicht weiter vor. Endlich machten mehrere westlich San tschü tsy eingreifende japanische Abteilungen einen Vorstoß, dem sich die Besatzung des Dorfes zum größten Teile anschloß. Bald darauf verstummte das Schießen, und die Truppen kehrten mit etwa 60 Gefangenen und einigen schwerverwundeten Japanern zurück. Wir sattelten nun wieder ab, futterten die Pferde und suchten uns ein notdürftiges Lager zurecht zu machen. Die Nacht verlief ziemlich unruhig. An der Straße nach Tieling wurde noch mehrmals sehr heftig geschossen; ich glaube auch Maschinengewehre in Tätigkeit gehört zu haben. Es war empfindlich kalt in dem zerstörten Hause, in dessen Nebenräumen mehrere wimmernde Verwundete Unterkunft gefunden hatten. Auf dem Hof brannte ein Feuer, an dem sich schwatzende Soldaten wärmten. Professor Nagakawa, der sehr zu frieren schien, kam schließlich auf den unglücklichen Gedanken, in unserm Raum ein Feuer anzuzünden, das aber so schrecklich rauchte, daß mir die Tränen aus den Augen liefen und ich ersticken zu müssen glaubte. Da außerdem mein Kopfkissen aus einer kleinen Holzkiste bestand, mußte ich diese Nacht ohne Schlaf auskommen.

Bei Tagesanbruch des 11. März machte ich mich auf den Weg nach Schi miau tsy. Weit von Norden her begann lebhaftes Geschützfeuer herüberzuschallen. Als wir uns dem Orte Tin kia tun näherten, lief uns ein japanischer Unteroffizier winkend entgegen und meldete, daß soeben russische Infanterie in den Wäldern des östlichen Kaisergrabes verschwunden wäre und verfolgt würde. Unter diesen Umständen zogen wir es vor, nicht durch den mit dichtem Eichenunterholz bestandenen Wald zu reiten, sondern bogen über Ma kuan tschö auf Lin kai ab. Etwa 500 m westlich dieses Ortes standen ein japanisches Geschütz und einige Munitionswagen einsam mit erschossenen Pferden und ohne Bedienung mitten auf dem Wege. Am Westeingange von Lin kai begneten wir einer japanischen Offizierpatrouille, von der wir erfuhren, daß vor einer halben Stunde 300 Kasaken aus dem Orte vertrieben und in den Wäldern des Kaisergrabes verschwunden wären. Augenscheinlich war es mehreren russischen Truppenteilen unter dem Schutze der Nacht gelungen, den eisernen

Ring der Japaner um Mukden an einer schwachen Stelle zu durchbrechen oder eine Lücke zum Durchschleichen zu finden. Ob sie aber durch die 1. und 4. japanische Armee hindurch den Anschluß an ihr Heer gefunden haben, darf bezweifelt werden.

Mit einigen Schwierigkeiten überschritten wir den Hunho; von den auf meiner Karte *) verzeichneten Brücken war nur noch ein unbenutzbarer Rest vorhanden, dafür aber der Fluß ziemlich aufgetaut. Am Eingange von Schi miau tsy traf ich den mir bekannten Kommandeur der Artillerie der 4. Armee, der erstaunt war, mich aus dieser Richtung kommen zu sehen. Beim Oberkommando herrschte eine sehr fröhliche Stimmung über den Verlauf der Schlacht. Wenn auch der Sieg nicht zu einer gänzlichen Vernichtung des russischen Heeres geführt hatte, so war doch das Ergebnis der langen Kämpfe gegen einen überlegenen und tapferen Feind recht zufriedenstellend.

Ich erfuhr, daß der Prinz von Hohenzollern heute sein Quartier nach Liu fu tun verlegen und im Laufe des Vormittags dort eintreffen würde. Nachdem ich meine etwas ermatteten Lebensgeister aus den Vorräten des Oberkommandos wieder gestärkt hatte, begab ich mich nach Liu fu tun in mein Quartier, wo der Prinz mit seiner Leibwache gegen Mittag anlangte.

In den nächsten Tagen siedelten wir nach Lin kai über, von wo aus die Gefechtsfelder der 4. Armee besichtigt wurden. Einen grauenvollen Anblick bot besonders die Straße nach Tieling von Örr tai tsy bis Tawa, die, soweit das Auge reichte, mit toten Menschen und Pferden, zerbrochenen Fahrzeugen und Waffen bedeckt war.

Ein Vormittag war der Besichtigung des östlichen Kaisergrabes gewidmet, das einen außerordentlich stimmungsvollen und großartigen Eindruck macht. In seinem fortschreitenden Verfall ist es ein Bild des großen Reiches, das durch den ersten hier beigesetzten Kaiser der Mandschu-Dynastie zu hohem Ansehen erhoben wurde, jetzt aber machtlos zusehen mußte, wie sich zwei fremde Staaten auf seinem Boden bekämpften.

Da die 4. Armee mit zu den Truppen gehörte, die an der Verfolgung des russischen Heeres über Tieling hinaus beteiligt waren, verlegte das Oberkommando sein Quartier weiter nach Norden, und der Prinz von Hohenzollern ging am 16. März zunächst nach Mukden, um dort die weitere Entwicklung der Ereignisse abzuwarten.

Nach sehr herzlicher Verabschiedung von dem Führer der 4. Armee und den Herren seines Stabes bezogen wir in Mukden das Haus des früheren russischen Konsuls, das inzwischen für einen längeren Aufenthalt des Prinzen eingerichtet worden war.

Man konnte annehmen, daß die Russen einem weiteren Vordringen der Japaner nicht mehr standhalten, sondern auch noch über Charbin zurückweichen, daß aber

*) Nach russischen Karten, die man gefangenen Offizieren abgenommen hatte, vervielfältigt und mit japanischen Buchstaben beschrieben.

die Japaner nicht über Charbin hinaus folgen würden. Die bisherigen Vorgänge konnten sich also nur wiederholen, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Daß jetzt noch ganz neue Erscheinungen der Kriegführung auftreten sollten, war sehr unwahrscheinlich.

Da außerdem seitens der japanischen Heeresleitung in den nächsten vier bis fünf Monaten keine größere Unternehmung geplant war, auch von den Russen vorläufig nichts der Art zu erwarten stand, so wurde der kaiserlich deutsche Gesandte in Tokio gebeten, die Rückberufung des Prinzen nach Deutschland in die Wege zu leiten. Bis zum Eintreffen der Entscheidung Sr. Majestät unseres Kaisers unternahmen wir zahlreiche Ausflüge auf die Schlachtfelder um Mukden und hörten Vorträge über die Bewegungen der einzelnen Armeen im Verlauf der Schlacht. Besonders bemerkenswert war die Besichtigung des Gefechtsfeldes der 2. Armee westlich Mukden. Hier haben die in sehr festen Verschanzungen sitzenden Russen tagelang den heftigsten Widerstand geleistet, weil es den vereinten Anstrengungen der sonst auf sichtbare Ziele vortrefflich schießenden japanischen schweren und Feldartillerie nicht gelungen war, diese unsichtbaren russischen Stellungen sturmreif zu machen. Die Beobachtung in der mit Dörfern, Häusern und Baumgruppen bedeckten Ebene gegen die ganz flachen russischen Erdwerke erwies sich als so schwierig, daß die Treffergebnisse trotz großen Munitionsaufwandes sehr gering geblieben waren. Die japanische Infanterie hatte sich dort allein in heißem, tagelangem Ringen bis an die russische Stellung heranarbeiten müssen.

Aber nicht nur im Angriff, sondern auch in der Verteidigung bewiesen die Japaner eine unübertreffliche Tapferkeit. Wie groß die Widerstandskraft einer Infanterietruppe, die in einer nur flüchtig hergerichteten Stellung liegt, sein kann, lehrt das Beispiel der japanischen 17. Infanterie-Brigade bei Liu wan pu westlich Mukden. Vier Bataillone hielten dort bis zu ihrer völligen Vernichtung die durch starke Artillerie unterstützten Angriffe von etwa 20 russischen Bataillonen auf. Im Vertrauen auf die gute Schießausbildung und die zähe Ausdauer ihrer Truppen konnte die japanische höhere Führung es wagen, die vorderste Linie bis zum äußersten, d. h. bis zum letzten Manne, auszunutzen, ohne sie zu unterstützen, um die noch vorhandenen Reserven an anderer Stelle wirksamer einsetzen zu können.

Nur einem von so hohen sittlichen Tugenden erfüllten und für den Krieg sorgfältig vorbereiteten Heere durfte die oberste Heeresleitung zumuten, einen überlegenen, in ungewöhnlich starken Stellungen sitzenden tapferen Feind umfassend anzugreifen.

Am 17. März traf der Marschall Marquis Oyama, der bisher in Yen tai geblieben war und die Schlacht von dort aus telephonisch und telegraphisch geleitet hatte, in Mukden ein, am 19. März der General Baron Kodama. Das Oberkommando der Mandschurei-Armee war durchaus zufrieden mit dem Ergebnis der Schlacht, hätte sich aber gewiß noch mehr über einen noch größeren Erfolg gefreut.

Am 21. März hielt General Kodama, der sich inzwischen von einer Erkältung ganz wieder erholt hatte, dem Prinzen einen mehrstündigen Vortrag über den ganzen Verlauf der Schlacht bei Mukden. Auf unsere Bitte teilte er nicht nur die Tatsachen, sondern auch die Gründe und Absichten der Heeresleitung mit. Dieser Blick in seine Gedankenwerkstatt war besonders lehrreich und wird mir immer im Gedächtnis bleiben.

Die Berichte, die sich hierdurch ergaben, nahmen einen großen Teil unserer Zeit in Anspruch. Spaziergänge in der Stadt und Ritte in die Umgegend machten uns mit dem mandschurischen Volk näher bekannt. Überall sahen wir die eigenartigen, alten Banten in Schmutz und Verfall liegen. Der Chinese scheint nur der Gegenwart zu leben; vor der Vergangenheit behauptet er, hohe Achtung zu haben, handelt aber nicht danach, und für die Zukunft sorgt er nur in sehr engen Grenzen, d. h. für seine Familie. Die so sehr gepriesene philosophische Lebensauffassung seiner uralten Kultur hat ihn zur krassesten Selbstsucht erzogen; sein Herrscherhaus, sein Volk, seine große Vergangenheit sind leere Worte für ihn; er ist nur besorgt, seinen eigenen Geldbeutel zu füllen.

Kurz vor der Abreise von Mukden, die nach der inzwischen eingetroffenen Entscheidung Sr. Majestät unseres Kaisers für den 16. April in Aussicht genommen wurde, hatte der Prinz von Hohenzollern noch den Auftrag zu erfüllen, dem General Nogi persönlich den Orden pour le mérite zu überreichen, eine Ehrung, die dem verdienten General eine herzliche Freude bereitete.

Nachdem alle Abschiedsbesuche bei den hohen japanischen Führern beendet waren, verließen wir Mukden und langten am 17. April in Dalny, am 22. in Kioto an, wo der Prinz bis zum 24. verblieb; am 25. April erfolgte die Ankunft in Tokio, wo großer Empfang stattfand. Prinz Kanin hatte auf Befehl des Kaisers von Japan den Prinzen von Hohenzollern bis Tokio zurückbegleitet.

Wir bezogen wieder das reizende Shiba-Palais, das wir bis zu unserer endgültigen Abreise bewohnten. Leider war es uns nicht vergönnt, dem Kaiser und der Kaiserin von Japan persönlich den Dank auszusprechen, von dem wir erfüllt waren. Das erkrankte Herrscherpaar mußte sich durch den Kronprinzen bei den Abschiedsfesten vertreten lassen. Alle Kreise wetteiferten, dem scheidenden deutschen Prinzen ihre Zuneigung zu beweisen, und die allgemeine Stimmung fand bei den Gastmählern einen von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Ausdruck.

Am 7. Mai reiste der Prinz von Tokio ab, um nach kürzerem Aufenthalte in Hakone, Kioto und Nara noch den Kriegshafen Kure auf Einladung des Marineministers zu besichtigen. Auch weiterhin bis Nagasaki wurde die Eisenbahn benutzt, um auf dieser Fahrt noch einige Eindrücke von Land und Leuten zu empfangen.

Mit dem am 17. Mai von Nagasaki nach Genua zurückkehrenden Reichspostdampfer „Roon“ traten wir die Heimreise an, ohne daß sich unsere Hoffnung, der

russischen baltischen Flotte zu begegnen, erfüllt hätte. Wir erfuhren ihr Schicksal in Singapore, wo wir am 29. Mai eintrafen. Hiermit war der Feldzug endgültig zu Japans Gunsten entschieden.

Der „Roon" ging am 22. Juni im Hafen von Genua vor Anker, und am 1. Juli war dies unvergeßliche Kommando mit unserer Rückmeldung bei Sr. Majestät dem Kaiser beendet.

Bronsart von Schellendorff
Major und Bataillonskommandeur im Königin-Elisabeth-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3.





Yorksche Ausbildung.

Der russisch-japanische Krieg ist beendet, und die militärische Welt steht vor der Frage, welche Lehren Truppenführung und Ausbildung aus ihm gewinnen können.

Mit Verwunderung haben diejenigen, die aus ihm neue Formen destillieren zu können hofften, wahrgenommen, daß die Japaner ihre Gefechte je nach den Persönlichkeiten, dem Gelände und der feindlichen Feuerwirkung in völliger Verschiedenheit ausgeführt haben, eine Erscheinung, die ein Kennzeichen klassischer Zeiten der Kriegskunst zu sein pflegt. Wir begegnen ihr in der napoleonischen Epoche,*) und auch in unseren großen Kriegen ist sie erkennbar. Der Gefechtszweck wählt oder schafft für jeden Fall die entsprechende Form, und diejenige Friedensausbildung wird die kriegsmäßigste sein, die das Schema vermeidend, solche Improvisation erzielt. Dennoch zeigt die Erfahrung, daß in langen Friedenszeiten das Suchen nach Evolutionsformen und das mechanische Exerzieren in den Vordergrund zu treten pflegen, eine Erscheinung, die in der menschlichen Natur ihre Erklärung findet: Ist doch ein Schema im Frieden für Vorgesetzte und Untergebene gleich bequem! Seine Ausführung erfordert wenig Nachdenken und bürdet niemandem eine Verantwortung auf. Weiterblickende, die einer lebendigeren Ausbildung das Wort redeten, pflegten am Ende des 18. Jahrhunderts als „Jakobiner" verspottet zu werden, und in späteren Zeiten führte man gegen sie, sehr zu Unrecht, den Geist des großen Königs ins Gefecht, des großen Denkers, der für „jedes differente Terrain eine differente Bataille" forderte und für die Jägertruppe sogar Exerzieren und Parademarsch verboten hatte.**)

Je formaler die Ausbildung sich gestaltet, umsomehr müssen militärisches Denken und lebendige Beurteilung taktischer Verhältnisse außer Übung kommen. Ganz allmählich und unmerklich gelangt man im Laufe der Zeit dazu, den Schein des automatischen Exerziergefechts für kriegerische Wahrheit zu halten, und die formale

*) Die französische Armee hatte keinerlei reglementarische Bestimmungen über das Schützengefecht.

**) Da im Laufe der Zeit für die Ausbildung der Infanterie im wesentlichen dieselben Grundsätze maßgebend geworden sind wie für die Jäger, ist das Verbot des großen Königs besonders bemerkenswert.

„bataille en rase campagne“ wird Endzweck der Gefechtsausbildung, anstatt ihr Ausgangspunkt zu sein.*) Das Üben des Vorpostendienstes, der Geländebenutzung und vor allen Dingen des für die Führerausbildung und den Verteidigungskampf unentbehrlichen kleinen Krieges pflegt bei dieser Auffassung zurückzutreten. Die Unterführer werden allmählich zu Nummern in der Front, ihre Erziehung zur Selbständigkeit wird von Jahr zu Jahr geringer.

Daß diese Entwicklung in der nachfriderizianischen Zeit besonders verhängnisvoll eingetreten war, ist eine bekannte Tatsache; aber weniger wird beachtet, daß die Gefechtsausbildung auch nach den Befreiungskriegen eine ähnliche schematisierende Richtung eingeschlagen hat. Sie machte sich schon wenige Jahre nach dem Feldzuge von 1815 deutlich bemerkbar,**) nachdem der geniale Scharnhorst den Folgen seiner bei Gr. Görschen erlittenen Verwundung erlegen war, der große Infanterist York aber seinen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge verloren hatte, und sie dauerte an, bis die Einführung des Zündnadelgewehrs, die Verjüngung des Offizierkorps bei der Reorganisation der Armee und endlich die große kriegerische Epoche von 1864 bis 1871 unserem Heere starke Impulse gaben, die mit Naturnotwendigkeit zu einer Vereinfachung der Formen hindrängten.

Aber erst dem Reglement von 1888 war es vorbehalten, den allmählich aufgespeicherten Formenüberfluß abzustreifen. Mit diesem Reglement kehrten wir zu den Yorkschen Grundsätzen für die Ausbildung in der zerstreuten Fechtart zurück, die schon damals, im Anfang der Entwicklung, alle großen und wesentlichen Gesichtspunkte der neuen Kampfweise so treffend darlegten, daß sie noch heute unverändert zu Recht bestehen. Yorks Instruktionen können den entsprechenden Absätzen unserer heutigen Vorschriften würdig zur Seite gestellt werden. Beide atmen den gleichen Geist.

Ein Rückblick auf Yorks Ausbildungsart hat deshalb nicht nur ein geschichtliches Interesse, sondern gibt auch in Verbindung mit der späteren Entwicklung der Bestimmungen Fingerzeige, in welcher Richtung Reglementsänderungen, insbesondere über das Gefecht, geschehen müssen, wenn sie die kriegerische Entwicklung des Heeres begünstigen sollen. Nur wenn sie diesem Gesichtspunkte Rechnung tragen, sind sie berechtigt; sonst müssen sie schaden. So wird man erkennen, wie richtig die deutsche Heeresleitung handelte, als sie eine Abänderung oder Ergänzung unseres Reglements in schematisierendem Sinne ablehnte und statt dessen sogar eine vorhandene Fessel, die Zahlenangaben, die als allgemeiner Anhalt für die Ausdehnung im Gefecht gegeben sind, erweiterte.

Yorks Ausbildung diente in allen ihren Zweigen ausschließlich dem Zwecke

*) Man will die Truppe „sehen“, während man doch von einer geschickt geführten Truppe wenig sehen soll.

**) Schon die Instruktion über die Übung der zerstreuten Fechtart für die Jäger- und Schützen-Bataillone vom 18. 5. 1818 zeigt diese Tendenz.

kriegerischer Erziehung. Dieser Gesichtspunkt war für die Gestaltung jedes Dienstes und für den Geist, in dem er gehandhabt wurde, allein maßgebend. Unter Yorks Leitung hörte die Ausbildung auf, ein Handwerk zu sein, sie wurde zur Kunst, das Persönliche trat in den Vordergrund. Der Armeedressur stellte er eine sorgsame kriegsmäßige Erziehung der Unterführer und Soldaten zur Seite, wodurch die Truppe jeder Kriegslage gewachsen wurde.

Allerdings befand sich York, als er das Jäger-Regiment übernahm, in einer für seine Bestrebungen besonders günstigen Lage, weil er keine bestimmten Regeln für die Gefechtsausbildung vorfand, diese vielmehr ganz dem Gutdünken der Kompagniechefs überlassen war, die zum größten Teile den Schützendienst und den kleinen Krieg in Amerika kennen gelernt hatten (A. K. O. 4. 3. 1784).*) Der militärische Wert der Jägertruppe war in mancher Hinsicht zweifelhaft, und besonders die Dienstzucht ließ viel zu wünschen übrig.**) Die Exerzierausbildung lag sehr im argen.

Diesen Mangel suchte York bei der Übernahme des Regiments zu beseitigen, und wenn er auch wiederholt betonte, die Waffe sei nicht zum Exerzieren gemacht und die Bestimmung des Jägers sei nicht „schön zu exerzieren", so räumte er doch dem Exerzieren die ihm gebührende Stelle als unentbehrliches Hilfsmittel der Ausbildung ein, ohne die in der übrigen Armee übliche Übertreibung mitzumachen. Er verlangte, daß „in die Augen fallende Ungleichheiten, welche einen widrigen Eindruck machen und jedem Korps ein übles Ansehen geben", vermieden würden (Instr. 1798).

York wußte, wie schädlich ein Übermaß mechanischen Exerzierens auf den Geist der Truppe wirkt, den er mit allen Mitteln zu heben strebte.

Die Disziplin, durch die seine Truppe sich auszeichnete, erzielte er weniger durch starke Strafmittel als durch einen strengen und abwechslungsvollen Dienstbetrieb, durch hohe Anforderung an Quartierordnung, Haltung und Anzug der Leute in und außer Dienst und dadurch, daß er strengste Befolgung aller Befehle, die er auf ein Mindestmaß beschränkte, unbedingt forderte. So setzte er neben das Exerzieren als den mehr und mehr zu betonenden Faktor eine intensive, strenge militärische Erziehung und entwickelte die Eigenart seiner Untergebenen in einer noch heute vorbildlichen Weise. Sein aufs Große gerichteter Sinn verstand es, Kleinigkeiten zu übersehen oder nach ihrem kriegerischen Werte richtig abzuschätzen. Vergehen und Versehen wußte er streng zu unterscheiden. Als einst bei einer Revue ein Mann den Ladestock fallen ließ und der Inspekteur exemplarische Ahndung dieses Verbrechens verlangte, begnügte sich York damit, den Schuldigen einige Zeit bei dem „langweiligsten Unteroffizier des Bataillons" nachexerzieren zu lassen. (Droysen.)

*) Erst 1788 war für die leichten Truppen ein Reglement erschienen, dessen genaue Befolgung aber nicht verlangt wurde.

**) Es ist vorgekommen, daß ganze Kompagnien sich weigerten, mit bestimmten Leuten, die ihnen nicht zusagten, insbesondere mit bestraften Individuen, weiter zu dienen, und daß sie so deren Entlassung erzwangen.

Wo York kommandierte, herrschte strenge Ordnung, die ihre tiefgehende erzieherische Wirkung nie verfehlte. Seine Erziehungsmethode hatte zur Folge, daß er willigen Gehorsam erzielte und daß er eine humanere Behandlung der Mannschaften durchzuführen vermochte.

Schon im Frieden hatte er den in die Augen springenden Erfolg zu verzeichnen, daß bei dem früher von ihm kommandierten Ostpreußischen Füsilier-Bataillon die Desertionen während der Zeit seines Kommandos bald abnahmen, obwohl seine Garnison (Johannisburg) nicht fern von der Grenze in bewaldetem Gelände lag und dieser Umstand die Fahnenflucht außerordentlich begünstigte. Aber auch der Krieg hat den Beweis erbracht, daß die mit seiner Ausbildungsmethode erzielte Mannszucht echt war. Sie hielt im Unglück stand.

In der Gefechtsausbildung legte York den Nachdruck auf das Zusammenwirken der einzelnen Teile gegenüber dem Einüben von Gefechtsformen und dem „bloßen Gefechtüben", vor dem er ausdrücklich warnt.

Er verstand, seinen Übungen eine großartige Vielseitigkeit zu geben, und indem er in der Regel über weite Räume focht und kleinere Abteilungen detachierte, die sich den wechselnden Gefechtslagen anpassen mußten, bildete er Unterführer aus, die an Selbständigkeit gewöhnt, auch schwierigen Verhältnissen gewachsen waren und es verstanden, zusammenzuwirken. Zum ersten Male tritt in unserer Armee der Grundsatz auf, selbst den Gemeinen zur Selbsttätigkeit zu erziehen.

Die gleiche Freiheit wie bei der Anwendung von Gefechtsformen fordert York bei der Abgabe des Feuers, dessen Geschwindigkeit mit der Maßgabe überlassen wird, daß der Mann es niemals übereilt abgebe, sondern stets „mit Wirkung" schieße.

Im Hinblick auf die Verhältnisse des Vorderladers führt er den Feuerwechsel in der Rotte ein, damit einer von beiden Leuten stets ein geladenes Gewehr habe. Auf schnelles Schwärmen und Sammeln und schnelles geschicktes Besetzen von Geländeobjekten legt er hohen Wert.

Der Schützendrill erschöpft sich mit der Übung des Ladens und Anschlagens, ein „Exerzieren" von Bewegungen und Feuer der Schützenlinien ist noch nicht bekannt. Die Fechtart ist eine im wahren Sinne des Wortes „zerstreute". Sorgfältigste Geländebenutzung und Feuerabgabe durch den einzelnen Mann sind oberstes Gesetz. Ausgedehnte Linien werden geübt, auch im schwierigsten Gelände Zusammenhang zu halten und sich, insbesondere auch nach Winken, unter Benutzung des Geländes zu bewegen.

Die Schützenketten sind grundsätzlich so weit, daß ausgiebige Geländebenutzung auch in der Bewegung gewährleistet ist. Im Gefecht von Altenzaun, das York selbst noch in späterer Zeit als besonders charakteristisch für die Verwendung leichter Truppen bezeichnete, standen in einer Breite von 3000 Schritt die Schützen von vier Jägerkompagnien und zwei Füsilier-Bataillonen (die Kompagnie mit höchstens 120 Kom-

battanten). Rechnet man, daß von diesen nur etwa ein Drittel anfangs in erster Linie focht, so gibt das eine außerordentlich luftige erste Entwicklung. Als der linke Flügel, gegen den der feindliche Stoß sich richtete, verstärkt worden war, standen dort zur Entscheidung drei Kompagnien 600 Schritt breit in erster Linie, wobei von jeder Kompagnie wohl mindestens ein Drittel als Unterstützungstrupp zurückblieb. Es werden höchstens 270 Mann hier im Feuer in guter Deckung gelegen haben.

Je freier das Gelände umsoweniger Schützen, je bedeckter das Gelände umsomehr steckte York hinein.

Nach dem unglücklichen Kriege gab York als Inspekteur der leichten Truppen im Jahre 1810 eine Instruktion heraus, durch die er die beim Jäger-Regiment erprobte Gefechtsausbildung auf alle leichten Truppen übertrug. In der Einleitung zu dieser Instruktion bemerkt er, daß „in einer Kunst, wie die des Krieges, wo die Resultate so unendlich dem Zufall, den Elementen, wohl zu merken auch der Freiheit des Willens, dem Verstande, der Tapferkeit oder der Feigheit der einzelnen Glieder der Maschine untergeordnet sind, bestimmte Formen für alle Fälle nicht gegeben werden können". „Nur allgemeine Regeln der Erfahrung lassen sich hier entwerfen, deren zweckmäßige Anwendung auf die Lage der Umstände den denkenden Offizier vor demjenigen auszeichnen, der seine Funktionen nur wie einen Mechanismus behandelt oder in der Zusammenstellung erlernter Evolutionen schon das vollendete Bild der Kriegskunst sieht."

Gegen dieses „Schematisieren" des Gefechts hatte York einen steten Kampf zu führen. Versuchte man doch gleich für die Verwendung der Schützen bestimmte mechanische Formen zu finden und zu drillen. York bemerkt dazu: „In der Kriegskunst gibt es keine Rezepte. Evolutionsformen, für den ebenen Exerzierplatz erdacht, spielen in einem coupierten Terrain eine sehr kleinliche Rolle". Ihm gipfelt die Infanterietaktik in gefechtsmäßiger Improvisation und Geländebenutzung, „wodurch die Truppe die Möglichkeit erhält, es mit einer überlegenen Zahl aufzunehmen."

Mit den Offizieren werden Unterrichtsmanöver abgehalten, bei welchen Angriff und Verteidigung von Örtlichkeiten, Vorpostendienst usw. zur Darstellung gelangen.

Die Belehrung soll bei Besprechungen „nicht nur örtlich auf den vorhanden gewesenen Fall, sondern so eingerichtet werden, daß der Untergebene über sein Metier allgemein gültige Prinzips erhält, der gewesene Fall aber nur ein Leitfaden seiner Urteilskraft zu den Modifikationen bei einer Wiederanwendung des Terrains auf andere Fälle wird." Die Belehrung muß aber so klar sein, daß sie als sichere Regel für den Krieg auch „von dem minder Talentvollen faßlich begriffen werden kann." „Man sagt also nicht: das Dorf X mußte so besetzt werden, sondern: Bei Besetzung von Dörfern ist z. B. allgemeiner Grundsatz, daß usw."; dann erst geht man zur Anwendung auf den speziellen Fall über und zeigt die Modifikationen, denen das allgemeine Prinzip bei der Anwendung auf besondere Fälle **stets** unterworfen ist.

Im einzelnen ſtellt York in der obengenannten Inſtruktion u. a. folgende Grundſätze für die Gefechtsausbildung auf:

Vorbereitung.

1. Die Waffe des leichten Infanteriſten iſt ein Schießgewehr, ſeine Taktik muß daher eine Feuertaktik ſein, wo das Treffen des Gegners durch die Kugel die Grundidee gibt. Vereinigt man dabei größte Sicherſtellung der eigenen Perſon mit möglichſter Schadenzufügung des Feindes, ſo hat man den großen Anforderungen derſelben entſprochen.
2. Tadelloſe Inſtandhaltung der Gewehre iſt dauernd zu fordern (Anſchießen!)
3. Kenntnis der Waffe und Schießfertigkeit ſind Vorausſetzung zu ihrer Verwendung.

Die Streitart.

1. Gutes Schießen begründet die Überlegenheit.
2. Die luftige Schützenlinie gibt dem einzelnen den Vorzug, ſich „nach ſeiner Beſtimmung" in jedem Gelände frei bewegen, es zur Deckung und beſſeren Schußabgabe benutzen zu können.
3. Die Art des Tiraillements iſt äußerſt verſchieden und von den jedesmaligen Umſtänden abhängig.
4. Das Aufſuchen der Deckung iſt dem Menſchen natürlich. Sache der Übung iſt es, ſein Handeln beim Halten und in der Bewegung dem Zwecke des Ganzen anzupaſſen.*)

Ausbildungsgang.

1. Man muß mit kleinen Abteilungen in ebenem Gelände den Anfang machen.
2. Feuer mit Rottenwechſel iſt Grundſatz, an dem aber nicht ſklaviſch feſtgehalten werden ſoll. Die Leute müſſen dahin erzogen werden, ihr Feuer nie mit einem Male wegzugeben und nur zu ſchießen, wenn ſie ſicher gezielt haben. Sie ſollen treffen, nicht knallen. Im übrigen bleibt die Feuergeſchwindigkeit nach der Gefechtslage einzurichten.
3. Schnelles Ralliieren und größter Appell ſind zunächſt bei den Übungen auf der Ebene ſicherzuſtellen. Ralliieren im Feuer iſt zu vermeiden.
4. Richtung iſt verboten. „Es ſieht ſchon beim Manöver widrig aus, wenn ſolche luftigen Linien eine übel angebrachte Contenance halten wollen."

*) Über die Größe der Zwiſchenräume in der Schützenlinie werden keine beſonderen Vorſchriften gegeben. Die Jägerinſtruktion von 1818 ſagt hierüber — jedenfalls in Yorkſchem Sinne — daß ſie abhängig ſeien von dem Raume, den man decken wolle, und von der Kraft, die im Hinblick auf den Gefechtszweck für die Feuerlinie beſtimmt ſei. Niemals aber dürfen die Schützen ſo nahe aneinander kommen, daß dadurch die Benutzung aller Geländevorteile und freie Bewegung der einzelnen Leute behindert werde. Nur darf die Verbindung unter den zerſtreut fechtenden nie ganz verloren gehen (Vgl. S. 73, 74).

5. Hat der Soldat die einfachen Begriffe des Tiraillements gelernt, so geht man zu dessen Feinheiten über und lehrt Geländebenutzung.
6. Wegschleichen von einem Posten usw., Verstärken, unbemerktes Abziehen sind sorgfältig zu üben.
7. Ist der Mann sicher in der Verteidigung, so nimmt man den Angriff vor, anfangs im ebenen, dann im bedeckten Gelände.
8. Das „ungeheure" Laufen ist vom Übel. Ein keuchender Mann kann nicht schießen. Die Beweglichkeit muß der Bestimmung des Schlagens untergeordnet sein. 1811 betont York den Wert, den das Kriechen gewinnen kann.
9. Unpraktikables Gelände und unangreifbare Stellungen gibt es für leichte Infanterie durchaus nicht.
10. Sind Offiziere und Mannschaften genügend vorbereitet, so übt man mit Kompagnien und Bataillonen gegeneinander.

Führung.

1. Coup d'oeil und Kombinationsvermögen sind die wesentlichsten Erforderniſſe eines guten Anführers.
2. Verteidigung. Richtiges Abwägen der Kräfteverteilung in der ersten Linie und Aufstellung der Reserven nach dem Gefechtszweck, wobei zu bemerken ist, „daß Reserven nicht der Form oder des Paradierens wegen, sondern zum Ausschlagen da sind. Man gehe aber von der alten Meinung ab, alles mit einem Male verteidigen zu wollen; wider Kraft muß Gegenkraft sein. Die Gegenkraft verliert sich aber, wenn man sich vereinzelt hat." Möglichste Deckung bei möglichst freier Aussicht nach dem Feinde. „Wäre es möglich, unsere Truppen dem Feinde ganz zu verbergen und ihm unsere Schüsse wie aus der Erde kommend erscheinen zu lassen, ihn dagegen zu zwingen, uns seine Dispositionen übersehen zu lassen, so würde man das Vollkommenste in der Verteidigung erreicht haben." Man zwinge den Feind, mit einer schwächeren Angriffsfront eine größere Verteidigungsfront anzugreifen.
3. Angriff. Das moralische Moment ist auf der Seite des Angriffs. Seine Prinzipien sind aus der Verteidigung zu abstrahieren. „Ihre Regeln, nach dem entgegengesetzten Zwecke verändert, werden auch hier die sichersten sein. Man frage umgekehrt, wo muß ich den Impuls hinlegen, um dem Feinde den empfindlichsten Stoß beizubringen, die Mittel werden sich bei gegenseitiger Vergleichung von Für und Wider von selbst ergeben. Man rücksichtige nur auf die Absicht und lasse auch im Frieden alle Evolutionen weg, die im Ernst überflüssig werden. Der Impuls gehört auf einen Fleck. Wie in der Verteidigung das Gelände zwingen kann, nur schwache Feuerlinien zu bilden und starke Reserven zum Gegenstoß zusammenzuhalten, so kann auch

im Angriff nach Gelände und Umständen der Impuls in die Reserve verlegt und die Feuerlinie nur als Beihilfe gebraucht werden. In der klüglichen Anwendung des Impulses auf dem rechten Fleck liegt das ganze Geheimnis der Taktik, man mag sie ansehen, von welcher Seite man will." „Alle Evolutionen und Manöver müssen einen festen bestimmten Charakter an sich tragen und nie in Spielerei ausarten. Unangreifbare Stellungen gibt es nicht, wenn die Überlegenheit der Zahl noch obenein vorhanden sein sollte; nur muß die Truppenverteilung den Prinzipien des Krieges angemessen sein. Gelingt der Versuch an dieser Stelle nicht, so gelingt er an einer anderen, und was man am Tage nicht erreicht, muß man in der Nacht versuchen, von deren Schutz man überhaupt zu wenig Gebrauch macht. Ist der Verteidiger totgeschossen oder verjagt, so werden die anderen Hindernisse nicht unübersteiglich bleiben. Bei beiderseits geschickter Anwendung der vorstehend gegebenen Regeln wird man nur langsam zum Zwecke kommen, das ist aber immer besser als gar nicht."

Vorposten.

York weist auf die hohe Bedeutung dieses Dienstzweiges für die Ausbildung besonders hin, empfiehlt für sein Studium bestimmte Schriften, betont aber, daß alle theoretisch erworbenen Begriffe praktisch erprobt werden müßten. Vorposten im Feldkriege sollen nicht eine geschlossene Kette bilden. „Man sehe sich das Terrain an, und man wird finden, daß die Chaine in gewisse Punkte zerfällt, die man festhalten muß." Infanterie und Kavallerie müssen einander gegenseitig ergänzen.

In der preußischen Armee lebt die Gestalt des Helden von Altenzaun, Wartenburg und Laon als des bissigen, rastlosen alten Haudegens, etwa in Blüchers bekannter Charakteristik: „Der York ist oft verdrüßlich, aber er läßt es sich auch sauer werden. Hätte ich noch so einen, man könnte einen Bären damit fangen." Mögen vorstehende Zeilen dazu beitragen, zu zeigen, daß dieser komplizierte Mann, dem Droysen in seiner Biographie ein so schönes Denkmal gesetzt hat, auch einer der größten Lehrer unseres Heeres war, der an die Stelle starrer Gefechtsformen lebendiges Zusammenhandeln aller Teile zu gemeinsamem Gefechtszweck setzte, und daß die Infanterie in mancher Hinsicht erst in späteren Tagen dem Ziele nahe gekommen ist, das York seinem Jäger-Regiment vorgesteckt hatte.

v. Hülsen,
Major und Bataillonskommandeur im 2. Garde-Regiment zu Fuß.



Episoden aus der Schlacht bei Mukden.

I. Angriff der japanischen Brigade Nambu auf die „3 Häuser“ und Yuhountun am 7. 3. 1905.

Am 7. 3. 1905 wurde die auf dem linken Flügel der japanischen 2. Armee befindliche Brigade Nambu (3. Division Oshima) gegen die Linie „3 Häuser—Yuhountun zum Angriff angesetzt.*) Rechts von ihr war die andere Brigade der 3. Division in ein schweres Gefecht verwickelt, links bestand eine erhebliche Lücke bis zum rechten Flügel der ebenfalls angreifenden 3. Armee. Die Brigade Nambu war daher im allgemeinen nur auf ihre eigene Kraft angewiesen.

Yuhountun und die „3 Häuser“ waren von hohen Lehmmauern umgeben, zur Verteidigung eingerichtet und durch einen Schützengraben mit Drahthindernis untereinander verbunden.**) Auf der Anhöhe bei Tschundiganfa und südlich der „3 Häuser“ befanden sich große russische Schanzen, die ohne Unterstützung durch Steilfeuerartillerie kaum zu nehmen waren. Über diese verfügte der Angreifer indessen nicht.

Yuhountun war mit der nördlichen Schanze durch Schützengräben verbunden. Zwischen den „3 Häusern“ und der Südschanze befanden sich keine Befestigungen.

Die Stellung war von der russischen 25. Infanterie-Division stark besetzt.

Drei russische Feldbatterien südöstlich Niusiantun und drei östlich Yuhountun beherrschten das völlig ebene und unbedeckte Vorgelände.

Bereits am 6. 3. war das Feldartillerie-Regiment der Division Oshima mit fünf Batterien nordwestlich, mit einer Batterie südwestlich Ligunpu in Stellung gegangen. Nach eingehender Erkundung der russischen Stellung befahl General Nambu, sie am frühen Morgen des 7. 3. zu stürmen.

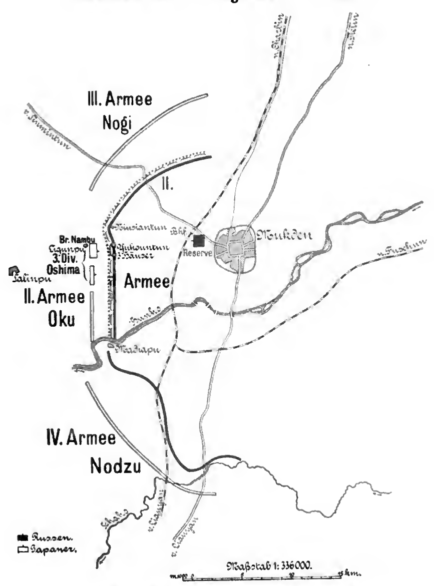
Das rechte Regiment wurde auf die „3 Häuser“, das linke auf den Südteil des sehr ausgedehnten Dorfes Yuhountun angesetzt und eine schwache Abteilung zur Beobachtung gegen die Nordschanze vorgeschoben. Von jedem Regiment blieb ein Bataillon als Reserve bei Ligunpu.

Um 5^{00} morgens traten die vorderen Bataillone, mit je einem Halbzuge Pioniere voraus, in Breitkolonne mit 20 Schritt Zwischenraum zwischen den Kompagnien an.

*) Skizze 1. **) Skizze 2.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 1. Heft.
Zu: „Episoden aus der Schlacht bei Mukden, I.“

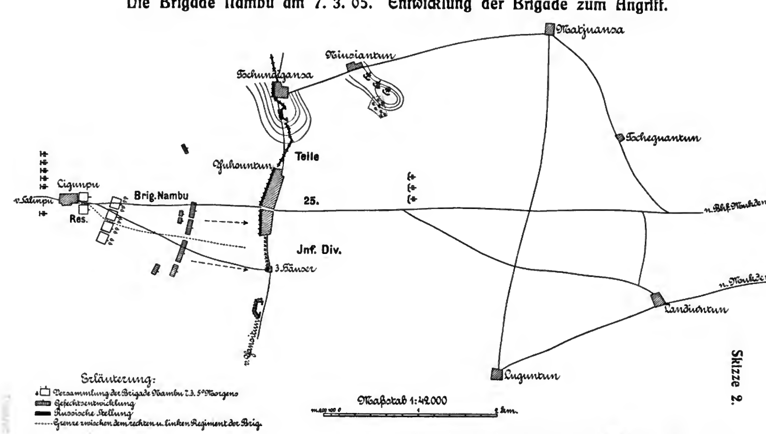
Übersichtsskizze zur Lage am 7. 3. früh.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang 1906, 1. Heft.
Zu: „Episoden aus der Schlacht bei Mukden, I."

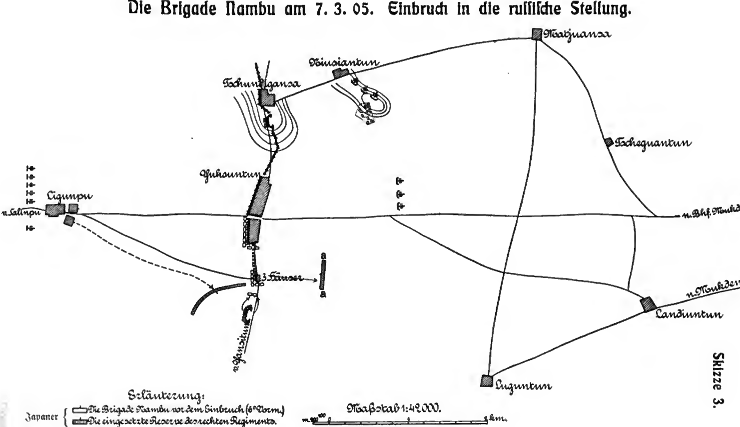
Die Brigade Nambu am 7. 3. 05. Entwicklung der Brigade zum Angriff.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Die Brigade Nambu am 7. 3. 05. Einbruch in die russische Stellung.

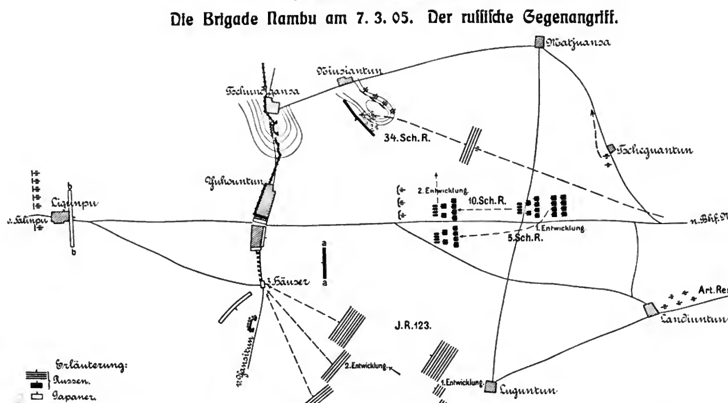
Skizze 3.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 1. Heft.
Zu: „Episoden aus der Schlacht bei Mukden, I."

Die Brigade Nambu am 7. 3. 05. Der russische Gegenangriff.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Das rechte Regiment hatte zwei Kompagnien rechts rückwärts gestaffelt, das linke ließ von jedem Bataillon eine Kompagnie als Reserve hinter der Mitte folgen.

Es war noch dunkel; trotzdem eröffneten die Russen schon auf etwa 500 m Salvenfeuer. Es wurde, wie meistens in der Nacht, zu hoch geschossen. Von den Schanzen her kam starkes Flankenfeuer. Als Verluste eintraten, begannen die Japaner, die zunächst im Schritt vorgegangen waren, zu laufen.

Das rechte Regiment griff die „3 Häuser“ mit den zwei in erster Linie befindlichen Kompagnien des rechten Bataillons umfassend von Süden her, mit dem linken Bataillon in der Front an.*) Zwei Vorstöße, die die Russen von der Südschanze her gegen die rechte Flanke des Regiments richteten, wurden durch die zwei Reservekompagnien des rechten Flügelbataillons mit dem Bajonett abgewiesen.

Gegen 6^{00} vormittags kamen die Angreifer in den toten Winkel der Lehmmauern der „3 Häuser“, die Pioniere warfen Handgranaten. Der Nahkampf dauerte nur wenige Minuten. Die russische Besatzung ging nach Osten zurück und nahm eine neue Stellung bei a—a. Die „3 Häuser“ wurden nunmehr von der russischen Artillerie heftig beschossen.

Gegen die Südschanze schickte General Nambu etwa um 7^{00} vormittags eines seiner Reservebataillone vor, um Flanke und Rücken des rechten Regiments zu sichern. Das Bataillon entwickelte zwei Kompagnien gegen die Front und zwei gegen die rechte Flanke der Schanze und trat auf 600 m in ein Feuergefecht mit ihrer Besatzung ein.

Bis 11^{00} vormittags blieb die Lage hier auf dem rechten Flügel unverändert. Bereits waren starke Verluste bei den Angreifern eingetreten.

Das linke Regiment der Brigade war in den etwa 400 m langen Südteil von Yuhountun mit sechs Kompagnien in der Front, mit zwei Kompagnien umfassend von Süden her eingedrungen. Es entwickelte sich ein heftiger Handgranaten- und Bajonettkampf. Von Haus zu Haus vordringend, bemächtigten sich die Japaner endlich des ganzen Südteils des Dorfes. Vom Nordteil gelang es nur, einzelne Gehöfte zu nehmen.

Die Russen machten heftige Gegenangriffe, wobei sie ebenfalls Handgranaten warfen und aus Holzmörsern verfeuerten. Die in die Mauern gerissenen Löcher wurden von den Japanern dann durch Sandsäcke verstopft. Doch schmolzen die beiden japanischen Bataillone bald auf 300 Mann zusammen.

Trotzdem General Nambu zwei Kompagnien seiner Reserve einsetzte, mußten die schon genommenen Gehöfte des Nordteils wieder aufgegeben werden.

Um 9^{30} vormittags wurden auch die beiden letzten Reservekompagnien sowie die zur kleinen Bagage gehörigen Trainsoldaten — diese ausgeschwärmt in Schützen-

*) Skizze 3.

linie — mit viel Munition und Handgranaten auf Yuhountun vorgeschickt. Sie erlitten im Kreuzfeuer der russischen Schanzen schon beim Anrücken erhebliche Verluste.

Von 11⁰⁰ vormittags an wurden die russischen Gegenangriffe häufiger, ohne jedoch zunächst erhebliche Erfolge zu erzielen.

Unterdessen hatte das Armee-Oberkommando der 2. russischen Armee aus der beim Bahnhof Mukden stehenden Armeereserve einzelne Regimenter verschiedener Verbände gegen Yuhountun vorgeschickt.*)

Das 34. Schützen-Regiment (von der 9. ostsibirischen Schützen-Division) mit einer Batterie ging 12³⁵ nachmittags, südlich Tscheguantun vorbei, in vier eingliedrigen Linien mit 50 Schritt Abstand**) bis südlich Niusiantun vor, wo es eine Bereitstellung einnahm.

Die Schützen-Regimenter 5 (von der 2.) und 10. (von der 3. Schützen-Brigade) entwickelten sich 2¹⁵ nachmittags südwestlich Tscheguantun, zunächst hinter-, später nebeneinander, die Kompagnien in Sektions- oder Kompagniekolonnen, gingen aber gleichfalls nicht zum Angriff vor. 3⁴⁵ nachmittags rückten sie, ebenso wie zwei ihnen folgende Batterien, nach Norden ab. Fünf andere Feldbatterien standen den ganzen Tag über unverwendet bei Landiuntun.

Nur das Infanterie-Regiment 123 (von der 31. Infanterie-Division) schritt um 1⁴⁵ nachmittags von Luguntun aus zum Angriff. Es entwickelte die acht Kompagnien zweier Bataillone, jede in aufgelöster Linie mit etwa 4 bis 5 Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann, hintereinander mit 50 Schritt Abstand. Die andern beiden Bataillone folgten links gestaffelt, die Kompagnien zunächst in geöffneter Linie, später in der gleichen Formation wie die der vordersten Bataillone. Ungeachtet dieser Formation verlor das Regiment in kurzer Zeit durch Artilleriefeuer etwa 1000 Mann, sowie seinen Kommandeur, aber es blieb in ununterbrochenem Vorgehen. Nur einmal machte die erste Linie einen Feuerhalt, während sich die zweite im Schritt in sie einschob und die übrigen liegen blieben. Um 3⁰⁰ nachmittags nahm das Regiment die „3 Häuser“. Die japanische Besatzung war bis dahin auf 40 Mann zusammengeschmolzen.

Im Südteil von Yuhountun trat bei den Japanern in den ersten Nachmittagstunden empfindlicher Munitionsmangel ein. Die Trainsoldaten der kleinen Bagage wurden zum Sammeln der Patronen der Gefallenen verwendet. Als gegen 4⁰⁰ nachmittags Teile der Besatzung ihre Munition vollständig erschöpft hatten, half man sich mit russischen Gewehren, für die sich bei den Toten Munition vorfand. So gelang es, den Südteil von Yuhountun bis zum Einbruch der Dunkelheit zu behaupten.

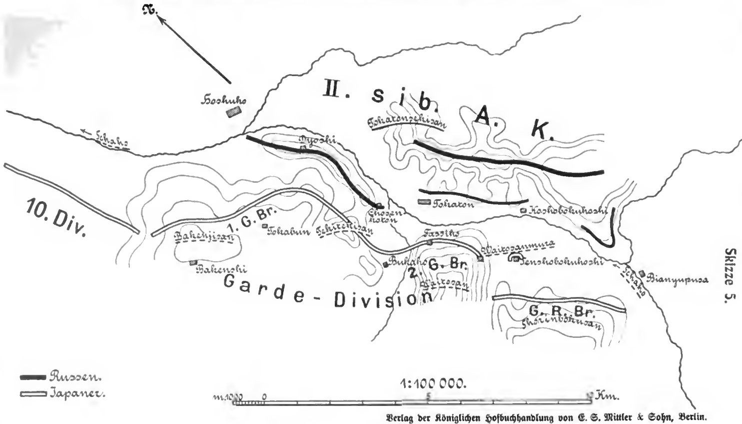
*) Skizze 4.

**) Eine derartige Formation zur Verminderung der Verluste durch Artilleriefeuer war der Armee von General Kuropatkin bereits nach der Schlacht am Schaho empfohlen worden. Sie scheint in der Schlacht von Mukden vielfach angewendet worden zu sein, sich jedoch nicht besonders bewährt zu haben.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 1. Heft.
Zu: „Episoden aus der Schlacht bei Mukden, II."

Skizze 5.

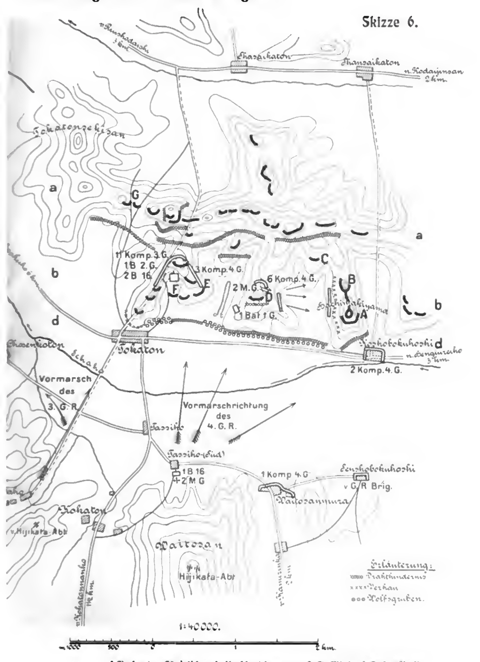
Stellung der japanischen Garde-Division zu Beginn der Schlacht von Mukden.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

…lichen 2. Garde-Brigade in der Nacht 2./3. März 1905 und Lage am 3. März morgens.

Skizze 6.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Mit zwei Bataillonen, die ihm der Divisionskommandeur zur Verfügung gestellt hatte, stand General Nambu unterdessen bei Ligunpu bereit, um ein weiteres Vorgehen der Russen abzuwehren. Sie rückten jedoch über die „3 Häuser" nicht hinaus.

Erst gegen Morgen des 8. 3. zog der Rest der Japaner aus Süd-Yuhountun und vor der Südschanze ab. Die Brigade Nambu war so gut wie vernichtet. Sie hatte 4200 Mann verloren, nur 500 Mann kehrten zurück.

Die Rückbeförderung der Verwundeten aus Süd-Yuhountun war am 7. 3. bei Tage unmöglich gewesen. Man hatte daher sämtliche Ärzte der Brigade nach Yuhountun berufen, wo sie arbeiteten, so gut es anging. Bei Dunkelheit begann der Rücktransport der Verwundeten. Da die Zahl der Krankenträger nicht annähernd ausgereicht hätte, um sie in einer Nacht zu bergen, erhielt eine aus der Reserve bei Ligunpu nach Anbruch der Dunkelheit nachgesandte Kompagnie Befehl, sie auf Tragbahren oder auf den Schultern zurückzubringen.

II. Kämpfe der japanischen 2. Garde-Brigade vom 2. bis 7. 3. 1905.

Die japanische Garde-Division stand zu Beginn der Schlacht bei Mukden südlich des zugefrorenen Schaho in der befestigten Stellung Waitosan—Bakenjisan, die 2. Garde-Brigade in der Linie Waitosanmura—Tekitekisan,*) die 1. Garde-Brigade gegenüber Chosentoton—Hoshuho. Aus ersterem Orte wurden die Russen in der Nacht zum 1. März vertrieben.

Gegenüber der 2. Garde-Brigade hatte das russische II. sibirische Armeekorps den Tokatonsekisan und den östlich von ihm gelegenen Höhenzug stark befestigt und besetzt.

Die durch Drahthindernisse geschützte russische Hauptstellung**) a—a lag auf dem Höhenkamm selbst, eine weitere Linie von Befestigungen b—b war auf dessen niedere Ausläufer vorgeschoben, Vorposten standen hinter Drahthindernissen, Verhauen und Wolfsgruben in der Linie d—d am Fuße der Höhen. Nachts wurden starke Patrouillen bis zum Flußufer vorgesandt.

Am Morgen des 27. 2. hatten die sechs Batterien des japanischen Garde-Feldartillerie-Regiments vom Tekitekisan, ferner die aus erbeuteten russischen Geschützen bestehende Abteilung Hijitata westlich Kokaton und vom Waitosan aus das Feuer eröffnet. Die Russen hatten es mit etwa 60 Geschützen erwidert, deren Aufstellung nicht bekannt geworden ist, von denen aber 20 indirekt schossen. Bis zum Abend des 28. 2. war es auf keiner Seite gelungen, die feindliche Artillerie niederzukämpfen. Da aber die Russen vom 1. 3. ab nur noch mit etwa zehn Geschützen feuerten, konnte auf einen Erfolg der Japaner geschlossen werden.

*) Skizze 5.
**) Skizze 6.

Die japanische 2. Garde-Brigade erhielt nunmehr den Befehl, die russische Stellung in der Nacht 2./3. März zu nehmen.

Dem Brigadekommandeur, Generalmajor Watanabe, standen zur Verfügung:

das 3. Garde-Regiment	3 Bataillone
= 4. = ...	3 =
2 Pionier-Kompagnien, 8 Maschinengewehre und als Brigade-Reserve je 1 Bataillon des 1. und 2. Garde-Regiments	2 =

Im ganzen 8 Bataillone, 2 Pion. Komp., 8 Masch. Gewehre.

In der Nacht 1./2. März hatten Infanterie-Offizierpatrouillen die vorderen russischen Linien erkundet.

Auf Grund ihrer Berichte gab General Watanabe am 2. 9⁰⁰ abends folgenden Befehl:

„Das 4. Garde-Regiment mit einer Pionier-Kompagnie geht von Tassiho aus gegen die Befestigungen nördlich Koshobokuhoshi und nordöstlich Tokaton vor. Es behält Waitosanmura mit einer Kompagnie besetzt.

Das 3. Garde-Regiment mit einer Pionier-Kompagnie und vier Maschinengewehren greift im Anschluß an das 4. Garde-Regiment die Höhen nördlich Tokaton an.

Chosenkoton ist zu besetzen.

Wenn möglich, ist bis zur feindlichen Hauptstellung vorzudringen." *)

3. März. Um 2⁰⁰ vormittags trat die 2. Garde-Brigade aus der Linie Tassiho-Süd—Bukaho an. Da Schnee lag, war die Nacht ziemlich hell.

Das 4. Garde-Regiment hatte als erstes Angriffsziel die Werke bei D und E auf den höchsten Erhebungen der zugewiesenen Angriffsfront gewählt. Zwei Kompagnien wurden nach Koshobokuhoshi entsandt, um die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin abzulenken, eine Kompagnie verblieb in Waitosanmura. Der Rest des Regiments trat in nebenstehender Gliederung zum Angriff an.**)

Das rechte Flügelbataillon ging gegen die Werke bei D, das linke gegen die bei E vor.

Es war verboten, zu feuern.

Als die beiden vorderen Bataillone von den russischen Patrouillen am Flußufer

*) Die zwei Bataillone der Reserve mit vier Maschinengewehren blieben vorläufig bei Tassiho-Süd stehen.

**) Welche Bataillone in erster und zweiter Linie vorgingen, ist nicht bekannt.

50 m 50 m 50 m

< 30m > < 30m > < 50 m > < 30m > < 30m >

100 m

< 30m > < 30m >

Zeichen-Erklärung:
Patrouillen.
1 Zug Pioniere.
Regimentskommandeur.

beschossen wurden, marschierten ihre Kompagnien geschlossen auf. Nur das Bataillon der zweiten Linie folgte dem rechten Flügelbataillon in seiner bisherigen Formation.

Der Verlust des Regiments während des Durchschreitens des Flußtales betrug 120 Mann. Die Drahthindernisse wurden von den Pionieren mit Äxten, von den Infanteristen mit Drahtscheren zerstört. Von Sprengmaterial konnten die Pioniere keinen Gebrauch machen, da sie erst mit der Infanterie an den Hindernissen anlangten. Die nicht sehr tiefen Wolfsgruben verursachten keinen Aufenthalt.

Sofort nach Zerstörung der Hindernisse gingen die beiden vorderen Bataillone, unter heftigem Flankenfeuer aus den feindlichen Werken bei A, auf die Werke D (Graben für stehende Schützen mit Unterständen auf beiden Flügeln) und E (Aufriß nicht bekannt) weiter und nahmen sie fast gleichzeitig mit dem Bajonett, ohne einen Schuß abzugeben. Der Regimentskommandeur folgte mit dem Bataillon der zweiten Linie nach D.

Nunmehr zeigte es sich aber, daß man von hier aus die Werke bei A auf dem Hachimakiyama nicht sehen und mithin einen Angriff auf diese von D aus nicht unterstützen konnte. Der Regimentskommandeur beschloß daher, A links umfassend anzugreifen, und setzte hierzu 3[30] vormittags zunächst vier Kompagnien über den Hang südlich C hinweg an. Erst beim Vorgehen bemerkte man nun, daß das Werk bei A geschlossen war, 300 m nördlich von ihm bei B ein zweites Werk lag und

daß beide durch einen Schützengraben mit vorliegendem Astverhau — Front nach Westen — verbunden waren.

Die angreifenden Kompagnien kamen nur langsam vorwärts und erlitten schwere Verluste.

Bei D war der Regimentskommandeur mit zwei Kompagnien im Feuergefecht gegen C zurückgeblieben. Von der russischen Hauptstellung war D anscheinend nicht einzusehen. Schützengräben herzustellen war unmöglich, da die Erde gefroren war. So wurden aus Sandsäcken, die von dem Bataillon der zweiten Linie mitgeführt worden waren, Brustwehren errichtet. Kurz nach 5⁰⁰ vormittags trafen bei D ein Bataillon des 1. Garde-Regiments aus der Brigadereserve und zwei Maschinengewehre ein. Diese begannen ihr Feuer auf das Werk bei C zu richten, dessen Besatzung nach einiger Zeit zurückging. Die Maschinengewehre wurden nun nach dem Sattel nördlich D vorgebracht, von wo aus sie das Vorgehen auf A—B unterstützen konnten. Vergeblich versuchten jedoch die Angriffskompagnien, die ganz dicht an die Werke herangekommen waren, in diese mit dem Bajonett einzudringen. Sie verloren sämtliche Offiziere und erlitten schwere Verluste. Eine zur Verstärkung von D vorgesandte fünfte Kompagnie konnte die Lage nicht ändern. — Die zwei Kompagnien in Koshobokuhoshi scheinen sich am Angriff nicht beteiligt zu haben. Vor Tagesanbruch sandte der Regimentskommandeur den Befehl, in Deckung nach D zurückzugehen. Dies erwies sich jedoch wegen des heftigen feindlichen Feuers als unmöglich. Ein Teil der Kompagnien fand Deckung westlich A am Steilabfalle der Höhe, ein anderer blieb östlich D liegen.

Bei Tagesanbruch des 3. befand sich das Regiment in einer so ungünstigen Lage und war derartig mitgenommen, daß es einen kräftigen Gegenangriff kaum ausgehalten hätte. Auch die Maschinengewehre stellten um 8⁰⁰ vormittags ihr Feuer ein, da die gesamte Bedienungsmannschaft außer Gefecht gesetzt war. Die Schützengräben und Unterstände bei D waren angefüllt mit Verwundeten, die nicht zurückgeschafft werden konnten.

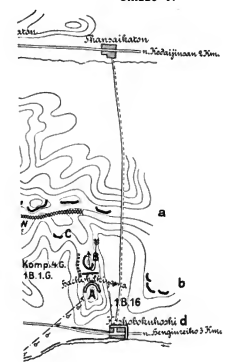
Dem linken Flügelbataillon, das die Werke bei E genommen hatte, war es nicht gelungen, gegen die russische Hauptstellung weiter vorzukommen. Über seinen Angriff sowie über den des 3. Garde-Regiments liegen nur allgemeine Angaben vor.

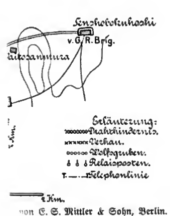
Dieses Regiment hatte Chosenkoton mit einer Kompagnie und vier Maschinengewehren besetzt und die Höhen unmittelbar nördlich Tokaton verhältnismäßig leicht genommen.

Bei weiterem Vorgehen erlitt es jedoch schwere Verluste und kam bald zum Stehen. Auch der Rest der Brigadereserve (ein Bataillon des 2. Garde-Regiments) und zwei Bataillone des Regiments 16 aus der Divisionsreserve sind dann hier eingesetzt worden, ohne daß der Sturm auf die russische Hauptstellung gelang.

ends.

Skizze 7.





von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Die am Morgen des 3. März von der 2. Garde-Brigade eingenommene Stellung ist aus Skizze 6 ersichtlich. Insgesamt lagen zehn Bataillone in erster Linie von Koshobokuhoshi bis nördlich Tokaton hinter Sandsackdeckungen; ein Bataillon des Regiments 16 mit zwei Maschinengewehren stand in Reserve bei Tasshiho-Süd. Die vorderen Truppenverbände waren sehr durcheinander gekommen; ihr Sammeln war wegen der feindlichen Feuerwirkung unmöglich.

Den ganzen Tag verbrachten die Regimenter in dieser mißlichen Lage. Unter Artilleriefeuer scheinen sie jedoch nicht gelitten zu haben. Erst nach Einbruch der Dunkelheit konnten die fünf Kompagnien, die den Angriff auf A—B ausgeführt hatten, gesammelt und in Deckung westlich von D zurückgeführt werden. Sie zählten nur noch 200 Mann. Der Gesamtverlust des 4. Garde-Regiments bei dem Nachtangriff hatte 743 Tote und Verwundete betragen.

In der Nacht 3./4. und am 4. März wurde die vordere Linie durch russische Teilangriffe fortgesetzt beunruhigt.

4. März.

Am 4. griffen wieder etwa 30 russische Geschütze in das Gefecht ein. Der größte Teil von ihnen schoß indirekt. Die japanischen Truppen nördlich des Schaho konnten von ihnen nicht gefaßt werden. Einzelne russische Geschütze, die bis zur vorderen Linie der Hauptstellung vorgebracht wurden, mußten sich unter dem Feuer der japanischen Batterien bald wieder zurückziehen.

Abends gelang es, die japanischen Truppen nördlich der Linie Koshobokuhoshi—Tokaton zu ordnen. Das Regiment 16 wurde als Brigadereserve bei Tasshiho-Süd gesammelt.

Der Divisionskommandeur befahl, den Hachimakiyama durch einen Nachtangriff zu nehmen. Seine Ausführung wurde dem Bataillon des 1. Garde-Regiments und 1½ Bataillonen der Brigadereserve übertragen.

Über den von Süden her angesetzten Angriff ist an Einzelheiten nur bekannt geworden, daß die Japaner Holzmörser verwandten, aus denen Zinnbüchsen mit Sprengstoff geschleudert wurden.

5. März.

Um Mitternacht 4./5. war die Stellung bei A in japanischen Händen. Sie wurde sofort durch Sandsackdeckungen verstärkt und von einem Bataillon des Regiments 16 besetzt; ein anderes Bataillon dieses Regiments wurde als Brigadereserve bei Tasshiho-Süd und das dritte als Divisionsreserve bei Kokatonnanko (südlich Kokaton) bereitgestellt. Das Bataillon des 1. Garde-Regiments, das sich am Sturm beteiligte, wurde nach D zurückgenommen.

6. März.

Die Russen unternahmen nun eine Reihe von Gegenangriffen. Der heftigste, über den auch einige Einzelheiten berichtet werden, fand am Abend des 6. statt. In der Richtung auf den Wasserriß bei X, in dem zwei Kompagnien des 4. Garde-Regiments standen, stürmte gegen 9⁰⁰ ein russisches Bataillon ohne Feuervorbereitung vor.*) Vier

*) Skizze 7.

russische Offiziere, denen einige Leute folgten, drangen in die japanische Stellung ein, wurden aber sämtlich nach kurzem Handgemenge niedergemacht. Der Rest des Bataillons erlitt durch Kreuzfeuer von D und E so schwere Verluste, daß er zurückweichen mußte.

Dann erfolgte aus der Richtung von W den Berghang hinunter ein neuer mit etwa 1½ Bataillonen ausgeführter Vorstoß in der Richtung auf D. Auch dabei gelang es einigen russischen Offizieren und Mannschaften, über die Sandsackdeckungen in die japanische Linie einzudringen, aber auch dieser Angriff scheiterte, als von D und E her je eine japanische Kompagnie gegen seine Flanken vorbrach.

In derselben Nacht erfolgten ferner russische Angriffe gegen den Hachimakiyama, den linken Flügel des 3. Garde-Regiments, und gegen Chosenkoton. Sie wurden sämtlich abgeschlagen.

7. März. Am Abend des 7. räumten die Russen auf höheren Befehl ihre Hauptstellung und gingen in nördlicher Richtung zurück. Die 2. Garde-Brigade besetzte die verlassenen Werke, ohne zunächst weiter zu folgen.

Das 4. Garde-Regiment hat in der Zeit vom 2. bis 7. März 1042 Tote und Verwundete, darunter 44 Offiziere, eingebüßt. Sein I. Bataillon zählte nur noch 500, das III. 350 Mann. Über die Verluste der übrigen japanischen Truppenteile ist nichts bekannt geworden.

Truppenverbandplätze waren errichtet worden in Waitosanmura, Tassiho-Süd, Tokaton und Bukaho, ein Hauptverbandplatz und ein Feldlazarett in Kokatonnanko.

Der Munitionsersatz fand hauptsächlich während der Nächte statt.

Besondere Schwierigkeit machte die Verpflegung der Brigade, die bis zum 5. auf die eiserne Portion angewiesen war. Erst nach der Einnahme des Hachimakiyama konnten am 5. morgens Vorräte vorgeschafft und die eisernen Portionen ergänzt werden. Gekocht wurde an Holzkohlenfeuern, die selbst in vorderster Linie hinter den Sandsackdeckungen angemacht wurden. Wasser mußte im feindlichen Feuer aus Koshobokuhoshi und Tokaton geholt werden.

Die vorderste Gefechtslinie war sowohl telephonisch wie durch Relaisposten dauernd mit dem Brigade- und Divisionsstabe verbunden.





Moltkes Ansichten über feindliche Landungen an den deutschen Küsten.

Die Gefahr feindlicher Landungen an den deutschen Küsten ist in früheren Zeiten immer überschätzt worden und wird noch heute vielfach überschätzt.

Der Feldmarschall Graf Moltke ist dieser ängstlichen Auffassung stets entgegengetreten, besonders vor 1870, wo das Gespenst einer französischen Landung und eines Vordringens starker feindlicher Kräfte auf Berlin — man sprach auch damals von 100 000 Mann — die Gemüter lebhaft beunruhigte.

Moltke war natürlich weit entfernt davon, die Möglichkeit feindlicher Landungen an der Ost- oder Nordseeküste, oder an beiden, überhaupt in Abrede zu stellen; er führte nur die daran geknüpften, zu weit gehenden Befürchtungen auf das richtige Maß zurück.

Man kann nun einwenden, daß die Zeiten ganz andere geworden seien und Moltkes Folgerungen auf gänzlich anderen Voraussetzungen aufgebaut waren.

Das trifft hier aber nicht ganz zu, denn die Beschaffenheit der norddeutschen Küsten und die geographische Lage Deutschlands ist unverändert geblieben. Beides sind Faktoren, die bei einer Landung im wesentlichen mitsprechen. Sie weisen darauf hin, daß eine Landung an sich gewisse Schwierigkeiten bietet und selbst, wenn sie gelingt, doch nur eine Nebenoperation bilden kann, denn bei Deutschlands Lage im Zentrum Europas wird sich jede Hauptoperation feindlicher Kräfte gegen Deutschland zu Lande abspielen. Gerade hierin liegt ein Beruhigungsmoment, das der Feldmarschall bei jeder Gelegenheit hervorhebt. Bedenklich ist eine Landung nur für einen Inselstaat, wie Dänemark oder England, wo das Land selbst und der Sitz der Regierung nur zu Wasser erreicht werden können, wo eine Landung demnach nicht nur eine Nebenoperation bildet. Aus diesem Grunde drang Moltke auch 1864 immer wieder auf eine Landung auf Seeland.

Moltkes Urteil gründet sich im übrigen auf eine genaue Kenntnis der deutschen Küsten, die er bekanntlich wiederholt bereist hat. Sein Auge für die Bedingungen des Gelingens einer Landung war durch den Aufenthalt in der Türkei wesentlich geschärft worden. Er hatte dort die Küsten des Bosporus daraufhin geprüft und in dienstlichen Arbeiten seine Ansichten niedergelegt.

Der Krimkrieg befestigte die Überzeugung in ihm, daß bei besseren Eisenbahnverbindungen Rußlands der Verlauf ein ganz anderer, die Erfolge der Verbündeten jedenfalls geringer gewesen sein würden.

Auf den Ausbau der Eisenbahnen nach und entlang der Küste legte Moltke deshalb sein Hauptaugenmerk, seitdem er 1857 an die Spitze des preußischen Generalstabes getreten war. In ihnen sah er ein Hauptkampfmittel gegen die Gefahren feindlicher Landungen, die zu verhindern in erster Linie natürlich Sache der Flotte sein sollte und mußte. Allerdings konnte er sich 1858 nicht für den Vorschlag des russischen Obersten Lebedeff erwärmen, der die Küsten gegen den Angriff feindlicher Flotten nicht wie bisher durch Strandbatterien an den gefährdetsten Punkten, sondern durch eine längs der Küsten führende Verteidigungseisenbahn schützen wollte; auf ihr sollte sich eine bewegliche Batterie von zahlreichem Geschütz schweren Kalibers rechtzeitig und an jedem Punkte dem Feinde entgegenstellen.

Moltke erkannte wohl in dem Vorschlag den richtigen Gedanken an, auf dem durch die feindliche Flotte bedrohten Punkte schnell eine mächtige Batterie zu versammeln und so die bisher auf die Strandbefestigungen angewiesene rein passive Verteidigung aktiver zu gestalten. Er hatte aber nicht nur pekuniäre Bedenken gegen deren Ausführung, sondern hegte vor allem Zweifel am rechtzeitigen Eintreffen der beweglichen Batterie. Wörtlich fügte er seinem Gutachten hinzu: „Für unsere eigenen Verhältnisse ist übrigens eine Landung wenig zu fürchten, da solche bald auf zahlreiche und kampfbereite Streitmittel stößt, sondern weit mehr die Blockade unserer Häfen, welche den Handel ruiniert. Diese vermag die Verteidigungseisenbahn so wenig wie die Strandbatterie zu hindern, sondern nur eine Flotte."

Angesichts der Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich zieht Moltke im Oktober 1858 und Anfang Februar 1859 die Heranziehung des X. Bundeskorps, das sich aus den Küstenstaaten, insbesondere Hannover, bildete, in Erwägung, allerdings wohl hauptsächlich wegen der noch unklaren Haltung Dänemarks. Schon Ende Februar rechnet er aber mit dem Korps am Rhein.*) Die Verteidigungsfrage der norddeutschen Küsten war indes mit der drohenden Kriegsgefahr akut geworden, so daß Moltke ihr Anfang April nähertrat. In einer Denkschrift über das Verhältnis der Kriegsflotte zur Landesverteidigung vom 5. April 1859, sprach er sich etwa folgendermaßen aus: Eine größere Operation kann nur dann auf die Landung des Heeres durch eine Flotte basiert werden, wenn die angreifende Macht völlig Herr der Meere und bald im Besitze eines gesicherten Hafens ist, so 1854/55, wo die Flotten der beiden größten Seemächte Europas zusammenwirkten und ihre Landmacht die Häfen von Balaklawa und Kamisch Bai unmittelbar deckte. Dagegen sei Napoleons übrigens siegreicher

*) Mil. Korr. 1859. Nr. 2. Mil. Korr. 1870/71. Nr. 2.

Feldzug 1798/99 in Ägypten gescheitert, sobald die französische Flotte bei Abukir geschlagen war.

Daß England sich mit Frankreich gegen Preußen verbinden und so die unbedingte Herrschaft über das Meer herstellen sollte, erscheint Moltke an sich damals nicht wahrscheinlich; er glaubt eher, daß die Engländer bei Ostende und Niewport landen und die Belgier gegen Frankreich unterstützen, also auf deutscher Seite kämpfen werden.*)

„Die Lage eines eben gelandeten Heeres," so heißt es in jener April-Denkschrift „ist stets eine sehr kritische und würde an der Küste Preußens um so gefahrvoller sein, als die besseren Landungsplätze befestigt sind und die Eisenbahnrichtung parallel dem Strande von Stralsund über Stettin, Köslin, Danzig nach Königsberg hoffentlich in nicht zu ferner Zeit beendet sein wird.

Unstreitig würden in einem Kriege gegen Preußen Frankreich seine Basis am Rhein, Rußland an der Weichsel, Österreich an der Elbe, nicht aber auf der Ostsee suchen." Die Annahme einer Hauptoperation, die sich nur auf die Ostsee basiert, hält Moltke für ausgeschlossen. Wohl aber könne eine Flotte die Unterstützung einer Landoperation, wie 1828/29 im russisch-türkischen Kriege, zum Zweck haben: also z. B. eine russische Flotte könne den Bedarf eines Heeres mitführen und so die Eisenbahnen teilweise ersetzen oder entlasten; es könne sich ferner, ohne Zusammenhang mit einer Landoperation, um Wegnahme eines Handelsplatzes an der Küste durch Landung handeln oder um Bombardement und Zerstörung eines solchen Platzes ohne Landung.

Im Oktober 1859 erörtert General v. Moltke wiederum in einer Denkschrift über Befestigung der norddeutschen Küsten und Häfen, diesmal in eingehenderer Weise, die Möglichkeit feindlicher Landungen.

Auch hier weist er nach, daß die Großmächte des Kontinents in ausgedehnten Landgrenzen eine sicherere Basis haben als die der See.

Frankreich werde jedenfalls den Besitz der Rheingrenze nicht durch eine große maritime Expedition, nicht auf dem Umweg durch Umsturz der preußischen Monarchie, sondern direkt anstreben. „Selbst die Entsendung einer größeren Heeresabteilung in die Nord- oder Ostsee ist an sich unwahrscheinlich, sie würde die Hauptunternehmung schwächen"; auch würde Frankreich die Politik Englands sehr dabei berücksichtigen müssen.

Rußland könne wohl in kurzer Zeit 30 000 Mann an einen Punkt unserer Küste führen. „Der Moment der Überraschung ist hier nicht wegzuleugnen."

Eine solche Operation müsse aber durch das russische Landheer unterstützt werden, und das könne sich nur auf Polen basieren. Eine Nebenoperation hält Moltke indes auch hier wie im April 1859 für möglich.

*) Mil. Korr. 1859. Nr. 2. Mil. Korr. 1870/71. Nr. 2.

England war damals mit seinen hauptsächlichen Landkräften in Indien und China engagiert und vermochte daher auf dem Kontinent nach Moltkes Ansicht nur als Hilfsmacht aufzutreten. „Dagegen könnte England unter Umständen allerdings ein Interesse haben, unsere Handelsplätze und vor allem unsere Marineetablissements an der Ost- oder Nordsee zu zerstören." Dies Ziel nur könnten auch Dänemark und Schweden verfolgen. Moltke kommt zum erneuten Endurteil:

„Im allgemeinen läßt sich übersehen, daß die Landung solcher Armeen, gegen welche unsere Hauptmacht bereitgehalten werden müßte, kaum zu gewärtigen steht."

Nach Moltkes Ansicht befinden sich eben ausgeschiffte Truppen in einer hilflosen Lage. Wind und Wetter könnten die Verbindungen zwischen Heer und Flotte gänzlich unterbrechen; würden die gelandeten Truppen zur Wiedereinschiffung genötigt, so sei diese Operation noch weit mißlicher als die Ausschiffung selbst.

Wenn auch zuzugeben ist, daß Moltke hier die Lage eben ausgeschiffter Truppen in etwas zu schwarzen Farben darstellt, so herrscht doch darüber kein Zweifel, daß unsere Truppen, im eigenen Lande und mit gesicherten Verbindungen hinter sich, in unvergleichlich günstigerer Situation sich befinden. Eine maritime Invasion werde, fährt Moltke fort, wenn sie nicht durch eine größere Landoperation unterstützt sei, zu früh kommen und an überlegenen Kräften scheitern, oder wenn sie in Verbindung mit jener trete, als eine bloße Diversion zu betrachten sein.

Moltke spricht sich 1859 jedenfalls gegen Zurücklassung eines oder mehrerer Armeekorps zur Küstenverteidigung „unter allen Umständen" aus. Nur zu bestimmten Zwecken will er Teile der mobilen Feldarmee, ja ganze Korps hierfür verwendet wissen, z. B. zum Schutze eines großen Marineetablissements, das wohl größere feindliche Streitkräfte auf sich ziehen könne; aber es soll nur dann zurückbleiben, wenn es an der Landesgrenze, also bei der Hauptoperation, entbehrlich ist.

Wenn nun Truppen überhaupt zurückgelassen werden, so ist die Hauptbedingung ihres Erfolges, daß sie auch rechtzeitig auftreten. Hierzu gehört Schnelligkeit der Benachrichtigung und des Transportes, also Vollkommenheit der Telegraphen und des Eisenbahnnetzes. Hierfür trat Moltke in den 1859 beginnenden Konferenzen der Kommission für Küstenverteidigung wiederholt ein, wie er auch in den folgenden Jahren den Ausbau der Bahnen in erster Linie sich angelegen sein ließ. Der Feldmarschall erreichte auch, daß jene Kommission sich seinen Ansichten über die Maßnahmen gegen feindliche Landungen in den übrigen Punkten anschloß. Wiederholt nahm er in den Sitzungen die Gelegenheit wahr, die übertriebenen Vorstellungen von der Gefahr feindlicher Seeexpeditionen in das richtige Licht zu setzen, auch unter Hinweis auf geschichtliche Vorgänge, wie die Landungen bei Danzig 1807 und 1813.

Im Frühjahr 1860 zieht Moltke eine Landung der Franzosen an der preußischen Ostseeküste in ernste Erwägung.*) Er nimmt an, daß die Franzosen 60 000 Mann

*) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 3.

hierzu verwenden wollen. Allerdings komme es dabei auf die Haltung Englands an. „Sollte England sich die schöne Gelegenheit entgehen lassen, mit einem Schlage die ganze ihm so gefährliche französische Flotte zu vernichten, welche mit einer Armee an Bord gefechtsunfähig ist?" Moltke nimmt aber an, die französische Flotte komme unangefochten durch den Kanal, passiere die Dünen, ihre weitere Richtung bleibe unerkannt, sie würfe die Anker im Greifswalder Bodden, stoße auf keine Streitmittel, die die Ausschiffung hindern könnten und 60 000 Franzosen landeten auf Rügen. Selbst der unangefochtene Besitz dieser Insel, so lange dort ein — damals geplantes — Marineetablissement nicht existiere, wäre der aufgewendeten Mittel nicht wert. Zu einer Operation weiter auf Berlin dürften sich 60 000 Mann (die das damals befestigte Stralsund und Stettin noch einschließen mußten) schwerlich entschließen. „Die Flotte müßte zurück, um nach Verlauf von Wochen eine neue Ausschiffung zu bewirken, während welcher Zeit das zuerst gelandete Korps ohne irgend einen möglichen Rückzug in Feindesland seinem Schicksal überlassen bliebe."

Moltke glaubte 1860 eher an einen maritimen Angriff Frankreichs auf die Elbmündung. Die Entfernung war nur halb so weit, die Landung konnte bei Glückstadt erfolgen, und die Franzosen hätten, nach Einnahme von Hamburg und Lübeck, auf Dänemark basiert und in Verbindung mit dem dänischen Heere, versuchen können, am rechten Elbufer gegen Berlin vorzudringen. Daß aber die vereinigten Franzosen-Dänen auf dem vierzehntägigen Vormarsch oder selbst in Holstein noch vor Eintreffen des nächsten Echelons auf weit überlegene Kräfte stoßen würden, sei bei den vorhandenen Eisenbahnverbindungen kaum zu bezweifeln; sie würden also eine vollständige Katastrophe erleben, so daß wir eine derartige Expedition nur wünschen könnten.

Im November 1861*) beurteilt Moltke die Aussichten einer Landung der Franzosen ähnlich. Er nimmt an, daß ein Teil der an der mittleren Elbe oder Saale aufgestellten Reserve-Armee hier einstweilen zurückgehalten werden muß, um z. B. einer feindlichen Landung großer Streitkräfte an der deutschen Nordküste zu begegnen, zu der aber die Vorbereitungen in den französischen Häfen nicht verborgen bleiben könnten. Zweck jener Landung, meint der Feldmarschall, könne sein: „eine notwendig werdende Pression in Deutschland zu üben, oder selbst inneren Zuständen zu begegnen." Nach drei Wochen etwa hält er aber die zurückgelassenen Truppen zur Verwendung in erster Linie wieder für verfügbar. England kann, wie 1860, den Belgiern-Holländern kaum, weder zu Lande noch zur See, eine nennenswerte Hilfe leisten, „es vermag sich kaum selbst zu schützen".

Im Juni 1863*) beurteilt Moltke das Schicksal einer Expedition in der Stärke der im Krimfeldzuge gelandeten Truppen gegen das von Eisenbahnen durchzogene

*) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 4.

**) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 43.

Preußen ähnlich. Frankreich hat außerdem jetzt auf England Rücksicht zu nehmen, dessen Einverständnis sowohl für einen Angriff auf den Rhein wie auf die Nordseeküste notwendig ist, z. B. auch für den Fall, daß Dänemark und Schweden, durch eine kleine französische Seeexpedition unterstützt, unsere Küsten angreifen wollten. Jedenfalls soll nur ein Teil der Streitkräfte im Norden Deutschlands zurückbleiben. Moltke hält es aber nicht für wahrscheinlich, daß Dänemark, selbst mit schwedischer Hilfe, die Offensive nach Deutschland hinein ergreifen sollte. Frankreich müsse es dann durch Truppen unterstützen, die wir dann nicht am Rhein zu bekämpfen hätten. „Ein preußisches und das X. Bundeskorps werden voraussichtlich genügen, um dieser Bedrohung zu begegnen und die Küsten zu bewachen."

Der Feldzug gegen Dänemark machte Vorkehrungen gegen eine etwa beabsichtigte Rückeroberung Schleswig-Holsteins notwendig. Moltke will am 30. Mai 1865 die Verteidigung des eroberten Landes weniger auf Fortifikation als auf die Möglichkeit basieren, in kurzer Frist eine der dänischen Armee und ihren etwaigen Verbündeten überlegene Truppenmacht heranzuführen. In dieser Beziehung mißt er „einer vermehrten und kontinuierlichen Eisenbahnverbindung" größeren Wert bei als Festungsanlagen. Denn sobald eine schnelle Heranführung großer Truppenmassen nach den Elbherzogtümern gesichert sei, stehe ein feindlicher Angriff von Jütland her kaum zu besorgen. Trotzdem will er aber Sonderburg zu einem Brückenkopf ausbauen, damit die Dänen auf Alsen nicht überraschend landen und weil „jedes Vorgehen des Feindes auf dem Kontinent der Herzogtümer von dort aus gleich anfangs in der Flanke bedroht wird."

Moltke wollte damals bekanntlich Sonderburg auch zum Kriegshafen einrichten, mit der Fortifikation und den Marineanlagen dort demnach Land- und Seeverteidigung vereinigen. Am 24. Oktober 1865 macht der Feldmarschall darauf aufmerksam, daß „die Eisenbahnen die Entfernungen verschwinden lassen, daß einige Stunden längerer Fahrzeit für die Operationen nicht in Betracht kommen." Er entkräftet hiermit etwaige Einwände gegen die entfernte Lage der Insel Alsen, im Vergleich zu dem damals als Kriegshafen noch in Frage kommenden Rügen.

Am 8. November 1865 schreibt er: Angenommen, eine feindliche Flotte beherrsche die Ostsee, so biete Alsen doch ein reiches Hinterland für die Ernährung der dortigen Truppen, „die hier nirgends wie sonst günstigere Verhältnisse in der *Defensive* abwarten könnten".

Die *offensive* Wirksamkeit beruhe allerdings auf der Stärke der dort versammelten Streitmacht. 15 000 bis 20 000 Mann verliehen selbst Holstein einen größeren Schutz in Sonderburg, als wenn sie hinter der Eider ständen.

Am 21. November 1865 spricht Moltke von der „stets mißlichen Expedition einer größeren Landung"; am 30. November 1866, also nach der Einverleibung Schleswig-Holsteins, schreibt er, eine Invasion von Jütland aus werde niemals mit Kräften

ausgeführt werden, wie wir sie am Rhein, an der Elbe oder der Weichsel zu erwarten hätten. „Unsere großen Nachbarmächte werden ihre Heere nicht einschiffen, um sie von der kimbrischen Halbinsel aus gegen Berlin marschieren zu lassen."

Am 3. Juni 1867 glaubt der Feldmarschall nicht, daß die Dänen und Schweden zusammen beim Einmarsch 70 000 Mann stark sein werden; er weist auf deren unsichere Verbindungen und darauf von neuem hin, daß der Krimfeldzug sicherlich mißglückt wäre, wenn die Russen mehr Eisenbahnen gehabt hätten. Die mexikanische Landung sei vollständig gescheitert. Wolle Frankreich in der Tat seine Kräfte trotz dieser letzten Erfahrungen schwächen, dann würden seine Seeexpeditionen nicht nach der Ostsee, sondern nach der Elbe-Weser gerichtet sein.

Anfang September 1867*) schreibt Moltke an Bismarck: „Ob und inwieweit der französischen Flotte eine hervorragende Rolle in einem Kriege gegen Preußen zugedacht ist, läßt sich vorläufig schwer beurteilen. Bei der bekannten Überlegenheit derselben der unsrigen gegenüber, auch ohne außergewöhnliche Kraftanstrengungen, könnten solche letzteren leicht dahin führen, das Mißtrauen anderer, sonst dem Konflikt sich vielleicht fern haltender Seemächte zu erregen."

Am 16. November 1867 will Moltke im Kriegsfall das halbe IX. Armeekorps bei Düppel lassen;**) am 5. Dezember glaubt er, daß der Feind am besten in Jütland landen könne, von dort her also zu erwarten sei, und zwar seien seine Bewegungen auf die Ostküste gewiesen. Er will bei Düppel 13 000 Mann, eine Division, lassen, ein Teil davon Besatzungs- oder Ersatztruppen. „1864 brauchten wir vor Düppel 30 000 Mann". Ist der Feind bedeutend überlegen, soll der Rückzug auf Sonderburg angetreten werden; geht er an der Düppelstellung vorbei, will Moltke aktiv vorgehen. „Gegen alle Landungen ist die Hauptsache, daß die Verteidiger im ersten Augenblick zur Stelle sind. Dann ist mit geringen Mitteln großes zu leisten". Im April 1868***) will Moltke das IX. Armeekorps entweder ganz zurück oder erst als letztes Transport-Echelon der Hauptarmee folgen lassen; er hält diesmal „eine verhältnismäßig starke Truppenmacht zum Schutz der Herzogtümer und der See, besonders der Nordseeküste" für nötig, da Frankreich eine Waffe wie seine Flotte nicht ungenutzt lassen werde. An eine größere Landungsexpedition glaubt er allerdings, wie bisher, nicht.†)

Moltke stand indes anscheinend mit dieser Auffassung ziemlich allein; wenigstens hielt er es für dienlich, in einer Denkschrift über Küstenverteidigung vom Jahre 1868 die wegen der Möglichkeit einer großen französischen Seeexpedition vielfach gehegten Befürchtungen zu entkräften. „Man hat geltend gemacht, daß die französische Flotte

*) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 10. 6. 9. 67.

**) Mil. Korr. 1867, Nr. 12.

***) Mil. Korr. 1870, Nr. 14.

†) 28. April 68.

100 000 und selbst 120 000 Mann zu transportieren vermag, ohne daß wir etwas davon erfahren, daß diese Macht an unserer Küste, im Rücken der am Rhein beschäftigten Armee, plötzlich debarkieren und gegen Berlin marschieren könne .... Angenommen, unsere in der Nordsee kreuzende oder im Jahdebusen ankernde Flotte erführe durch den Telegraph oder ihre Avisos nichts von der feindlichen, diese fände einen zweckmäßigen Debarkationspunkt unverteidigt, so könnte dennoch ein an Kavallerie und Artillerie jedenfalls schwaches Heer, auch wenn es auf gar kein Hindernis stößt kaum früher als nach Verlauf von im ganzen etwa drei Wochen vor Berlin eintreffen.

Findet, wie wahrscheinlich, eine solche Expedition gleich bei Ausbruch des Krieges statt, so stehen die am spätesten mobil werdenden und daher zuletzt zum Transport gelangenden Korps noch in ihren Bezirken, und es sind dies eben die Küstenkorps".

Moltke bezweifelt, daß Frankreich sich auf eine derart starke Schwächung seiner Hauptkräfte einlassen und uns damit entgegenkommen werde, aber gewiß werde es seine Flotte im Kriege gegen uns zur Geltung bringen, eventuell unter Beifügung einer kleinen Truppenabteilung. „Eine solche maritime Unternehmung wird nun zwar den Feldzug schwerlich entscheiden, sie kann uns aber empfindliche Nachteile zufügen"; der Feldmarschall warnt indes davor, den Fehler der Franzosen dadurch zu unserem Schaden auszugleichen, daß auch wir uns mehr als nötig schwächten und dadurch bei der Hauptentscheidung die Überlegenheit verlören. Flotte und Fortifikationen müßten aber natürlich durch Feldtruppen unterstützt werden, um feindlichen Landungen zu begegnen: „Wenige Bataillone mit einer Feldbatterie werden die Unternehmung einer weit überlegenen Macht zu vereiteln vermögen, wenn sie an dem bedrohten Punkte rechtzeitig erscheinen". Wiederum weist Moltke auf die Wichtigkeit von Telegraphen und Eisenbahnen hin; er fordert den Ausbau des noch unfertigen Bahnnetzes für die Küstenverteidigung. Damals fehlten im Osten die Linien Danzig—Köslin, Altdamm—Swinemünde, im Westen Lübeck—Eutin, Hamburg—Cuxhafen, Hamburg—Bremen. Nach ihrer Vollendung sollten für Küstenbewachung oder -Verteidigung Danzig, Stettin und Bremen Zentralpunkte werden, an deren jedem eine Küstendivision aufzustellen wäre, am stärksten davon die in Bremen, weil Moltke wie bisher eine Bedrohung der Nordseeplätze für wahrscheinlicher hielt als eine solche der Ostseeküste. Sobald aber festgestellt würde, daß die feindliche Flotte um Skagen fahre, sollte die Bremer Division nach Hamburg verlegt werden. Die 1. Küstendivision hatte die Strecke Emden—Rostock, die 2. Stralsund—Leba, die 3. Hela—Memel zur Bewachung und Verteidigung; alle standen aber unter einem gemeinsamen Oberbefehlshaber, sobald eine größere Landung an irgend einem Punkte in der Tat stattgefunden hatte, und wurden alsdann auf den rückwärtigen Bahnen versammelt. Im ganzen berechnete Moltke 45 000 Mann (mobile und Landwehrtruppen) als notwendig für die Küsten-

verteidigung, 20 000 bei Bremen—Hamburg,*) rund 11 000 bei Stettin und 14 000 bei Danzig.

In einem Entwurfe für die erste Versammlung der Armee für 1868 und 1869**) verlangt der Feldmarschall etwa 60 000 Mann für die aktive Verteidigung unserer Küsten und will außer der 17. Division vier Landwehr-Divisionen aufstellen; er teilt die Küste jetzt in vier Bezirke ein:

1. Emden—Bremerhaven, 3. Landwehrdivision bei Bremen, 10 800 Mann.
2. Hamburg—Wismar, mobile 17. Infanterie-Division bei Hamburg, 15 000 Mann.

   Als Reserve für 1. und 2. die mobile Garde-Landwehr-Division bei Hannover, 15 000 Mann.

   Zur Verteidigung der Nordseeküste also rund 40 000 Mann.

3. Stralsund—Colberg, 2. Landwehr-Division bei Stettin, 10 400 Mann.
4. Danzig—Memel, 1. Landwehr-Division bei Elbing, 10 400 Mann.

In allen Bezirken waren außerdem Lokalbesatzungen (1. Bezirk 8000, 2. Bezirk 17 750) angenommen. Moltke nimmt auch jetzt an, daß die Franzosen, wenn sie überhaupt landen wollen, an der Nordseeküste es versuchen würden; er ist aber wie früher überzeugt, daß sie es nur im allerersten Stadium der Feindseligkeiten wagen dürfen, denn „sind die französischen Streitkräfte im eigenen Lande angegriffen, so wird man sich auf eine solche Unternehmung schwerlich noch einlassen." Die Küstendivisionen, zunächst die beiden mobilen, sollen dann rückwärtige Etappen besetzen.

Wenn Dänemark auf seiten Frankreichs steht, wird möglicherweise die Heranziehung der 17. Division nach den Herzogtümern zur Unterstützung der 18. notwendig werden. Im Winter 1868/69***) stellt Moltke für die Küstenverteidigung im ganzen nur vier Divisionen auf, die 17. und drei Landwehr-Divisionen. Er ist jetzt derart von der geringeren Gefahr für die Ostseeküste durchdrungen, daß er für sie nur eine Landwehr-Division bestimmt, während die drei anderen genau wie im vorigen Entwurf die Bewachung und Verteidigung der Nordseeküste übernehmen. Die Lokalbesatzungen werden diesmal mehr in Rechnung gezogen; die Garde-Landwehr ist nur 11 000 Mann stark, die übrigen Stärken sind dieselben geblieben. Die 17. Division aus Schleswig nach Hamburg mit der Bahn fortzuziehen, erscheint dem Feldmarschall unbedenklich, da Dänemark kaum zu Anfang eines Feldzuges feindlich auftreten dürfte; auch glaubt er, daß die Fahrt um Skagen kaum unbemerkt bleiben könnte, wenn wirklich eine Landung in der Ostsee geplant wäre; wir würden dann auf alle Fälle volle Zeit haben, mit unseren Streitkräften auf den Eisenbahnen zu folgen.

*) Eine Brigade 18. Division außerdem in Sonderburg.
**) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 16.
***) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 18.

Außer an der deutschen Nordseeküste hält Moltke eine Landung in einem jütländischen Hafen für möglich, um „für ein so unsicheres Unternehmen wenigstens eine Landbasis zu gewinnen,“ bzw. sich mit den Dänen zu verbinden.

Moltke sieht einer derartigen Expedition um so ruhiger entgegen, als unsere 40 000 Mann bei Bremen—Hamburg im Anfang des Krieges durch die noch nicht nach der Grenze abtransportierten Truppen unterstützt werden können, und letztere infolge der Schwächung des französischen Heeres bei unserer Hauptarmee auch nicht unbedingt nötig sein dürften. Er ist überzeugt, daß die beiden Landwehr-Divisionen im weiteren Verlaufe des Feldzuges abkömmlich und bei der Armee oder zur Besetzung der Etappenlinien verfügbar werden.

Es ist bekannt, daß Moltke sich in seinen Annahmen nicht getäuscht hat. Sobald die deutsche Armee 1870 den französischen Boden siegreich betreten hatte, wurden alle Landungsabsichten des Gegners an unseren Küsten hinfällig.

Der Feldmarschall war aber weit entfernt davon, nunmehr die Möglichkeit feindlicher Landungen aus seinen Betrachtungen über zukünftige Feldzüge ganz auszuscheiden. Im Gegenteil, nach dem Feldzuge widmete er der Küstenverteidigung erhöhte Aufmerksamkeit und legte auch verschiedenen Generalstabsreisen — 1873, 1874 und 1881 — die Annahme feindlicher Landungen zugrunde. Allerdings blieb er auch dabei fest überzeugt, wie er bereits vor dem Feldzuge und zuletzt noch im Januar 1870 betont hatte, daß Märsche ins Innere des Landes zum Verderben der Eindringlinge ausschlagen müßten, sobald dem Verteidiger ein vollständiges Eisenbahnnetz zur Verfügung steht.

1873 hebt Moltke, wie schon 1859, hervor, daß die Ausschiffung einer Landungsarmee mit einiger Sicherheit nur von geschützter Reede aus erfolgen könne. Während das einmal versammelte Verteidigungskorps sich der ausgedehntesten Manövrierfreiheit erfreue, jede Richtung einschlagen könne und in jeder basiert sei, dürfe das Landungskorps sich auf Umgehungen „oder derlei Manöver“ gar nicht einlassen. „Es kann dem Gegner nur direkt zu Leibe gehen, denn es muß sich zwischen ihm und seiner Basis halten und diese Basis ist ein schmaler Küstenstrich“. Unser Gegner könne also nicht alle Verbindungen durch Umgehung preisgeben, sondern müsse die Schlacht schlagen, die wir suchten und zu der wir ungehindert alle Kräfte heranzuziehen vermöchten.

Auch 1874 sagt der Feldmarschall: ein eben ausgeschifftes, lediglich auf seine Flotte basiertes Korps kann überhaupt gar keine Flankenmärsche machen, es muß notwendig geradeaus auf seinen Gegner losgehen, und da dessen Stellung unbekannt, der unvermeidliche Mangel an Kavallerie jede Erkundung auf größere Entfernung erschwert, so muß das Korps sich dahin wenden, wo der Feind sich zeigt. Wiederholt hebt Moltke die Schwierigkeiten der Wiedereinschiffung beim Rückzug hervor, maritime Verhältnisse, Küste, Wind, Wetter müssen günstig sein, wenn sie gelingen soll. Er

weist darauf hin, daß eine Katastrophe eintreten müsse, wenn die Flotte nicht da ist; sei es, daß sie vernichtet wäre oder auf hoher See durch die gegnerische gefesselt würde.

Viel günstiger ist natürlich die Lage eines Landenden, der sich die Stelle, wo er seine Truppen ausschiffen will, wählen kann. Aber auch er wird nicht immer sicher gehen. In Moltkes Beispiel ist die gewählte Küste schutzlos den Ost- und Nordostwinden ausgesetzt. Die Transportschiffe müssen in der Entfernung von über einer Seemeile vor Anker gehen, der seichte Strand muß auf beträchtliche Strecken durchwatet werden, das Landufer ist stellenweis unersteigbar, selbst für Infanterie; die Artillerie kann nur auf den Flügeln landen, während sie sich in der Mitte der Flottenlinie befindet. Das Vorgehen landeinwärts ist auf wenige Wege beschränkt. Die Trains fehlen anfangs; ihre Landung nimmt, wenn sie beginnen kann, viel Zeit in Anspruch.

Der Feldmarschall will eben klarstellen, daß die Absicht einer Landung keineswegs immer den Erfolg sicherstellt. Zugunsten der beabsichtigten Expedition will er aber annehmen, daß die Ausschiffung von 30 000 Mann an einem, die der Trains und Bestände am folgenden Tage bewirkt sei. Dies Korps soll sich mit einem anderen, das von Jütland kommt, vereinigen. Beide zusammen sind 60 000 Mann stark. Es ist einleuchtend, daß wir, wenn auch nur 50 000 Mann stark, auf der inneren Linie zwischen beiden im Vorteil sind, von der einer jeden Koalition anhaftenden Schwäche gar nicht zu sprechen. Wir haben den Vorteil, daß alle unsere Anordnungen nur militärisch richtig zu sein brauchen, um Erfolg zu versprechen; dem verbündeten Gegner nützen die richtigsten militärischen Maßnahmen nichts, wenn der eine Teil versagt. Hat z. B. der von Jütland vordringende Teil besetzt, was er zu behalten wünscht, so wird er sich hüten, durch vereinzeltes Weitervorgehen den deutschen Angriff auf sich zu ziehen, er wird den an anderer Stelle gelandeten Verbündeten voraussichtlich seinem Schicksal überlassen oder abwarten, daß dieser sich ihm nähert.

Der Feldmarschall rechnet aber andererseits natürlich auch (1877) mit der gegenseitigen Unterstützung der verbündeten Feinde, beispielsweise damit, daß die Franzosen am rechten Elbufer landeten, hierdurch ein von uns jedenfalls nur schwach besetztes Hinterland gewönnen, um nötigenfalls auszuweichen, und dänische Unterstützung heranzögen. „Nicht eine französische Landung auf Seeland, sondern in Holstein könnte die Politik des Kopenhagener Kabinetts bestimmen".

1881 nahm der Feldmarschall folgende Lage an: Im Kriege gegen Deutschland und im Bündnis mit Dänemark hat die französische Flotte ein Armeekorps in Kolding ausgeschifft, ist dann aber gegen die deutsche nach der Nordsee zurückberufen worden, so daß in der Ostsee das deutsche Geschwader der dänischen Marine überlegen bleibt. Ersteres kreuzt außerhalb des Kieler Hafens.

Hinter dem französischen Korps hat sich ein dänisches bei Veile versammelt.

In den Elbherzogtümern befinden sich, außer der 18. Division, zurzeit nur Re-

serve=, Ersatz= und Garnisontruppen. Kiel ist nach der Landseite provisorisch befestigt. Das französische Korps soll das deutsche Flottenetablissement in Kiel zerstören und demnächst den Operationen vom Rhein her sich anschließen.

Das dänische Korps folgt zur Unterstützung, besetzt mit einer Brigade das Herzogtum Schleswig und sichert die Etappenlinien aus Jütland und eventuell den Rückzug dorthin.

Erst wenn die deutsche Nordseeflotte in Wilhelmshaven eingeschlossen ist, wird Belagerungsgeschütz in Eckernförde gelandet werden können.

Die Franzosen erreichen Flensburg ungehindert, Sonderburg war von den Deutschen geräumt. Die 9. Reserve=Division versammelt sich bei Neumünster. Zur Verstärkung der Deutschen sollen eine, bzw. zwei Reserve=Divisionen aus Berlin herangezogen werden.

Es ist ersichtlich, daß der Feldmarschall auch hier, angesichts zweier feindlicher Korps, darauf bedacht ist, die Feldarmee möglichst wenig zu schwächen; andererseits mißt er dem Feinde nur dann weitere Offensivkraft bei, wenn die feindliche Hauptarmee vom Rhein aus Fortschritte macht. Die Annahme, daß erst nach Niederkämpfung bzw. Einschließung der deutschen Nordseeflotte (in Wilhelmshaven) die Landung von Belagerungsgeschütz in Eckernförde möglich ist, erweist die Bedeutung der Seeherrschaft für das Gelingen von Landungen. So sagt der Feldmarschall auch am 18. Dezember 1883: „So lange die deutsche Flotte in der Ostsee kreuzt, sind feindliche Landungen an der Küste ausgeschlossen. Erst wenn die Flotte beseitigt, kann Kiel den Wert eines Objektes für Landangriff haben".

Moltke glaubt aber damals, daß Frankreich mehr Gewicht auf Metz und Straßburg legen wird, als darauf, Kiel anzugreifen.

Moltke ist seiner Auffassung über feindliche Landungen vom Jahre 1858 ab treu geblieben; in ihrer Begründung wiederholt er sich, wie wir gesehen haben, oft wörtlich. Er konnte natürlich jedesmal nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen, denn „der Verlauf eines Krieges läßt sich im voraus nicht konstruieren;" es würde daher auch unmöglich gewesen sein, den Einfluß feindlicher Seeexpeditionen und der damit verbundenen Landungen bestimmt anzugeben. Aber wie anfangs gesagt wurde, gewisse Verhältnisse, wie die Beschaffenheit der Küste und die Lage Deutschlands im Zentrum Europas, sind dabei konstant. Aber auch die Erfahrungen aus früheren Kriegen ließ Moltke, wie wir gesehen haben, nicht außer acht: wiederholt weist er nicht nur auf die Rolle der Landungen bei außerdeutschen Kriegen hin, auch die Erfahrungen von 1807 und 1813 bei Danzig, die negativen von 1864 werden herangezogen.

Allerdings müssen wir uns sagen, daß die politische und strategische Lage Deutschlands sich seitdem wesentlich geändert hat. Aber auch zwischen Moltkes erster und letzter dienstlicher Äußerung lagen 25 Jahre, innerhalb deren die militärpolitische Situation Preußen-Deutschlands sich wiederholt verändert hatte. Trotzdem greift der Feldmarschall stets auf dieselben, zuletzt weit zurückliegenden Beispiele der Vergangenheit zurück. Keineswegs

begnügt er sich indes, wie wir wissen, hiermit; er ist weit entfernt davon, sie für allein maßgebend zu halten; vielmehr versucht er in seinen Erwägungen den augenblicklichen Verhältnissen so nahe wie möglich zu kommen und aus ihnen die kriegerischen Ereignisse der Zukunft abzuleiten. „Wir haben dabei", schreibt der Feldmarschall 1861*) „mit unbekannten und veränderlichen, aber doch auch wesentlich mit bekannten und bleibenden Größen zu rechnen. Zu einem wesentlich richtigen Resultat ist nicht zu gelangen, aber wir können das Wahrscheinliche ermitteln, und das bleibt im Kriege stets die einzige Basis, auf welche man seine Maßregeln zu gründen vermag."

Daß Moltke bei seinen Untersuchungen innerhalb 25 Jahren stets zu demselben Ergebnis, trotz der oft veränderten politischen und strategischen Lage Deutschlands, gekommen ist, gibt uns eine gewisse Bürgschaft dafür, daß seine Ansichten über Landungen an den deutschen Küsten auch heute noch richtig sind.

Auf alle Fälle enthalten die Ansichten des Feldmarschalls über Landungen eine erneute Mahnung, daß Deutschland eine starke Flotte besitzen muß, denn die Flotte ist in erster Linie berufen, eine Landung möglichst zu verhindern. Wir konnten 1864 nicht auf Fünen, nicht auf Seeland landen, weil wir nicht Herren der Ostsee waren. Wir müssen in einem Zukunftskriege dafür sorgen, daß die Seeherrschaft dort nicht unseren Gegnern zufällt und dadurch feindliche Landungen an unseren Küsten möglich werden. Gewiß wird die Marine, wie 1864 und 1870, durch „keckes Auftreten" zeigen, was sie leisten kann, und diesem Worte Moltkes vom 28. April 1864 Ehre machen; sie wird auch bei einer Minderzahl der Schiffe ihren Mann stehen und dem Gegner energisch zu Leibe gehen. Aber darüber müssen wir uns klar sein, daß unsere Flotte in ihrer gegenwärtigen Schwäche auf die Dauer nicht imstande ist, feindliche Landungen an unseren Küsten oder in Jütland zu verhindern, sondern hierzu der Mitwirkung der Landarmee bedarf.

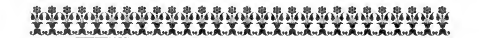
Moltke hat dafür gesorgt, daß wir dieser Gefahr ruhigen Auges entgegensehen können. Telegraphen und Eisenbahnen, deren Ausbau seine dauernde Sorge bildete, geben uns die Sicherheit zweckentsprechender Maßnahmen im Augenblick der Gefahr. Unterseeische Kabel, Telephon, Funkentelegraphie, Lichtfernsprecher, die Erfindungen der Neuzeit, haben diese Sicherheit noch vermehrt. Folgen wir seiner Mahnung, uns bei der Hauptentscheidung möglichst wenig zu schwächen, beherzigen wir sein Wort vom 5. Dezember 1867: Gegen alle Landungen bleibt die Hauptsache, daß die Verteidiger im ersten Augenblick zur Stelle sind; dann ist mit geringen Mitteln großes zu erreichen.

Folgen wir ihm in allem, ihm, der alles bedacht hat. Dann gilt auch für uns im Augenblick drohender Gefahr sein Wort vom Juli 1870:

„Laßt sie nur kommen, wir sind gerüstet!"

*) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 4.

v. Schmerfeld,
Major, zugeteilt dem großen Generalstabe.



Manövererfahrungen in Frankreich.

(Taktik, Bekleidung, Ausrüstung, Verpflegung, Radfahrertruppen, technische Neuerungen.)

Es gibt wohl kaum eine Armee, in der in taktischen, technischen und Verwaltungsangelegenheiten mehr Neuerungen versucht werden als in der französischen. Fast könnte es manchmal scheinen, als wenn man jenseits der Vogesen die Tradition zu gering bewertete und sich in Neuerungen überstürzte, wenn nicht andererseits zahlreiche, unleugbare Erfolge der französischen Heeresverwaltung zu einer sorgfältigen Prüfung der Errungenschaften ermahnten.

In taktischer Beziehung sowie hinsichtlich der Truppenausbildung kann man freilich sehr im Zweifel sein, ob der in Frankreich eingeschlagene Weg durchweg der richtige ist. Kühn ist das Beschreiten dieses Weges aber unzweifelhaft, und wenn der schwierige Versuch, ein völlig modernes Infanterie-Reglement zu schaffen, auch nicht durchweg gelungen ist, so verdient er darum nicht weniger Anerkennung und Beachtung. Auch in bezug auf die Schießausbildung verläßt die französische Heeresverwaltung neuerdings den gewohnten Weg und schlägt eine vielleicht allzu freie Richtung ein, wohin wir ihr kaum zu folgen gewillt sein werden. In bezug auf die durchaus eigenartige Verwendung der Artillerie im Gefecht treten aber auch in Deutschland Stimmen auf, die in manchen Punkten eine Annäherung an das französische Verfahren vorschlagen, wenn erst auch bei uns das Rohrrücklaufgeschütz eingeführt ist.

Unbestritten geht Frankreich in technischer Beziehung voran.

Bahnbrechend wirkte der französische Konstrukteur durch die Erfindung des jetzt überall im Grundsatz anerkannten modernen Feldgeschützes.

Das lenkbare Luftschiff Lebaudys hat sich bei eingehenden Versuchen in Toul im letzten Herbst als zweifellos brauchbares Kriegsmittel erwiesen. Die vier großen Ostfestungen wie auch Paris sollen demnächst dauernd mit solchen Luftschiffen ausgestattet und wahrscheinlich auch weitere Beobachtungsstationen an der Ostgrenze eingerichtet werden.

Auch in der Organisation von Radfahrertruppen ist Frankreich voraus. Es ist nicht einzusehen, warum das sinnreiche französische Klapprad anderwärts noch immer nicht als kriegsbrauchbar anerkannt wird, obwohl es seine Probe nun schon so lange

in Frankreich bestanden hat, ohne daß selbst die dortigen Gegner von Radfahrertruppen die Zweckmäßigkeit des Rades an sich jemals bestritten haben.

In bezug auf die militärische Verwendung von Personen- und Lastkraftwagen entfaltete Frankreich zuerst eine rege Tätigkeit, wenn es auch in dieser Beziehung von anderen Staaten inzwischen eingeholt worden ist.

Mit großer Entschiedenheit geht man neuerdings auch in Bekleidungs-, Ausrüstungs- und Verwaltungsfragen vor. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man in kurzer Zeit zur Einführung einer zweckmäßigeren Bekleidung und einer erleichterten Ausrüstung übergehen wird. Fahrbare Feldküchen und Scheinwerfer sind bei den letzten großen Manövern versucht worden. Dort suchte auch die Intendantur das im Felde vorgesehene Verpflegungsverfahren, soweit angängig, im Frieden durchzuführen, um sowohl ihr Personal wie auch die Truppe damit vertraut zu machen.

Es lohnt sich daher, einen Überblick über die allgemeinen Ergebnisse der letzten Manöver sowohl in taktischer Beziehung wie in bezug auf die dabei angestellten mannigfaltigen Versuche auf den berührten Gebieten zu geben.

In den letzten Jahren fanden in Frankreich mehrfach zwei große Armeemanöver zugleich statt, von denen eines der für den Kriegsfall vorgesehene Generalissimus, der General Brugere, leitete, während die Leitung des anderen einem der Mitglieder des Obersten Kriegsrates übertragen wurde. Ersteres stellte gewissermaßen das offizielle Manöver dar, an dem der Präsident, der Kriegsminister und die fremden Militärattachés teilnahmen; letzteres erhielt wiederholt durch die Persönlichkeit des Führers und die durch ihn zur Anschauung gebrachten taktischen Ansichten ein besonderes Gepräge als Versuchsmanöver. So wurde z. B. dem General de Negrier vor einigen Jahren Gelegenheit gegeben, seine moderne, auf den Burenkrieg begründete Taktik praktisch durchzuführen, während im Jahre 1904 der General Hagron die Auflösung des Divisionsverbandes und die Zerlegung des Armeekorps in vier gemischte Brigaden versuchte.

Beide hatten bekanntlich mit ihren Neuerungen nicht viel Glück. Die offizielle Taktik ist nach wie vor diejenige, die Brugere bei den Herbstübungen in der Praxis durchführt und die der General Langlois theoretisch seit langem vertritt. Es ist dieselbe, die durch das neue Infanterie-Reglement nunmehr zur Vorschrift geworden ist. In dieser Beziehung können wir auf die ausführliche Darlegung in den Vierteljahrsheften 1905, S. 268 ff., verweisen.

Die Ansicht, als ob man nunmehr in den Manövern des Jahres 1905, den ersten seit Erscheinen des neuen Reglements, ein völlig neues Bild des Infanteriegefechtes hätte erblicken müssen, ist somit irrig. Solche Erwartungen konnte man von vornherein nicht haben, wenn man sich durch die äußerlich fast übermoderne Form des reglementarischen Kampfverfahrens nicht blenden ließ, sondern die Vorgeschichte des Reglements aufmerksam verfolgt hatte. Man mußte dann erkennen, daß, wie

an der erwähnten Stelle des weiteren dargelegt worden ist, im Grunde die französische Taktik doch noch immer an ihrem alten Gedanken festhält, die Entscheidung im napoleonischen Sinne durch den Massenstoß der hierzu hinter der Front bereitgestellten Reserve zu erzwingen. Es ist dies bei den vielen in Deutschland veröffentlichten Bearbeitungen und Besprechungen des französischen Reglements augenscheinlich nicht genug beachtet worden.

Wenn sich somit Kampfformen und Kampfverfahren der französischen Infanterie auf Grund des neuen Reglements im einzelnen auch beträchtlich ändern mögen, sobald das neue Reglement der Truppe in Fleisch und Blut übergegangen ist, werden die großen charakteristischen Züge des Infanterieangriffs doch dieselben bleiben. Ebenso sucht auch der Verteidiger nach wie vor sein Heil hauptsächlich im frontalen Gegenstoß, der unbekümmert um die moderne Waffenwirkung gewohnheitsmäßig und grundsätzlich unternommen wird, wenn der Angreifer nahe genug herangekommen ist.

Das Infanteriegefecht bot daher bei den letzten Manövern, soweit sich aus allen Berichten erkennen läßt, nichts Überraschendes.

Auch über die Kavallerie ist nichts Neues zu berichten. Der Kriegsminister hatte vor den Manövern darauf hingewiesen, daß die schweren und die leichten Kavallerie-Divisionen entsprechend ihrer Bestimmung als Schlachtenreiterei oder als Aufklärungskavallerie auch bei den Manövern verschieden zu verwenden seien.

Tatsächlich scheint die Aufklärung bei den Manövern mangelhaft gewesen zu sein. Die Hauptsache für die Kavallerie ist die tägliche Attacke. Die Leitung nutzt die Manöver auch viel zu wenig in bezug auf die Aufklärung auf weite Entfernung hin aus. Nach der Kriegslage wäre am ersten Manövertage die Entfernung meist hinreichend groß, um der Kavallerie Gelegenheit hierzu zu geben. Doch beraubt man sich dieser Möglichkeit zum Teil selbst dadurch, daß die Armeekorps an dem ersten Manövertage, an dem die Kavallerie allein auftritt, nicht dahinter im Anmarsch sind, sondern sich bereits in Ruhequartieren dort befinden, wo sie nach der Kriegslage erst abends ankommen müßten, mit anderen Worten dicht hinter der übenden Kavallerie. Diese wird in der Regel unmittelbar zum Kampf gegeneinander angesetzt, wogegen anscheinend alle übrigen Aufgaben zurücktreten.

Bei der Artillerie sind ganz verdeckte Stellungen bevorzugt. Über die Verwendung dieser Waffe im Gefecht sind die Meinungen geteilt, die sofortige Massenverwendung hat ihre Anhänger, obwohl das Reglement bekanntlich die Masse nur bereitstellen, nicht aber von vornherein einsetzen will.

Zum letzten Male hat im vergangenen Herbst der General Brugere die großen Manöver geleitet. Im Jahre 1906 erreicht er die Altersgrenze und muß daher abgehen, nicht ohne vorher noch wegen einer Streitigkeit mit dem General Percin von einem Zivilkriegsminister mit 14 Tagen Arrest bestraft worden zu sein.

Dasselbe Schicksal hat ebenfalls im vergangenen Jahre übrigens auch seinen voraussichtlichen Nachfolger im Oberkommando, den General Hagron, ereilt.

Die Manövertechnik des Generals Brugere ist bekannt, er hat sie schon seit mehreren Jahren angewendet. Um einen übereilten Verlauf des Gefechtes zu vermeiden, zerlegt er es in mehrere Abschnitte, die an den einzelnen Tagen durchgespielt werden. Auf das gegebene Signal wird das Manöver abgebrochen, die Schiedsrichter und Generalstabsoffiziere stellen die von den Truppenteilen in diesem Augenblicke eingenommenen Aufstellungen genau fest, und die Truppen rücken dann in die Quartiere. Am anderen Morgen stehen sie zu der befohlenen Zeit wieder genau an derselben Stelle zur Fortsetzung des Gefechtes bereit. So verteilt der General Brugere ein einziges Gefecht auf zwei oder drei Übungstage.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es auf diese Weise möglich ist, eine Überstürzung, wie sie naturgemäß im Manöver, wo die hemmende Wirkung der feindlichen Geschosse fehlt, allzu leicht eintritt, zu verhindern und den Verlauf ruhiger und natürlicher zu gestalten. Man kann der Artillerie Zeit gewähren, ihre Wirkung zu entfalten und man kann die Infanterie ruhig und sachgemäß zum Angriff entwickeln. Alle Berichte loben in der Tat, wie die größeren Infanterieverbände ohne Überstürzung, lautlos und in Ordnung auf das Angriffsziel angesetzt und entwickelt werden. Auch ist man in der Lage, zeitraubende Bewegungen ruhig auslaufen zu lassen und für die Durchführung des Infanteriekampfes unter Berücksichtigung der feindlichen Feuerwirkung die erforderliche, heute in Wirklichkeit jedenfalls oft recht lange Zeit zu verwenden.

Für die Manöverleitung hat das Brugeresche Verfahren noch den großen Vorteil, die Unterkunft und Verpflegung sehr zu vereinfachen. Die Truppen rücken jedesmal in die vorbereiteten nahen Quartiere ab und können sogar vielfach dieselbe Unterkunft mehrere Tage hintereinander benutzen. Die Truppen werden auch sehr, vielleicht sogar zu sehr geschont.

Für die Truppe und die unteren Führer mag somit im ganzen diese Art des Manövers wohl nutzbringend und lehrreich sein, nicht aber für die höheren Führer. Diesen bleibt eine viel zu geringe Freiheit des Entschlusses übrig, sie gehen somit gerade dessen verlustig, was wir als eine der wertvollsten Seiten des Manövers zu betrachten gewohnt sind. Eine der wichtigsten Erscheinungen des Krieges, das Unvorhergesehene, wird bei einem solchen Verlaufe so gut wie ausgeschaltet. Allenfalls der oberste Führer, insbesondere Brugere selbst, mag in der technischen Handhabung größerer Massen im Gefecht eine gewisse Übung erlangen können.

Die Truppe selbst empfand es auf die Dauer nachteilig, sich immer in demselben Gelände bewegen und tagelang um denselben Abschnitt kämpfen zu müssen. Auch ihr ging ein Teil der Frische verloren, die der ständige Wechsel der Lage und des Geländes naturgemäß mit sich bringt.

Die Kriegslagen pflegen in Frankreich sehr einfach zu sein. Brugere hat augenscheinlich auf sie nur ganz geringen Wert gelegt, da sein Hauptziel immer die auf mehrere Tage verteilte Darstellung eines Gefechts war. Den Führern war bereits am ersten Tage durch die Lage kaum Gelegenheit zu einem selbständigen Entschlusse geboten. Gewöhnlich marschieren zwei Armeen gegeneinander und entsenden dann beide einen Teil, nämlich die Manövertruppen, zur Sicherung ihrer Flanke in bestimmter Richtung gegeneinander. Oder eine Armee geht gegen die Flanke eines feindlichen Heeres vor, dieses wendet sich dann mit seiner Flügelarmee gegen den drohenden Angriff.

Sind dann die Truppen in dieser Weise aufeinander angesetzt, dann ist im weiteren Verlaufe des Manövers von der allgemeinen Kriegslage nicht mehr viel die Rede. Angriff und Verteidigung, Vor- und Zurückgehen werden dadurch herbeigeführt, daß abwechselnd einer Partei Teile einfach entzogen und der anderen zugewiesen werden oder daß sich die Leitung die Verfügung über einen Teil zunächst vorbehält und diesen erst später freigibt. Vielfach werden auch abwechselnd den Parteien Verstärkungen in Aussicht gestellt, von denen nachher weiter nicht mehr die Rede ist, nachdem die dadurch beabsichtigte Änderung des Entschlusses herbeigeführt ist.

Man kann zugunsten dieses Verfahrens wohl geltend machen, daß es sich im Manöver weniger um die Durchführung strategischer Gedanken handelt, als darum, die Truppen fechten zu lassen. Doch trifft dies mehr für die Manöver geringeren Umfanges zu, weniger aber für die Armeemanöver, die doch vorwiegend der Ausbildung der höheren Führer dienen sollen. Eine solche Ausbildung kann aber nicht gefördert werden, wenn den Parteiführern von der Leitung Befehle gegeben werden, wie es z. B. 1904 von Brugere geschehen ist:

Der Führer des 7. Armeekorps hat am 12. den Angriff des Gegners abgeschlagen. Er erhält die Nachricht, daß am 13. ein Kavalleriekorps von zwei Divisionen sowie eine Infanterie-Brigade um 7⁰⁰ morgens an einem bestimmten Punkte zu seiner Unterstützung eintreffen werden, und beschließt, zum Angriff überzugehen.

Der Führer der Gegenpartei (8. Armeekorps) erhält Nachricht von dem Eintreffen der Verstärkungen bei seinem Gegner und entschließt sich, in eine genau vorgeschriebene Stellung zurückzugehen.

Noch weniger Überraschungen, als es hierbei möglich ist, konnte der Verlauf des Manövers bieten, wenn Brugere zum Schluß die vereinigten Armeekorps gegen einen markierten oder wirklichen Feind führte, gleichzeitig aber die Leitung beibehielt. Vielfach ist man daher auch in Frankreich mit der geschilderten Manöveranlage und Leitung Brugeres nicht zufrieden und fordert eine Annäherung an das deutsche Verfahren. Es muß sich zeigen, ob der Nachfolger des Generals Brugere im Herbst 1906 dem stattgibt.

Wenn uns somit der allgemeine Verlauf der großen Manöver in Frankreich in den letzten Jahren nichts wesentlich Neues gebracht hat, so boten sie doch in manchen Einzelheiten sowie durch die zahlreichen, dabei angestellten Versuche sehr viel Interessantes.

Häufig war bei den Manöverberichten von Nachtgefechten die Rede, deren sich der General Brugere mit Vorliebe bediente. Doch handelte es sich dabei meist um kleinere örtliche Unternehmungen, die mit dem Gange des Manövers in gar keinem oder nur in einem losen Zusammenhange standen, insbesondere um nächtliche Überfälle. Brugere verband damit auch den Zweck, die Wachsamkeit der Vorposten zu prüfen, die in Frankreich gewohnheitsmäßig immer viel zu wünschen übrig läßt. Meist wurde das Nachtgefecht daher nur auf den engen Umkreis eines bestimmten Punktes beschränkt, ohne daß die benachbarten Truppen alarmiert und in Mitwirkung gezogen wurden. Der Angreifer hatte dementsprechend auch nicht über das ihm angegebene, bestimmte Ziel hinauszugehen, sondern sollte sich nach erreichtem Erfolge darauf beschränken, sich zur Abwehr eines Gegenangriffs bereitzuhalten. So wurde in den Manöverbestimmungen des Jahres 1904 ausdrücklich vom Leitenden angeordnet.

Es entsprechen diese Übungen bisher also keineswegs den Forderungen, die man nach den Betrachtungen des russisch-japanischen Krieges jetzt an die Truppe in bezug auf die Ausbildung für das Nachtgefecht zu stellen beginnt, sei es, daß man die Nacht dazu benutzt, um sich bis auf wirksame Schußentfernung an den Feind heranzubegeben und von dort aus am Tage den Kampf durchzuführen, oder sei es, daß man sich am Tage bis auf nahe Entfernung an den Feind heranarbeitet und den letzten Sturmanlauf auf die Nacht verschiebt. Vielmehr handelte es sich in der Regel nur um die Wegnahme eines vom Feinde besetzten Dorfes oder eines Überganges, der für das Vorgehen am anderen Tage in Betracht kam.

Die Bestimmungen dagegen, die der General Hagron für die großen Westmanöver im Jahre 1904 gab, trugen schon mehr den neuesten Kriegserfahrungen Rechnung.

Der Verteidiger wurde ausdrücklich hierin angewiesen, seine Anordnungen grundsätzlich so zu treffen, daß er auch einem Angriff bei Nacht gewachsen sei. Der Angreifer sollte die Nacht benutzen, um sich in den erreichten Stellungen gründlich festzusetzen und für die Fortsetzung des Angriffs bereitzustellen. Doch wird auch schon erwähnt, daß es zweckmäßig sein könne, einzelne wichtige Punkte im Gelände bei Nacht überraschend wegzunehmen.

Die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges gaben nun dem Kriegsminister im Jahre 1905 Veranlassung, die Truppen zu vermehrten Nachtübungen anzuhalten. Der General Brugere veranlaßte daraufhin, daß ihm für die großen Manöver fahrbare Scheinwerfer zur Verfügung gestellt wurden, um die Angriffsstelle zu be-

leuchten, oder den angreifenden Gegner zu blenden, wenn man sich selbst in der Verteidigung befände. Die Firma Krieger stellte dem General Brugere einen Kraftwagen zur Verfügung, an den ein fahrbarer Scheinwerfer angehängt wurde. Besondere Leistungen dieses Scheinwerfers beim Gefecht sind nicht bekannt geworden, nur soll er bei einem nächtlichen Brückenschlag gute Dienste getan haben.

Mit besonderem Interesse wurden in ganz Frankreich die Leistungen des Radfahrer-Bataillons verfolgt, das versuchsweise bei den letzten großen Ostmanövern aufgestellt worden war. In bezug auf die Vorgeschichte dieses Versuches kann auf den Aufsatz „Organisation und Verwendung von Radfahrertruppen und berittener Infanterie in Frankreich" in den Vierteljahrsheften 1904, S. 222, verwiesen werden, in dem der Stand der Frage bis zum Jahre 1904 entwickelt ist.

Seitdem war in der Kammer ständig Stimmung für weitere Versuche mit Radfahrer-Bataillonen vorhanden, von deren Tätigkeit man sich im Kriege eine bedeutende Wirkung versprach. Die Wortführer dieser Partei waren hauptsächlich die Berichterstatter der Budgetkommission, der Abgordnete Maujan und nach ihm der Abgeordnete Klotz, während von militärischer Seite der bekannte General Langlois, der in Frankreich hohes Ansehen genießt, sich der weiteren Entwicklung der Radfahrersache lebhaft annahm.

Bei Beratung des Budgets für 1905 gab nun die Regierung dem Berichterstatter Klotz über die gegenwärtige Organisation des Radfahrerwesens folgende Auskunft:

Was zunächst die den Kommandobehörden und Truppenteilen für Verbindung und Nachrichtenwesen zugeteilten einzelnen Radfahrer (vélocipédistes estaffettes) betreffe, so habe sich die Militärverwaltung entschlossen, auch diese mit dem Klapprad, System Gerard, auszustatten, das bisher nur die Radfahrer-Kompagnien führten. Dieses Rad muß sich somit doch als durchaus kriegsbrauchbar bewährt haben. Das französische Kriegsministerium beabsichtige, so wurde weiter erklärt, die etatmäßige Zahl der Radfahrer (bei einem Infanterie-Regiment zur Zeit im Frieden 2, im Kriege 5) zu erhöhen.

An Radfahrer-Kompagnien beständen bis jetzt 5, die die sechsten Kompagnien der Jäger-Bataillone 2 (Luneville), 4 (Saint Nicolas du Port), 25 (Saint Mihiel), 18 (Stenay), 9 (Longwy), also sämtlich an der Ostgrenze, bildeten. Die Stärke jeder Kompagnie betrage im Frieden 4 Offiziere, 9 Unteroffiziere, 12 Korporale, 4 Spielleute, 95 Gemeine, im ganzen somit 4 Offiziere, 120 Mann, im Kriege 175 Mann.

Die bisherigen Erfahrungen hätten in bezug auf die Verwendbarkeit der Kompagnien folgendes ergeben: Sie bildeten eine schnell bewegliche Infanterie, die aber von den Wegen abhängig sei. Hauptsächlich eigneten sie sich zum Verteidigungsgefecht, um einen wichtigen Punkt bis zur Ankunft der Infanterie zu behaupten.

Auch könne man sie zum Schutz der Artillerie oder als Rückhalt für die Kavallerie mit Vorteil verwenden; dagegen seien sie für die Aufklärung weniger geeignet. Da sie ihre Flanken beim Marsche nur schwer zu sichern vermöchten, könnten sie nur ausnahmsweise allein auftreten, sondern hauptsächlich nur in Verbindung mit den anderen Waffen.

Alle Versuche hätten somit übereinstimmend ergeben, daß der Nutzen der Radfahrer-Kompagnien zwar groß sei, keineswegs aber zu übertriebenen Hoffnungen Anlaß geben dürfe. Wohl erscheine eine weitere Vermehrung der bestehenden Kompagnien empfehlenswert, nicht aber die Organisation von Radfahrer-Bataillonen. Diese hätten sich als zu schwerfällig erwiesen, die Kolonne sei zu lang und zu unhandlich.

Gegenüber den großen Erwartungen, die die Kammer und das in Frankreich für solche Fragen sich leicht erwärmende große Publikum auf die weitere Ausgestaltung der Radfahrertruppen setzt, hält somit die Regierung zur Zeit noch an einem vorsichtigeren Standpunkte fest. Noch schärfer sprach dies der damalige Chef des Generalstabes, General Pendezec, im März 1905 in der Kammer aus, als diese wiederum die Aufstellung von Radfahrer-Bataillonen forderte.

Er stellte fest, daß sich der Wirkungsbereich der Radfahrertruppen umsomehr eingeengt habe, je länger man die Versuche fortgesetzt habe. Zur Zeit sei man allgemein dahin übereingekommen, daß ihre wichtigste Verwendung die schon in der amtlichen Erklärung an den Berichterstatter bezeichnete sei, nämlich die Behauptung vorgeschobener Punkte bis zum Eintreffen der Infanterie. Eine Angriffskraft besitze der Radfahrer nicht (le cycliste est inoffensif pour l'ennemi). Da die Radfahrertruppe nicht imstande sei, in ihrer Flanke aufzuklären, so könne sie sich nur innerhalb einer Zone von einer gewissen Sicherheit bewegen. Wollte sie darüber hinaus sich zur Aufklärung in das Gebiet der feindlichen Kavalleriepatrouillen vorwagen, so brauchten diese sich nur in der nächsten Geländefalte zu verbergen, um die Radfahrer herankommen zu lassen und abzuschießen.

Auch die Versuche, der Kavallerie Radfahrertruppen zuzuteilen, hätten ergeben, daß dies nur in wenigen Fällen nützlich sei. Eine ständige Zuteilung solcher Radfahrerformationen an die Kavallerie empfehle sich daher nicht.

Der Chef des Generalstabes ermahnte daher zur Vorsicht und erinnerte daran, daß außer Frankreich nur Belgien und Italien bisher sich zur Aufstellung von Radfahrertruppen entschlossen hätten. Belgien besitze fünf, Italien acht Kompagnien. Italien gehe außerdem mit dem Gedanken um, bei der Mobilmachung aus Reservisten weitere Kompagnien aufzustellen.

Der Kriegsminister ergriff in den Verhandlungen ebenfalls das Wort und bestätigte die Ausführungen des Generals Pendezec. Er sah sich aber schließlich doch gegenüber dem allgemeinen Verlangen der Volksvertretung zu dem Versprechen

genötigt, bei den großen Manövern 1905 einen Versuch mit einem zusammengestellten Radfahrer-Bataillon zu machen.

Diese Stellung der Regierung in der Radfahrerfrage wurde in der Presse scharf angegriffen.

Die Marschlänge eines Radfahrer-Bataillons, so entgegnete man, komme wenig in Betracht, da die Bataillone nicht dazu bestimmt seien, in den großen Kolonnen zu marschieren. Sollte dies ausnahmsweise einmal nötig werden, so könnte man die Länge des Bataillons auf 500 m verkürzen, indem man zu Vieren marschiere und die Räder an der Hand führe. Dann sei das Bataillon nur wenig länger als ein Infanterie-Bataillon. Bei dem allein marschierenden Radfahrer-Bataillon handle es sich hauptsächlich um die zum Aufmarsch nach der Spitze erforderliche Zeit. Die Marschlänge eines Bataillons zu Dreien betrage 1000 m, zu Zweien 1300 m, zu Einem 2200 m. Drei Bataillone in der Kolonne zu Zweien auf einer Straße hintereinander nähmen somit allerdings rund 4 km ein, könnten aber innerhalb einer Viertelstunde unter Anwendung einer Geschwindigkeit von nur 16 km in der Stunde auf die Spitze aufmarschieren, mithin ebenso schnell wie ein Infanterie-Regiment von 3 Bataillonen mit einer Marschlänge von 1400 m.

Wenn der Chef des Generalstabes dem Radfahrer Angriffskraft abgesprochen hatte, so wies man demgegenüber darauf hin, daß der französische Radfahrer in der Fahrt jederzeit ebenso feuerbereit sei wie der Infanterist im Marsch, und schießen könne, ohne abzusteigen. Im Gefecht könne er ferner das Rad auf den Rücken nehmen und sei somit ebensoviel wert wie ein Infanterist, mit dem einzigen Unterschied, daß er täglich 100 km zurückzulegen imstande sei.

Insbesondere war es aber der General Langlois, der zugunsten von Radfahrer-Bataillonen das Wort ergriff. Der Kriegsminister hatte sich u. a. in der Kammer darauf berufen, daß er dem General Langlois zur Zeit, als dieser noch im Dienst war, die fünf bestehenden Radfahrer-Kompagnien zur Verfügung gestellt habe, um daraus ein Bataillon zu bilden und Versuche anzustellen. Der General habe aber auf diesen Versuch verzichtet. Hiergegen veröffentlichte aber Langlois alsbald eine sehr scharfe Erklärung und behauptete, man habe ihm nur eine Falle gestellt, in die er nicht hineingegangen sei. Das Bataillon hätte ohne jede Vorübung und unter einem beliebigen unerfahrenen Führer unmittelbar vor den Korpsmanövern zusammengestellt werden sollen, an denen es bei einer der beiden gegeneinander manövrierenden Divisionen teilnehmen sollte. Bei einer Division, die eine Gefechtsausdehnung von 3 km habe, käme aber eine Radfahrertruppe nicht zur Geltung, auch nicht bei einem Armeekorps mit einer Front von 5 bis 7 km. Die von ihm vorgeschlagenen Radfahrer-Bataillone seien vielmehr lediglich ein Organ des Armeeführers und fänden nur im Rahmen der Armee ein angemessenes Feld der Tätigkeit.

Wie sich General Langlois die Verwendung von Radfahrer-Bataillonen denkt, hängt mit seinen allgemeinen taktischen Anschauungen zusammen. In bezug auf diese kann auf die Vierteljahrshefte 1904, S. 24 ff. und S. 232 ff., verwiesen werden. Bekanntlich ist der General ein Vertreter der Ansicht, daß eine Armee in starker Tiefengliederung vorgehen müsse, um manövrierfähig zu sein und sich schnell nach allen Seiten entwickeln zu können. Er verwirft das Vorgehen in großer Breite mit allen Kolonnen nebeneinander, um dadurch den Gegner zu umfassen, und sieht in einem solchen Verhalten die Verneinung jedes Manövers und jeder Leitung. Das Verfahren der Deutschen, divisionsweise nebeneinander zu marschieren, finde seine Erklärung nur in ihrer Überlegenheit der Zahl, in dem Vorsprung, den sie durch den sofortigen Beginn der Offensive erhielten, und in der Unterschätzung des Gegners, den sie nach den Erfahrungen von 1870 für unfähig hielten, zu manövrieren. Immerhin vermag aber der General Langlois die Gefahr einer Umfassung bei dem von ihm vorgeschlagenen tiefgegliederten Vormarsch nicht wegzuleugnen, will ihr aber dadurch begegnen, daß er die feindlichen Umfassungsflügel aufhält, während er den weit auseinander gezogenen Gegner in der Mitte mit versammelter Kraft durchbricht.

Als Mittel dienten ihm hierzu früher hauptsächlich seine beliebten gemischten Detachements, bis ihm die Erfolge des Vorkämpfers für die weitere Entwicklung der Radfahrertruppe, des Majors Gerard, eine weitere willkommene Unterstützung für seine Ansichten boten. Er griff den Gedanken einer Aufstellung von Radfahrer-Bataillonen eifrig auf und ist nunmehr in Frankreich dessen entschiedenster Vertreter. Wenn seine Ausführungen auch vielfach einen etwas theoretischen Beigeschmack haben und wenn wir auch keineswegs mit seiner allgemeinen operativen Lehre einverstanden sind, so verdienen die Ansichten eines zweifellos bedeutenden Generals doch Beachtung.

Nach seiner Ansicht ist die Aufgabe der Radfahrertruppen keineswegs mit der Ausführung von Streifzügen oder mit der Behauptung einzelner Punkte erschöpft, sondern ihr Zweck ist ein viel wichtigerer: ihnen soll in der großen Schlacht eine beträchtliche, oft entscheidende Rolle zufallen.

General Langlois führt etwa folgendes aus:

Der deutschen, lediglich auf Umfassung ausgehenden „brutalen" Methode, die als einziges und untrügliches Mittel zum Siege gepriesen werde, stellt er das sogenannte „Manöver" gegenüber, das zum Gelingen hauptsächlich Gewandtheit und Schnelligkeit erfordere und das dem Charakter des französischen Soldaten vortrefflich entspreche. Um der Umfassung zu begegnen und währenddessen den von ihm geplanten Durchbruch ausführen zu können, brauche man Reserven von größter Beweglichkeit. Bisher habe hierzu nur Kavallerie und Artillerie zur Verfügung gestanden, die aber zu einer starken, dauerhaften Wirkung nicht befähigt sind. Nur eine schnell bewegliche Infanterie sei hierzu imstande. Den Gedanken, eine berittene Infanterie zu

bilden, verwirft aber Langlois, da diese alle der Kavallerie anhaftenden Nachteile habe, ohne ihre Schnelligkeit zu besitzen. Das Fahrrad sei daher das geeignete Mittel.

Jedes Armeekorps solle daher ein Radfahrer-Bataillon erhalten, das dazu bestimmt sei, die bewegliche Reserve der Armee zu bilden. Bei einer Armee von vier Armeekorps würde der Führer somit vier Radfahrer-Bataillone, eine Kavallerie-Brigade oder eine Kavallerie-Division mit einer oder zwei reitenden Batterien, sowie ein bis zwei fahrende Abteilungen zu einer solchen Reserve vereinigen können. Diese würde, wenn sie schnell nach der Flanke entsendet wird, eine hinreichende Gefechtskraft besitzen, um den feindlichen Umfassungsflügel so lange aufzuhalten, bis das „Manöver" gelungen sei.

General Langlois macht aber noch auf eine andere Verwendungsmöglichkeit aufmerksam. In Frankreich gebe es viele ausgedehnte Waldgebiete, an die eine Armee ihre Flanke anlehnen könne. Würden sie aber nicht besetzt, so seien sie auch nicht undurchdringlich und böten sogar dem Gegner die Gelegenheit zur gedeckten Annäherung und zur Umfassung. Wenn dagegen ein Bataillon mit dem erforderlichen Werkzeug zum Fällen von Bäumen versehen sei, so könne es solche Waldungen leicht für Kavallerie und Artillerie völlig ungangbar machen. Es sei dann ein leichtes, das Vordringen der auf ihre eigenen Kräfte angewiesenen feindlichen Infanterie wirksam aufzuhalten. Ein oder zwei Radfahrer-Bataillone würden daher, wenn sie in einen solchen Wald entsandt würden, die feindliche Umfassung hinreichend verzögern und dadurch unwirksam machen können.

Es sei schwer zu erklären, warum man an maßgebender Stelle in bezug auf die Aufstellung von Radfahrer-Bataillonen so zurückhaltend sei. Frankreich, das so erfinderisch sei, warte mit der Ausnutzung der Erfindungen immer so lange, bis ihm das Ausland zuvorgekommen sei (ein Vorwurf, der übrigens durchaus unbegründet ist, wie die Einführung des Rohrrücklaufgeschützes, des Spitzgeschosses bei der Infanterie, die Ausnutzung von Kraftwagen und lenkbaren Luftschiffen sowie gerade auch die Organisation der mit dem Klapprad ausgerüsteten Radfahrer-Kompagnien beweist). Langlois erinnert hierbei daran, daß man in Frankreich bereits im Jahre 1895 beim Schießen eines Artillerie-Regiments mit günstigem Erfolg den Fernsprecher benutzt habe, um das Feuer einer ganz verdeckten Feldbatterie zu leiten. Dann habe die Sache aber 12 Jahre geruht, bis man jetzt erst wieder anfange, sich damit zu beschäftigen, nachdem die Japaner dieses Verfahren angewendet haben.

Entsprechend dem allgemeinen Verlangen wurde nun tatsächlich ein Radfahrer-Bataillon versuchsweise aus vier der bestehenden Kompagnien zusammengestellt und bei den großen Ostmanövern 1905 verwendet. Vorher wurde dem Bataillon jedoch einen Monat lang Gelegenheit gegeben, im Lager von Chalons die nötigen Vorübungen anzustellen. Anfang August trat es hier unter dem Befehl des Majors

Gerard zusammen; jede Kompagnie hatte eine Stärke von 4 Offizieren und 120 Mann.

Die Erfahrungen, die hier gemacht wurden, scheinen gut gewesen zu sein: das Bataillon erwies sich als durchaus verwendungsfähige, gut zu handhabende und bewegliche Truppe. Man fuhr mit einer mittleren Geschwindigkeit von 12 bis 16 km in der Stunde in der Kolonne zu Dreien, wobei die einzelnen Glieder, entsprechend dem Reglement, mit einem Abstand von 2,25 m sich folgten. Wenn nötig, fuhr man auch ohne Schwierigkeit zu Vieren oder zu Sechsen.

Die Versammlung außerhalb der Straße in einer der drei Bataillonskolonnen der Infanterie (Doppel-, Breit- und Tiefkolonne) vollzog sich leicht und mit größerer Schnelligkeit als bei der Infanterie.

In technischer Beziehung war man somit allgemein durchaus befriedigt. Die Frage der taktischen Verwendbarkeit sollte hauptsächlich bei den Manövern geprüft werden, obwohl auf dem Truppenübungsplatz in Chalons, soweit bekannt geworden, auch bereits einige Übungen mit anderen Waffen stattfanden, um die Ausführbarkeit der Langloisschen Vorschläge zu prüfen. Insbesondere sollte erprobt werden, in welcher Weise sich die Bewegung einer aus Radfahrern und reitender Artillerie bestehenden Reserve, die hinter der Schlachtlinie her nach der Flanke herausgezogen wird, vollzieht, und inwieweit sich diese Truppenabteilung während dieser Bewegung selbständig zu sichern imstande sei. Zwei Armeen wurden als im Kampfe miteinander befindlich angenommen, von denen die eine durch eine umfassende Bewegung der anderen gegen ihre Rückzugslinie bedroht wurde. Das Radfahrer-Bataillon mit zwei reitenden Batterien unter Befehl des Majors Gerard erhielt den Auftrag, die feindlichen Umfassungstruppen aufzuhalten und vor allem eine hierzu geeignete Höhenstellung eiligst in Besitz zu nehmen und zu behaupten, bis die ebenfalls in Reserve zurückgehaltene Infanterie dort eingetroffen sei. Während des Anmarsches soll es dem Radfahrer-Bataillon durchaus gelungen sein, die Sicherung nach vorwärts und nach den Flanken selbständig auszuführen, indem es dabei das bekannte Verfahren anwendete, das in den Vierteljahrsheften 1904, S. 236 ff., näher beschrieben worden ist. Das Verfahren besteht in der Hauptsache darin, daß die Avantgarde mit einer gesteigerten Geschwindigkeit von 18 bis 26 km in der Stunde dem Gros sprungweise von Stützpunkt zu Stützpunkt vorauseilt und dort immer kurze Zeit verhält. In der Flanke wird die Kolonne auf Parallelwegen andauernd von Patrouillen begleitet, während außerdem einzelne Patrouillen fortgesetzt seitwärts nach geeigneten Übersichtspunkten bis zur Entfernung von 1000 bis 1500 m zu Rad, nötigenfalls auch zu Fuß zur Beobachtung entsendet werden. Auf diese Weise ist die fahrende Kolonne andauernd mit einem Sicherungsnetz umgeben.

Den in dieser Weise nach der Flanke entsandten Patrouillen ist es nun nicht möglich, rechtzeitig den Anschluß an die Avantgarde wiederzugewinnen, sondern sie hängen

sich nach Erfüllung ihres Auftrages stets dem Ende des Gros wieder an. Die Avantgarde bedarf also ständig einer Ergänzung dieser Entsendungen, die ihr durch regelmäßiges, beschleunigtes Vorschicken von Verstärkungen aus dem Gros gewährt wird.

Es wurde bei dieser Übung nun festgestellt, daß, wenn der Armee statt des einen Radfahrer-Bataillons etwa deren vier als Reserve zur Verfügung gestanden hätten, das Wegenetz gestattet hätte, zunächst zwei gute Fahrstraßen für je zwei Bataillone, demnächst aber noch weitere Wege zu benutzen, die bezeichneten Höhen in weniger als einer Stunde zu besetzen und die drohende Umfassung abzuwehren.

Nach Beendigung seiner Vorübungen begab sich das Bataillon am 2. September nach dem Gelände der großen Ostmanöver, wo es zunächst in der Zeit vom 3. bis 7. September, während innerhalb der beiden aufgestellten Armeen die Korps gegeneinander manövrierten, dem 6. Armeekorps zugeteilt wurde. Während dieser Tage führte das Bataillon im einzelnen folgende Aufgaben durch: An einem Tage wurde es mit einer reitenden Batterie der Korps-Kavallerie-Brigade zugeteilt, deckte zunächst die noch während der Dunkelheit erfolgende Versammlung dieser Kavallerie, eilte ihr sodann zur Besetzung einer 10 km vorwärts gelegenen wichtigen Stellung voraus und stellte von dort aus durch seine schnell 10 bis 12 km weiter vorgetriebenen Patrouillen fest, daß hier kein Gegner sich gegenüber befand. Das Bataillon hatte somit in kürzester Zeit die Lage geklärt und eilte nun nach dem rechten Flügel des Armeekorps, stellte hier die Anwesenheit des Gegners in einem schwierigen Waldgelände fest und hielt ihn so lange auf, bis das Armeekorps seine Gegenmaßregeln treffen konnte. Nachdem sich nun das Gefecht des Armeekorps entsponnen hatte, sammelte sich das Radfahrer-Bataillon als bewegliche Reserve hinter der Front. Der General Langlois ist der Meinung, daß die Kavallerie diese allerdings sehr ergiebige Tätigkeit des Radfahrer-Bataillons nicht hätte ersetzen können und insbesondere in dem Waldgelände leistungsunfähig gewesen wäre.

Am folgenden Tage gehörte das Bataillon zu einem Detachement, das außerdem aus sechs Eskadrons und einer reitenden Batterie bestand und die Aufgabe hatte, gegen Flanke und Rücken des Feindes zu wirken und dessen Gros festzustellen. Auch hier deckte das Bataillon zunächst die Versammlung der Kavallerie (was doch die Kavallerie wohl allein kann), eilte dann wieder sprungweise zur Besetzung mehrere Stützpunkte voraus und stieß schließlich überraschend auf stärkere feindliche Kräfte. Es gelang ihm zunächst, wirksam eine feindliche Artillerieabteilung aus der Entfernung von 1000 m in der Flanke zu beschießen und dann im Verein mit der Kavallerie und Artillerie eine größere gemischte feindliche Abteilung in einem Dorfe überraschend unter Feuer zu nehmen. Dann griffen die Radfahrer, das Rad auf dem Rücken, die feindliche Infanterie an, um es der eigenen Kavallerie zu ermöglichen, ihre Bewegung in den Rücken des Feindes fortzusetzen. Langlois behauptet,

in Wirklichkeit hätte das überraschende Auftreten des Detachements die größte Verwirrung unter dem Feinde angerichtet und voraussichtlich auch zur Vernichtung zahlreicher Bagagen und Munitionsfahrzeuge des Feindes geführt. Ein solcher Erfolg sei aber nur dadurch möglich gewesen, daß das Radfahrer-Bataillon in ganz anderer Weise als Kavallerie zum Angriff befähigt sei.

Am letzten Tage dieses Manöverabschnittes hatte das Bataillon den Rückzug seines Armeekorps zu decken und vor allem dabei eine Umfassung der Flanke durch den Feind zu verhindern. Hierzu besetzte das Bataillon sämtliche Übergänge des Rhein—Marnekanals in einer Ausdehnung von 7 km, um den Feind aufzuhalten. Aber der Feind ging hier nicht vor; das Bataillon zog sich gewandt und schnell zusammen, um an anderer Stelle den Abzug zu decken.

Im zweiten Abschnitt der großen Manöver, in dem die Armeen gegeneinander kämpften, wurde das Radfahrer-Bataillon der Nord-Armee zur Verfügung gestellt. Der Armeeführer teilte es an zwei Tagen einem Armeekorps (dem 6.) und an einem Tage einer Kavallerie-Division zu, während er es an einem vierten Tage unter seinem unmittelbaren Befehle behielt.

Der kommandierende General des 6. Armeekorps wollte am ersten Tage aus dem Radfahrer-Bataillon, einem Zug Kavallerie und einer reitenden Batterie ein bewegliches Detachement bilden, das dem in zwei Kolonnen vormarschierenden Armeekorps vorausgehen sollte. Es handelte sich also um diejenige Verwendung gemischter Detachements vorwärts oder seitwärts der Marschkolonne, die man in Frankreich vielfach neuerdings in Vorschlag gebracht hat, um die feindliche Aufklärung zu verhindern, die eigenen Maßnahmen zu verschleiern und den Feind zu täuschen. Infolge eines Irrtums traf nun aber beim Abmarsch der Kavalleriezug nicht ein, so daß die Radfahrer mit der Batterie allein antraten, den Sicherungsdienst übernahmen und schließlich auch ins Gefecht traten. Langlois gibt selbst zu, daß dies zu einer Kette von Unwahrscheinlichkeiten führte, behauptet aber, es habe sich doch dabei ergeben, daß das Bataillon fünf Stunden lang mit dem Rad auf dem Rücken zu fechten vermochte. Nur die Munition sei ihm ausgegangen, was sehr beachtenswert sei. Man müsse dem Radfahrer also eine größere Patronenzahl mitgeben, wenn es auch leicht sei, neue Munition schnell herbeizuholen.

An dem zweiten Tage, an dem ihm das Bataillon zur Verfügung stand, verwendete es der Führer des 6. Armeekorps in ähnlicher Weise, indem er wiederum ein leichtes Detachement aus ihm, diesmal mit einer Kavallerie-Brigade und einer reitenden Batterie, bildete. Zunächst eilte das Detachement dem Armeekorps voraus, um ihm den Übergang über einen Fluß offen zu halten, und übernahm dann den Schutz einer Flanke. Hierbei ging das Bataillon zum Angriff gegen eine zum Fußgefecht abgesessene feindliche Kavallerie-Brigade in der Front und zugleich in deren Flanke vor. Es zeigte sich hierbei die Überlegenheit des Radfahrers, der das Rad

auf dem Rücken trägt, gegenüber dem abgesessenen Kavalleristen, der immer durch die Rücksicht auf die Pferde behindert wird.

An demjenigen Manövertage, an dem das Radfahrer-Bataillon einer Kavallerie-Division zugeteilt wurde, hatte diese die Aufgabe, in der Flanke und im Rücken des Feindes zu operieren. Zunächst mußte das Bataillon, um zu dem ihm bestimmten Versammlungspunkt zu gelangen, noch in der Nacht vom äußersten linken sich zum äußersten rechten Flügel der Armee begeben. Es deckte dann zunächst wieder die Versammlung der Kavallerie-Division (anscheinend eine sehr beliebte Aufgabe) und eilte hierauf in der bereits geschilderten Weise sprungweise der Division voraus. Infolge mehrfacher Änderungen in den Anweisungen des Armeeführers an die Kavallerie-Division mußte diese zweimal ihre Richtung ändern. Das Bataillon soll sich dieser Änderung jedesmal mit großer Gewandtheit angepaßt haben, obwohl es jedesmal die Verteilung seiner Kompagnien völlig verschieben mußte. Das sei, so betont Langlois, nur einer mit dem Rade ausgerüsteten Infanterie möglich; ohne dieses könne ein Infanterie-Bataillon nur als Rückhalt der Kavallerie folgen, während sich das Radfahrer-Bataillon stets vor der Kavallerie befand.

Nur an dem einzigen Tage, an dem der Armeeführer das Bataillon zu seiner Verfügung behielt, wäre Gelegenheit gewesen, es im Sinne einer Armeereserve zu benutzen, worauf Langlois bekanntlich das Hauptgewicht legt. Gerade an diesem Tage war die Verwendung des Bataillons, sehr zum Leidwesen Langlois', eine recht dürftige. Es hatte im Verein mit Jägern zu Fuß zwei feindliche Kavallerie-Divisionen abzuwehren, die den Rücken der Armee bedrohten. Dann „begleitete das Bataillon den Armeeführer querfeldein mit dem Rade auf dem Rücken".

Aus dieser verschiedenartigen Tätigkeit des Radfahrer-Bataillons im Verlauf der Manöver zieht nun General Langlois den Schluß, daß das Bataillon sich in jeder Beziehung bewährt habe. Es sei durchaus nicht an die große Straße gebunden gewesen, sondern habe z. B. an einem Tage fast nur Ortsverbindungswege benutzt. Es habe gezeigt, daß es viele Stunden lang mit dem Rade auf dem Rücken kämpfen und sich überall querfeldein bewegen könne, wie andere Infanterie. Auch sei erwiesen, daß die Radfahrer aus eigenen Kräften für ihre Sicherung während der Bewegung zu sorgen imstande seien, ohne daß sie jemals überrascht worden wären. Wohl aber hätten sie wiederholt den Gegner überrascht. Eine Verwendung im Sinne einer Armeereserve und ein rasches Vorziehen nach der Flanke wäre, wenn man das Wegenetz des Manövergeländes prüfe, immer möglich gewesen. Stets seien ein oder mehrere Straßen in den in Frage kommenden Richtungen verfügbar gewesen, auf denen man zu Dreien hätte fahren können, manchmal seien auch sogar große Chausseen vorhanden gewesen, auf denen man die Kolonne zu Sechsen hätte anwenden können. Aber selbst wenn man nur mit dem Allergeringsten, nämlich mit einem einzigen, nur für die Kolonne zu Dreien geeigneten Wege rechne, entstehe

keine Schwierigkeit. Drei Radfahrer-Bataillone, die eine Länge von 3 km hätten, könnten bei einer Geschwindigkeit von 14 km in der Stunde in 13 Minuten auf die Spitze aufmarschieren.

Auch schlechtes Wetter und der dadurch hervorgerufene Zustand der Wege habe nicht, wie man vielfach behaupte, die Tätigkeit der Radfahrer verhindert. Bei sehr ungünstigem Wetter und auf schlechtem Wege habe das Bataillon an einem Tage 55 km in nicht ganz vier Stunden, also in der Stunde 14 km, zurückgelegt, obwohl es an fünf Infanterie-Bataillonen nebst deren Bagage sowie an einer Batterie vorbeifahren mußte. Einen Nachtmarsch von 25 km habe das Bataillon mit einer Geschwindigkeit von 10 km in der Stunde gegen starken Wind ausgeführt.

Für den General Langlois ist somit die Frage endgültig entschieden. Steht aber die Zweckmäßigkeit solcher Bataillone einmal fest, so kann keine Rede davon sein, sie erst im Kriegsfalle improvisieren zu wollen. Sollen sie eine brauchbare Waffe bilden, so bedürfen sie einer gründlichen Friedensausbildung. Wer jemals sich mit der Ausbildung der Truppe beschäftigt habe, könne das nicht bezweifeln, meint der General, und darin wird man ihm sicher recht geben.

Unverzüglich verlangt er daher die Aufstellung von 18 Radfahrer-Bataillonen, so daß jedem Armeekorps (nach Abzug der für die Verwendung in den Alpen bestimmten Korps, nämlich des 14. und 15.) eines zugeteilt werden könne. Zunächst solle aber unter Befehl des Majors Gerard auf einem Truppenübungsplatz ein kriegsstarkes Lehr-Bataillon gebildet werden. Bei diesem hätten dann die zukünftigen Bataillons- und Kompagnieführer ein halbes Jahr lang die erforderliche theoretische und praktische Unterweisung zu erhalten. Am besten erscheint es dem General Langlois, wenn man die vorhandenen 18 Jäger-Bataillone hierzu verwendet. Frankreich verfügt zwar im ganzen über 30 Jäger-Bataillone, von denen aber 12 Alpen-Bataillone lediglich für die Verwendung in den Alpen bestimmt sind.

Wenn man diese 18 Bataillone, die fast alle an der Nordostgrenze Frankreichs stehen, in Radfahrer-Bataillone umwandele, so würde dies, meint General Langlois, nicht nur eine erhebliche Verstärkung des Grenzschutzes bedeuten, sondern man sei auch imstande, die feindliche Mobilmachung zu stören. Diese Jäger-Bataillone seien bereits an eine gewisse Selbständigkeit gewöhnt, hätten gute Traditionen, einen ausgezeichneten Ersatz und wären auch durch ihre Einteilung in sechs Kompagnien für die Umwandlung in Radfahrertruppen geeignet.

Was hier der General Langlois vorschlägt, ist nichts Neues. Er greift auf das zurück, was längst vor ihm schon der Abgeordnete Maujan gesagt hat (vgl. Vierteljahreshefte 1904, S. 225 ff.). Nur folgt er Maujan doch nicht in bezug auf das phantastische Bild, das dieser von der Verwendung der Radfahrer in einem zukünftigen Kriege entwirft.

General Langlois faßte seine Schlußfolgerungen, wie folgt, zusammen:

Zunächst ist das Lehr-Bataillon sofort aufzustellen. Sind die zukünftigen Bataillons- und Kompagnieführer bei diesem in einem halben Jahre hinlänglich vorgebildet, so werden die 18 Jäger-Bataillone in ebensoviel Radfahrer-Bataillone umgewandelt.

Es muß sich nun zeigen, inwieweit der General mit seinen Vorschlägen durchdringt. Seit den erwähnten Kammerverhandlungen hat die Person des Kriegsministers wie auch des Chefs des Generalstabes der Armee gewechselt. Es fragt sich daher zunächst, ob diese auf der ablehnenden Haltung ihrer Vorgänger beharren. Die allgemeine Strömung in Frankreich ist offenbar einer weiteren Vermehrung der Radfahrertruppen durchaus günstig. Major Gerard hat es verstanden, Stimmung hierfür zu machen, während General Langlois das in Frankreich nun einmal hoch im Werte stehende Schlagwort: „Abwehr der deutschen Umfassungsmethode durch das französische Manöver“ dazu erfunden hat.

Die Berichte über die Leistungen des Radfahrer-Bataillons im Manöver müssen aber gerade darum zunächst mit großer Vorsicht aufgenommen werden, bis weiteres amtliches Material bekannt wird und bis die Militärverwaltung amtlich Stellung dazu nimmt. Voraussichtlich wird in den Kammerverhandlungen bei der Beratung des Militäretats für das Jahr 1906 die Frage eingehend erörtert werden. Es ist wahrscheinlich, daß die Regierung sich zu einer weiteren Vermehrung der Radfahrertruppen und zur Aufstellung zunächst eines Bataillons verstehen wird. Aber von der Erfüllung der Langloisschen Forderungen ist man zur Zeit wohl noch recht weit entfernt. Zweifellos erwiesen ist nur die Zweckmäßigkeit von Radfahrer-Kompagnien. Dem kann sich wohl niemand mehr verschließen. Die Notwendigkeit von Bataillonen geht ohne weiteres aus den Manöverberichten noch nicht hervor, wenn auch das Manöverbataillon in rein technischer Beziehung sich als durchaus verwendbar und handlich erwiesen hat. Es scheint, als ob viele der ihm gestellten Aufgaben auch von einzelnen Kompagnien ebensogut hätten gelöst werden können. Am allerwenigsten könnte für uns die geplante Langloissche Hauptbestimmung als Armeereserve gegenüber einer Umfassung einen Grund zur Einführung solcher Bataillone bilden.

Die Frage der Aufstellung von Radfahrer-Bataillonen ist daher zur Zeit nicht völlig reif. Aber sie bedarf zweifellos der weiteren Prüfung und eingehender Versuche, sie ist keineswegs von vornherein von der Hand zu weisen.

Viel weiter ist in Frankreich die Frage der Einführung einer zweckmäßigeren **Bekleidung und Ausrüstung** gediehen. Daß die bisherige Art geändert werden muß, wird von keiner Seite mehr ernstlich bestritten; Regierung, Armee, Kammer und das große Publikum sind sich darin einig. Es handelt sich nur darum, was an die Stelle des Bisherigen gesetzt werden soll.

Die Bein- und Fußbekleidung der berittenen Waffen ist vor einigen Jahren bereits in einer Weise geändert worden, die sich durchaus bewährt hat. Der französische Kavallerist trägt nicht mehr die frühere lange, mit Leder besetzte Hose, sondern eine kurze Reithose, Gamaschen und Schnürschuhe mit Sporen. Für das Fußgefecht ist diese Bekleidung erheblich praktischer.

Schwieriger liegt die Frage bei der Infanterie.

Die feldmarschmäßige Bekleidung des französischen Infanteristen ist bis jetzt folgende:

Der im Frieden getragene Waffenrock wird nicht mit ins Feld genommen, sondern statt dessen wird stets der Mantel (capote) getragen, dessen untere vordere Enden beim Marsche aufgeknöpft werden. Außerdem wird noch eine kurze Jacke (veste) mitgeführt, die bei kaltem Wetter unter dem Mantel angezogen, sonst aber gerollt auf dem Tornister getragen wird.

Die Fußbekleidung bilden sehr praktische Schnürschuhe mit verhältnismäßig hohen Schäften.

Bald nach dem Burenkriege begann man mit Versuchen, an Stelle dieser Uniform eine neue zu setzen, die den modernen Anforderungen mehr entspräche. Es wurde eine Kommission zur Untersuchung der Frage ernannt, über deren Ergebnisse Anfang des Jahres 1903 bekannt wurde, daß die Kommission sich von nachstehenden Grundsätzen hatte leiten lassen: Die neue Uniform sollte in gesundheitlicher Beziehung durchaus zweckmäßig sein, sie sollte ferner den Verhältnissen des heutigen Gefechts entsprechen und schließlich nicht zu teuer sein. In letzterer Hinsicht wurde daher der Waffenrock für entbehrlich erklärt, der nur zu Paradezwecken sowie als Wach- und Ausgehanzug verwendet wird. Er diene nur dazu, den Mann steif zu machen (saucissoner les hommes). Man hielt es aber nicht für angängig, an seine Stelle die Jacke (veste) zu setzen, da sie zu kurz sei und daher den Unterleib nicht bedecke. Allseitig wurde daher eine bequeme Litewka mit Klappkragen als das beste Bekleidungsstück befunden, das für alle Jahreszeiten zweckmäßig sei und beim feldmarschmäßigen Anzug an die Stelle des Mantels zu treten habe. Der Mantel müßte dann in ähnlicher Weise wie in Deutschland um den Tornister gerollt getragen werden, wenn er nicht bei Kälte über der Litewka angezogen wird.

Am meisten Schwierigkeiten machte die Frage der Kopfbedeckung. Das Käppi schützt weder Schläfen noch Nacken gegen die Sonne. Diesem Umstand schrieb man hauptsächlich die bei der großen Parade am 14. Juli 1902 in Paris vorgekommenen Unglücksfälle zu. Da man sich zu einer Nachahmung des deutschen Helmes nicht entschließen konnte, blieb schließlich nur die Wahl zwischen der weichen österreichischen Mütze und dem Burenfilzhut; dieser fand die meisten Anhänger und wurde bei den späteren Bekleidungsversuchen in dieser oder jener Form tatsächlich auch ge-

tragen. Gewöhnlich wird die breite Krempe auf einer Seite aufgeklappt und durch eine Kokarde festgehalten, bei Regen oder starker Sonne können die Krempen heruntergeschlagen werden.

Einer der wichtigsten Einwände gegen die bestehende französische Bekleidung ist seit langem ihre große Sichtbarkeit. Gegenüber den heutigen Waffen aber, so meinte die Kommission mit vollem Recht, sei der größte Wert darauf zu legen, daß die Uniform den Soldaten nicht auf weite Entfernung zur Scheibe mache. Die weithin leuchtende rote Hose wurde daher als ein gefährlicher Archaismus bezeichnet; es war nur eine Stimme darüber, daß sie sofort beseitigt werden müsse, sowie die vorhandenen Vorräte aufgebraucht seien. Die Hose müsse daher dieselbe Farbe erhalten, wie die blaue Litewka. Aus demselben Grunde sollen alle blinkenden Metallteile beseitigt und die Knöpfe gebräunt werden.

Die Kommission war der Ansicht, daß eine Verschiedenheit der Uniform für die einzelnen Waffen gar keine Berechtigung habe, und entschied sich für eine Einheitsuniform für die ganze Armee, wie sie in England tatsächlich besteht.

Gegen diese Ansichten der Kommission erhoben sich aber bald vielfache Widersacher. Man wies darauf hin, daß man in der Bekleidungsfrage auch den Gesichtspunkt einer gewissen äußeren militärischen Ansehnlichkeit nicht außer acht lassen dürfe. Beseitige man ferner die Uniform des Jägers, des Zuaven, des Husaren und Dragoners, so entferne man damit zugleich ein gutes Stück alter Tradition des Heeres; man nehme dem Träger der Uniform seinen besonderen Stolz und seinen Ehrgeiz, die bisher nur einen gesunden Wetteifer in der Armee erzeugt hätten.

Trotzdem schritt man im Jahre 1903 zu einem Versuche. Eine Kompagnie des 28. Infanterie-Regiments in Paris erhielt eine neue Uniform, die im wesentlichen den von der Kommission aufgestellten Gesichtspunkten entsprach. Es war eine einfarbige Uniform aus graublauem Wollstoff, bestehend aus einer Litewka mit Klappkragen, einer Hose und einem Burenfilzhut von demselben Stoff. Der gleichfarbige Mantel sollte um den Tornister gerollt werden.

Das Pariser Publikum verhielt sich aber ablehnend, als die Kompagnie bei der großen Parade am 14. Juli 1903 in dieser Uniform vorbeikam; man fand sie viel zu unansehnlich. Von militärischer Seite wurde auch geltend gemacht, daß die Versuche durchaus nicht immer eine erhebliche Verringerung der Sichtbarkeit ergeben hätten. Diese hänge überhaupt sehr vom Hintergrunde und nicht allein von der Farbe der Uniform ab; auf dem grünen Hintergrund von Longchamps habe sich die neue Uniform mindestens ebenso deutlich abgehoben wie die bisherige.

Trotzdem wurden die Versuche im darauffolgenden Jahre beim Infanterie-Regiment 104 in Paris fortgesetzt. Nunmehr wurde der Burenhut etwas verkleinert, die Krempen waren zu breit gewesen und hatten beim Schießen im Liegen hinten an das Gepäck angestoßen.

In größerem Umfange wurden sodann im Jahre 1905 bei den Manövern weitere Versuche gemacht. Man wählte nunmehr eine mattblaue Farbe (beige bleu), behielt aber im übrigen die Form der bisherigen Versuchsuniform bis auf die Kopfbedeckung bei. Das 72. Infanterie-Regiment in Amiens versuchte statt des Burenhutes eine Art Tropenhelm, der aber mit demselben mattblauen Tuch überzogen war, während das 43. Infanterie-Regiment in Lille ein abgeändertes Käppi trug, dessen Kanten abgerundet waren. Außerdem wurden bei diesem Regiment versuchsweise anstatt der langen Beinkleider kurze Hosen mit Wadenbinden getragen, wie sie bei den Alpenjägern üblich sind. Schließlich wurden noch bei mehreren anderen Truppenteilen Versuche mit einer anderen, etwas weiteren und mit einem Stehkragen versehenen Litewka angestellt. Der Stehkragen befriedigte jedoch weniger als der Klappkragen.

In noch höherem Maße als die Bekleidungsfrage zieht das Bestreben der Erleichterung des Gepäcks die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Nicht nur das Kriegsministerium, der oberste Kriegsrat und viele hochgestellte Offiziere befassen sich mit Versuchen, sondern auch die Kammer, die Berichterstatter der Militärkommissionen und die Presse interessieren sich lebhaft dafür. Die Frage wird allgemein als bringlich empfunden und ist es auch in der Tat. In allen Armeen wird man sich der Notwendigkeit nicht entziehen können, den viel zu schwer bepackten Infanteristen zu entlasten.

Der französische Infanterist trägt zur Zeit einen schwarzleinenen Tornister, auf dem die gerollte Jacke (veste) und ein kleiner Eßnapf (gamelle individuelle) getragen wird. Bisher führte nicht jeder Mann ein Kochgeschirr mit sich, sondern nur jede Korporalschaft (escouade; der kriegsstarke Zug zerfällt in 4 escouades) hat vier große Kochgeschirre (marmites) und außerdem zwei große Eßgeschirre (gamelles de campement). Im übrigen besteht die Ausrüstung aus dem Brotbeutel, der Feldflasche, dem Trinkbecher, dem Verbandpäckchen und der Erkennungsmarke.

Der Inhalt des Tornisters umfaßt ein Paar bequeme Schuhe, Hemd, Putzzeug (das auf mehrere Leute verteilt wird), Löffel, Gamaschen, Nachtmütze, Taschentuch und zwei eiserne Portionen. Die hierzu gehörigen Fleischkonservenbüchsen enthalten jedoch immer je vier Portionen, so daß nur die Hälfte der Mannschaften eine solche auf dem Tornister aufgeschnallt trägt.

Die Zahl der mitgeführten Patronen beträgt 120, die auf zwei vordere und eine hintere Tasche gleichmäßig verteilt sind.

Im Gegensatz zum deutschen besitzt der französische Infanterist (außer den in der Alpengegend und in Algerien stehenden Truppen) keine Zeltausrüstung, auch tragen nur wenige Leute Schanzzeug, das am Tornister befestigt wird. Das tragbare Schanzzeug einer Kompagnie besteht nur aus 8 kleinen Spaten, 4 einspitzigen und 4 zwei-

spitzigen Hacken, 3 Äxten, 1 Drahtschere und 1 zusammenlegbaren Säge. Auch auf dem Kompagniewagen der großen Bagage werden nicht mehr als 40 Werkzeuge im ganzen mitgeführt.

Die Belastung des französischen Infanteristen ist infolge der verschiedenen Verteilung der Konservenbüchsen, der großen Koch- und Eßgeschirre sowie des Schanzzeugs bei dem einzelnen Manne verschieden; sie kann aber im Durchschnitt auf 26,802 kg angenommen werden, wovon 8,3 kg auf den gepackten Tornister entfallen. In Deutschland ist der Tornister 11,163 kg schwer, die Gesamtbelastung beträgt 26,706 kg. Der Unterschied in bezug auf den Tornister erklärt sich daraus, daß in Frankreich sich keine Patronen darin befinden, die dafür aber bei der Gesamtbelastung in Anrechnung kommen, es fehlt ferner die Zeltausrüstung und eine eiserne Portion, während andererseits die dritte Patronentasche sowie das schwerere Gewicht einiger Ausrüstungsstücke bei der Gesamtbelastung in Betracht kommen.

Die nachfolgende Übersicht gibt die Gesamtbelastung des Infanteristen (einschl. Bekleidung und Bewaffnung) an.

Übersicht über die Gesamtbelastung des Infanteristen.

	Deutschland	Frankreich		Rußland	England
		bisher	im Versuch		
Gesamtbelastung	26,706 kg	26,802 kg	22,102 kg	29,179 kg	19 kg
Gewicht des gepackten Tornisters . .	11,163 kg	8,3 kg	3,5 kg	13,660 kg	4,6 kg (wird gefahren)
Patronenzahl der Taschenmunition .	120	120	120	120	100
Zahl der eisernen Portionen . . .	3	2	$2^1/_2$ ($^1/_2$ wird gefahren)	3 (Fleisch nur 1)	1

Die Frage der Erleichterung des Gepäcks kam ins Rollen, als im November 1903 der damalige Chef des Generalstabes, General Pendezec, in der Kammer erklärte, daß die Heeresverwaltung die bisherige Belastung des Infanteristen für viel zu hoch halte. Insbesondere sei der oberste Kriegsrat der Ansicht, daß sie den Anforderungen des modernen Gefechts in keiner Weise entspreche, weil sie den Soldaten schwerfällig mache, im schnellen Hinwerfen und Aufstehen sowie im liegenden Anschlag behindere. Dabei wurde andererseits die Notwendigkeit betont, die eisernen Portionen auf drei zu erhöhen, um für die in Zukunft zu erwartenden mehrtägigen

Schlachten die Verpflegung sicherzustellen. Auf Veranlassung des Kriegsministers wurden infolgedessen sowohl der oberste Kriegsrat wie auch die technische Infanteriekommission (in Frankreich gibt es zur Unterstützung des Kriegsministeriums für jede Waffe solche besonderen Kommissionen) mit sorgfältiger Untersuchung der Frage befaßt. Als leitende Gesichtspunkte waren dabei einerseits die Erleichterung des Tornisters an sich, andererseits die Verminderung seines Inhalts in der Weise bezeichnet, daß eine Teilung in die entbehrlichen und die unentbehrlichen Gegenstände vorgenommen würde, von denen erstere auf der Bagage zu befördern wären, letztere hauptsächlich in der eisernen Portion zu bestehen hätten.

Gleichzeitig hiermit sollten die übrigen, längst als notwendig erkannten Verbesserungen eingeführt werden. Seit langer Zeit werden nämlich schon Versuche gemacht, um jeden Mann mit einem eigenen Kochgeschirr, wie in Deutschland, auszurüsten und die bisherigen kleinen und großen Eßgeschirre sowie die großen Kochgeschirre abzuschaffen. Auch die unbequeme hintere Patronentasche soll beseitigt und die unpraktische Trageweise des Schanzzeuges geändert werden. Von einer Vermehrung des Schanzzeuges verlautet aber merkwürdigerweise sehr wenig. Es herrscht in der französischen Armee augenblicklich wenig Neigung zu Schanzarbeiten.

Zunächst befaßte sich nun die technische Infanteriekommission mit der Herstellung eines neuen Tornistermodells, das nach dem Vorsitzenden dieser Kommission, General Niox, sac Niox genannt wurde. An Stelle des bisherigen, mit einem Holzgerüst versteiften Tornisters (havresac) trat eine weiche Hülle, in die die unentbehrlichsten Gegenstände, nämlich ein Hemd und die eiserne Portion, gerollt wurden. Das Kochgeschirr wird außen aufgeschnallt, dagegen wird das Schanzzeug nicht mehr am Tornister, sondern am Leibriemen getragen. Auf diese Weise ist eine ganz erhebliche Erleichterung erreicht: der neue Tornister wiegt gepackt nur 3,5 kg.

Alle übrigen bisher im Tornister getragenen Gegenstände werden von jedem Manne in einem Bündel verschnürt; die gesamten Bündel (ballots) werden auf dem bisherigen Kompagnie-Patronenwagen verpackt, der nunmehr zu einem Packwagen wird und außerdem das Offiziergepäck, eine Schuhreserve und eine halbe dritte eiserne Portion enthält. Die andere Hälfte dieser Portion wird außer den beiden bisherigen im neuen Tornister getragen.

An Stelle der bisherigen vier Kompagnie-Patronenwagen jedes Bataillons tritt ein Bataillons-Patronenwagen, wofür der bisherige Kantinenwagen jedes Bataillons in Wegfall kommt. Eine Vermehrung der Fahrzeuge tritt somit nicht ein.

Die mit diesem Tornister im Jahre 1904 angestellten Trageversuche hatten ein so günstiges Ergebnis, daß man bereits zu dessen Einführung entschlossen war, als der oberste Kriegsrat mit Rücksicht auf die große Bedeutung der Angelegenheit es für nötig erklärte, daß zuvor im Jahre 1905 nochmals Versuche in größerem Maße angestellt werden sollten. Kein geringerer als der Generalissimus des französischen

Heeres im Kriegsfalle, General Brugere, trat ebenfalls mit einem neuen, von ihm erfundenen „sac Brugère“ auf, der nunmehr während der Manöver 1905 zugleich mit dem sac Niox seine Probe bestehen sollte. Beim 76. Infanterie-Regiment trugen während der Ostmanöver die 2., 5., 13. und 15. Kompagnie den sac Niox, die 3., 7., 14. und 16. Kompagnie den sac Brugère, die 1., 4., 6. und 8. Kompagnie den bisherigen Tornister. Das 3. Bataillon war auf Kriegsstärke gebracht, je zwei Kompagnien trugen den sac Niox und den sac Brugère. In ähnlicher Weise wurden bei den Westmanövern die Versuche vom 136. Infanterie-Regiment angestellt.

In der äußeren Form besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Tornistern. Auch der sac Brugère ist eine weiche Hülle, die aber mehr die Form des bisherigen Tornisters behalten hat. Dagegen will Brugere die Packung des Tornisters von der Entfernung vom Feinde abhängig machen. Weit vom Feinde trägt der Soldat den ganzen bisherigen Inhalt im Tornister, aber ein Teil der Patronen wird auf den Wagen befördert. Nahe am Feind tauscht er das Patronenpaket aus dem Wagen (von den Soldaten biscuits Brugère genannt) gegen den größten Teil des Tornisterinhalts um, der, ebenso wie beim sac Niox, in ballots verschnürt, auf dem Bagagewagen verladen wird. Er behält dann nur ein Hemd und die eiserne Portion.

Beide Tornisterarten werden, nach den bekannt gewordenen Abbildungen zu schließen, tiefer als der bisherige Tornister und mehr auf dem Kreuz getragen. Im allgemeinen scheinen die Versuche ein recht günstiges Ergebnis gehabt zu haben. Nur wird behauptet, daß durch die beträchtliche Erleichterung des Tornisters das Gleichgewicht der Belastung gestört worden sei, indem der Leibriemen mit den vorderen Patronentaschen zu schwer auf den Leib gedrückt hätte.

Es fragt sich nur, ob die Teilung des Gepäcks in der vorgeschlagenen Form durchführbar ist. Eine alte Soldatenregel sagt, daß man nur über das mit Sicherheit verfügen kann, was man bei sich trägt. Im Manöver läßt sich das rechtzeitige Heranführen der Bagage durchführen, obwohl es bei großen Verhältnissen auch schon auf Schwierigkeiten stößt. Im Kriege kann man mit Sicherheit überhaupt nicht darauf rechnen und bekommt, wenn z. B. das Armeekorps auf einer Straße marschiert, im besten Falle die Bagage erst spät abends, vielfach aber erst in der Nacht. Das Tauschverfahren des Generals Brugere ist zwar sinnreich, aber bedenklich. Wenn der Tausch nicht rechtzeitig vorgenommen wird, fehlt dem Soldaten ein beträchtlicher Teil seiner Patronen. Da man durchaus nicht immer mit Sicherheit weiß, ob man nicht doch ins Gefecht treten wird, so wird man bei einiger Vorsicht meist lieber die Patronen mitnehmen und damit sich dem System Niox anschließen.

Trotzdem scheint der in Frankreich eingeschlagene Weg zur Zeit der einzig mögliche. Der erheblich erleichterte Tornister darf nur das Nötigste enthalten, alles

andere muß gefahren werden. Wenn die Bagage auch nicht alle Tage eintrifft, so genügt es, wenn man ab und zu daraus den Tornisterinhalt ersetzen kann. Es fragt sich nur, wie einer Vermehrung der Bagage vorgebeugt werden kann.

Das französische neue System will zwar ohne eine solche Vermehrung auskommen, aber es nimmt dafür den großen Nachteil in den Kauf, daß man statt der vier leichten und beweglichen Kompagnie-Patronenwagen einen einzigen und daher jedenfalls doch viel schwerfälligeren Bataillons-Patronenwagen mitführen muß. Der Patronenersatz könnte hierdurch beeinträchtigt werden.

Jedenfalls bedürfte die Frage eingehender Prüfung. Das Verfahren der Engländer können allerdings kontinentale Armeen nicht nachahmen: dort wird alles, Tornister, Zeltausrüstung und Schanzzeug, nachgefahren, und der so erleichterte Infanterist marschiert natürlich ausgezeichnet. Aber vielleicht läßt sich doch durch praktische Konstruktionen, durch Beseitigung dieser oder jener entbehrlicheren Gegenstände, vor allem durch eine weitere Entwicklung der Lastkraftwagen die Nachführung eines Teiles des Gepäcks auf Fahrzeugen ermöglichen, ohne die Wagenkolonne zu verlängern. Die Frage einer Erleichterung des Infanteriegepäcks ist zu dringlich, als daß man nicht jedes sich darbietende Mittel versuchen sollte.

Freilich ist die deutsche Bagage an sich schon größer als die französische, wie sich aus nachstehender Übersicht ergibt:

Kleine und große Bagage eines Infanterie-Regiments zu drei Bataillonen.

Frankreich		Deutschland
bisher	im Versuch	
12 Kompagnie-Patronenwagen	3 Bataillons-Patronenwagen	12 Kompagnie-Patronenwagen
3 Fleischwagen	3 Fleischwagen	12 Kompagnie-Packwagen
3 Medizinwagen	3 Medizinwagen	3 Medizinwagen
4 Packwagen	4 Packwagen	4 Stabspackwagen
13 Lebensmittelwagen	13 Lebensmittelwagen	12 Lebensmittelwagen
3 Kantinenwagen	12 Bagagewagen	3 Marketenderwagen
1 Effektenwagen	1 Schanz- und Werkzeugwagen	
zusammen 39 Wagen.	zusammen 39 Wagen.	zusammen 46 Wagen.

Sämtliche Fahrzeuge sind zweispännig, bis auf den französischen Medizinwagen, der einspännig ist. Wie der neue französische Bataillons-Patronenwagen bespannt werden soll, ist nicht bekannt, aber mutmaßlich wird er mindestens vierspännig sein.

Jedenfalls geht hieraus hervor, daß man in Frankreich mit einer beträchtlich geringeren Zahl von Fahrzeugen auskommt, obwohl die Munitionsausrüstung bisher annähernd dieselbe ist wie in Deutschland.

Sie beträgt für jedes Gewehr (das Bataillon zu 800 Gewehren gerechnet):

In Frankreich			In Deutschland		
Taschenmunition	120	Patronen	Taschenmunition	120	Patronen
Bagage	68	"	Bagage	72	"
Munitionskolonnen	110,4	"	Munitionskolonnen	130	"
zusammen	298,4	Patronen	zusammen	322	Patronen

Ob diese Munitionsausrüstung auch nach der Einführung der Bataillons-Patronenwagen beibehalten wird, ist allerdings nicht bekannt, aber es ist nicht anzunehmen, daß heute eine Armee an die Verringerung der Munition denken sollte. Eher wird man eine Vermehrung beabsichtigen, nachdem die neue Patrone infolge Einführung des Spitzgeschosses leichter geworden ist.

Es wird also zu prüfen sein, ob man nicht auch, wie in Frankreich, mit einer geringeren Zahl von Fahrzeugen auskommen kann. Da die Munitionsausrüstung in Frankreich annähernd dieselbe war und alle übrigen nötigen Fahrzeuge, wie Medizinwagen, Lebensmittelwagen, vorhanden waren, so erstreckt sich der Unterschied in der Wagenzahl zwischen der bisherigen Ausrüstung eines französischen Infanterie-Regiments und derjenigen eines deutschen Infanterie-Regiments hauptsächlich auf die Packwagen. Dabei besitzt das französische Bataillon außerdem noch den durchaus praktischen und nachahmenswerten Bataillons-Fleischwagen. Die Verminderung der Fahrzeuge wird, abgesehen von der Gepäckerleichterung des Infanteristen, auch darum wichtiger, weil man jetzt allerwärts mit der Absicht umgeht, fahrbare Feldküchen einzuführen, deren Vorteile einleuchtend sind.

Zu welchen Ergebnissen nun die gesamten erörterten Versuche in der Bekleidungs- wie in der Ausrüstungsfrage in Frankreich führen werden, ist mit Sicherheit noch nicht abzusehen. Daß der hauptsächlich auf rein äußerlichen Gründen beruhende Widerstand gegen eine einfarbige Uniform überwunden werden wird, ist wahrscheinlich, da man sich auf die Dauer der Notwendigkeit nicht verschließen kann, die bisherige Uniform abzuschaffen. Ob man nun eine blaue oder, wie neuerdings wieder vielfach vorgeschlagen wird, graue Farbe wählen wird, steht noch dahin.

Der Mantel in seiner bisherigen Form und Bestimmung und die Jacke werden zweifellos abgeschafft und wahrscheinlich durch eine Litewka ersetzt werden. Jedenfalls

wird man außerdem aber noch einen neuen Mantel auf dem Tornister gerollt oder auf der Bagage mitführen.

Äußerlich betrachtet, wird ja eine solche Uniform weniger ansehnlich sein, aber es läßt sich ihr, nach den Abbildungen zu urteilen, doch eine gefällige Form geben. Daß sie praktischer ist, wird von niemandem bestritten. Die Disziplin, so betonte kürzlich ein bekanntes Mitglied der Armeekommission in der Kammer, hänge nicht von der Steifheit des Kragens ab, man müsse endlich auf die saucissonage de l'homme sowie auf die alte nationale rote Farbe verzichten. Daß man eine doppelte Uniform, eine für den Feldgebrauch, eine für die Garnison und die Parade in Frankreich einführen wird, ist ausgeschlossen. Die Änderung wird, wenn sie durchgeführt wird, voraussichtlich eine radikale sein, wie in England.

Bekanntlich ist dort die Frage abgeschlossen. Vor einigen Jahren ist eine für alle Waffen gleiche, einfarbige und bequeme Uniform aus braungrünem Stoff eingeführt worden, die sich durchaus bewährt. An Stelle des Burenfilzhutes ist aber vor kurzem eine Mütze von demselben Stoff und mit großem Schirm getreten. Während die Fußtruppen Schnürschuhe und wollene Beinbinden tragen, tragen die berittenen Truppen Ledergamaschen und Anschnallsporen zu den Schnürschuhen, wie es bekanntlich auch in Frankreich seit einigen Jahren der Fall ist. Die großen Patronentaschen sind in England abgeschafft, die Patronen werden an einem Bandelier quer über die Brust sowie am Leibriemen in kleinen, aufgenähten Täschchen getragen. Das Lederzeug ist naturfarben, alles Blinkende ist vermieden.

Daß man weder in der französischen noch in einer anderen kontinentalen Armee in bezug auf die Erleichterung der Ausrüstung dem in England eingeschlagenen Wege folgen kann, ist schon erwähnt. Auch ist eine solche Verringerung des tragbaren Schanzzeuges, wie sie in Frankreich besteht, keineswegs zu empfehlen. Im übrigen sind die eingehenden französischen Versuche sehr beachtenswert.

In eigenartiger und interessanter Weise hat man in Frankreich in den letzten Jahren die Verpflegung der Truppen während der großen Manöver durchgeführt. Das Charakteristische dieses Verfahrens besteht in der möglichst engen Anlehnung an das im Kriegsfalle beabsichtigte Verpflegungssystem. Zum Verständnis des Manöververfahrens ist es daher nötig, die Grundzüge der Verpflegung im Kriege kurz zu entwickeln, wobei sich ergeben wird, daß auch hierin Frankreich in mehreren Beziehungen einen eigenen Weg einschlägt, der Beachtung verdient.

In ähnlicher Weise wie in Deutschland werden die rückwärtigen Eisenbahnstrecken, die sich im Friedensbetrieb der Eisenbahngesellschaften befinden, von den durch militärisches Personal betriebenen, weiter vorwärts auf dem Kriegsschauplatz gelegenen Linien durch Übergangsstationen getrennt.

Zwischen diesen Stationen und den in der Heimat gelegenen Etappenanfangsorten befinden sich Sammelstationen und Regulierungsstationen. Die Sammelstationen (**stations magasins**) entsprechen demselben Zwecke wie die unsrigen: sie sammeln die von den einzelnen Etappenanfangsorten aus der Heimat eingehenden Nachschubtransporte und senden sie nach Bedarf zur Armee vor. Hierzu halten sie beladene Verpflegungszüge bereit.

Um das Vorschieben dieser Züge zu regeln, die Verbindung zwischen der Armee und den Sammelstationen zu sichern und zwischen Eisenbahn- und Etappenwesen zu vermitteln, hat man in Frankreich noch eine Zwischenbehörde eingeschoben: die Regulierungskommission am Regulierungsbahnhof (**gare régulatrice**). Diese **commission régulatrice** sendet ohne weiteres täglich soviel Verpflegungszüge nach dem Etappenhauptort zur Armee vor, wie für einen Tagesbedarf erforderlich sind. Sie muß ihrerseits wieder von der Sammelstation stets soviel Verpflegungszüge heranziehen und vorrätig halten, als hierfür erforderlich sind.

Die Einrichtung eines solchen Verbindungsgliedes ist durchaus zweckmäßig, nur erscheint die Anordnung des täglichen Vorschiebens ohne Rücksicht auf Anforderung und Bedarf zu schematisch. Durch eine solche, fast automatische Vorrichtung wird man im Kriege der schwierigen Verpflegungsfrage nicht gerecht werden, die nur durch ein freies Spiel der Kräfte, durch die erfinderische, rücksichtslose Ausnutzung jeder sich bietenden Möglichkeit gelöst werden kann. Alle Einteilungen in Tagesstaffeln, alle noch so sorgfältig aufgestellten Eisenbahn- oder Kolonnenbewegungspläne, alle anscheinend untrüglichen Berechnungen werden ebensowenig völlige Sicherheit bieten, wie man etwa das Verfahren der Truppe im Gefecht durch feste Regeln binden kann. Wie, wenn z. B. die Verbindung vom Etappenhauptort, der Endstation der Bahn, zu den Truppen abreißt? Wenn die Verpflegungskolonnen den täglichen Bedarf von dort nicht abzuholen vermögen und auch Etappenfuhrkolonnen die Verbindung nicht herzustellen vermögen? Haben sich der Armee- und der Etappenintendant zu sicher auf die Tätigkeit der Regulierungskommission verlassen, so ist vielleicht wenig geschehen, um die Mittel auf dem Kriegsschauplatz auszunutzen, sie vorsorgend zu sammeln und bereitzustellen und ihren Transport vorzubereiten.

Wenn man sich somit in Frankreich in bezug auf den Nachschub der Verpflegung vielleicht zu sehr auf ein, äußerlich betrachtet, sinnreiches Verfahren verläßt, so erscheinen die Verpflegungsanordnungen innerhalb der Truppe und der ihnen unmittelbar folgenden Fahrzeuge sowie der Kolonnen durchaus praktisch.

Das Armeekorps verfügt über folgende Bestände:

Jeder Mann trägt eine zweitägige eiserne Portion (**vivres du sac**). Für jedes Pferd wird eine eiserne Ration mitgeführt. Die Bestimmungen über deren Verwendung entsprechen etwa den unsrigen.

Auf den Lebensmittelwagen der großen Bagage (**trains régimentaires**) werden

zwei weitere Portionen, in zwei Tagesstaffeln eingeteilt, sowie zwei Rationen mitgeführt. Jedes Bataillon verfügt über vier zweispännige Lebensmittelwagen. Im Unterschiede von Deutschland befindet sich außerdem noch bei jedem Bataillon ein Fleischwagen (voiture à viande), der zur kleinen Bagage gehört, somit der Truppe unmittelbar folgt und eine eintägige Fleischportion befördert.

Die Trains des Armeekorps (convois administratifs, entsprechend unseren Proviant- und Fuhrparkkolonnen) sind in vier Abteilungen eingeteilt, deren jede den vollen Bedarf des Armeekorps für einen Tag mit sich führt.

In besonderer Weise ist die Ergänzung des Schlachtviehs gesichert. Zur großen Bagage jeder Division gehört der Schlachtviehtrupp (troupeau de ravitaillement), der einen zweitägigen Bedarf an lebendem Vieh enthält und mit dieser Bagage marschiert. Zur Ergänzung dieses Viehs befindet sich beim Armeekorps noch ein Korps-Viehpark (parc de bétail de corps d'armée) mit einem ebenfalls zweitägigen Bestand, der bei den Trains marschiert.

Die tägliche Verpflegung regelt sich nun im Felde folgendermaßen:

Beim Abmarsch führt jeder Mann Brot und die petits vivres (Hülsenfrüchte oder Reis, Salz, Kaffee und Zucker), außerdem etwas kaltes Fleisch von der Mahlzeit des vorhergegangenen Abends im Brotbeutel bei sich. Kommt er nachmittags im Quartier an, so braucht er nicht auf die große Bagage zu warten, die bei langen Marschkolonnen vielfach erst in der Nacht bis zu den vordersten Quartieren gelangen kann. Die Fleischwagen, die eine Portion geschlachtetes Fleisch enthalten, sind zur Stelle. Die Truppe kann daher sofort nach der Ankunft an die Bereitung der Mahlzeit gehen. Ein Teil der Fleischportion wird, wie erwähnt, für den anderen Morgen verwahrt.

Kommt dann abends die große Bagage an, so wird zunächst der Bedarf für den folgenden Tag an Brot und petits vivres aus der betreffenden Verpflegungsstaffel der Lebensmittelwagen an die Truppe ausgegeben, um am anderen Morgen im Brotbeutel mitgenommen zu werden. Aus dem ebenfalls bei der großen Bagage marschierenden Schlachtviehtrupp wird soviel Vieh entnommen und noch abends geschlachtet, daß die Fleischwagen wieder für den folgenden Tag mit einer vollen Portion frischen Fleisches beladen sind.

Die geleerten Lebensmittelwagen sowie der Bestand des Schlachtviehtrupps werden aus den Trains des Armeekorps und dem Korps-Viehpark ergänzt, soweit dies nicht aus dem Lande möglich ist.

Dieses Verfahren ist ungemein praktisch. Allerdings wird die kleine Bagage des Regiments um drei Fleischwagen vermehrt, aber die Gesamtzahl der Fahrzeuge eines Regiments ist doch noch geringer als in Deutschland, wie bereits erörtert wurde.

Das im Jahre 1904 und 1905 bei den großen Manövern angewandte Verpflegungssystem lehnte sich, soweit möglich, an das vorstehend geschilderte Kriegs-

verfahren an, man suchte möglichst viele Verwaltungsbehörden und Kommissionen in derselben Weise in Tätigkeit zu setzen, wie es im Kriege der Fall sein würde.

Die Manövermagazine entsprachen somit annähernd den Sammelstationen. Regulierungskommissionen sorgten für die Vorführung von Verpflegungszügen von dort bis in den Bereich der Truppen. Hier hätte nun eigentlich noch das Bindeglied der Proviant- und Fuhrparkkolonnen eingefügt werden müssen, um vom Endpunkt der Bahn (dem Etappenhauptort des Krieges) aus die Verbindung bis zu den Truppenfahrzeugen, den Lebensmittel- und Futterwagen herzustellen.

Dadurch wäre aber ein für Manöverzwecke entbehrlicher Überfluß an Transportmitteln entstanden. Bei der vom General Brugere beliebten Art der Manöveranlage bewegten sich die Truppen tagelang annähernd in demselben Gelände, große Märsche und unvorhergesehene Richtungen waren so gut wie ausgeschlossen. Das Eisenbahnnetz reichte aus, um die Verpflegungszüge nach den in Frage kommenden Richtungen so weit vorzuführen, daß die Truppen mit ihren Fahrzeugen unmittelbar an den Bahnstationen empfangen konnten. Weitere Kolonnen wären nur zur Last gefallen. Man beschränkte sich daher auf die kriegsmäßige Ausstattung der Truppe mit den Verpflegungsfahrzeugen der großen und kleinen Bagage sowie mit der eisernen Portion und ließ die Verpflegungskolonnen des Armeekorps weg. Auch die Feldbäckereikolonne des Armeekorps wurde entbehrlich. Ebenso fiel in bezug auf die Fleischversorgung der bei diesen Trains befindliche Korps-Viehpark weg, so daß nur den bei der großen Bagage befindlichen Viehtrupps der Divisionen und dem Viehpark der Sammelstationen (Magazine) die Fleischversorgung anheimfiel.

Zur ersten Beschaffung des Fleisches für diese Viehtrupps und Viehparks sowie zu ihrer Ergänzung benutzte man wiederum besondere, für den Kriegsfall zu ähnlichem Zweck vorgesehene Kommissionen.

Nach diesen Grundsätzen wurde die Verpflegung nach allen Angaben mit solcher Sicherheit durchgeführt, daß es sich lohnt, das Verfahren im einzelnen genauer zu betrachten.

Bei den Ostmanövern der Jahre 1904 und 1905 wurde für jede Partei hinter deren Operationsgebiet ein großes Manövermagazin (centre de fabrication) errichtet, das den Sammelstationen des Krieges entsprach und mit dem nötigen Intendantur- und Magazinpersonal sowie einer Bahnhofskommandantur besetzt wurde. Im Unterschiede vom Kriegsfalle hatten aber diese Magazine nur Brot, Hafer, Zucker und Kaffee zu liefern, nicht aber die petits vivres, die ausnahmsweise sich die Truppe im Manövergebiet selbst beschaffen mußte. Für alle Fälle hatten ferner die Magazine noch Fleischkonserven zur Verfügung zu halten, falls die Versorgung mit lebendem Vieh irgendwo versagen sollte und die Truppen die eiserne Portion anzugreifen gezwungen wären. Den Magazinen fiel gleichzeitig die Beschaffung des Brotes zu; es

waren daher auch die erforderlichen Mehlvorräte zu beschaffen und Bäckereien zu errichten. Außerdem befand sich der erwähnte Viehpark bei den Magazinen.

Von diesen als Sammelstation wirkenden großen Manövermagazinen aus sollte nun der tägliche Bedarf der Truppen mit der Bahn bis zu diesen hin vorgeschoben werden. Hier hatte somit die Tätigkeit der Regulierungskommissionen einzusetzen, die man dem Kriegsfalle entsprechend aufstellte. Sie hätten nun eigentlich vorwärts der Sammelstation an einem besonderen Regulierungsbahnhof in Tätigkeit treten müssen. Da aber der Endpunkt der Bahn den Etappenhauptort der Kriegsetappenorganisation bildete, so wurde der Einfachheit halber mit Rücksicht auf die Kürze der in Betracht kommenden Gesamtstrecke der Eisenbahn die Regulierungskommission an dem Magazinort eingerichtet. Ihr war ein Generalstabsoffizier zugeteilt.

Bei der Truppe hatte der Korpsintendant täglich bis zum Abend den Bedarf des folgenden Tages festzustellen und dann mit dem Generalstab des Armeekorps diejenigen Eisenbahnstationen zu vereinbaren, die nach dem mutmaßlichen Verlauf des Manövers am anderen Tage sich am besten als Ausladestellen der Verpflegungszüge eignen würden. Auf Grund dieser Vereinbarung forderte der Intendant sodann telegraphisch bei der Regulierungskommission den Bedarf an und bezeichnete die Ausladestelle.

Dementsprechend erfolgte am anderen Morgen die Absendung des Zuges vom Magazinort aus. Er wurde von dem erforderlichen Personal begleitet, sowohl um die Übergabe an die Verpflegungsoffiziere der Truppenteile zu überwachen, wie auch um die Entladestation mit einer Bahnhofskommandantur zu besetzen. Die Ankunftszeit des Zuges wurde von der Regulierungskommission vorher rechtzeitig dem Armeekorps telegraphisch mitgeteilt, so daß dieses den Truppenteilen über die Empfangszeit noch Befehl zugehen lassen konnte.

Diese holten dann mit den geleerten Lebensmittelwagen die Verpflegung unter Leitung ihrer Verpflegungsoffiziere am Bahnhof ab und führten sie den Truppen zu. Heu, Stroh, Brennholz und die petits vivres hatten sich aber die Truppen durch freihändigen Ankauf selbst zu beschaffen. Das zur Ergänzung der Vorräte auf den Fleischwagen erforderliche Vieh entnahmen die Truppen dem Schlachtviehtrupp der Division. Sie konnten es selbst schlachten oder durch die Intendantur schlachten lassen und das frische Fleisch von dieser empfangen.

Innerhalb der Truppe wurde die Verpflegung, abgesehen von dem freihändigen Ankauf der genannten Gegenstände, kriegsmäßig durchgeführt. Außer der zweitägigen eisernen Portion, die nur für den Notfall mitgenommen wurde, führten die Truppen beim Beginn der Manöver in den Lebensmittelwagen zwei volle Portionen bei der großen Bagage und außerdem anscheinend eine Fleischportion auf dem Bataillons-Fleischwagen mit. Die Mitnahme des letzteren ist jedoch aus den vorliegenden Nachrichten nicht mit Sicherheit zu erkennen. Vielleicht ist das Fleisch ausnahmsweise auch

auf den Lebensmittelwagen befördert worden, da diese nicht, wie im Kriege, auch mit den petits vivres beladen waren.

Am Abend wurde regelmäßig die Verpflegung (Brot und petits vivres) für den folgenden Tag ausgegeben und an diesem im Brotbeutel mitgeführt. Die geleerten Lebensmittelwagen fuhren zum Empfang nach der bezeichneten Eisenbahnstation, die Fleischwagen ergänzten nach der Ausgabe ihren Bestand für den folgenden Tag aus dem Divisions-Schlachtviehtrupp.

Sollte ausnahmsweise die Entfernung des Unterkunftsbezirkes der Truppe so weit von den in Aussicht genommenen Bahnstationen entfernt liegen, daß die Truppenfahrzeuge nicht zum Empfang dorthin geschickt werden konnten, so sollte die Intendantur die Verpflegung durch ermietetes Fuhrwerk der Truppe entgegenfahren.

Die Art, wie das Schlachtvieh beschafft wurde, verdient besondere Erwähnung.

Um die Hilfsquellen des Landes für die Verpflegung des Feldheeres im Kriegsfalle zweckmäßig auszunutzen, ist das Gebiet Frankreichs bereits im Frieden in Bezirke eingeteilt, in denen besondere Kommissionen aus Vertrauensmännern des Landes (commissions de réception du service du ravitaillement) gebildet werden. Ihre Aufgabe ist, durch ihre genaue Kenntnis der Bezugsquellen der Intendantur den Ankauf der Verpflegung zu erleichtern und vor allem gutes Material zu beschaffen und Preissteigerungen zu vermeiden.

In dieser Form waren für die Manöverzwecke in zwei Bezirken die zuständigen Kommissionen aufgeboten worden, deren jede aus drei Zivilmitgliedern bestand. Die Kommission stellte eine Preisliste auf und veranlaßte die erforderlichen Märkte. Hier bezahlte die Intendantur unmittelbar an die Produzenten bar. Die Preise waren reichlich bemessen und schwankten je nach der Beschaffenheit zwischen 0,80 und 0,90 Frcs. für das Kilogramm lebenden Gewichts von Ochsen und 0,70 bis 0,80 Frcs. für das von Kühen. Das Angebot war infolgedessen so reichlich, daß es nirgendwo Schwierigkeiten machte, die nötige Stückzahl aufzubringen. Dabei war die Beschaffenheit ausgezeichnet. Der Ertrag an zur Ausgabe geeignetem geschlachteten Fleisch erreichte oft 55 vH. des Lebendgewichts.

Somit hat sich der freihändige Ankauf in dieser Form sehr bewährt. Die Produzenten überzeugten sich bald von den daraus sich ergebenden Vorteilen, die Landwirte verkauften ohne die Vermittlung von Händlern, die Truppen erhielten gutes Fleisch, und die Intendantur kaufte preiswert: jedermann fand also seine Rechnung dabei.

Auf diese Weise wurde das Vieh für die Schlachtviehtrupps der Divisionen sowie für den Viehpark des Magazins beschafft. Die Schlachtviehtrupps enthielten einen zweitägigen Bedarf, der aus dem Viehpark durch Versenden mit der Bahn in derselben Weise ergänzt wurde wie die übrigen Verpflegungsgegenstände. Wenn die Truppen ihren Bedarf nicht in lebendem Vieh aus dem Schlachtviehtrupp entnehmen wollten, um selbst zu schlachten, so konnte auch die Intendantur das Schlachten über-

nehmen. Es wurde dann in jeder Division eine Schlachtstelle an einem möglichst in der Mitte des Unterkunftsbezirks gelegenen Orte eingerichtet. Das Schlachten geschah am Abend oder in der Nacht, so daß die leeren Fleischwagen der Truppen in den ersten Morgenstunden beladen werden konnten.

Auf diese Weise gelang es, die Versorgung der Truppen mit frischem Fleisch während der ganzen Dauer der Manöver zu sichern. Alles wickelte sich mit voller Regelmäßigkeit ab. Die Schlachtviehtrupps wurden mit Leichtigkeit dauernd durch Ersatz auf ihrem Stande gehalten. Das an die Truppen ausgegebene Fleisch ist niemals beanstandet worden. Man hat sich somit entschlossen, dies Verfahren für die Zukunft beizubehalten.

Ebenso hat sich auch im übrigen das ganze Verpflegungssystem bewährt. Zweifellos hat es große Vorteile. Das Intendantur-, Magazin-, Etappen- und Bahnhofspersonal erhält durch die Anlage des Sammelmagazins und durch das Vorschieben der Vorräte mit der Bahn eine ganz gute Vorübung, wenn auch die kleinen Manöververhältnisse denen einer langen Etappenlinie nicht annähernd entsprechen. Die Truppen lernen ihre Verpflegungsfahrzeuge kriegsgemäß handhaben und sind nicht durch Manöverbagagen behindert. Jeder Mann in der Truppe wird mit der Art und Weise vertraut, in der sich im Kriege die tägliche Verpflegung abspielt. Nur das Zwischenglied der Proviant- und Fuhrparkkolonnen fehlt an einer völlig kriegsmäßigen Verpflegung. Gewiß bietet trotzdem das ganze Verfahren noch lange kein zutreffendes Bild der Verpflegung im Kriege. Dazu fehlen alle durch die wechselnden Lagen hervorgerufenen Überraschungen, die gerade die Hauptschwierigkeit der Kriegsverpflegung bilden. Aber im ganzen ist das Verfahren doch eine recht gute Vorübung für den Krieg.

Eines ist aber hierbei sehr zu beachten: die Truppen haben grundsätzlich nur enge Quartiere bezogen und nicht biwakiert. Sie brauchten also keine Biwaksbedürfnisse. Diese, die im Kriege, so gut oder schlecht es geht, an Ort und Stelle entnommen werden, können durch die etatsmäßigen Truppenfahrzeuge nicht nachgeführt werden. Will man also biwakieren, so kommt man um eine besondere Friedensbagage doch nicht herum. Man müßte auch diese Bedürfnisse mit der Bahn nachschieben und nach dem Ausladen auf besondere Fahrzeuge verladen, die den Lebensmittelwagen bei der großen Bagage angeschlossen werden müßten, wenn man sie nicht besonders vorführen will. Vielleicht wäre auch ein Versuch möglich, sie durch die Truppe selbst beschaffen zu lassen, wenn die Gegend sich hierzu eignet und man sich noch besonders darauf vorbereitet.

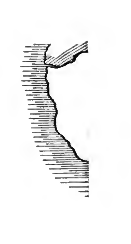
Von den sonstigen Neuerungen, die während der Manöver versucht wurden, ist noch folgendes zu berichten.

Die Erfahrungen des russisch-japanischen Feldzuges gaben der französischen Heeresverwaltung Anlaß, sich mit der Frage der Einführung fahrbarer Feldküchen zu

beschäftigen. Die russische Armee hat solche Küchen in Ostasien mit Vorteil verwendet. Man glaubt, daß in den vier- oder fünftägigen Schlachten der Zukunft der Soldat keine Zeit habe, seine Mahlzeit selbst zuzubereiten. Die russische Heeresverwaltung übersandte der französischen zwei solcher Fahrzeuge, wovon eines für die Infanterie, eines für die Kavallerie bestimmt ist. Beide wurden in den großen Manövern des Jahres 1905 versuchsweise in Gebrauch genommen. Außerdem wurden aber auch Feldküchen versucht, die von der französischen Industrie hergestellt waren. Die Heeresverwaltung hatte hierzu im Sommer ein Preisausschreiben unter folgenden Bedingungen erlassen: Die Küche sollte täglich 300 Liter Bouillon und 60 Liter Kaffee auf voneinander getrennten Vorrichtungen gleichzeitig zu liefern imstande sein. Das Fahrzeug mußte kräftig gebaut und den Truppen überallhin zu folgen imstande sein, ohne einschließlich der Ausrüstung das Gewicht von 1500 kg zu überschreiten. Von mehreren industriellen Unternehmern wurden daraufhin solche Fahrzeuge eingeliefert und während der Manöver in Gebrauch genommen. Inwieweit daraufhin bereits eine Entscheidung getroffen worden ist, ist nicht bekannt.

Erwähnenswert sind außerdem die während der Manöver in Gebrauch genommenen neuen Kraftwagen der Sanitätsdetachements, auf deren Verdeck ein Scheinwerfer angebracht ist, um während der Nacht das Schlachtfeld zum Absuchen nach Verwundeten zu erhellen. Sie sollen sich bewährt haben.





Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika.

A. Der Feldzug gegen die Hereros.

1. Vorgeschichte.

„.... Nach hier eingetroffenen Telegrammen haben die Hereros durch Einschließung von Okahandja und durch Zerstörung der Eisenbahnbrücke bei Osona, etwa drei Kilometer südöstlich von Okahandja, sowie durch Unterbrechung der Telegraphenverbindung mit Windhuk die Feindseligkeiten eröffnet .... Wegen der durch den Ernst der Lage sofort gebotenen Maßnahmen schweben zwischen den beteiligten Ressorts Verhandlungen."

Dieses durch das Wolffsche Bureau veröffentlichte Telegramm schreckte wie ein Blitz aus heiterem Himmel in der Frühe des 14. Januar 1904 die Gemüter in Deutschland höchst unbehaglich aus ihrer kolonialen Gleichgültigkeit auf. „Wie ist das möglich? — wo liegen die Ursachen zu dieser Empörung?" — das war in der Heimat die allgemeine Frage bei diesen so unerwartet kommenden Nachrichten. Verständlich waren sie nur dem Kenner der geschichtlichen Entwicklung der eingeborenen Bewohner Südwestafrikas.

Die Hottentotten und Hereros im Kampfe um Südwestafrika

Unser heutiges Schutzgebiet*) ist infolge seiner abgeschlossenen geographischen Lage bis in die neueste Zeit von den kolonisatorischen Bestrebungen seefahrender Mächte unberührt geblieben; über seine frühere Geschichte herrscht deshalb manches Dunkel. Es scheint, daß bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in diesem Lande nur Buschmänner und Bergdamaras ihr kümmerliches und inhaltloses Dasein gefristet haben. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte von Nordosten her über den Okawangofluß die Einwanderung der Hereros und kurz darauf von Süden her über den Oranje in mehreren Zügen die der Hottentottenstämme, und zwar zuerst die der roten Nation, der Franzmann-Hottentotten, der Feldschuhträger und Bondelzwarts, denen zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Afrikaner-, Bersabaer- und Witboi-Hottentotten folgten. Zuletzt kamen die Bastards, eine Mischrasse von Hottentotten und Kapholländern, ins Land. Sie stehen mit ihren Neigungen ganz auf seiten der Weißen und rechnen sich auch nicht zur Eingeborenenbevölkerung.

*) Siehe Karte 2.

Den kriegerischen Stämmen der Einwanderer gelang es zwar unschwer, die schwächlichen ursprünglichen Bewohner des Landes zu unterjochen, allein die nahe Berührung so starker macht- und ländergieriger Stämme — der Hereros im Norden, der verschiedenen Hottentottenstämme im Süden — wurde der Anlaß jahrzehntelanger Kriege sowohl der Hottentotten unter sich wie dieser mit den Hereros. Anfangs waren die begabteren und bereits mit der Handhabung der Feuerwaffen vertrauten Hottentotten entschieden im Vorteil. Jonker Afrikaner, einem der bedeutendsten Männer, die die Hottentottenrasse je hervorgebracht hat, gelang es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunders, die Mehrzahl seiner Stammesgenossen unter seiner Führung zu einem Kriege gegen die Hereros zu vereinigen und diese völlig zu unterwerfen. Aber bald nach seinem 1860 erfolgten Tode befreiten sich diese, und der Grenz- und Raubkrieg begann von neuem. In diesem errangen die Hereros manche Vorteile über die unter sich wieder uneinig gewordenen Hottentotten, und alles Land nördlich des Swakopflusses bis auf einen kleinen Teil des Küstengebiets fiel ihnen abermals zu. Aber Hendrik Witboi, dem Führer der Witboi-Hottentotten, gelang es Ende der sechziger Jahren wieder, unter den verschiedenen Hottentottenstämmen, wenn auch keine führende, so doch eine einflußreiche Stellung zu gewinnen und durch geschickte Raubzüge und Überfälle das Gleichgewicht zwischen Hottentotten und Hereros einigermaßen wiederherzustellen. Das Swakoptal selbst blieb indes dauernd in dem Besitz der Hereros. Unterbrochen wurden diese bis zum Beginn der neunziger Jahre währenden Kämpfe durch einen Frieden, den rheinische Missionare im Jahre 1870 zustande brachten, der indes nach mehrjähriger Dauer dem alten kriegerischen Zustande wieder Platz machte.

Es ist klar, daß durch diese ununterbrochenen, Generationen hindurch währenden Kämpfe in den Stämmen ein Freiheits- und Unabhängigkeitssinn sowie kriegerische Eigenschaften erwuchsen, wie sie in dem Grade den afrikanischen Völkern sonst wohl nur selten eigen sind.

Die Engländer suchen Südwestafrika in Besitz zu nehmen.

Im Jahre 1876 versuchte England aus Besorgnis vor einer weiteren Ausbreitung der Burenrepubliken, das Land in Besitz zu nehmen und durch einen zwischen den Stämmen vermittelnden Kommissar beruhigen zu lassen. Allein dieser Versuch scheiterte. Der englische Kommissar, der von seiner Regierung ohne irgendwelche militärische Machtmittel gelassen war, wurde nach kurzer vergeblicher Tätigkeit von den Eingeborenen aus dem Lande gejagt. Da England zu dieser Zeit gerade durch den ersten Burenkrieg in Anspruch genommen war, gab es das Land ohne weiteres wieder auf und behielt nur die Walfischbai und die der Küste vorgelagerten Guanoinselchen in seinem Besitz. Der Krieg der Eingeborenen unter sich brach gleich darauf mit erneuter Heftigkeit wieder aus.

Südwestafrika unter deutscher Herrschaft.

Die deutsche Besitzergreifung im Jahre 1884 und das Erscheinen des ersten Reichskommissars, Dr. Göring änderten an diesem Zustande gleichfalls nichts. Wie sein englischer Vorgänger war auch er ohne jede Machtmittel. Sein Streben,

die streitenden Parteien durch Unterbinden der Waffen- und Munitionszufuhr zum Frieden zu zwingen, bewirkte, daß er nicht nur die streitenden Parteien der Eingeborenen, sondern auch die im Lande befindlichen weißen Händler gegen sich aufbrachte, die wegen des einträglichen Handels mit Waffen und geraubtem Vieh an der Fortsetzung des Krieges interessiert waren. Einer der Händler, der Engländer Lewis, war es denn auch, der im Jahre 1888 die Hereros zur Vertreibung des Reichskommissars anstiftete.

Erst dessen Nachfolger, dem Hauptmann v. François, gelang es im folgenden Jahre, mit der neu errichteten Schutztruppe sich aufs neue im südlichen Hererolande festzusetzen und sich in Tsaobis (Wilhelmsfeste) und in Windhuk feste militärische Stützpunkte zu schaffen. In den jetzt erneut und mit mehr Erfolg unternommenen Maßnahmen zur Verhütung der Waffeneinfuhr, der Quelle aller Unruhen, erblickten jedoch die kriegführenden Eingeborenen eine Gefahr für ihre Unabhängigkeit; dies ließ sie sogar ihren eigenen, Jahrzehnte hindurch mit wilder Heftigkeit geführten Streit vergessen, um sich gegen den neuen, ihre Freiheit bedrohenden Eindringling wenden zu können. Im Jahre 1892 schlossen die Hereros mit ihren Erbfeinden, den Hottentotten, freiwillig Frieden! Dieser entsprang jedoch keineswegs einem wirklichen Bedürfnis nach dem für die deutsche Kolonisation so dringend erwünschten Frieden, wie man damals in Deutschland vielfach irrtümlich meinte, sein Zweck war vielmehr kriegerischer Art, er war gegen die deutsche Herrschaft gerichtet und ließ die Gefahr eines Zusammenschlusses aller Eingeborenen gegen diese deutlich erkennen. Um der Gefahr zuvorzukommen, begann Hauptmann v. François seinerseits den Kampf gegen die Witboi-Hottentotten. Dieser zog sich über zwei Jahre hin, ohne daß es gelang, die Hottentotten völlig niederzuwerfen.

Der Friedensschluß vom Jahre 1892 zwischen Hereros und Hottentotten bedeutete einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Südwestafrikas; in ihm lag der Keim zu dem großen allgemeinen Aufstand vom Jahre 1904. Zum ersten Male zeigte es sich, wie stark der Freiheits- und Unabhängigkeitssinn war, der in diesen Stämmen lebte; das waren keine Schwächlinge, die sich durch Kauf oder eine friedliche Politik gewinnen ließen, wie dies in der kolonialen Geschichte anderer Mächte möglich gewesen sein mag; es war ein kriegerisches Volk, das nicht gewillt war, sich ohne entscheidenden Kampf unseren kolonisierenden Bestrebungen zu beugen, die sein Land und seine Arbeitskraft forderten.

Die Hereros.

Die Hereros, der zahlreichste und für uns wichtigste Stamm, sind ein ausgesprochenes Hirtenvolk. Das ganze Dichten und Trachten des Herero ist auf die Erhaltung und Vermehrung seiner Herden gerichtet. Von seinem Vieh trennt er sich nie, selbst in der äußersten Not nicht. Gilt es dieses oder die Weidegründe zu verteidigen, so erwacht in dem an sich stumpfen und phlegmatischen Herero der kriegerische Geist. Der Verlust seiner Herden schwächt seine Widerstandskraft; daher ist auch deren Schutz bei ihm Zweck des Kampfes. Das mitgetriebene Vieh gibt allen seinen Bewegungen

etwas Langsames und Schwerfälliges. Mit seiner angeborenen Wildheit, seiner bedeutenden Körperkraft, Ausdauer und Gewandtheit sowie seiner in den Hottentottenkämpfen erlangten Kriegserfahrung ist der Herero im Kampfe für sein Vieh ein nicht zu verachtender Gegner. Sein eigentlicher Charakter ist ein wenig erfreuliches Gemisch von Grausamkeit, Habgier, Verschlagenheit und Selbstüberschätzung, welch letztere sich vor allem in einer maßlosen Verachtung aller Fremden, gleichviel ob schwarz oder weiß, ausdrückt. Groß ist der Herero indes in seiner außerordentlichen Genügsamkeit, namentlich im Trinken; es macht ihm nichts, sich wochenlang mit der kärglichsten Nahrung begnügen zu müssen.

Die Hottentotten.

Der Hottentotte ist hingegen schon sehr viel anspruchsvoller; er hat sich bereits an Genüsse gewöhnt, deren Befriedigung ihm Bedürfnis ist. An Bildungsfähigkeit und Charakter steht er weit über dem Herero. Bestialische Grausamkeiten läßt er sich dank dem wohltätigen Einflusse der Mission seltener zuschulden kommen. Er ist nicht der fürsorgliche Viehzüchter wie sein schwarzer Nachbar, sondern verschleudert oft leichtsinnig seine Habe; aber wenn auch an Körperkraft den Hereros nachstehend, ist er ihnen doch vermöge seiner unglaublichen Ausdauer und Beweglichkeit, seiner guten Schieß- und Reitfertigkeit, seines ausgesprochenen Geschicks für Geländebenutzung und Kleinkrieg und nicht zum wenigsten durch seinen größeren persönlichem Mut überlegen. Der ununterbrochen im Lande herrschende Kriegszustand hat die verschiedenen Hottentottenstämme an Zahl sehr zusammenschmelzen lassen, aber auch die kriegerischen Eigenschaften der Führer und des einzelnen Kämpfers in hohem Maße entwickelt.

Die Ursachen des Aufstandes.

Es lag auf der Hand, daß jede ernsthafte Kolonisation an solchen starken Eigenschaften der eingeborenen Stämme Widerstand finden mußte. In deren kriegerischer und freiheitliebender Art ist deshalb auch wohl die vornehmste Ursache des allgemeinen Aufstandes vom Jahre 1904 zu suchen.

Alle anderen großen und kleinen Ursachen, denen man später in Deutschland die Schuld zuschob, verschwinden dagegen. Der große unvermeidbare Kampf mit den Eingeborenen mußte früher oder später kommen, wollte anders Deutschland nicht auf eine wirtschaftliche Erschließung des Landes verzichten. Wer hier kolonisieren wollte, mußte zuerst zum Schwert greifen und Krieg führen — aber nicht mit kleinlichen und schwächlichen Mitteln, sondern mit starker, Achtung gebietender Macht bis zur völligen Niederwerfung der Eingeborenen. Erst dann war eine wirkliche Kolonisierung des Schutzgebietes möglich.

Die deutsche Kolonialpolitik stand schon im Jahre 1894 vor der entscheidenden Frage, ob sie, den mit Sicherheit zu erwartenden Ereignissen vorgreifend, diesen Kampf ihrerseits beginnen oder erst notgedrungen zu den Waffen greifen sollte. Sollte die deutsche Kultur, mit dem Schwerte in der Hand die widerstrebenden Eingeborenen niederwerfen und als gewaltsame Eroberin in das Schutzgeblet einziehen oder seine Bewohn erauf friedlichem Wege durch ihre Segnungen im Laufe der Jahre für sich

zu gewinnen suchen? Gewaltpolitik oder eine Politik der friedlichen Gewinnung, — das war die schwerwiegende Frage! Entsprach es nicht der Würde einer großen Kulturmacht, erst den friedlichen Weg zu versuchen und nur gezwungen zu den Waffen zu greifen?

Für die Notwendigkeit einer kriegerischen Politik, die allerdings allein einer so selbstbewußten Rasse Eindruck machen konnte, fehlte in der Heimat jegliches Verständnis, und eine Regierung, die damals mit Forderungen für größere kriegerische Unternehmungen hervorgetreten wäre, hätte allerseits ein ablehnendes, verständnisloses Kopfschütteln gefunden. Vom Kriege wollte niemand etwas wissen, man wollte allgemein eine sofortige friedliche Erschließung des Landes und schnelle wirtschaftliche Erfolge sehen.

Die deutsche Verwaltung versucht, das Schutzgebiet friedlich zu kolonisieren.

Dieses Verlangen glaubte der dritte Vertreter des Reiches, Major Leutwein, befriedigen zu können. Es gelang ihm nach einigen glücklichen Schlägen, im September 1894 mit Hendrik Witboi einen Frieden zu schließen, dessen Ergebnis zwar eine bedingte Anerkennung der deutschen Herrschaft, keineswegs jedoch eine völlige Unterwerfung bedeutete.

Die jetzt beginnende Politik der friedlichen Gewinnung stützte sich auf Schutzverträge, die bei der Unzulänglichkeit der militärischen Machtmittel im Grunde für die Deutschen nicht viel wert waren. Man mußte paktieren und dadurch, daß bei beginnenden Unruhen die früheren Zwistigkeiten der eingeborenen Stämme wieder angefacht wurden, diese gegeneinander auszuspielen suchen.

Diese Politik der diplomatischen Künste brachte indessen scheinbar Erfolge; der Boden für eine friedliche Erschließung des Schutzgebietes schien geebnet, und vereinzelte Aufstände wurden unter tätiger Mitwirkung anderer Stämme verhältnismäßig leicht niedergeschlagen. Deutsche Ansiedler, teils Viehzüchter teils Händler, kamen in steigender Zahl ins Land, Militärstationen wurden gegründet, Hafen- und Eisenbahnanlagen geschaffen, der Waffenhandel durch eine verschärfte Beaufsichtigung eingeschränkt, — kurz, die deutsche Herrschaft schien sich in einer Weise zu befestigen, daß selbst viele frühere Gegner dieser friedlichen Politik zu ihren überzeugten Anhängern wurden, und auch langjährige Kenner von Land und Volk sich täuschen ließen. Die Kolonie nahm einen sichtbaren Aufschwung. Daß dies bei der Unzulänglichkeit aller Mittel, insbesondere der militärischen Macht, überhaupt möglich wurde, ist ein großes und unbestreitbares Verdienst des dritten Gouverneurs.

Und doch hatten die kolonisierenden Bestrebungen in ihren Wirkungen zu tief in das Leben und die Gewohnheiten der Eingeborenen eingegriffen, als daß diese sich mit dem Fortschreiten der Kultur nicht immer mehr in ihrer Unabhängigkeit und Freiheit hätten bedroht fühlen müssen, zumal sie die Vorteile der deutschen Kolonisation, Friede, Ordnung, persönliche Sicherheit und Arbeitsgelegenheit wenig zu schätzen wußten. Unter der scheinbaren äußeren Ruhe entwickelte sich bei ihnen, wenn auch nicht ganz unbemerkt, so doch in ihrer ganzen Bedeutung schwer erkennbar, gegen die

fremden Eindringlinge eine Mißstimmung, die nur auf einen Anlaß und eine günstige Gelegenheit zum gewaltsamen Ausbruch lauerte. Was diesen schließlich herbeiführte — ob die immer mehr zunehmende Verschuldung der Eingeborenen, rücksichtslose Gewinnsucht und Übergriffe einzelner deutscher Händler oder die friedliche Politik der Regierung, die von den kriegliebenden Eingeborenen nur als Schwäche ausgelegt wurde, oder was sonst — dies hier zu ergründen, ist zwecklos; denn waren es nicht diese Anlässe, so hätten sich tausend andere geboten. Kommen mußte die große Auseinandersetzung mit den Eingeborenen mit zwingender Notwendigkeit. Keine noch so geschickte Politik hätte diesen Rassenkampf abzuwenden vermocht. In allen später angeführten Gründen ist niemals die eigentliche Ursache zu erblicken; diese war tieferliegend und ist — es sei nochmals betont — in der freiheitliebenden, kriegerischen Art der eingeborenen Stämme zu suchen, die sich gegen jeden kolonisierenden Eindringling bis aufs äußerste zu wehren fest entschlossen waren. Nur die richtige Bewertung der hohen kriegerischen Tüchtigkeit dieser starken selbstbewußten Rassen, die Jahrzehnte hindurch von Raubkriegen gelebt hatten und im Waffenhandwerk geübt waren, kann uns ein richtiges Verständnis für die Schwierigkeiten der deutschen Kriegführung, die Zähigkeit des geleisteten Widerstandes und die lange Dauer des Krieges geben.

2. Der Kriegsschauplatz.

Um die kriegerischen Ereignisse verstehen zu können, muß man sich den Kriegsschauplatz selbst, seine Eigenart und Gestaltung sowie sein Klima vergegenwärtigen.

Die Küstenentwicklung und Oberflächengestaltung.

Der zwischen dem Kunene- und Oranjefluß liegende Landstrich, der heute das deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet bildet, ist, wie bereits erwähnt, durch seine geographische Lage ein schwer zugängliches Gebiet. Nur ein wirklich guter Hafen, die Lüderitzbucht, und einige wenige minder brauchbare Reeden, wie Swakopmund, Ogdenhafen, Sandwichhafen, gestatten dem Seefahrer das Landen an der durch Nebel und Brandung gefährlichen Küste. Alle Landungsstellen mit Ausnahme von Lüderitzbucht sind der Gefahr ausgesetzt, durch die von dem kalten Benguelastrom nach Norden geführten Sandmassen allmählich versperrt zu werden. Diese fast unzugängliche Küste wird vom Hinterlande außerdem noch durch einen 80 bis 100 km breiten Gürtel völlig öder, niederschlagsarmer Sand- und Steinwüsten getrennt. Nur im äußersten Norden und Süden zeigen wasserführende Flüsse, der Kunene und der Oranje, den Weg in das Innere. Die tiefeingerissenen, von hohen Gebirgswällen umschlossenen Flußbetten des Hoanib, Ugab, Omaruru, Swakop, Kuiseb sind hingegen wasserarm und begünstigen das Vordringen von der Küste nur wenig; erst mühsam muß das unter einer dicken Decke weißen Flugsandes an einzelnen Stellen verborgene Süßwasser gesucht und ergraben werden.

Erst nach Überwindung des öden Küstenstreifens erreicht man das fruchtbarere Hochland, das terrassenförmig bis zur Höhe der bedeutendsten deutschen Mittelgebirge

aufsteigt und die ganze Mitte des Schutzgebietes ausfüllt. Die Steigungen sind hier recht erheblich; auf einer Entfernung so weit wie von Berlin bis Erfurt überwindet die Eisenbahn Swakopmund—Windhuk eine Steigung von über 1600 m, wodurch ihre Leistungsfähigkeit wesentlich beschränkt wird. Der Abstieg nach Osten hin zur Kalaharisteppe erfolgt allmählicher.

Die günstigeren Bodenverhältnisse und die reichlicheren Niederschläge in der Mitte des Schutzgebiets gestatten dort in größerem Umfang einen Pflanzenwuchs, der menschliches und tierisches Leben ermöglicht. Im Norden, in dem heute noch außerhalb des deutschen Einflußgebiets liegenden Ovambolande, entfaltet sich der Pflanzenwuchs sogar zu einem gewissen Reichtum und gestattet in weiterem Umfang den Ackerbau, der sonst nur in beschränktem Maße an einzelnen wenigen Oasen möglich ist. In der Mitte des Schutzgebiets herrscht das gelbliche Steppengras vor, daneben sind weite Flächen mit dichten Beständen langdorniger Bäume und Büsche bestanden. Gegen Süden hin schwindet auch diese Vegetation wieder in dem Maße, wie mehr und mehr der nackte Stein zutage tritt. Im Osten bilden die meist dünenartig gewellten Sandflächen der westlichen Kalahari ein Gebiet, das an Wasserlosigkeit dem Küstenstreifen nahe kommt, jedoch einen reichlicheren Bestand an Gräsern und Zwiebelgewächsen aufweist; zudem findet sich hier vielfach eine melonenartige Frucht, deren reicher Wassergehalt den eingeborenen Bewohnern in der Trockenzeit genügend Wasser zum Leben liefert.

Was im besonderen die Gestaltung des für die Kriegführung vorwiegend in Betracht kommenden Gebiets zwischen dem Küstenstreifen und der Kalaharisteppe anbelangt, so herrscht im äußersten Norden flaches Gelände vor, das indes allmählich in ein Gebirgsland übergeht, das seinen ausgesprochensten Ausdruck in den Paresisbergen und dem Waterberg findet. In der Mitte, im Damaralande, geben wildzerklüftete Landschaften, wie die Onjatiberge, das Erongogebirge und das Komashochland, der Landschaft ihr Gepräge. Der Süden, das Land der Nama, zeigt den für ganz Südafrika bezeichnenden Charakter der Tafellandschaft, die freilich auch wieder durch einzelne Gebirgsstöcke, wie die Karasberge, unterbrochen wird. Allen Teilen des Schutzgebiets gemeinsam ist die öde Gleichförmigkeit des Landschaftsbildes, selbst die Berge bringen wegen ihrer stets wiederkehrenden Formen keine Abwechselung. Nichts erschwert dem Europäer, dessen Auge an die reichere Natur seiner Heimat gewöhnt ist, mehr das Zurechtfinden im Gelände, als gerade diese eigentümliche, starre Einförmigkeit des Landes. Nur der für die kleinsten Einzelheiten geschärfte Blick des Eingeborenen findet auch hier noch die für die Orientierung nötigen Anhaltspunkte. Die vorhandenen Karten beruhen auf mehr oder minder flüchtigen Routenaufnahmen, ihr Wert und ihre Zuverlässigkeit ist gering, was der durch europäische Verhältnisse verwöhnte Soldat sehr empfindet.

Die Verkehrs- verhältnisse.

Erheblich erschwert wird dem Fremden das Zurechtfinden noch dadurch, daß so gut wie keine gebahnten Wege das Land durchziehen. Nur die durch den Gebrauch geschaffenen „Pade" führen von Wasserstelle zu Wasserstelle. Bald den sandigen Flußbetten folgend, bald über steiniges Geröll hinwegführend oder durch Dornbüsche sich hindurch windend, hat die Pad mit dem, was wir Weg nennen, wenig gemein. Der mit 18 oder mehr Ochsen bespannte, schwere afrikanische Wagen ist das einzige Verkehrsmittel, das sich hier verwenden läßt. Es ist klar, daß diese unförmlichen Fahrzeuge, die mit den Zugtieren eine Marschtiefe von mehr als 50 m darstellen, dem Verkehr und auch den Bewegungen der Truppen etwas unendlich Schwerfälliges geben. Durch das Fehlen moderner Verkehrsverhältnisse erhalten auch alle kriegerischen Operationen etwas sehr Langsames und Methodisches, das den Europäer an die schleppende Kriegführung vergangener Jahrhunderte erinnert.

Abbildung 1.



Eine Wagenkolonne.

Bei der Armut des Landes an menschlichen Niederlassungen und Lebensunterhalt für die Truppe ist diese abhängig von der Proviantzufuhr, und auf größeren Märschen ist man daher an die Geschwindigkeit des Ochsenwagens gebunden, der an einem Tage durchschnittlich nicht mehr als 15—20 km zurückzulegen vermag. Der Truppe muß jeglicher Bedarf von rückwärts her nachgeschoben, selbst das Wasser oft meilenweit auf Wagen nachgeführt werden. Die Heranführung von Verpflegung, Munition, Ausrüstung und Bekleidung erfolgt mittels Ochsengespannen. Da die Transportkolonnen nebst ihrer starken Bedeckung für ihren eigenen Unterhalt ebenfalls auf den Inhalt der Fahrzeuge angewiesen sind, kann naturgemäß ihre Leistung für die am Feinde stehenden Truppen nur gering sein. Die Folge davon ist, daß, solange keine Eisenbahnen vorhanden sind, trotz reichlichster Ausstattung mit Transportmitteln vorne am Feinde nur verhältnismäßig schwache Abteilungen unterhalten werden können. Daß die Eingeborenen für die Verbesserung der Ver-

kehrsverhältnisse nichts taten, ist selbstverständlich, aber auch die deutsche Verwaltung war bei der Unzulänglichkeit ihrer Mittel nicht dazu imstande. Sie mußte sich damit begnügen, eine einzige Schmalspurbahn von Swakopmund nach dem Regierungssitz Windhuk herzustellen. Diese Bahn ist etwa 382 km lang und besitzt wegen ihres leichten Baues und des geringen Bestandes an Betriebsmitteln keine große Leistungsfähigkeit; ihr militärischer Wert beschränkt sich auf den mittleren Teil des Schutzgebiets.

Die Wasserversorgung.

Der Anbau ist gering und nur da zu finden, wo ausreichende Bewässerung vorhanden ist. Hieran fehlt es indes außerordentlich. Der Wassermangel ist dem ganzen Lande eigentümlich und erschwert Mensch und Tier das Leben ungemein. Die Schwierigkeit genügender Wasserversorgung beeinflußt auch die militärischen Operationen in hohem Maße. Die gesamte Regenmenge, die in den Sommermonaten, Dezember bis April, als Gewitterregen von tropischer Heftigkeit niedergeht, sammelt sich in einer Anzahl von Flußbetten, die dadurch vorübergehend in reißende Ströme verwandelt werden können, und in Tümpeln, die als Vleys oder nach ihrem Untergrund als Kalkpfannen bezeichnet werden. Aber fast eben so schnell wie das Wasser vom Himmel herniedergeströmt ist, verschwindet es auch im Erdboden oder verdunstet, und nach wenigen Tagen erblickt das Auge in den eben noch mit Wasser gefüllten Flußbetten und Vleys nichts als weißglitzernden Flugsand oder eine rissige Schlammdecke. Durch diese schützende Decke wird das Wasser zwar gegen die Verdunstung geschützt und für die oft völlig regenlosen Wintermonate aufbewahrt; um aber zu der unter der Oberfläche weitersickernden Wasserader zu gelangen, bedarf es einer oft schwierigen Grabarbeit, die nur an bestimmten Plätzen zum Erfolg führen kann. Die ständigen oder nach Bedarf anzulegenden Wasserstellen sind daher für die Besiedelung und für die Kriegführung von einschneidender Bedeutung. Ihr Besitz allein sichert Mensch und Tier vor dem Verdursten. Die Überwindung der Durststrecken, d. h. der Wegeteile, auf denen sich keine Wasserstellen finden, wird zu der schwierigsten Aufgabe der Kriegführung wie des friedlichen Verkehrs. Daß das aufgesammelte Wasser nicht immer von tadelloser Beschaffenheit sein kann, liegt auf der Hand. Vielfach ist es trübe, brakig und von üblem Geschmack, an manchen Stellen geradezu gesundheitsschädlich, außerdem sind die Wasserstellen ihrer ganzen Beschaffenheit und Umgebung nach Verunreinigungen aller Art, namentlich durch das zu tränkende Vieh, ausgesetzt. Hierin liegt für eine im Felde befindliche Truppe eine große Gefahr. Den Ausbruch von Seuchen unter solchen Umständen zu verhindern, ist schwer, fast unmöglich.

Die Bevölkerung.

Ein von der Natur so kümmerlich ausgestattetes Land kann selbstverständlich nur eine dünne Bevölkerung ernähren, namentlich, wenn diese, auf niederer Kulturstufe steht und nicht in der Lage ist, die Hilfsquellen des Landes zu entwickeln und zu vermehren. Das Schutzgebiet ist denn auch äußerst schwach bevölkert gewesen; auf einen Flächenraum von 835 100 qkm kamen vor dem Ausbruch der Unruhen etwa

200 000 Eingeborene, d. i. 1 Einwohner auf vier Quadratkilometer, während in der benachbarten Kapkolonie und der Orange River-Kolonie zwei, in Deutschland nach dem Stande der Volkszählung vom Jahre 1900 105 Personen auf einen Quadratkilometer kommen.

Die Bevölkerung lebt weit zerstreut in den großen Gebieten. Niederlassungen Eingeborener mit massiven Gebäuden gab es nur ganz vereinzelt. Die Hereros wohnten in ihren „Pontoks" — bienenkorbähnlichen Hütten aus Geflecht, mit einem Gemisch von Kuhdünger und Lehm bestrichen. Mehrere solche bildeten eine „Werft". Die Ortsangaben auf den Karten lassen keineswegs immer auf das Vorhandensein menschlicher Niederlassungen schließen, da sie vorwiegend als Bezeichnungen für Wasserstellen dienen.

Das Klima.

In bezug auf das Klima hat die Natur das Schutzgebiet etwas besser bedacht. Obwohl zum großen Teil noch innerhalb der Tropen gelegen, erfreut es sich mit Ausnahme des Ovambolandes eines gemäßigten Klimas, das dem Europäer den dauernden Aufenthalt im Lande ohne Schädigung seiner Gesundheit gestattet. Er hat hier nicht die mörderischen Tropenkrankheiten zu fürchten. Malaria ist zwar hier und da endemisch, nimmt aber selten die schweren Formen an, die wir aus unseren anderen afrikanischen Kolonien kennen. Daß der in ganz Südafrika heimische Typhus häufig, stellenweise sogar epidemisch auftritt, ist bei den schlechten Trinkwasserverhältnissen erklärlich. Das Höhenklima im Innern des Landes stellt an die Herztätigkeit starke Anforderungen; Herzschwäche ist daher ein weitverbreitetes und gefährliches Übel. Am ehesten geschützt gegen diese Krankheit und dauernd leistungsfähig bleibt, wer stets, auch in seiner Jugend, mäßig im Alkoholgenuß war. Hierin liegt für jeden, der in den Kolonien Verwendung finden will, der Hinweis, sich des übermäßigen Alkoholgenusses zu enthalten, der nie ein notwendiges Bedürfnis werden darf.

Gegen sonstige ungünstige Einflüsse des Klimas bildet ein ausgleichendes Gegengewicht die große Trockenheit der Luft, die die Widerstandsfähigkeit gegen Erkältungskrankheiten aller Art erhöht, so daß diese hier zu den Seltenheiten gehören.

Trotz des im ganzen nicht ungünstigen Klimas bedarf es indes einiger Zeit, ehe sich der Europäer völlig daran gewöhnt und seine ursprüngliche Leistungsfähigkeit wieder erlangt hat.

Pferde und Rindvieh sind trotz des im allgemeinen auch ihnen zuträglichen Klimas verheerenden Seuchen ausgesetzt. Unter dem Rindvieh hat wiederholt die Rinderpest gewaltig aufgeräumt, und die Pferde fallen in der Regenzeit massenhaft einer Lungenkrankheit, der sogenannten Pferdesterbe, zum Opfer. Nur „gesalzene" Pferde, d. h. solche, welche die Krankheit schon einmal überstanden haben, sind nahezu gegen sie gefeit, die anderen müssen an sogenannte Sterbeplätze gebracht

Abbildung 2.



Ein Hereropontok.

Abbildung 3.



Eine Hererowerft.

werden, d. h. an Orte, wo die Sterbe wegen der Höhenlage und anderer Umstände nicht auftritt.

Gemeinsam mit den benachbarten Gebieten Südafrikas, die auch in sonstiger Beziehung viele Ähnlichkeiten aufweisen, sind dem Lande die großen und plötzlichen Temperaturschwankungen. Während die außerordentlich starke Abkühlung bei Nacht das Thermometer stellenweise unter den Gefrierpunkt sinken läßt, wird die Tageshitze so stark, daß sie größere Anstrengungen in der Mittagszeit verbietet. Beispielsweise betrug in der Nacht vom 9. zum 10. September 1904 die Temperatur — 9° C., während sie am Mittag des vorhergehenden Tages + 50° C. betragen hatte. Daher sind die Truppen für ihre Märsche auf die frühen Morgenstunden und die späteren Nachmittagstunden angewiesen. Die Hitze bei Tage wird durch die hohe Lage des größten Teils des Schutzgebiets und die gute trockene Luft erträglich gemacht. Die mittlere Jahrestemperatur des Nama- und Damaralandes entspricht ungefähr der des mittleren Italien, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß der Unterschied zwischen Sommer- und Wintertemperatur gering ist, und die kalten Nächte die Durchschnittstemperatur niedriger erscheinen lassen. Der Unterschied zwischen Sommer und Winter liegt hauptsächlich darin, daß im Sommer die erwähnten Regengüsse niedergehen, während der Winter nahezu regenlos ist.

Eine besondere Schwierigkeit für den zum ersten Male im Schutzgebiet tätigen Soldaten liegt darin, daß die klare, durchsichtige Luft alle Gegenstände — besonders in dem höher liegenden Gelände — sehr viel näher erscheinen läßt, als sie es in Wirklichkeit sind. Frisch aus Europa kommende Truppen machen deshalb stets grobe Fehler im Entfernungsschätzen. So berichtet Oberst v. Deimling, bei seiner ersten Fahrt nach Karibib habe er es erlebt, daß ein im Entfernungsschätzen besonders geübter Offizier die Entfernung bis zu einem seitwärts der Bahn gelegenen Berg auf 3200 m geschätzt habe, während sie in Wirklichkeit über 7000 m betrug. Nur ununterbrochene Übung kann selbst die in der Heimat besonders gut ausgebildeten Offiziere und Mannschaften befähigen, in Südwestafrika auch nur annähernd richtig die Entfernung zu ermitteln.

Alle diese Schwierigkeiten, die einer europäischen Truppe durch die Eigenart des Landes erwachsen, lehren von neuem, in wie inniger Wechselwirkung gerade bei kolonialen Unternehmungen Kriegsschauplatz und Kriegführung stehen.

3. Die militärische Lage vor Ausbruch des Herero-Aufstandes.

Die Schutztruppe.

Das südwestafrikanische Schutzgebiet, an Flächeninhalt dem Deutschen Reiche um das Anderthalbfache überlegen, war vor dem Ausbruch des Aufstandes von einer schwachen Schutztruppe besetzt, die, unter Abrechnung der Beurlaubten und Dienstunbrauchbaren, 27 Offiziere, neun Sanitätsoffiziere, drei Veterinäre, einen Zahlmeister, 729 Mann und etwa 800 Pferde zählte. Sie zerfiel in eine Polizeitruppe und in eine etwa 500 Mann

starke Feldtruppe. Die Ausdehnung der Besiedlung und der Handelstätigkeit auf den größten Teil des Schutzgebiets mit Ausnahme des Ovambolandes bedingte nicht nur die Anlage zahlreicher kleiner Polizeistationen, sondern auch die Verteilung der Feldtruppe auf mehrere weitgetrennte Standorte.

Zwischen Polizei- und Feldtruppe bestand eine strenge Scheidung. Die Polizeistationen unterstanden den Vorständen der Zivilverwaltungsbezirke, deren es im ganzen acht gab. Die Feldtruppe war in vier Feldkompagnien und eine Batterie gegliedert; den Kompagnien waren einzelne Geschütze zugeteilt. Vor dem Beginn der Aufstandsbewegung stand die 1. Kompagnie in Windhuk, die 2. in Omaruru, die 3. in Keetmanshoop, die 4. in Outjo, die Batterie in Okahandja. Die Truppe war mithin auf einen Raum von rund 900 km Länge auseinandergezogen. Von jeder Kompagnie war nur etwa die Hälfte in den Stabsquartieren vereinigt; die übrigen Mannschaften waren auf den weit im Lande zerstreut liegenden kleineren militärischen Stationen verteilt. Die Versammlung selbst einer so schwachen Truppenmacht wie eine Kompagnie mußte daher eine geraume Zeit in Anspruch nehmen, und im Falle eines Aufruhrs vermochten die Eingeborenen überall mit Überlegenheit aufzutreten.

Unter solchen Verhältnissen war die Schlagfertigkeit der Truppe nur eine sehr bedingte. Es war ein Zustand, der nur denkbar war, solange die Mehrzahl der Eingeborenen es für gut befand, Frieden zu halten. Auch machten die zahlreichen Abkommandierungen zu Zwecken der Zivilverwaltung die gründliche Durchbildung der Truppe in der Eigenart afrikanischer Kriegführung sehr schwierig.

Die Bewaffnung der Schutztruppe bestand in dem Gewehr 88 und dem Infanterieseitengewehr 71/84. Als Bekleidung diente die seit Jahren als zweckmäßig erprobte Schutztruppenuniform aus grauem Kordstoff, weicher Filzhut, hohe Stiefel aus naturfarbenem Leder.

Bei der vor dem Kriege noch fast abergläubischen Furcht der Eingeborenen vor der Wirkung der Artillerie war die Ausstattung mit Geschützen von besonderer Wichtigkeit. An solchen waren fünf 6 cm-Schnellfeuer-Gebirgsgeschütze und fünf noch aus früherer Zeit stammende, zur Stationsverteidigung bestimmte Feldgeschütze C/73 verfügbar; vier 5,7 cm-Schnelladekanonen befanden sich zur Instandsetzung in Deutschland. Maschinengewehre besaß die Schutztruppe im ganzen fünf.

Die Stationen.

Die Stationen waren sämtlich festungsartig in Form von steinernen Gebäuden oder von Mauern umschlossener Höfe angelegt. Vielfach waren Türme zur Erleichterung der Übersicht erbaut. Für die Aufbewahrung eines größeren Wasservorrats war überall vorgesorgt, meist beherrschten die Festen die Wasserstellen. Diese befestigten Stationen haben sich im allgemeinen während des Aufstandes gut bewährt, zum Teil ermöglichten sie es kleinen Kommandos, sich gegen eine überwältigende Überzahl zu behaupten. Wo sie in Feindeshand fielen, geschah dies durchweg durch Überfall zu Beginn des Aufstandes, ehe die Besatzungen überhaupt an Abwehrmaßregeln dachten.

Die Kriegsvorräte.

In einem Lande, das der Kriegführung so gut wie gar keine Hilfsmittel bietet, ist die Sicherstellung ausreichender Bestände an Munition, Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung von besonderer Wichtigkeit. Auch in dieser Beziehung war ausreichend vorgesorgt. Waffen und Munition waren auf den Stationen auch für die Mannschaften des Beurlaubtenstandes in genügender Menge vorhanden und wurden dauernd ergänzt. Mit Lebensmitteln war die Truppe stets für ein ganzes Jahr im voraus ausgestattet. Auch für die unter Umständen durch die Stationen mit zu verpflegende Zivilbevölkerung war gesorgt, so daß ein Notstand in dieser Hinsicht ausgeschlossen war. An Bekleidung und Ausrüstung wurde außer den Gebrauchsgarnituren eine vollständige, auch für die Mannschaften des Beurlaubtenstandes hinreichende Kriegsgarnitur vorrätig gehalten, außerdem war eine Reserve von 30 vH. vorhanden. Ferner war ein Jahresbedarf an Bekleidung und Ausrüstung in einem Kriegslager in der Heimat niedergelegt. Für weiteren Bedarf war die Firma von Tippelskirch verpflichtet, zwei Drittel des Jahresbedarfs schon im vorhergehenden Etatsjahr fertigzustellen. Es konnte dank diesen Maßregeln allen später eintretenden Bedürfnissen anstandslos genügt werden.

Die Transportmittel.

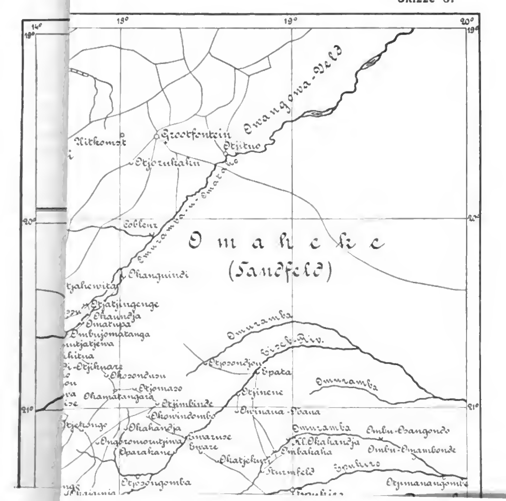
Die für südafrikanische Verhältnisse besonders wichtige Frage der Versorgung der Truppe mit Transportmitteln war in der Weise geregelt, daß auf den Hauptstationen eine, allerdings beschränkte, Anzahl von Wagen und Zugochsen bereitgehalten wurde. Ebenso waren eingeborene Treiber, Leiter, Wächter und Diener etatsmäßig vorhanden; die eingeborenen Soldaten — im ganzen 132 — wurden zugleich als Treiber ausgebildet, ebenso eine Anzahl Unteroffiziere und Mannschaften in der Beaufsichtigung des Wagen- und Zugtiermaterials und in den wichtigsten Herstellungsarbeiten.

Für die Heranführung der Vorräte von der Küste nach den Stapelplätzen im Hererolande war die Truppe auf die Bahn Swakopmund—Windhuk angewiesen. Diese in den Jahren 1899 bis 1902 erbaute Schmalspurbahn besaß, wie bereits erwähnt, eine sehr geringe Leistungsfähigkeit. Im Frieden verkehrten nur vier Züge wöchentlich in jeder Richtung. Die Fahrzeit betrug von Swakopmund bis Windhuk zwei Tage. Infolge der bei der Anlage und bei der Erhaltung beobachteten Sparsamkeit und infolge der in Afrika besonders schnell vor sich gehenden Abnutzung befanden sich Bahn-, Wagen- und Lokomotivmaterial im Herbst 1903 in ziemlich schadhaftem Zustand. Ein großer Teil der Lokomotiven war überhaupt unbrauchbar.

Für den Transport seitwärts der Bahn waren im Lande Ochsen und Wagen in genügender Zahl verfügbar, um den Verkehr unter *gewöhnlichen* Verhältnissen aufrechtzuerhalten und der Truppe für kleinere Unternehmungen die erforderlichen Transportmittel zu liefern. Mangel herrschte nur in bezug auf leicht bewegliche Maultierkarren, die der Truppe rasch überall hin folgen konnten.

Dem Nachrichtenverkehr dienten außer dem der Bahn entlanglaufenden Telegraphen

Skizze 8.



Omaheke
(Sandfeld)
Grootfontein
Otjituo
Aitkomst
Otjoruhakin
Omuramba-u-Omatako
Owangowa-Veld
Coblenz
Okanguindi
Otjatjingenge
Okawindja
Omatupa
Ombujomatanga
Okosondusu
Otjomaso
Okamatangara
Otjimbinde
Okowindombo
Otjekonge
Okahandja
Ongoromountjiwa
Oparakane
Otjosongomba
Omuramba
Otjosondjou
Epata
Otjinene
Owinaua-Naua
Omuramba
Ombu-Osangondo
Kl. Okahandja
Ombahaha
Ombu-Omambonde
Okatjekuru
Sturmfeld
Otjimanangombe

mehrere die wichtigsten Truppenposten miteinander verbindende Heliographenlinien.*) Im übrigen war man auf die Verwendung von Boten angewiesen.

Die an sich zweckmäßige militärische Organisation der Kolonie war den im großen und ganzen friedlichen Verhältnissen angepaßt, die seit 1896 im Schutzgebiete herrschten, und hatte in dieser Zeit allen Anforderungen genügt, insbesondere hatten sämtliche Aufstandsbewegungen einzelner Stämme immer schnell und sicher niedergeworfen werden können. Die militärischen Einrichtungen auf die Möglichkeit einer allgemeinen Erhebung der Eingeborenen zuzuschneiden, dazu lag weder ein erkennbarer Anlaß vor, noch waren die nötigen Mittel dazu verfügbar.

Die Schwäche der Organisation lag vor allem in der zu geringen Zahl der Truppen und in dem Umstand, daß diese zum großen Teil zu Verwaltungszwecken verwendet waren, wodurch ihre Schlagfertigkeit herabgedrückt wurde. Diese Schäden wurden indes bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen durch den hohen soldatischen Wert der Truppe selbst, die aus lauter freiwilligen, ausgesuchten, langgedienten Mannschaften unter Führung meist kriegserprobter, landeskundiger Offiziere bestand. Nicht nur durch die gelegentlichen Expeditionen, sondern auch durch eine systematische, energische Friedensgewöhnung wurden die Mannschaften, soweit es die ungünstigen Verhältnisse, wie z. B. die Abkommandierungen und die Abwesenheit der Pferde auf den Sterbeplätzen, zuließen, abgehärtet und brauchbar gemacht für die schwierige Kriegführung in Südwestafrika. Auch das Pferdematerial wurde mit Eifer und Sachkenntnis auf einem hohen Grade der Leistungsfähigkeit erhalten. Die sicherste Gewähr für erfolgreiche kriegerische Tätigkeit lag jedoch in dem vortrefflichen, kriegerischen Geist, der die ganze Truppe beseelte und sie in der Stunde der Gefahr auch in den schwierigsten Lagen zu größter Hingabe befähigte.

Mannschaften des Beurlaubtenstandes.

Die zunehmende Besiedlung des Schutzgebiets durch deutsche und andere Einwanderer hatte die Aufgaben der Schutztruppe erweitert und die Zahl der Angriffspunkte, an denen ein Aufstand einsetzen konnte, vermehrt; anderseits war in der steigenden Zahl der Siedler, die zum Teil noch dem Beurlaubtenstande angehörten, eine Reserve vorhanden, auf die im Falle der Not zurückgegriffen werden konnte. Nach den vor dem Ausbruch des Aufstandes eingereichten Listen waren 34 Offiziere und 730 ausgebildete Mannschaften der Reserve und Landwehr vorhanden, also eine Zahl, die auch nach Abzug aller Unabkömmlichen und vorübergehend nicht Felddienstfähigen hinreichte, um die eigentliche Feldtruppe annähernd zu verdoppeln. Außerdem wurden noch 138 Landsturmpflichtige eingestellt.

Da ein großer Teil der Reservisten und Landwehrleute aus ehemaligen Angehörigen der Schutztruppe bestand, war ihre Brauchbarkeit nicht gering. Sie haben sich während der ersten schweren Zeit des Aufstandes nach dem übereinstimmenden Urteil ihrer Vorgesetzten durchaus bewährt.

*) Skizze 8.

Schwierig war die Mobilmachung dieser schwachen, auf gewaltigem Raum zerstreuten Mannschaft. Zwar wurden, wie in der Heimat, Listen über die Mannschaften des Beurlaubtenstandes durch die Distriktskommandos geführt und Gestellungsbefehle für sie bereit gehalten. Es war aber nicht zu vermeiden, daß bei einem plötzlichen Ausbruch eines Aufstandes viele Reservisten und Landwehrleute von den Gestellungsbefehlen nicht erreicht wurden und dem Feinde auf ihren einsamen Wohnsitzen in die Hände fielen. Auch die Bewaffnung und Ausrüstung der eingezogenen Ergänzungsmannschaften bereitete unvorhergesehene Schwierigkeiten. Ein Teil der vorhandenen Bestände fiel gleich beim Ausbruch des Kampfes den Hereros in die Hände, so z. B. die in Johann Albrechtshöhe lagernden. Größere Abteilungen von Mannschaften des Beurlaubtenstandes, wie z. B. die in Swakopmund vereinigten, sahen sich von den Magazinen, wo die für sie vorrätig gehaltene Ausrüstung lagerte, abgeschnitten. Die im Besitz der Ansiedler befindlichen Waffen konnten nur einen unvollkommenen Ersatz für die fehlenden oder geraubten bilden. Trotz dieser Schwierigkeiten gelang es, zahlreiche Mannschaften des Beurlaubtenstandes zur Verstärkung der Feldtruppen und zur Besetzung der Stationen verfügbar zu machen. Ihnen schloß sich außerdem eine Reihe von Kriegsfreiwilligen — im ganzen 239 — an, bei denen freilich der gute Wille nicht ohne weiteres die fehlende militärische Ausbildung ersetzen konnte.

Sonstige Hilfskräfte.

Zu diesen Hilfskräften waren dann noch etwa fünfzehn wehrfähige Buren und 120 militärisch ausgebildete Bastards hinzuzurechnen, von denen namentlich die letzteren als Kundschafter und im offenen Kampf gute Dienste geleistet haben. Die Angehörigen der großen Burenansiedlung in Grootfontein-Nord sind hierbei nicht mit eingerechnet, da sie alle zur Verteidigung ihres Besitzes an Ort und Stelle verblieben sind. In den früheren Kämpfen in Südwestafrika haben ferner die eingeborenen Hilfsvölker eine bedeutende Rolle gespielt. Ihre Zahl war oft derjenigen der Deutschen gleichgekommen, und ihre Mitwirkung hatte zu der glatten Unterdrückung der Aufstände wesentlich beigetragen. Sie sind nicht nur als Treiber, sondern auch als Kundschafter unentbehrlich und erleichtern der Truppe die für Europäer in Südwestafrika so außerordentlich schwierige und verlustreiche Aufklärungstätigkeit. Auch zu Beginn des gegenwärtigen Aufstandes konnte die Schutztruppe auf Unterstützung durch Eingeborene rechnen, es wurden im ganzen 290 eingestellt, aber diese Zahl hat infolge des Übergreifens der Aufstandsbewegung auf andere Stämme rasch abgenommen, ein Umstand, der uns die Führung des Kleinkrieges wesentlich erschwert hat. Außer der angegebenen Zahl von Eingeborenen erhielt die Schutztruppe aus dem Schutzgebiet selbst beim Ausbruch des Aufstandes eine Verstärkung von insgesamt 1141 Weißen.

Von außerhalb des Schutzgebiets war für absehbare Zeit keine Hilfe zu erwarten. An Kriegsschiffen befand sich in erreichbarer Nähe nur das Kanonenboot „Habicht". Bei einem Besatzungsetat von rund 130 Köpfen und mangels Ausrüstung mit eigentlichen Landungsgeschützen konnte das Eingreifen dieses Schiffes keine entscheidende

Wirkung haben. Die aus Eingeborenen bestehende Schutztruppe in Kamerun war zur Hilfeleistung ungeeignet, vermochte aber wenigstens mit Waffen, Munition und sonstigen Vorräten auszuhelfen. In der Heimat bestand eine zur schnellen Unterstützung der Schutztruppe geeignete Formation nicht. Außerordentliche Verstärkungen mußten, ebenso wie der alljährliche Ersatz, erst durch Aufgebot von Freiwilligen aus der ganzen Armee zusammengestellt werden, was nicht ohne Zeitverlust und andere Nachteile geschehen konnte. Schneller verwendungsbereit waren die beiden Seebataillone, die aber nach ihrer Zusammensetzung und Ausbildung mehr für den Garnisondienst in den heimischen Kriegshäfen als für überseeische Unternehmungen geeignet waren. So war die Kolonie zunächst wenigstens für längere Zeit auf ihre eigenen militärischen Hilfsmittel angewiesen, und es war ein besonderes Glück, daß sich bei Ausbruch des Aufstandes gerade ein Ablösungstransport der Schutztruppe von vier Offizieren, einem Sanitätsoffizier und 226 Mann auf der Fahrt nach dem Schutzgebiet befand. Leider war dieser als Friedenstransport nicht mit Munition ausgerüstet.

Dies waren die Machtmittel, über die man beim Beginn des Aufstandes zunächst verfügen konnte, gegenüber einem Feinde, der an Zahl weit überlegen war.

Zahl und Organisation der Eingeborenen.

Die genaue Zahl der waffenfähigen Männer der in Betracht kommenden Stämme läßt sich mit Sicherheit nicht angeben, da eine Zählung niemals stattgefunden hat. Eine vom General Leutwein ausgehende Schätzung nimmt die Zahl der Krieger, wie folgt, an:

Hereros	7000	bis	8000	Mann,
Bondelzwarts	300	"	400	"
Bethanier	200	"	300	"
Feldschuhträger	100	"	150	"
Witbois	500	"	600	"
Franzmann-Hottentotten	500	"	600	"
Rote Nation			50	"

Die Stämme und Stammesteile unterstanden sogenannten Kapitänen, deren Einfluß an sich nicht gerade groß und je nach der Persönlichkeit des Kapitäns natürlich sehr verschieden war. Da sie seit Aufrichtung der deutschen Herrschaft die Mittelspersonen zwischen der Regierung und der Eingeborenenbevölkerung bildeten, war ihre Bedeutung in den letzten Jahren gestiegen. Eine umfassende Organisation der großen Bevölkerungsgruppen bestand nicht. Die Oberherrschaft, die von früherer Zeit her noch Samuel Maherero über die Hereros und Hendrik Witboi über die Hottentotten ausübte, war sehr beschränkt. Immerhin waren die in der Mitte des Schutzgebiets verhältnismäßig eng zusammenwohnenden, durch Stammesunterschiede weniger zerrissenen Hereros zu gemeinsamem Handeln mehr befähigt als die vielgeteilten, in dem weiten Großnamaland zerstreuten Hottentotten, die immer nur vorübergehend die kräftige Hand eines Emporkömmlings, zuletzt die Gewaltpolitik Hendrik

Witbois vereinigt, und deren Stammesfehden erst die deutsche Regierung zum Stillstand gebracht hatte.

Die Bewaffnung der Eingeborenen.

In einem Lande, in dem Jahrzehnte hindurch der Krieg der dauernde Zustand und der Waffen- und Munitionshandel das einträglichste Geschäft gewesen war, konnte es an Feuerwaffen und Schießbedarf nicht fehlen. Waren doch allein von Kapstadt in der Zeit von 1882 bis 1893 auf dem Seewege 2586 Gewehre, über eine Million Patronen und eine große Menge Munitionsmaterialien eingeführt worden. Was sonst an Waffen und Munition von Händlern und „Konzessionsjägern" in dieser Zeit in Südwestafrika abgesetzt worden ist, entzieht sich jeder Berechnung. Man nimmt an, daß 20 000 bis 30 000 Gewehre auf diese Weise in das Land gekommen sind. Die Versuche der deutschen Regierung, den Besitz der Eingeborenen an Waffen und Munition, diese stete Gefahr für die Ruhe im Schutzgebiet und für Leben und Sicherheit der Europäer, durch Erlaß eines Waffeneinfuhrverbots, Monopolisierung des Waffen- und Munitionshandels und Anordnung einer periodischen Abstempelung sämtlicher Feuerwaffen allmählich einzuschränken, hatten zur Zeit des Aufstandes die beabsichtigte Wirkung noch nicht hervorgebracht und konnten sie auch nicht haben. Denn wenn auch die Verhinderung der Waffeneinfuhr zur See verhältnismäßig leicht und einfach zu bewirken war, so war die Beaufsichtigung der ausgedehnten, im Norden ganz außerhalb des Machtbereichs der Deutschen gelegenen Landgrenzen einfach unmöglich. Wie weit über diese eine unerlaubte Waffeneinfuhr stattgefunden hat, wird niemals festzustellen sein; daß sie erfolgt ist, steht fest. Die Kontrolle der aus der Zeit vor der Aufrichtung der deutschen Schutzherrschaft stammenden Waffen- und Munitionsbestände war ebenfalls nicht mit voller Sicherheit durchzuführen. Nichts war einfacher, als in dem weiten, menschenleeren Lande alles das zu verbergen, was man den Augen der Deutschen entziehen wollte. Tatsächlich besaßen einzelne Großleute vollkommene Munitionsmagazine, deren Bestände vor allem bei den Hereros, die keine großen Jäger sind und unter deutscher Herrschaft seit 1896 fast ununterbrochen Frieden gehabt hatten, lange vorhalten mußten. Völlig irrig ist aber die viel verbreitete Behauptung, daß die deutsche Regierung selbst den Eingeborenen die Waffen geliefert hätte, mit denen später die Aufständischen gegen uns ins Feld zogen. Es ist wohl vorgekommen und bei der Unentbehrlichkeit eingeborener Hilfstruppen auch gar nicht zu vermeiden gewesen, daß die deutsche Regierung bei Aufständen verbündete Stämme mit Waffen versehen hat, diese sind aber stets nach Beendigung der Feindseligkeiten wieder eingezogen worden. Verkauft hat die Regierung seit Einführung des Regierungsmonopols im ganzen nur 141 Gewehre M/71 und eine unbedeutende Menge Patronen und Munitionsmaterialien. Davon ist ein großer Teil jedenfalls in Händen der weißen Ansiedler geblieben. Trotzdem aber mußte man bei jedem Aufstand damit rechnen, daß Waffen und Munition in reichlichem Maße im Besitz der Eingeborenen waren.

Abhilfe hätte nur eine planmäßige Entwaffnung der Eingeborenen bringen können. Diese würde aber bei deren kriegerischem Sinn und ihrer Liebe zu den Waffen einen allgemeinen Aufstand hervorgerufen haben. Daß die absichtliche Erregung eines solchen nicht den Wünschen der Regierung entsprechen konnte und auch dem Sinne der im Namen Seiner Majestät des Kaisers mit den Stammeshäuptlingen abgeschlossenen Schutzverträge zuwiderlief, liegt auf der Hand.

Tatsächlich waren bei Ausbruch des Aufstandes nach zuverlässiger Schätzung etwa zwei Drittel der waffenfähigen Eingeborenen mit guten, neuzeitlichen Hinterladern deutscher und vor allem englischer Herkunft und reichlicher Munition ausgestattet. Außerdem waren Vorderlader und Jagdgewehre in größerer Zahl vorhanden. Durch die Überfälle gegen die weißen Farmer und die kleinen Stationen fielen den Eingeborenen weitere Gewehre neuester Art und zahlreiche Patronen in die Hände. Man hatte es also mit einem wohlbewaffneten Feinde zu tun, der seine Waffen- und Munitionsvorräte dauernd durch Zufuhr über die Grenze und durch die bei Überfällen erbeuteten Gewehre und Patronen ergänzen konnte.

Alles dies zeigt, daß es sich hier nicht, wie bei manchen Kolonialkriegen anderer Mächte, um einen Kampf gegen Wilde handelte, die in naivem Fanatismus, mit Schwertern und Spießen in der Hand, in das Feuer ihres Gegners hineinrennen und sich leicht mit Maschinengewehren niedermähen lassen, wie z. B. die Mahdisten bei Omdurman. Es galt vielmehr, einen Feind zu bekämpfen, der vermöge der Zucht seiner Stammesorganisation, seiner modernen Bewaffnung und seiner kriegerischen Gewöhnung ein nicht zu verachtender Gegner war. Im Gefecht ist es gleich, ob der Krieger schwarze oder weiße Hautfarbe hat, ob er mit Hose und Rock oder nur mit einem Schurz bekleidet ist, wenn er es nur versteht, hinter Busch und Strauch verborgen oder durch Felsstücke gedeckt, einen sicheren Schuß zu tun. Unsere Gegner standen an Gewandtheit und Schießfertigkeit den von den Engländern bekämpften Buren nicht nach. An kriegerischem Wert und Entschlossenheit des Handelns übertrafen sie diese sogar bei weitem.

Die Erhebung der Bondelzwarts. Oktober 1903

Die schon längst ersehnte günstige Gelegenheit zur Empörung schien den Hereros gekommen, als die im Herbst 1903 bei den Bondelzwarts ausgebrochenen Unruhen den Gouverneur und den größten Teil der Schutztruppe aus dem Hererolande nach dem äußersten Süden des Schutzgebiets gerufen hatten.

Die Bondelzwarts, einer der im 18. Jahrhundert von Süden eingewanderten Hottentottenstämme, bewohnen im Südosten der Kolonie ein 45 000 qkm großes, von den Großen Karasbergen und der englischen Grenze umschlossenes Gebiet. Dieses bildet eine sehr wasserarme, steinige Hochebene, die zu den mindestwertigen Teilen des Schutzgebiets gehört. Es ist sehr dünn bevölkert. Die Zahl der Weißen betrug im Jahre 1903 161, die der Bondelzwarts ist nicht genau bekannt. Die Angaben

über die Zahl der waffenfähigen Männer schwankten zwischen 300 und 700. Deutscherseits waren mehrere Stationen im Bondelzwartlande mit zusammen einem Offizier, drei Unteroffizieren, zwölf Reitern und zwei Zivilpolizisten besetzt, von denen sich der Offizier mit zwei Unteroffizieren und fünf Reitern im Hauptorte Warmbad befand.

Die Bondelzwarts, die seinerzeit ihre Unabhängigkeit sogar gegen die Übermacht Hendrik Witbois behauptet hatten, standen seit 1890 in einem Schutz-Vertragsverhältnis mit der deutschen Regierung. Ihre Haltung war indes immer unzuverlässig gewesen. Sie stellten auch der für 1903 angeordneten, erneuten Waffenabstempelung Widerstand entgegen. Als infolgedessen der Distriktschef von Warmbad, Leutnant Jobst, sich am 25. Oktober mit dem Sergeanten Snay, zwei Reitern und zwei Ansiedlern in die Werft des Kapitäns Willem Christian begab, um diesen zu verhaften, kam es zu offenen Widersetzlichkeiten. Es entstand ein Kampf, in dem Leutnant Jobst, Sergeant Snay und der Ansiedler Kuhn fielen und ein Reiter verwundet wurde. Auch Willem Christian wurde getötet. Die übriggebliebenen Deutschen retteten sich in die Station. Diese wurde von dem Leutnant a. D. von dem Bussche mit zwölf Mann behauptet. Ein Eingeborener brachte die Nachricht von dem Vorgang schon am 29. Oktober nach dem Hauptort des Südbezirks, Keetmanshoop, von wo noch an demselben Tage das Gouvernement durch den Lichtfernsprecher verständigt wurde.

Da wegen gleichzeitiger Unruhen an den Großen Karasbergen der größere Teil der in Keetmanshoop liegenden 3. Feldkompagnie am 27. dorthin abgerückt war, hatte der Stationschef, Hauptmann v. Koppy, nur vier Unteroffiziere und vierzehn Reiter zur Verfügung. Mit diesen brach er unverzüglich auf und traf nach sehr schnellem Ritt am 1. November in dem 278 km von Keetmanshoop entfernten Warmbad ein. Die Bondelzwarts, die bis unmittelbar an die Station herangekommen waren, zogen sich bei Annäherung der kleinen Schar nach Sandfontein, an dem Wege Warmbad—Ramansdrift, zurück.

Gefecht bei Sandfontein. 20./22. November 1903.

Zu ihrer Niederwerfung mußte das Herankommen von Verstärkungen abgewartet werden. Hierfür kam zunächst in Betracht die 3. Feldkompagnie, die auf die Nachricht von dem Aufstand bei Warmbad ihren Marsch nach den Karasbergen aufgab und die Unterdrückung der dort ausgebrochenen Unruhen einer Abteilung Witbois unter dem Hauptmann der Reserve v. Burgsdorf überließ. Sie traf am 1. November wieder in Keetmanshoop ein, verstärkte sich durch eingezogene Reservisten und erreichte am 16. Warmbad. Nachdem dann auch noch eine Witboiabteilung unter dem Oberleutnant Grafen v. Kageneck herangekommen war, ging Hauptmann v. Koppy trotz schwieriger Wasser- und Weideverhältnisse zum Angriff über, vertrieb die Bondels am 20./21. November nach heftigem Kampf aus ihrer schwer zugänglichen Stellung und erbeutete viel Vieh und eine Menge Vorräte aller Art. Die Bondels teilten sich in eine östliche Gruppe um Hartebeestmund und eine westliche in der Gegend von Ukabis.

Unterdessen waren aus dem Norden weitere Verstärkungen herangekommen. Es war dies die rund 100 Mann starke 1. Feldkompagnie unter dem Oberleutnant Grafen v. Stillfried, die Windhuk am 1. November verlassen hatte und schon am 19. nach Zurücklegung von 565 km in Keetmanshoop eintraf, die Gebirgsbatterie von Heydebreck, die Windhuk am 4. November verließ und eine Bastardabteilung unter Oberleutnant Böttlin, das Ganze unter dem Befehl des stellvertretenden Kommandeurs der Schutztruppe, Hauptmann v. Fiedler. Trotz dieser Verstärkungen war eine schnelle Niederwerfung der Aufständischen unmöglich. Verpflegungsschwierigkeiten verhinderten jede größere Unternehmung. Hauptmann v. Fiedler beschränkte sich darauf, im Süden die Bondels mit der Masse der deutschen Truppen zu beobachten, während Hauptmann v. Heydebreck die Karasberge leicht abgesperrt hielt. So konnten die Aufständischen Ende November die Zollstation Uhabis überfallen und zwei deutsche Reiter töten sowie Anfang Dezember den mit einigen 20 Bastards auf einer Erkundung gegen Hartebeestmund begriffenen Oberleutnant Böttlin zum Übertritt auf englisches Gebiet zwingen.*) Gegen die nördliche Gruppe der Aufständischen lieferte am 10. Dezember Hauptmann der Reserve von Burgsdorf ein siegreiches Gefecht am Südrande der Großen Karasberge.

Der Gouverneur begibt sich nach dem Süden. Dezember 1903.

Der langsame Fortgang der Operationen hatte den Gouverneur veranlaßt, sich Anfang Dezember selbst nach dem Süden zu begeben. Auf eine bestimmte Meldung hin, nach der ein Teil der Bondelzwarts sich mit den Aufständischen in den Karasbergen vereinigt haben sollte, ordnete er in Erwartung einer allgemeinen Erhebung im Südbezirk am 25. Dezember von Keetmanshoop aus die Heranziehung der allein noch im mittleren Schutzgebiet stehenden 2. Schutztruppen-Kompagnie Franke aus Omaruru an, weniger wegen der Zahl der zu bekämpfenden Feinde als wegen des schwierigen Kriegsschauplatzes, auf dem nur eine große Überlegenheit schnelle und sichere Erfolge versprach.

Die Bondelzwarts unterwerfen sich. Januar 1904.

Es sollte jedoch nicht mehr zu dem beabsichtigten umfassenden Vorgehen gegen die Aufständischen kommen. Schon am 27. Dezember hatte sich Hauptmann v. Fiedler veranlaßt gesehen, mit dem neuen Kapitän der Bondels, Johannes Christian, in Humsdrift einen Waffenstillstand abzuschließen, während der Gouverneur selbst Verhandlungen mit dem Führer der Aufständischen in den Karasbergen, Claas Matros, anknüpfte. Bis zum 27. Januar gelang es dann, in Kalkfontein mit den aufständischen Kapitänen einen Friedensvertrag zustande zu bringen. Nach diesem hatten die Bondels sämtliche Waffen und Munition abzugeben, die Karasberge und weiteres noch zu bestimmendes Kronland abzutreten sowie alle des Mordes oder Raubes beschuldigten Stammesangehörigen auszuliefern, unter denen auch Morenga

*) Die englische Regierung gestattete dem Oberleutnant Böttlin und seinen Leuten, auf dem Seewege in das Schutzgebiet zurückzukehren; er hat sich später im Feldzuge gegen die Hereros als Führer der Bastardabteilung besonders hervorgetan.

und die Brüder Jakob und Eduard Morris aufgeführt waren. Es gelang diesen jedoch, auf englisches Gebiet zu flüchten, worauf sie als Mörder erklärt und geächtet wurden. Diese drei sollten später nach dem Ausbruch des allgemeinen Aufstandes den deutschen Truppen noch viel zu schaffen machen.

Der Vertrag, der die Schutztruppe für die Verwendung im Norden frei machte, war angesichts der dort eingetretenen Ereignisse sicher sehr erwünscht. Es fehlte aber nach dem Abrücken eines großen Teils der Verstärkungen im Süden die nötige militärische Macht, um die Ausführung der Friedensbedingungen zu erzwingen. Die Bondelzwarts haben die Möglichkeit, sich vor allem der verhaßten Waffenabgabe zu entziehen, nicht unbenutzt gelassen.

Die Lage im Hererolande nach dem Abmarsch der 1. und 2. Kompagnie.

Der Gouverneur war sich nicht im unklaren darüber gewesen, daß die Entblößung des mittleren Schutzgebiets, insbesondere das Wegziehen der letzten dort verfügbaren Feldtruppe, eine bedenkliche Sache war. Niemand kannte besser als das Haupt der Regierung die mancherlei Gründe zur Unzufriedenheit, die die Hereros hatten, das Schuldenwesen, die Landfrage, die Bedrückungen durch die Händler, die wirtschaftlichen und Rassengegensätze aller Art. Doch hatte man sich nach den Erfahrungen der letzten acht Jahre daran gewöhnt, in dem Herero einen geduldigen, lenksamen Untertan zu sehen, auch war die zweifelsohne vorhandene Gärung den Augen der Europäer auffallenderweise ganz verborgen geblieben. Wer konnte ahnen, daß die Abreise des Gouverneurs und der Abmarsch der Friedensbesatzungen in den Köpfen der Eingeborenen solch gefährliche Pläne reifen lassen würden!

Zur Aufrechterhaltung der Ruhe in den von Truppen fast völlig entblößten Gebieten waren am 25. Dezember im Norden mit Ausnahme der Bezirke Outjo und Grootfontein die Mannschaften des Beurlaubtenstandes eingezogen worden. Sie dienten dazu, die zur Verstärkung der Feldkompagnien verwendeten Distrikts- (Polizei-) mannschaften zu ersetzen und an Stelle der 1. und 2. Feldkompagnie je eine Ersatzkompagnie in Windhuk und Omaruru zu bilden. Bei der Einberufung wurden die bürgerlichen Verhältnisse möglichst berücksichtigt, vielfach trat Befreiung von der Einstellung ein, die eingezogenen Mannschaften blieben größtenteils an ihren Wohnsitzen und versahen lediglich neben ihren bürgerlichen Geschäften den Wach- und Polizeidienst. Da keinerlei bestimmte Anzeichen für den Ausbruch von Unruhen vorlagen, war dies auch ganz natürlich. Die volle Durchführung der Mobilmachung, durch die die Ersatzformationen vielleicht um 100 Mann stärker geworden wären, hätte den Aufstand kaum verhindert, höchstens den einen oder anderen Reservisten oder Landwehrmann rechtzeitig von seinem gefährdeten Wohnsitz weggeführt und ihn vor der Ermordung durch die Hereros bewahrt.

So hatten diese zu Beginn des Jahres 1904 tatsächlich nur mit der weit im Norden verteilten 4. Kompagnie und schwachen, wenig leistungsfähigen, unzureichend

mit Offizieren besetzten Ersatzformationen zu rechnen. Konnten sie wohl je einen günstigeren Augenblick für den von ihnen geplanten Aufstand finden?

4. Der Ausbruch des Aufstandes im Hererolande.

Die ersten Anzeichen des Aufstandes im Osten und Norden. Januar 1904.

Die Hereros hatten es so gut verstanden, ihre innersten Gedanken und Absichten vor den Deutschen zu verbergen, daß diesen der Ausbruch des Aufstandes zu jener Zeit völlig überraschend kam. Allerdings war schon in den ersten Tagen des Januars an den stellvertretenden Gouverneur, Oberrichter Richter, die Nachricht gelangt, daß im Distrikt Gobabis Viehdiebstähle von Hereros bei Weißen ausgeführt worden seien, und die Schuldigen sich auf die Aufforderung zur Rückgabe des Viehs frech benommen hätten. Auch in den Distrikten Karibib und Okahandja waren schon in den ersten Januartagen Fälle von Widersetzlichkeit Eingeborener gegen ihre weißen Arbeitgeber vorgekommen. Doch dies war nichts so sehr Ungewöhnliches und bot weiter keinerlei Anlaß zu ernsteren Besorgnissen. Erst am 10. Januar traf über Okahandja eine Nachricht aus dem Norden ein, die bedenklicher lautete. Dort hatten nach einer durch einen Brief des Missionars Eich bestätigten Meldung des Stationsältesten von Waterberg, Sergeanten Rademacher, die Hererogroßkapitäne seit einigen Tagen alle erhältlichen Pferde, Sättel, Zaumzeuge, Kleider und Decken ohne Rücksicht auf die Preise aufzukaufen begonnen und angeblich in Otjikururume eine Beratung veranstaltet. Auf deutscher Seite glaubte man jedoch auf die alte bewährte Zuverlässigkeit der Großkapitäne noch rechnen zu können und von diesen keinerlei ernstliche Unruhen befürchten zu müssen.

Die Hereros ziehen sich bei Okahandja zusammen. 10./11. Januar.

Erst die in der Nacht zum 11. Januar und am Vormittage des 11. in Windhuk einlaufenden Meldungen des Distriktschefs von Okahandja, Oberleutnants der Reserve Zürn, daß nach Angabe eines Händlers mehrere hundert bewaffnete und berittene Hereros gegen Okahandja anrückten, daß 200 bis 300 Hereros bewaffnet in der Nacht durch Okahandja geritten seien und sich bei Osona gelagert hätten und daß der Oberhäuptling Samuel Maherero aus Okahandja verschwunden sei, zeigten die Gefahr in ihrer ganzen Größe. Es wurden nun zunächst alle nach Lage der Verhältnisse noch möglichen Maßregeln zur Rettung der im Lande zerstreut wohnenden Farmer getroffen. Nach Okahandja wurde von Windhuk aus mit der Bahn noch am Morgen des 11. eine Verstärkung von 20 Mann gesandt, auch die Verstärkung der nur von zwei Unteroffizieren und drei Mann besetzten Station Waterberg versucht. In Windhuk wurden alle noch verfügbaren Mannschaften des Beurlaubtenstandes einschließlich des Landsturms und der Ersatzreserve eingezogen und die nicht landsturmpflichtigen Männer als Freiwillige eingestellt. Schließlich versuchte der Bezirksamtmann von Windhuk, Bergrat Duft, durch Anknüpfung persönlicher Verhandlungen mit dem Oberhäuptling noch im letzten Augenblick den Ausbruch offener Feindseligkeiten zu hintertreiben. Es war indes

schon zu spät, der Stein war ins Rollen geraten, und nichts konnte das über das Schutzgebiet hereinbrechende Unheil mehr aufhalten.

In welcher Weise der Aufstand geplant und vorbereitet worden ist, wer die eigentlich treibenden Persönlichkeiten gewesen sind, welche fremden Einflüsse dabei mitgewirkt haben, ob überhaupt ein klarer Plan bestanden hat oder ob die Einheitlichkeit und Gleichzeitigkeit des Ausbruchs doch mehr einem Zufall zuzuschreiben ist, darüber bestehen bis jetzt nur Vermutungen, und da ein großer Teil der Mitschuldigen tot oder ausgewandert ist, wird diese Frage kaum je ganz aufgeklärt werden. Die Tatsache, daß ziemlich gleichzeitig am 12. Januar die Hereros im ganzen mittleren Schutzgebiet alle Weißen mit Ausnahme der Engländer, Missionare und Buren zum Teil mit viehischer Grausamkeit zu ermorden, die Farmen zu plündern und alles Vieh, dessen sie habhaft werden konnten, zu stehlen begannen, läßt auf einen wohlüberlegten und wohlvorbereiteten Plan schließen. Viel Wahrscheinlichkeit hat anderseits die Vermutung für sich, daß der Entschluß zum Aufstand nur von einer sehr kleinen Partei, den jüngeren Großleuten, bestehend aus jungen Kapitänen und den Söhnen der Alten, die eine Art „Adelspartei" bildeten, gefaßt worden ist. Die Masse der Hereros, vor allem die sogenannten Feldhereros, werden von diesem Entschluß wohl kaum vorher gewußt haben und sind, wie man glaubt, von der Tatsache der Ermordung der Weißen genau so überrascht worden, wie diese selbst. Die Furcht vor einer Bestrafung des gesamten Stammes für die Übeltaten einzelner hat dann wohl alle Hereros zu gemeinsamem Aufstande vereinigt.

Bei der Plötzlichkeit des Ausbruchs hatten nur wenige der vereinzelt wohnenden Farmer rechtzeitig gewarnt werden können; von diesen glaubten viele nicht an eine ernste Gefährdung ihrer Person und versäumten es, sich rechtzeitig nach einer Station zu retten. Den Stationen gegenüber verhielten sich die Hereros im allgemeinen zunächst abwartend. Wirklich angegriffen wurden nur solche, die eine geringe Besatzung hatten; die größeren wurden lediglich beobachtet.

Wie völlig überraschend der Regierung alle diese Ereignisse gekommen waren, geht aus einem Bericht des kaiserlichen Gouverneurs hervor:

„Der Aufstand," heißt es hier, „ist der Regierung wie den Missionaren und Ansiedlern gleich unerwartet gekommen. In nie für möglich gehaltener Weise haben die Hereros ihre Absichten zu verbergen gewußt und sind dann mit einem Schlage losgegangen. Es war die reine sizilianische Vesper. Ich habe mit den Hereros nunmehr zehn Jahre zu tun und glaube sie zu kennen, aber ein derartiges gemeinsames und tatkräftiges Handeln hätte ich ihnen niemals zugetraut. ..... Ich hätte niemals an einen elementaren Ausbruch geglaubt, wie er jetzt erfolgt ist."

Die Ereignisse nahmen nunmehr einen schnellen Verlauf.

In Okahandja war am 11. die von Windhuk abgesandte Verstärkungsabteilung, bestehend aus einem Offizier, sechs Unteroffizieren, elf Mann, begleitet vom Bergrat Duft, ungefährdet eingetroffen. Sie fand die Einwohnerschaft bereits in lebhafter Erregung. Die Station war zur Verteidigung vorbereitet, die Türme mit Posten besetzt und die Besatzung durch Mannschaften des Beurlaubtenstandes verstärkt. Mehrere Farmer aus der Umgegend hatten sich bereits in den Schutz der Station begeben. Der Versuch, mit Samuel Maherero in Verbindung zu treten, scheiterte, Samuel war und blieb aus seinem Wohnsitz verschwunden. Ein anderer Kapitän, Ouanja aus Otjikururume, versuchte dem Bergrat Duft gegenüber die Ansammlung der Hereros als harmlos, durch Kapitäns- und Erbschaftsstreitigkeiten veranlaßt hinzustellen. Da jedoch von verschiedenen Seiten bestimmte Nachrichten über die Aufstandsabsichten der Hereros eingingen, beantragte Oberleutnant d. R. Zürn die Überweisung eines Maschinengewehrs aus Windhuk und entsandte gegen Abend eine Patrouille unter dem Feldwebel Kühnel nach Norden zur Warnung der Ansiedler. Diese Patrouille war jedoch zu spät entsandt worden und wurde selbst von den Hereros niedergemacht.

Die Hereros eröffnen die Feindseligkeiten bei Okahandja.

Die Nacht zum 12. und die ersten Vormittagsstunden dieses Tages verliefen noch ruhig. Bergrat Duft wurde jedoch bei einem Gang außerhalb der Station von einem alten Herero dringend gewarnt weiterzugehen und entdeckte zu seinem Erstaunen eine große Menge Hereros, die um das Haus des Oberhäuptlings Samuel versammelt waren. Gleichzeitig besetzten bewaffnete Hereros eine Klippe in der Nähe des Orts. Bergrat Duft kehrte sodann nach der Feste zurück. Bald darauf wurden die wenigen Weißen, die unvorsichtigerweise in ihren Häusern geblieben waren, überfallen und ermordet, nur eine einzige Frau entkam verwundet in die Station. Die Feste selbst wurde von nahegelegenen Klippen und Häusern unter Feuer genommen, und die Plünderung des Ortes begann.

12. Januar.

Die Besatzung — alles in allem 71 Männer — mußte sich angesichts der Übermacht der Hereros auf die Abwehr beschränken. Man verbaute die Veranda und die Eingänge der Station mit Säcken und verteilte die Mannschaften auf die verschiedenen Posten. Erst als gegen 1[00] mittags aus südöstlicher Richtung Maschinengewehrfeuer gehört wurde, versuchte Oberleutnant Zürn einen Ausfall mit 21 Mann, mußte aber nach etwa dreiviertel Stunden infolge überlegenen Feuers des Feindes wieder umkehren. Die Plünderung der Wohnhäuser, der Warenlager und des Zollschuppens nahm ihren Fortgang. Am folgenden Tage versuchte Oberleutnant Zürn, da wiederum Maschinengewehrfeuer zu hören war, noch einmal einen Ausfall, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Im übrigen blieb es dabei, daß die Hereros die Feste umlagert hielten und gelegentlich beschossen. Vor der Zerstörung der Telegraphenleitung hatte Oberleutnant Zürn noch rechtzeitig Meldung über die Ereignisse nach Swakopmund ge-

sandt und um Verstärkung durch Mannschaften des in Kapstadt liegenden Kanonenboots „Habicht“ gebeten.

Die Erhebung der Hereros um Windhuk.

Etwa gleichzeitig wie bei Okahandja war auch um Windhuk der Aufstand ausgebrochen. Dort waren am 12. Januar auf die ungünstigen Meldungen aus Okahandja umfassende Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Die Feste, die im Notfall als letzter Zufluchtsort dienen mußte, wurde reichlich mit Proviant versehen und in ihrer unmittelbaren Nähe eine Wasserstelle erschlossen. Frauen und Kinder wurden nachts in der Feste geborgen. Die Besatzung, die dem Oberleutnant Techow unterstand und durch die Einberufungen auf zwei Offiziere und etwa 230 Mann gebracht worden war, richtete einen umfassenden Sicherheitsdienst ein. Ihre Stärke und Wachsamkeit ließ den Hereros einen Angriff nicht geraten erscheinen. Ein am 15. Januar anscheinend geplanter Angriff wurde aufgegeben, als die Hereros schon an den Eingängen von Klein-Windhuk auf Widerstand stießen. Um so schlimmer hausten ihre Banden in der Umgegend, wo das ganze Farmgebiet ausgeplündert und alle Weißen ermordet wurden, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten. Nur die Polizeistationen Seeis und Hohewarte konnten sich behaupten, nachdem sie durch einige aus der Umgegend zugezogene Farmer verstärkt worden waren. Die Dreistigkeit der Hereros, deren größte, östlich Windhuk herumstreifende Bande Friedrich Maherero, der Sohn Samuels, führte, war so groß, daß sie häufig in allernächster Nähe von Windhuk Vieh stahlen.

Die Ereignisse westlich von Okahandja.

Westlich Okahandja an der Eisenbahn wurden die Stationen Wilhelmstal und Okasise von den Hereros überfallen und zerstört sowie alle Weißen ermordet. Dagegen konnten sich die größeren, durch Zuzug von Ansiedlern und Bahnbeamten verstärkten Stationen Karibib und Waldau, obwohl dauernd bedroht, vorläufig halten. Karibib wurde außerdem von Swakopmund aus durch 31 Freiwillige unter dem Leutnant der Reserve Laubschat verstärkt. Die Bahnlinie und der Telegraph wurden an vielen Stellen mehr oder minder gründlich unterbrochen. Westlich Karibib wurden die Bahn und die Niederlassungen nicht ernsthaft gefährdet, insbesondere geschah nichts gegen den Hafenort Swakopmund.

Die Lage um Omaruru.

Um Omaruru blieb bis zum 15. Januar alles ruhig. In der Nacht zum 15. konnte der Oberleutnant v. L. Kuhn noch unbehelligt von dort nach Karibib gelangen, während Stabsarzt Dr. Kuhn die Führung der 2. Ersatzkompagnie und den Befehl in der Station übernahm. Es hatte den Anschein, daß die dortigen Hereros von den Ereignissen überrascht und unschlüssig waren. Trotzdem ließ Stabsarzt Kuhn sofort alle Vorbereitungen zur Verteidigung treffen.

Erst am Morgen des 15. begann der Viehraub in dem Teil des Omarurubezirks, welcher dem Okahandjastamme benachbart war; die Häuptlinge fehlten bei der üblichen Besprechung mit dem Stationschef. Stabsarzt Kuhn beschloß, äußerlich den Hereros zunächst noch volles Vertrauen zu schenken und sich weiterhin mit den

Häuptlingen zu besprechen, um diese hinzuhalten und dadurch Zeit für die Vorbereitungen zur Verteidigung zu gewinnen.

Hierdurch gelang es ihm, trotzdem die Sendboten des Okahandjastammes bereits unter dem Volke wühlten und besonders die jüngeren Elemente zum Aufruhr trieben, noch rechtzeitig wertvolles Kriegsmaterial in Sicherheit zu bringen sowie die Heliographenstationen Okawakuatjiwi und Etaneno einzuziehen. Ferner gelang es, eine stärkere Patrouille durch mehrere Hinterhalte wohlbehalten nach Okombahe zu entsenden. Ihr Erscheinen daselbst hielt den Stamm der Bergdamaras, die den Deutschen später so wertvolle Dienste leisteten, vom Aufruhr ab. Schließlich konnten sich alle deutschen Ansiedler von Omaruru mit Frauen und Kindern und der wichtigsten Habe in die drei Kasernen der 2. Feldkompagnie retten. Mit Rücksicht auf die geringe Stärke der Besatzung, welche nach Abgang der Patrouillen aus 39 gedienten Leuten bestand, gab Stabsarzt Kuhn das sehr ungünstig zwischen Felsen gelegene alte Stationsgebäude auf und befestigte in der Nacht vom 16. zum 17. die Außenseite der drei Kasernen.

Im Laufe des 17. wurden noch alles Vieh und die wichtigsten Bestände aus der Station in die Kaserne geschafft, während die Ansammlung der Hereros in Omaruru auf der nördlichen Flußseite immer mehr zunahm. Am Nachmittag näherte sich ein Wagen mit der Frau eines ermordeten Ansiedlers nebst ihren zwei Kindern, begleitet von einem Unteroffizier der Ersatzkompagnie, dem Ort. Der Unteroffizier wurde ermordet; die zu seiner Rettung entsandte Patrouille wurde von großen feindlichen Massen umringt und mußte sich, auf das heftigste beschossen, zurückziehen. Die Witwe mit den Kindern wurde verschont und später von dem Missionar Dannert, der in seinem Missionsgehöft zu Omaruru geblieben war, geborgen. Zwischen der Besatzung und den Hereros entspann sich sofort, als die Schüsse von dem Wagenüberfall aus der Ferne vernehmbar wurden, ein heftiges Feuergefecht, bei dem auf deutscher Seite ein Feldgeschütz C/73 sehr kräftig mitsprach. Von diesem Augenblick ab wurde die Kaserne oder „neue Station" von den Hereros umlagert und zeitweilig beschossen. Es gelang indes, den Feind, der sich am Morgen des 18., gedeckt durch Klippen, Termitenhügel und Buschwerk, der Kaserne bis auf 150 m genähert hatte, durch das Geschützfeuer und durch Gewehrfeuer aus dem beherrschendem Turm in der Mitte des Hofes aus der nächsten Umgebung zu vertreiben.

Am 27. Januar machte die Besatzung einen Ausfall in die von den Hereros besetzten Häuser auf der anderen Flußseite, um vor allem die Stärke des Feindes festzustellen. Bei dem sich entspinnenden Gefecht verlor die Ausfallabteilung einen Toten und einen Verwundeten; der Feind hatte, da er völlig überrascht war, zahlreiche Verluste. Hierdurch in Wut versetzt, machte er am Abend einen energischen Versuch, die neue Station zu erstürmen, wurde aber mit geringer Mühe zurückgewiesen.

Der Aufstand im nördlichen Hererolande.

Schlimmer erging es der kleinen Station Waterberg. Dort war bis zum 14. Januar alles ruhig geblieben, auch keinerlei Nachricht über den Aufstand ein-

getroffen. So konnten die Hereros die Besatzung — zwei Unteroffiziere und drei Mann — sowie sieben Zivilpersonen an diesem Tage heimtückisch überfallen und niedermachen. Unter den Ermordeten befanden sich zwei auf einer Studienreise begriffene Beamte, Legationsrat Dr. Höppner und landwirtschaftlicher Beirat Watermeyer.

Im eigentlichen Norden, den Distrikten Grootfontein und Outjo, lagen die Verhältnisse insofern günstiger, als hier die 4. Feldkompagnie drei größere und sieben kleinere Stationen ausreichend besetzt hielt und die Hereros dünner und mit anderen ihnen nicht durchweg freundlich gesinnten Stämmen untermischt saßen. Allerdings mußte auch mit den den Deutschen zum Teil feindlich gesinnten Ovambos gerechnet werden. Da diese aber zunächst ebenso wie die Zwartboi-Hottentotten ruhig blieben, und die Bergdamaras sich auf die Seite der Deutschen stellten, kam es in diesem Teil des Schutzgebiets überhaupt nicht zu einem vollen Ausbruch der Empörung. Die Hereros versuchten zwar auch hier ihrer Raub- und Mordlust Genüge zu tun, aber die Mehrzahl der Ansiedler konnte sich mit einem großen Teil ihres Viehs nach Outjo und Grootfontein retten, wo sie die von Hauptmann Kliefoth und Oberleutnant Volkmann befehligten Besatzungen verstärkten. Die kleineren Stationen wurden rechtzeitig eingezogen. So fielen den Hereros nur wenige vereinzelte Ansiedler in die Hände, die zum Teil der rechtzeitig an sie gelangten Warnung nicht gefolgt waren. Die Besatzung der kleinen Station Namutoni*), die nur aus vier Mann unter dem Sergeanten Großmann bestand, hatte vor ihrem Abrücken noch einen schweren Kampf mit sehr überlegenen von dem Häuptling Nechale geführten Ovambobanden zu bestehen. Sergeant Großmann mußte sich mit seinen Leuten gegenüber dem überraschenden Vordringen des Feindes eiligst auf den Turm der Station retten. Kaum war die Besatzung oben, als auch schon etwa 600 Ovambos in die Station eindrangen und hier ein wildes Rauben und Plündern begannen. Erst das lebhafte Feuer der Besatzung gebot ihrem Wüten Einhalt. Die Ovambos begannen nun ihrerseits, die wenigen Leute auf dem Turme zu beschießen, ohne diesen indes durch ihr schlecht gezieltes Feuer Verluste zufügen zu können. Als sie die Erfolglosigkeit ihres Schießens wahrnahmen, suchten sie in wilder Wut in dichten Massen, voran die Speerträger, dahinter die Schützen, mehrfach Sturm zu laufen. Hierbei erlitten sie jedoch sehr schwere Verluste, so daß sie gegen Abend von ihrem unsinnigen Beginnen abließen und endgültig abzogen. Wie ein Missionar später von den Ovambos selbst hörte, haben diese ihre Verluste auf 108 Tote angegeben. Allein hinter einem Baume fand man später 7 Leichen übereinander. Nach diesem vernichtenden Schlage soll dem Kapitän Nechale die Lust an dem Orlog mit den Deutschen vergangen sein. Das tapfere und umsichtige Verhalten der kleinen Stationsbesatzung unter Sergeant Großmann hat somit nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den drohenden Ovamboaufstand in seinen ersten Keimen zu ersticken.

*) Karte 2.

Die Ereignisse östlich Windhuk und südlich der Eisenbahn.

Im Osten, um Gobabis, hatte die dort schon Anfang Januar zutage getretene Widersetzlichkeit der Hereros den Stationschef von Gobabis, Oberleutnant Streitwolf, zu einer Streife veranlaßt, bei der er am 14. Januar in der Gegend nördlich Epukiro auf eine stark bewaffnete Hererobande stieß. Er schlug sich durch diese durch und konnte einen großen Teil der Farmer noch nach Epukiro geleiten und selbst sich wieder in das bereits umlagerte Gobabis begeben, wohin ebenfalls zahlreiche Weiße und viel Vieh in Sicherheit gebracht worden waren. Die Besatzung von Epukiro wurde später nach Gobabis herangezogen. Nur zwei kleine Stationen, Witvlei und Oas, fielen den Aufständischen in die Hände. Da die Hereros gegen Gobabis nichts ausrichteten, gaben sie Ende Januar die Umlagerung auf und verhinderten nur jeglichen Verkehr mit Windhuk.

Auch südlich der Eisenbahn kam der Aufstand nicht in dem Umfange und mit der Plötzlichkeit zum Ausbruch wie im mittleren Hererolande. Es war namentlich auch wegen der Gefahr der Ausbreitung der Unruhen auf das Namaland von wesentlicher Bedeutung, daß die Rehobother Bastards und die Buren von Aris treu zur deutschen Sache hielten. Der Versuch der Hereros, die Buren durch Schonung zur Neutralität zu veranlassen, schlug umsomehr fehl, als sie ihre Lust am Viehstehlen auch diesen gegenüber nicht bezwingen konnten und gelegentlich auch ein Bur von ihnen ermordet wurde. In Otjimbingue brach der Aufstand noch später als an anderen Orten, erst am 23. Januar, aus und hat hier niemals einen bedrohlichen Charakter angenommen. Die dort versammelten 35 Deutschen unter dem Leutnant a. D. von Frankenberg konnten sich in einem günstig gelegenen Hause halten. Das wertvolle Gestüt Nauchas wurde durch Zuzug von Ansiedlern und Bastards ausreichend gesichert. Weiter südlich im Bezirk Gibeon blieb, abgesehen von einigen Räubereien von Buschmännerbanden westlich Grootfontein (Süd), alles ruhig.

Opfer des Aufstandes. Die Deutschen verzagen nicht.

Trotz der glücklichen Behauptung aller größeren Stationen war indessen der entstandene Schaden beträchtlich, und die Lage blieb andauernd sehr ernst. Rund 150 Ansiedler und Soldaten waren der Mordlust der Eingeborenen zum Opfer gefallen. Die mühsam errichteten Ansiedlungen waren fast vollständig zerstört, das Vieh, der wertvollste Besitz der Farmer, fast durchweg geraubt. Was Regierung und Ansiedler in mehr als zehnjähriger Arbeit unter den schwierigsten Verhältnissen und mit großen Kosten geschaffen hatten, war bis auf die behaupteten Stationen in wenigen Tagen vernichtet worden. Die Gefahr, daß auch einzelne Stationen den weit überlegenen, gut bewaffneten Banden zum Opfer fallen würden, war drohend. Und dabei konnte auf Hilfe zunächst nicht gerechnet werden; ehe von der schwachen, im Süden befindlichen Schutztruppe und von dem kleinen Kanonenboot „Habicht“ Unterstützung eintreffen konnte, mußte geraume Zeit verstreichen. Ausreichende Hilfe aus der Heimat konnte erst nach Wochen und Monaten im Schutzgebiet eintreffen.

Allein je größer die Not war, um so tatkräftiger zeigten sich die kleinen deutschen Besatzungen, und niemand dachte daran, zu verzweifeln; alle hielten sich wie echte brave Männer und bestätigten in geradezu erhebender Weise, welch kraftvoller Hingabe das deutsche Volkstum in Tagen schweren Unglücks fähig ist. Die auf sich selbst angewiesenen, schwachen Besatzungen begnügten sich, obwohl hart bedrängt, nicht mit ihrer Selbstverteidigung; trotz ihrer unzulänglichen Mittel unternahmen sie es, von Anfang an zum Schutze der bedrohten Bahn und zur Beunruhigung der Hereros diesen offensiv zu Leibe zu gehen, und in treuer Waffenbrüderschaft eilten die Besatzungen der weniger bedrohten Stationen zur Unterstützung der bedrängteren Kameraden herbei.

Warme Bewunderung verdient die tapfere Haltung der im Schutzgebiet weilenden deutschen Frauen in jenen Schreckenstagen. Bei den sich dauernd vor ihren Augen abspielenden Mordtaten der Hereros und den erschütternden Auftritten war ihr Los besonders schlimm. Aber ohne zu jammern oder zu verzagen ertrugen sie all das Furchtbare nicht nur still und mutig, sondern tätig griffen sie überall, wo es zu helfen galt, mit zu und standen den Männern in ihren schweren Pflichten voll Aufopferung zur Seite. Ihr hingebendes Wirken hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, unter den deutschen Besatzungen Mut und Selbstvertrauen zu erhalten. Möchte das Beispiel dieser tapferen Frauen, die, ein ungewisses Schicksal vor sich, mutig deutsche Kultur in fremde Lande hatten hinaustragen helfen, später, wenn Ruhe und Ordnung in das Schutzgebiet wieder eingezogen sein werden, Nachahmung finden. Nur dann wird sich in dieser Siedlungskolonie ein reines und starkes Deutschtum entwickeln und erhalten können.

Von Windhuk und Swakopmund her wird der Entsatz von Okahandja versucht.

Von Windhuk waren schon am 11. Januar kleinere Abteilungen unter Leutnant der Reserve Maul und Leutnant der Landwehr Voigts zur Sicherung der Bahn nach Teufelsbach und Brakwater vorgeschoben worden. Mit diesen vereint, versuchte eine stärkere Entsatzkolonne mit einem Maschinengewehr unter Leutnant der Reserve Boysen am nächsten Tage, dem 12., mit der Bahn nach dem hartbedrängten Okahandja vorzudringen. Es gelang, nachdem der Zug wegen Zerstörung des Bahnkörpers hatte verlassen werden müssen, über Osona hinaus bis dicht an Okahandja heranzukommen. Dort stieß die Kolonne aber, ebenso wie eine zur Unterstützung abgesandte Ausfallabteilung, auf heftigen Widerstand und mußte nach einem blutigen und hartnäckigen Kampfe umkehren. Ein zweiter am folgenden Tage unternommener Versuch scheiterte in gleicher Weise, obwohl die kleine Schar sich der erdrückenden feindlichen Übermacht gegenüber tapfer behauptet hatte. Die Abteilung mußte nach Windhuk zurückgehen. Sie hatte ihren Führer, den Leutnant der Reserve Boysen, und sechs Mann an Toten sowie mehrere Verwundete verloren.

Ein zweiter Versuch zum Entsatz von Okahandja wurde von Swakopmund aus unternommen. Dort hatte Oberleutnant v. Zülow schon am 11. Januar abends etwa 60 Mannschaften des Beurlaubtenstandes und Polizisten zur Verfügung; am 12.

früh brach er mit diesen Leuten, sowie dem Leutnant der Reserve Oswald und dem Stabsarzt Dr. Jakobs mit der Bahn zum Entsatz von Okahandja auf. In Karibib, das am 13. früh erreicht wurde, organisierte er die Verteidigung dieses Ortes. Noch am selben Tage trat er mit allen entbehrlichen Mannschaften über Johann Albrechtshöhe—Waldau die Weiterfahrt nach Okahandja an. Seitdem fehlte jede Nachricht sowohl von dem Schicksal der Entsatzkolonne Zülow wie von dem bedrängten Okahandja. Schlimme Gerüchte — anscheinend von den Hereros in die Welt gesetzt — liefen im Lande bereits um. Okahandja, hieß es, sei gefallen, und wo Zülow und seine Leute geblieben waren, wußte niemand.

Streifzüge des Hauptmanns Kliefoth im Norden.

Im Norden des Schutzgebietes war Hauptmann Kliefoth auf die Meldung, daß Waterberg bedroht und bei Okahandja mehrere hundert bewaffnete Hereros versammelt seien, mit allen entbehrlichen Kräften — zwei Offizieren, einem Arzt, 47 Mann und einem Geschütz — am 12. Januar von Outjo gegen Waterberg vorgerückt. Er konnte wegen starker Regenfälle nur langsam vorwärts kommen. Als er, seiner Truppe vorausreitend, am 16. Januar sich der Hererowerft Okanjande näherte, wurde er von einem auf mehrere hundert Mann geschätzten Haufen mit Feuer begrüßt. Er schritt sofort zum Angriff und nahm nach 1½ stündigem Gefecht die Werft ein. Der Feind, der Gewehre und Vieh in den Händen der Deutschen zurückließ, floh in der Richtung auf Waterberg. Auf deutscher Seite wurde der Feldwebel Glatzel schwer verwundet. Beunruhigende Nachrichten aus Outjo veranlaßten Hauptmann Kliefoth, am 18. dorthin zurückzukehren. Als er ankam, fand er den größten Teil der Ansiedler der Umgegend mit ihrem Vieh auf der Station in Sicherheit.

Nachdem die nähere Umgebung von Outjo durch Patrouillen gesäubert worden war, ging Hauptmann Kliefoth am 27. Januar mit drei Offizieren, einem Arzt, 60 Mann und zwei Geschützen aufs neue, diesmal in der Richtung auf Omaruru, vor. Er stieß am 29. am Etanenoberge wiederum auf mehrere hundert Hereros, die sich mit zahlreichem Vieh im Busch versteckt hatten, und hatte mit ihnen ein sehr heftiges Gefecht zu bestehen, in dem er ihnen schwere Verluste beibrachte. Er selbst wurde durch einen Schuß durch die Schulter verwundet.*) Neue beunruhigende Meldungen aus Outjo veranlaßten die Kompagnie auch diesmal, nach ihrem Standort umzukehren. Von dort aus unterhielt sie durch Patrouillen Fühlung mit den Hereros und beobachtete die Ovambos sowie die Franzfonteiner Hottentotten, die sich beide im allgemeinen ruhig verhielten.

Tätigkeit des Oberleutnants Volkmann.

Im Grootfonteiner Bezirk hatte Oberleutnant Volkmann mit seiner sehr viel schwächeren, anfangs nur einige zwanzig Mann zählenden Abteilung zunächst einen schwierigen Stand. Doch gelang es auch hier, dank der Umsicht und Tatkraft des

*) Hauptmann Kliefoth mußte infolge dieser Verwundung nach Deutschland zurückkehren, ging aber, sobald er einigermaßen wiederhergestellt war, von neuem ins Schutzgebiet und fand in dem Gefecht bei Toasis unweit Aminuns am 17. Dezember 1905 den Heldentod.

Distriktschefs, die Mehrzahl der Ansiedler und der kleinen Stationsbesatzungen zu retten. Nur in Otjituo wurden am 18. Januar nach tapferer Gegenwehr ein Unteroffizier und drei Mann von den Aufständischen getötet, außerdem wurden einzelne wenige Farmer ermordet, die sich nicht rechtzeitig hatten retten können oder wollen. Bei der ständigen Bedrohung durch die zahlreichen Waterberg-Hereros und die unsicheren Ovambos, die, wie erwähnt, auf Namutoni einen vergeblichen Angriff gemacht hatten, wurde Grootfontein zur nachhaltigen Verteidigung eingerichtet. Nach und nach sammelten sich dort etwa 250 Weiße, darunter viele Buren, mit ihrem Vieh an. Oberleutnant Volkmann ließ die Hereros dauernd durch Patrouillen und durch Bergdamara-Kundschafter beobachten.

Gefecht bei Uitkomst am 18. Januar 1904.

Am Abend des 17. Januar kam von der Farm Uitkomst, etwa 20 km westlich Grootfontein, wo die Familie des Buren Joubert noch geblieben war, die Nachricht, daß in den Bergen unweit der Farm etwa 170 gutbewaffnete, teilweise berittene Hereros unter der Führung von Batona, einem der einflußreichsten und wohlhabendsten Kapitäne der Nord-Hereros sich herumtrieben. Sie hätten die Absicht ausgesprochen, am nächsten Vormittag Grootfontein von zwei Seiten anzugreifen. Sofort entsandte Oberleutnant Volkmann eine Patrouille von fünfzehn Reitern nach Uitkomst, um noch in der Nacht die Familie Joubert einzuholen. Er faßte den Entschluß, den Angriff der Hereros nicht bei Grootfontein abzuwarten, sondern ihnen entgegen zu marschieren und ihnen womöglich zuvorzukommen. Denn nur so konnte das zahlreiche Vieh der Station und aller Ansiedler, das in einem Umkreis von 2 km weiden mußte, gerettet werden.

Am Morgen des 18. ritt Oberleutnant Volkmann mit zwölf Mann von Grootfontein in der Richtung auf Uitkomst ab. Unterwegs traf er die nach Grootfontein rückende Joubertsche Wagenkolonne unter dem Schutze der Patrouille, die sich der vormarschierenden Abteilung wieder anschloß. Nach etwa dreistündigem Marsche näherte sich die Abteilung auf wenige hundert Meter einem dichten Buschstreifen, als sie plötzlich eine dichte Kolonne der Hereros auf der Straße im Busche sorglos daherziehen sah, vorn an der Spitze die Reiter, dahinter in breiter Kolonne das Fußvolk. Oberleutnant Volkmann erkannte sofort die Gunst der Lage und entschloß sich, die offenbar überraschten Hereros unverzüglich zu attackieren. Die Abteilung marschierte im Nu auf, setzte sich in scharfen Galopp und mit lautem Hurrah wurde gegen den Feind angeritten. Erschreckt flüchtete dieser in den Busch zurück; von seinem Fußvolk wurde alles, was sich nicht schnell genug retten konnte, niedergemacht. Doch bald hatten sich die Hereros von ihrer Überraschung erholt; an einer Buschlichtung sammelten sie sich wieder und empfingen die immer weiter vordringenden Reiter mit Schnellfeuer. Jetzt ließ Oberleutnant Volkmann zum Gefecht zu Fuß absitzen und das Feuer erwidern. Als er bemerkte, daß die Hereros, ihre große Übermacht ausnutzend, die kleine deutsche Abteilung rechts und links zu überflügeln drohten, ließ er gegen ihre

in der Mitte dünne Linie stürmen. Diese wich zurück, und nunmehr wurde rechts und links eingeschwenkt und der Feuerkampf gegen die überflügelnden Hereros von neuem aufgenommen. Erst gegen Abend, als sieben Führer und Großleute, unter ihnen der Kapitän Batona, nebst zahlreichen Kriegern gefallen waren, flüchteten die Hereros in völliger Auflösung davon. Die kleine deutsche Abteilung hatte bei dem hartnäckigen Kampfe einen Verlust von einem Toten und vier Verwundeten gehabt. Außerdem waren bei der Attacke sieben Pferde gefallen.

Es wurden zahlreiche Gewehre und Munition sowie mehrere Pferde erbeutet.

Die Nord-Hereros waren durch diesen Schlag so erschüttert, daß sie nach dem Waterberg abmarschierten und nicht mehr in den Distrikt Grootfontein zurückzukehren wagten. Damit war für diesen jede ernstere Gefahr beseitigt, und Oberleutnant Volkmann konnte weitere Untaten des im Felde sich herumtreibenden Diebsgesindels durch strenge Überwachung verhindern.

S. M. S. „Habicht" trifft ein. Korvettenkapitän Gudewill übernimmt das Kommando in Swakopmund. 18. Januar.

Inzwischen war am 18. Januar auf der Reede von Swakopmund S. M. S. „Habicht" eingetroffen. Der Kommandant, Kapitän Gudewill, übernahm am 19. den Befehl in Swakopmund und entfaltete sofort eine umfassende Tätigkeit. Es handelte sich zunächst:

1. um den Entsatz der Kolonne Zülow, von der jede Nachricht fehlte und die man in Waldau eingeschlossen vermutete,
2. um die Sicherung der Bahn,
3. um die Vorbereitung des Eingreifens der auf dem Seewege demnächst anlangenden Verstärkungen.

Als dringendste Aufgabe war der Entsatz Zülows anzusehen, für den man namentlich deswegen besorgt sein mußte, weil er nur einen geringen Vorrat an Lebensmitteln mitgenommen hatte. Am 18. Januar abends wurde daher eine Landungsabteilung unter Kapitänleutnant Gygas, bestehend aus zwei Offizieren, einem Arzt und 52 Mann mit zwei Revolverkanonen*) und einem Maschinengewehr, ausgeschifft und sofort mit der Bahn weiterbefördert. Die Abteilung hatte den Auftrag, zunächst Karibib zu sichern, demnächst mit der Bahn weiter vorzudringen und die Verbindung mit der Abteilung Zülow und Okahandja wiederherzustellen. Am 19. abends traf die Abteilung in Karibib ein, das von 125 Mann unter Oberleutnant Kuhn besetzt und zur Verteidigung eingerichtet war.

Da Karibib selbst nicht bedroht war — es hatten sich bisher nur vereinzelte Hereros an der Bahn Swakopmund—Karibib gezeigt —, konnten etwa 40 Mann der Stationsbesatzung die Entsatzkolonne verstärken. Am nächsten Tage traf mittags noch ein zweiter, von Kapitän Gudewill aus Swakopmund nachgesandter Transport von einem Offizier und 29 Mann mit einer Revolverkanone und einem Maschinengewehr

*) Für die Revolverkanonen waren keine Landungslafetten vorhanden. Sie sollten deshalb auf Ochsenkarren montiert oder zur Stationsverteidigung verwendet werden.

ein, so daß die Gesamtstärke der zum Entsatz verfügbaren Kräfte nunmehr 125 Mann mit drei Revolverkanonen und zwei Maschinengewehren betrug. Östlich von Karibib war die Bahn an mehreren Stellen von den Hereros leicht zerstört; es wurde deshalb unverzüglich mit der Wiederherstellung der Strecke begonnen, um sobald wie möglich die Fahrt nach Okahandja fortsetzen zu können. Ein am 21. Januar eintretendes, mehrere Tage hindurch anhaltendes Unwetter mit wolkenbruchartigen Regengüssen zwang indessen zur Einstellung der Arbeiten; die Regenmassen hatten den Bahndamm auf der ganzen Strecke von Swakopmund bis Okahandja stellenweise mehrere hundert Meter weit fortgespült.

Ein Versuch, das zwei bis drei Tagemärsche entfernt liegende Okahandja nunmehr durch Fußmarsch zu erreichen, wurde nicht gemacht. Von dem Schicksal der Kolonne Zülow fehlte immer noch jede Nachricht. Endlich am 22. mittags traf durch einen verwundeten Boten die Meldung des Oberleutnants v. Zülow ein, daß er Okahandja erreicht und sich dort stark verschanzt habe. Zwei Tage darauf ging aus Otjimbingue, das ebenfalls von den Hereros eingeschlossen war, von dem dortigen Befehlshaber, Leutnant a. D. v. Frankenberg, die Bitte um Unterstützung ein. Auch über die ernste Lage in Omaruru war man in Karibib durch einige am 19. von Omaruru abgesandte Boten unterrichtet. Stabsarzt Kuhn hatte außer einem Bericht über die Ereignisse einen Plan zu einem Entsatzversuch mitgesandt, um das Zusammenwirken einer Entsatzkolonne mit der Besatzungstruppe sicherzustellen. Kapitän Gudewill sah indessen die Sicherung der Bahn als seine wichtigste Aufgabe an und hielt in der Ansicht, in Karibib seine Kräfte zusammenhalten zu müssen, das Marine-Detachement daselbst fest. So blieben die umlagerten Orte zunächst ohne Hilfe.

Kapitän Gudewill sichert Swakopmund und bereitet das Eingreifen der demnächst eintreffenden Verstärkungen vor.

Swakopmund selbst wurde von den Hereros nicht bedroht. Der Sicherheit halber berief Kapitän Gudewill jedoch am 26. alle am Ort befindlichen Reservisten ein, die den Wachdienst übernahmen, während Patrouillen in die weitere Umgegend von der Bürgerschaft freiwillig geleistet wurden. 600 beim Bahnbau beschäftigte Hereroarbeiter wurden auf einem auf der Reede liegenden Woermanndampfer eingeschifft. Die Hälfte davon wurde später nach Kapstadt gesandt, um als Minenarbeiter Verwendung zu finden.

Da an Waffen und Munition zur Bewaffnung der Einwohnerschaft von Swakopmund großer Mangel herrschte und Munitionsbestände zur Ausstattung des erwarteten Ersatztransports überhaupt nicht vorhanden waren, forderte Kapitän Gudewill sämtliche entbehrlichen Waffen- und Munitionsvorräte sowie die dringend notwendigen Feldgeschütze beim Gouvernement Kamerun an. Schon am 31. Januar traf der Dampfer „Emilie Woermann“ mit allem Erforderlichen, insbesondere mit zwei Feldgeschützen, in Swakopmund ein.

Für die weiteren Operationen mußten vor allem die nötigen Transportmittel rechtzeitig bereitgestellt werden. Die Eisenbahn und ihr rollendes Material befand

sich in einem höchst traurigen Zustand. Von den Lokomotiven waren nicht weniger als 20 unbrauchbar, der Oberbau, den jetzt der Regen völlig zerstört hatte, war schon in gewöhnlichen Zeiten derart schadhaft, daß kein Zug ohne Bahnbautechniker und Hilfspersonal fahren konnte. Kapitän Gudewill veranlaßte infolgedessen das zahlreiche technische Personal der im Bau begriffenen Otavibahn, die Wiederherstellung in die Hand zu nehmen, was mit ebensoviel Geschick als Hingebung geschah. Zunächst allerdings mußte der notwendigste Verkehr an der Hauptunterbrechungsstelle am Khanfluß durch Umladen bewirkt werden. Das Maschinenmaterial wurde, so gut es ging, durch das Personal des „Habicht" und durch Hilfskräfte von der Woermannlinie instandgesetzt. Weitere Arbeiten wurden notwendig, um die durch die Regengüsse unbrauchbar gemachte Wasserversorgungsanlage von Swakopmund wiederherzustellen.

Bei der geringen Leistungsfähigkeit der Bahn und der Unmöglichkeit, die künftigen Operationen unmittelbar an diese zu binden, mußte indes von vornherein die Beschaffung von Wagen und Zugtieren ins Auge gefaßt werden, was wegen des Abzugs eines großen Teils der Transportmittel nach dem Süden seine großen Schwierigkeiten hatte. Kapitän Gudewill sammelte alles, was an Transportmitteln noch erreichbar war, in Jakalswater, um sie später von dort nach Karibib vorzusenden. Auch die Heranziehung von Transportmitteln aus Kapstadt wurde in die Wege geleitet. Alle sonstigen Maßnahmen beschränkten sich zunächst darauf, das Eingreifen der aus der Heimat erwarteten Verstärkungen vorzubereiten.

Im übrigen blieb die Lage unverändert ernst. Über das Schicksal Okahandjas und Omarurus fehlten nähere Nachrichten. Wie lange würden sich die kleinen deutschen Besatzungen der gewaltigen Übermacht noch erwehren können? Früher als man hoffen konnte, nahte jedoch die Hilfe!

5. Der Siegeszug der Kompagnie Franke.

Die in Omaruru stehende 2. Schutztruppen-Kompagnie Franke war, dem Befehl des Obersten Leutwein entsprechend,*) am 30. Dezember 1903 nach dem Süden abgerückt. Die etwa 90 Köpfe starke Kompagnie hatte völlig ungestört bis zum 12. Januar Gibeon erreicht, wo sie am 14. Januar die Kunde von dem Ausbruch des Aufstandes im Hererolande und der Bedrängnis Okahandjas traf. Daraufhin erbat Hauptmann Franke sofort auf heliographischem Wege die Erlaubnis des Gouverneurs, umkehren zu dürfen, um den Entsatz der eingeschlossenen Orte zu bewirken. Es war dies für eine einzelne Kompagnie von noch nicht 100 Köpfen, die fast 400 km von dem Schauplatz ihrer Bestimmung entfernt stand, gegenüber dem nach Tausenden zählenden, gut bewaffneten Feind gewiß eine heikle Aufgabe. Aber

*) S. 153.

Oberst Leutwein, der die Kompagnie und ihren Führer kannte und wußte, was er von ihnen verlangen konnte, erteilte unverzüglich seine Zustimmung.

Hauptmann Franke rückt in das Aufstandsgebiet. 15. Januar.

Hauptmann Franke beschloß, sofort am nächsten Tage, dem 15., über Kuis—Rehoboth nach Windhuk zurückzumarschieren und die etwa 380 km betragende Entfernung in fünf Tagen zurückzulegen. Jeder Mann mußte in der einen Packtasche Hafer, in der anderen Putzzeug für sein Pferd und die Verpflegung für sich selbst mitnehmen, die aus Reis, Salz und Kaffee bestand. An den ersten beiden Tagen herrschte glühende Hitze, die Mann und Pferd bei der kärglichen Verpflegung sehr erschöpfte. Allein trotz der Ermattung verlangte Hauptmann Franke in der Ruhezeit von seinen Leuten die sorgfältigste Pflege der Pferde, da er die Erfahrung gemacht hatte, daß auch das afrikanische Pferd nur hierdurch leistungsfähig blieb. Am zweiten Tage erhielt er kurz vor Beendigung des sehr anstrengenden Marsches die Nachricht, daß bei Windhuk ein schweres Gefecht stattgefunden habe und daß von Okahandja jede Nachricht fehle. „Er nahm darauf seine Kompagnie zusammen," heißt es in dem Briefe eines Mitkämpfers,*) „und hielt folgende Ansprache: „Ich habe die Nachricht erhalten, daß bei Windhuk ein schweres Gefecht stattgefunden hat und von Okahandja keine Nachricht vorliege. Ich wollte heute nur bis Kuis marschieren, nun muß es weitergehen, ich muß von jedem Mann, ob Offizier oder Reiter, das Äußerste verlangen. Ich muß gut deutsch mit Euch reden; wenn ich Euch anfahre, so denkt, daß es auf die Form nicht ankommt, ich weiß aber, daß ich mit tüchtigen braven Kerls und mit deutschen Kameraden ziehe." Das und noch manches andere sagte er uns, und ich schrieb es mir für kommende Fälle hinter die Ohren ... Das war eine famose Zucht in der Kompagnie, und alles konzentrierte sich um unseres Hauptmanns Person. An demselben Tage wurde noch bis in die Nacht hinein weitermarschiert, und unsere Ermüdung wurde schließlich so groß, daß wir uns kaum noch auf dem Pferde wach halten konnten."

Das Gefecht bei Aris. 19. Januar.

Am nächsten Tage setzte ein strömender Regen ein, der bis Windhuk anhielt, so daß die Leute Tag und Nacht bis auf die Haut durchnäßt waren. Der Marsch bot jetzt bei dem völlig aufgeweichten, zum Teil mit steinigem Geröll bedeckten Boden ganz außerordentliche Schwierigkeiten, und man kam stellenweise nur Schritt vor Schritt vorwärts. Besonders in der Dunkelheit rutschten die Pferde und fielen immerfort. In der Nacht vom 18. zum 19. erreichte die Kompagnie die Gegend südlich Aris. In der Frühe des 19. erschien, während aufgesattelt wurde, ein Bergdamara und meldete, daß zahlreiche Hereros Aris umlagerten und das dort stehende Vieh abtreiben wollten. „Um von vornherein einen recht durchschlagenden Erfolg zu haben," berichtet Hauptmann Franke, „beschloß ich, möglichst unbemerkt heranzureiten, um die Räuber an der Flucht zu verhindern. Es wäre dies auch geglückt, wenn nicht die in Aris sitzenden Buren ihrer Freude über unser Erscheinen so lebhaft Aus-

*) Frhr. v. Erffa: Reise und Kriegsbilder von Deutsch-Südwestafrika.

druck gegeben hätten, daß die Eingeborenen aufmerksam gemacht wurden. Als wir auf dem Plan erschienen — wir mußten eine verhältnißmäßig übersichtliche Ebene durcheilen —, setzte ich sofort eine Schwarmattacke an, worauf der Gegner den Bergen zustrebte. Von diesen erhielten wir bei der Annäherung unwirksames Feuer. Die Leute waren so wild in ihrem Eifer, an den Feind zu kommen, daß ich es für gut hielt, absitzen und die Berge erklimmen zu lassen, obgleich ich mir einen positiven Erfolg nicht davon versprach. Aber was ich erreichen wollte, war erreicht: Meine Leute waren voller Zuversicht, und der Wunsch, nach diesem Gefecht ohne Tote erneut an den Feind heranzukommen, zu einem brennenden geworden. In äußerst gehobener Stimmung, trotz knurrenden Magens und obgleich müde zum Umfallen, nachdem wir vier Tage geritten waren und vier Nächte gewacht hatten, zogen wir am 19. gegen Mittag in Windhuk ein."

Die Kunde von dem plötzlichen Erscheinen der Kompagnie Franke bei Aris und ihrem tatkräftigen Auftreten gegen die Viehdiebe hatte genügt, um die Hererobanden zum Verlassen der ganzen näheren Umgebung von Windhuk zu bestimmen.

Die Kompagnie war vollzählig, ohne Kranke und mit sämtlichen Pferden in Windhuk eingerückt; sie hatte bei ungenügender Verpflegung in 19½ Tagen etwa 900 km zurückgelegt, davon die letzten 380 in 4½ Tagen. Nur die straffste Zucht und die tatkräftigste Fürsorge der Führer für Mann und Pferd überall da, wo die Verhältnisse es irgend gestatteten, hatten die Truppe bei solchen außergewöhnlichen Anstrengungen leistungsfähig erhalten können. Dieser Gewaltmarsch in dem kultur- und wasserarmen Lande auf afrikanischen „Wegen" ist eine Leistung, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten ihresgleichen sucht. Er lehrt von neuem, wie weit da, wo ein starker und fester Wille herrscht, die Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit hinausgerückt werden können.

Am 20. Januar gewährte Hauptmann Franke seiner Truppe einen Ruhetag, der nach den gewaltigen Anstrengungen der letzten Tage und Wochen zur Instandsetzung der Bekleidung und Ausrüstung dringend notwendig war. Durch Heranziehung von Teilen der Besatzung von Windhuk wurde die Kompagnie auf einen Stand von sechs Offizieren, zwei Ärzten, 137 Mann (darunter 27 Artilleristen), ein Feldgeschütz C/73 und ein Gebirgsgeschütz gebracht.

21. Januar.

Am 21. Januar um 6° vorm. trat diese kleine Schar den Vormarsch gegen Okahandja an, das anscheinend den Mittelpunkt des Aufstandes bildete. Der Marsch ging der Bahn entlang über Brakwater—Okapuka nach Norden. Hinter Windhuk mehrten sich die Spuren des von den Herero vollbrachten Zerstörungswerks. Die Station Brakwater war völlig zerstört, alle beweglichen Gegenstände zertrümmert, Telephon und Telegraph unbrauchbar und das Bahngeleise unfahrbar gemacht. Frische Spuren zeigten, daß eine berittene Hererobande noch in der Nacht in Brakwater gewesen und jetzt nach Norden ausgewichen sein mußte. Die aufgefundenen Pferdespuren wurden genau beobachtet und ihnen gefolgt. Unter dem Schutz der

vormarschierenden Abteilung begannen sofort von Windhuk aus die Herstellungsarbeiten an der Bahn und am Telegraphen.

Der Marsch der Kompagnie vollzog sich zwar ohne Berührung mit dem Feinde, war aber sehr beschwerlich, da die Regengüsse der letzten Tage den Boden aufgeweicht hatten und die Fahrzeuge infolgedessen nur äußerst langsam vorwärts kamen.

22. Januar. Die Kompagnie Franke schlägt die Hereros nördlich der Station Teufelsbach.

Am 22. Januar wurde die Station Teufelsbach in demselben Zustande wie Brakwater gefunden. Beim Weitermarsch von hier nach Osona entdeckte die Spitze wieder Spuren der Hereros. Einzelne Pferdespuren fanden sich diesmal nicht, statt dessen sah man eine etwa 25 cm breite, einem ausgetretenen Fußweg gleichende Spur, die quer über die Pad führte. Hauptmann Franke schöpfte Verdacht und bog, der Spur folgend, mit seinem langjährigen eingeborenen Diener Benjamin nach links ab. Was er vermutet hatte, bestätigte sich jetzt: Kaum 100 m von der Pad entfernt, da, wo der scheinbare, fast ausgetretene Fußweg in die Büsche führte, verwandelte dieser sich plötzlich in eine breite, aus vielen Pferdespuren bestehende Fährte. Benjamin erkannte sofort aus den Pferdespuren, daß man es mit den gestern aus Brakwater abgezogenen Hereros zu tun hatte. Er hatte sich nämlich Tags zuvor eine auffallende Pferdespur gemerkt, die am linken Hinterfuß nur ein halbes Eisen zeigte und deren Größe er mit einem Bande nachgemessen hatte. Flugs war er jetzt vom Pferde, holte sein Band aus der Tasche und stellte strahlenden Auges fest, daß er doch schlauer war als die Hereros. Dieser an sich belanglose Zwischenfall lehrte von neuem, wie wichtig im afrikanischen Kriege die schärfste Beobachtung aller auf der Marschstraße aufgefundenen Spuren ist. Zugleich bemerkte man auf dem etwa 1000 m östlich der Straße hinstreichenden Höhenzug eine dünne Rauchsäule, die anscheinend von einem erlöschenden Feuer herrührte.

Hauptmann Franke glaubte aus diesem Anzeichen auf die Anwesenheit des Feindes schließen zu müssen. Um den Höhenzug abzusuchen, ließ er einen Teil der Kompagnie sich gegen diesen entwickeln und das Gebirgsgeschütz auf der Straße abprotzen. Er hatte sich nicht geirrt. Die Schützen hatten kaum einige hundert Meter zurückgelegt, als sie ein heftiges wohlgezieltes Feuer von der Höhe erhielten. Eine mehrere hundert Mann starke Hererobande hatte sich in einen Hinterhalt gelegt, in den hineinzulaufen der Führer der deutschen Kompagnie ihnen indes nicht den Gefallen tat. Er ließ sofort den größten Teil der Kompagnie ausschwärmen, und unter dem Schutze des Geschützfeuers gingen die Schützen bis auf 350 m an den Fuß des Berges heran, wo das immer stärker werdende feindliche Feuer zum Halten zwang.

Es entwickelte sich ein heftiger Feuerkampf. In diesem ersten Gefecht schossen die Leute trotz der sorgfältigsten Friedensausbildung anfangs viel zu schnell, ohne ruhig zu zielen. Hauptmann Franke mußte deshalb mehrmals das Feuer abstopfen lassen, um die Schützen zu ruhigem, zielbewußtem Schießen zu ermahnen. Nach etwa einer Stunde begann der rechte Flügel der Hereros zu weichen; das war für die Kompagnie das Zeichen, zum Sturm zu schreiten. Mit aufgepflanzten Seiten-

gewehren stürzten sich die Schützen unter lautem Hurra auf den Feind. Dieser räumte fluchtartig seine Stellung unter Zurücklassung von 42 größtenteils gesattelten und gezäumten Pferden. Nur die Toten und Verwundeten schleppte er mit. Die Verluste der Hereros sind nach Ansicht des Hauptmanns Franke erheblich gewesen, während die Deutschen nur zwei Pferde verloren. Der fliehende Feind wurde noch eine kurze Strecke verfolgt, dann setzte die Kompagnie den Marsch nach Okahandja fort. Noch am selben Abend erreichte sie das Osona-Rivier, auf dessen linkem Ufer das Lager bezogen wurde.*)

Der Vormarsch kommt an dem Osona-rivier zum Stehen. 22. Januar.

Doch fast schon am Ziele, wurde die Kompagnie jetzt in ihrem raschen Vordringen, bei dem Roß und Reiter für ihre bedrängten Kameraden ihr Letztes eingesetzt hatten, durch höhere Gewalt, gegen die menschliche Kraft nichts auszurichten vermochte, gehemmt. Durch die unaufhörlichen Regengüsse der letzten Tage war der Fluß derart angeschwollen, daß an ein Durchschreiten nicht zu denken war. Die einzige vorhandene Brücke, die Eisenbahnbrücke, war zerstört und ihre Wiederherstellung bei der reißenden Strömung und den unzulänglichen Mitteln unmöglich. Man mußte warten, bis das Wasser abgelaufen war. Aber am nächsten Tage, dem 23., schwoll durch die erneuten Regenfälle das Wasser noch höher. Die Ungewißheit über das Schicksal der bedrängten Kameraden in Okahandja machte das untätige Abwarten unerträglich; es bemächtigte sich des tatkräftigen Führers und seiner braven Leute eine quälende Unruhe und Ungeduld, zumal in Windhuk sich das Gerücht verbreitet hatte, Okahandja sei bereits gefallen. Sollten alle die Anstrengungen und Entbehrungen dieses Gewaltmarsches umsonst gewesen sein und die Kameraden ohne Hilfe bleiben? Hauptmann Franke beschloß, ungeachtet der Gefahr, an einer Stelle, wo das Wasser niedriger schien, den Fluß zu durchreiten — koste es, was es wolle. Aber die Strömung war so stark, daß gleich die ersten Pferde umgerissen wurden und ertranken. Mehrere Reiter hätte fast das gleiche Schicksal ereilt, und Hauptmann Franke selbst konnte nur mit knapper Not und eigener Lebensgefahr einen seiner Offiziere, den Leutnant v. Wöllwarth, der von der Strömung umgerissen und bereits besinnungslos war, vom Tode des Ertrinkens erretten. Der Versuch, an dieser Stelle den Fluß zu durchreiten, mußte aufgegeben werden. Jetzt ritt Hauptmann Franke in der Richtung auf Groß-Barmen, um weiter unterhalb eine Übergangsstelle über den Swakopfluß zu erkunden. Die Freude war nicht gering, als sich dicht bei Klein-Barmen eine günstige Stelle fand. Allein gerade als man den Übergang beginnen wollte, setzte der Regen erneut mit einer solchen Heftigkeit ein, daß der Fluß sofort wieder hoch anschwoll und die Strömung reißend wurde. Enttäuscht ritt die Kompagnie am nächsten Tage, dem 24., nach Teufelsbach zurück.

Man war seit dem Gefecht am 22. vom Feinde ziemlich unbehelligt geblieben,

*) Skizze S. 178 und Skizze 8.

nur vereinzelte erkundende kleine Hererobanden hatten sich auf dem andern Ufer des Flusses gezeigt. Es war anzunehmen, daß die Hereros jetzt alle ihre Kräfte gegen Okahandja gerichtet hätten, um dieses zu Fall zu bringen, ehe Unterstützung eintraf. Diese Befürchtungen verdoppelten die Ungeduld. Jetzt war man schon den zweiten Tag zur Untätigkeit verurteilt; die begeisterte und frische Stimmung, die bis dahin die Truppe erfüllt hatte, schien einer großen Niedergeschlagenheit weichen zu wollen. Um wenigstens die Zeit nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen und seine Leute bei Stimmung zu erhalten, hatte Hauptmann Franke sie Herstellungsarbeiten an der mehrfach zerstörten Bahn vornehmen lassen; bis zum 24. mittags gelang es, die Bahnstrecke bis Windhuk wiederherzustellen, so daß noch am selben Tage ein mit Lebensmitteln beladener Zug bis Teufelsbach gelangen und der Truppe, die bei dem beschleunigten Vormarsch der letzten Tage erheblichen Mangel hatte leiden müssen, wieder ausreichende Verpflegung zugeführt werden konnte.

Am 25. klärte sich der Himmel endlich auf, die Regengüsse ließen nach, und es war zu erwarten, daß die Wassermassen bald ablaufen und der Übergang möglich würde. Diese Hoffnung belebte von neuem die Spannkraft und den Tatendurst. Hauptmann Franke nahm persönlich sofort Erkundungen längs des Flusses vor und fand am 26. vormittags dicht bei Klein-Osona eine günstige Übergangsstelle, bei der er zusammen mit dem Leutnant v. Wöllwarth und einigen Reitern probeweise hindurchritt; falls nicht wieder Regen eintrat, konnte sich das Wasser bis zum 27. verlaufen haben und der Übergang hier versucht werden. Hauptmann Franke führte deshalb noch am Abend des 26. die ganze Kompagnie in die Gegend von Klein-Osona, um am nächsten Tage so früh wie möglich den Fluß zu überschreiten.

Die Kompagnie Franke dringt nach Okahandja vor. 27. Januar.

Am anderen Morgen — es war Kaisers Geburtstag — war die Freude allgemein, als der Übergang endlich vorgenommen werden konnte. Brennend war aller Wunsch, gerade an diesem bedeutungsvollen Tage nach Okahandja vordringen zu können und ihn zu einem besonderen Gedenktage zu machen. Wenn auch die immer noch reißende Strömung manche Schwierigkeiten bereitete, so gelangte die Kompagnie doch ohne Unfall und ohne Störung vom Feinde auf das andere Ufer. Die zuerst hindurchschreitenden Pferde versanken fast bis an den Bauch in den Triebsand. Allmählich wurde dieser jedoch immer fester, so daß die Geschütze schließlich wie über eine Tenne fuhren. Unverzüglich wurde der Vormarsch fortgesetzt. Weder beim Überschreiten des Swakop, noch in dem dessen rechtes Ufer umsäumenden Wald, noch auf den Höhen jenseits des Weges nach Groß-Barmen ließ sich ein Herero blicken. Jetzt näherte man sich Okahandja — — es lag anscheinend völlig verlassen vor der anrückenden Kompagnie; kein Herero zeigte sich. Sollte der Platz etwa schon gefallen und die Kameraden ermordet sein?

Hauptmann Franke ließ seine Leute in Schützenlinie geradewegs auf Okahandja losgehen, dicht dahinter folgten die beiden Geschütze. Ohne einen Schuß zu erhalten,

drangen sie in den Ort ein, auch in der Feste regte sich noch nichts; erst als die Kompagnie bis in die Höhe des Augustineums gelangt war, empfing sie ein jubelnder Zuruf aus der Feste.

Hier war gerade die Besatzung anläßlich des Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers zu einem Appell angetreten, bei dem Oberleutnant v. Zülow eine Ansprache hielt. Eben war in Ermanglung von Geschützen mittels mehrerer mit lautem Getöse explodierender Dynamitpatronen Salut gefeuert worden, als die Posten plötzlich auf dem Bahndamm einige Reiter bemerkten, die jedoch ebenso schnell wieder verschwanden. Alles eilte zu den Waffen. Schon sah man in Höhe der Kirche eine Schützenlinie auftauchen: Waren es Hereros, die in den geraubten Schutztruppenuniformen zum Angriff vorrückten oder nahte Unterstützung? Alles harrte mit fieberhafter Spannung, Gewehr im Anschlag, der Dinge, die da kommen sollten. Jetzt erkannte Oberleutnant v. Zülow den Hauptmann Franke, und alles eilte aus der Feste, die lange erwarteten Kameraden freudig zu begrüßen. Doch noch war keine Zeit, sich der Freude hinzugeben. Denn plötzlich drangen zahlreiche Hereros von den nahen Höhen vor, wohl in der Hoffnung, bei dem allgemeinen Jubel der Deutschen einen überraschenden Erfolg erringen zu können. Hauptmann Franke entwickelte sofort seine ganze Kompagnie und überschüttete mit wohlgezieltem Feuer den vorstürmenden Gegner, der daraufhin erschreckt nach den Höhen wieder zurückeilte. Die Kompagnie folgte ihm; nach kurzem Gefecht räumten jedoch die Hereros auch die Höhen und zogen anscheinend in der Richtung auf Otjosasu ab. Nur einige wenige Schützen ließen sie in den Bergen zurück. Die Feste wurde von dort aus tagsüber durch einzelne unwirksame Schüsse beunruhigt.

Tätigkeit der Entsatzkolonne Zülow vom 13. bis 27. Januar.

Die seit ihrer Abfahrt von Karibib zehn Tage lang verschollen gewesene Entsatzkolonne Zülow hatte am 13. Januar in Erwartung eines Zusammenstoßes mit dem Feinde unter äußerster Vorsicht die Weiterfahrt über Johann-Albrechtshöhe angetreten. Von den genannten Stationen wurden alle irgendwie verfügbaren Mannschaften zur Verstärkung mitgenommen. Hinter Johann-Albrechtshöhe waren die Stationen zerstört und der Bahnkörper vielfach beschädigt, so daß immer wieder Herstellungsarbeiten nötig wurden. In Waldau, das am Abend erreicht wurde, fand Oberleutnant v. Zülow eine größere Anzahl Bahnbeamte, Reservisten und sonstige Flüchtlinge. Die sofortige Weiterfahrt nach Okahandja war unmöglich, da die Bahn östlich der Station gründlich zerstört und die Höhen in der Richtung auf Okahandja stark besetzt waren. Die Entsatzabteilung blieb daher während der Nacht in Waldau.

Die Hereros beschossen, durch die Dunkelheit und den dichten Busch begünstigt, während der Nacht dauernd die Bahnstation und die in weitem Bogen um den Ort ausgestellte Postenkette. In Anbetracht der Nähe zahlreicher Feinde

und der einlaufenden Meldungen über sehr umfangreiche Gleiszerstörungen östlich Waldau erwog Oberleutnant v. Zülow den Weitermarsch zu Fuß, mußte hiervon aber wegen der Unmöglichkeit, die mitgeführte Munition (50 000 Patronen) und sonstiges gerettetes Kriegsmaterial auf Karren mitzuführen, Abstand nehmen. Er ordnete statt dessen die Sicherung des Eisenbahnzuges an, der mit Wellblechplatten, gefüllten Reis-, Hafer- und Kohlensäcken gepanzert wurde. Außerdem wurde in den Zug ein Wagen mit Schienen und reichlichem Handwerkszeug zur Instandsetzung der beschädigten Gleise eingeschoben. Alle diese Arbeiten wurden während des 14. und der Nacht zum 15. beendet. An Schlaf war bei dem auch nachts ununterbrochen anhaltenden Schießen des Feindes von den nahen Höhen nicht zu denken. Die Aufklärung in östlicher und nordöstlicher Richtung hatte überall die Anwesenheit zahlreicher Hereros festgestellt. Oberleutnant v. Zülow entschloß sich, die Station Waldau als zu gefährdet aufzugeben.

Am 15. wurde noch im Morgengrauen der letzte und aufregendste Teil der Fahrt angetreten. Die Hereros hatten die Bahn an fünf Stellen unterbrochen, zuletzt etwa 1½ km nordwestlich Okahandja. Während der hierdurch bedingten Wiederherstellungsarbeiten überschütteten sie regelmäßig den Panzerzug und die Arbeiter mit Feuer. Allein trotz aller Hemmnisse gelang es, Okahandja am 15. gegen Mittag zu erreichen. Als der Zug um 11³⁰ vormittags in die Station einfuhr, suchten die Hereros seine Besatzung am Aussteigen und an der Vereinigung mit der Stationsbesatzung zu hindern. Es entspann sich mitten im Orte ein heftiges Gefecht, in das auch die Stationsbesatzung eingriff. Während ein Teil der Leute das Bahnhofsgebäude besetzte und die Ladung des Zuges, vor allem die 50 000 Patronen, in Sicherheit zu bringen suchte, wurden alle hierbei entbehrlichen Leute in das immer heftiger werdende Gefecht eingesetzt. Erst als die Dämmerung hereinbrach, räumte der Feind den Ort und zog sich auf die nahen Höhen östlich und nordöstlich von diesem zurück. Okahandja war dank dem entschlossenen und tatkräftigen Verhalten der Entsatzkolonne und ihres Führers aus schwieriger Lage befreit und in unumstrittenem Besitz der Deutschen.

Oberleutnant v. Zülow übernahm nunmehr das Kommando in Okahandja und besetzte mit der auf rund 200 Mann angewachsenen Besatzung außer der Station auch noch den Bahnhof und den Panzerzug. Unverzüglich wurden alle erforderlichen Maßnahmen zur Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit der Station und zur Gesunderhaltung der Besatzung getroffen. Die Arbeiten wurden anfangs dadurch erleichtert, daß die Hereros sich nach dem Gefecht auf die etwa 800 m entfernt liegenden Höhen zurückgezogen hatten, von wo sie erst am 16. mittags wieder vorrückten.

Die Mannschaften wurden in eine Feld- und eine Besatzungstruppe eingeteilt; während dieser in erster Linie der Sicherheitsdienst übertragen wurde, sollte die Feldtruppe als Ausfalltruppe dienen und Unternehmungen im offenen Felde ausführen. Im Laufe des 17. kamen noch einige flüchtige Siedler, denen es gelungen

war, sich vor dem wilden Wüten der Aufrührer zu retten, auf die Station. Unter ihnen befand sich auch die halb zu Tode gehetzte Frau des ermordeten Farmers Lange mit ihren beiden noch lebenden Kindern. Sie war seit vier Tagen unterwegs gewesen. Ihr Mann und ihr Schwager waren von den Unmenschen mit Kirris (Keulen) totgeschlagen, das jüngste, dreijährige Kind vor den Augen der jammernden Mutter zwischen der Tür gequetscht und mit einigen Kirrisschlägen zu Boden gestreckt worden, sie selbst wurde dann durch mehrere Schläge auf den Kopf betäubt, so daß die Hereros sie für tot hielten. Auf der Flucht ernährte sie sich mit ihren beiden kleinen noch lebenden Kindern von roher Feldkost. Nach viertägigem Umherirren unter den fürchterlichsten Qualen erreichte die Ärmste am 17. spät abends, vor Angst und Erschöpfung halb tot, die schützenden Mauern der Station.

Nachdem die notwendigsten Arbeiten zur unmittelbaren Sicherung der besetzten Örtlichkeiten ausgeführt waren, beschloß Oberleutnant v. Zülow, bereits am 19. zur Erkundung und Sicherung der Bahn nach Windhuk mit der Feldtruppe in dem gedeckten Eisenbahnzuge eine Fahrt dorthin zu unternehmen. Aber schon nach kurzer Zeit mußte diese eingestellt werden, da das Geleise auf weite Entfernung aufgerissen und vor allem die hölzerne Eisenbahnbrücke durch Abbrennen einzelner Joche zerstört worden war. Gegen die nunmehr den Zug angreifenden Hereros ließ Oberleutnant v. Zülow dessen Besatzung ausschwärmen. Während des Gefechts, das sich außerhalb des Ortes entspann, wurde dieser selbst nach allem Brauchbaren, vor allem nach Lebensmitteln, Munition und Lazarettbeständen abgesucht. Bei dieser Gelegenheit wurde auch alle am Platze befindliche Munition sowie eine große Dynamitmenge, deren Vorhandensein dem Feinde bis jetzt entgangen sein mußte, nach der Station gerettet.

Am 20. Januar machte Oberleutnant v. Zülow den Versuch, mit dem Panzerzuge in der Richtung auf Karibib vorzudringen, um hierdurch die Verbindung mit Swakopmund wiederzugewinnen. 8 km westlich Waldau wurde jedoch eine etwa 20 m lange Eisenbahnbrücke zerstört vorgefunden. Bei dem Versuch, sie wiederherzustellen, kam es mit den angreifenden Hereros zu einem sehr heftigen Gefecht, in dem die 70 Mann starke Besatzung des Zuges vier Tote und vier Verwundete einbüßte, während die Hereros allein 50 Tote auf dem Platze ließen.

In der nächsten Zeit wurden fast täglich weitere Aufklärungs- und Patrouillengänge unternommen, besonders in der Richtung nach Osona hin, von wo aus man Hilfe erwartete. Am 22. sah man in der Richtung Windhuk mehrmals starke Rauchwolken, auch hörte man geschützdonnerähnliches Getöse; die sofort in der Stärke von 100 Mann ausrückende Feldtruppe besetzte die wichtigsten Punkte in dem Vorgelände nach Windhuk zu, kehrte jedoch mit Einbruch der Dämmerung wieder nach Okahandja zurück; nur ein Posten wurde auch während der Nacht südlich des Ortes belassen; von der erwarteten Unterstützung war immer noch nichts zu sehen. Am folgenden

Tage rückte die Truppe wieder aus und besetzte die bei Osona liegenden Barmer-klippen, die einen weiten Ausblick nach Windhuk gestatteten; kaum war die Stellung eingenommen, als etwa 70 zum Teil berittene, in deutsche Uniform gekleidete Hereros, die erst beim Näherkommen als Feinde erkannt wurden, trotz lebhaften Feuers zwei in der Flanke liegende überragende Kuppen besetzten und von hier die Truppe unter Feuer nahmen. Da trotz vierstündigen Wartens von einer heranrückenden Verstärkung wiederum nichts zu entdecken war, und die Truppe in Gefahr geriet, von den Hereros umgangen und abgeschnitten zu werden, zog sie sich gegen Abend ohne Verluste wieder nach Okahandja zurück.

Während der Unternehmungen der Feldtruppe hatte die Besatzungstruppe die Verstärkungsarbeiten ziemlich ungestört fortgesetzt. Der Ort war jetzt bereits so stark befestigt, daß mit Zuversicht den weiteren Ereignissen entgegengesehen werden konnte. Eine Gefahr für die Behauptung des Platzes bestand nicht mehr.

Wie ernst und richtig die Bedeutung des Aufstandes von Anfang an eingeschätzt wurde, geht aus einer Tagebuchaufzeichnung des Oberleutnants v. Zülow vom 19. Januar hervor. „Die Hereros", heißt es hier, „sind gut bewaffnet und haben reichliche Munition und viel Vieh und Proviant, das sie den Weißen alles geraubt haben. —— Ein langer Feldzug wird uns also wohl bevorstehen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß den Hereros nach dem von ihnen unter den Weißen angerichteten Blutbade niemals Pardon gegeben werden darf". In der Tat: das Blut der gemordeten Männer, die Martern und Qualen mißhandelter Frauen und unschuldiger Kinder schrieen zum Himmel. Hier mußte gekämpft werden, bis zur Vernichtung! Das erkannten auch die Hereros, und damit wuchs die Energie ihres Widerstandes. Sie wußten, daß sie um Leben und Existenz ringen mußten.

Das Gefecht am Kaiser Wilhelmsberge. Okahandja wird entsetzt. 28. Januar.

Die eilige Flucht der Hereros am 27. nach dem kurzen Gefecht mit der Kompagnie Franke ließ vermuten, daß der Feind, durch das Erscheinen der Kompagnie erschreckt, ohne jeden Widerstand die Gegend von Okahandja geräumt hätte. Diese Annahme erwies sich jedoch als irrig.

Hauptmann Franke brach am 28. Januar in aller Frühe auf, in der Absicht, die anscheinend nach Otjosasu geflüchteten Hereros daselbst zu stellen. Um die feindlichen Späher zu täuschen, schlug er zunächst den Weg nach Okakango*) ein und ließ erst etwa 2 km nordwestlich Okahandja die Spitze die Richtung rechts durch das Buschfeld auf den Kaiser Wilhelmsberg nehmen. Sie sollte dem Berg gegenüber stehen bleiben, den Marsch der Kompagnie sichern, die, hinter ihr wegziehend, dem Wege nach Otjosasu zustrebte, und dann als Nachhut folgen; außerdem beobachtete noch eine Offizier-seitenpatrouille den Berg.

Kaum hatte die Kompagnie den Weg nach Otjosasu erreicht, da entspann sich bereits bei der Spitze ein heftiges Gefecht. Auch die Seitenpatrouille mußte, von

*) Skizze S. 178.

lebhaftem Feuer empfangen, schleunigst umkehren. Der Berg war vom Gegner, den man in vollem Abzuge geglaubt hatte, stark besetzt. Hauptmann Franke entwickelte die Kompagnie nach rechts, die Geschütze protzten am Wege ab, die Handpferde und die Karren wurden in das eben durchschrittene Buschfeld zurückgesandt.

Der Feind hatte außer dem 1675 m hohen, wild zerklüfteten Kaiser Wilhelmsberge auch die niedrigeren, auf dem rechten Kandu-Ufer gelegenen Höhen besetzt. Das Vorgelände bot der Annäherung die denkbar größten Schwierigkeiten. Es war, wie der Berg selbst, sehr zerklüftet und außerdem vielfach mit dichtem Hackiesdornbusch

Abbildung 4.



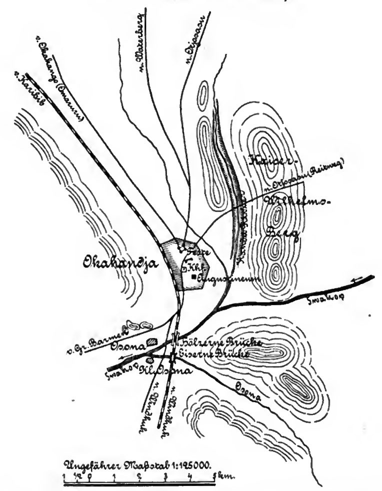
Bahnhof Okahandja. Im Hintergrund der Kaiser Wilhelmsberg.

bestanden, den die Schützen oft nur auf dem Bauche weiterrutschend durchkriechen konnten. Der tief eingeschnittene Kandu-Bach mit seinen steil abstürzenden Rändern und seinem sandigen Bett bildete ein weiteres Hindernis beim Angriff, der nur stellenweise durch tote Winkel erleichtert wurde.

Trotz dieser Schwierigkeiten wurden die Höhen des rechten Kandu-Ufers nach kurzem Feuergefecht in schnellem Anlauf genommen. Hier oben hielt Hauptmann Franke seine Schützen zunächst an, gewährte den atemlosen Leuten einige Ruhe und ließ die Verbände wiederherstellen. Die Hereros hielten ihre am Berghange des linken Ufers angelegten Verschanzungen besetzt; Hauptmann Franke beschloß, den Angriff gegen diese fortzusetzen und ließ die einzelnen Züge so nahe an das Flußbett heranführen, als dies in Deckung geschehen konnte. Zur Unterstützung des weiteren Angriffs wurde das

Gebirgsgeschütz *) auf dem rechten Flügel der Schützenlinie gedeckt in Stellung gebracht und begann auf 300 bis 600 m die Verschanzungen zu beschießen. Bald

Skizze des Gefechtsfeldes von Okahandja.



darauf schwieg das feindliche Schützenfeuer, und man bemerkte, wie einzelne Hereros aus den Schanzen flohen. Das anscheinend wirksame Artilleriefeuer ermöglichte den Schützen, sprungweise über das Flußbett vorzugehen. Da sie stellenweise

*) Das Feldgeschütz konnte wegen der Geländeschwierigkeiten nicht weiter verwendet werden.

bis an die Hüften in dem Triebsande des Flußlaufs versanken, war dies eine harte und zeitraubende Arbeit; es war ein Glück, daß die Kompagnie während derselben sich im toten Winkel befand und so gut wie gar nicht vom Feinde beschossen werden konnte. An dem jenseitigen Flußrande wurde nochmals gehalten und dann begann die Ersteigung des Berges. Da das Feuer der Hereros zum Teil durch das Artilleriefeuer niedergehalten und wirkungslos war, blieben die Schützen in ununterbrochenem Vorgehen, nahmen eine Feldschanze nach der andern und drangen schließlich bis zum Gipfel des Berges vor. Jetzt flohen die Hereros eiligst; in den Schanzen wurden zahlreiche Tote und Verwundete gefunden, außerdem Felle, Decken, Hausrat aller Art sowie mehrere Pferde erbeutet. Man hatte offenbar das Hauptlager der Okahandja-Hereros erobert.

Als die Kompagnie schon im Begriff stand, sich wieder der Straße zuzuwenden, erhielt sie nochmals von einigen Bergspitzen Feuer und verlor hierbei zwei Verwundete. Der Feind wurde indessen auch von dort bald verjagt und floh eiligst in östlicher Richtung; die Kompagnie wurde dann am Fuße des Berges bei dem Feldgeschütz gesammelt.

In heißem sechsstündigen Kampfe war der Feind geworfen; er gab die Umgegend von Okahandja endgültig preis. Erst jetzt konnte der Ort in Wahrheit als entsetzt gelten. Die Kräfte der Mannschaften waren aufs äußerste erschöpft, so daß an eine Fortsetzung des Marsches nicht zu denken war. Hauptmann Franke blieb daher bei Okahandja; die Kompagnie hatte drei Verwundete gehabt. Über das Verhalten seiner Untergebenen während des Kampfes berichtet Hauptmann Franke:

„Daß es trotz der formidablen Stellung gelang, den Sieg zu erringen und die Leute in der Hand zu behalten, wurde nur ermöglicht durch die vorzügliche Haltung von Offizieren und Mannschaften und die ausgezeichnete Feuerdisziplin."

Die geringe Wirkung des feindlichen Feuers erklärt sich nach der Ansicht des Hauptmanns Franke dadurch, daß die Hereros mit den in ihren Händen befindlichen Gewehren 88 damals noch nicht umzugehen wußten und meist viel zu hoch schossen.

Am folgenden Tage wurde die feindliche Stellung durch Mannschaften der Besatzung von Okahandja nochmals durchsucht, ohne daß indessen vom Feinde noch jemand angetroffen worden wäre. Aus dem Zustande des Lagers ließ sich erkennen, mit welcher Hast die Hereros geflohen waren; ihre Spuren führten nach Norden und Nordosten. Am 30. Januar rückte Hauptmann Franke nach Otjosasu in der Hoffnung, dort den Gegner noch einmal stellen zu können. Der Ort war jedoch vollständig verlassen. Nachdem die Hererohütten niedergebrannt worden waren, wurde nachmittags der Rückmarsch nach Okahandja angetreten.

Am 31. Januar setzte Hauptmann Franke den Vormarsch längs der Bahn auf Karibib fort, woselbst er am 2. Februar eintraf. Der Feind wurde nirgends mehr

Hauptmann Franke marschiert auf Karibib—Omaruru weiter. 31. Januar.

angetroffen. Somit war die Eisenbahn wieder in der Hand der Deutschen, fahrbar war indessen zunächst nur die Strecke Windhuk—Okahandja.

In Karibib fand Hauptmann Franke die Lage verhältnismäßig friedlich und den Platz selber nicht bedroht, die Kompagnie konnte deshalb sofort auf Omaruru weitergehen. Hauptmann Franke hoffte, auch diese Station allein mit seiner Kompagnie entsetzen zu können; er beschloß daher, am folgenden Tage, dem 3. Februar, den Marsch nach Norden anzutreten. Ein Teil der von Windhuk mitgenommenen Mannschaften des Beurlaubtenstandes wurde auf ihren Wunsch wieder nach dem Hauptort entlassen und durch Freiwillige der Besatzung von Karibib ersetzt. Es fehlte indes ein Führer für die Artillerie. Da erbot sich ein Ingenieur der Otavibahn, namens Leutenegger, der schweizerischer Artillerieoffizier war, freiwillig zur Übernahme dieses Kommandos. Hauptmann Franke willigte ein und hat, wie er schreibt, „dies nie bereut"; der neue Führer der Artillerie leistete überall den Deutschen treue und bewährte Waffenbrüderschaft. Die Ausrückestärke der Kompagnie stellte sich nach diesem Austausch auf sieben Offiziere, zwei Ärzte, 126 Mann mit einem Feld- und einem Gebirgsgeschütz sowie einem Ochsenwagen.

3. Februar.

Um 4^{30} nachmittags wurde der Marsch angetreten und bis 5 km nördlich Etiro fortgesetzt, wo an einer Übersicht gewährenden Stelle gelagert wurde. Auf dem Marsche hatte man von den Hereros nichts gesehen, wohl aber zeigten verschiedene Spuren, unter anderem eine völlig ausgeplünderte Farm, daß die Hereros auch hier ihr Zerstörungswerk geübt hatten.

Die Kompagnie trifft vor Omaruru ein und greift die Belagerer an.

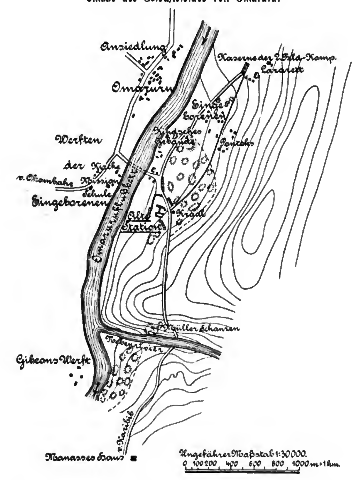
Am folgenden Tage wurde um 4^{30} morgens wieder angetreten und Osombimbambe erreicht, wo die Werften des Hererohäuptlings Manasse durchsucht und leer gefunden wurden. Hauptmann Franke hoffte, daß das bloße Erscheinen seiner Kompagnie den Omaruru-Hereros Furcht einjagen und sie wieder beruhigen würde. Um den Eingeborenen das Erkennen seiner Person zu erleichtern, legte er eine weiße Korduniform an und ritt seinen im ganzen Bezirk Omaruru bekannten Schimmel.

Als die Kompagnie gegen 9^{00} vormittags auf etwa 1500 m an das Haus Manasses*) herangekommen war, erblickte man im Grunde östlich des Weges eine große Viehherde, die von ihren Wächtern eiligst nach Norden weggetrieben wurde. Zur Feststellung der Ursache hiervon wurde der Zug des Oberleutnants v. Nathusius nach rechts hin entsandt, er war aber nur wenige hundert Meter geritten, als er Feuer erhielt. Kurz nach dem Abbiegen des Zuges Nathusius hatte die Spitze unter Oberleutnant Griesbach das Haus Manasses erreicht und einige Hereros beobachtet, die mit ihrem Vieh nach Osten flohen. Sie bog, diesen folgend, vom Wege ab, während gleichzeitig auch von vorn aus der Richtung von Omaruru einige Schüsse fielen. Dies veranlaßte Hauptmann Franke, der bisher durch das beginnende Gefecht des Zuges Nathusius in Anspruch genommen war, nach vorne zu galoppieren. Er fand bei Manasses Haus

*) Skizze S. 181.

seine Spitze nicht mehr vor, dafür eröffneten jetzt die Hereros auf das große weiße Ziel, das der Hauptmann und sein Schimmel boten, ein heftiges Feuer. Es war klar, daß die Kompagnie nicht ohne ernsten Kampf nach Omaruru gelangen konnte.

Skizze des Gefechtsfeldes von Omaruru.



Die Hereros waren offenbar durch das Eintreffen der Kompagnie überrascht worden. Ihre unberittenen Späher hatten die Meldung von dem Anrücken der Kompagnie nicht schnell genug zurückbringen können, doch hatte eine größere Abteilung unter Titus Mutate noch rechtzeitig etwa 1000 m südöstlich der alten Station am

Rande des kleinen Nebenriviers Stellung nehmen können. Auch die Häuser auf dem hohen rechten Ufer des Omaruru waren besetzt. Hauptmann Franke erkannte, daß er starke Hererobanden sich gegenüber hatte. Tatsächlich stand der Kompagnie, wie später festgestellt wurde, hier eine mehr als zehnfache Übermacht gegenüber. Das Gelände war der Verteidigung überhaupt und der Fechtweise der Eingeborenen im besonderen ganz außerordentlich günstig. Eine Menge einzelner Felsblöcke und größerer natürlicher Steinschanzen gab den Hereroschützen Gelegenheit, aus fast völlig sicheren Feuerstellungen den Angreifer zu beschießen. Dessen Geschütze konnten den Schwarzen

Abbildung 5.



Gelände am Nebenrivier bei Omaruru.

hingegen hinter solchen Deckungen nicht viel anhaben. Auch mußte der Angriff, wenngleich hier und dort einzelne Felsblöcke und Büsche einigen Schutz gewährten, immer wieder offene Stellen ungedeckt überwinden.

Die Kompagnie entwickelt sich bei dem Hause Manasses.

Hauptmann Franke war, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Manasses Haus leer war, zurückgeritten und hatte den entsandten Zug des Oberleutnants v. Nathusius bereits wieder bei der Kompagnie vorgefunden. Die Viehwächter waren nach kurzem Kampf geflohen und hatten ihre Herde in den Händen der Deutschen gelassen. Hauptmann Franke ließ jetzt die beiden Geschütze unter dem Leutnant Leutenegger, in Höhe des Manassesschen Hauses auffahren und entwickelte außer dem Rest des Spitzenzuges noch den 1. und 3. Zug zu beiden Seiten des Anmarschweges, während der 4. Zug (Nathusius) als Bedeckung beim Troß zurückblieb. Zur Führung des Feuerkampfes konnte kaum die Hälfte der Mannschaften verfügbar gemacht werden,

da außer der Wagenbedeckung zahlreiche Mannschaften auch als Pferdehalter, Sanitätspersonal und bei den Geschützen unentbehrlich waren.

Es entspann sich sofort ein lebhaftes Gefecht. Obwohl Schützen wie Geschütze gutes Schußfeld hatten, war ein durchschlagender schneller Erfolg gegen die vorzüglich eingenisteten Hereros nicht zu erzielen. Auch hier schoß der Gegner vielfach mit erbeuteten Gewehren 88, nur da und dort zeigten Rauchwölkchen den Standpunkt der feindlichen Schützen an.

Während sich die Kompagnie am Manassehause entwickelte, war die dem 2. Zuge (Griesbach) entnommene Spitze immer weiter nach rechts vorgegangen und völlig außer Verbindung mit der Kompagnie gekommen. Der 2. Zug selbst bildete unter Führung des Vizewachtmeisters d. R. Frhrn. v. Erffa am rechten Flügel in sehr günstiger Stellung eine vorgebogene Flanke. Hauptmann Franke, der auf das Drängen des Artilleristen Reichelt, der bei den hinter dem Manasseschen Hause gedeckt haltenden Protzen stand, seinen weißen Rock mit dem grauen des Mannes getauscht hatte, ging nun die ganze Front entlang, um sich von der Lage überall persönlich zu überzeugen. Er erkannte, daß, wenn man den hartnäckigen Widerstand des fast unsichtbaren Gegners brechen wollte, es notwendig sei, ihm vor allem näher auf den Leib zu rücken, und befahl daher sprungweises Vorgehen des 1. und 3. Zuges, während der 2. Zug liegen bleiben und feuern sollte. Gedeckt durch das Schnellfeuer dieses Zuges, machte der in der Mitte befindliche 3. Zug unter Leutnant Leutwein einen Sprung von 300 m, dann folgte der linke Flügelzug unter Leutnant Frhrn. v. Wöllwarth. Während der Sprung des 3. Zuges ohne jeden Verlust gelang, verlor der 1. Zug seinen tapferen Führer und zwei Mann, da bei dessen Sprung die Feuerunterstützung ausgeblieben war, weil das Kommando hierzu nicht durchgedrungen war.

Als den Leutnant v. Wöllwarth das tödliche Geschoß traf, kniete gerade der Wachtmeister der Kompagnie, Wesch, neben ihm. Mit einem markerschütternden Wutschrei: „Die Schufte haben mir meinen Leutnant erschossen", sprang der heldenmütige Mann hinter der deckenden Klippe hervor, und vor Kampfwut brennend und mit blutunterlaufenen Augen stürzte er allein vor, um sich auf den Feind zu werfen. Doch der in unmittelbarer Nähe liegende Hauptmann Franke sprang eiligst mit einigen Leuten herbei, um den Rasenden festzuhalten und niederzudrücken; sonst wär es auch um diesen Braven geschehen gewesen, der „eine wahre Mutter" der Kompagnie war, und der stets und besonders in diesen letzten Tagen, die gerade von ihm fast Übermenschliches forderten, seinen Hauptmann mit nie erlahmender Tatkraft unterstützt hatte. Bei aller Fürsorge für seine Untergebenen führte Wachtmeister Wesch ein eisernes Regiment in der Kompagnie, bei der er ebenso gefürchtet wie beliebt war. Für Wesch gab es keine Anstrengung, die zu groß war, und seine Tapferkeit grenzte an Tollkühnheit.

Die Hereros werden aus ihrer ersten Stellung verjagt.

Inzwischen arbeiteten sich die drei Züge abwechselnd springend und feuernd immer näher an die feindliche Stellung heran. Als die Hereros die Kompagnie, die jetzt die Seitengewehre aufpflanzte, immer näher auf sich zukommen sahen, zogen sie beim Anblick der gefürchteten Seitengewehre doch vor, beizeiten das Weite zu suchen. Erst einzeln, dann immer zahlreicher räumten sie ihre Stellungen und gingen über den kleinen Rivier zurück. Einzelne Hereros, die ausharrten, wurden in den Schanzen selbst überrascht und niedergemacht. Die Kompagnie wollte mit den drei entwickelten Zügen den fliehenden Feind über den kleinen Rivier hinaus verfolgen, doch Hauptmann Franke erkannte noch gerade zur rechten Zeit, daß die jenseitigen Höhen von Herero-banden stark besetzt waren. Er hielt deshalb die Kompagnie in der genommenen Stellung fest und befahl mit lauter Stimme, daß zunächst alles liegen bleiben solle. Er selbst begab sich nach rückwärts, um die Artillerie und den beim Troß befindlichen Zug Nathusius heranzuholen, und, mit diesen Kräften vereint, den Angriff auf die zweite Stellung des Feindes durchzuführen. Der Zug Nathusius war jedoch, mit der Front nach Süden, in ein heftiges Gefecht gegen Hererobanden verwickelt worden, die anscheinend das ihnen zu Beginn des Kampfes abgenommene Vieh wieder-erobern wollten. Hauptmann Franke führte daher nur die beiden Geschütze nach vorwärts in die neue Stellung und ließ sie die vom Feinde stark befestigten und besetzten Steinschanzen, später Müllerschanzen genannt, unter Feuer nehmen. Als er wieder nach vorne zur Kompagnie galoppierte, bemerkte er im Vorbeireiten den armen, schwer-verwundeten Wöllwarth in der prallen, glühenden Sonne liegen; schnell sprang er vom Pferde, um seinen lieben Freund und Kampfgenossen, der die furchtbarsten Schmerzen ausstand, ein wenig zur Seite in den Schatten einer deckenden Klippe zu tragen und den halb Verschmachtenden mit einigen Schluck Wasser zu erquicken. Auf seine Frage, wie es ihm nun ginge, antwortete Wöllwarth mit ermattender Stimme und doch leuchtenden Auges: „Ach, lieber Herr Hauptmann, um mich ist's jetzt gleich; wenn wir nur hineinkommen in die Feste!"

Doch länger durfte der Hauptmann nicht bei seinem sterbenden Freunde weilen, ihn riefen neue Taten: der Angriff gegen die zweite, noch stärkere Stellung des Feindes auf dem anderen Ufer des Riviers.

In diesem Augenblick erhielt die Kompagnie völlig unerwartet eine willkommene Unterstützung. Der den Befehl in Omaruru führende Stabsarzt Kuhn hatte, ebenso wie der Oberleutnant v. Zülow in Okahandja, seine Mannschaften in eine Be-satzungs- und eine Ausfalltruppe eingeteilt. Die Ausfalltruppe bestand aus den 24 gewandtesten Mannschaften unter dem Feldwebel Müller. Als das Feuer der Kompagnie Franke der eingeschlossenen Besatzung die nahende Hilfe verkündete, ent-schloß sich Stabsarzt Kuhn, unverzüglich einen Ausfall aus der Kaserne gegen den Rücken der Hereros zu unternehmen. Doch in diesem Augenblick traf die Meldung ein, daß starke Hererobanden vom Norden her im Vorrücken gegen die Kaserne seien. Der

Kanonendonner aus der Richtung des Manassehauses nahm an Heftigkeit zu. Es galt, einen schnellen Entschluß zu fassen. Stabsarzt Kuhn hielt wegen der von Norden her drohenden Gefahr sein Verbleiben mit einem Teil der Besatzung in der Kaserne für notwendig; alle übrigen irgend entbehrlichen Leute schickte er unter Feldwebel Müller sofort in den Rücken der dem Kampfe gegen die Kompagnie Franke zueilenden Hereros. Seitwärts der Straße nach Karibib vorgehend, stieß Feldwebel Müller unweit des Nebenriviers auf die Hereros, welche bereits im Kampfe gegen die Kompagnie Franke standen. Eine stärkere Hereroabteilung, die sich dem Ausfall-

Abbildung 6.



Klippen südlich des Kindschen Hauses.

kommando entgegenwarf, überschüttete dieses mit einem heftigen Feuer. Allein dessen ungeachtet stürmte Feldwebel Müller mit seiner kleinen Truppe mit aufgepflanzten Seitengewehren gegen den Feind vor, warf ihn zurück und drang mit wahrem Heldenmut in ununterbrochenem schnellen Anlauf gegen die stark besetzte Stellung auf dem rechten Ufer des Nebenriviers vor. Der Feind räumte diese in wilder Flucht unter Zurücklassung von 17 Toten. Feldwebel Müller fand an der Spitze der stürmenden Truppen den Heldentod. An seiner Stelle übernahm Feldwebel Götte die Führung der Ausfallabteilung und vereinigte sich mit der inzwischen über den Rivier vorgekommenen Spitze unter Oberleutnant Griesbach.

Hauptmann Franke drängte unverzüglich den fliehenden Hereros mit den drei

ersten Zügen sowie den beiden Geschützen über den Nebenrivier bis in die Nähe der alten Station nach. Hier zwang erneutes heftiges Feuer zum Halten. Die Hereros hatten in den Klippen südlich des Kindschen Gebäudes erneut Stellung genommen, und zum dritten Male mußte die Kompagnie zum Angriff schreiten. Von neuem begann der Feuerkampf. Die Züge waren jedoch in dem klippenreichen Gelände so zersplittert, daß die Führer ihre Leute nicht mehr übersehen konnten und an eine Leitung des Feuers nicht mehr zu denken war. Mehr und mehr löste sich das Gefecht in Einzelkämpfe auf, in denen die persönliche Gewandtheit und Schießfertigkeit des einzelnen den Ausschlag geben mußten. Besonders taten sich hierbei der Vizewachtmeister Tante, sowie der Schießunteroffizier, Sergeant Prüß, hervor, die beide ihr tapferes Vorwärtsstürmen mit dem Leben bezahlten. Nicht minder zeichneten sich durch Entschlossenheit und Mut der Gefreite Lorenz, sowie die Reiter Wilke, Zeglewki und der Kriegsfreiwillige, Oberlandmesser Joergens aus.

Die Herero nehmen eine dritte Stellung am Kindschen Hause.

Jetzt versuchten die Schwarzen einen Vorstoß gegen die rechte Flanke der dünnen Schützenlinie. Es gelang ihnen, bis auf 30 m heranzukommen, als die mit der Spitze vereinigte Ausfalltruppe unter Oberleutnant Griesbach von rückwärts herankam und sie nach kurzem Gefecht wieder verjagte. Daraufhin gewann die Abteilung Griesbach wieder den Anschluß an den rechten Flügel der Kompagnie. Der Widerstand, den die Schützen bei diesem dritten Angriff fanden, war außerordentlich zäh. Unter dem Schutze des Artilleriefeuers begann die Kompagnie indessen von neuem vorzugehen. Die Wirkung der Geschütze war jetzt vorzüglich dank der ruhigen und sicheren Leitung durch den schweizerischen Leutnant Leutenegger, obwohl dieser mit den deutschen Verhältnissen nicht vertraut war und hier in seinem ersten Gefechte stand. Wirksame Unterstützung fand die Artillerie durch das gegen den Rücken der Hereros gerichtete Feuer des Stationsgeschützes, das in das Gefecht eingriff, sobald erkannt war, daß der von Norden gemeldete Feind dem Gefecht gegen die Kompagnie Franke zustrebte.

Auf deren linkem Flügel gelang es dem Wachtmeister Wesch mit seinen Leuten, den Feind aus den Feldschanzen am Omaruruflußbett herauszuschießen und dadurch den linken Flügel vor weiterer Gefahr zu sichern. Gegen den rechten Flügel versuchten die Hereros einige Zeit später von neuem einen umfassenden Vorstoß, der dank dem kühnen und entschlossenen Verhalten des Oberleutnants Griesbach glücklicherweise wiederum rechtzeitig von der Spitze und der Ausfallabteilung zurückgewiesen wurde. Oberleutnant Griesbach wurde hierbei verwundet.

Allein trotz dieser Erfolge begann die Lage der Kompagnie kritisch zu werden. Heiß brannte die Sonne von wolkenlosem Himmel hernieder, die Leute hatten so gut wie nichts gegessen, das Wasser und die Munition wurden knapp. Die Kräfte der seit sechs Stunden in schwerem Kampfe stehenden Truppe begannen nachzulassen. Jetzt drohte eine neue ernste Gefahr.

Der entscheidende Angriff.

Hinten am Manassehause stand der Zug Nathusius im schweren Gefechte gegen überlegene Hererobanden, die gegen den Rücken der Kompagnie vorgehen wollten. Der Führer selbst war verwundet worden und hatte durch Leutnant z. D. Hauber ersetzt werden müssen, der bisher den Troß geführt hatte. Letzterer war der Kompagnie nachgerückt und hielt wenige hundert Meter hinter dieser in Deckung. Vom rechten Flügel kam die Meldung, daß die mehrfachen Vorstöße der Hereros zwar zurückgewiesen seien, die Lage jedoch schwierig wäre, da der Führer, Oberleutnant Griesbach, schwer verwundet sei. Das feindliche Feuer gegen die Schützen in der Front nahm an Heftigkeit zu. Den Geschützen war die Munition ausgegangen; sie wirkten nur noch durch die Furcht, die allein ihr Anblick dem Feind damals noch einflößte. Das Wasser war zu Ende, die Leute hatten nicht einen Tropfen mehr. Die Hitze und der Durst steigerten sich fast bis zur Unerträglichkeit. Die Verluste nahmen zu.

Hauptmann Franke erkannte, daß die Lage auf die Dauer unhaltbar sei und nur eine rasche und kühne Tat Rettung bringen konnte. Das beste Mittel, dieser gefährlichen Lage ein Ende zu bereiten, schien ihm ein Sturmangriff gegen den Feind in der Front. Aber in diesem Augenblick, es war gegen 12⁰⁰ mittags, schien ein neuer Anschlag des Feindes gegen die linke Flanke zu drohen. Das Vorstürzen zahlreicher Hereros aus der Richtung des Kindschen Gebäudes ließ auf das nahe Bevorstehen eines Angriffs von dieser Seite schließen. Sofort wurde das Feuer gegen das Gebäude aufgenommen. Plötzlich ertönte aus jener Richtung ein lautes dreifaches Hurra aus deutschen Kehlen, und man erkannte zur allgemeinsten Überraschung, daß das Gebäude von einer deutschen Abteilung besetzt war. Stabsarzt Kuhn hatte von der Kaserne aus gegen 11⁰⁰ vormittags das Vorgehen der Kompagnie gegen die alte Station und ihre schwierige Lage erkannt. Sofort raffte er alles, was er an wehrfähigen Leuten aufbringen konnte, zusammen, um gegen den Rücken der Hereros vorzugehen. An der Spitze von nur 12 Mann, 6 Weißen und 6 Eingeborenen, drang er unter Mitnahme des alten Stationsgeschützes in der Richtung auf die Klippen südlich des Kindschen Gebäudes vor und suchte hier das Geschütz in Stellung zu bringen. Hierbei brach jedoch die Deichsel der Protze entzwei, so daß das Auffahren unmöglich wurde. Stabsarzt Kuhn entschloß sich nun, die das Kindsche Gebäude und die anliegenden Klippen besetzt haltenden Hereros zu verjagen, um von hier aus den mit der Kompagnie im Kampfe liegenden Gegner zu beschießen. Nach kurzem Feuergefecht stürmte er mit seiner kleinen Schar gegen den Feind vor, der unter Zurücklassung von mehreren Toten eiligst das jenseitige Flußufer zu gewinnen suchte. Die kleine Truppe besetzte nun die genommenen Klippen und eröffnete das Feuer gegen Flanke und Rücken der Aufständischen. Doch plötzlich erhielt sie lebhaftes Feuer von dem linken Flügel der Kompagnie, — glücklicherweise ohne Verluste zu erleiden, da sofort alles hinter der Deckung verschwand. Stabsarzt Kuhn hatte in der Meinung, sich durch sein Geschütz am besten bemerkbar machen zu können,

in der Eile keine Flagge mitgenommen. Jetzt ließ er, um der Kompagnie ihren Irrtum begreiflich zu machen, ein kräftiges, dreifaches Hurra ausbringen. Das half; das Feuer wurde sofort eingestellt.

Hauptmann Franke brachte nunmehr seinen Entschluß, zum Sturm zu schreiten, unverzüglich zur Ausführung. Er rief der Schützenlinie den Befehl zu, zum Sturme anzutreten. Sei es, daß die Mannschaften zu erschöpft waren, sei es, daß der Befehl in der weit zerstreut liegenden Schützenlinie nicht weitergegeben wurde, gleichviel, er wurde nicht sofort allgemein befolgt. Da schwang sich Hauptmann Franke auf seinen Schimmel, sprengte hoch zu Roß vor die Front und wollte allein auf den Feind eindringen. Diese hinreißende Tat zündete; wie mit einem Schlage erhob sich die ganze Linie, begeistert und mit lautem Hurra folgte die 2. Feldkompagnie ihrem geliebten Führer, allen voran die Gefreiten Ruschke und Lossow. Dem todesmutigen Ansturm der tapferen Männer hielt der Feind nicht stand. Seine bis jetzt so zähe Widerstandskraft brach zusammen; er floh in nordwestlicher Richtung über den Omaruru-Fluß, noch wirksam beschossen von der Abteilung Kuhn. Es war wie ein Wunder, daß der Hauptmann, obwohl die Hereros ihn und seinen Schimmel mit einem letzten mörderischen Feuer überschüttet hatten, samt seinem Pferde unverletzt geblieben war. Das Gelingen des Sturmangriffs war nicht zum wenigsten dem rechtzeitigen Eingreifen der Abteilung Kuhn zu danken, wie überhaupt die Umsicht und Tatkraft, die Stabsarzt Dr. Kuhn und der tapfere Feldwebel Müller sowohl bei der Belagerung wie bei dem Gefecht an den Tag gelegt hatten, sehr wesentlich zu dem Gesamterfolg beigetragen haben.

Da der Feind in alle vier Winde auseinandergestoben war, wurde eine wirksame weitere Verfolgung unmöglich. Hauptmann Franke beschloß daher, mit seinen äußerst erschöpften Leuten in Omaruru zu bleiben. Die Kompagnie und die Abteilung Kuhn erreichten ohne weiteren Kampf gegen 2^{00} nachmittags die Kaserne, wo eine halbe Stunde später auch Leutnant Hauber mit dem 4. Zuge und dem Troß einrückte. Er hatte den heftig vordrängenden, sehr überlegenen Hereros gegenüber einen harten Stand gehabt und schwere Verluste erlitten. Der Sieg der Kompagnie hatte indessen auch die ihm gegenüberstehenden Banden gezwungen, sich zur Flucht zu wenden. Damit endete dieser schwere Kampf: Omaruru war aus gefahrvoller Lage befreit!

Die Ergebnisse des Kampfes.

Den Hereros hatte dieser Schlag einen solchen nachhaltigen Eindruck gemacht, daß sie die Umgegend von Omaruru vollständig und endgültig aufgaben. Ihr Verlust wird auf rund 100 Köpfe geschätzt. Auf deutscher Seite waren sechs Mann gefallen, drei Offiziere — die Oberleutnants v. Nathusius und Griesbach sowie Leutnant Frhr. v. Wöllwarth-Lauterburg — und zwölf Mann verwundet, hiervon entfielen auf die beiden Ausfallabteilungen zwei Tote und zwei Verwundete.

Von den Verwundeten erlagen noch zwei Offiziere und ein Mann ihren Verletzungen. Während Leutnant v. Wöllwarth schon nach wenigen Tagen von seinen

Schmerzen durch den Tod erlöst wurde, hatte der Oberleutnant Griesbach noch lange zu leiden. Die 2. Feldkompagnie wußte, was sie an diesen beiden Offizieren verlor. Ihr hingebendes und entschlossenes Beispiel hatte manchen Schwächeren in heißer Stunde, als die Spannkraft zu erlahmen drohte, gehalten und zu neuer Tatkraft fortgerissen. Über den Verlust des Leutnants v. Wöllwarth heißt es in dem Briefe*) eines Mitkämpfers: „Die ganze Kompagnie ist tieftraurig, sie liebten ihn, den netten, flotten Kerl, alle zärtlich."

Er hatte ein warmes Herz für seine Untergebenen gehabt; wo es Anstrengungen und Entbehrungen zu überwinden gab, war er immer der erste gewesen, und wo es für seine Leute zu sorgen galt, hatte er nie an sich selber gedacht. Es war ein herzbewegender Anblick, als die wettergebräunten, kampferprobten Männer an der Bahre ihres geliebten Führers standen und sich das frühe Grab über diesem schlichten und tapferen jungen Offizier schloß, der einen so schönen Soldatentod gestorben und der der Besten einer gewesen war!

Waren die Verluste angesichts der kleinen Zahl der Kämpfer schwer zu nennen, so waren sie dafür auch nicht umsonst gebracht. Es war ein Erfolg erzielt, wie er größer angesichts der geringen Mittel nicht sein konnte. Durch die Siege von Okahandja und Omaruru waren die erst so übermütigen Hereros, die allenthalben angriffsweise vorzugehen wagten, in die Verteidigung geworfen; es war ihnen nicht gelungen, einen der Hauptsitze der deutschen Macht in ihre Hand zu bekommen. Rechtzeitig war ihnen fühlbar gemacht worden, daß die deutsche Kraft ihnen im offenen Kampfe stets überlegen war. Besonders bedeutsam war, daß durch die Verjagung der Hereros aus der Umgegend von Omaruru der gefährdetste Teil der Bahn, die Strecke Karibib—Okahandja gesichert war. Nur durch ihren Besitz und ihre schnelle Wiederherstellung wurde es möglich, daß die anlangenden Verstärkungen schnell an die entscheidenden Punkte befördert und dort dauernd mit den notwendigsten Bedürfnissen versehen werden konnten. Der Siegeszug der Kompagnie Franke ist deshalb von entscheidender Bedeutung für die folgenden Operationen gewesen.

Hauptmann Franke hat in allen seinen Berichten das Verdienst für diese Erfolge allein „der beispiellosen Tapferkeit und Hingabe seiner Offiziere und Mannschaften" zugeschrieben; „nur dem todesmutigen, über alles Lob erhabenen Schneid seiner Truppe und ihrem kaltblütig genauen Schießen sei in jedem Falle der Sieg zu verdanken". „Selten oder nie," so heißt es in dem Bericht über das Gefecht von Omaruru, „ist von den Hereros mit solcher Hartnäckigkeit und Zähigkeit gekämpft worden. Heiß brannte an diesem Tage die Sonne auf die ermatteten Kämpfer hernieder, die nach einem anstrengenden Anmarsch in einem fast achtstündigen Gefecht ausharren mußten! Und doch versagte keiner, den nicht ein feindliches Geschoß zu Boden warf — eine

*) A. a. O.

hervorragende Leistung, die nur durchgeführt werden konnte von afrikanischen Reitern, welche mehrere Jahre im Lande systematisch an Strapazen und Entbehrungen aller Art gewöhnt waren."

Mit Recht kann man aber hinzufügen, daß die Truppe zu solchen Taten erst befähigt wurde durch das Beispiel ihres Führers, der rücksichtslos seine Person für die hohe Sache einsetzte. Wohl selten ist der Einfluß der Persönlichkeit des Führers auf die kriegerischen Leistungen seiner Truppe so sichtbar zutage getreten wie hier. Mit wie starkem Vertrauen und wie stolzen Gefühlen die 2. Feldkompagnie an ihrem Führer hing, schildert in schlichten Worten ein Unteroffizier der Kompagnie in einem Privatbriefe, in dem es heißt: „Wie grenzenlos jeder an seinem Hauptmann hing, trat erst im Gefecht ganz hervor. Jeder einzelne ging unter ihm gern ins Feuer, denn er wußte genau, wenn der Hauptmann führt, kann es gar nicht schief gehen, dann müssen wir gewinnen. Jeder einzelne wußte, daß wir ohne unseren Hauptmann nichts machen konnten. Der Hauptmann konnte Unmögliches von jedem verlangen — und jeder tat es freudig."

Das Vaterland kann mit Stolz und Dank auf diese brave Truppe blicken, die es durch ihre tatkräftige und opferwillige Hingabe vor neuen schweren Verlusten bewahrt hat. Ehre gebührt auch den tapferen Verteidigern von Omaruru und Okahandja. Die Taten dieser Männer und der Siegeszug der Kompagnie Franke, werden in der Geschichte unserer kolonialen Kriege für immer als leuchtende Vorbilder glänzen!

(Fortsetzung folgt.)



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW, Kochstraße 68—71.



Rußlands mittelasiatische Stellung.

Allmählich beginnt im russischen Reiche die Rückkehr normaler Verhältnisse. Langsam vollzieht sich der Heimtransport der ostasiatischen Armee sowie ihr Übergang auf den Friedensfuß, und die revolutionäre Bewegung, die in der Gefolgschaft des unglücklichen Krieges das Land heimsuchte, ist im Absterben begriffen.

Vielen Prophezeiungen zum Trotz, dürfte das Zarenreich ohne tiefgreifende Erschütterung, sicherlich aber durch Reformen in mancher Hinsicht gekräftigt, aus der Krise hervorgehen.

Damit würde die in der Geschichte schon wiederholt hervorgetretene Erscheinung sich erneuern, daß Rußland, dank der Fülle seiner natürlichen Machtmittel, sich selbst von einer schweren Niederlage mit verblüffender Schnelligkeit erholt. Weder die verlorenen Schlachten des Krimkrieges, noch die hinter den allgemeinen Erwartungen weit zurückbleibenden Leistungen im letzten Türkenfeldzuge haben seine Stellung im Rate der Völker für längere Zeit beeinträchtigt. Ebensowenig ist dies von seinen Mißerfolgen gegenüber den Japanern zu erwarten.

Daher ist es, wenn auch die russischen Staatsmänner im Augenblick sicherlich nicht an neue Kriegszüge denken, doch nur eine Frage der Zeit, wann sie wieder in die Bahnen aktiver Politik einlenken werden. Schon der Wunsch, die Welt die Ereignisse des letzten Krieges vergessen zu machen, muß ein solches Verfahren begünstigen. Aber noch wichtiger ist es, daß dem russisch-asiatischen Kolonialreich durch den Frieden von Portsmouth eine Gestalt gegeben wurde, deren Aufrechterhaltung für die Dauer unmöglich ist, denn nur wenn es den Zugang zu einem eisfreien Küstenstrich erhält, ist Aussicht auf seine gedeihliche Entwicklung, auf Verzinsung der ungeheuren in ihm angelegten Werte, auf Hebung seiner verborgenen Schätze vorhanden.

Wie nun aber die Dinge liegen, ist es unwahrscheinlich, daß Rußland zu einem späteren Zeitpunkte aufs neue versuchen wird, zum Gelben Meere zu gelangen, denn es findet auf dem Wege zum Indischen Ozean weit geringere Schwierigkeiten als dort.

Somit ist der Schwerpunkt seiner Machtstellung in Asien von der Mandschurei auf Turkestan übergegangen, und wenn seine während der letzten Jahrzehnte bewährte erstaunliche Ausdehnungskraft sich aufs neue zu regen beginnt, so werden vermutlich die mittelasiatischen Provinzen der Ausgangspunkt sein.

Daher behält die Frage, auf welche Grundlagen die Macht Rußlands in jenen Gebieten sich stützt, und ob sie die Möglichkeit weiterer Entwicklung in sich trägt, namentlich für den Soldaten über die Tagesereignisse hinweg ein dauerndes Interesse.

Es kommt hierbei in erster Linie auf die Massen von Truppen an, die Rußland in Turkestan versammeln könnte. Wie nun ein Blick auf die Karte beweist, liegen hier die Verhältnisse viel günstiger als im ostasiatischen Kriege.

Damals verband ein einziger noch nicht einmal fertiger Schienenstrang die ferne Grenze des Reiches am Gelben Meer mit den Kraftquellen der Heimat. Am Baikalsee fand der durchgehende Eisenbahntransport zunächst ein Ende. An seine Stelle trat die Beförderung durch eine Dampffähre, die bei schlechtem Wetter nur äußerst wenig leistete, in der Gefrier- und Tauwetterzeit aber auf Wochen völlig versagte. Als die Eisdecke sicher genug war, griff man zur Schlittenbeförderung. Jedes Geschütz, jeder Sack Hafer mußte von Pferden über den See geschleppt werden. Endlich waren Schienen über das Eis gelegt, aber damit, bei dessen häufigen Schiebungen, doch kein regelrechter Betrieb ganzer Züge ermöglicht worden. Vielmehr konnten in der Hauptsache nur einzelne Wagen und auseinandergenommene Lokomotiven an das andere Ufer befördert werden, womit wenigstens dem großen Mangel an rollendem Material auf der transbaikalischen und ostchinesischen Bahn abgeholfen wurde. Die Abstände zwischen den Kreuzungsstationen waren noch sehr bedeutend. Sie betrugen nicht selten 30 bis 40 km. Dabei zwangen ein ungünstiges Profil und leichter Oberbau zu außerordentlich langsamer Fahrt. So vermochte die Bahn zu Beginn des Krieges nur wenig zu leisten, nämlich 3 bis 4 Züge in jeder Richtung innerhalb von 24 Stunden. Aber mit unermüdlicher Energie und großem Geschick ging Fürst Chilkow daran, die Leistungsfähigkeit der Bahn zu heben, denn von ihr allein hing, nach dem Schwinden der Hoffnung auf Erlangung der Seegewalt, das Wohl und Wehe der russischen Armee ab. Die Baikalumgehungsbahn wurde schleunigst vollendet, die Kreuzungspunkte erfuhren eine erhebliche Vermehrung, wo es nötig war, wurde der Oberbau verstärkt und rollendes Material in ausreichendem Maße herangezogen. So erreichte man im Laufe der Zeit eine ganz erhebliche Steigerung der Leistungen, und staunend hat die Welt gesehen, wie dieser eine dünne Lebensfaden genügte, um fast eine Million Menschen dauernd mit all den unzähligen Bedürfnissen des Krieges zu versehen. Der günstige Friedensschluß, den Rußland erreichte, ist wesentlich dem Umstande zuzuschreiben, daß seine materiellen Kräfte auf dem Kriegsschauplatze sich allmählich im gleichen Maße vermehrten, wie sich die seiner

izze 1.

:rklärung:
esgrenzen.
ze russische
ilinien.
ilinien im Bau
projectiert.

& Sohn, Berlin.

Gegner mit fortschreitender Offensive verringerten, bis endlich eine Art von Gleichgewicht hergestellt war.

Die Lage Rußlands in Mittelasien wird dadurch gekennzeichnet, daß es dort schon nach Verlauf von etwa drei Monaten mit ähnlichen Massen auftreten kann, wie sie ihm in der Mandschurei erst in der zweiten Hälfte des Krieges zur Verfügung standen. Dieses Ergebnis ist — darauf kann nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden — zum großen Teil in demselben Zeitabschnitt erreicht worden, in dem der Kampf gegen Japan durchgeführt werden mußte. Über dem Lärm der Schlachten von Liaujang und Mukden ist der Pfiff der Lokomotive, die den ersten Eisenbahnzug von Orenburg nach Taschkent brachte, fast ungehört verhallt. Und doch ist mit diesem Ereignis eine völlig neue Lage geschaffen worden.

Rußland verfügt heute über zwei große Eisenbahntransportstraßen, die seine europäischen Gouvernements in unmittelbare Verbindung mit seinen Besitzungen am Fuße des Hindukusch bringen.*)

Die eine ist die „mittelasiatische Bahn", die, in Krasnowodsk am Kaspischen Meere beginnend, an der persischen Grenze entlang läuft, um von Duschak ab mit einer Biegung nach Nordosten über Merw, den Amu-Darja, Bochara und Samarkand Andischan zu erreichen, das nur noch 200 km von der chinesischen Grenze entfernt ist. Die Geschichte der Entstehung dieses, ursprünglich für den Feldzug Skobelews gegen die Tekke-Turkmenen als Feldbahn gedachten, schließlich aber doch von dem General Annenkow als Vollbahn gebauten Schienenweges ist aus Büchern und Reisebeschreibungen in der Presse ebenso bekannt wie seine Bedeutung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung. Ich kann mich daher hier auf die Bemerkung beschränken, daß die russische Regierung diesem wichtigen Verkehrswege gerade während der letzten Jahre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Die ursprünglichen Kunstbauten provisorischen Charakters sind überall durch solide Konstruktionen ersetzt, und die Zahl der Haltestellen ist so erheblich vermehrt worden, daß die durchschnittliche Stationsentfernung nicht mehr als 10 bis 12 km beträgt. Die Haltestellen sind durchweg mit mindestens zwei Kreuzungsgleisen von 500 m Länge ausgerüstet. Um dem auf einzelnen Teilstrecken herrschenden Wassermangel abzuhelfen, werden jedem Zuge besondere Wasserwagen beigegeben. Auch ganze Wasserzüge sind eingerichtet worden, mit denen die auf vielen Stationen angelegten Zisternen gefüllt werden. Da nun diese Wasserzüge, vom Murgab**) und Amu-Darja kommend, in der Richtung von Ost nach West verkehren, würden sie die Leistungsfähigkeit der Bahn für einen Truppentransport vom Kaspischen Meere zur afghanischen Grenze in keiner Weise beeinträchtigen. Anstatt leer zurückzulaufen, nehmen sie Wasser

*) Skizze 1.
**) Skizze 2.

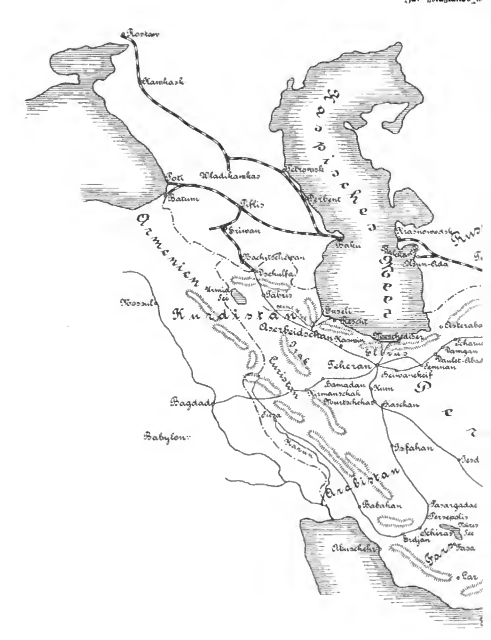
mit, und die Verwaltung ist darauf eingerichtet, etwa dem dritten Teil aller Bahnhöfe auf diese Weise den Wasserbedarf für einen erhöhten Betrieb zuzuführen. Übrigens sollen die in letzter Zeit an vielen Stellen längs der Bahn vorgenommenen Brunnenbohrungen überraschend gute Ergebnisse gezeitigt haben. Die Neigungs- und Krümmungsverhältnisse der Linie sind dergestalt, daß lange und schwere Züge, wie sie für Truppenbeförderungen die Regel bilden, überall ohne Vorspannlokomotiven verkehren können.

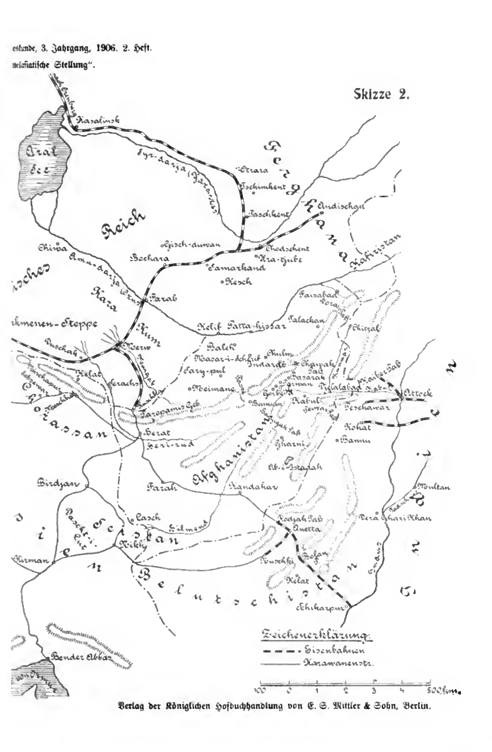
Auch die in früheren Jahren durch Naturereignisse herbeigeführten Betriebsstörungen kommen jetzt gar nicht mehr oder doch nur selten vor. Dem Übelstande, daß der Bahndamm in der Wüste Kara Kum oft auf eine Länge von Kilometern von wandernden Sanddünen bedeckt wurde, hat man durch Anpflanzungen von Buschwerk, die mitunter eine Breite von je einer halben Meile zu beiden Seiten der Bahn einnehmen, mit Erfolg gesteuert. Auch die Vermischung des Flugsandes mit Steinschlag hat zu dem gewünschten Ergebnis geführt. Neben dem Wüstensand waren es die im Frühjahr von den persischen Randgebirgen mit wilder Gewalt zu Tal stürzenden Wassermassen, die den Bahnkörper in Gefahr brachten. Gegen sie sind zahlreiche, in Dreieckform vorgetriebene Dämme errichtet, zwischen denen sich solide gemauerte, 10 m breite Durchlässe befinden. Dank dieser Anlage fließt jetzt das Wasser, ohne Schaden anzurichten, zur tiefer gelegenen Turkmenensteppe ab.

Der Betrieb vollzieht sich in glatter Weise. Es wird langsam, aber mit Innehaltung der fahrplanmäßigen Zeiten gefahren. Sowohl der Personen- wie der Güterverkehr sind stark entwickelt, so daß das Personal den Anforderungen des Kriegsbetriebes entsprechen dürfte. Übrigens stehen in Turkestan zwei Eisenbahnbataillone, die häufig, so wieder bei Gelegenheit des letzten Ausstandes, zum Betriebsdienst herangezogen werden.

Auch die Vermehrung des rollenden Materials im Falle einer plötzlich eintretenden starken Anspannung des Verkehrs, die früher, als die unmittelbare Verbindung mit dem russisch-europäischen Eisenbahnnetz noch fehlte, recht schwierig war, verursacht heute keine Umstände mehr. Seitdem die Bahnlinie von Orenburg nach Taschkent eröffnet ist, kann man der mittelasiatischen Bahn in kurzer Zeit Wagen und Zugkräfte in jeder beliebigen Menge zuführen.

Aus allen diesen Gründen ist das Urteil über diese Transportstraße dahin zusammenzufassen, daß sie den im Kriegsfalle an sie herantretenden Anforderungen in vollem Umfange genügen wird. Sie ist auf einen dichten Fahrplan langer und schwerer Militärzüge eingerichtet, und zwar wird ihre Leistungsfähigkeit infolge der kürzeren Stationsabstände wesentlich höher einzuschätzen sein als die der sibirischen Bahn. Diese leistete in der zweiten Hälfte des Krieges 16 Zugpaare innerhalb von 24 Stunden. Dagegen wird die mittelasiatische Bahn fast einer stündlichen Zugfolge gewachsen sein und mindestens 20 Züge am Tage leisten.


Rostow
Poti
Wladikawkas
Petrowsk
Derbent
Batum
Tiflis
Eriwan
Baku
Krasnowodsk
Usun-Ada
Armenien
Dschulfa
Täbris
Mossul
Kurdistan
Enseli
Rescht
Aserbeidschan
Kaswin
Asterabad
Damgan
Semnan
Teheran
Hamadan
Kirmanschah
Kum
Kaschan
Bagdad
Babylon
Susa
Karun
Isfahan
Arabistan
Pasargadae
Persepolis
Schiras
Fasa
Lar
Abuschehr



eskunde, 3. Jahrgang, 1906. 2. Heft.
asiatische Stellung".
Skizze 2.
Kasalinsk
Aral See
Syr-darja
Tschimkent
Taschkent
Andischan
Reich
Chiwa
Amu-darja
Bochara
Samarkand
Kesch
Chodschent
Ura-tjube
Kafiristan
Kara Kum
Farab
Merw
Kelif
Faisabad
Talachan
Chitral
Balch
Mesar-i-schérif
Sary-pul
Meimane
Bamian
Kabul
Dschelalabad
Attock
Peschawar
Kohat
Bannu
Kelat
Serachs
Herat
Heri-rud
Afghanistan
Ghasni
Farah
Kandahar
Quetta
Bolan
Kelat
Schikarpur
Multan
Dera Ghasi Khan
Birdjan
Lasch
Seistan
Kirman
Belutschistan
Bender Abbas
Zeichenerklärung:
Eisenbahnen
Karawanenstr.
100 0 1 2 3 4 500km.
Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Den Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz hat die Flotte des Kaspischen Meeres zu bewerkstelligen. Eine Dampffähre wie über den Baikalsee ist hier nicht vorhanden, und daher müssen Personen und Güter zweimal umgeladen werden. An Schiffen fehlt es jedoch nicht. Vielmehr können etwa 40 bis 50 Dampfer zwischen Baku und Krasnowodsk in Dienst gestellt werden. Diese Flotte würde mehr heranbringen, als die mittelasiatische Bahn fortzuschaffen vermöchte, so daß auch hier der Bedarf reichlich gedeckt ist. Eher fragt es sich, ob die Ausladемöglichkeiten in Krasnowodsk derart vollkommen sind, daß zahlreiche Dampfer dort zur gleichen Zeit ihre Ladung löschen können. Falls sich hier Schwierigkeiten ergeben, steht jedoch noch ein zweiter Hafen zur Verfügung. Das ist Usun-Ada, 60 km südöstlich Krasnowodsk an dem anderen Ufer der Balchanbucht gelegen. Dieser Platz bildete ursprünglich den Ausgangspunkt der mittelasiatischen Bahn, wurde aber später wegen Versandung des Hafenbeckens aufgegeben. Immerhin können flachgehende Fahrzeuge dort einlaufen. Es würde z. B. keinen Bedenken unterliegen, wenn man die Infanterie bei Usun-Ada ausbootete, während Krasnowodsk den berittenen Waffen verbliebe.

Auf europäischer Seite besorgt die Bahnlinie Baku—Petrowsk—Kawkask—Rostow die Heranführung der Transporte. Auch diese Linie hat in den letzten Jahren eine durchgehende Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit erfahren. Sie ist zum Teil bereits zweigleisig im Betrieb. Von Rostow aus sind gute Verbindungen nach allen Teilen des russischen Reiches vorhanden.

Außer der mittelasiatischen Bahn stützt sich die russische Herrschaft in Turkestan seit Beginn des Jahres 1905 noch auf die bereits genannte Bahnlinie Samara—Orenburg—Taschkent. Diese vermittelt die erste durchgehende Schienenverbindung von Europa nach der afghanischen Grenze. In verhältnismäßig kurzer Zeit können nunmehr Truppen von Moskau, Kiew, St. Petersburg und Warschau nach Kuschka, jenem südlichsten Vorposten der russischen Macht auf dem Wege nach Indien, geworfen werden, ohne den Eisenbahnwagen verlassen zu müssen.

Der erste Entwurf zum Bau dieser Bahn stammt von Ferdinand v. Lesseps. Aber Kuropatkin war es vorbehalten, sie in der Zeit, in der er Kriegsminister war, zur Ausführung zu bringen. So hat der General, der an anderer Stelle wenig vom Glück begünstigt war, sich hier ein Verdienst erworben, für das ihm in hohem Grade der Dank seines Vaterlandes gebührt.

Zu Beginn des Jahres 1899 wurde mit dem Bahnbau begonnen, und zwar konnten die beiden Teilstrecken Orenburg—Kasalinsk und Kasalinsk—Taschkent, deren Ausführung getrennten Baugesellschaften übergeben worden war, gleichzeitig in Angriff genommen werden. Innerhalb eines Zeitraumes von fünf Jahren ist dann die ganze 1800 km lange Linie so weit gefördert worden, daß bereits Anfang 1904 Züge auf ihr verkehren konnten. Wenn auch heute noch die Bahn insofern keinen ganz fertigen Eindruck macht, als hier und da an Kunstbauten und Gebäuden noch gearbeitet

wird, so steht doch fest, daß sie den Anforderungen umfangreicher Truppentransporte vollauf genügen würde.

Bei der ganzen Anlage konnten die mit der sibirischen Bahn gemachten Erfahrungen in nutzbringender Weise verwertet werden. Dies prägt sich vor allem darin aus, daß der Unterbau von vornherein für ein zweites Gleis berechnet worden ist. Auch hat man schwerere Schienen in Anwendung gebracht. Auffallend ist ferner die große Gleisentwicklung der Bahnhöfe. Diese sind sämtlich zum Kreuzen langer Züge eingerichtet und außerdem reichlich mit Nebengleisen versehen. Nicht selten beträgt die Länge der Bahnhofsanlage zwischen den beiden Endweichen 1 km und mehr. Das ist bei eingleisigen Bahnen von sehr großer Wichtigkeit. Da hier für beide Richtungen nur ein Gleis zur Verfügung steht, so kann bei Betriebsstörungen irgendwelcher Art leicht ein Verstopfen der Bahnhöfe und dadurch eine Lahmlegung des Verkehrs eintreten, wenn diese es nicht erlauben, rollendes Material auf Seitenstränge abzuschieben und derart das Hauptgleis freizuhalten. Bekanntlich mußte auf der sibirischen Bahn zahlreichen Stationen die erforderliche Ausdehnung erst gegeben werden, nachdem die Truppentransporte bereits begonnen hatten.

Der bei der mittelasiatischen Bahn herrschende Wassermangel ist hier nicht vorhanden. Überall bemerkt der Reisende auf den Stationen massive Wassertürme und Dampfhebewerke. Auch sonst genügt die Ausstattung der Bahnhöfe den Anforderungen eines gesteigerten Betriebes.

Die Bahn schließt an den Zweig Orenburg—Samara der großen Linie Moskau—Tscheljabinsk an und steht somit in unmittelbarer Verbindung sowohl mit dem russisch-europäischen Eisenbahnnetz, als auch mit der großen sibirischen Bahn. Sie überschreitet dann in der Richtung auf das Nordende des Aralsees die südlichen Ausläufer des Ural, um dann, dem Laufe des Syr-Darja auf dessen rechtem Ufer folgend, Taschkent zu erreichen.

Technische Schwierigkeiten stellten sich dem Unternehmen nur in geringem Grade entgegen. Einige bedeutendere Einschnitte mußten bei Durchquerung des Mugodjarskischen Höhenrückens (hinter Aktjubinsk) angelegt werden, und auf der zweiten Hälfte des Baues verursachte der ungewöhnliche Wasserreichtum der Gegend die Errichtung zahlreicher Durchlässe und kleiner Brücken. So werden allein auf den letzten 20 km vor Taschkent 113 derartige Bauten gezählt. Wirklich schwierige Konstruktionen aber waren nur die Brücken über die wenigen breiten Wasserläufe. Die bedeutendste von ihnen ist die 342 m lange eiserne Brücke über den Uralfluß.

Zu erwähnen ist noch, daß die Möglichkeit von Schneeverwehungen auf der nördlichen Teilstrecke besondere Abwehrmaßregeln erfordert. Sie bestehen in der Anlage hoher Schutzzäune, die mitunter in drei Reihen hintereinander aufgestellt sind.

Abschließend kann von dieser Eisenbahn gesagt werden, daß sie im Falle eines Krieges die gleiche Leistungsfähigkeit an den Tag legen wird, wie sie die praktische

Erprobung der sibirischen Bahn gezeitigt hat. Sie dürfte eher noch bessere Ergebnisse liefern.

Ein Nachteil des russisch-mittelasiatischen Eisenbahnnetzes besteht darin, daß die beiden erwähnten großen Transportstraßen bisher nur einen gemeinsamen Auslauf haben. Dieser wird durch die sogenannte Murgabbahn gebildet, die bei Merw nach Süden abzweigt und bei Werst 294 die Endstation Kuschka erreicht, die unmittelbar an der afghanischen Grenze liegt. Da auf dieser Linie sowohl die über Krasnowodsk als auch die über Taschkent herankommenden Transporte zusammenströmen würden, so müßte sie eine Leistungsfähigkeit entfalten, die der jener beiden anderen Eisenbahnen entsprechen würde. Sie müßte also täglich 20 + 16 = 36 Züge befördern können. Eine solche Leistung ist von einer eingleisigen Bahn wohl zu erreichen, falls besondere Vorkehrungen getroffen werden, die Strecke nicht allzulang ist und Einladungen in größerem Umfange nicht auszuführen sind. Letztere beiden Punkte treffen bei der Murgabbahn zu, und wie man sich die Steigerung des Verkehrs denkt, dafür bildet eine in dem „Journal des Ministeriums der Verkehrsanstalten", Heft 4, Jahrgang 5, erschienene interessante Arbeit *) einen Hinweis. Der Verfasser schlägt für den Fall einer plötzlich eintretenden Massenbeförderung von Truppen auf der Murgabbahn den sogenannten Bündelverkehr vor. Er will an Stelle der von den beiden Endpunkten einzeln abzulassenden Züge Gruppen von je 4 Zügen abfertigen, die einander mit einem Abstande von nur 5 Minuten folgen sollen. Eine solche Maßregel birgt natürlich gewisse Gefahren in sich. Immerhin ist sie, wenn nur keine hohe Geschwindigkeit verlangt und geschultes Personal verwendet wird, anwendbar. Auch müssen die Bahnhöfe auf die Kreuzung solcher Zuggruppen eingerichtet sein, d. h. sie müssen 8 Aufstellungsgleise für ganze Militärzüge und ebensoviele Wasserkrane für die Versorgung der Lokomotiven, auch besonders gute Vorrichtungen für die Tenderfüllung besitzen. Aber natürlich brauchen nur die Kreuzungsstationen diesen Anforderungen zu entsprechen. Falls jedoch alle 20 Werst solche Stationen eingerichtet werden und man mit einer Geschwindigkeit von drei Minuten für den Kilometer einschließlich kleiner Aufenthalte rechnet, so wäre der Verkehr von 12 Zuggruppen = 48 Zügen in jeder Richtung innerhalb von 24 Stunden wohl möglich. Tatsächlich ist dieser Gruppenverkehr in Rußland nichts Neues. Ebenso wie in Amerika hat er dort bei der Libau—Romny-Eisenbahn, gelegentlich der Bewältigung von großen Getreidetransporten, bereits Anwendung gefunden. Auch auf der sibirischen Bahn hat man während des Krieges zeitweise zum Gruppenverkehr seine Zuflucht genommen. Jedenfalls beweisen die Ausführungen des genannten amtlichen russischen Organs, daß man der Frage, wie die Murgabzweigbahn in den Stand gesetzt

*) Mitgeteilt in der Nr. 80 der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, Jahrgang 1905.

werden könne, Truppenbeförderungen in großem Maßstabe zu bewältigen, auch an maßgebender Stelle Interesse entgegenbringt.

Um aber der Bahn Orenburg—Taschkent eine eigene Weiterführung bis zum Amu-Darja zu geben, ist der Bau einer Zweigbahn von Samarkand nach der afghanischen Grenze*) beschlossen worden. Die Vorarbeiten für dieses Projekt sind abgeschlossen, auch soll mit der Herstellung des Planums bereits begonnen worden sein.

Noch wichtiger ist der Plan einer Verbindung zwischen dem großen sibirischen Schienenwege und der mittelasiatischen Bahn. In dieser Angelegenheit haben bereits im März 1905 im Ministerium der Verkehrsanstalten Beratungen über die zahlreichen vorliegenden Konzessionsgesuche stattgefunden. Sie endeten damit, daß der Linienführung von Tomsk über Barnaul, Semipalatinsk nach Taschkent vor anderen der Vorzug gegeben und die Anstellung von Erhebungen in technischer, geologischer und wirtschaftlicher Hinsicht angeordnet wurde. Die große militärische Bedeutung dieser Querverbindung bestände darin, daß Rußland seine ostasiatischen Truppen auf kürzestem Wege nach Turkestan zu führen vermöchte und umgekehrt, während zur Zeit noch diese Verbindung nur auf dem großen Umweg über Tscheljabinsk hergestellt werden kann.

Auch auf das Projekt einer Bahnlinie von Tjumen nach Omsk, auf der mit der Festlegung der Trasse bereits begonnen wurde und die von Omsk weiter nach Semipalatinsk führen soll, sei hingewiesen. Ihr kommt in Verbindung mit dem Neubau einer Bahn von St. Petersburg nach Wjatka eine hohe Bedeutung zu; denn da eine Eisenbahnverbindung zwischen Wjatka und Tjumen bereits besteht, so erhellt, daß hier eine dritte große Transportlinie vom europäischen Rußland nach Mittelasien in der Entstehung begriffen ist. Trotz aller ostasiatischen Sorgen hat Rußland die ersten 500 km dieser neuen Verbindung, die Strecke Petersburg—Wologda dem vorläufigen Verkehr vor wenigen Monaten übergeben, die Arbeiten auf der zweiten Teilstrecke, Wologda—Wjatka, so weit gefördert, daß ihre Eröffnung für Ende 1906 zu erwarten ist und auf der Strecke Tjumen—Omsk die Planierungsarbeiten begonnen, während die Erbauung des Schlußstückes bis Semipalatinsk einer Privatgesellschaft übertragen worden ist.

Wenn auch noch mancher Tropfen Wasser die Wolga hinunterfließen wird, ehe all diese gewaltigen Projekte verwirklicht sind, so sprechen doch einige Umstände dafür, daß die Eisenbahnbautätigkeit in Russisch-Asien in nächster Zeit besonders lebhaft werden wird. Zunächst steht die Regierung vor der Aufgabe, den aus der Mandschurei heimkehrenden Hunderttausenden die Rückkehr in das bürgerliche Leben zu erleichtern. Sie, ohne für Arbeitsgelegenheit zu sorgen, sich selbst zu überlassen, wäre im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ratsam. Daher liegt der Gedanke nahe, den

*) Skizze 1

entlassenen Soldaten zunächst Beschäftigung und Lebensunterhalt durch Inangriffnahme von Bahnbauten, die in gleicher Weise den wirtschaftlichen wie den militärischen Interessen des Staates dienen, zu gewähren.

Noch wichtiger für die Entwicklung der Dinge kann der Entschluß des Ministerrates werden, zukünftig das private Unternehmertum in erhöhtem Maßstabe zum Bahnbau zuzulassen. Namentlich, wenn auch ausländischen Gesellschaften die Genehmigung zur Ausführung von Eisenbahnen erteilt würde, könnte ein baldiger Aufschwung eintreten; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in Sibirien große Schätze an Mineralien schlummern, die die Mühen und Kosten des Eisenbahnbaues reichlich verlohnen würden. Es mag hier daran erinnert sein, daß es eine amerikanische Gesellschaft war, die der russischen Regierung zuerst den Bau der sibirischen Bahn, lange ehe er tatsächlich begann, unter günstigsten Bedingungen anbot.

Nun fragt es sich, welchen militärischen Nutzen Rußland aus seinem bisherigen mittelasiatischen Bahnnetz im Fall kriegerischer Verwicklungen mit England ziehen könnte. Dieser Nutzen besteht zunächst darin, daß die beiden in Turkestan vorhandenen Armeekorps jederzeit eine leistungsfähige Operationsbasis besitzen, die es ermöglicht, an verschiedenen Punkten aufzumarschieren. Sowohl nach der Gegend von Kuschka und Herat, als auch nach dem Tal des oberen Amu-Darja ist der Nachschub gesichert, denn dieser Strom selber, der bis Faisabad am Nebenflusse Kotscha von einem russischen Kanonenboot befahren worden ist, bildet eine wertvolle Zufuhrlinie. Der Nachschub könnte, falls man sich zu einer Versammlung der Kräfte nördlich Masar-i-Scherif entschlösse, über Krasnowodsk wie über Taschkent bis Farab am Amu-Darja mit der Eisenbahn und von dort stromaufwärts nach Kelif oder Patta-Hissar geschafft werden. Welche große Erleichterung aber für diesen Fall die Ausführung der Zweigbahn von Samarkand zum Amu-Darja darstellen würde, leuchtet ohne weiteres ein.

Somit hätte die russische oberste Heeresleitung die völlige Freiheit, ob sie sich für eine Operationsrichtung von Kuschk über Herat auf Kandahar oder von Masar-i-Scherif über Kabul auf Peschawar oder endlich für beide entschließen will.

Für eine Offensive über die afghanische Grenze reichen natürlich die in Turkestan ständig vorhandenen Truppen nicht aus. Sie müßten von Europa her erheblich verstärkt werden. Das Maß dieser Verstärkungen und der Zeitraum ihrer Versammlung wird durch die Leistungsfähigkeit der beiden vorerwähnten Transportstraßen mit zusammen 36 Zügen täglich bestimmt.

Um keinesfalls zu günstig für die Russen zu rechnen, soll angenommen werden, daß von diesen Zügen der dritte Teil für Bedürfnisse der Eisenbahn (Wasser- und Heizmittelzufuhr) in Anspruch genommen wird, oder daß sie, um Unregelmäßigkeiten auszugleichen, ausfallen. Es blieben demnach noch 24 Züge, von denen wiederum der dritte Teil ausschließlich Materialtransporten (Munition, Ausrüstungs-, Bekleidungs-

gegenstände, Lebensmittel, Barackengerät) vorbehalten bleiben mag. Somit würden noch 16 Züge für den eigentlichen Truppentransport zur Verfügung stehen. Da nun nach den Erfahrungen des ostasiatischen Krieges ein russisches Armeekorps einer Zahl von 90 bis 100 Zügen bedarf, so würde es nach Verlauf von sechs bis sieben Tagen vom Eintreffen des ersten Zuges ab mit allen Trains ausgeladen und operationsbereit sein. Die Länge beider Transportstraßen, vom mittleren Rußland ab gerechnet, beträgt rund 3500 km. Diese könnten von den langsam fahrenden russischen Militärzügen in etwa zehn Tagen durchfahren werden. Da es aber erforderlich ist, bei so langer Fahrtdauer wiederholt längere Erholungspausen für Mann und Pferd einzuschalten, so wird der für die Überführung notwendige Zeitraum auf 14 Tage veranschlagt werden müssen. Alsdann braucht aber mit einem weiteren Zeitverlust auf der südlichen Linie, verursacht durch die Umladungen für den Transport über das Kaspische Meer, nicht gerechnet zu werden, da er bei wiederholten Rasten stets ausgeglichen werden kann. Ein Militärzug von Warschau oder Wilna nach Kuschka würde demnach 16 bis 17 Tage brauchen. Rechnet man nun zu einer Durchschnittsfahrtdauer von zwei Wochen noch einen Zeitraum von zehn Tagen für die Mobilmachung,*) so ergibt sich, daß ein europäisches Armeekorps nach Ablauf eines Monats an der afghanischen Grenze operationsbereit sein kann und daß diesem in Zeitabständen von sieben zu sieben Tagen immer neue Armeekorps zu folgen vermögen.

Verteilt man diese nicht auf beide Linien, sondern weist, wie es wahrscheinlicher ist, immer ein Korps auf jede Transportstraße, so würde das über Krasnowodsk herangeführte Armeekorps elf, das über Taschkent herangeführte 15 Tage zur Ausladung gebrauchen. Auch dann würden sich die russischen Streitkräfte mit jeder Woche um rund 35 000 Mann vermehren.

Berechnet man die Stärke der in Turkestan schon im Frieden vorhandenen Truppen auf 75 000 Mann, so könnte die russische Heeresleitung am 30. Tage nach der Kriegserklärung über 110 000, nach zwei Monaten über 250 000, nach drei Monaten über 390 000, nach vier Monaten über 530 000 Mann in Turkestan verfügen.

Man wird zugeben, daß Rußland mit einer solchen Heeresmacht begründete Aussichten hat, das warme Weltmeer, von dem es durch die Japaner im äußersten Osten zurückgeworfen wurde, nunmehr von Mittelasien aus zu erreichen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß England diesem Vorrücken entscheidenden Widerstand entgegenzusetzen gewillt ist. Aber wenn den Worten Lord Landsdownes, daß England jede Störung des status quo in Persien als Kriegserklärung betrachten würde,**) die Tat folgen soll, so kann das nur geschehen, indem

*) Die zuletzt abzubefördernden Truppenteile hätten somit 15 Tage Zeit zur Ausführung ihrer Mobilmachung.

**) Vgl. die „Nordwestgrenze Indiens“, Vierteljahrshefte 1905, Heft 3, S. 428.

die Engländer ihrerseits die Offensive ergreifen, um den Russen jeden Zoll afghanischen oder persischen Bodens streitig zu machen.

Somit würden nicht an der indischen Grenze die ersten entscheidenden Schläge fallen, sondern die weite iranische Hochebene wäre der Kriegsschauplatz, in dem keine der beiden Parteien den Vorteil der Vorbereitung des Geländes hätte. Beide träten sich in dieser Beziehung mit gleichen Waffen gegenüber.

Werfen wir nun einen Blick auf die Karte, so drängt sich von selber die Frage auf, ob denn überhaupt in jenen Gebieten, die gar keine Eisenbahnen und wenig gebaute Straßen, dafür aber Gebirgszüge von erstaunlicher Höhe und weite mit Wüstensand oder Sumpf bedeckte Flächen aufweisen, eine Kriegführung in größerem Stile überhaupt möglich ist.

Hierauf eine Antwort zu finden, ist nur an der Hand geschichtlicher Erfahrungen möglich.

Semiramis, Kyros, Xerxes, Dareios.

Die Sehnsucht aller Machthaber Innerasiens nach Indiens Schätzen ist uralt. Schon die Königin Semiramis soll mit einem Heere von 3 Millionen Fußgängern ½ Million Reitern und 100 000 Streitwagen von Persien zur Eroberung des Wunderlandes ausgezogen sein. Dieses Unternehmen hat indessen ein wenig rühmliches Ende genommen; denn die streitbaren Assyrer wandten sich entsetzt zur Flucht, als sie am Indus die Kriegselefanten des Königs Stabrobates erblickten.

Wenn auch diese Erzählung ebenso wie die Königin selber der Sage angehört, so gilt es doch als erwiesen, daß in grauer Vorzeit schon ganze Völker von der iranischen Hochebene über die gewaltigen Randgebirge, über die breiten, reißenden Ströme des Pendschab hinweg ihren Weg nach Indien gefunden haben.

Jedenfalls unterhielten die späteren persischen Könige Beziehungen dorthin. Unter den Kriegsvölkern des Kyros und Xerxes haben sich indische Stämme befunden, und Dareios entsandte eine Expedition zur Erforschung der Schiffbarkeit des Indus.*)

Alexander der Große.**)

Nachdem Alexander der Große am 2. Oktober 331 v. Chr. die Perser bei Gaugamela — wenige Meilen östlich von Mossul — geschlagen, Babylon und die Hauptstadt des Großkönigs Dareios, Susa, eingenommen hatte, setzte er nach kurzer Rast seinen Siegeszug gen Osten fort. Sein nächstes Ziel war die Eroberung der Stammlande der Achämeniden, mit deren Besitz in den Augen der asiatischen Völker die rechtmäßige Herrschaft über die weiten Gebiete des damaligen Perserreiches verbunden war. Diese Stammlande umfaßten die heutige Landschaft Fars, die von

*) Vgl. Droysen, Geschichte des Hellenismus, erster Teil, zweiter Halbband, S. 97.

**) Nach Droysen, Geschichte Alexanders des Großen.



dem heißen Strande des Persischen Meerbusens über zahlreiche wild zerklüftete, von Südosten nach Nordwesten streichende und bis über 3000 m ansteigende Gebirgsketten hinweg sich nach der inneren Hochebene in der Richtung über den Nirissee zieht. Noch heute erheben sich dort die Ruinen der alten Königstädte Pasargadae und Persepolis, die mit Susa durch eine über Schiras, Erdjan und Babahan führende, noch gegenwärtig viel benutzte Fahrstraße verbunden waren. Doch diese Straße stand Alexander nicht offen, denn der Satrap Ariobarzanes sperrte sie mit den verstärkten Trümmern des persischen Heeres. An 40 000 Mann hatte er gesammelt und dort, wo die Paßstraße am engsten ist, eine gewaltige Mauer errichtet. Als Alexander sie stürmen wollte, wurden seine Makedonen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. So blieb nichts anderes übrig, als der Versuch, die Stellung zu umgehen. Aber der Entschluß, das Heer von der großen Straße herunterzuführen, hinein in das Gewirr zerrissener, völlig unbekannter Gebirgszüge mit endlosen Waldungen und reißenden Bächen, dazu bei Schneesturm und grimmiger Kälte, verlangte die ganze Kraft einer Heldenseele. Ein anderer als Alexander wäre hier umgekehrt. Ihm aber glückte es, mit leichten Truppen auf unbesetzten Saumpfaden in den Rücken des Gegners zu gelangen und diesen, während gleichzeitig der Rest seines Heeres die Front anpackte, in seinem Lager zu überfallen und zu vernichten. Dann eilte er nach Persepolis, wo unter großer Feierlichkeit das Ende der Herrschaft der Achämeniden verkündet wurde.

Da aber Dareios noch den ganzen Norden und Osten seines Reiches besaß und ihm dort zahlreiche Hilfsquellen zur Neubildung eines Heeres zur Verfügung standen, durfte Alexander sich und seinen Truppen keine längere Ruhepause gönnen.

Ende April des Jahres 330 brach er nach Ekbatana — dem heutigen Hamadan — auf, die große Straße verfolgend, die über Isfahan, am Fuß der Gebirge entlangführt. Dareios wandte sich, als ihm der Vormarsch Alexanders gemeldet wurde, zur Flucht. Er wollte sich nach Baktrien, der Landschaft am oberen Amu-Darja, zurückziehen, um dort den letzten verzweifelten Widerstand zu leisten. Noch befanden sich mehrere tausend Mann und ein Teil seiner Generale bei ihm. Aber auf der Flucht, als der Abstand zwischen ihm und Alexander immer geringer wurde, verließ ihn einer nach dem anderen.

Fünf Tage nach Dareios langte Alexander in Ekbatana an. Sofort beschloß er, dem Großkönig zu folgen. In elf Tagemärschen wurde die in der Luftlinie 320 km betragende Entfernung zwischen Hamadan und Teheran zurückgelegt. Dann aber bedurften die Truppen der Ruhe; denn es war Juli und drückend heiß. Am Morgen des sechsten Tages wurde wieder aufgebrochen und Heiwanekeif erreicht. Am folgenden Tage durchzog Alexander die kaspischen Pässe östlich dieses Ortes, durch welche die Straße nach Semnan führt. Am Morgen des vierten Tages, nach zwei Nachtmärschen von 60 km, bei denen der größte Teil des Fußvolkes zurückblieb, gelangte man bis Thara, halbwegs Semnan und Daulet-Abad. Am Abend jagte der König

weiter, um am Mittag des fünften Tages in einem Dorfe anzukommen, in dem Dareios noch Tags zuvor gewesen war. Obwohl Mann und Roß auf das äußerste erschöpft waren, ließ die Aussicht, das Ziel bald zu erreichen, Alexander keine Ruhe. Er wählte 500 noch frische Pferde aus, ließ je zwei Krieger dieselben besteigen und vorwärts ging es zum vierten Male hintereinander in die Nacht hinein. In der Morgendämmerung des sechsten Tages gewahrten die Makedonen jenseits Scharud die weit auseinandergezogene Karawane der Fliehenden, die beim Anblick ihrer Verfolger, ohne an Widerstand zu denken, nach allen Richtungen auseinanderstoben. Vorher noch ermordete Bessos, der feige Hochverräter, seinen gefesselten Herrn.

Die Marschleistungen der Reiterei Alexanders bei dieser Verfolgung waren glänzende, wurde doch die ganze 400 km betragende Strecke von Teheran bis Scharud in fünf Tagen zurückgelegt.

Alexanders weiterer Plan ging dahin, nunmehr die letzten Reste der persischen Macht in den östlichen Satrapien zu vernichten. Aber ehe er dorthin aufbrechen konnte, mußte er sich vor Bedrohungen seiner auf Ekbatana laufenden rückwärtigen Verbindungen sichern. Daher entschloß er sich, zunächst die Berglandschaft Hyrkanien*) (Massanderan) zu besetzen, wohin nicht unerhebliche Reste des persischen Heeres sich zurückgezogen hatten. In drei Kolonnen überschritt er den Elbrus östlich des 5670 m hohen Demavent und stieg zu der wasserreichen, heißen, mit dichten Urwäldern bestandenen Küste des Kaspischen Meeres herab. Die Schnelligkeit und Energie seines Vormarsches lähmte auch hier die Tatkraft seiner Gegner. Sie unterwarfen sich ihm freiwillig, ja, leisteten ihm zum Teil von nun an Heeresfolge.

Im Spätsommer des Jahres 330 brach Alexander gegen Bactra (das heutige Balch), des Bessos Hauptstadt, auf. Etwa 20 000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter führte er mit sich. Sein Weg ging am Fuß der Gebirge entlang, die, Persien im Nordosten begrenzend, steil und zerklüftet gegen die Turkmenensteppe abfallen. Aber die Nachricht, daß in den Landschaften Areia**) und Drangiana***) neue feindliche Heerscharen aufgetreten seien, bewog ihn, zunächst von seinem Marschziele abzustehen. Wenn er den Feldzug gegen Bessos, der sich zum „König von Asien" hatte ausrufen lassen und starken Zuzug von allen Seiten fand, mit Aussicht auf Erfolg durchführen wollte, war es vor allem geboten, daß er vor Schilderhebungen der Völker in seinem Rücken bewahrt blieb. Deshalb beschloß er mit kurzen, entscheidenden Schlägen das gesamte an den Südabhängen der afghanischen Gebirge gelegene Gebiet in seine Gewalt zu bringen. Sein mit siegreichen Gefechten verbundener Marsch führte ihn am

*) Am Süduser des Kaspischen Meeres.
**) Das Gebiet um Herat.
***) Das südwestliche Afghanistan.

Herirud aufwärts über Herat, Farah nach Kandahar.*) Von dort wurde, nachdem das Heer inzwischen Verstärkungen erhalten hatte, bei Schnee und Eis der Marsch über den 2218 m hohen Paß von Ghazni in das Tal des oberen Kabulflusses angetreten, woselbst das Heer Winterquartier bezog.

Bessos, von Alexanders Marsch unterrichtet, verwüstete die Landstriche am Nordfuß des Hindukusch und seiner westlichen Ausläufer in einer Breite von mehreren Tagemärschen und glaubte sich nun, da er ein Überwinden der gewaltigen Gebirgsmauer und des verwüsteten Gebietes durch eine starke Armee für ganz ausgeschlossen hielt, völlig sicher. So gab er sich der Hoffnung hin, daß Alexander den Marsch nach Baktra ganz aufgeben, sich dafür vielleicht nach Indien wenden werde.

Um so erschreckter war er, als seine Späher, noch ehe der Winter vorüber war, ihm meldeten, daß das makedonische Heer in Eilmärschen die nördlichen Vorberge des Hindukusch durchschreite und Baktra bereits in wenigen Tagen erreichen müsse. Ohne an Widerstand zu denken, wandte er sich zur Flucht über den Oxus (Amu-Darja), alle Schiffe und Kähne hinter sich zerstörend.

Alexander hatte in der Tat das Unmögliche möglich gemacht. Noch lagen die Gebirgspässe unter tiefem Schnee, noch herrschte strengste Winterkälte, als er aus der Gegend von Gorbend und Bamian den Vormarsch über den 3550 m hohen Chawakpaß antrat. Je weiter er marschierte, desto öder und menschenleerer erschien das Gebirge, desto geringer waren die Hilfsmittel, die das Land bot, desto beschwerlicher wurde der Weg. Schließlich hörte jeder Baumwuchs auf und damit die Möglichkeit, den Truppen ein Biwaksfeuer, eine gekochte Mahlzeit zu bereiten. Bald blieb die Bagage mit ihren Vorräten zurück, so daß drückender Mangel eintrat. Schließlich schlachtete man die Pferde der Reiterei. Ihr Fleisch wurde roh von den hungernden Soldaten verschlungen. So zog das Heer 14 Tage unter unerhörten Anstrengungen und Entbehrungen vorwärts. Aber am 15. Tage stand es in der baktrischen Ebene — eine Tat war vollbracht, gegen die selbst der Ruhm von Hannibals und Napoleons Alpenübergang verblaßt, eine Tat, die uns beweist, wie weit die Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit hinausgerückt werden können, dort wo ein großer Führer, auf den die Truppen mit Vertrauen blicken, die Aufgabe stellt.

Ohne Kämpfe gelangte Alexander bis zum Amu-Darja. Dieser breite Strom

*) Herat und Kandahar sind von Alexander unter den Namen Alexandria Areion und Alexandria Arachoion gegründete makedonische Militärkolonien. Graf Yorck v. Wartenburg weicht in seiner „Kurzen Übersicht der Feldzüge Alexanders des Großen“, Berlin 1897, E. S. Mittler & Sohn, hier wie in zahlreichen anderen Punkten von Droysen ab. Er nimmt an, daß Alexander von Herat in direkt östlicher Richtung durch das Gebirge nach Kabul marschiert sei, die Gegend von Farah und Kandahar also gar nicht berührt habe.

wurde in fünf Tagen auf einer Brücke überschritten, deren Unterstützungen aus den mit Stroh angefüllten und fest zugenähten Zelten der Makedonen bestand.

Dann ging es auf den Spuren des flüchtenden Bessos weiter vorwärts. Auch nachdem der Verräter, von den Seinen wiederum verraten, in Alexanders Hände gefallen war, trat kein Stillstand ein. Der König marschierte über Marakanda (Samarkand) nach Nordosten vor und lieferte den räuberischen Bergvölkern Ferghanas bei Ura-tjube eine blutige Schlacht, in der er selbst verwundet wurde, während 22 000 Barbaren das Schlachtfeld bedeckten. Auch der Jaxartes (Syr-Darja) wurde auf einem Streifzug gegen die Skythen noch überschritten und zur Sicherung des Gewonnenen an der Stelle des heutigen Chodschent eine starke Festung errichtet.

Zwei Jahre blieb Alexander in Baktrien, auf das eifrigste mit völliger Unterwerfung des Landes und mit Vorbereitungen für den nächsten Eroberungszug beschäftigt, den er in seinem unermüdlich mit gewaltigen Plänen beschäftigten Geiste erwog. Dieses Mal war es Indien, das er gewinnen wollte. Große Verstärkungen aus Europa wurden herangezogen, so daß Alexander schließlich 120 000 Mann um sich hatte, eine Streitmacht, die zur Ausführung seines Planes ausreichend schien.

Im Frühjahr 327 brach er von Baktrien auf. Die Paßwege über den Hindukusch waren jetzt frei von Schnee, aber er wählte nicht die Straße, die er gekommen war, sondern einen „kürzeren Weg". Genau läßt sich indessen nicht mehr feststellen, wo Alexander marschiert ist. Jedenfalls hat er das Gebirge westlich des Chawakpasses überschritten; denn er rastete nach zehntägigem Marsch bei Gorbend. Dann wurde in zwei Kolonnen wieder angetreten. Während ein Teil des Heeres auf dem südlichen Ufer des Kabulflusses gegen den Indus vordrang, marschierte Alexander selbst von Djelalabad unter fortwährenden schweren Kämpfen gegen kriegerische Bergvölker im Tal des Kunnar aufwärts bis in die Gegend von Chitral. Dann wandte er sich nach Osten und gelangte, nachdem einige bedeutende Gebirgsketten überwunden waren, an den Indus. Auf einer eiligst gezimmerten Flotte fuhr der König mit seinem Heer den breiten Strom hinab bis zur Einmündung des Kabulflusses, wo die andere Kolonne bereits eingetroffen war und eine Brücke geschlagen hatte.

Im Winter 327/326 gönnte Alexander seinen Truppen Ruhe. Im nächsten Frühjahr aber wurde der Indus überschritten und der Marsch in südöstlicher Richtung fortgesetzt. So gelangten die Makedonen bis an den Hydaspes (Dschelamfluß), wo ihnen der mächtigste Fürst des Fünfstromlandes, Poros, mit einem großen Heere und 300 Kriegselefanten entgegentrat. Es folgte die schwerste und blutigste Schlacht, die Alexander jemals geschlagen. Aber auch sie endete mit dem vollständigen Siege seiner Waffen und der Gefangennahme des Gegners. Bis an den Hypasis (Sutlej) etwa über Lahore bis in die Gegend von Firozpur ist der kühne Eroberer noch gedrungen, dann aber zwangen ihn die Stimmung seines Heeres, das der endlosen Kriegszüge satt war, und schlimme Nachrichten aus der Heimat zur Umkehr.

Das Heer schlug den Weg ein, der heute durch die Eisenbahnlinie von Lahore nach Jhelam*) bezeichnet wird. Etwa wo letztgenannte Stadt sich erhebt, muß die Militärkolonie Nikaea gelegen haben, die Alexander auf dem Hinmarsche gegründet und deren Befehlshabern er die Weisung erteilt hatte, für eine Stromtransportflotte in weitgehendster Weise zu sorgen. Noch vier Monate dauerten die Vorbereitungen. Dann schiffte ein Teil des durch neu aus Europa eingetroffene Verstärkungen wiederum auf 120 000 Mann gebrachten Heeres sich ein, während auf jedem Ufer des Flusses eine Kolonne die Flotte begleitete.

Die Völker, deren Gebiet der Zug berührte, unterwarfen sich freiwillig. Nur die Maller, deren Land etwa in der Gegend von Multan zu suchen ist, leisteten heftigen Widerstand. Aber ihre Städte wurden erstürmt, ihre Heere zerstreut, und darauf der Marsch zum Indus, teils zu Wasser, teils zu Lande fortgesetzt. Dort wo der Pandschnah, in dem die Wasser der „fünf Ströme", von denen heute einer ausgetrocknet ist, sich vereinigen, in den Indus fließt, legte der König ein neues „Alexandreia" an, in dem die marschunfähigen Krieger und treu ergebene Landeseinwohner angesiedelt wurden. Nachdem er derart der makedonischen Herrschaft am Indus einen neuen Stützpunkt geschaffen, setzte er in der bisherigen Weise den Marsch flußabwärts fort. Sein Plan war es, bis zum Gestade des Ozeans zu gelangen und von dort den noch unentdeckten Seeweg nach Persien zurückzufinden. — Aber ehe er das Indusdelta erreichte, stellten sich ihm aufs neue einheimische Völkerschaften entgegen. Andere, die sich anfänglich freiwillig unterworfen hatten, erhoben sich in seinem Rücken und erschlugen die zur Sicherung des Landes an einzelnen festen Punkten zurückgelassenen, schwachen makedonischen Besatzungen. So sah sich der König gezwungen, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Die fabelhafte Schnelligkeit seiner Züge, welche die Gegner gar nicht zur Besinnung und Sammlung ihrer Kräfte kommen ließ, bewährte sich auch hier wieder. In kurzer Zeit war Alexander der unbedingte Herr des umstrittenen Gebietes bis hinab zur Indusmündung.

Nachdem er persönlich die Schiffbarkeit derselben erkundet, sogar bis auf den offenen Ozean hinausgefahren war und dadurch den Mut seiner Truppen, die vor der ungewissen Fahrt auf unbekanntem Element sich fürchteten, neu belebt hatte, teilte er sein Heer in zwei Teile. Der eine sollte unter Nearchs Führung den Seeweg nehmen. Er selbst wollte mit dem anderen, so nahe wie möglich an der Küste bleibend, zu Lande nach Persien marschieren, um die auf diesem Wege befindlichen noch unabhängigen Staaten seinem Reiche einzuverleiben. Schon vorher hatte er seinen Unterfeldherrn Krateros mit 30 000 bis 40 000 Mann nach Baktrien entsandt, wo Unruhen ausgebrochen waren und das Erscheinen einer starken makedonischen Streitmacht sich als notwendig erwiesen hatte. Krateros marschierte den Weg, der

*) 170 km nordwestlich Lahore.

heute durch die Eisenbahn von Schikarpur über den Bolanpaß nach Quetta bezeichnet wird und von dort weiter über den Kodjakpaß nach Kandahar.

Alexander selbst überschritt im August 325 mit etwa 40 000 Mann von der Gegend um Haiderabad aus die Grenzgebirge, die das Industal von dem Lande Gedrosien (Belutschistan) trennen, und drang, immer in einer Entfernung von etwa 70 bis 100 km von der Küste sich haltend, nach Westen vor. Dieser Marsch durch das südliche Belutschistan forderte von den in Strapazen und Entbehrungen aller Art geschulten Truppen nahezu unmenschliche Anstrengungen; denn das Land gewährte für den Unterhalt nur wenig, die Wege waren beschwerlich, die Tage drückend heiß, die Nächte bitter kalt und Wasser nur durch Graben von Löchern zu gewinnen. Dabei nutzte die begleitende Flotte dem Heere gar nichts, vielmehr war diese auf die Unterstützung des letzteren angewiesen. Wiederholt mußte Alexander Abteilungen zur Küste hinabsenden, damit sie Ankerplätze suchten, Proviant dorthin schafften und Brunnen anlegten, an denen die Schiffe ihren Süßwasservorrat ergänzen konnten. Am 60. Tage endlich wurde die Stadt Pura erreicht, die in einer Entfernung von etwa 700 km von der indischen Grenze entfernt gelegen haben soll.

Die großen Verluste an Menschen und Pferden, die dieser Zug durch die Wüste mit sich brachte, wurden ausgeglichen, als auf dem weiteren Marsch nach Westen Krateros wieder zu seinem königlichen Herrn stieß. Dieser Feldherr hatte inzwischen die Autorität der makedonischen Regierung in den Satrapien des heutigen Afghanistan neu befestigt und dann am Hilmendfluß entlang, über Nikh, durch die Wüste Dascht-i-Lut und über Kirman den Anschluß an das Hauptheer gefunden. Über diesen bemerkenswerten Marsch ist leider nicht viel bekannt. Nur weiß man, daß Krateros sein ursprünglich 40 000 Mann starkes Heer ohne nennenswerte Verluste bis an den Vereinigungspunkt, der auch nicht zweifelfrei festgestellt ist, gebracht hat. Da inzwischen auch Nearchos mit seinen 12 000 Mann an der persischen Küste an der Straße von Ormuz gelandet war, so hatte Alexander die große indische Armee wieder beisammen.

Sein nächstes Ziel war Susa,*) wo Regierungsgeschäfte seine Anwesenheit dringend erheischten. Da der Marsch dorthin durch eigenes Gebiet ging, das einer geordneten Verwaltung sich erfreute und Hilfsmittel in Fülle besaß, so bot er keine Schwierigkeiten. Um jedoch dem Heere den Zug über die Berge von Fars und Arabistan, in denen schon Schnee fiel, zu ersparen, sandte er es über Lar zur Küste hinab, an der entlang es, ebenso wie Nearch mit der Flotte, Susa erreichte. Alexander selbst eilte mit der Reiterei über Fasa und Persepolis ebendahin, wo er nach siebenjähriger Abwesenheit wieder eintraf.

Mindestens 11 000 km war er inzwischen mit seinem Heer durch die Gebirge

*) Am Karun, einem schiffbaren Nebenfluß des Tigris, gelegen.

und Steppen des iranischen Hochlandes, über Paßstraßen, die zu den höchsten der Welt gehören, durch Wüsten und über breite, reißende Ströme gezogen.

Dschingis Chan.*)

Temudschin — so war der eigentliche Name des großen Mongolenkaisers — erblickte 1154 unter einem Nomadenzelt in irgend einem Winkel der Dsungarei das Licht der Welt. Sein Vater war einer der vielen Stammeshäuptlinge jener Gegend, der, unterstützt von seiner überaus kriegerischen Gattin, in zahllosen Kämpfen etwa 40 000 Familien sich unterworfen hatte. Er starb, noch ehe Temudschin großjährig war. So kam es, daß ein Teil seiner Untertanen das unbequeme Joch abschüttelte. Nur etwa 30 000 Familien, d. h. die Einwohnerzahl einer deutschen Mittelstadt, bildeten die „Volkskraft", auf die Temudschin sich bei seinen ersten kriegerischen Unternehmungen stützen konnte. Ein nahezu sechzigjähriger Mann wurde er, ehe es ihm gelungen war, sich ein Heer zu schaffen, mit dem er an große Taten denken konnte. Dann aber folgt, 1211 beginnend, eine dreizehn Jahre währende Ära der Eroberungen, deren glänzende Erfolge selbst Alexanders Ruhm verdunkeln; denn in dieser kurzen Zeit haben Temudschins Heere fast den ganzen asiatischen Erdteil von Ost nach West, von Nord nach Süd durchzogen und das südöstliche Europa überflutet. Die große Mauer der Chinesen wurde überstiegen, Peking erobert und der Schrecken der mongolischen Waffen bis nach Korea getragen. Im Westen erlag die Ritterschaft von Wolhynien, Kiew und Nowgorod in der Schlacht bei Mariupol dem Ansturm der Reiter Temudschins. Seinem Gebot gehorchten die Nomaden der sibirischen Steppe ebenso wie der fromme Hindu im Industal. Im Yalu und im Dnjestr haben seine Reiter ihre Rosse getränkt, aus dem Gelben Meere haben sie die Sonne auf-, im Schwarzen Meer sie untergehen sehen.

Beurteilt nach der Zahl seiner Siege, nach der Zahl der von ihm unterworfenen Fürsten und Völker, beurteilt nach der Größe seiner Heere und der Weite der von ihm kämpfend durchzogenen Länderstrecken, ist Dschingis Chan der gewaltigste Krieger aller Zeiten — freilich keiner von denen, die zu den unsterblichen Vorbildern der Menschheit gehören, denn die Erinnerung an seine tierische Grausamkeit verdunkelt sein Bild. Mehr als fünf Millionen Menschen sollen durch ihn ums Leben gekommen sein.

Von all seinen Kriegen interessiert uns hier nur derjenige, dessen Schauplatz in Mittelasien, im Gebiet der russisch-englischen Interessensphäre liegt. Das ist der Kampf gegen den Sultan Mohammed von Chiwa,**) dessen Reich das heutige Persien,

*) Nach F. v. Erdmann, „Temudschin, der Unerschütterliche". Leipzig 1862. — Douglas, „Life of Jenghiz Chan". London 1877. — Howorth, „History of the Mongols". London 1876 bis 1880.

**) Der Name der damaligen Zeit lautet „Khuarezm".

Afghanistan und Belutschistan, das ganze Stromgebiet des Amu- und des Syr-Darja bis zu den Grenzgebirgen des chinesischen Reiches im Osten umfaßte und sich im Norden bis etwa zur Linie Orenburg—Semipalatinsk erstreckte.

1217 hatte Temudschin seine Rüstungen beendet. Dann brach er von seiner Residenz Karakorum, deren Ruinen noch heute im Chan-gai-Gebirge, und zwar im Tal des oberen Orchon, der zum Baikalsee strömt, zu sehen sind, in westlicher Richtung auf. Ehe er aber die Gebirgsmauer, die sein Reich von dem des Sultans Mohammed trennte, überstieg, schien ihm eine Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungen mit der Mongolei geboten. Diese konnte vor allem der Sultan von Kaschgar, der über ansehnliche Streitkräfte verfügte und Temudschin feindlich gesinnt war, gefährden. Daher entsandte der Mongolenkaiser einen seiner Unterfeldherren, um den Sultan zur Ergebung zu zwingen. Welchen Weg dieses Heer genommen hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Entweder hat es von der Dsungarei aus das 150 km breite Tian-schan oder Himmelsgebirge mit seinen zwischen 3000 und 4000 m hohen Paßstraßen überschritten, oder es ist durch die westliche Wüste Gobi und dann am Südrand des genannten Gebirges entlang, jedenfalls also durch Gebiete marschiert, in denen nach landläufigen Begriffen der heutigen Zeit eine Kriegführung im größeren Maßstabe nicht möglich ist. Und doch kann dieses Heer nicht klein gewesen sein, denn es gelang ihm, die befestigten und volkreichen Städte Kaschgar und Chotan einzunehmen und die Grenze des Mongolenreiches nach Süden bis auf die Paßhöhen des Kwen-luen-Gebirges, so weit also, wie heute Britisch-Indien mit Kaschmir nach Norden reicht, hinauszuschieben.

Nachdem diese Nebenaufgabe erfüllt war, brach Temudschin, die Täler der vom Himmelsgebirge zum Balkasch- und Aralsee hinabströmenden Flüsse verfolgend, mit 600 000 Mann in die Provinz Syr-Darja des chiwesischen Reiches ein, während schon früher ein gesonderter Heerhaufe am Irtysch entlang vorgedrungen war, um die dort wohnenden Kirgisenstämme von einer Beteiligung am Kriege gegen die Mongolen abzuhalten. Mohammed hatte inzwischen ein ansehnliches Heer zur Verteidigung seines Thrones zusammengebracht. An 400 000 Kämpfer, die fast ohne Ausnahme beritten waren, sollen Temudschin damals entgegengetreten sein. Nach einem Vorpostengefecht aber, in dem die gesitteten und verweichlichten Chiwesen zum ersten Male die wilde Kampfart der Wüstensöhne Dschingis Chans kennen lernten, machte der Sultan entmutigt Kehrt und marschierte mit dem größten Teil seiner Streitkräfte nach dem nördlichen Afghanistan ab, wo er jeden Vormarsch seines Gegners nach Persien hinein wirksam flankierte, ohne selbst in den schwer zugänglichen Bergen zur offenen Feldschlacht gezwungen werden zu können. Außerdem vertraute er auf die Stärke seiner Festungen. Dieses waren in erster Linie Otrara, an dessen Ruinen die neue russische Bahn Orenburg—Taschkent etwa 100 km nordwestlich Tschimkent vorüberführt, Benagit am Syr-Darja, zwei Tagereisen von dessen Mündung in den

Aralsee entfernt gelegen, Samarkand und Bochara. An diesen Plätzen, deren jeder eine Garnison von 30 000 bis 50 000 Mann besaß, sollte die erste Wucht des mongolischen Angriffes sich brechen, damit für eine spätere Entscheidungsschlacht ein Gleichgewicht der Kräfte hergestellt sei.

Temudschin teilte zunächst sein Heer in vier Abteilungen. Mit der Hauptmacht belagerte er Bochara. Seine Söhne Oktai und Dschagatai sollten Otrara nehmen, während die beiden letzten Heerhaufen sengend und plündernd das Land zu beiden Seiten des Syr-Darja durchzogen. Überall wurde der schlecht organisierte Widerstand der Chiwesen mühelos überwunden. Nur Otrara leistete fünf Monate hindurch Widerstand. Endlich fiel mit den letzten tapferen Verteidigern auch deren Befehlshaber, Inaljuk, in die Hände der Belagerer. Temudschin befahl, ihm glühendes Silber in die Augen zu gießen.

Im folgenden Jahre (1220) sammelten sich die verschiedenen Mongolenheere um Samarkand, auf dessen starke Mauern und breite Gräben Mohammed seine letzten Hoffnungen setzte. Wie die Chronisten jener Zeit erzählen, soll die Stadt eine Besatzung von 110 000 Mann gehabt haben, und das ist wohl möglich; denn ihre heute in gänzlich verfallenem Zustande noch vorhandene alte Umwallung hat eine Länge von zwei deutschen Meilen.*) Temudschin aber soll seine Reiterei an den Festungsgraben geführt und ihre in denselben geworfenen Peitschen sollen ihn bis zum Rande angefüllt haben. Samarkand fiel bald. Nur die Zitadelle vermochte sich längere Zeit zu halten. Auch sie aber wurde schließlich genommen und zerstört.

Diese Erfolge des Gegners veranlaßten Mohammed, auch in Afghanistan nicht standzuhalten, sondern weiter nach Westen zu fliehen. In den unzugänglichen Bergen von Irak, Luristan und Kurdistan wollte er nunmehr Widerstand leisten. Schließlich aber raffte er sich zu keiner entscheidenden Tat auf, sondern begnügte sich, wie der Geschichtschreiber dieses Krieges, der Mongole Dschuweini, erzählt, damit, „die Reichsbraut trauernd in die Ecke zu stellen". Ein solches Verhalten erleichterte naturgemäß Temudschins Pläne erheblich. Er konnte mit überwältigender Kraft eine Provinz des Sultanates nach der anderen überwinden, bis schließlich die ehemals so glänzende Macht Mohammeds völlig zertrümmert war und der Sultan selber, auch von den letzten Getreuen verlassen, auf einer kleinen Insel im Kaspischen Meere Zuflucht suchen mußte.

Nachdem Samarkand genommen war, teilte Temudschin aufs neue sein Heer. Ein Teil von ihm rückte den Amu-Darja abwärts vor, um Chiwa zu erobern, das von den Söhnen Mohammeds verteidigt wurde. Nach siebenmonatlicher Belagerung, auf die zahlreiche Hünengräber rings um die Stadt noch heute hinweisen, wurde diese eingenommen. Die Garnison sowohl wie die Einwohner erlagen den

*) Die Stadt muß demnach etwa die Größe von Breslau gehabt haben.

Streichen der entmenschten Mongolenkrieger. Das gleiche Schicksal fand um dieselbe Zeit Talachan in den Vorbergen des Hindukusch, das Temudschin selbst belagerte. Wieder andere Korps belagerten Merw, Balch, Herat und Nischapur. Über ein Gebiet von fast 1000 km Länge — von Chiwa bis Talachan — und 500 km Breite — vom Amu-Darja bis Nischapur — hat um die Jahreswende 1220/21 das Mongolenheer sich ergossen. Wir können uns danach ein ungefähres Bild von der Masse von Menschen und Tieren machen, die zur Zeit der Belagerung von Samarkand auf engem Raume vereinigt gewesen ist.

In das Jahr 1221 fällt die weitere Offensive, die Temudschins Sohn und Unterfeldherr Tuli in der Verfolgung des fliehenden Sultans Mohammed durchführte. Zum Teil auf derselben Straße, die Alexander in der Verfolgung des Dareios von West nach Ost gezogen war, marschierte Tuli von Osten nach Westen vor. Unter Greueln, die wohl ohnegleichen in der Weltgeschichte sind, gelangten die Mongolen zunächst nach Teheran, Kaswin und Hamadan. Da aber Dschellaleddin, Mohammeds tapferer Sohn, in der Berglandschaft Aserbeidschan im nordwestlichen Persien ein Heer sammelte, so entsandte Dschingis Chan auch in dieser Richtung Streitkräfte. Diese begnügten sich jedoch nicht, bis in den äußersten Winkel des chiwesischen Reiches vorzudringen, sie überschritten vielmehr den Kaukasus, nahmen nach heftiger Berennung Derbent, überfluteten die Krim und das ganze südliche Rußland bis zum Dnjestr. Dann folgte jene schon erwähnte blutige Schlacht vom 16. Juni 1223, in der die Mongolen zwar Sieger blieben, die ihnen aber doch zeigte, daß eine weitere Offensive keine Aussicht auf Erfolg mehr bieten könne. Sie marschierten über die Wolga und um das Nordufer des Kaspisees herum nach Mittelasien zurück.

Als Temudschin dann in Erfahrung brachte, daß Dschellaleddin sich in den Gebieten südlich des Hindukusch von neuem festgesetzt und sich in Ghazni hatte zum Sultan ausrufen lassen, sandte er ein Heer gegen ihn. Dieses hat wahrscheinlich seinen Weg von Turkestan über den Chawakpaß und Basarak genommen, denn es wurde von Dschellaleddin bei Parwan erwartet und vernichtend geschlagen. Dieses Mißgeschick veranlaßte den Mongolenkaiser zu neuen, größeren Anstrengungen. Er selbst setzte sich an der Spitze eines starken Heeres von Samarkand über die Bamianpässe in Bewegung. Die Einzelheiten dieses Kriegszuges sind wenig bekannt. Jedenfalls aber haben die Hindernisse, welche die Natur errichtet zu haben scheint, um ihr Schoßkind Indien vor dem ehernen Schritt eines fremden Eroberers zu bewahren, ihn nicht aufgehalten. Nachdem die Mongolen auch den Hadjigakpaß*) überschritten, wurde Dschellaleddin zuerst aus Afghanistan vertrieben und dann gegen den Indus

*) Dieser Paß trägt auch den Namen Kalupaß. Er ist 3500 m hoch, liegt südöstlich von Bamian und wurde 1840 von einer englischen Expedition, die Artillerie bei sich führte, überschritten.

gedrängt. Hier kam es zu einer letzten, für den jungen Sultan unglücklichen Entscheidungsschlacht, in der er nur durch einen Sprung in den Fluß sein Leben rettete.

Dschingis Chan drang dann tiefer in Indien ein und verwüstete Lahore und Multan, worauf er über Peschawar und Bamian nach Samarkand zurückkehrte.

Mit diesem letzten großen Feldzug endete seine kriegerische Laufbahn, denn der Plan eines neuen Zuges gegen Indien scheiterte an dem Unwillen des Heeres. Temudschin starb in China am 18. August 1227. Wahrscheinlich ist er von einem seiner Haremsweiber vergiftet worden. Den bluttriefenden Thron des Mongolenreiches, das von Korea bis zur Krim und von den Steppen der Samojeden und Jakuten bis zum Persischen Meerbusen reichte, bestieg sein Sohn Oktai. Aber schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts löste dieses ungeheure Staatsgebilde sich in eine Reihe großer und kleiner Reiche auf.

Timur Lenk.*)

Timur, mit dem Beinamen Lenk, d. h. der Lahme, wurde am 8. April 1336 als der Neffe eines kleinen Stammesfürsten in dem südöstlich Samarkand gelegenen Städtchen Kesch geboren. Während der unaufhörlichen Fehden, die damals die Mongolenstaaten Mittelasiens erschütterten, führte Timur mit wechselndem Erfolge das Leben eines Bandenchefs, bis es ihm 1369 gelang, in Westturkestan die unumschränkte Gewalt an sich zu reißen.

Von dort aus unternahm er bis zu seinem 1405 erfolgten Tode nicht weniger als 35 Feldzüge, die alle dem Gedanken der Wiederherstellung der Macht Temudschins gewidmet waren. Ans Ziel ist dieser zweite mongolische Welteroberer nicht gelangt. Nur die westliche Hälfte des alten Riesenreiches gewann Timur, den zahllosen kleineren Raubstaaten und ihren Dynastien ein jähes Ende bereitend, zurück, indem er gleichzeitig dessen Grenzen bis Polen und Litauen im Norden, bis Ägypten im Süden erweiterte. Die östliche Hälfte aber, China, mit Ausnahme Tibets, und die eigentliche Mongolei haben niemals unter seinem Szepter gestanden.

Von seinen 35 Feldzügen seien wiederum nur jene kurz erwähnt, deren Geschichte für die Beantwortung der hier im besonderen interessierenden Frage von Wert ist, die Feldzüge in Indien und im iranischen Hochlande.

Im Jahre 1381 überschritt Timur mit einem starken Heere den Amu-Darja in der Gegend von Kelif, bemächtigte sich der Stadt Balch und drang mordend und plündernd über den Murgab nach Westen vor. Von Serachs zog er, wahrscheinlich am Heri-rud entlang, nach Herat, das sich ihm ohne Kampf ergab. Auch die Landschaft Chorassan mit den Städten Nischapur und Sebsewar wurde erobert.

*) Nach Histoire de Timur Bec, empereur des Mogols et Tartares. Aus dem Persischen übersetzt von de la Croix. Paris 1732. 4 Bde. Helmolt, Weltgeschichte, 2. Bd.



Im folgenden Jahre belagerte Timur die Festung Kelat, die im nordiranischen Randgebirge nahe jener Stelle liegt, wo die mittelasiatische Bahn ihren südlichsten Punkt erreicht. Nachdem sie in hartnäckigen Kämpfen bezwungen und ihre Einwohnerschaft bis auf den letzten Mann ermordet worden war, marschierte das Heer wiederum nach Herat, wo eine Empörung blutig niedergeschlagen wurde.

Um bei dem großen Eroberungszuge gegen Westen, den Timur plante, in seinem Rücken gesichert zu sein, drang er dieses Mal jedoch über Herat weit hinaus nach Süden vor. Unter heftigen Kämpfen wurde die Landschaft Seistan unterjocht und die letzte Kraft ihrer Bewohner in einer Schlacht an den Ufern des Sees Gud-i-Sirreh gebrochen, der in dem Winkel liegt, wo die heutigen Grenzen von Persien, Afghanistan und Belutschistan sich berühren.

Dann marschierten die Mongolen am Hilmend, den einst Krateros mit seinen Makedonen abwärts gezogen war, aufwärts nach Kandahar und von dort über den Kodjakpaß und Quetta nach Kelat in Belutschistan, überall unter blutigen Greueln die Herrschaft Timurs aufrichtend.

Welche Stärke dessen Truppen bei diesen Zügen durch afghanisches Gebiet gehabt haben, ist aus den Quellen leider nicht ersichtlich. Nur dürftige Angaben, wie jene, daß nach der Schlacht am Gud-i-Sirreh aus 5000 Feindesleichen nach mongolischer Sitte eine Siegespyramide gebaut wurde sowie die Ausdehnung und Bedeutung der eroberten Landstriche lassen darauf schließen, daß sie nicht unbedeutend gewesen sein kann.

Im nächsten Jahre (1384) hatte Timur bei Balch 100 000 Reiter versammelt, mit denen er das westliche Persien zu unterwerfen gedachte. Zu Beginn des Winters stand er bereits bei Asterabad nahe der Südostecke des Kaspischen Meeres. Bei grimmiger Kälte überschritt das Heer das Elbrusgebirge in der allgemeinen Richtung auf Teheran, worauf in heftigen Kämpfen die räuberischen Bergvölker Luristans zur Botmäßigkeit gezwungen wurden. Namentlich verursachte die Fortnahme von Choremabad und Burudjird*) den Mongolen empfindliche Verluste. — Aber trotzdem wurde in unaufhörlichen, blitzschnellen Hin- und Hermärschen nicht nur das ganze nordwestliche Persien, sondern auch Kurdistan unterworfen. Im Winter 1386/87 verblieb das Heer bei Nachitschewan, um darauf über den Kaukasus einen kurzen Vorstoß in das südliche Rußland zu unternehmen. 1388 kamen die noch selbständigen Staaten der Mozafferiden im südwestlichen Persien an die Reihe. Ein gewaltiges Mongolenheer wälzte sich in diesem Jahre vom Urmiasee durch die Berge Kurdistans über Hamadan gegen Isfahan heran. Diese damals blühende und sehr volkreiche Stadt, deren heute in Ruinen liegende Mauern einen Umfang von 37 km besitzen, bot dem gefürchteten Mongolenkaiser ihre Unterwerfung an. Dann aber wurden die Abgesandten Timurs in der Stadt erschlagen und diese nunmehr dem Verderben

*) In Luristan.

anheimgegeben. Mehr als 70 000 Menschen sind damals nach den geringsten Schätzungen niedergemetzelt worden. Von Isfahan marschierte Timur nach Schiras, der alten Kalifenstadt in Fars, dessen Fürst vertrieben und das selber dem Mongolenreiche einverleibt wurde.

Von 1388 bis 1391 hielten Unruhen in Transoxanien Timur von Persien fern. Seine Abwesenheit benutzten die verjagten Landesfürsten zur Rückkehr in ihren alten Besitz. Die schwachen mongolischen Garnisonen wurden überwältigt und in Fars, Kurdistan und Luristan die alte Herrschaft der Mozafferiden wiederhergestellt.

Darauf folgte 1392 ein blutiger Rachefeldzug Timurs, in dem die Schlacht von Schiras gegen den Fürsten Mansur besondere Erwähnung verdient. Timur errang hier mit 30 000 Reitern einen glänzenden Sieg, der den Raubstaaten im westlichen Persien ein für alle Male ein Ende machte.

Im folgenden Jahre wurde Bagdad genommen, das nördliche Syrien verwüstet, Armenien und Kurdistan sowie der Kaukasus aufs neue heimgesucht. Es mag hier als interessante Einzelheit erwähnt werden, daß die Bewohner Bagdads von dem Anmarsch des Mongolenheeres durch Brieftaubenstationen rechtzeitig unterrichtet wurden, und zwar fand die Anbringung der zu befördernden Nachricht an den Tieren in genau derselben Weise statt, wie das noch heute geschieht.*)

Im Jahre 1398 folgte dann Timurs berühmter Zug über den Hindukusch gegen Indien. Er benutzte, wie Alexander, den Chawakpaß, noch ehe er schneefrei war. Unter beständigen Kämpfen mit den kriegerischen Bergvölkern, und nachdem sein Heer unter furchtbarer Kälte empfindlich gelitten, auch viele Pferde verloren hatte, erreichte er endlich das Tal des Kabulflusses, von wo er den Marsch über den Peiwarpaß nach Bannu fortsetzte.

Am 11. Oktober 1398 wurde der Indus, über den in zwei Tagen eine Brücke geschlagen worden war, überschritten. Nunmehr ergossen sich die Mongolenschwärme nach allen Richtungen über das unglückliche Land, Raub, Mord und Brand überall verbreitend, wo sie hinkamen. Fast nirgends fanden sie Widerstand, nur die stark befestigte Stadt Multan, um die schon Alexander und Temudschin gekämpft, widerstand sechs Monate, um schließlich doch erobert und geplündert zu werden. Schon im November 1398 stand Timur selbst mit der Masse seines Heeres am Bias östlich von Lahore. Dann rückte er über Panipat**) gegen Delhi vor. Wie stark sein Heer auf diesem Marsche gewesen ist, läßt sich annähernd daraus ersehen, daß es an 100 000 indische Gefangene mit sich schleppte. Diese wurden am 30. Dezember 1398 auf Timurs Befehl sämtlich ermordet, da sich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte, sie alle zu bewachen und zu ernähren, und da man für die bevorstehenden Kämpfe sich dieser Bürde entledigen wollte. Inzwischen hatte der Sultan von Delhi ein Heer

*) Hist. de Timur Bec.; 2. Bd., S. 224.

**) Nördlich Delhi.

von 10 000 Reitern, 50 000 Fußgängern und zahlreichen Kriegselefanten auf die Beine gebracht. Am 3. Juni 1399 kam es unweit Delhi zur Schlacht, in der Timur siegreich blieb. Delhi selbst wurde erobert und zerstört, die Bewohnerschaft niedergehauen. Das gleiche Schicksal erlitten Meerut und einige andere Städte.

Dann zogen die Mongolen, mit unermeßlichen Schätzen beladen, über den Peiwar- und Chawakpaß nach Turkestan zurück. Noch im gleichen Jahre brach Timur mit seinen Scharen in Kleinasien ein, wo er in erbitterten Kämpfen die Türken bezwang. Erst als er am 18. Februar 1405 auf einem Zuge gegen China in Otrara starb, wurde die zitternde asiatische Menschheit von dieser Gottesgeißel befreit.

Das ungeheure Reich des Eroberers, der nicht weniger als 36 Söhne und 17 Töchter hinterließ, fiel in den sofort ausbrechenden Erbstreitigkeiten bald auseinander, und allenthalben erhob sich das in den Staub getretene Landesfürstentum aufs neue.

Timurs Heer war im Beginn seiner Laufbahn nichts anderes als eine Schar rauflustiger Banditen. Gefürchtet und gehaßt ob seiner Willkür und Grausamkeit, konnte er sich nur so lange am Ruder erhalten, wie er es verstand, durch immer neue Beutezüge seine Banden an sich zu fesseln. So kam es, daß er in unaufhörlichen Kriegen von einem Lande zum anderen zog. Die Schätze aber, die, aus den Trümmern zerstörter Städte hervorgesucht, sich nach Milliarden beliefen, lockten immer neue Scharen in seinen Dienst. Schließlich zog er an der Spitze von Hunderttausenden daher, und als er den Sultan Bajesid mit Krieg überzog, marschierte mehr als eine halbe Million Krieger nach seinem Befehl.

Sultan Baber.

Noch ein dritter Mongolenfeldherr, Sultan Zehir-ed-din, genannt Baber (der Löwe), verdient Erwähnung. Zwar ist sein Name nicht allgemein bekannt; aber seine Feldzüge in Mittelasien und Indien verdienen schon deshalb unsere besondere Aufmerksamkeit, weil ihre Geschichte genau erhalten ist. Sultan Baber hat selbst eine umfangreiche, noch heute sehr lesenswerte Darstellung seiner unaufhörlichen Kriege geschrieben. Ihr Studium ist für die hier aufgeworfene Frage besonders ergiebig.*)

Nach dem Auseinanderfall des großen Mongolenreiches hatte sich im herrlichen Bergland Ferghana eine Timuridendynastie erhalten, bis der im Jahre 1483 geborene Herrscher, Baber, damals fast noch ein Knabe, von dem Stamm der Uzbeken aus seinem väterlichen Erbe vertrieben wurde. Von nur wenigen Anhängern begleitet, warf er sich in die unzugänglichsten Berge Afghanistans. 1505 gelang es ihm, sich mit 2000 Kriegern in den Besitz von Kabul zu setzen, das von dann ab seine Hauptstadt blieb. Mit einer Energie und Geschicklichkeit, die ihn zu einem der bedeutendsten

*) Memoirs of Zehir-ed-din Muhammed Baber, aus dem Mongolischen ins Englische übersetzt von Leyden und Erskine. London 1826.

asiatischen Feldherren aller Zeiten machen, und gestützt auf die ihm von seinem Ahnherrn Timur überkommenen Rechte, wußte er in zahlreichen Unternehmungen seine Anerkennung als rechtmäßiger Herrscher Afghanistans durchzusetzen.

Besonders hervorzuheben ist sein im Jahre 1506 unternommener Zug von Kabul über Bamian und die verschiedenen Gebirgszüge des Hindukusch zum Murgab und von da über das Paropamisgebirge nach Herat, sowie sein Rückmarsch von dort auf kürzestem Weg quer durch das Gebirge nach seiner Residenz. Dieser Marsch wurde im Januar 1507 bei strenger Kälte und hohem Schnee ausgeführt.

Auch über den Chawakpaß ist Sultan Baber gezogen, und zwar mit einer größeren Armee. Das geschah im Jahre 1511, als er sich stark genug fühlte, die Uzbeken wieder aus Westturkestan zu vertreiben. Nachdem ihm anfangs das Glück hold gewesen, er Bochara und Samarkand genommen hatte, erlitt er am 22. Oktober 1514 bei Gisch-Duwan, nördlich Bochara, eine entscheidende Niederlage.

Von diesem Zeitpunkt ab gab er die Hoffnung auf, das Reich seiner Väter wiederzugewinnen. Dafür richtete er seine Blicke auf Indien, das bisher allen fremden Eroberern eine leichte Beute geworden war.

Schon 1505 hatte er einen ersten Versuch gemacht, seine Herrschaft auf das Industal auszudehnen. Er drang unter heftigen Kämpfen mit den Bewohnern der Grenzgebirge von Kabul über den Kaiberpaß und Peschawar gegen Kohat und Bannu vor, marschierte am Indus entlang bis Dera-Ghazi-Khan, bog dann nach Westen um und zog quer durch die unwirtlichen Gebirge des nordöstlichen Belutschistan nach dem 2100 m hoch gelegenen See von Ab-i-Istadah und von dort auf Alexanders Spuren über Ghazni nach Kabul zurück. 1507 wurde Kafiristan, 1520 das Pendschabgebiet unterworfen. Dann zwangen jedoch Unruhen den Sultan zur Rückkehr nach Kabul. Von hier aus führte er noch im selben Jahre sein Heer nach Kandahar, das er fast drei Jahre belagerte, ehe es in seine Gewalt fiel.

Erst dann konnte er die Offensive gegen Indien wieder aufnehmen.

Im Jahre 1524 gelang es ihm, den Chan Ibrahim von Delhi, den Herrscher des mächtigsten der fünf mohammedanischen Reiche, die damals das indische Tiefland einnahmen, bei Lahore zu schlagen und bis über den Sutlej vorzudringen. Aber erst 1526 fiel die Entscheidung. Ibrahim hatte ein Heer von 100 000 Mann mit 1000 Kriegselefanten zusammengebracht. Aber trotz dieser großen Macht verlor er infolge der Überlegenheit Babers an Artillerie die Schlacht von Panipat.*) Delhi und Agra fielen in die Hände des Siegers und mit ihnen unermeßliche Schätze, darunter der berühmte Diamant „Koh-i-nor", der, heute im Tower zu London ausgestellt, die vornehmste Zierde der englischen Königskrone bildet.

In den folgenden Jahren unterwarf Baber das gesamte nördliche Vorderindien bis Bengalen seinem Szepter und erhob Delhi zu seiner Residenz.

*) 90 km nördlich Delhi.

Sultan Baber war nicht wie Timur oder Dschingis Chan ein blutdürstiger Gewaltmensch ohne höhere Ziele und Ideen. Er vereinigte vielmehr mit hohem militärischem Geschick viel staatsmännisches Können und auch Verständnis für die kulturellen Aufgaben seiner Zeit. In seinen Heeren, denen er nie zu plündern erlaubte, hielt er auf strenge Mannszucht,*) und unter seinen Beamten duldete er weder Erpresser noch Unfähige. Während seiner Herrschaft gelangte Indien zu hoher Blüte, und gesunde Verhältnisse griffen überall Platz. Daher hatte seine Schöpfung — das Reich des Großmoguls — auch dauernden Bestand. Es wurde unter seinen Nachfolgern, namentlich Akbar dem Großen, noch erheblich erweitert und erlag erst 1857 den Angriffen der Engländer.

Nadir Schah.**)

Wenn Europa der Schauplatz der Taten Nadir Schahs gewesen wäre, so würde sein Name als der eines hochbedeutenden Feldherrn in aller Munde sein. Er wurde 1688 in Kelat in Chorassan geboren. Sein Vater war Befehlshaber dieses Ortes, den er vom Schah zu Lehen hatte. Da er früh starb, so wurde sein noch unmündiger Sohn von einem habgierigen Verwandten von Haus und Hof verjagt. Nadir trat nunmehr in die Dienste des Beys von Chorassan, der ihm ein Kommando über einige hundert Reiter anvertraute. An der Spitze dieser Leute zeichnete er sich durch kühne Züge gegen die Turkmenen aus, die wiederholt die persische Grenze plündernd überschritten hatten. Aber mit seinen Erfolgen wuchs auch sein Selbstbewußtsein, und eines Tages benahm er sich derart ungebührlich gegen den Fürsten, daß ihm dieser die Bastonade***) erteilen ließ. Voll Ingrimm über die erhaltene Züchtigung floh Nadir in die Wüste, wo er eine Schar von 2000 Banditen, meist alte Untergebene, um sich versammelte. Mit ihnen lebte er einige Zeit vom Straßenraub, und sein Name war bald von Bochara bis Indien als der eines verwegenen Bandenführers gefürchtet. Eines Tages überfiel er Kelat, erschlug mit eigener Hand seinen Oheim und setzte sich in den Besitz seines väterlichen Erbes.

Es sah zu jener Zeit traurig in Persien aus. Im Westen hatten türkische Heere das Land überschwemmt und bedeutende Gebietsteile an sich gerissen. Vom Kaukasus her waren die Russen nach Süden vorgedrungen und hatten die persische Provinz Gilan am Südwestufer des Kaspischen Meeres erobert, während von Osten her der afghanische Bey von Kandahar über Kirman bis nach Schiras hin vordrang und überall den persischen Widerstand niederschlug. Schah Thamas war in größter Bedrängnis. Selber kein Kriegsheld, hatte er nicht die Gabe, seine letzten treuen Anhänger zu energischem Widerstande zu sammeln. Da kam ihm der glückliche Gedanke,

*) So wurde Schlafen auf Posten mit Abschneiden der Nase bestraft.

**) Nach The history of Nadir Schah von Fraser. London 1742.

***) Schläge auf die Fußsohlen.



sich der Dienste des Räuberhauptmanns Nadir zu versichern. Er berief ihn an seinen Hof, wo jener mit einigen tausend gut bewaffneten Reitern eintraf.

Von nun ab nahmen die Geschicke Persiens eine andere Wendung. Als Nadir 15 000 bis 20 000 Mann beisammen hatte, ging er 1728 den Türken entgegen. Er schlug sie in mehreren Gefechten und erreichte durch geschickte Verhandlungen den Abschluß eines Waffenstillstandes, in dem sie auf einen Teil ihrer Eroberungen verzichteten.

Dann machte Nadir Kehrt und marschierte über Teheran nach Meschhed, dessen Statthalter, im Bunde mit den Afghanen, sich gegen den Schah empört hatte. Bei diesem Zuge ist Nadirs Heer bereits 30 000 bis 50 000 Mann stark; denn der Glanz seiner Taten sammelte die Perser von weit und breit um die so lange vom Unglück verfolgten Fahnen.

Auch dieser Zug gelang. Meschhed wurde genommen, und die Afghanen, 30 000 Mann stark, erlitten bei Herat eine blutige Niederlage. Diese Stadt selbst konnte jedoch erst nach mehrmonatlicher Belagerung genommen werden.

Inzwischen aber drohte eine neue Gefahr. Der Bey von Kandahar war mit einem starken Heere im Anmarsch von Schiras über Teheran und Semnan. Wiederum machte Nadir Kehrt und ging dem Gegner von Herat über Meschhed entgegen. Bei Damgan kam es zur Schlacht, in der die Perser siegreich waren.

Nadir rückte nun den Fliehenden über Kaschan auf Isfahan nach. Bei Murtschehar trat ihm ein neues afghanisches Heer entgegen. Es zählte 30 000 Mann, während Nadir selbst deren 40 000 bei sich hatte. Auch hier blieb er siegreich. Schiras wurde zurückerobert und in rastloser Verfolgung ganz Südpersien vom Feinde befreit.

Jetzt gingen die Türken von neuem vor. Nadir jedoch schlug sie bei Hamadan und Kirmanschah und eroberte Täbris zurück.

Dann nötigte ihn ein neuer afghanischer Überfall zum Marsche nach Herat. Auch dieses Mal widerstand die befestigte Stadt mehrere Monate.

Kaum hatte er jedoch der Westgrenze den Rücken gedreht, als auch die Türken von neuem in persisches Gebiet einbrachen und solche Fortschritte machten, daß der schwache Schah einen übereilten, schimpflichen Frieden schloß.

Als Nadir davon hörte, führte er sein 60 000 Mann starkes Heer nach der Hauptstadt Isfahan und nötigte den Schah zur Abdankung. Im Namen des unmündigen Nachfolgers übernahm er dann selbst die Regierung.

Mit großem Eifer begann er sofort die Rüstungen gegen die Türken. Nachdem er eine Armee von 120 000 Mann versammelt hatte, ging er zur Offensive über. Sein Ziel war die Eroberung von Bagdad. Aber ein überlegenes türkisches Entsatzheer — es soll 200 000 Mann stark gewesen sein — nötigte ihn zur Aufhebung

der Belagerung. In einer Schlacht, die er dem Gegner unweit der Stadt anbot, erlitt er eine vernichtende Niederlage.

Aber durch dieses Mißgeschick wurde seine Energie nur noch gesteigert. Er raffte von den Trümmern seines Heeres zusammen, was noch kampffähig war und zog sich in die Berge von Luristan zurück. Als sich dann die Türken wegen Verpflegungsschwierigkeiten in einzelne Korps auflösten, schlug er eins derselben nach dem anderen und konnte schließlich die Belagerung von Bagdad wieder aufnehmen. Aber auch dieses Mal fiel die Stadt nicht in seine Hände; denn eine Verschwörung zugunsten des abgesetzten Schahs zwang ihn zu schleunigem Rückmarsch nach Schiras.

Dann ging er aufs neue gegen die Türken vor, dieses Mal jedoch in der Richtung auf den Kaukasus. Im Jahre 1735 brachte er dem alten Gegner bei Eriwan eine empfindliche Niederlage bei. Auch Tiflis wurde erstürmt.

Nachdem nunmehr Persien von Türken und Afghanen befreit war, sollten die Russen an die Reihe kommen. Diese hatten indeß schon 1732 die eroberte Provinz Gilan freiwillig geräumt. Jetzt gaben sie auch die übrigen noch besetzten persischen Gebiete an Nadir heraus. Die Verhandlungen schlossen sogar mit einem Freundschaftsvertrag, in dem sich Nadir um die Hand der Tochter Peters des Großen, Elisabeth, bewarb.*)

Diese Reihe glänzender Erfolge hatten Nadir zum Befreier des Vaterlandes gemacht. Persien, vor kurzer Zeit noch ohnmächtig am Boden liegend, war durch ihn in einer Frist von acht Jahren zu einem starken, allgemein gefürchteten Militärstaat geworden. Sein Ansehen wuchs ins unermeßliche.

Da wollte es das Schicksal, daß der junge Schah starb — ob mit, ob ohne Nadirs Beihilfe, scheint nicht festgestellt zu sein. Jedenfalls machte der Oberfeldherr der Komödie seiner Statthalterschaft ein Ende und setzte sich selbst auf den Thron.

Seine erste Herrschertat auf militärischem Gebiete sollte die Züchtigung der Afghanen von Kandahar sein. Im Dezember 1736 brach er mit 80000 Mann von Isfahan auf, während ein zweites Heer in einer Stärke von 40000 Mann folgte. Beide marschierten über Kirman, dann wahrscheinlich über Rikh**) auf Kandahar.

Der Afghanenbey Hussein wehrte sich mit dem Mute der Verzweiflung. Achtzehn Monate widerstand er hinter den Mauern seiner Hauptstadt der überlegenen Macht der Perser.

Schon während der Belagerung von Kandahar kamen Abgesandte indischer Fürsten zu Nadir, um ihn zum Einmarsch in das von inneren Unruhen erfüllte Reich des Großmoguls zu bewegen. Anfangs scheint Nadir keine Lust zu diesem Unternehmen gehabt zu haben; denn der Großmogul galt ihm als der mächtigste Herrscher der

*) Vgl. Rußland in Asien von Generalmajor Krahmer. Band VI, S. 13.

**) Es käme auch der Weg von Kirman über Birdjan auf Kandahar in Betracht.

Welt. Aber nachdem er sich des Beistandes einiger indischer Großen versichert hatte und die Kraft der Afghanen gebrochen war, entschloß er sich zum Angriff.

Zunächst mußte das Chanat von Kabul genommen werden, das seit Sultan Babers Zeiten zum Reich des Großmoguls gehörte.

Mit 125 000 Mann brach er von Kandahar über Ghazni auf. Während er dann selbst Kabul belagerte, scheint ein anderer Teil des Heeres über den Paß von Hadjigak marschiert zu sein, denn Nadirs Truppen nahmen auch Gorbend und Basarak.

Nach sechswöchentlicher Berennung fiel Kabul, und nun konnte der Marsch durch den Kaiberpaß nach Indien fortgesetzt werden. Nicht ohne heftige Kämpfe mit den Bergbewohnern ging er vor sich. Aber schließlich wurde Peschawar erreicht und von dort der Vormarsch auf Lahore angetreten.

Inzwischen hatte der Großmogul mit einer Armee von 200 000 Mann ein befestigtes Lager bei Karnal, 120 km nördlich Delhi, bezogen, von dessen Wällen 700 Geschütze und Donnerbüchsen den Persern entgegenstarrten.

Nadir Schah wagte keinen Angriff, sondern legte in einiger Entfernung vom Gegner seinerseits ein befestigtes Lager an. Vom 11. Februar bis 1. März 1738 lagen sich so die Heere gegenüber. Nur am 14. Februar fand eine größere Schlacht statt; sonst begnügte man sich damit, sich gegenseitig die Zufuhr abzuschneiden. Durch fortwährende Scharmützel aber scheint das Heer der Inder um seinen inneren Halt gebracht worden zu sein, so daß es allmählich auseinanderlief. Nun war der Weg nach Delhi frei.

Das Heer, das Nadir bei diesem Vormarsch mit sich führte, wird uns von einem Zeitgenossen, wie folgt, beschrieben:

„Nadir Schah ging mit 40 000 berittenen Kriegern vor, die mit Lanzen, Bogen oder Flinten bewaffnet waren. Jeder dieser Krieger hatte 2 bis 3 Knappen oder Kameltreiber. Diese waren sämtlich junge, kräftige Leute, gut bewaffnet und beritten, sei es auf Kamelen, Maultieren oder Pferden. Niemand von der ganzen Armee ging zu Fuß. Selbst die Troßknechte waren beritten und bewaffnet, so daß sich die Gesamtsumme der Berittenen auf 160 000 belief. . . . . . . Da waren außerdem 6000 bis 7000 Weiber, die beim Marsch von den Kriegern nicht zu unterscheiden waren. Sie trugen lange, mit einem Gürtel festgehaltene, Gewänder über ihren Kleidern. Die Gesichter waren verschleiert und um den Kopf ein Turban gewunden. Sie trugen Stiefel und Waffen wie die Männer." *)

Als Nadir in Delhi einrückte, hielten seine Truppen zuerst strenge Mannszucht. Plötzlich verbreitete sich unter den Einwohnern das Gerücht, der Schah sei tot. Als es aus diesem Anlaß zu Tumulten kam, in denen einige hundert persische Soldaten

*) The history of Nadir Schah. S. 155.

von den Hindus erschlagen wurden, sogar auf Nadir selbst ein Schuß fiel, befahl dieser die Niedermetzlung der Einwohner. Einen ganzen Tag lang wüteten Mord und Brand in der unglücklichen Stadt. Die Schätzungen der Erschlagenen schwanken von 30 000 bis 200 000.

Unermeßliche Beute fiel den Persern zu. Was Nadir Schah an Geld, Gold und Edelsteinen damals aus Indien fortgeschleppt hat, ist auf einen Wert von etwa 3 Milliarden Mark geschätzt worden.*)

Am 20. Juni 1747 wurde Nadir Schah, der größte Mann der neueren persischen Geschichte, auf Anstiften eines Neffen ermordet.

Wir stehen also der geschichtlichen Tatsache gegenüber, daß in verschiedenen Zeitaltern große Armeen, allen Hindernissen der Natur zum Trotz, die iranische Hochebene in den verschiedensten Richtungen durchzogen haben. Nicht weniger als 21 mal ist Vorderindien von Afghanistan her erfolgreich mit Krieg überzogen worden,**) und was früher möglich gewesen ist, das müßte auch heute noch möglich sein. Sonst bliebe nur die Annahme übrig, daß entweder die menschliche Leistungsfähigkeit nachgelassen, oder aber, daß der geographische Charakter der in Betracht kommenden Gebiete sich verändert habe.

Was ersteren Punkt anbetrifft, so haben wohl zweifellos die Krieger Alexanders des Großen der Natur näher gestanden als der heutige, einem europäischen Kulturvolk angehörende Soldat; sie haben sich dementsprechend auch leichter, als jener es vermöchte, mit außergewöhnlichen Umständen des Feldlebens abgefunden. Ob es heute noch vorkommen würde, daß man das rohe Fleisch frisch geschlachteter Zugtiere in der Not genießt, wie es beim ersten Übergang Alexanders über den Hindukusch geschah, möchte zweifelhaft sein. Der Kulturmensch unserer Tage würde wohl eher verhungern, als den Widerwillen gegen solche Kost überwinden. Auch was wir von Temudschins Mongolen hören, läßt Zweifel daran aufkommen, ob das heute lebende Geschlecht noch über die gleichen ursprünglichen Eigenschaften verfügt. Ein vom Sultan Mohammed von Chiwa nach der Mongolei entsandter Spion berichtete seinem Herrn:***) „Das Heer des Temudschin ist unzählig, gleich Ameisen und Heuschrecken. Die Krieger desselben zeichnen sich durch ihren Löwenmut, ihre Tapferkeit, ihren Gehorsam und ihre Ausdauer in den Beschwerden und Mühseligkeiten des Krieges aus, kennen keine Ruhe noch Rast, wissen nichts von Flucht und Rückzug, führen, sobald sie ausziehen, Rinder, Hammel, Kamele und Pferde mit sich und sind mit süßer

*) Helmolt, Weltgeschichte, 2. Band, S. 434.

**) Lord Roberts in einer Rede vom 1. August 1905. Siehe Deutsche Rundschau vom 15. November: „Die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung Afghanistans", von Fregattenkapitän Walther, S. 283.

***) Erdmann, Temudschin, der Unerschütterliche, S. 364.

und gesäuerter Milch zufrieden. Ihre Pferde kratzen mit ihren Hufen die Erde auf und graben so Wurzeln und Kräuter zum Fraße aus, deshalb brauchen sie weder Stroh noch Gerste,*) . . . . (die Krieger) essen das Fleisch aller Tiere . . . . Sie öffnen ihren Pferden eine Ader, fangen das aus derselben fließende Blut auf und trinken es . . . . Kommen sie an einen großen Fluß, so nähen sie aus Unkunde der Schiffe Tierfelle zusammen, legen alle ihre Hausgeräte, Kleider und sonstige Sachen in dieselben, binden das obere Ende fest zusammen, befestigen es dann am Schwanz der Pferde, schwingen sich auf dieselben, halten sich an ihren Mähnen und setzen so über den Fluß."

Man wird zugeben, daß Temudschin ein geradezu ideales Soldatenmaterial zur Verfügung stand, und bezweifeln müssen, ob unsere heutigen Soldaten ihren Durst mit Tierblut zu stillen vermöchten.**) Auch um das genügsame Pferdematerial wird jeder moderne Führer ihn beneiden.

Ein anderes Hilfsmittel, das die Ernährung großer Massen zur Zeit der Mongolenfeldzüge wesentlich erleichterte, können wir heute ebenfalls nicht mehr anwenden. Temudschin und Timur halfen sich nämlich über Verpflegungsschwierigkeiten dadurch hinweg, daß sie die eingeborene Bevölkerung der durchzogenen Landstriche mit Stumpf und Stiel ausrotteten, wodurch deren Vorräte an Lebensmitteln ausschließlich für die Truppen frei wurden. Kamen die Mongolen an eine Ortschaft, so umstellten sie diese und trieben die Bewohner auf ein Feld zusammen. Dann wurden alle jungen Weiber sowie solche Männer, die ein Handwerk verstanden, ausgesucht und nach der Mongolei verschickt, der Rest aber, alt und jung, erbarmungslos niedergemetzelt.

Wenn demnach gewisse Schwierigkeiten bei der Erhaltung großer Massen, mit denen wir heute rechnen müssen, zur Zeit unserer geschichtlichen Beispiele nicht bestanden haben, so besitzen wir anderseits doch manche Hilfsmittel, die damals unbekannt gewesen sind. Vor allem gleichen Eisenbahnen und Konserven die Ungunst natürlicher Verhältnisse wohl in höherem Grade aus, als die barbarischen Mittel der Mongolen es konnten. Deshalb dürfte es, selbst wenn der Kriegsschauplatz heute öder und ärmer ist als früher, leichter sein, dort mit größeren Heeren zu operieren.

Es soll nunmehr kurz dargestellt werden, welche Operationsmöglichkeiten sich den Russen im Fall eines Kampfes mit England in Mittelasien bieten.

Es erübrigt sich, näher auf die Beschaffenheit der Paßwege einzugehen, die von Afghanistan über die indischen Grenzgebirge führen. Sie sind kürzlich in diesen Heften

*) Im Orient werden die Pferde noch heute mit Gerste, anstatt mit Hafer, gefüttert; ebenso mit geschnittenem Stroh statt Heu.

**) In dem denkwürdigen Durstgefecht der Abteilung Meister bei Groß-Nabas ist das Blut verwundeter Pferde getrunken worden.

einer eingehenden Besprechung unterzogen worden.*) Nur über die Wegsamkeit des eigentlichen Hindukusch, insonderheit die Straßen und Pfade, die von Balch und Masar-i-Scherif her zu den Tälern der Quellflüsse des Kabul führen, mögen noch einige Worte am Platze sein.

Sultan Baber gibt in seinen Memoiren darüber eine Auskunft, die auch späteren Quellen vornehmlich zur Unterlage gedient hat.**) Er sagt, daß zwischen dem Chawakpaß und Gorbend sieben Wege über das Gebirge führen, von denen, außer dem genannten, noch die Pässe bei Tul, Parwan und Basarak hervorgehoben werden. Der Weg über Tul soll der beste sein. Dann folgen weiter westlich sieben andere Übergänge, die als „schwierig" bezeichnet sind. Sie tragen den Namen „sieben Jünglinge". Bei Gorbend gibt es wiederum drei Pässe, von denen der von Kiptschak als gut hervorgehoben wird. Noch weiter westlich führt der Paß von Abdereh über den Kamm.

Da sich die Scheitelpunkte aller dieser Wege zwischen 3000 und 4000 m Höhe befinden, die Grenze des ewigen Schnees hier aber bei 4500 m liegt, so ergibt sich, daß sie während etwa 7 bis 9 Monaten im Jahre schneefrei bleiben. Der Paß von Abdereh soll sogar stets seine Wegsamkeit behalten, da er nie dauernd verschneit.

Die beste Zeit für die Überschreitung des Hindukusch ist der Herbst. Im Frühjahr überschwemmen die Wasserläufe die Talstraßen. Aber schon im Mai setzt der Karawanenverkehr ein. Er bevorzugt den Weg von Bochara über Balch, Chulm, den Chawakpaß nach Kabul und geht von dort über den Kaiberpaß durch ganz Indien bis nach Assam und Rangun. Die Zahl der Kamele, die jährlich über den Hindukusch ziehen, soll 35 000 betragen und in früheren Zeiten erheblich höher gewesen sein.

Jedenfalls ist es nach alledem nicht ausgeschlossen, daß die Beispiele früherer Kriege sich wiederholen, und daß im Fall eines russisch-englischen Zusammenstoßes die Russen an dieser Stelle zur Offensive schreiten.

Außerdem ist noch die Richtung von Kuschka über Herat und Farah auf Kandahar zu erwähnen, in der, nach Sultan Babers Aussage, eine gute, durch keinerlei schwieriges Gelände führende Straße vorhanden ist. Daß die englische Gegenoffensive wahrscheinlich an diesem Punkte einsetzen und damit die Entscheidung des Feldzuges hierher fallen würde, ist an anderer Stelle hervorgehoben worden.***)

Nun fragt es sich, wie sich wohl die gegenseitigen Stärkeverhältnisse auf den beiden, räumlich ziemlich weit getrennten Operationslinien gestalten würden.

Die Engländer verfügen in Indien über 223 000 Mann, wovon 63 000 europäische Truppen sind.†) Dann scheint man damit zu rechnen, daß aus Europa und

*) Vgl. „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde". II. Jahrgang, Heft 3. „Die Nordwestgrenze Indiens" vom Generalmajor und Direktor der Kriegsakademie v. Flatow.

**) S. 139 und 140.

***) „Die Nordwestgrenze Indiens", S. 427.

†) Vgl. „Die Nordwestgrenze Indiens", S. 406.

Südafrika rund 100 000 Mann auf den Kriegsschauplatz geworfen werden können, denn Lord Roberts beziffert die Armee, mit der England seinen indischen Besitz — freilich unter völliger Entblößung des Mutterlandes von gedienten Soldaten und unter bedenklicher Schwächung der Besatzungen in den ehemaligen Burenstaaten — verteidigen könnte, auf 330 000 Mann.*) Zieht man hiervon den fünften Teil für Etappentruppen ab, so verbleiben für die Operationen rund 270 000 Mann.

Die Verteilung dieser Kräfte könnte nun so gedacht werden, daß etwa 100 000 Mann auf dem rechten Flügel die indische Grenze in der Defensive festhalten, während gleichzeitig die englische Hauptmacht von Kandahar aus den über Farah heranziehenden Russen entgegengeht. Diese haben, wie bereits erwähnt, nach vier Monaten eine Armee von 530 000 Mann in Turkestan beisammen, von denen 80 000 bis 100 000 für Etappenbesetzung gerechnet werden mögen. So bleiben denn mindestens 430 000 Mann für die Operationen übrig. Dem für ein europäisches Kriegstheater gültigen Grundsatz, daß man an entscheidender Stelle mit möglichst starken Kräften auftreten, dagegen nur das unumgänglich Notwendige für Nebenunternehmungen verwenden solle, wird man hier nur bis zum gewissen Grade treu bleiben können. Die Anhäufung der Massen auf einer Straße dürfte, namentlich durch die Verpflegungsfrage, eine ganz bestimmte Grenze finden. So würden denn die Russen, wenn sie alle ihre Truppen verwenden wollen, zu einem Verfahren greifen, das wie ein Zersplittern der Kräfte aussieht, dennoch aber den Eigentümlichkeiten der Lage am besten entspräche.

Gegen den nördlichen Abschnitt der indischen Grenze könnten sich in 5 bis 6 Kolonnen 200 000 Mann in Bewegung setzen. Daß über den Chawakpaß und bei Bamian Heere von 100 000 Mann und mehr den Hindukusch überschritten haben, ist historisch festgestellt. Für Nebenkolonnen kommt dann noch eine ganze Reihe von Marschstraßen in Betracht. Hierbei darf weder der von General v. Flatow beschriebene Weg über den Dorapaß nach Chitral, noch die Querverbindung von Herat über Bamian nach Kandahar vergessen werden, die Sultan Baber im Januar 1507 mit seiner Armee entlang zog. Das erste strategische Ziel all dieser Kolonnen wäre etwa die Vereinigung in der Ebene von Peschawar. Diese Vereinigung auf die Dauer zu verhindern, würden die indischen Grenzbesatzungen trotz ihrer Festungen wohl kaum in der Lage sein.

Für die südliche Operationslinie bliebe dann den Russen immer noch mindestens die gleiche Anzahl von Armeekorps, wie sie im Norden zur Verwendung gelangen übrig. Ob es möglich ist, mit einer Armee von 200 000 bis 230 000 Mann an der alten Karawanenstraße über Farah entlang vorzubringen, ist schwer zu entscheiden. Schwieriger als die Nahrungsmittelzufuhr ist dabei vielleicht die Wasserversorgung. Im Frühjahr aber dürfte auch sie gesichert sein. Jedenfalls beweist der Vormarsch

*) Deutsche Rundschau vom 15. November 1905, S. 283.

Nadir Schahs mit 120 000 Mann von Kirman auf Kandahar die Ausführbarkeit einer Offensive großen Stiles durch das südliche Afghanistan. Zu bedenken ist ferner, daß für beide Parteien, sobald sie etwa in der Gegend östlich Farah auseinander stoßen, die Bedingungen die gleichen sind. Wenn die Russen hier nicht mehr als eine gewisse Anzahl Truppen beisammenhalten können, so würden die Engländer aus denselben Gründen nicht hoffen dürfen, an dieser Stelle mit Übermacht aufzutreten.

Besonders ungünstig für die Engländer ist es, daß sie ihrem Vorgehen keine entscheidende Richtung geben können. Es ist ihnen von der indischen Grenze aus unmöglich, die Verbindungen der Russen, auf die es hier mehr ankommt als in einem europäischen Kriege, irgendwie zu gefährden. Die Russen hingegen würden, sobald die nördliche Gruppe den Hindukusch überstiegen hat, in der Lage sein, die englische Offensive über Ghazni empfindlich im Rücken zu fassen. Lord Roberts' berühmter Zug von Kabul nach Kandahar würde für eine derartige Unternehmung ein treffliches Vorbild sein.

So ist denn nicht nur die Überlegenheit an Zahl, sondern auch die Gunst der allgemeinen Lage auf seiten der Russen.

Nun blieben den Engländern freilich noch Hilfsmittel. Dahin gehört vor allem der Vertrag mit Japan, in dem beide Staaten sich ihren asiatischen Besitzstand garantieren. Der Vorteil, den England von diesem Vertrage haben könnte, bestände in der Entsendung einer japanischen Armee zur unmittelbaren Verteidigung Indiens. Eine solche Unterstützung wäre gewiß außerordentlich wertvoll und geeignet, die strategische Lage erheblich umzugestalten. Aber wenn gesagt worden ist, der Vertrag beseitige für England die indische Gefahr,*) so wird seine Bedeutung doch sehr erheblich überschätzt. Um nämlich einen tatsächlichen Umschwung der Lage zugunsten Englands herbeizuführen, müßte die japanische Armee von bedeutender Stärke sein. Allein 130 000 Mann wären erforderlich, nur um das zahlenmäßige Mißverhältnis auszugleichen, und es erscheint sehr fraglich, ob mit einer derartigen Zahl überhaupt gerechnet werden kann.

In dieser Hinsicht hat der Friede von Portsmouth eine recht bedeutsame Änderung hervorgerufen. Vor dem ostasiatischen Kriege war die starke, schlagfertige japanische Armee völlig frei in ihrer Bewegung. Sie bildete einen allgemein mit Aufmerksamkeit und Unruhe betrachteten Faktor der Weltpolitik, der nicht nur in der Mandschurei, sondern auch an anderen Punkten eingesetzt werden konnte. Die französischen Besorgnisse für Annam sind bekannt. Die Holländer fürchteten für ihren wehrlosen Kolonialbesitz in der Südsee. Man hielt weder die Philippinen noch Australien für gänzlich gesichert. Nachdem aber inzwischen das Mikadoreich auch ein Kontinentalstaat geworden ist, wird gerade durch diesen Zuwachs seiner Macht die Landarmee

*) Deutsche Rundschau vom 15. November 1905, S. 278.

festgelegt. Im Augenblick, wo Japan sich an Englands Seite an einem Kriege gegen Rußland beteiligt, würde der eben gelöschte Brand am Gelben Meere aufs neue emporlodern. Und in Japan weiß man ganz genau, daß Rußlands militärische Kräfte völlig ausreichen, um Indien anzugreifen, ohne auch nur eine Trainkarre aus Ostasien fortzuziehen. Dazu kommt, daß bei der Einführung japanischer Regierungsformen in Korea nicht alles so glatt zu verlaufen scheint, wie man wohl erwartete. Somit braucht Japan seine Armee selber viel zu notwendig, um einen größeren Teil derselben einschiffen und, 5000 km von der Heimat entfernt, für fremde Interessen kämpfen zu lassen. Ebensowenig würden die Engländer imstande sein, mit ihrer indischen Armee dem Bundesgenossen beizustehen, falls sich in der Mandschurei einmal das Blättchen wenden sollte. Mit mehr als einem japanischen Expeditionskorps brauchen die Russen in Mittelasien nicht zu rechnen.

Ein anderer Schachzug Englands könnte darin bestehen, sich von vornherein in der Flanke des russischen Vormarsches festzusetzen. Bekannt ist es, daß Lord Curzon das Projekt einer Bahn von Quetta nach Seistan, als deren erstes, dem Verkehr schon übergebenes Teilstück die Bahn nach Nuschki anzusehen ist, eifrig betrieb.*) Ist diese Bahn einmal fertig, so würde die Vorführung des zur Offensive bestimmten Teiles der indischen Armee nach Nikh und Lasch, die Ausladung der Verstärkungen bei Bender-Abbas und ihre Heranziehung auf der Karawanenstraße über Kirman mit daranschließendem, gemeinsamem Vorgehen auf Herat, die wirksamste Operation zum Schutze Indiens sein. Schon gegenwärtig ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Engländer, falls Rußland seine bisherigen Grenzen in Turkestan überschreitet, mit einer Besetzung der wichtigsten Punkte Südpersiens antworten werden. Demnach käme das Vorgehen von Bender-Abbas über Kirman schon jetzt als eine höchst wirksame Nebenoperation in Frage.

Auch diesen Fall scheint die russische Regierung nicht aus den Augen gelassen zu haben. Wenigstens hat sie in den letzten Jahren, trotz aller ostasiatischen Bedrängnis, die Bahnlinie von Eriwan nach Dschulfa an der persischen Grenze erbaut und dem Verkehr vor kurzem übergeben. Da nun diese Eisenbahn nur durch eine Verlängerung nach Persien hinein wirtschaftlichen Nutzen verspricht, so ist sie auch nur als der Ausgangspunkt weiterer Bahnbauten anzusehen. So wäre denn der Anfang zur tatsächlichen Ausnutzung des der russischen Regierung vertragsmäßig zustehenden ausschließlichen Rechtes zum Bau von Eisenbahnen in Persien gemacht. Die vorzüglichen Beziehungen zwischen den Regierungen von Teheran und St. Petersburg aber lassen erwarten, daß diesem ersten Schritt bald weitere folgen werden, namentlich wenn das internationale Kapital an diesem Unternehmen interessiert wird. In beständiger Geldnot befindlich und die wirtschaftlichen Vorteile des Bahnbaues wohl einsehend, dürfte

*) Vgl. Rußland in Asien von Generalmajor Krahmer. Band VI., S. 75.



der Beherrscher Persiens dem russischen Plan jedenfalls keine Hindernisse in den Weg legen. Die Bahn soll zunächst über Täbris, dann durch die reiche und gut bevölkerte Provinz Aserbeidschan, am Kisil-Usch entlang, über Kaswin nach Teheran geführt werden. Die Trasse ist von russischen Ingenieuren schon vor Jahren festgelegt, so daß hier ein eingehend bearbeitetes Projekt der Ausführung harrt. Von Teheran ist die Weiterführung der Linie auf der großen Karawanenstraße über Semnan, Scharud, Meschhed nach Kuschka geplant. Dieser Bahnbau bietet keinerlei technische Schwierigkeiten; denn es sind weder Gebirge noch größere Flüsse zu überschreiten. Auch Wasser ist genügend vorhanden. Man hätte nur nötig, die zahlreichen kleinen Wasserläufe abzufangen, die vom nordiranischen Randgebirge nach Süden abfließen, um sich dann, weite Sümpfe bildend, in der innerpersischen Hochebene zu verlieren. Auch die Anfangsstrecke von Dschulfa bis Teheran hat nur während der Überschreitung des Karadagh, dicht an der kaukasischen Grenze, mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Alsdann findet der Ingenieur, obwohl die Bahn durch gebirgiges Land führt, stets geeignete Talstraßen, so daß erhebliche Höhenunterschiede nicht zu überwinden sind.

Ferner sind Abzweigungen der Bahn von Teheran zum Kaspischen Meer einerseits, zum Persischen Golf anderseits in Aussicht genommen. Für erstere bildet die russische von Enseli nach der Landeshauptstadt erbaute Chaussee, auf deren Planum die Gleise gestreckt werden könnten, eine gute Vorarbeit. Zum Persischen Golf würde die Trasse wahrscheinlich an der Karawanenstraße über Kum, Isfahan und Schiras entlang führen, um entweder in Abuschehr oder wahrscheinlicher in Bender-Abbas, dem besten Hafen der persischen Küste, zu enden. In beiden Fällen sind erhebliche Schwierigkeiten nur beim Abstieg zur Küste vorhanden.

Die großen militärischen Vorteile dieser Bahnbauten für Rußland liegen auf der Hand. Eine Bahn von Eriwan über Teheran nach Kuschka würde eine dritte selbständige Transportlinie nach der afghanischen Grenze darstellen, an deren Endpunkt im entscheidenden Augenblick ein neues Heer aufmarschieren könnte, während ein Schienenstrang, der die Häfen des Kaspischen Meeres mit dem Indischen Ozean verbindet, die Besetzung Südpersiens durch die Engländer zu einem aussichtslosen Unternehmen machen würde.

Nun wird zweifellos noch manches Jahr vergehen, ehe diese russischen Zukunftspläne zur Wirklichkeit geworden sind. Aber es ist zu bedenken, daß nicht erst die vollendeten Bahnlinien, sondern auch schon Teilstrecken derselben einen hohen militärischen Wert besitzen. Jeder Kilometer Eisenbahn, der das Vorführen der russisch-europäischen Armeekorps nach Persien erleichtert, ist von der höchsten Bedeutung.

Außerdem führen die geschichtlichen Beispiele uns vor Augen, daß Operationen größerer Heere, sofern nur Wasser vorhanden ist und das Klima für die menschliche Natur auf die Dauer erträglich bleibt, auch ohne Eisenbahnen möglich sind, obwohl diese Vorstellung für den heutigen Soldaten sicherlich etwas Fremdes besitzt. Daher

fällt ein russischer Vorstoß vom Südufer des Kaspischen Meeres oder der kaukasischen Grenze aus in Richtung auf Isfahan—Bender-Abbas durchaus in den Bereich der Möglichkeit. Er wird sogar mit Sicherheit erfolgen, sobald Anzeichen hervortreten, daß England sich in Südpersien militärisch festzusetzen sucht. Diese Operation könnte von russischer Seite völlig unabhängig von dem gegen Indien gerichteten Vorstoß und ohne dessen Energie irgendwie zu beeinträchtigen, durchgeführt werden; denn die Lebensader des hierfür zu verwendenden Heeres würde die Bahn Batum (am Schwarzen Meer)—Tiflis—Eriwan—Dschulfa sein, die Truppen aus dem südlichen Rußland in etwa sieben Tagen nach der persischen Grenze bringt. Außerdem könnten die Hafenplätze am Kaspischen Meer, namentlich Enseli und Medschediser, von wo gute Verbindungen nach Teheran bestehen, dieser Armee als Stützpunkte dienen. Ihre Stärke richtet sich wiederum lediglich nach der Verpflegungsfrage. Bis Teheran ist sowohl in der Richtung vom Kaukasus als auch in der vom Kaspischen Meere her das Land reich genug, um eine größere Armee zu ernähren. Auf dem Wege nach Süden über Isfahan sind in früheren Zeiten wiederholt stattliche Heere marschiert. Hier steht eine gute, für Wagen brauchbare Karawanenstraße zur Verfügung. Daneben kommt noch die Richtung über Kum, Kaschan und Jesd auf Kirman in Frage. Auch hier würde der russische Vormarsch eine gute, von zahlreichen Karawanen benutzte Straße vorfinden. Hier oder dort, wahrscheinlich aber — weil dann die Verpflegung leichter ist — auf beiden Straßen, würden russische Abteilungen vorgehen, um die von Bender-Abbas auf Kirman marschierenden englischen Verstärkungen in Schach zu halten.

So ergibt sich denn, daß die russische Heeresleitung sehr wohl in der Lage wäre, den Krieg gegen England durch den gleichzeitigen Vormarsch dreier bedeutender Armeen zu eröffnen.

Freilich bleibt die Grundbedingung des Erfolges die Sicherstellung des Nachschubes an Verpflegung und Munition.

Die sich hier ergebenden Schwierigkeiten sind groß, aber nicht unüberwindlich.

Zunächst kommt die Haltung der Bevölkerung der in Mitleidenschaft gezogenen Länder sowie deren Leistungsfähigkeit in der Lieferung von Lebensmitteln in Betracht.

Die Frage, auf welche Seite sich der Emir von Afghanistan stellen würde, ist offen. Aber Habib-Ullah würde wohl bald einsehen, daß sein ureigenstes Interesse ihn an die Seite seines nördlichen Nachbarn zwingt. Neutral kann er nicht bleiben, da er keine Armee besitzt, die Grenzüberschreitungen seitens der Kriegführenden verhindern könnte. So müßte denn der Emir, der sich am liebsten alle Fremden vom Leibe hielte, dennoch Farbe bekennen. Hierbei aber dürfte ihn die Einsicht leiten, daß die 500 000 Russen an der ungeschützten Nordgrenze seines Reiches ihm viel gefährlicher sind, als die nur halb so starken Engländer vor den Felsentoren oder Wüstenstrichen im Osten. Er wird sich sagen, daß das zwischen Amu-Darja und dem Gebirge gelegene Hügelland mit den Handelsstädten Meimane, Balch, Chulm und

Sary-pul unter allen Umständen den Russen verfallen ist, und daß diese auch Herat, das die Afghanen ebensowenig halten könnten, niemals wieder herausgeben würden. So bliebe denn Habib-Ullah wohl kaum etwas anderes übrig, als mit den Wölfen zu heulen. Er würde in der Hoffnung, sich durch gutes Betragen seinen Besitz, vielleicht sogar eine Beteiligung an der Beute zu sichern, wohl als Rußlands Bundesgenosse auf dem Plan erscheinen.

Bemerkenswert ist in dieser Frage das Ergebnis der von England im Frühjahr 1905 mit dem Emir eingeleiteten Verhandlungen. Wohl in dem Gedanken, daß der Verlauf des ostasiatischen Krieges das Ohr Habib-Ullahs den britischen Wünschen geneigter machen würde, als es ehedem der Fall war, wurde eine Gesandtschaft an den Hof von Kabul geschickt, die sich der Erlaubnis zum Bau von Eisenbahnen und Telegraphen in Afghanistan versichern sollte. Aber diese Erlaubnis wurde nicht erteilt. Kaum gelang es, die bisher zwischen beiden Staaten bestehenden Verträge zu verlängern. Diese sichern nun England zwar die Leitung der auswärtigen Politik Afghanistans, gewähren ihm sonst aber nur herzlich wenig. Wenn noch heute den Engländern das Betreten afghanischen Bodens verboten ist, wenn der Emir noch heute nur einen mohammedanischen Inder als Gesandten Englands in seiner Hauptstadt duldet, so sieht das nicht danach aus, als ob der britische Einfluß in diesem Teil des „Glacis der indischen Festung" ein sonderlich großer wäre.*)

Was nun den Nutzen anbetrifft, den die Russen für die Verpflegung ihrer Heere aus dem Lande ziehen könnten, so ist zu sagen, daß Afghanistan keineswegs ein so armes Land ist, wie gemeinhin angenommen wird. In den Tälern des Hindukusch geben Weizen und Gerste volle Ernten. Sogar Reis, Zuckerrohr und Wein werden gebaut — gewiß kein schlechtes Zeichen für die Ertragfähigkeit des Bodens. In höheren Lagen herrschen Alpenwirtschaft und Viehzucht vor. Die afghanischen Kühe sind wegen ihres hohen Milchertrages berühmt und Molkereierzeugnisse überall vorhanden. Die Schafherden sollen bedeutend sein. Auch der Wildreichtum wird hervorgehoben. Jedenfalls wäre die Bevölkerung bei gutem Willen imstande, den Russen einen großen Teil der Verpflegung zu liefern.

Mit Persien stehen die Dinge ähnlich. In Teheran herrscht der russische Einfluß unbedingt vor. Eine Armee, die irgendwie in die Wagschale fiele, ist nicht vorhanden; hingegen dürfte der rege Handelssinn der Perser dafür sorgen, daß in dem Bestreben, Geld zu verdienen, alle Verpflegungsmittel, die im Lande entbehrlich sind, an die Heerstraße herangeschafft werden. Obwohl Persien ein im allgemeinen armes Land ist, so könnten dergestalt doch erhebliche Vorräte zusammenkommen. Dies darf aus dem Umstande geschlossen werden, daß die Ausfuhr Persiens an Produkten der Landwirtschaft und Viehzucht nicht geringfügig ist. Am Kaspischen Meer und in Fars

*) Vgl. Deutsche Rundschau vom 15. 11. 05: „Die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung Afghanistans".

wird viel Reis gebaut, die Kartoffel breitet sich in Westpersien immer mehr aus, Weizen und Gerste, die schon im Mai geerntet werden, sind über den Bedarf der Bevölkerung hinaus vorhanden, auch an Früchten und Gemüsen ist namentlich im Nordwesten kein Mangel. Die Schafherden sind zahlreich, Rindvieh ist in geringerem Umfange vorhanden. Rußland bezog 1897 für über sechs Millionen Mark Reis, 1892 mehr als 200 000 Zentner (etwa 20 000 ausgewachsene Ochsen) lebendes Vieh aus Persien. Auch nach Indien (1892: 15 000 Stück) und nach Arabien wird Schlachtvieh ausgeführt.

Da außerdem Turkestan ein Land ist, das mit Leichtigkeit die Verpflegung einer großen Armee aufbringen kann, so dürften die aus Rußland heranführenden Transportstraßen durch den Nachschub von Lebensmitteln kaum belastet werden.

Nach alledem besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die Russen ihre in Turkestan versammelten Streitkräfte auch auf den Schlachtfeldern, auf denen das Schicksal Indiens endgültig entschieden werden wird, zur Geltung bringen können. Vielleicht würden die Operationen keinen schnellen Verlauf nehmen. Langsames, aber gesichertes Vorgehen von Abschnitt zu Abschnitt, in seinem Tempo vornehmlich beeinflußt durch die Fortschritte des sofort in Richtung auf Teheran, Farah und den Chawakpaß begonnenen Feldeisenbahnbaus, dürfte das Kennzeichen der russischen Kriegführung sein. Dafür wird sie aber schließlich an allen Punkten mit Zahlen rechnen können, denen die Engländer nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen vermöchten.

So klingt es denn fast wie eine Prophezeiung, was Lord Roberts in seiner bereits erwähnten Rede vom 1. August 1905 seinen Landsleuten zurief: „Ich zögere nicht, zu erklären, daß die zweiundzwanzigste Eroberung Indiens leichter durchführbar sein wird, als irgend eine der früheren."

Frhr. v. der Goltz,
Hauptmann im großen Generalstabe.



Studien nach Clausewitz. Neue Folge.

Zur Einführung.

Nachdem im ersten und zweiten Jahrgange dieser Hefte der Versuch gemacht worden ist, die in den Werken des Generals v. Clausewitz zerstreut vorhandenen Elemente für den psychologischen Teil der Lehre vom Kriege zusammenzustellen,*) wird hiermit dieser Versuch auf die übrigen Gebiete der Lehre vom Kriege ausgedehnt. Auch hierbei empfahl es sich, an Beispiele aus der Kriegsgeschichte anzuknüpfen, denn „historische Beispiele machen alles klar und haben nebenher in Erfahrungswissenschaften die beste Beweiskraft. Mehr als irgendwo ist dies in der Kriegskunst der Fall, ... und unstreitig gehören die der Kriegskunst zugrunde liegenden Kenntnisse zu den Erfahrungswissenschaften".**) Daß diese nicht eine theoretisch-abstrakte Behandlungsweise zulassen, liegt auf der Hand, und es ist gerade Clausewitz in erster Linie zu danken, daß bei uns mit einer solchen frühzeitig gebrochen wurde. Ihm galt es für ausgemacht, daß „in der Kriegskunst die Erfahrung mehr wert sei als alle philosophische Wahrheit",***) daß sich der Krieg nicht eigentlich lehren, sondern nur betrachten, nimmermehr aber in ein festes System zwingen lasse. Sein Werk „Vom Kriege" hat er für den Fall, daß ihn ein früher Tod in der Arbeit unterbrechen sollte, selbst nur „als eine unförmliche Gedankenmasse"†) bezeichnet. Wie er hier prophetisch von seinem frühen Tode spricht, so fügt er ebenfalls prophetisch hinzu, daß diese „unförmliche Gedankenmasse, weil unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird". Nur „wer sich die Mühe gibt, jahrelang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte vergleicht, wird mit der Kritik behutsamer sein".

*) Inzwischen sind diese Aufsätze gesammelt erschienen unter dem Titel „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege". Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn. Wie in den früheren Aufsätzen sind auch in den nachfolgenden die in den Text aufgenommenen Zitate aus Clausewitz fast durchgängig durch besonderen Druck hervorgehoben. Um sie sachgemäß eingliedern zu können, mußten einzelne von ihnen, namentlich kürzere Zitate, Umstellungen erfahren.

**) Vom Kriege. II. Buch, 6. Kap.

***) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

†) Dem Werke „Vom Kriege" vorgedruckte „Nachricht" vom Jahre 1827.

Damit ist ausgesprochen, daß der sicherste Weg zu einer richtigen Würdigung von Clausewitz' Lehren darin besteht, sie sozusagen in Beispiele aus der Kriegsgeschichte umzusetzen. Solches Verfahren ist nur scheinbar unwissenschaftlich, denn die wissenschaftliche Form besteht „in dem Bestreben, das Wesen der kriegerischen Erscheinungen zu erforschen, ihre Verbindung mit der Natur der Dinge, aus denen sie zusammengesetzt sind, zu zeigen".*)

Der philosophischen Konsequenz wird darum nirgends ausgewichen, „nur dort, wo sie in einem gar zu dünnen Faden ausläuft", ist es vorzuziehen „ihn abzureißen",*) denn „im praktischen Leben muß man sich oft damit begnügen, die Dinge nur zu gruppieren, nicht streng zu sondern".**)

Die nachfolgenden Studien halten sich ausschließlich an Clausewitz und die Kriegsgeschichte, da das Eingehen auf die sonstige strategische Literatur zu weit geführt hätte. Wurde aber der Weg kriegsgeschichtlicher Erläuterung für Clausewitz' Lehre beschritten, so galt es, sich doch zugleich vor „dem Mißbrauch historischer Beispiele und dem Prunken mit Belesenheit"***) zu hüten, denn „wo es auf die Feststellung einer neuen oder einer zweifelhaften Meinung ankommt, ist ein einziges gründlich dargestelltes Ereignis belehrender als zehn nur berührte".

So ergab sich, daß die nachfolgenden Studien an die allgemeinen Umrisse des Herbstfeldzuges 1813 und des Feldzuges 1814 in Frankreich anknüpften. Den Erörterungen und Vergleichen ist daher stets ein kurzer geschichtlicher Abriß vorangestellt. Die Ereignisse des Befreiungskrieges in ihrer großen Mannigfaltigkeit schienen am meisten geeignet, die Grundlage für die Erörterungen abzugeben, gewissermaßen den Stamm zu bilden, an den sich kurze vergleichende Betrachtungen über Ereignisse der neueren Kriege anschließen ließen. Es kam hinzu, daß für den Herbstfeldzug 1813 das neue dreibändige Werk des Oberstleutnants Friederich und für den Feldzug 1814 das zweibändige des Generalleutnants v. Janson†) eine überaus zuverlässige Unterlage boten. Auch sprach die Erwägung mit, daß Clausewitz einen wesentlichen Teil seiner praktischen Kriegserfahrung in eben diesen Feldzügen gesammelt hat. Daß gleichwohl der schier unerschöpfliche Inhalt der Clausewitzschen Schriften hier nur zum Teil Berücksichtigung finden konnte, liegt auf der Hand. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen im Kriege ist viel zu groß, als daß ihr eine essayistische Feder irgendwie genügen könnte. Gleich ihren Vorgängern erheben daher auch diese Aufsätze nur den Anspruch, um ein geringes dazu beizutragen „den Lehren des Meisters, auf denen unserer aller Anschauungen vom Kriege fußen, erneute Ausbreitung im deutschen Heere zu geben".

*) Vorrede des Verfassers zum Werke „Vom Kriege".

**) Vom Kriege. II. Buch, 7. Kap.

***) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

†) Beide in Berlin bei E. S. Mittler & Sohn 1903 bis 1905 erschienen als Teile der umfassenden Sammlung „Geschichte der Befreiungskriege 1813 bis 1815".

Skizze 3.

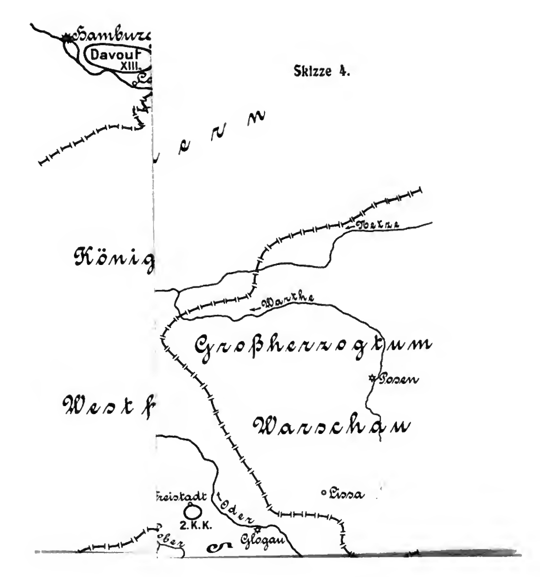
(Übersichtsskizze.)

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.

Zu: „Studien nach Clausewitz. Neue Folge“.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.


Skizze 4.
Hamburg
Davout
XIII.
Netze
Warthe
Königr
Großherzogtum
Posen
Westf
Warschau
Lissa
Freistadt
Oder
2. K.K.
Bober
Glogau

I. Der Herbstfeldzug 1813.*)

1. Vor Wiederbeginn der Feindseligkeiten.

Ergebnis des Frühjahrsfeldzuges. Der Waffenstillstand.

Die vereinigten Streitkräfte Preußens und Rußlands hatten Napoleons Übermacht bei Gr. Görschen und Bautzen weichen müssen. Seinem neugeschaffenen Heere aber fehlte die Kraft, an den Sieg auf dem Schlachtfelde eine wirksame Verfolgung anzuschließen. Die Verbündeten vollführten während ihres Rückzuges von der Lausitz nach Schlesien eine Rechtsrückwärtsschwenkung in die Gegend von Schweidnitz. Napoleon folgte mit seinen Hauptkräften auf Breslau und Jauer, während sein XII. Armeekorps unter Marschall Oudinot sich gegen die an den Grenzen der Mark stehenden preußischen Truppen des Generals v. Bülow wandte.

Am 4. Juni machte ein unter Österreichs Vermittlung abgeschlossener sechswöchiger Waffenstillstand den Feindseligkeiten vorläufig ein Ende. Diese Waffenruhe wurde später bis zum 10. August mit sechstägiger Kündigungsfrist verlängert. In Schlesien trennte eine neutrale Zone die Parteien. Die Grenze lief, für die Verbündeten im allgemeinen vom Gebirge westlich Landeshut beginnend, über Bolkenhain—Striegau—Kanth bis zur Oder oberhalb Breslau, für die Franzosen von Schreiberhau nach Lähn am Bober, von wo sie nach Neukirch an der Katzbach übersprang und deren Lauf bis zur Oder folgte; deren rechtes Ufer verblieb den Verbündeten ganz. Zwischen der Mark und Mecklenburg einerseits und Sachsen sowie den Rheinbundsgebieten andererseits bildeten die Landesgrenzen und weiterhin im allgemeinen der Lauf der Unterelbe die Demarkationslinien.

Die Verbündeten gingen auf den Waffenstillstand und die österreichische Vermittlung ein, weil sie voraussahen, daß Napoleon auch die mäßigsten Forderungen der befreundeten Macht zurückweisen würde, somit der Beitritt Österreichs zur Koalition gesichert schien. Ferner bedurfte Rußland dringend der Ruhe, um die überaus geschwächten Kadres seiner Armee aus den weit entfernten heimatlichen Hilfsquellen ergänzen zu können, Preußen, um seine erst im Werden begriffene umfangreiche Nationalbewaffnung zu vollenden. Auch Napoleon mußte indessen der Waffenstillstand willkommen sein. Durch ihn wurde verhindert, daß sich Österreich sogleich zu den Verbündeten schlug, und die Möglichkeit gewonnen, die französischen Streitkräfte in Deutschland zu verdoppeln, die neu geschaffenen Verbände zu festigen, vor allem die unzulängliche Kavallerie zu ergänzen und verwendungsfähig zu machen.

Die Masse des französischen Heeres verblieb während der Waffenruhe größtenteils in Standlagern in dem Raume zwischen der schlesischen und märkischen Demarkationslinie und der Elbe, mit Teilen auf deren linkem Ufer, mit dem XIII. Armeekorps des Marschalls Davout bei Hamburg.

*) Skizzen 3 und 4.

Die österreichische Armee versammelte sich im nordöstlichen Böhmen, die preußisch-russische Hauptarmee kantonierte in Schlesien, mit der Masse auf dem linken Ufer der Oder. Ein russisches Korps kantonierte auf dem rechten Oderufer um Polnisch-Lissa. Um Warschau wurde eine russische Reservearmee unter Bennigsen zusammengezogen. In der Mark sowie zwischen der unteren Oder und unteren Elbe befanden sich das preußische Armeekorps Bülow, zwei russische Streifkorps und das schwedische Armeekorps. Ferner waren in der Bildung begriffen: das aus englisch-deutschen Truppen, Mecklenburgern, Hanseaten und einer russisch-deutschen Legion zusammengesetzte Korps Wallmoden in Mecklenburg sowie zahlreiche preußische Landwehrtruppen. Aus solchen bestanden auch die Blockadekorps von Küstrin, Stettin und Danzig. Vor dieser Festung lag außerdem ein russisches Korps, ebenso hielten russische Truppen die polnischen Festungen Modlin und Zamosc umschlossen. Im ganzen standen in den erwähnten Festungen rund 50 000 Mann französischer Truppen. Die Einschließung von Glogau hatten die Verbündeten nach der Schlacht bei Bautzen aufgeben müssen.

Die Friedensvermittlung Österreichs scheiterte an der Weigerung Napoleons, irgendwelche Zugeständnisse zu machen. Jedes Nachgeben war ihm gleichbedeutend mit einer Gefährdung seiner Dynastie. „Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufhöre, stark und gefürchtet zu sein“, äußerte er zu Metternich in Dresden, und wenn er trotzdem in die Beschickung eines Friedenskongresses in Prag willigte, so geschah es nur zum Schein. Der Kongreß ging ergebnislos auseinander.

Politische Ziele und Feldzugspläne der Verbündeten. Ihre Aufstellung Mitte August.

Verkörperte Napoleon in seiner Person die denkbar größte Einheit des politischen und militärischen Willens, so trat bei den Verbündeten die Verschiedenheit der politischen Bestrebungen alsbald hervor, sie äußerten sich bereits bei der Vereinbarung des Feldzugsplanes und haben das Handeln während des Krieges fortgesetzt nachteilig beeinflußt.

Kaiser Alexander strebte nach dem Ruhm eines Befreiers Europas vom napoleonischen Joche und zögerte nicht, zu diesem Zwecke seinem Lande, aus dem der Feind längst vertrieben war, weitere starke Leistungen zuzumuten. Zudem lag ihm an einer Wiederherstellung Polens unter seiner eigenen Herrschaft. Er arbeitete bewußt auf eine Entthronung Napoleons hin. Preußen focht um die Wiedergewinnung seiner im Tilsiter Frieden abgetrennten Provinzen, um seine Großmachtstellung; der Gedanke der Befreiung von der Fremdherrschaft und der Rache für erlittene Schmach begeisterte alle Schichten des Volkes. Englands Bestrebungen gingen auf die Beseitigung der von Napoleon eingeführten Kontinentalsperre hinaus, die seinen Handel unterband. Es verfocht zugleich die Selbständigkeit Spaniens und Portugals. Sein Königshaus erstrebte außerdem die Wiedergewinnung Hannovers, seines deutschen Stammlandes. Der Kronprinz von Schweden, Karl Johann, der ehemalige Marschall Bernadotte von Frankreich, ging darauf aus, durch seine Teilnahme am Kriege Norwegen von dem

mit Napoleon verbündeten Dänemark zu gewinnen. Österreich führte den Krieg ausschließlich im Sinne der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts. Die Begeisterung, die noch im Jahre 1809 Volk und Heer des Kaiserstaats durchglüht hatte, war verflogen. Das Ziel, das Metternich vorschwebte, war keineswegs der Sturz Napoleons, des Schwiegersohnes seines Monarchen, ihm kam es nur darauf an, die erdrückende Übermacht Frankreichs zu beseitigen und den alten Machtbereich Österreichs wiederzugewinnen. Im Sinne dieser Politik lag ebensowenig eine völlige Herstellung Preußens wie eine Begünstigung der russischen Absichten in Polen.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Waffenstillstandes reichte der russische Generaladjutant v. Toll dem Kaiser Alexander einen Entwurf ein, wie bei Wiederaufnahme der Feindseligkeiten die Operationen zu führen seien. Der General befürwortet ein gleichzeitiges konzentrisches Vorgehen der österreichischen Armee von Böhmen, Bülows von der Mark aus nach der Oberlausitz, während die russisch-preußische Hauptarmee bei Schweidnitz zu versammeln ist, die an der unteren Elbe stehenden russischen Truppen der Generale Woronzow und Tschernitschew auf dem linken Elbufer gegen die Verbindungen der Franzosen in Tätigkeit zu treten haben. Diejenige Heeresgruppe der Verbündeten, gegen welche Napoleon sich zuerst wendet, soll durch ein energisches Vorgehen der anderen entlastet werden. Der Vorteil der zentralen Lage wird von Toll für Napoleon nur gering angeschlagen, da die Verbündeten durch den Hinzutritt Österreichs über eine doppelte Überlegenheit verfügen werden, denn Napoleons Heeresmacht wird, wiewohl er bereits bei Bautzen über 200 000 Mann stark war, nur auf 160 000 Mann veranschlagt.

Dementsprechend hält Toll es für durchaus möglich, daß Napoleon noch während des Waffenstillstandes das rechte Elbufer räumt. In diesem Falle sollen die in Schlesien befindlichen preußischen Truppen unter Blücher, verstärkt durch ein russisches Korps des Generalleutnants v. Sacken, sofort folgen. Im Vorgehen wird sich Bülow anzuschließen haben, so daß Blücher mit 70 000 Mann vor Dresden anlangt. Die russischen Hauptkräfte sollen aus Schlesien nach Böhmen abrücken und sich mit den Österreichern bei Eger zu einer 220 000 Mann starken Armee vereinigen, die voraussichtlich auf Hof und Saalfeld zu operieren haben wird. Gibt Napoleon ungeachtet dieser Bedrohung seines Rückens, die ihm nur noch die Basierung auf Wesel läßt, und allen Verstärkungen, die er etwa aus Italien, von Bayern oder über Mainz heranziehen könnte, den Weg verlegt, die Elblinie nicht auf, dann haben die vereinigten österreichisch-russischen Armeen über das Erzgebirge unmittelbar gegen Flanke und Rücken des Gegners vorzustoßen.

Dieser Entwurf wurde von dem damaligen Oberkommandierenden der russisch-preußischen Armee, General der Infanterie Barclay de Tolly, in wesentlichen Punkten abgeändert und in dieser Form dem österreichischen Oberkommandierenden, Fürsten Schwarzenberg, von Toll nach Gitschin überbracht. Die Abänderung entsprang vor

allem dem Wunsche, das österreichische Hauptquartier für den Entwurf geneigt zu machen. Zwar sollen nur 25 000 Russen zur Verstärkung der österreichischen Armee nach Böhmen abrücken, dafür wird aber eine Bedrohung Österreichs in die erste Linie gerückt, da anzunehmen sei, daß Napoleon das rechte Elbufer räumen und sich auf dem linken nach Böhmen gegen die Österreicher wenden würde, um die ihm von dort aus drohende Überflügelung abzuwehren. Eine energische Offensive der russisch-preußischen Hauptarmee in der Richtung auf Dresden zur Entlastung der österreichischen Armee wird für diesen Fall in Aussicht gestellt, wiewohl auch diese vermöge der ihr zugeführten Verstärkung imstande sei, offensiv zu verfahren. Versammelt Napoleon wider Erwarten seine Hauptkräfte zwischen Elbe und Oder, so wird ein allseitiges konzentrisches Vorgehen als geboten bezeichnet. Der abgeänderte russische Entwurf weist auch dem Kronprinzen von Schweden, dem die Korps Woronzow und Wallmoden unterstellt werden sollen, eine bestimmte Aufgabe zu. Sie soll auf die Beobachtung von Hamburg und Magdeburg beschränkt bleiben, nur Parteigänger sollen auf das linke Elbufer entsandt werden. Erst wenn an der oberen Elbe eine Schlacht gewonnen ist, hat der Kronprinz gegen den Niederrhein vorzugehen.

Der Kronprinz bestand auf der ihm durch den Kaiser Alexander zugesicherten Gestellung von 35 000 Mann russischer Truppen und äußerte überhaupt den Wunsch, an die Spitze einer starken Armee gestellt zu werden. Wiewohl nun die von ihm eingehenden Schreiben für eine solche Armee immer nur von einer Operation über die untere Elbe, von einer Befreiung des nordwestlichen Deutschlands und einer Einwirkung auf die rückwärtigen Verbindungen Napoleons, keineswegs aber von einem Kampfe gegen diesen selbst sprachen, glaubte man im Hauptquartier der verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland zu Reichenbach doch, seinen Wünschen Rechnung tragen zu müssen, umsomehr als die Feldherrngaben des ehemaligen französischen Marschalls damals noch bedeutend überschätzt wurden. Es kam hinzu, daß er es verstanden hatte, auf die preußischen Führer einen günstigen Eindruck zu machen. So befürworteten General v. Borstell und Oberst v. Boyen, der Generalstabschef Bülows, ebenfalls die Aufstellung einer starken Nordarmee unter seinem Befehle, da sie vorzugsweise die Mark bedroht glaubten und einer Offensive Napoleons mit 150 000 Mann auf Berlin entgegensahen.

Auch ein Operationsentwurf Knesebecks, des Generaladjutanten König Friedrich Wilhelms, rechnet bereits mit der Aufstellung einer starken Armee unter dem Kronprinzen in der Mark. Die Gesamtstärke der Verbündeten berechnet der General nach Abzug der Blockadekorps auf 390 000 Mann, diejenige Napoleons zwar höher als Toll, aber immer doch nur auf 270 000 Mann, von denen eigentümlicherweise nur 150 000 Mann an der Elbe, die übrigen 120 000 bei Würzburg angenommen werden. Das einheitliche Zusammenwirken aller verbündeten Armeen sucht Knesebeck nicht wie Toll durch ein allseitiges konzentrisches Vorgehen zu erreichen, sondern durch

seitliche Verschiebungen außerhalb des Machtbereichs des Feindes, indem die gesamte preußisch-russische Hauptarmee nach Böhmen zur Vereinigung mit den Österreichern abmarschieren soll. Der Armee des Kronprinzen von Schweden wird nur eine Wirksamkeit gegen die linke Flanke und die Verbindungen Napoleons nach Sachsen zugedacht.

Diese Vorschläge entsprangen der Auffassung, daß Österreich in erster Linie bedroht sei. Es erschien das dem General so schwerwiegend, daß er ohne weiteres die Deckung der preußischen Lande und der über Polen führenden Verbindungen der russischen Armee opfern zu müssen glaubte, denn Napoleon, so meint er, würde entweder von Dresden und von Würzburg gleichzeitig in Böhmen einbrechen, oder von Würzburg auf dem rechten Donauufer gleich gegen Wien marschieren und diese Bewegung von Dresden, an der Elbe aufwärts vorgehend, unterstützen. Daß Napoleon sich mit einem Teil seiner Kräfte nach Schlesien gegen die preußisch-russische Armee wenden würde, sei wenig wahrscheinlich.

Diese Folgerungen ergaben sich dem General aus folgender Betrachtung:

„Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die verlängerte Linie der Donau gerade in das Zentrum der französischen Macht fällt, folglich ein Krieg an diesem Strom Frankreich viel leichter fallen muß als ein Krieg an der Elbe und Oder. Ja, man kann hinzufügen, daß ein Krieg an diesen beiden letzteren Flüssen nur durch ein Verschieben der französischen Macht möglich wird, wogegen ein Krieg an der Donau selbige wieder in ihr natürliches Geleise rückt. Österreichs Beitritt zur Koalition bringt Frankreich wieder auf sein natürliches Kriegstheater. Was aber wird die Folge hiervon sein? Napoleon wird, sobald sich Österreich erklärt hat, das Kriegstheater entweder nach Böhmen oder an die Donau verlegen, also auf Österreich seinen Hauptschlag richten, und zwar womöglich, bevor die anderen Mächte es unterstützen können."

Die erwähnten verschiedenen Operationsentwürfe ließen somit einerseits die Aufstellung einer starken Nord-Armee unter dem Kronprinzen von Schweden und andererseits eine ansehnliche Verstärkung der österreichischen Armee in den Vordergrund treten. Da indessen diese beiden Hauptgruppen eines verbindenden Zwischengliedes gegenüber der augenblicklichen feindlichen Hauptfront nicht entraten konnten, auch die Verbindungen des russischen Heeres entsprechend in Schlesien geschützt werden mußten, so ergab sich von selbst die Aufstellung auch einer Schlesischen Armee und dadurch eine Dreiteilung der verbündeten Gesamtstreitkräfte. Sie bildete denn auch die Grundlage für die Vereinbarung des Feldzugsplanes in Trachenberg. Nach dem dort am 12. Juli unterzeichneten Protokoll sollten 90 000 bis 100 000 Mann der in Schlesien befindlichen russisch-preußischen Hauptkräfte noch vor Ablauf des Waffenstillstandes zur Verstärkung der österreichischen Armee nach Böhmen abrücken, während 50 000 Mann in Schlesien verblieben, 120 000 Mann die Armee des Kronprinzen

von Schweden in der Mark zu bilden hatten. Teile dieser Armee sollten Davout bei Hamburg und die Dänen in Holstein beobachten.

Über die Tätigkeit der drei Armeen ist gesagt: „Es wird als allgemeiner Grundsatz angenommen, alle Truppen der Verbündeten stets dahin zu richten, wo sich die Hauptkräfte des Feindes befinden, mithin müssen die Korps, welche auf die Flanken oder im Rücken des Feindes zu wirken haben, immer diejenige Richtung wählen, welche auf dem kürzesten Wege auf die Operationslinie des Feindes führt, müssen die Hauptkräfte der Verbündeten eine solche Stellung wählen, welche sie in den Stand setzt, nach jeder Richtung, die der Feind einschlägt, demselben zu begegnen. Der gleichsam als Bastion vorspringende Winkel Böhmens scheint diesen Vorteil zu gewähren." Die Nord-Armee soll die Elbe zwischen Torgau und Magdeburg überschreiten, nachdem sie sich bereits vor Ablauf des Waffenstillstandes der Elbe genähert hat, und in der Richtung auf Leipzig vorgehen. Die Schlesische Armee, die in Trachenberg nur zu 50 000 Mann angenommen wurde, während sie tatsächlich bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten doppelt so stark war, hat dem Feinde nach der Elbe zu folgen und später je nach Umständen rechts zum Kronprinzen von Schweden oder links zur Böhmischen Armee abzumarschieren. Sie soll sich in keine Hauptschlacht einlassen, außer wenn alle Vorteile auf ihrer Seite sind. Für die in Böhmen zu versammelnde Hauptarmee wird eine Offensive nach Schlesien, Sachsen oder Franken in Aussicht genommen, es sei denn, daß ihr Napoleon mit einem Angriff zuvorkäme. In diesem Falle soll der Kronprinz von Schweden dem Feinde beschleunigt in den Rücken gehen, wie umgekehrt die Böhmische Armee ihn zu entlasten hat, wenn sich die feindlichen Hauptkräfte gegen ihn wenden.

„Alle verbündeten Armeen ergreifen die Offensive, und das Lager des Feindes wird ihr Sammelpunkt sein."

Daß solche offensive Absicht in dem Trachenberger Operationsplan zum Ausdruck kam, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Verdienst des Generals Toll, denn wie wenig der Kronprinz von Schweden im Grunde einer offensiven Kriegführung geneigt war, geht aus den Vorschlägen hervor, die er an der Hand einer von seinem Generaladjutanten Löwenhjelm niedergeschriebenen Denkschrift in Trachenberg entwickelte. Ihr Inhalt läßt sich wie folgt zusammenfassen:

1. Die drei Armeen manövrieren so, daß der Feind nicht imstande ist, mit seiner ganzen Macht über eine von ihnen herzufallen.
2. Die Armeen halten sich daher einander so nahe, daß sie sich wechselseitig unterstützen können und der Feind außerstande ist, eine von ihnen mit seiner Hauptmacht anzugreifen.
3. Diejenige Armee, gegen die sich Napoleon mit seiner Hauptmacht wendet, hat seinem Angriff auszuweichen, während die beiden anderen sich gegen die

feindlichen Verbindungen wenden und ihn dauernd in den Flanken und im Rücken bedrohen.

4. Die Hauptaufgabe der verbündeten Armeen besteht überhaupt in einer Bedrohung der feindlichen Flanken und in der Unterbrechung seiner Verbindungen.
5. Es ist geraten, entscheidende Schlachten zu vermeiden, aber so zu manövrieren, daß man den Gegner ermüdet; nur wenn er sich teilt, ist es geraten, ihn anzugreifen.

Wenn schon einer der Mitunterzeichner des Trachenberger Protokolls, ein General von europäischem Ruf, dem als Armeeführer eine der wichtigsten Rollen in dem bevorstehenden großen Kampfe zugedacht war, solche Ansichten äußerte, so kann es nicht wundernehmen, daß unter dem Einfluß der Wiener Politik der offensive Geist sich mehr und mehr aus dem Kriegsplan der Verbündeten verflüchtigte.

In Gitschin war der unter Barclays Einfluß abgeänderte Entwurf Tolls anfänglich günstig aufgenommen worden, doch befestigte man sich dort mehr und mehr, ebenso wie Knesebeck, in dem Glauben an eine Offensive Napoleons nach Böhmen. Daß von österreichischer Seite angedeutet worden war, eine Verstärkung durch russisch-preußische Truppen über die anfänglich in Aussicht gestellten 25 000 Mann hinaus sei aus diesem Grunde überaus wünschenswert, hatte wesentlich dazu beigetragen, in Trachenberg den Abmarsch von 90 000 bis 100 000 Mann in Aussicht zu nehmen. Wie sehr man aber in Gitschin innerlich dem Gedanken einer gemeinsamen, energischen Offensive fremd war, wie sie der russische Entwurf und auch die Trachenberger Vereinbarung forderten, geht daraus hervor, daß Metternich, der Leiter der österreichischen Politik, am 23. Juni äußerte, seine Ansicht gehe dahin, daß zu Beginn des Feldzuges die österreichische Armee hinter der Eger zu versammeln sei, wo „sie eine offensive Haltung einzunehmen, aber in der Defensive zu verbleiben hätte, während die russisch-preußische Armee eine abgemessene Offensive, der Kronprinz von Schweden eine kraftvolle Offensive zu ergreifen hätte“.

Sind es auch Ansichten eines militärischen Laien, die hier ausgesprochen werden, so bewegten sich doch auch die Gedanken des österreichischen Hauptquartiers in ähnlicher Richtung. Hier wußte sich der aus sächsischem Dienst übernommene Generalquartiermeister, Generalmajor Baron Langenau, größeren Einfluß zu verschaffen als der Chef des Generalstabes, Feldmarschalleutnant Graf Radetzky. Langenaus theoretisch-methodische Anschauungen paßten besser zu der zögernden Art Schwarzenbergs, der nicht gern etwas aufs Spiel setzte, als das soldatische Wesen des weit kühneren, entschlossenen Grafen Radetzky. Wahrscheinlich haben wir daher in dem Feldzugsplan, den Radetzky Anfang Juli in Schwarzenbergs Auftrage entwarf, nicht die eigene Meinung des Generalstabschefs, sondern ein Kompromiß verschiedener

Meinungen zu sehen. Die Denkschrift führt aus, daß allein eine Offensive der beiden anderen Armeen, der russisch-preußischen und derjenigen des Kronprinzen von Schweden, die Hauptkräfte Napoleons von der österreichischen Armee abzulenken vermöchte. Diese soll so lange eine wohlberechnete Defensive durchführen, bis das Vordringen der anderen den Feind zu einer Teilung seiner Kräfte veranlaßt. Auch dann erblickt Radetzky einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber in dessen unausgesetzter Beunruhigung unter Vermeidung einer Hauptschlacht, in der Häufung kleiner Vorteile das alleinige Mittel des Erfolges. Erst wenn die verbündeten Armeen das französische Heer auf beiden Elbufern umschlossen halten, wenn es durch Hin- und Hermärsche erschöpft, durch Teilniederlagen geschwächt und den Verbündeten an Zahl unterlegen ist, erst dann sollen diese ihre gesamten Kräfte zu einem Hauptschlage vereinigen.

Der gleiche Grundsatz des Handelns, den die Trachenberger Vereinbarungen für die Schlesische Armee aufstellten, wird hier ohne weiteres auch für die starke Böhmische Hauptarmee und für die Nord-Armee angenommen, und bei dem überragenden Gewicht des gefürchteten feindlichen Feldherrn, bei der ohnehin unter den Verbündeten allgemein verbreiteten Ansicht, daß der erste Stoß Napoleons Österreich gelten würde, bei der Ähnlichkeit der Grundanschauungen, die der Kronprinz von Schweden und die österreichischen Generale hegten, kann es nicht wundernehmen, daß, auch ohne bestimmte neue Vereinbarungen die österreichische Auffassung sich durchsetzte. Fühlten sich doch ohnehin Rußland und Preußen in politischer Hinsicht von Österreich abhängig, wie das u. a. auch dadurch zum Ausdruck kam, daß der Oberbefehl über die gesamten verbündeten Streitkräfte zugleich vom Führer der österreichischen Armee, dem Fürsten Schwarzenberg, wahrgenommen wurde. Der Fürst hat später in einer im November 1813 dem Kaiser Alexander eingereichten Denkschrift die Grundsätze, nach denen er vom August an verfahren war, wie folgt zusammengefaßt:

1. sich nicht durch die Festungen, auf die man stoßen würde, aufhalten zu lassen, sondern sich mit ihrer Beobachtung zu begnügen;
2. mit den Hauptkräften gegen die Flanken und die Verbindungen des Feindes zu operieren;
3. dessen Verbindungen zu unterbrechen und ihn zu Entsendungen zu zwingen, oder dazu, mit seinen gesamten Kräften nach den bedrohten Punkten zu eilen;
4. eine Schlacht nur dann anzunehmen, wenn der Feind seine Streitkräfte geteilt habe und die Verbündeten über eine entschiedene Überlegenheit verfügten, die Schlacht aber zu vermeiden, wenn die Kräfte des Gegners an den von den Verbündeten bedrohten Punkten vereinigt wären;
5. wenn der Feind sich in Masse gegen eine der verbündeten Armeen wenden sollte, diese ausweichen, die anderen jedoch lebhaft vorgehen zu lassen;
6. das feindliche Hauptquartier den Sammelpunkt aller Armeen sein zu lassen, wie das auch bei Leipzig zur Tatsache geworden sei.

Allerdings erwähnt hier Schwarzenberg dem Kaiser Alexander gegenüber nicht, daß solche Grundsätze nimmermehr die verbündeten Armeen nach Leipzig geführt hätten, wenn nicht die schwächste von ihnen, die Schlesische unter Blüchers und Gneisenaus Führung sich mehr und mehr von diesen Grundsätzen losgesagt und die Initiative, die der Hauptarmee und der Nord-Armee entglitt, bewußt an sich gerissen hätte, wenn nicht Tolls mutiger Rat beim Kaiser Alexander immer wieder über die Bedenklichkeiten der österreichischen Heerführung gesiegt hätte.

Die Streitkräfte, mit denen die Verbündeten in den Herbstfeldzug eintraten, überstiegen, dank den ungeheuren Anstrengungen Preußens, das bei einer Einwohnerzahl von nur 5 Millionen mit 271 000 Mann auf den Kampfplatz trat, weitaus die Zahlen, mit denen noch der Trachenberger Entwurf geglaubt hatte rechnen zu müssen. Es standen bei Ablauf des Waffenstillstandes bereit:

1. Die Nord-Armee*) unter dem Kronprinzen von Schweden mit 125 000 Mann in der Mark. Von dieser Armee beobachteten außerdem 24 000 Mann unter Wallmoden Davout in Hamburg, 18 000 Mann des IV. preußischen Armeekorps unter Tauentzien hielten Stettin und Küstrin eingeschlossen.
2. Die Schlesische Armee**) unter Blücher, 104 000 Mann preußischer und russischer Truppen in der Linie Hundsfeld östlich Breslau—Landeshut im schlesischen Gebirge.
3. Die Hauptarmee***) unter Schwarzenberg, 254 000 Mann, davon 125 000 Mann der Armeeabteilung Barclays, jene russischen und preußischen Truppen, die von Schlesien nach Böhmen abgerückt waren, zum Teil an der Eger, zum Teil im Anmarsch dorthin. An den Lausitzer Pässen war nach dem Linksabmarsch der öster-

*)

III. preußisches Armeekorps Bülow . .	40½	42	102 Geschütze,	3 Kasaken-Regtr.
russisches " Wintzingerode	29	44	92 "	20 "
schwedisches " Stedingk . .	33	27	54 "	
IV. preußisches " Tauentzien .	48½	29	42 Geschütze,	1 Kasaken-Regt. (bis auf 4 Reserve-Bataillone ausschließlich Landwehrtruppen.)

**)

I. preußisches Armeekorps York . . .	45	44	104 "	— Kasaken-Regtr.
russisches " Langeron . .	67	37	175 "	13 "
" " Sacken . . .	18	30	60 "	12 "

***) Österreichische Armee: 1. leichte Division Moritz

Liechtenstein	4	12	14 Gesch.	
2. " " Bubna . .	3	18	12 "	
rechter Flügel Hessen-Homburg	50	49	72 "	— Kas. Regtr.
" " Gyulai . . .	25	18	36 "	— "
" " Klenau . . .	20	8	36 "	— "
Armeeabteilung Barclay: russ. Armeekorps Wittgenstein	45	38	92 "	5 "
II. preuß. Armeekorps Kleist	41	44	112 "	— "
russisch-preußische Garden und Reserven Großfürst Constantin				
Russen	47	71	182 "	10 "
Preußen	6½	8	16 "	— "

reichischen Hauptkräfte nur die 2. leichte Division*) des Feldmarschalleutnants Grafen Bubna zurückgeblieben.

Die russische Reservearmee unter General v. Bennigsen sammelte sich bei Warschau in der Stärke von 59 000 Mann. Sie war bestimmt, nach Niederschlesien vorzurücken, um dort den Anschluß an die übrigen Streitkräfte der Verbündeten zu suchen und erforderlichenfalls einen französischen Einfall in Polen abzuwehren.

Aufstellung und Absichten Napoleons bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten.

Die Vermehrung der verbündeten Streitkräfte, wie sie durch die Verwendung der preußischen Landwehrtruppen im Felde gewonnen wurde, war um so erwünschter, als Napoleon es verstanden hatte, bis Mitte August der starken Feldarmee der Verbündeten, die 512000 Mann zählte, 448000 Mann an Feldtruppen entgegenzusetzen.**) Außerdem bildeten 36 000 Mann die Besatzungen von Bremen, Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden. Weitere 12 000 Mann waren zum Teil noch in der Organisation begriffen. So gewaltig sich diese Neuschöpfung auch ausnahm und eine so achtungswerte organisatorische Leistung sie auch darstellte, sie blieb doch nur ein

*) Zur Zeit vom Generalmajor Grafen Neipperg geführt.

**)

	Bataillone	Eskadrons	Geschütze
Garde	62	59	218
I. Korps Vandamme	42	4	76
II. Korps Victor	43	6	76
III. Korps Ney	62	11	122
IV. Korps Bertrand	36	8	72
V. Korps Lauriston	37	7	74
VI. Korps Marmont	42	8	84
VII. Korps Reynier	33¼	13	68
VIII. Korps Poniatowski	10	6	44
XI. Korps Macdonald	38	7	90
XII. Korps Oudinot	30	14	58
XIII. Korps Davout	47	15	76
XIV. Korps St. Cyr	51	12	92
1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg	—	78	36
2. Kavalleriekorps Sebastiani	—	52	18
3. Kavalleriekorps Arrighi	—	27	24
4. Kavalleriekorps Kellermann	—	24	12
5. Kavalleriekorps Lhéritier	—	20	6
Zwischenkorps Girard	16	16	28
Observationskorps Margaron in Leipzig	10	8	10
Division Lemoine in Minden	7	5	8

Die Armee unter dem Vizekönig von Italien an der österreichischen Südwestgrenze zählte Mitte August 50 000 Mann. Ihr gegenüber befand sich die sogenannte Armee von Inner-Österreich unter Feldzeugmeister Hiller, 32 000 Mann stark.

Außerdem befand sich noch das 25 000 Mann starke bayerische Korps Wrede am Inn einem österreichischen Korps gegenüber.

Rekrutenheer, und die Erkenntnis von dessen Unzulänglichkeit hat denn auch Napoleons Entwürfe nicht unwesentlich beeinflußt.

Mitte August stand seine Armee wie folgt:

1. Hinter der Katzbach das V. Korps Lauriston und das III. Ney; bei Freistadt das 2. Kavalleriekorps Sebastiani, dahinter in zweiter Linie am Bober das XI. Korps Macdonald und das VI. Korps Marmont, im ganzen 130 000 Mann.
2. Gegen Süden bei Zittau das VIII. (polnische) Korps Poniatowski*) und das 4. Kavalleriekorps Kellermann,**) zusammen 11 400 Mann.
3. Zwischen Görlitz und Bautzen die Garden, das II. Korps Victor und das 1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg, im ganzen nahezu 100 000 Mann.
4. Etwas weiter zurück um Stolpen das I. Korps Vandamme, etwas über 37 000 Mann.
5. Bei Dresden und südlich sowie in einem verschanzten Lager am Lilienstein das XIV. Korps St. Cyr und das 5. Kavalleriekorps Lhéritier, mit Einschluß der Besatzung von Dresden etwa 35 000 Mann.
6. An der Südgrenze der Mark die sogenannte Berliner Armee unter dem Marschall Oudinot, dessen eigenes, XII. Korps, das IV. Korps Bertrand, das VII. Korps Reynier und das 3. Kavalleriekorps Arrighi, im ganzen 70 000 Mann.

Mit dieser Armee sollte bei der ihr zugedachten Offensive auf Berlin der Marschall Davout zusammenwirken, indem er mit dem XIII. Korps und dem dänischen Hilfskorps, im ganzen etwa 38 000 Mann stark, von Hamburg gegen den Rücken der verbündeten Nord-Armee vorging. Auch das 15 000 Mann zählende sogenannte Zwischenkorps des Generals Girard, bestehend aus den beweglichen Festungsreserven von Wittenberg und Magdeburg, war bestimmt, an dieser Angriffsunternehmung teilzunehmen. Im ganzen sollten sonach rund 120 000 Mann gegen Bernadotte in Bewegung gesetzt werden.

Hinter der Front zum Schutze der rückwärtigen Verbindungen befand sich bei Leipzig das 7800 Mann zählende sogenannte Observationskorps des Generals Margaron und bei Minden die 5400 Mann starke Division Lemoine.

Der französischen Aufstellung diente die Elblinie als Basis. Ihre befestigten Doppelbrückenköpfe bargen umfangreiche Magazine, die eine zeitweilige Unabhängigkeit von der Aufrechterhaltung der Verbindung mit dem Rhein ermöglichen sollten.

Den Hauptmanövrierpunkt an der Elbe bildete das befestigte Dresden, dessen Werke auf dem rechten Ufer auf der Neustadtseite während des Waffenstillstandes durchaus haltbar ausgebaut worden waren, während auf dem linken Ufer erst spät,

*) Nur 7500 Mann stark.
**) Nur 3900 Mann stark.

als Österreichs Haltung immer drohender wurde, mit der Befestigung des äußeren Umzuges der Vorstädte begonnen worden war, so daß hier nur Unzureichendes geschaffen werden konnte. Bei Dresden befanden sich drei Brücken. Im Verein mit der Feste Königstein, einer Anzahl vorwärts dieser auf dem linken Ufer angelegter Werke und einem gegenüber auf dem Lilienstein zum Schutze zweier Schiffbrücken angelegten verschanzten Lager sowie dem festen Schloß Sonnenstein bei Pirna bildete Dresden eine Festungsgruppe, die jederzeit den Uferwechsel stärkerer Heeresmassen ermöglichte. Ein Kolonnenweg führte auf dem rechten Elbufer von Lilienstein nach Stolpen und somit an die Hauptverbindung von Dresden nach Schlesien heran. Unterhalb Dresdens war bei Meißen eine Kriegsbrücke erbaut und durch Befestigungen gesichert. Torgau und Wittenberg waren gegen die Mittel der feindlichen Feldarmee ausreichend gesichert, wenn auch nicht von besonderer Stärke. Beide Plätze boten für den Uferwechsel stärkerer Kräfte und deren Entwicklung keine besonders günstigen Bedingungen, dagegen war Magdeburg in jeder Hinsicht ein Waffenplatz ersten Ranges. Der Stützpunkt des linken Flügels der Gesamtaufstellung, Hamburg, war durch Davout während des Waffenstillstandes zu einer in Behelfsart ausgeführten, durchaus haltbaren Festung umgewandelt worden. Der Kaiser legte auf Hamburg großen Wert. Nicht nur bildete es für ihn den befestigten Mittelpunkt seiner Herrschaft an der Unterelbe, sondern es hinderte auch England, dort mit den Verbündeten in unmittelbare Verbindung zu treten.

Am ganzen Stromlauf entlang zog sich eine Kette von kleinen Blockhäusern und zur Verteidigung eingerichteten Baulichkeiten, die 4 bis 5 **km** voneinander entfernt lagen und von je einer Kompagnie nebst einigen leichten Geschützen besetzt waren. Sie dienten der unmittelbaren Strombewachung und Verteidigung.

Es war die Absicht Napoleons, während die Armee Oudinots angriffsweise auf Berlin vorging, mit der Masse seiner Streitkräfte, die in der ungefähren Stärke von 285 000 Mann von Liegnitz bis zur Elbe gestaffelt standen, sich vorläufig abwartend zu verhalten. Dem Angriff der russisch-preußischen Hauptkräfte, die er auf 200 000 Mann bezifferte, sah er von Schlesien entgegen, einem solchen der von ihm auf 100 000 Mann geschätzten österreichischen Armee vornehmlich über Zittau. Dementsprechend ließ er Stellungen bei Bunzlau hinter dem Bober, südlich Görlitz mit der Front nach Zittau sowie zwischen Görlitz und Bautzen mit der Front gegen Rumburg erkunden. Die an der Katzbach stehenden Korps sollten hinter den Bober zurückweichen, so daß hier gegenüber der russisch-preußischen Hauptarmee 130 000 Mann unter Neys Oberbefehl vereinigt wurden, während das VIII. Korps Poniatowski, das I. Korps Vandamme und das Kavalleriekorps Kellermann an den Lausitzer Pässen gegen die Österreicher in erster Linie verfügbar waren, St. Cyr mit dem XIV. Korps und der 5000 Mann starken Besatzung der Schutz von Dresden und die Beobachtung der Pässe über das Erzgebirge übertragen wurde. Um Görlitz war

in Gestalt der Garden, des II. Korps Victor und des 1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg eine 100 000 Mann starke Reserve verfügbar, die am Bober, an den Lausitzer Pässen und jedem bedrohten Teile der Front auf dem linken Elbufer, falls die Österreicher über Peterswalde auf Dresden vorgingen, rechtzeitig zur Stelle sein konnte.

2. Erörterungen und Vergleiche.

Kriegführung und Politik.

Die ursprünglich auf russischer Seite für die Führung der Operationen kundgegebene Absicht läßt erkennen, daß unter Napoleons Gegnern damals doch wenigstens einige von ihm zu lernen verstanden hatten. Die Grundrichtung ist bei Toll und auch später noch bei den Trachenberger Vereinbarungen durchaus gesund, wenn auch der Vernichtungsgedanke noch nicht klar hervortritt, und wenn auch falsche Vorstellungen und willkürliche Annahmen über den Gegner mit unterlaufen. Die ursprünglichen Absichten haben dann unter dem Einfluß der Mitwirkung Österreichs eine immer stärkere Abschwächung erlitten, denn „der Krieg einer Gemeinschaft ganzer Völker, und namentlich gebildeter Völker, geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt. Wäre er nun ein vollkommener, ungestörter, eine absolute Äußerung der Gewalt, so würde er von dem Augenblicke an, wo er durch die Politik hervorgerufen ist, an ihre Stelle treten, als etwas von ihr ganz Unabhängiges, sie verdrängen und nur seinen eigenen Gesetzen folgen. .... Allein der Krieg der wirklichen Welt ist kein solches Äußerstes, das seine Spannung in einer einzigen Entladung löst, ... er ist gewissermaßen ein Pulsieren der Gewaltsamkeit, mehr oder weniger heftig, folglich mehr oder weniger schnell die Spannungen lösend und die Kräfte erschöpfend, mit anderen Worten: mehr oder weniger schnell ans Ziel führend .... Bedenken wir nun, daß der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daß dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt .... Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt .... Der Krieg ist eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln.*) .... Die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken."**) Bei der ausschlaggebenden Bedeutung, die Österreich im Herbst 1813 gewann, nachdem sich im Frühjahr die vereinigten Kräfte Preußens und Rußlands Napoleon nicht gewachsen gezeigt hatten, bei dem nur von politischen Beweggründen geleiteten Handeln des Kronprinzen von Schweden war es daher nicht zu verwundern, wenn die gemeinsame Kriegführung der Ver-

*) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap.

**) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 6. Kap.

bündeten den Eingebungen der Politik folgte. Hätten die preußischen Patrioten damals den Ausschlag gegeben, so würde der Krieg von Anfang an ein anderes Aussehen gewonnen haben, denn „je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, umsomehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, umsomehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, umsomehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein."*)

Erst ganz allmählich, während des Krieges selbst gewann die in preußischer Hand liegende kühne Führung der Schlesischen Armee im Verein mit den glänzenden Taten der preußischen Truppen den nationalpreußischen Stimmen vermehrte Bedeutung im Kriegsrate der Verbündeten. Im feindlichen Lager wurde frühzeitig erkannt, daß diese „Helden des stürmischen Völkerzornes"**) „rein kriegerisch" verfahren würden. Zwar Napoleon selbst in seiner Verachtung aller in den Völkern lebendigen sittlichen Kräfte wollte nichts sehen von der elementaren Macht, mit der der Haß gegen ihn im ganzen deutschen Norden zum Ausbruch kam, aber seine Umgebung sah schärfer. Maret, Herzog von Bassano, französischer Minister des Äußeren, schrieb am 8. September dem Kriegsminister nach Paris: „Die russische Armee ist nicht unser gefährlichster Feind. Sie hat stark gelitten und ihre Verluste noch nicht wieder ergänzen können. Abgesehen von ihrer zahlreichen Kavallerie, spielt sie in dem wiederentbrannten Kampfe nur eine untergeordnete Rolle. Aber Preußen hat große Anstrengungen gemacht; eine hochgradige Begeisterung hat den Entschluß des Monarchen zum Kriege unterstützt; Preußens Armeen sind zahlreich, seine Generale, seine Offiziere und seine Soldaten sind vom besten Geiste beseelt."***)

Konnte es nicht ausbleiben, daß die Richtung der österreichischen Politik sich auch in der zögernden Art aussprach, wie diese Macht den Krieg führte, und daß hierdurch mehr oder weniger bewußte Gegensätze zu den preußischen und russischen Anschauungen hervorgerufen wurden, so gingen doch immerhin die Interessen der Verbündeten 1813 vorläufig bis zu einem gewissen Grade zusammen, denn es handelte sich für alle darum, eine Einschränkung der erdrückenden Übermacht Napoleons mit Waffengewalt zu erzwingen. Auch die österreichische Politik jener Zeit fiel nicht unter den „konventionellen Begriff einer der Gewalt abgewendeten, behutsamen, verschlagenen, auch unredlichen Klugheit,"†) die überhaupt den Krieg nur zum Schein führt. Allzu schwere Wunden hatte Napoleon den verbündeten Mächten nacheinander geschlagen, als daß sie nicht von einer solchen Politik zurückgekommen sein sollten, wie sie damals

*) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap.
**) Treitschke, Deutsche Geschichte im XIX. Jahrhundert. I.
***) Zitiert nach Camille Rousset, La Grande Armée de 1813. Paris 1871.
†) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kap.

seit 20 Jahren zuerst der französischen Republik, dann Napoleon den Sieg erleichtert hatte. Solche Politik hatte Österreichs tapferen Feldherrn, den Prinzen von Coburg, 1794 seine Enthebung vom Kommando beim Kaiser nachsuchen lassen. Er hatte sich gezwungen gesehen, in Belgien noch eine Art Scheinkrieg zu führen, trotzdem in Wien die Räumung des Landes längst beschlossen war. Ein General von Kopf und Herz, sagt er, könne unmöglich dort ein Feld gedeihlicher Tätigkeit finden, wo „eine Art kabulöser Desorganisation die Oberhand gewinne". In herbem Ton verurteilt er die österreichische Kriegführung; in solcher Lage bleibe „einem treuen Mann nichts übrig, als den Stab niederzulegen, den er gern mit Lorbeeren umwunden dem Kaiser überreicht hätte".*)

Ein Jahr, bevor Preußen den Schlägen Napoleons bei Jena und Auerstedt erlag, hatten seine Staatsmänner durch eine „der Gewalt abgewendete, behutsame, verschlagene, auch unredliche Klugheit" Gewinn aus dem Kriege Rußlands, Österreichs und Englands gegen Napoleon zu ziehen gesucht. Der 1805 unternommene Versuch, ohne die mobilgemachte Armee einzusetzen, auf unblutigem Wege Hannover zu gewinnen, hat sich bald genug gerächt. Preußen geriet durch den Schönbrunner Vertrag in völlige Abhängigkeit von Napoleon und in einen Krieg mit England. Seine Schilderhebung von 1806 entsprang hauptsächlich der, wenn auch verspäteten Erkenntnis, daß eine gesunde Politik der Selbsterhaltung der Gewalt des Schwertes nicht zu entraten vermag. „Man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man, was häufig geschieht, von dem schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, welche man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h., trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinne auch nur vorteilhaft wirken, und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen."**)

Freilich kann auch eine an sich großzügige, zielbewußte Politik, wenn sie keine richtige Vorstellung von den Mitteln und den Bedingungen der Kriegführung sowie von der Tragweite der zu fassenden Entschließungen hat, die Kriegführung ungünstig beeinflussen. Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat wiederholt während des Krieges 1870/71 versucht, einen Einfluß auf die Kriegführung zu gewinnen, der ihm nicht zukam. Wenn diese Bestrebungen ohne üble Folgen blieben, so war es allein dem zuzuschreiben, „daß die politischen und militärischen Forderungen in der Person des im Felde anwesenden Staatsoberhauptes ihren Ausgleich fanden."***) „Die Politik bedient sich des Krieges", schreibt Moltke,†) „für Erreichung ihrer Zwecke, sie wirkt

*) Zitiert nach Häusser. Deutsche Geschichte. I.

**) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 6. Kap.

***) Bemerkung Moltkes zu Blumes Strategie. Kriegsgesch. Einzelschriften. Heft 36, S. 169.

†) Aufsatz vom Jahre 1871 „Über Strategie". Moltkes militärische Werke II². Taktisch-strategische Aufsätze.

entscheidend auf den Beginn und das Ende desselben ein, so zwar daß sie sich vorbehält, in seinem Verlauf ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem minderen Erfolg sich zu begnügen. Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, aber im Handeln völlig unabhängig von ihr." Moltkes Verhalten entsprach während des Krieges durchaus dem Verlangen von Clausewitz, der 1827 in einem Briefe an Müffling schreibt: „Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist hauptsächlich, zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begehe im Gebrauch desselben."*)

Solche Fehler, so nachteilig sie auch die Kriegführung beeinflussen mögen, werden immerhin nur Reibungen erzeugen, sie haben mit grundsätzlich irrigen Anschauungen über den Krieg, wie sie vor der französischen Revolution allgemein verbreitet waren, nichts gemein.

„Die ungeheuren Wirkungen der französischen Revolution nach außen sind offenbar viel weniger in neuen Mitteln und Ansichten der französischen Kriegführung als in der ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, in dem Charakter der Regierung, in dem Zustande des Volkes usw. zu suchen. Daß die anderen Regierungen alle diese Dinge unrichtig ansahen, daß sie mit gewöhnlichen Mitteln Kräften die Wage halten wollten, die neu und überwältigend waren: das alles sind Fehler der Politik .... Man kann sagen: die zwanzigjährigen Siege der Revolution sind hauptsächlich die Folge der fehlerhaften Politik der ihr gegenüberstehenden Regierungen gewesen, ... wenn auch der eigentliche Überfall, von welchem sich die Intelligenz getroffen fühlte, innerhalb der Kriegführung stattfand."**)

Immer gilt es, sich vorzuhalten, daß der Krieg, eben weil er nur eine Fortsetzung des politischen Verkehrs ist, verschiedene Formen annehmen kann, denn er unterliegt der Einwirkung der maßgebenden Strömungen des staatlichen Lebens. Das 18. Jahrhundert weist in Europa vorwaltend Kabinettskriege auf, wenn diese auch zum Teil nur den Rückschlag des englisch-französischen Kampfes um die Seeherrschaft bilden. Die französische Revolution und ihr Erbe Napoleon weckten mit ihren Expansionsgelüsten zuerst die nationalen Gegensätze. „Seit Bonaparte hat der Krieg, indem er zuerst auf der einen Seite, dann auch auf der anderen wieder Sache des ganzen Volkes wurde, sich seiner wahren Natur, seiner absoluten Vollkommenheit sehr genähert."***) Die Kriege des 19. Jahrhunderts sind, wenn man von den orientalischen Verwicklungen und den revolutionären Erhebungen absieht, vor-

*) Kriegsgesch. Einzelschriften. Heft 36.
**) Vom Kriege. Skizzen zum VIII Buch, 6. Kap.
***) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 3. Kap.

waltend nationale Einigungskämpfe, nur jenseits des Ozeans erscheint der nordamerikanische Bürgerkrieg der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, dessen Ursprung in wirtschaftlichen Gegensätzen zu suchen ist, bereits wie ein Vorläufer der neuesten Periode der vorwiegend aus wirtschaftlichen Gegensätzen entstandenen Kriege. Gewiß ist eine strenge Scheidung in dieser Hinsicht nicht möglich, denn auch schon älteren Konflikten liegen wirtschaftliche Ursachen zugrunde, aber im ganzen genommen, „hat jede Zeit ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit, und nur der, welcher nicht sowohl durch ein ängstliches Studium aller kleinen Verhältnisse als durch einen treffenden Blick auf die großen sich in jede Zeit versetzt, ist imstande, die Feldherren derselben zu verstehen und zu würdigen."*)

„Es gibt im Kriege viele Wege zum Ziele, nicht jeder Fall ist an die Niederwerfung des Gegners gebunden. Vernichtung der feindlichen Streitkraft, Eroberung feindlicher Provinzen, bloße Besetzung derselben, bloße Invasion derselben, Unternehmungen, die unmittelbar auf politische Beziehungen gerichtet sind, endlich ein passives Abwarten der feindlichen Stöße, alles das sind Mittel, die jedes für sich zur Überwindung des feindlichen Willens gebraucht werden können, je nachdem die Eigentümlichkeit des Falles mehr von dem einen oder dem andern erwarten läßt."**)

Es genügt, um die Wahrheit dieser Sätze zu erhärten, auf den Krimkrieg und den russisch-japanischen Krieg hinzuweisen. Die Festsetzung auf der Krim und die Einnahme von Sewastopol bildeten für England und Frankreich immer nur ein Mittel, Rußland zur Nachgiebigkeit zu zwingen, wie für Japan das Zurückdrängen der Russen in der Mandschurei und die Einnahme von Port Arthur. Beide Male konnte nach Maßgabe der verfügbaren Mittel und entsprechend den geographischen Verhältnissen an eine eigentliche Niederwerfung der russischen Macht nicht gedacht werden.

Der Kampf ist das einzige wirksame Kriegsmittel.

Wie ferner eine zögernde Kriegführung aus politischen Gründen dazu gelangen kann, auch dort, wo ihr der Zweck des Krieges die Initiative vorschreibt, wenn auch mit Unrecht, ihre Aufgabe in einem bloßen „passiven Abwarten der feindlichen Stöße" zu sehen, lassen die Entwürfe des österreichischen Hauptquartiers und des Kronprinzen von Schweden im Herbst 1813 erkennen. Auch diese glauben freilich ihr Ziel schließlich nicht anders als durch den Kampf erreichen zu können, denn „der Mittel gibt es im Kriege nur ein einziges: es ist der Kampf. Wie mannigfaltig dieser auch gestaltet sei, wie weit er sich von der rohen Entledigung des Hasses und der Feindschaft im Faustkampfe entfernen möge, wie viel Dinge sich einschieben mögen, die nicht selbst Kampf sind, immer liegt es im Begriff des Krieges, daß alle in ihm erscheinenden Wirkungen ursprünglich vom Kampf ausgehen müssen .... Es bezieht sich also alle kriegerische Tätigkeit notwendig auf das Gefecht, entweder unmittelbar

*) Vom Kriege. Skizzen zum VIII. Buch, 3. Kap.

**) Vom Kriege. I. Buch, 2. Kap.

oder mittelbar. Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschiert, alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten .... Nun ist im Gefecht alle Tätigkeit auf die Vernichtung des Gegners, oder vielmehr seiner Streitfähigkeit gerichtet, denn dies liegt in seinem Begriff; die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist also immer das Mittel, um den Zweck des Gefechts zu erreichen .... Die Waffenentscheidung ist für alle großen und kleinen Operationen des Krieges, was die bare Zahlung für den Wechselhandel ist; wie entfernt diese Beziehungen auch seien, wie selten die Realisationen eintreten mögen, ganz können sie niemals fehlen."*)

„Denken wir uns den Staat und seine Kriegsmacht als Einheit, so ist die natürlichste Vorstellung, uns den Krieg auch als ein einziges großes Gefecht zu denken .... Die Handlung ist aber an eine solche Menge von Bedingungen und Rücksichten gebunden, daß der Zweck nicht mehr durch einen einzelnen großen Akt, sondern durch eine Menge größerer oder kleinerer, die zu einem Ganzen verbunden sind, erreicht werden kann.**) Ist aber der Blick des Geistes immer auf die Reihe der Gefechte gerichtet, soweit sie sich vorher übersehen läßt, so ist er auch immer auf dem geraden Wege zum Ziele, und dabei bekommt die Bewegung der Kraft diejenige Geschwindigkeit, d. h. Wollen und Handeln diejenige Energie, die der Sache gemäß und nicht von fremdartigen Einflüssen gestört ist."***)

Daß solche „der Sache gemäße Energie" dem in seiner letzten Gestaltung unter Österreichs Einwirkung abgeschwächten Kriegsplan der Verbündeten im Herbst 1813 nicht innewohnte, ist offenbar, denn er war von „fremdartigen Einflüssen gestört", die an sich mit der Natur des Krieges nichts gemein hatten. Im Schwarzenbergschen Hauptquartier überwog die „negative Seite, nämlich die Erhaltung der eigenen Streitkräfte .... Solches Erhalten der eigenen Streitkräfte hat den negativen Zweck, führt also zur Vernichtung der feindlichen Absicht, d. h. zum reinen Widerstande, dessen letztes Ziel nichts anderes sein kann, als die Dauer der Handlung so zu verlängern, daß der Gegner sich darin erschöpft." Der „negative Zweck" mußte im Schwarzenbergschen Hauptquartier umsomehr vorherrschen, als dem Fürsten die Schonung der österreichischen Armee, der letzten, die der Kaiserstaat aufzubringen vermöge, ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden war. Aus Metternichs eigentümlichem Vorschlage einer offensiven Haltung bei defensivem Verfahren ersieht man am besten, wohin solche Auffassung führt. Daß im Kriege „alles unter einem höchsten Gesetze steht: unter der Waffenentscheidung ...., daß die Vernichtung der feindlichen Streitkraft unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles gebietende erscheint ....,†) daß nur große taktische Erfolge zu großen strategischen führen können,"††) das waren dieser Staatskunst

*) Vom Kriege. I Buch, 2. Kap.
**) Vom Kriege. IV. Buch, 3. Kap.
***) Vom Kriege. III. Buch, 1. Kap.
†) Vom Kriege. I Buch, 2. Kap.
††) Vom Kriege. IV. Buch, 3. Kap.

und dieser Feldherrnweisheit trotz Marengo, Ulm, Austerlitz, Regensburg und Wagram völlig unbekannte Begriffe.

„Das Vergessen dieser Wahrheit hatte vor der letzten (Napoleonischen) Kriegsepoche in ganz falsche Ansichten hineingeführt und Irrungen sowie Fragmente von Systemen erzeugt, mit denen die Theorie sich über den Handwerksgebrauch umsomehr zu erheben glaubte, je weniger sie meinte, des eigentlichen Instruments, nämlich der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, zu bedürfen."*) „Die allgemeinen Verhältnisse, aus denen ein Krieg hervorgeht, bestimmen auch seinen Charakter. Diese allgemeinen Verhältnisse aber haben die meisten Kriege zu einem Halbdinge gemacht, in dem die eigentliche Feindschaft sich durch einen solchen Konflikt von Beziehungen winden muß, daß sie nur ein sehr schwaches Element bleiben kann."**)

Theoretische Gebilde der älteren strategischen Schule.

Clausewitz ist in so hohem Grade vom Vernichtungsgedanken durchdrungen, daß er die Strategie als die „Lehre vom Gebrauch des Gefechts zum Zweck des Krieges"***) bezeichnet. Wie wenig diese Auffassung damals noch Allgemeingut war, läßt der Entwurf Knesebecks erkennen. Es ist ein durchaus willkürliches Gebilde, das sich der preußische General schafft. Nicht von der augenblicklichen feindlichen Kräfteverteilung geht er aus, sondern, weil er sie nach seinen theoretischen Vorstellungen für unnatürlich hält, legt er ihr eine Verschiebung unter, zu der sie durch den Beitritt Österreichs zur Koalition angeblich gezwungen sein soll. Das Vorherrschen rein geographischer Begriffe findet sich bei den Männern der alten Schule häufiger.

So trachtet 1809 Erzherzog Karl, als er mit der österreichischen Hauptmacht vom Inn, mit zwei Armeekorps von Böhmen in Süddeutschland einbricht, die noch nicht versammelte französische Streitmacht zu trennen, indem er seine Gesamtkräfte an der Altmühl zu vereinigen sucht. Darüber versäumte er, sowohl die hinter dem Inn stehenden Bayern als auch Davout an der Donau zu schlagen, so daß Napoleon die Möglichkeit blieb, seine Armee südlich des Stromes zu vereinigen und der Marsch an die Altmühl gegenstandslos wurde. Der Erzherzog hatte „bei einem sonst treffenden Urteile doch in der Hauptsache eine grundfalsche Ansicht von der Strategie: er nimmt das Mittel für den Zweck, und den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, für die im Kriege alles geschehen soll, existiert in seiner Vorstellungsweise als ein eigentümlicher Gegenstand gar nicht, sie besteht für ihn nur insoweit, als sie auch Mittel ist, um den Feind von diesem oder jenem Punkt zu vertreiben; dagegen sieht er allen Erfolg einzig und allein in der Gewinnung gewisser Linien und Gegenden, die doch nie etwas anderes sein kann als ein Mittel zum Siege, d. i. zur Vernichtung der feindlichen physischen und moralischen

*) Vom Kriege. IV. Buch, 3. Kap.
**) Vom Kriege. VI. Buch, 8 Kap.
***) Vom Kriege. III. Buch, 1. Kap.

Kraft .... Die Folge dieser falschen Richtung ist, daß der Erzherzog, unaufhörlich mit Kombinationen von Zeit und Raum und mit der Richtung von Straßen, Flüssen und Höhenzügen beschäftigt, diesen Dingen bis in ihren kleinsten Zügen einen Wert beilegt, den sie höchstens in ihren großen haben können."*)

Zu solchen „großen Zügen" gehörte 1813 die an sich richtige Vorstellung, daß die geographische Lage Böhmens von vornherein eine Umfassung der Aufstellung Napoleons an der Elbe ermöglichte, und unfehlbar war es richtig, sie in diesem Sinne auszunutzen, indem die Hauptarmee auf das linke Elbufer hinübergezogen wurde, vorausgesetzt, daß die Verbündeten nicht bei einer bloßen Bedrohung der feindlichen Elbbasis stehen blieben, sondern die Umfassung ausnutzten, um unter günstigen Bedingungen zu schlagen. Die vorspringende Bastion des westlichen Böhmens an sich bedeutete dagegen nichts. Eine von hier aus unternommene Offensive konnte nur dann wirksam werden, wenn sie mit einem entschiedenen Vorgehen der Schlesischen, vor allem aber mit einem Hinübergreifen der Nord-Armee über die Elbe verbunden wurde, nicht aber, wie es tatsächlich geschah, in dem Streben erfolgte, einen ernstlichen Zusammenstoß mit dem gefürchteten Gegner so lange als möglich hinauszuschieben.

Es wäre jedoch unrecht, zu verkennen, daß die Generale von damals ihre theoretischen Anschauungen der Schule entnehmen mußten, die sie durchgemacht hatten. Die nachfridericianische Zeit lebte durchaus in der Vorstellung von der Macht der unblutigen Manöverstrategie, und ihre Vorliebe für mathematische und geographische Abstraktionen entstammte jener Theorie, die von dem Beziehen weitgedehnter Kordonstellungen Erfolg erwartete. Die Kordonstellungen und das Manöver waren die Pole, um die sich die Anschauungen jener Zeit drehten. Das Versagen solcher Kriegsweise Napoleon gegenüber mag uns daher eine Warnung sein, wohin selbstgefällige Systemsucht führt. Zugleich aber zeigt sich die ganze geistige Höhe derjenigen Männer im Lager der Verbündeten, die damals bereits innerlich frei von den Fesseln solcher Systeme waren. Mit ihnen gänzlich aufgeräumt zu haben, ist das unendliche Verdienst von Clausewitz.

Sprechen die großen Züge der geographischen Gestaltung des Kriegsschauplatzes überall mit, so haben doch Winkel und Linien nicht die Bedeutung in der Strategie, die ihnen einst eine falsche Kriegsgelehrsamkeit beilegte. Dennoch ist das geometrische Element nicht ganz ohne Bedeutung. So ist „der Begriff der Basis in der Strategie ein wirkliches Bedürfnis, und es ist ein Verdienst, darauf gekommen zu sein".**) .... „Die Formen in der Aufstellung der Streitkräfte, die Gestalt der Länder und Staaten sind von großem Einfluß, entscheidend aber ist das geometrische Prinzip nicht .... Wir scheuen uns daher nicht, es als eine ausgemachte Wahrheit anzusehen, daß

*) Band V. Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. I. Teil.

**) Vom Kriege. II. Buch, 2. Kap.

es in der Strategie mehr auf die Anzahl und den Umfang siegreicher Gefechte ankomme, als auf die Form der großen Lineamente, in welcher sie zusammenhängen. Gerade die umgekehrte Ansicht ist ein Lieblingsthema der Theorie gewesen, weil man geglaubt hat, dadurch der Strategie eine größere Wichtigkeit zu geben. In der Strategie aber sah man wieder die höhere Funktion des Geistes, und so glaubte man, den Krieg dadurch zu veredeln und, wie man vermöge einer neuen Substitution der Begriffe sagte, wissenschaftlicher zu machen. Wir halten es für einen Hauptnutzen einer vollständigen Theorie, solchen Verschrobenheiten ihr Ansehen zu nehmen."*)

Moltke hat durch die Tat erneut bewiesen, daß der Krieg über solche Verschrobenheiten, wie sie hier Clausewitz auf Grund napoleonischer Kriegsweise bekämpft, hinwegschreitet. Für ihn „können für die Strategie allgemeine Lehrsätze, aus ihnen abgeleitete Regeln und auf diese aufgebaute Systeme unmöglich einen praktischen Wert haben . . . .," denn „die Strategie ist die Übertragung des Wissens auf das praktische Leben . . . .,"**) „ist die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Kriegführung."***)

Darum aber ist die Strategie im Sinne von Clausewitz aufgefaßt, nicht etwa eine Art Geheimwissenschaft, die die Masse des Offizierkorps nichts angeht, sondern nur die Anwendung soldatischen Denkens auf größere Verhältnisse. In dieser sich zu üben, aber ist für jeden Offizier von unendlichem Nutzen. Die Klarheit seines Denkens, die Sicherheit des Entschlusses auch in kleineren Verhältnissen wird unfehlbar dadurch gewinnen.

Beurteilung der Maßnahmen Napoleons.

Betrachten wir die Aufstellung Napoleons bei Ablauf des Waffenstillstandes, so gewährt sie — von dem an der Unterelbe befindlichen Korps Davout abgesehen — das Bild eines spitzwinkligen Dreiecks, dessen Basis die Elbstrecke Königstein—Wittenberg bildet und dessen Spitze bei Liegnitz zu suchen ist. Man hat es getadelt, daß der Kaiser überhaupt eine Offensive gegen Berlin einleitete. Marschall Marmont behauptet, die Leidenschaft, das Bestreben, Preußen empfindlich zu strafen, habe ihn dazu verführt. Nun war aber die Wiederbesetzung der preußischen Hauptstadt von nicht zu unterschätzender moralischer Bedeutung, und wenn Napoleon die Widerstandsfähigkeit der preußischen Landwehrtruppen zu gering anschlug, so urteilte er doch richtig, wenn er von dem Führer der verbündeten Nord-Armee große Dinge nicht erwartete. Zwar mußte er sich sagen, daß Oudinot der ihm zufallenden Aufgabe ebenfalls nicht gewachsen war, und rechnete er wohl mit allzu großer Bestimmtheit auf das Gelingen des Zusammenwirkens der drei räumlich getrennten Gruppen Oudinots, Girards und Davouts; allein diese Dinge gehören zu denjenigen, die im Kriege unwägbar sind.

*) Vom Kriege. III. Buch, 15. Kap.
**) Militärische Werke. II 2. Aufsatz vom Jahre 1871 „Über Strategie".
***) Taktische Aufgaben. S. 133.

Auch wenn man von ihnen und dem begreiflichen Wunsche Napoleons, die Besatzungen der Oderplätze und Danzigs zu befreien, gänzlich absieht, ergab sich schon aus der geometrischen Gestalt der französischen Aufstellung die Notwendigkeit einer Erweiterung des Kriegsschauplatzes nach Norden. Nur eine solche sicherte wirksam Flanke und Rücken der in Schlesien und der Lausitz stehenden Hauptkräfte. Insofern zeigt sich hier abermals die Bedeutung des geometrischen Elements im großen.

Das gleiche gilt, wenn man die Lage Napoleons inmitten der ihn im weiten Bogen umspannenden verbündeten Heere ins Auge faßt. Er befand sich ihnen gegenüber auf der „inneren Linie". Auch dieser Begriff ist „ein geometrisches Prinzip, das sich allerdings auf einen guten Grund stützt, auf die Wahrheit, daß das Gefecht das einzige wirksame Mittel im Kriege ist". An sich aber ist es nur „eine neue Einseitigkeit, welche nimmermehr dahin gelangen konnte, das wirkliche Leben zu beherrschen",*) nur wenn der in der Mitte Stehende „entschlossen ist, den Weg großer Waffenentscheidungen zu gehen, hat er eine hohe Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich, sobald er gewiß ist, daß der andere ihn nicht gehen, sondern ein anderes Ziel verfolgen will".**) In diesem Sinne sah Napoleon, so wenig er auch die Verschärfung der Lage verkannte, die durch Österreichs Hinzutritt zu den Verbündeten entstanden war, auf die Macht seines Feldherrntums und sein einheitlich geführtes Heer gegenüber der Vielheit seiner Gegner vertrauend, den kommenden Dingen doch nicht ohne Hoffnung entgegen.

Der Machtzuwachs, den die Verbündeten durch die österreichische Armee erhielten, fiel nach seinem Dafürhalten allein ins Gewicht, die Überflügelung seiner Stellung an der Elbe infolge der geographischen Lage Böhmens flößte ihm keinerlei Beunruhigung ein. Er äußerte: „Ce qui m'importe, c'est qu'on ne nous coupe pas de Dresde et de l'Elbe; peu m'importe qu'on nous coupe de France ...... Ce qui est clair, c'est qu'on ne tourne pas 400 000 hommes qui sont assis sur un système de places fortes, sur une rivière comme l'Elbe, et qui peuvent déboucher indifféremment par Dresde, Torgau, Wittenberg et Magdebourg. Toutes les troupes ennemies qui se livreront à des manoeuvres trop éloignées seront hors du champ de bataille". In diesen Worten spricht sich die Ansicht aus, „daß ein Verteidigungsheer, welches einen bedeutenden Fluß nahe, doch nicht unter einem gewöhnlichen Marsch, hinter sich hat und an diesem Fluß eine hinreichende Menge gesicherter Übergangspunkte besitzt, unstreitig in einer viel stärkeren Lage ist, als es ohne den Fluß sein würde; denn wenn es durch die Rücksicht auf die Übergangspunkte in allen seinen Bewegungen etwas an Freiheit verliert, so gewinnt es viel mehr durch die Sicherheit seines strategischen Rückens, d. h. hauptsächlich seiner Verbindungslinien". Napoleon hat den Fall, der schließlich eintrat,

*) Vom Kriege. II. Buch, 2. Kap.
**) Vom Kriege. I. Buch, 2. Kap.
***) Corresp. XXVI. 20398.

daß die verbündete Hauptarmee auf dem linken Elbufer ausholen und über das Erzgebirge vorgehen würde, für den wenigst wahrscheinlichen gehalten. Er glaubte, seinen Gegnern hinreichend blutige Lehren gegeben zu haben, als daß sie sich zu weit ausgreifenden strategischen Umgehungen entschließen würden, die doch nur durch den Sieg in der Schlacht wahrhaft wirksam werden konnten. Die Ausstattung der Elbplätze mit Lebensmitteln und Munition sollte es möglich machen, vorübergehend ganz auf die Verbindung mit Frankreich zu verzichten. Die Vorräte haben tatsächlich den vom Kaiser geplanten Umfang nicht erreicht, und dadurch hat später die Unterbrechung der Verbindungen durch die verbündeten Parteigänger sehr nachteilig eingewirkt. Zunächst aber genügte die Elbbasis, umsomehr, als der Strom zugleich den Vorteil leichter Überführung der Vorräte von einem Flügel zum anderen gewährte: zu einer Zeit, die noch keine Eisenbahnen kannte, ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

An der Spitze seiner 400 000 Mann war Napoleon berechtigt, sich den Verbündeten auch nach der Kriegserklärung Österreichs gewachsen zu wähnen. Er hatte von jeher ein sehr bestimmtes Gefühl für die Bedeutung des Machtverhältnisses besessen. Auf seine Kriege beziehen sich die Worte: „*Wenn wir die neueste Kriegsgeschichte ohne Vorurteil betrachten, so müssen wir uns gestehen, daß die Überlegenheit in der Zahl mit jedem Tage entscheidender wird; wir müssen also den Grundsatz, möglichst stark im entscheidenden Gefecht zu sein, allerdings jetzt etwas höher stellen, als er vielleicht ehemals gestellt worden ist. Die Heere sind in unseren Tagen einander an Bewaffnung, Ausrüstung und Übung so ähnlich, daß zwischen den besten und schlechtesten kein sehr merklicher Unterschied in diesen Dingen besteht ......, um so entscheidender wird das Machtverhältnis.*“*) Daß in dem Streben nach einem günstigen Machtverhältnis indessen auch zu weit gegangen werden kann, indem unter der Stärke der aufgebrachten Streitkräfte deren Güte leidet, lehrt gerade die napoleonische Rekrutenarmee von 1813 besonders eindringlich. Das Höchste zu vollbringen, war sie nicht imstande, so achtungswert für eine Neuschöpfung auch ihre Leistungen im einzelnen gewesen sind, und so wenig man Napoleon tadeln kann, wenn er seine Armee so stark wie möglich machte; führten doch auch die Gegner zum Teil nur flüchtig geschulte Truppen ins Feld.

Mehr als die anderen Feldzüge Napoleons, in denen häufig die Gegner zu Anfang durch weite Räume voneinander getrennt waren und wo infolgedessen die Entscheidung aus langen Anmärschen heraus allmählich heranreifte, tritt im Herbstfeldzuge 1813 die Ähnlichkeit mit heutigen Aufmarschverhältnissen hervor. Wenige Märsche mußten die beiderseitigen Massen aneinanderbringen, die sich nahe der Demarkationslinien und der böhmischen Grenze gegenüberstanden. Auf beiden Seiten herrschte dessenungeachtet ziemliche Ungewißheit über die Absichten des Gegners, dessen wirkliches Handeln entsprach nicht den gehegten Vermutungen. „Aus dem allgemeinen Streben

*) Vom Kriege. V. Buch, 3. Kap.

nach relativer Überlegenheit ergibt sich ein anderes Streben, welches folglich ebenso allgemein sein muß: es ist die Überraschung des Feindes. Sie liegt mehr oder weniger allen Unternehmungen zugrunde, denn ohne sie ist die Überlegenheit auf dem entscheidenden Punkte eigentlich nicht denkbar. Die Überraschung wird also das Mittel zur Überlegenheit, aber sie ist außerdem auch als ein selbständiges Prinzip anzusehen, nämlich durch ihre geistige Wirkung. Wo sie in hohem Grade gelingt, sind Verwirrung, gebrochener Mut beim Gegner die Folgen, und wie diese den Erfolg vervielfachen, davon gibt es große und kleine Beispiele genug." *)

Damit, daß die Voraussetzungen, die man über den Gegner hegt, trügen, wird auch in Zukunft zu rechnen sein. Zwar wird die Zahl der möglichen Überraschungen, die der Feind uns bereiten kann, heute bis zu einem gewissen Grade durch die Gestaltung seines Eisenbahnnetzes eingeschränkt. Die gleiche Lage wie 1813 vorausgesetzt, würde jetzt ein an der Elbe stehender Verteidiger vom westlichen Böhmen her keinen Anfall zu besorgen haben, wenn das Eisenbahnnetz nicht den Abtransport von 125 000 Mann von Schlesien an die Eger gestattete. Selbst wenn die Möglichkeit derartiger Verschiebungen mit Hilfe der Eisenbahnen bestünde, ließen sie sich schwerlich so lange geheim halten, wie es 1813 der Fall war. Andererseits bedarf der Gegner eines entsprechenden Eisenbahnnetzes, um solchen Möglichkeiten wirksam zu begegnen, denn die Verschiebungen auf feindlicher Seite würden sich mit weit größerer Schnelligkeit vollziehen. In der Tat können ganze Heeresteile, die, ihren Friedensstandorten entsprechend, früher nur für einen Flügel der feindlichen Gesamtfront in Betracht kamen, jetzt auf jedem beliebigen Punkt auftreten. Nur bei ganz einfachen Verhältnissen, wie sie ein besonders weitmaschiges Eisenbahnnetz beim Gegner mit sich bringt, trifft es zu, daß durch die Starrheit, welche die Eisenbahnen im Gegensatz zu den Landstraßen für den Aufmarsch an sich haben, die Berechnung der feindlichen Maßnahmen gegen früher leichter geworden ist. Im allgemeinen hat sich die Zahl der Möglichkeiten seit Einführung der Eisenbahnen eher vermehrt als vermindert. Bei Beurteilung der Ereignisse des russisch-japanischen Krieges darf nicht außeracht gelassen werden, daß die Verhältnisse auf japanischer Seite dadurch besonders leicht zu übersehen waren, daß die russische Armee auf eine einzige eingleisige Bahnlinie für ihren Aufmarsch und ihren gesamten Nachschub angewiesen war. Für die auf russischer Seite anzustellende Berechnung kam ebenfalls nur eine beschränkte Zahl von Richtungen in Betracht, welche die japanischen Seetransporte einschlagen konnten. Die Einfachheit der operativen Verhältnisse, die sich hierdurch auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze ergab, hat, wenn auch im Verein mit anderen Umständen, dazu beigetragen, den Kämpfen jenen zehrenden Charakter des Stellungskrieges zu geben, der nicht ohne weiteres auf europäische Verhältnisse übertragen werden darf. Im Kulturlande werden die Eisenbahnen ein mächtiges Kriegsmittel bilden und, geschickt benutzt, ihr

*) Vom Kriege. III. Buch, 9. Kap.

Teil dazu beitragen, dem Kriege den Charakter als Bewegungskrieg zu wahren. Sie bieten in ganz anderer Weise die Möglichkeit, den Raum zu beherrschen, als ehemals, nur wird man sich nicht dem Glauben hingeben dürfen, daß es ohne weiteres ausführbar ist, den schon im Gange befindlichen Aufmarsch eines Millionenheeres plötzlich in seiner Gesamtheit, entsprechend den vom Feinde eingehenden Nachrichten, abzuändern.

Ist man daher aus äußeren Gründen oder mit Rücksicht auf die inneren Verhältnisse des eigenen Heeres nicht in der Lage, sofort die Initiative an sich zu reißen und dem Gegner das Gesetz zu geben, so kann bei großer Unsicherheit über die feindlichen Absichten ein vorläufiges Abwarten geboten sein. Es wird alsdann nur darauf ankommen, die eigenen Kräfte so aufzustellen, daß sie allen denkbaren Möglichkeiten gewachsen sind. In dieser Hinsicht ist Napoleons Kräftegruppierung bei Ablauf des Waffenstillstandes 1813 vorbildlich. Auf sein Verhalten passen die Worte: „Der Begriff der Verteidigung ist das Abwehren; in diesem Abwehren liegt das Abwarten, und dieses Abwarten ist uns das Hauptmerkmal der Verteidigung und zugleich ihr Hauptvorteil. Da aber die Verteidigung im Kriege kein bloßes Dulden sein kann, so kann auch das Abwarten kein absolutes sein, sondern nur ein relatives. . . . . . Jede positive und folglich mehr oder weniger angriffsartige Tätigkeit, welche sie nach dem Abwarten übt, wird den Begriff der Verteidigung nicht aufheben, denn das Hauptmerkmal derselben und ihr Hauptvorteil hat stattgefunden." *)

Gegen die Pläne des Kaisers, die auf ein Abwarten mit den Hauptkräften behufs späteren Überganges zum Angriff hinausgingen, sind von den Marschällen Gouvion St. Cyr und Marmont Einwendungen gemacht worden. Ersterer will nach seinen Denkwürdigkeiten dem Kaiser am 13. August mündlich vorgestellt haben, daß er die Schwierigkeiten, die der Offensive Oudinots auf Berlin begegnen würden, insonderheit die Zahl und Leistungsfähigkeit der preußischen Landwehr unterschätze und geraten haben, das rechte Elbufer ganz aufzugeben, 150 000 Mann auf dem linken Ufer zwischen Dresden und Magdeburg in einer guten Verteidigungsstellung zu vereinigen und mit 250 000 Mann unter persönlicher Führung des Kaisers einen Einfall nach Böhmen zu unternehmen. Entgegen der Ansicht des Kaisers, daß die Österreicher über Zittau nach der Lausitz einbrechen würden, will St. Cyr geltend gemacht haben, daß sie aus dem westlichen Böhmen nach Sachsen und Bayern vorgehen und jedenfalls ihre Hauptmacht zwischen Elbe und Rhein zur Geltung bringen würden. Napoleon soll über diese Auffassung sehr erstaunt gewesen sein und gemeint haben: „Mir gegenüber werden sie solche Bewegungen nicht wagen, ich habe ihnen so häufig Lehren gegeben. Ich möchte schon, sie operierten in dieser Weise, aber sie werden es nicht wagen."

Marschall Marmont, der gleichfalls vom Kaiser um seine Ansicht befragt wurde,

*) Vom Kriege. VI. Buch, 8. Kap.

äußerte sich schriftlich ebenfalls gegen den Vorstoß auf Berlin. Er befürwortete ein engeres Zusammenziehen der französischen Streitmacht hinter der oberen Spree zu beiden Seiten der Elbe mit Dresden als zentralem Stützpunkt. Dann stünde der Kaiser mit seinen Hauptkräften einen starken Marsch östlich von Dresden bereit, den ersten seiner Gegner, der ihm nahte, mit großer Überlegenheit zu erdrücken. Der Kaiser behalte auf diese Weise die Leitung unmittelbar in seiner Hand, was von unschätzbarem Vorteil sei. Die feindliche Nord-Armee glaubt der Marschall durch Davout, Girard und ein bei Torgau aufzustellendes Korps hinreichend beschäftigt. Für den Fall, daß der Kaiser nicht den Angriff des Feindes abwarten will, hält auch Marmont eine vom Kaiser in Person geleitete Offensive nach Böhmen auf dem linken Elbufer für das aussichtsreichste Unternehmen. Die nach Schlesien vorgeschobenen Truppen können diese Bewegung entweder hinter der Elbe decken oder über Zittau ebenfalls in Böhmen einrücken. Zweifel kommen dem Marschall, ob der Kaiser nicht die Widerstandskraft Dresdens, das sich acht Tage halten soll, überschätze. Vor allem die Dreiteilung der französischen Streitmacht mißfällt Marmont, er will dem Kaiser geschrieben haben: „Ich befürchte, daß an dem Tage, wo Sie glauben werden, einen Sieg erfochten und die Entscheidungsschlacht geschlagen zu haben, Sie erfahren werden, daß Sie zwei Schlachten verloren haben.“

Wenn der Marschall in seinen Denkwürdigkeiten dann hinzufügt: „Ich sollte leider zum Propheten werden,“ so erweckt er allerdings starke Zweifel, ob diese Prophezeiung dem Schreiben an Napoleon nicht erst nachträglich hinzugefügt worden ist, wie denn überhaupt die Eitelkeit sich in Marmonts Denkwürdigkeiten stark hervordrängt. Die Angaben St. Cyrs über sein Gespräch mit Napoleon machen den Eindruck größerer Wahrhaftigkeit. Auch St. Cyr übersieht jedoch, daß der Vorschlag einer Offensive nach Böhmen einem Auswandern aus dem augenblicklichen Kriegsschauplatz gleichkam. Man wandert aber mit 400 000 Mann nebst Magazinen und allen erforderlichen Anstalten ebensowenig aus, „wie man 400 000 Mann umgeht“. Es hieß ferner die tapferen und seitdem erheblich verstärkten Gegner von Gr. Görschen und Bautzen gar sehr mißachten, wenn man sich von ihnen abwandte und sich auf die Österreicher warf. Wer bürgte dafür, daß diese nicht dem Stoße auswichen, und was geschah inzwischen an der Elbe, selbst wenn 150 000 Mann nach St. Cyrs Vorschlag dort zurückblieben? Weder er noch Marmont ziehen genügend die Grenzgebirge in Betracht, die alsdann die in Böhmen befindliche französische Hauptmacht von den französischen Truppen an der Mittelelbe getrennt haben würden und deren Pässe mit Leichtigkeit von den Verbündeten gesperrt werden konnten.

Wenn Marmont vorschlug, der Kaiser solle zunächst mit nahezu 400 000 Mann zwischen Bautzen und Dresden abwarten, so übersieht er, daß eine Defensive, die nicht zu einer völligen Untätigkeit verdammt sein will, nicht minder der Bewegungsfreiheit bedarf wie die Offensive, die ungleich weitere Aufstellung des Kaisers, die bis zum

Bober reichte, aber diese Bewegungsfreiheit durchaus gewährte. In dem Waldgebiet der Dresdener Heide und dem zerrissenen Gelände, das der Abfall des Oberlausitzer Berglandes zur Elbe bildet, war sie dagegen für so starke Kräfte keineswegs vorhanden. Auch bot sich hier kein Raum zur Unterkunft, und die Verpflegung mußte große Schwierigkeiten machen.

Mögen immerhin die Ansichten der beiden Marschälle im einzelnen durch den Gang der späteren Ereignisse gerechtfertigt erscheinen, Napoleon konnte diesen Gang um die Mitte des August nicht voraussehen. Wenn das Generalstabswerk über den Krieg 1870/71, indem es der anfänglich geplanten französischen Offensive nach Süddeutschland gedenkt, schreibt: „Der mächtige Magnet eines Heeres zwischen Koblenz und Mainz zieht die französischen Waffen unwiderstehlich an sich. Nicht die um Metz versammelte Streitmacht marschiert nach dem oberen Rhein, sondern die dort verteilte wird sukzessive nach der Saar herangezogen,*) .... so durfte wohl auch Napoleon annehmen, daß für die Verbündeten seine nahezu 300 000 Mann, die zwischen dem Bober und der Elbe gestaffelt standen, ebenfalls ein „mächtiger Magnet" sein würden. Es erscheint somit begreiflich, daß er darüber die Möglichkeit einer Umfassung seiner Basis vom Erzgebirge her erst als die entferntere betrachtete. Entgegen der an den napoleonischen Entwürfen von seinen Generalen und manchen Kriegshistorikern, die diesen gefolgt sind, geübten Kritik wird man Theodor v. Bernhardi beistimmen müssen, wenn er Napoleons Feldzugsplan als „durchaus seiner würdig"**) bezeichnet.

Beurteilung kriegerischen Handelns im allgemeinen.

„Wenn die Kritik Lob und Tadel über den Handelnden aussprechen will, so muß sie suchen, sich genau auf seinen Standpunkt zu versetzen, d. h. alles zusammenstellen, was er gewußt und was sein Handeln motiviert hat, dagegen von allem absehen, was der Handelnde nicht wissen konnte oder nicht wußte, also vor allen Dingen auch vom Erfolge."***) Die Kritik wird sich immer damit begnügen müssen, dieser Forderung nahezukommen, niemals imstande sein, sie ganz zu erfüllen. Auch dort, wo uns die geschichtlichen Quellen am reichsten fließen, entziehen sich die Vorgänge im Inneren der handelnden Personen doch unserer Kenntnis. Die Erklärung für manches Vorkommnis liegt auf dem Gebiete körperlichen Befindens, augenblicklicher Stimmungen des Führers, sinnlicher Eindrücke, denen er unterworfen war, suggestiver Einwirkungen anderer. Wie ein großer Entschluß im Kriege zustande kam, wer zuerst den zündenden Gedanken geäußert hat, wer bei seiner Verwirklichung entscheidend mitgewirkt hat, entzieht sich fast immer unserer Kenntnis. „Die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen, die eigentliche kritische Forschung, hat oft eine unüberwindliche äußere Schwierigkeit, daß man nämlich die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verhältnisse des Lebens kommt dieses so häufig vor

*) I. S. 38.

**) Leben Tolls III.

***) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

wie im Kriege, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden." Darum bezeichnet es Theodor v. Bernhardi treffend als eine „etwas philisterhafte Redeweise",*) wenn die Kritik darauf ausgeht, bedeutenden Generalen in ihren Handlungen „Fehler" nachzuweisen.

Eine sachgemäße kritische Darstellung „soll alles durch den natürlichen freien Blick des Geistes ausrichten,"**) eine Forderung, die von der Zeitungskritik allerdings nicht beachtet wird. Die Strategen des Redaktionstisches erfreuen sich einer ewigen Jugend, denn sie sind stets „schnell fertig mit dem Wort." Welche unmöglichen Vergleiche mit den Kriegen 1866 und 1870/71 wurden nicht während des russisch-japanischen Krieges gezogen. Es wurde hierbei übersehen, „daß die Wirkungen im Kriege selten aus einer einfachen Ursache hervorgehen, sondern aus mehreren gemeinschaftlichen."**) Es genügt nicht einmal, „mit unbefangenem, redlichem Willen die Reihe der Ereignisse bis zu ihrem Anfange hinaufzusteigen, sondern es kommt darauf an, einer jeden der vorhandenen Ursachen ihren Anteil zuzuweisen."**)

Schon Feldmarschall Diebitsch beklagte gegenüber dem preußischen Bevollmächtigten, Major v. Brandt, während des Feldzuges 1831 in Polen die Art, wie die deutschen Zeitungen seine Operationen kritisierten.***) Erzherzog Albrecht von Österreich schreibt 1869 im Vorgefühl,†) sowohl der wachsenden Bedeutung der Presse als auch der Urteilslosigkeit der öffentlichen Meinung: „Man darf sich keiner Täuschung hingeben, daß die Beurteilung und Verdammung des Feldherrn in der nächsten Zeit eine viel härtere als je zuvor sein wird. Die raschen Kommunikationen, die Flut von meist übertriebenen Nachrichten, welche die Zeitungen täglich in Massen schleudern, vor allem der Telegraph, welcher ein ganzes Reich an den spannendsten Episoden eines Feldzuges, an dessen Schlachten und Gefechten teilnehmen läßt und nicht selten die Verluste übertreibt, erzeugen eine allgemeine Aufregung, welche die Mehrzahl der Bevölkerung zu keiner ruhigen Anschauung, ja kaum zur Besinnung kommen läßt. Wehe dem Heerführer, der eine Entscheidungsschlacht auch ohne sein Verschulden verliert! Die vielleicht nicht ferne Gelegenheit, die Scharte wieder durch einen glänzenden Sieg auszuwetzen, wird ihm nicht mehr gelassen werden ...."

Wir sollen mit Hilfe der Kriegsgeschichte uns ein feines Nachempfinden der Handlungsweise großer Feldherren anerziehen, nicht aber eine Kritik üben, die mehr Verurteilung als Beurteilung ist. Eine solche vermag niemals „die Dinge bis in ihre letzten Elemente, d. h. bis zu unzweifelhaften Wahrheiten, zu verfolgen,"**) nicht unbefangen „die Prüfung der angewandten Mittel"**) vorzunehmen..... „Die kritische Betrachtung ist aber nicht bloß eine Prüfung der wirklich angewendeten Mittel, sondern aller möglichen, die also erst angegeben, d. h. erfunden werden

*) Tolls Denkwürdigkeiten I.
**) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.
***) Aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Brandt. II.
†) Über Verantwortlichkeit im Kriege.

müssen, und man kann ja überhaupt nie ein Mittel tadeln, wenn man nicht ein anderes als das bessere anzugeben weiß..... Muß der Kritik immer vieles abgehen, was dem Handelnden gegenwärtig war, so ist es für sie freilich auf der anderen Seite noch schwerer, daß sie von dem absehe, was sie zu viel weiß..... Sprechen wir zuerst von dem Erfolg. Ist er nicht aus zufälligen Dingen hervorgegangen, so ist es fast unmöglich, daß seine Kenntnis nicht auf die Beurteilung der Dinge Einfluß habe, aus denen er hervorgegangen, denn wir sehen ja diese Dinge in seinem Licht und lernen sie zum Teil erst durch ihn ganz kennen und würdigen..... Wenn also die Kritik über einen einzelnen Akt des Handelns Lob oder Tadel aussprechen will, so wird es ihr immer nur bis auf einen gewissen Punkt gelingen, sich in die Stellung des Handelnden zu versetzen..... Aber es ist weder notwendig noch wünschenswert, daß die Kritik sich ganz mit den Handelnden identifiziere. Im Kriege, wie überhaupt im kunstfertigen Handeln, wird eine ausgebildete natürliche Anlage gefordert, die man Virtuosität nennt. Diese kann groß und klein sein. In dem ersten Falle kann sie leicht die des Kritikers übersteigen, denn welcher Kritiker wollte behaupten, die Virtuosität eines Friedrich oder Bonaparte zu besitzen! Soll also die Kritik sich nicht jedes Ausspruchs über ein großes Talent enthalten, so muß es ihr gestattet sein, von dem Vorteile ihres größeren Horizonts Gebrauch zu machen. Die Kritik kann also einem großen Feldherrn die Lösung seiner Aufgabe nicht mit denselben Daten wie ein Rechenexempel nachrechnen, sondern sie muß, was in der höheren Tätigkeit seines Genies gegründet war, erst durch den Erfolg, durch das sichere Zutreffen der Erscheinungen bewundernd erkennen und den wesentlichen Zusammenhang, den der Blick des Genies ahnte, erst faktisch kennen lernen..... Diese höhere Stellung der Kritik, ihr Lob und Tadel nach völliger Einsicht der Sache hat auch an sich nichts, was unser Gefühl verletzt, sondern bekommt es erst dann, wenn der Kritiker sich persönlich hervordrängt und in einem Ton spricht, als wenn alle die Weisheit, die ihm durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen ist, sein eigentümliches Talent wäre."*)

Auch dem Genie eines Napoleon ist es nicht gelungen, den Dingen 1813 eine glückliche Wendung zu geben, ihm hat Leipzig den Zusammenbruch seiner Weltherrschaft gebracht. Es wird den Ursachen nachzuforschen sein, die solche Wirkungen hervorbrachten, aber im Gegensatz zu jenen Kritikern, die „alle Weisheit, die ihnen durch die vollkommene Einsicht der Begebenheit gekommen ist, als ihr eigentümliches Talent ausgeben", sehen wir in der schließlichen Niederlage des Kaisers nicht falsche Berechnung, sondern im wesentlichen nur eine Verkettung von Ereignissen, mit denen im voraus zu rechnen ihm unmöglich war.

*) Vom Kriege. II. Buch, 5. Kap.

(Fortsetzung folgt.)

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstabe.



Die Gebirgstruppen der österreichisch-ungarischen Armee.

Im August des verflossenen Jahres fanden in Südtirol vor S. M. dem Kaiser Franz Joseph größere Gebirgsübungen des österreichischen XIV. Korps statt, die in mannigfacher Hinsicht Interesse und Beachtung verdienen. Die Überwindung der häufig recht erheblichen Geländeschwierigkeiten stellte der Leistungsfähigkeit der Truppe ein vortreffliches Zeugnis aus und zeigte, daß diese für die in solcher Gegend an sie herantretenden Aufgaben vorbereitet und ihnen gewachsen ist. Es traten bei diesen Übungen ferner die verschiedenen Reibungen zutage, mit denen die Truppenführung im Hochgebirge zu kämpfen hat, und durch welche Operationen in solchem Gelände besonders erschwert werden. Schließlich zeigte sich dabei auch, daß neben einer speziellen Schulung und Gewöhnung der Truppe für Operationen im Hochgebirge auch besondere Organisationen und Formationen notwendig sind.

Die Tiroler Übungen lenken daher die Aufmerksamkeit auf die Heereseinrichtungen, die von Österreich-Ungarn für einen Gebirgskrieg in Aussicht genommen oder bereits im Frieden dort vorhanden sind. Zwar kommt das Hochgebirge als Schauplatz des großen Krieges nur wenig in Betracht, da große Heereskörper dort weder zu bewegen noch auf engem Raume zum entscheidenden Schlage zu vereinigen sind. Auch die Ernährung großer Massen würde dort auf die Dauer undurchführbar werden. Aber wenn auch Gebirgsländer bisher nur als Durchzugsgebiet für Armeen bisweilen eine Rolle gespielt oder der Schauplatz für Unternehmungen geringeren Umfanges gewesen sind, so ist doch die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß sich im Anschluß an Hauptoperationen Kämpfe von weittragender Bedeutung für diese auf gebirgigem Gebiet abspielen können, beispielsweise Umfassungsbewegungen gegen Flanke und Rücken einer in der Ebene operierenden Armee. Deshalb kann ein Staat wie Österreich, dessen Grenzgebiete zum großen Teil Hochgebirgscharakter haben, seine Heereseinrichtungen nicht lediglich für die Verwendung in der Ebene oder einem niederen Bergland ausgestalten. Es muß auch über Truppen verfügen, die für die Besonderheiten des Krieges im Hochgebirge geschult und zweckentsprechend organisiert sind.

Die Besonderheiten des Gebirgskrieges und die im Höhengelände erwachsenden Schwierigkeiten erstrecken sich auf sämtliche Zweige der Kriegführung. In taktischer

Beziehung ist zunächst die Verlangsamung des Marsches zu erwähnen, die sich aus den starken Steigungen, der meist schlechten Beschaffenheit der Wege, soweit sie nicht Kunststraßen sind, oft auch aus dem Mangel an Kommunikationen überhaupt ergibt. Die Aufklärung kann bei der geringen Übersicht und der Leichtigkeit des Aufhaltens der meist nur auf die Wege angewiesenen Patrouillen in der Regel nur unvollkommene Ergebnisse bringen. Der Aufmarsch der Truppen zum Gefecht wird erschwert und verzögert, die Entwicklungsräume sind meist beschränkt. Die Verbindung getrennt marschierender Kolonnen untereinander wird nicht immer möglich, richtiges Zusammenwirken derselben daher häufig in Frage gestellt sein. Die Beurteilung des Geländes nach der Karte ist derart schwierig, daß keineswegs immer mit Sicherheit auf die Ausführbarkeit eines nach der Karte gegebenen Befehls gerechnet werden kann. Ebenso haben die Unterbringung, die Verpflegung (Versorgung mit Wasser und Brennmaterial), überhaupt alle zur Erhaltung der Gefechtsfähigkeit der Truppe dienenden Einrichtungen im Gebirge mit erhöhten Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß auch alle diese Dienstzweige den besonderen Verhältnissen angepaßt und dafür zweckentsprechend organisiert werden müssen.

Diese Modifikationen, die ein Operieren im Gebirge in taktischer und organisatorischer Beziehung verlangt, sind nun keineswegs für alle Fälle die gleichen. Sie richten sich vielmehr nach dem Charakter des betreffenden Gebirgslandes. In Österreich unterscheidet man in dieser Beziehung zwei Zonen. Die niedere, welche sich im allgemeinen auf die Täler mit ihren Hängen und den anschließenden Höhen erstreckt; das Gelände zeigt hier starke Böschungen und steilere Formen, tief und steil eingeschnittene Schluchten, aber es besitzt doch auch zahlreiche fahrbare Kommunikationen, Kunststraßen, Verbindungs- und Feldwege. Diese Wege, namentlich die nicht befestigten, zeigen allerdings bedeutende Steigungen, starke Krümmungen und geringere Breite und werden namentlich bei Tauwetter und starkem Regen tief ausgewaschen und oft unpassierbar. In dieser Zone ist das Land noch vielfach angebaut, auch finden sich zahlreiche Ortschaften und Gehöfte. Die zweite, höhere Zone ist die Alpenregion, in der sich keine Dörfer, sondern nur einzelne Gehöfte und Alpenhütten befinden. An Wegeverbindungen sind nur Fuß- oder Saumpfade vorhanden, höchstens noch sogenannte Karrenwege, welche aber die Benutzung von gewöhnlichem Fuhrwerk ausschließen. Das Gelände zeigt schroffste Gestaltung, Felsformationen, Abstürze, und ist von steilen und tiefen Rissen und Schluchten durchzogen. Bebauung fehlt gänzlich, nur Wiesen und Hutungen finden sich.

Diesen beiden Zonen entsprechend hat man in Österreich-Ungarn zwei verschiedene Ausrüstungsarten für die zu Operationen im Gebirgslande bestimmten Heeresteile vorgesehen; und zwar erhalten Truppen, die nur oder vorwiegend in der ersteren, niederen Zone verwendet werden sollen, die „gemischte Gebirgsausrüstung“, bei ausschließlicher Verwendung in der höheren Zone aber die „normale Gebirgs-

ausrüstung". Bei der gemischten Ausrüstung wird zur Fortschaffung der Armeebedürfnisse außer den etatmäßig zuständigen Trainfahrzeugen, die nötigenfalls durch leichtere, landesübliche Fuhrwerke ersetzt werden, den Truppen und Anstalten eine gewisse Anzahl von Tragetieren (etwa der fünfte Teil der bei der normalen Ausrüstung zugeteilten) beigegeben. Bei der geringen Leistungsfähigkeit der Tragetiere (Belastung etwa 100 kg ohne Sattel) wird deren Verwendung auf die Fälle unbedingter Notwendigkeit beschränkt, d. h. es werden nur den auf Saumpfaden marschierenden Kolonnen Tragetiere zugewiesen.

Bei der normalen Gebirgsausrüstung erfolgt der Transport lediglich auf Tragetieren. Mit Ausnahme der Gebirgsbatterien, welche ihren Bedarf an Tragetieren selbst stellen, werden für alle Truppen und Anstalten die zur Fortschaffung der Bagage, Munition, Verpflegung usw. erforderlichen Tragetiere von der Traintruppe geliefert.

Bevor im einzelnen auf die in Österreich-Ungarn für den Gebirgskrieg vorhandenen oder vorbereiteten Organisationen eingegangen wird, sind zunächst die durch die Besonderheiten der Gebirgsländer bedingten und aus der Erfahrung hergeleiteten Grundsätze zu erläutern, auf denen jene Organisationen beruhen.

Die geringe Wegsamkeit und Gangbarkeit des Gebirgslandes, die beschränkten Entwicklungsräume, die spärlichen Hilfsmittel für Verpflegung und Unterkunft schließen die Bewegung so großer Armeekörper, wie wir sie im Flachlandkriege verwenden, aus. Ein auf einer Gebirgsstraße marschierendes Armeekorps wäre mit dem größten Teil seiner Gefechtskraft lahmgelegt wegen der Unmöglichkeit, sie zur Entwicklung zu bringen. Während ein Armeekorps im Flachlande noch an einem Tage mit allen Teilen ins Gefecht gebracht werden kann, wird nach diesem Gesichtspunkt im Gebirge die Division als größte, noch auf einer Straße zu verwendende Einheit anzusehen sein.

Die Bewegung dieser strategischen Einheit des Gebirgskrieges darf keineswegs nur auf die gebahnten Straßen beschränkt bleiben, sie wird vielmehr häufig auch auf schmale Gebirgswege, ja selbst Saumpfade angewiesen sein. Auf diesen müssen Fußtruppen in Reihen oder in der Kolonne zu Einem, Tragetiere einzeln hintereinander marschieren, so daß die Marschlänge einer Gebirgs-Division wenigstens 16 bis 20 km betragen dürfte.

Diese Marschlänge entspricht also noch etwa der Forderung, daß die ganze Kolonne unter allen Umständen noch an demselben Tage zur Entwicklung gebracht werden kann, wenn der Anfang ins Gefecht tritt. Da aber für den Aufmarsch einer solchen Gebirgsdivision je nach dem Gelände wenigstens zehn Stunden zu rechnen sind, so ergibt sich daraus, daß die Division als größter Körper in Frage kommt und also, dem Armeekorps im Flachlandkriege entsprechend, als operativ selbständige Einheit mit allen erforderlichen Kolonnen und Trains auszustatten ist. Für diese

operative Einheit des Gebirgskrieges ist es in besonderem Grade erwünscht, daß sie in mehrere leicht bewegliche und in sich möglichst selbständige Teile zerlegbar ist. Die sonst übliche Zweiteilung der Division würde dem nicht entsprechen, es ist vielmehr eine Teilung in drei bis vier Gebirgsbrigaden geboten, die ihrerseits wiederum, der beschränkten Raumverhältnisse halber, nur drei bis fünf Bataillone stark zu machen sind. Um sie jedoch zur selbständigen Führung eines Kampfes zu befähigen, ist die Zuteilung der übrigen Waffen notwendig.

An Kavallerie, deren Wirksamkeit im Gebirge eine sehr beschränkte ist, wird die Beigabe kleinerer Abteilungen — ein bis zwei Züge — genügen. Wenn auch ganz besonders im Gebirgskriege die Infanterie als Hauptwaffe anzusehen ist, so erfährt sie doch eine wesentliche Verstärkung ihrer Gefechtskraft durch Zuteilung von Artillerie, die naturgemäß den Geländeverhältnissen entsprechend organisiert sein muß. Die meist nur schmalen Entwicklungsräume bieten in der Regel wenige, oft voneinander getrennte Artilleriestellungen und bedingen daher geringe Geschützzahl der Batterien. Da die Geschütze häufig auf Saumpfade angewiesen sind, so müssen sie auf Tragetieren fortgeschafft werden. Bei der beschränkten Tragefähigkeit dieser Tiere*) ist auch das Gewicht des Rohres und damit das Kaliber begrenzt. Da sich geeignete Artilleriestellungen von größerer Ausdehnung im allgemeinen nicht finden, so genügt die Zuteilung von ein bis zwei Batterien an eine Gebirgsbrigade. Um jedoch dem Divisionskommandeur die Möglichkeit zu geben, bei einem Vormarsch in mehreren Kolonnen da, wo es notwendig und ausführbar erscheint, eine artilleristische Verstärkung eintreten zu lassen, befindet sich auch bei den Divisionstruppen in der Regel noch Artillerie.

Vorteilhaft dürfte auch die Beigabe von Maschinengewehren sein, da deren besondere Eigenschaft, Entfaltung großer Feuerkraft auf engem Raum, im Gebirge hervorragend zur Geltung gelangt. In der österreichisch-ungarischen Armee sind Versuche mit Maschinengewehren für den Gebirgskrieg im Gange; auch in den Tiroler Manövern war jeder Partei eine Maschinengewehr-Abteilung beigeben. Jedoch scheint zur Zeit ein abschließendes Urteil noch nicht gewonnen zu sein. In anderen Staaten, vornehmlich in der Schweiz, hat man dagegen schon seit geraumer Zeit Maschinengewehre für den Gebirgskrieg (von Mannschaften getragen) eingeführt, die sich vorzüglich bewähren und in jedem Gelände verwendbar sind. Es ist wohl anzunehmen, daß Österreich-Ungarn sich zur Annahme dieser Waffe entschließen wird, wenn erst ein allen Anforderungen genügend entsprechendes System gefunden ist.

Von großer Bedeutung bei Operationen im Gebirge sind technische Truppen, die namentlich zur Herstellung, Verbesserung oder Zerstörung von Wegeverbindungen, ferner auch zur Anlage flüchtiger Befestigungen sowie beim Kampf gegen solche Ver-

*) Seite 264.

wendung finden. Dementsprechend muß ihre Ausrüstung im wesentlichen in Sprengmunition sowie Werkzeug zur Herstellung von Wegen (Maurer-, Steinbrechwerkzeug) bestehen, dagegen ist die Mitführung von Wasserfahrzeugen entbehrlich.

Sehr wichtig ist die Sorge für die Nachführung von Munition und Verpflegung, letztere besonders, weil es trotz der geringen Truppenmengen fast immer unmöglich sein wird, aus dem Lande zu leben. Hier stehen sich aber die Forderung einer möglichst reichen Ausstattung mit Reservevorräten und diejenige der möglichsten Verkürzung der Marschlängen gegenüber. Dazu kommt, daß bei dem häufigen Fehlen von Querverbindungen zwischen den einzelnen Marschkolonnen, diese sämtlich mit allen erforderlichen Vorräten (Munition, Verpflegung, Sanitätseinrichtungen), auszustatten sind. Daher müssen die zur Verwendung im Gebirge bestimmten Trains eine Zerlegung in mehrere selbständige, alles Erforderliche enthaltende Teile gestatten. Für die nachzuführenden Verpflegungsmaterialien sind leichtes Gewicht und Dauerhaftigkeit von großer Bedeutung. Dauervorräte werden daher einen großen Raum einnehmen; unter Umständen wird auch die Mitführung von Wasser und Brennmaterial geboten sein.

Nach vorstehendem setzt sich eine „Truppen-Division für den Gebirgskrieg" etwa folgendermaßen zusammen:

3 bis 4 Gebirgs-Brigaden, denen Kavallerie, Artillerie, technische Truppen und Trains nach Bedarf vom Divisionskommandeur zugewiesen werden,

ferner als Divisionstruppen:

1 bis 2 Eskadrons,
1 bis 3 Batterien,
1 Pionier-Kompagnie (event. auf die Brigaden zu verteilen),
1 Gebirgstelegraphen-Abteilung.
4 bis 5 Gebirgstrain-Eskadrons,*) (bei normaler Gebirgsausrüstung je 1 für das Divisions-Stabsquartier und für jede Gebirgs-Brigade).
1 Gebirgsdivisions-Munitionspark (teilbar),
1 Infanterie-Divisions-Sanitätsanstalt mit Gebirgsausrüstung (teilbar in vier Sektionen),
1 Gebirgs-Verpflegungskolonne (teilbar nach der Zahl der Brigaden),
Feldbäckereien mit Gebirgsausrüstung,
1 Gebirgsdivisions-Trainpark.**)

*) 1 Gebirgstrain-Eskadron besteht aus 2 Zügen, jeder zu 2 Halbzügen mit je 4 Reitpferden, 50 Transport- und 8 sonstigen Tragetieren.

**) Gebirgsdivisions-Trainpark: etwa 10 Reitpferde, 20 Zugpferde, 70 Tragetiere, 5 vierspännige Wagen.

Eine Gebirgsbrigade besteht aus:

3 bis 5 Bataillonen,
1/4 bis 1 Eskadron,
1 Gebirgs-Batterie,
1/4 Pionier-Kompagnie,
1 Infanterie-Telegraphenpatrouille mit Gebirgsausrüstung,
1 Gebirgstrain-Eskadron
und den zugewiesenen Teilen des Munitionsparks, der Sanitätsanstalt, der Verpflegungskolonne.

Der Bedarf an Tragetieren ist bei der normalen Gebirgsausrüstung ungefähr folgender:

Truppendivisionsstab	37
Brigadestab	6
selbständige Kompagnie	12
Infanterie-Bataillon	50*)
Infanterie-Regiment zu drei Bataillonen	150
Eskadron	25
Gebirgsbatterie, einschl. Geschütz- und Munitionstragetiere	69
Pionier-Kompagnie	50
Gebirgstelegraphen-Abteilung	44
Gebirgsdivisions-Sanitätsanstalt	100
Munitionspark	70
dazu noch fünf vierspännige Wagen.	

Der Gesamtbedarf für eine Division beläuft sich auf ungefähr 2000 Tragetiere.

Unstreitig fällt von allen Waffen der Infanterie im Gebirgskriege die Hauptaufgabe zu. Sie ist am meisten zur Überwindung der Geländeschwierigkeiten befähigt, nicht an wegsame Pfade gebunden und vermag die durch das Gelände gebotenen Vorteile am besten auszunutzen. Wie sehr gerade das Vorwärtskommen auch in den schwierigsten und am wenigsten gangbaren Gegenden von Bedeutung ist, das lehrt die einfache Erwägung, daß im Gebirge Frontalangriffe noch weniger als anderwärts Aussicht auf Erfolg haben und somit der Wert von Umfassungsbewegungen wächst. Bei der sich dem Verteidiger meist bietenden Gelegenheit, das gangbare Gelände unter Anlehnung eines oder beider Flügel zu sperren, werden die Umgehungskolonnen häufig nur auf den schwierigsten Pfaden vorgehen können. Die Tiroler Manöver haben in

*) Davon 14 für Munition, 1 für Sanitätsmaterial, 11 für Bagage, 24 zum Transport der eintägigen Verpflegung.

dieser Hinsicht sehr lehrreiche Beispiele erbracht, aber auch gezeigt, daß im Gebirge die Verteidigung keineswegs die stärkere Kampfform ist, eben wegen der fast immer sich bietenden Möglichkeit der Umgehung oder Umfassung. Der Verteidiger wird durch den Frontalangriff, der natürlich, wie überall auch hier mit Energie geführt werden muß, festgehalten, die Entscheidung aber durch Flanken- und Rückenunternehmungen herbeigeführt.

Für diese Unternehmungen sind naturgemäß nur Truppen zu verwenden, die allen Geländehindernissen gewachsen sind, also in erster Linie eine mit den Schwierigkeiten des Hochgebirges durchaus vertraute Infanterie. Und über eine solche verfügt die österreichisch-ungarische Armee in hervorragendstem Maße. Ohne auf die vielen, aus früheren Jahren zu verzeichnenden alpinen Glanzleistungen einzugehen, sei nur ein während der vorjährigen Tiroler Übungen von vier Bataillonen*) und einer Gebirgsbatterie ausgeführter Übergang über den 2300 m hohen Gagliarda-Paß (in der Brentagruppe) hervorgehoben, welcher mit Überwindung eines Höhenunterschiedes von über 2000 m unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen (Gewitter und Schneesturm) ausgeführt wurde. Um von den Schwierigkeiten eines solchen Marsches einen Begriff zu geben, sei noch erwähnt, daß eine ganze Anzahl von Tragetieren abstürzte, andere ihre Ladung abwarfen und durchgingen, und daß namentlich die Batterie nur unter Aufbietung aller Energie an ihr Marschziel gebracht werden konnte. — Wenn also damit der Beweis erbracht ist, daß Österreich-Ungarn über eine für den Gebirgskrieg hervorragend geeignete Fußtruppe verfügt, so gibt es doch eine eigentliche „Gebirgs-Infanterie“, wie sie Italien und Frankreich haben, dort nicht.

Diese beiden Staaten haben in den „Alpini“ und den Alpenjägern eine besondere Truppe geschaffen, welche ausdrücklich für das Alpengebiet bestimmt, mit ihrer besonderen Alpentaktik und Ausrüstung sich wesentlich von allen übrigen Formationen unterscheidet und in erster Linie zur Verteidigung des Alpenwalles, namentlich zum Schutze der Mobilmachung, dienen soll. Dementsprechend ergänzen diese Truppenteile sich ausschließlich aus dem Alpengebiet und rücken in der wärmeren Jahreszeit aus ihren am Fuße des Gebirges gelegenen Winterquartieren zu Übungen in das eigentliche Hochgebirge ab. Anders in Österreich-Ungarn. Ein Teil der in Tirol, in dem Okkupationsgebiet und Dalmatien stehenden Infanterietruppenteile erhält allerdings ausschließlich aus den Alpengebieten, den hochgelegenen Karpathendistrikten, aus Bosnien und Dalmatien einen Ersatz, der von Jugend auf mit den Schwierigkeiten des Geländes vertraut ist und daher eine für den Gebirgskrieg besonders veranlagte Truppe liefert. So namentlich die vier Tiroler Kaiserjäger- und die beiden Landesschützen-Regimenter, aber auch noch einige andere im Bereich des III. (Kärnten),

*) K. u. K. Infanterie-Regiment Nr. 14 und Feldjäger-Bataillon Nr. 12, ersteres mit oberösterreichischem, letzteres mit böhmischem Ersatz.

XIV. (Tirol) und XV. (Okkupationsgebiet) Korps stehende Regimenter und Bataillone. Jedoch sind diese aus den Alpen und sonstigen Hochländern rekrutierten Truppen eigentlich nur ihrer Herkunft und Dislokation wegen als „Gebirgstruppen" zu bezeichnen, sonst aber den übrigen Infanterieformationen völlig gleich organisiert. Anderseits werden auch aus dem Flachlande sich ergänzende Truppen in Gebirgsgegenden verlegt, — so z. B. aus dem Marchfelde, der oberungarischen Tiefebene usw. in die Karstgegenden des Okkupationsgebiets, — um sie dort mit den Besonderheiten des Gebirgskrieges vertraut zu machen. Wenn auch für die Verlegung dieser Truppen in das Okkupationsgebiet wohl noch andere Gründe maßgebend sein mögen, so läßt sich doch erkennen, daß man durch teilweise Dislozierung gerade aus der Ebene stammender Bataillone nach dem Karst auch Flachlandtruppen für Gebirgsunternehmungen verwendbar machen will. Diese im Okkupationsgebiet stationierten Truppen werden ausdrücklich als „Gebirgsbrigaden" formiert, trotz ihres zum großen Teil nicht aus Gebirgsländern kommenden Ersatzes. In dieser Maßnahme liegt ein wesentlicher Unterschied gegen die Organisationen in Italien und Frankreich, wo in den Alpini und Alpenjägern eine auf das Alpengebiet berechnete Spezialität von beschränktem Umfange (22 Alpini-,*) 12 Alpenjäger-Bataillone**)) geschaffen ist. Österreich ist bei seinem zahlreichen Gebirgsersatz imstande, im Bedarfsfalle mehrere Gebirgsdivisionen aufzustellen. Bei dem verschiedenartigen Charakter der als mögliche Kriegsschauplätze in Betracht kommenden Gebiete ist es jedoch als durchaus zweckmäßig zu bezeichnen, daß auch die schon im Frieden als Gebirgsbrigaden formierten Fußtruppen nicht als eine besondere Spezialität im Heere betrachtet, sondern so ausgebildet werden, daß sie in allen vorhandenen Grenzgebieten verwendbar sind.

Die im Gebirge nur in geringem Umfange verwendbare Kavallerie muß qualitativ den besonderen Anforderungen des Geländes entsprechen, da ihre Tätigkeit, besonders im Aufklärungs- und Sicherungsdienst, oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Als erstes Erfordernis hierfür ist ein geeignetes Pferdematerial zu betrachten. Nur ein im Gebirgslande selbst gezogenes Pferd wird diesen Schwierigkeiten auf die Dauer gewachsen sein. Ein in dieser Beziehung hervorragend geeignetes Material findet sich in den kleinen bosnischen Gebirgspferden. Diese überaus leistungsfähigen, ausdauernden und dabei, was von besonderer Wichtigkeit, sehr genügsamen Tiere besitzen eine hervorragende Gewandtheit und Sicherheit auf ungebahnten Wegen und vermögen mit Leichtigkeit steile Hänge zu erklettern.

Österreich-Ungarn verfügt in den auf eingeborenen Pferden berittenen Tiroler und Dalmatiner Landesschützen über eine zwar an Zahl geringe, an Leistungsfähigkeit und Eignung für den speziellen Zweck aber hervorragende Gebirgskavallerie. Es

*) 75 Kompagnien.

**) Zu sechs Kompagnien; außerdem noch ein wie die Alpenjäger ausgebildetes Infanterie-Bataillon sowie drei Infanterie-Regimenter, die ebenfalls zur Verwendung im Alpengebiet vorbereitet sind.

würde sich vielleicht empfehlen, diese nicht nach den für die übrige Kavallerie des Heeres und der Landwehr geltenden Grundsätzen auszubilden, sondern, ihrer Eigenart entsprechend, ihr mehr den Charakter einer berittenen Infanterie zu geben, welcher sie nach ihrer Verwendung eigentlich mehr entsprechen würde. Ein sehr sachgemäßer Vorschlag in dieser Richtung wurde im vorigen Jahr in der militärischen Presse*) gemacht. Für den vorerwähnten Zweck wäre vor allem der Hauptwert auf gute Schießausbildung zu legen, ferner wäre große Selbständigkeit und Gewandtheit im Patrouillen- und Ordonnanzdienst sowie in allen Unternehmungen des Kleinkrieges anzustreben. Auf die Entwicklung der Marschfähigkeit müßte besonders hingewirkt werden, da im Gebirge oft auf weite Strecken ein Führen des Pferdes — was bergab grundsätzlich zu geschehen hat —, nötig ist. Natürlich wäre dann auch eine entsprechende Vermehrung dieser Truppe wünschenswert.

Für die Artillerie verlangt naturgemäß der Gebirgskrieg sowohl ein besonders konstruiertes Material als auch eine von der normalen abweichende Organisation. Bezüglich des zur Verwendung gelangenden Materials tritt der bei der Zoneneinteilung aufgestellte Unterschied hervor, ob es sich nämlich um Unternehmungen handelt, die ganz oder zum Teil in der höheren Zone ausgeführt werden müssen, oder ob auch die niedrigere Zone bzw. die Benutzung fahrbarer Kommunikationen in Betracht kommt. In dem ersteren Falle, der also die Fortbewegung auf Saumpfaden erforderlich macht, ist nur ein auf Tragtieren zu verpackendes Gebirgsgeschütz verwendbar, welches denn auch bei den für den Gebirgskrieg zunächst in Frage kommenden Truppen eingeführt ist. Das österreichische Gebirgsgeschütz M. 99 hat ein Kaliber von 7,25 cm; das Rohr wiegt mit Verschluß 114 kg, die mit Federsporn versehene Laffete 202 kg. Zum Transport sind erforderlich: 1 Rohr-, 1 Laffeten-, 1 Rädertragetier und 2 Munitionstragtiere (à 16 Schuß). Das Auf- und Abpacken erfordert etwa 45 Sekunden. Verfeuert werden Granaten (Az. bis 4800 m, Bz. bis 4000 m) und Schrapnells (Az. bis 4700 m, Bz. bis 4000 m). Die Batterie hat vier Geschütze, außer den bei jedem Geschütz befindlichen zwei noch 20 Munitionstragetiere, ferner eine Anzahl Reserve-, Proviant- usw. Tragetiere (im ganzen 69). Das Geschütz, obwohl hinsichtlich der Transportfähigkeit außerordentlich geeignet, entspricht doch noch nicht allen zu stellenden Anforderungen, vor allem weil es kein Schnellfeuergeschütz ist, was im Hinblick auf Ausnutzung oft nur kurzer Gefechtsmomente wünschenswert wäre. Auch wäre eine Steigerung der ballistischen Leistungsfähigkeit vorteilhaft. Da hier jedoch die mit Rücksicht auf das Gewicht gebotene Kaliberverkleinerung für ein auf Tragetieren fortzubringendes Geschütz eine enge Grenze zieht, so hat man noch eine zweite Geschützart eingeführt, welche zwar in der höheren Alpenzone, d. h. auf Saumpfaden, nicht mehr verwendbar ist, wohl aber für die niedere Zone, soweit fahrbare Kommuni-

*) Vedette 669.

kationen vorhanden sind, eine nicht unerhebliche Verstärkung der artilleristischen Gefechtskraft ergibt. Es sind dies die sog. „schmalspurigen Geschütze". Als solche werden gewöhnliche Feldgeschütze verwandt (Kaliber bei dem zur Zeit noch eingeführten 8,7 cm) mit einer verschmälerten Lafette (Gleisbreite 113 cm, gegen 153 der normalspurigen Geschütze) ohne Achssitze und einer ebenfalls schmalspurigen, niedrigen Protze, mit vier Pferden schweren Schlages bespannt (mit nur 12 Schuß, gegen 34 Schuß in der Feldprotze). Auch die zu einer Batterie von vier Geschützen gehörigen acht Munitionswagen sind schmalspurig.

Da im Gebirge infolge des steilen Abfalles der Höhen sich häufig große Teile des Geländes im toten Winkel befinden und also von Flachbahngeschützen nicht bestrichen werden können, hat sich auch das Bedürfnis nach einem Geschütz mit biegsamerer Flugbahn fühlbar gemacht. Aus diesem Grunde wurde im Sommer und Herbst 1905 bei einigen Batterien die neueingeführte 10,4 cm Feldhaubitze ebenfalls auf schmalspuriger Lafette erprobt, und ein kombiniertes schmalspuriges Haubitz-Regiment zu vier Batterien fand — neben einem ebenso formierten schmalspurigen Kanonen-Regiment — in den Tiroler Gebirgsmanövern Verwendung. Natürlich war auch für die schmalspurige Haubitze eine wesentliche Gewichtsverminderung erforderlich, da erfahrungsmäßig ein in der niederen Gebirgszone zu verwendendes Geschütz höchstens 1200 kg wiegen darf; das Gewicht der ausgerüsteten und gepackten Haubitze, mit Protze, aber ohne Bedienung, beträgt jedoch etwa 1860 kg, wovon etwa 860 kg auf die Protze entfallen. Die letztere wurde daher durch eine bedeutend leichtere, nur als Fahrgestell dienende Protze von nur etwa 100 kg Gewicht ersetzt.

Wieweit die schmalspurigen Geschütze hinsichtlich der Fahrbarkeit den an sie zu stellenden außerordentlich hohen Anforderungen entsprochen haben, läßt sich nicht beurteilen. In den Zeitungen wurde von einem Absturz einiger Haubitzen berichtet. Die Ursache dieses Unfalls lag indes nicht in der Konstruktion des Geschützes, sondern in dem Abbrechen eines Stückes des an einem Absturz entlang führenden Weges. Wichtiger scheint die Frage, ob die zu vier bespannten Geschütze imstande sind, die scharfen Biegungen schmaler Gebirgswege zu nehmen. Ein anderer Übelstand liegt darin, daß sie sich wegen des Fehlens der Achssitze nur im Schritt bewegen können. Es wird daher auch in der Fachpresse darauf hingewiesen, daß die normalspurigen Feldgeschütze meist dieselben Leistungen zu erreichen imstande wären wie die schmalspurigen, dagegen aber unter günstigen Verhältnissen den Vorteil schnellerer Bewegung bieten würden. Bei Verwendung normalspuriger Geschütze müßte unter Umständen, wo die Pferde versagten, der Transport der zerlegten Geschütze nötigenfalls durch Mannschaften bewirkt werden. Tatsächlich finden schon seit mehreren Jahren in den verschiedensten Gebirgsgegenden auf schmalen und steilen Pfaden Versuche im Geschütztransport statt, die mit außerordentlicher Energie und Geschicklichkeit durchgeführt werden und im allgemeinen befriedigende Ergebnisse haben. Es liegt daher wohl die

Vermutung nahe, daß die Frage der schmalspurigen Geschütze noch nicht endgültig abgeschlossen ist. Nach der bisherigen Organisation ist, soweit bekannt, im Bedarfsfalle die von dem Ersatzdepot der Tiroler Gebirgsbatterie-Division zu bewirkende Aufstellung von vier schmalspurigen Kanonenbatterien zu je vier Geschützen vorgesehen.

An technischen Truppen wird einer Gebirgsdivision in der Regel eine Pionier-Kompagnie zugewiesen, deren Gerätausrüstung je nach der Zone, in der sie ganz oder mit Teilen verwandt werden soll, ganz oder teilweise auf Tragetieren fortgeschafft wird. Die Zusammensetzung dieser Ausrüstung ist dem besonderen Zweck entsprechend geändert. Eine wesentliche Unterstützung für technische Arbeiten bilden die Truppenpioniere (pro Regiment 1 Offizier, pro Bataillon 2 Unteroffiziere, pro Kompagnie 4 Mann, bei einem Regiment zu drei Bataillonen also 1 Offizier, 6 Unteroffiziere, 48 Mann.)

Von großer Bedeutung sind Einrichtungen für den optischen und telegraphischen Verkehr. Namentlich der optische Signaldienst ist im Hochgebirge nicht zu entbehren, da er oft als einziges Verständigungsmittel zwischen den durch ungangbares Gelände getrennten Stellen übrig bleibt oder wenigstens zeitraubende Umwege erspart. Demgemäß ist hierfür bei den für den Gebirgskrieg in Frage kommenden Heeresteilen — wie übrigens auch für die ganze Armee — in hervorragender Weise vorgesorgt. Jeder Truppendivision ist eine Infanterie-Telegraphenpatrouille, jeder Gebirgsbrigade eine solche Patrouille mit Gebirgsausrüstung zugeteilt. Bei der letzteren ist die Patrouille in eine optische und drei telephonische Gruppen geteilt. Die optische Gruppe hat fünf Signalstationen für Sonnen- und Azetylenlicht, die telephonische je zwei Telegraphenstationen und 24 km Leitungsmaterial. Bei jeder Station ist ein Tragetier für die Stationsausrüstung erforderlich.

Bei den Tiroler Manövern haben sich die zum ersten Male zur Verwendung gelangenden Gebirgs-Telegraphenpatrouillen, namentlich auch die optischen Signalstationen, sehr gut bewährt. Hierbei fanden auch Versuche mit drahtloser Telegraphie statt, die recht günstig ausgefallen sein sollen. Als besondere Neuheit kamen zusammenschiebbare Masten aus Bambus zur Verwendung, welche zur Anbringung der Drähte dienten und infolge der sehr bedeutenden Verkürzung (von 26 m Länge auf etwa 4 m zusammenzuschieben) leicht auf den landesüblichen Fahrzeugen fortgeschafft werden konnten.

Die für eine Verwendung im Gebirgskriege zunächst in Frage kommenden Teile der österreichisch-ungarischen Armee, welche demgemäß zum Teil oder ganz mit Gebirgsformationen ausgestattet sind, sind das XIV. Korps in Tirol, das XV. im Okkupationsgebiet und das etwa einer schwachen Division entsprechende Militärkommando Zara. Die Organisation dieser Truppenkörper ist indes keineswegs die gleiche. Das XIV. Korps, dessen Territorialbereich Tirol, Oberösterreich und Salzburg umfaßt, weist nicht die oben skizzierte Gliederung für den Gebirgskrieg auf

besitzt nur bei der Artillerie und dem Train besondere Gebirgsorganisationen und hat im übrigen die gewöhnliche Gliederung der Feldarmee. Seine Zusammensetzung im Frieden ist folgende:

Zusammensetzung des XIV. Korps im Frieden.

XIV — 42 — 14 — 11

44. Landw. Inf. Truppen-Div.		8. Inf. Truppen-Div.		3. Inf. Truppen-Div.	
88. Landw. Inf. Brig.	87. Landw. Inf. Brig.	16. Inf. Brig.	15. Inf. Brig.	6. Inf. Brig.	5. Inf. Brig.
■■■ ■■■	■■■ ■■■	■■■■ ■■■ ■■■■	■■■■ ■■■ ■ ■	■ ■■■■	■■■■ ■
Landw. Ul. Regt. 6; ber. Tiroler Landesschützen					■ Pion. Bat.

Drag. Regt. 6

Gebirgs-Battr. Div.	Div. Art. Regt. 41	Div. Art. Regt. 40	Korpsart. Regt. 14

Festungsart. Bat. 1

Train-Div. 14

(Train-Eskadrons).

Der Gegensatz zu der eigentlichen Gebirgsorganisation, wie sie sich beim XV. Korps findet, zeigt sich namentlich in den starken Infanterie-Brigaden (bis elf Bataillone), bei denen sich jedoch die vier Tiroler Kaiserjäger- und die beiden Landesschützen-Regimenter mit ihrem Gebirgsersatz befinden. An eigentlichen Gebirgstruppen sind nur die beiden Eskadrons berittener Landesschützen, die im Herbst dieses Jahres um eine dritte vermehrt werden sollen, und die Gebirgsbatterie-Division vorhanden.

Letztere besteht im Frieden aus drei Batterien (zu vier Gebirgsgeschützen), kann aber im Bedarfsfalle deren sechs formieren; ihr Ersatz-Depotkadre stellt ein schmalspuriges Kanonen-Regiment zu vier Batterien (zu vier Geschützen) auf. Bei der Train-Division befinden sich die Kadres für vier Gebirgstrain-Eskadrons. Ist somit das XIV. Korps zur Verwendung im Hochgebirge genügend ausgerüstet und hierzu auch hervorragend befähigt — was es in den Übungen des verflossenen Herbstes bewiesen hat —, so bedarf es doch auch nur einer geringen Vermehrung seiner Feldartillerie, um den übrigen Korps vollkommen gleichartig auch auf einem im Flachlande gelegenen Kriegsschauplatz verwendet werden zu können. Es ist daher mit Train-

formationen sowohl für die gewöhnliche Feldausrüstung als auch für die gemischte bzw. die normale Gebirgsausrüstung versehen.

Als Gebirgstruppen von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Landesverteidigung muß auch der Tiroler und Vorarlberger Landsturm erwähnt werden, der bekanntlich schon mehrfach Proben seiner Brauchbarkeit abgelegt hat. Die hervorragende körperliche Eignung der Landeseingeborenen, ihre durch stete Übung (Schützenvereine) geförderte Gewandtheit im Gebrauch der Schußwaffe und nicht zuletzt die tief in ihnen wurzelnde Anhänglichkeit an den heimischen Boden machen im Verein mit einer wohl vorbereiteten Organisation den Tiroler Landsturm zu einer wertvollen Verstärkung des Heeres, allerdings mit der Einschränkung, daß er grundsätzlich zur Verteidigung des eigenen Landes bestimmt ist und nur ausnahmsweise außerhalb desselben verwendet werden darf. Ein großer Teil der Landsturmpflichtigen*) ist militärisch ausgebildet. Zur Ausübung der Kontrolle und zur Erleichterung des Aufgebots ist das Land in Landsturmbezirke, diese wiederum in mehrere Landsturm-Territorial-Bataillonsbezirke eingeteilt; aus jedem der letzteren wird 1 Bataillon zu 3 bis 6 Feldkompagnien formiert. Falls nicht das „Massenaufgebot" erfolgt, stellt jedes Landsturm-Territorial-Bataillon 1 Auszugskompagnie (nur militärisch ausgebildete Leute); 3 bis 6 solcher Kompagnien werden zu einem Auszugsbataillon vereinigt. Die Aufstellung der Bataillone wird durch vorherige Bildung von Kadres, die schon im Frieden bestimmt sind, erleichtert.

Wesentlich von der Zusammensetzung des XIV. Korps verschieden ist diejenige des XV. Korps und des Militärkommandos Zara, welche beide schon im Frieden eine durchgehende, wirkliche Gebirgsorganisation aufweisen. Die Friedensgliederung dieser beiden Truppenkörper ist folgende:

XV. Korps.

18. Inf. Truppen-Div.				1. Inf. Truppen-Div.					
6. Gebirgs-Brigade	3. Gebirgs-Brigade	2. Gebirgs-Brigade	1. Gebirgs-Brigade	12. Gebirgs-Brigade	11. Gebirgs-Brigade	10. Gebirgs-Brigade	9. Gebirgs-Brigade	8. Gebirgs-Brigade	7. Gebirgs-Brigade
■■■	■■■	■■■	■■■ ■■	■■■	■■■	■■■	■■ ■■■	■■■	■■■
		Pi. Kp.			1 Esk. Dr.	1 Esk. Ul.			

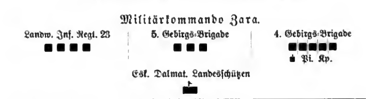
Gebirgsbatterien (11)

Festungsartillerie (4 Kompagnien)

15. Train-Division (3 Eskadrons).

(10 Gebirgstrain-Eskadrons)

*) Die Landsturmpflicht dauert in Österreich-Ungarn vom 19. bis zum vollendeten 42. (Offiziere und Beamte 60.) Lebensjahr; bis zum vollendeten 37. im I., danach im II. Aufgebot.



Im Gegensatz zum XIV. Korps bestehen hier die schwachen Gebirgsbrigaden, deren Bataillone meist verschiedenen Regimentern angehören. Kavallerie ist nur ganz schwach zugeteilt, an Stelle der Feldartillerie ausschließlich Gebirgsartillerie getreten. Die 11 Gebirgsbatterien des XV. Korps sind von je einem Korpsartillerie-Regiment*) aufgestellt, bilden, als abkommandiert, administrativ selbständige Einheiten und unterstehen zu drei oder vier den drei Artillerie-Inspizierungskommanden (zwei in Sarajewo, eine in Mostar). Dem 4. Artillerie-Inspizierungskommando sind die vier Festungsartillerie-Kompagnien unterstellt.

Im vorstehenden sind die schon im Frieden vorhandenen Gebirgstruppen sowie die zur eventuellen Verwendung im Gebirge in Aussicht genommenen und dementsprechend ausgerüsteten Truppenkörper aufgeführt. Daß im Bedarfsfalle noch weitere Kräfte hierfür aufgestellt oder verwendbar gemacht werden können, ist wohl anzunehmen. So scheint die Aufstellung von Gebirgsformationen auch beim XII. Korps (Siebenbürgen) vorgesehen. Dieses hat zwar die in der Feldarmee normale Gliederung, jedoch befinden sich bei der ihm zugeteilten Train-Division die Kadres für vier Gebirgstrain-Eskadrons. Die Aufstellung von weiteren 12 Gebirgsbatterien ist vorgesehen, da die Korpsartillerie-Regimenter 1 bis 3, 6 bis 14 im Bedarfsfalle noch je eine Gebirgsbatterie formieren können.

*) Und zwar von den Regimentern 1, 2, 6 bis 14.

Hecker,
Hauptmann im Großen Generalstabe.



Die Pioniere auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

Am 2. Juli 1866 befand sich die Oesterreichische Nordarmee in der aus Skizze 5 ersichtlichen Aufstellung zwischen Bistritz, Trotina und Elbe.

Der Rückmarsch von der Hochfläche von Dubenetz war nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen. Zudem hatten von den Korps der Armee sechs schon gefochten und davon vier erhebliche Verluste erlitten. Feldzeugmeister Benedek, der am 3. Juli bei Pardubitz über die Elbe zurückgehen wollte, ließ deshalb die sehr erschöpften Truppen am 2. Juli in ihren Stellungen ruhen.

Da am Vormittage des 2. keine beunruhigenden Nachrichten vom Feinde eingegangen waren, und die Erholung den Truppen wohlgetan hatte, beschloß er, diesen auch noch am folgenden Tage Ruhe zu gewähren.

Schon am Nachmittage aber zeigte das Heranfühlen der Preußen gegen die Bistritz, daß mit einem Angriff des Gegners am 3. gerechnet werden mußte. Benedek erließ daraufhin abends 11^{00} einen „Schlachtbefehl“, der zunächst die Möglichkeit eines Angriffs gegen seinen linken Flügel ins Auge faßte.*) Das sächsische Korps wurde angewiesen, sich in diesem Falle auf den Höhen von Tresowitz und Popowitz zu verteidigen, in der linken Flanke durch die eigene Kavallerie gedeckt. Links von dieser bei Probluz und Prim sollte sich die 1. leichte Kavallerie-Division aufstellen.

Das 10. Korps sollte rechts vom sächsischen in Stellung gehen, das 3. im Anschluß daran die Höhen von Lipa und Chlum besetzen, das 8. als Reserve hinter den Sachsen Aufstellung nehmen. Die übrigen Truppen wurden angewiesen, sich in Bereitschaft zu halten.

Für den Fall eines auch aus nordöstlicher Richtung erfolgenden Angriffs wurde dem 4. Korps befohlen, im Anschluß an das 3. die Höhen zwischen Chlum und Nedelischt zu besetzen. Rechts vom 4. hatte das 2. Korps aufzumarschieren.

Als Armeereserve zur Verfügung Benedeks sollten Aufstellung nehmen:

das 1. Korps bei Rosnitz, das 6. Korps bei Wschestar, beide in enger Versammlung; dahinter die Armee-Geschützreserve; ferner die 2. leichte Kavallerie-

*) Skizze 6.

Division bei Nedelischt, die 1. und 3. Reserve-Kavallerie-Division bei Swety, die 2. bei Briza. Auch über die 1. leichte Kavallerie-Division (auf dem äußersten linken Flügel) behielt sich Benedek die Verfügung vor.

Ein etwaiger Rückzug der Armee hatte nach dem Schlachtbefehl „auf der Straße über Holitz gegen Hohenmauth" zu erfolgen, „ohne die Festung zu berühren".

Die Elbe sollte vom 2. Korps zwischen Lochenitz und Predmeritz, vom 4. Korps bei Placka an je zwei Stellen überbrückt werden. Die Brückenequipagen des Pionier-Bataillons Nr. 6 hatten dabei nach Bedarf mit Material auszuhelfen. Dem 1. Korps wurde der Bau einer Brücke über die Adler bei Swinarek aufgetragen. Die Ausführung dieser Anordnungen waren dem Armee-Oberkommando unter Angabe der gewählten Brückenstellen zu melden.

Am Schluß des Befehls hieß es: „Die Disposition für einen eventuellen Rückzug wird morgen nachfolgen."

Die preußischen Armeen*) standen am 2. Juli mit ihren Teten in der Linie Lhota—Smidar (Elb-Armee) —Milowitz—Gr. Jeritz (Erste Armee) —Aulejow—Daubrawitz—Kukus (Zweite Armee). Man vermutete zunächst, daß die Österreicher hinter der Elbe, mit den Flügeln an Königgrätz und Josefstadt angelehnt, Aufstellung genommen hätten. Durch Erkundungen vor der Front der Ersten Armee wurde jedoch festgestellt, daß sich noch starke Kräfte des Feindes zwischen Elbe und Bistritz befanden. Prinz Friedrich Carl entschloß sich daraufhin, in Übereinstimmung mit den von Moltke gegebenen Direktiven, jene Kräfte anzugreifen und befahl für den 3. Juli vormittags zunächst die Versammlung seiner Armee nach vorwärts. Der Kronprinz von Preußen erhielt vom Großen Hauptquartier den Befehl, sich gegen die rechte Flanke des Feindes zu wenden.

Am 3. früh ging die Elb-Armee auf Nechanic, die Erste aus der Linie Pschanek—Milowitz—Cerekwitz auf Mokrovous—Unter-Dohalitz—Sadowa—Benatek zum Angriff vor. Die Zweite Armee marschierte mit dem rechten Flügel (Gardekorps) auf Zizelowes, mit dem linken (12. Infanterie-Division) über Kukus auf Habrina vor. Im Verlaufe des heftigen Kampfes, in den zunächst die Erste Armee verwickelt wurde, zeigte es sich bald, daß man auf die ganze österreichische Armee gestoßen war. Während diese von der Ersten Armee in der Front festgehalten wurde und die Zweite Armee gegen ihre rechte Flanke vorging, erhielt die Elb-Armee den Befehl, den Feind auch im Süden zu überflügeln. Dies gelang jedoch nicht in der beabsichtigten Weise, da sich die Entwicklung dieser Armee über das Defilee von Nechanic sehr verzögerte. Immerhin wurden das sächsische und das österreichische 8. Korps auf die Truppen der inzwischen zum Rückzug gezwungenen Mitte der Armee geworfen, so daß beim Feinde große Verwirrung entstand.

*) Elb-Armee (General Herwarth v. Bittenfeld), Erste Armee (Prinz Friedrich Carl), Zweite Armee (Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen).



Die eigentliche Entscheidung fiel im Norden. Dort war auf dem linken Flügel der Ersten Armee die 7. Infanterie-Division in einen heftigen Kampf um den Swiepwald verwickelt worden. Gegen sie wandten sich das österreichische 4. und 2. Korps, welche nach Benedeks Schlachtbefehl die Linie Lochenitz—Nedelischt—Chlum hatten verteidigen sollen. Der Angriff des rechten Flügels der preußischen Zweiten Armee auf die Höhen von Horenowes traf diese Korps in der rechten Flanke und im Rücken, so daß sie gezwungen wurden, den Swiepwald zu räumen und auf die ihnen ursprünglich bezeichneten Stellungen zurückzugehen. Die Fortsetzung des Angriffs der Zweiten Armee gegen die Linie Chlum—Nedelischt—Trotina führte 3⁰⁰ nachmittags zur Besitznahme von Chlum durch die 1. Garde-Division, während das österreichische 2. Korps von dem über Sendrazitz und Trotina vorgehenden preußischen VI. Armeekorps zum Rückzug über die Elbe gezwungen wurde. Benedek sah ein, daß ein von ihm geplanter Offensivstoß gegen die Erste Armee unter diesen Umständen unausführbar war. Er verwandte nunmehr das 6. und 1. Korps dazu, den Rückzug seiner Mitte zu decken und wußte durch das Feuer einer gewaltigen Artilleriemasse, die von Ribsko über Stezer bis jenseits der Königgrätzer Straße Aufstellung nahm, die preußische Verfolgung zu hemmen. Seine Armee entkam mit einem Verlust von 44 000 Mann über die Elbe.

Die österreichisch-sächsischen Pioniere.

Bevor auf die Tätigkeit der österreichisch-sächsischen Pioniere näher eingegangen werden kann, ist eine kurze Betrachtung ihrer Organisation erforderlich.

Die Kaiserliche Nord-Armee war nur spärlich mit Pionieren ausgestattet, auch waren diese nicht zweckmäßig verteilt.*) Die Armeekorps verfügten nur über je eine Pionier-Kompagnie, dagegen war die Armeereserve an Pionieren mit 12½ Kompagnien zu stark bemessen. Der größte Teil von ihr wäre besser den Korps zugewiesen worden.

Das Brückenmaterial der Armee genügte zur Herstellung von insgesamt 1200 m Brückenbahn, war also völlig ausreichend. An Schanzzeug war gleichfalls kein Mangel. Die Mitführung von zwei Schanz- und Werkzeugwagen bei jeder Pionier-Kompagnie erleichterte deren Verwendung auf getrennten Arbeitsplätzen. Der große Schanzzeugvorrat in den „Zeugsreserven“, — die übrigens, gleich den Brückenequipagen, oft fehlerhaft in die Marschkolonnen eingefügt worden zu sein scheinen — war so reichlich bemessen, daß er nach dem Urteil eines österreichischen Fachmannes den Bedarf der Armee überstieg.**)

Eine etwas unglückliche Rolle spielte der Pionierstabsoffizier im Armee-Hauptquartier, dem seine Stellung zwischen dem Oberkommando und der Pioniertruppe angewiesen war. Er hatte weder nach oben noch nach unten genügenden Einfluß und scheint allmählich ganz ausgeschaltet worden zu sein. Dies war um so

*) Anlage 1, I., Seite 306.
**) Streffleur, 1868, I. Bd., S. 25.

nachteiliger, als weder beim Armee-Oberkommando noch bei den Korpskommandos hinreichendes Verständnis für die Bedeutung und Verwendung der Pioniere vorhanden war. Die an sich tüchtige Truppe hat daher im Feldzuge weniger geleistet, als möglich gewesen wäre.

Der Zuteilung eines Pionierdetachements zur Avantgarde des sächsischen Armeekorps*) lag an sich ein gesunder Gedanke zugrunde, aber dieser war doch nur mangelhaft in die Wirklichkeit übertragen. Das Detachement war zu schwach und besaß kein Brückenmaterial. Unzweckmäßig war auch die Unterstellung der übrigen Pioniere unter das Hauptquartier. Es wäre besser gewesen, wenn man das Pionierdetachement (auf Wagen) der Reiter-Division angegliedert und einer der Infanterie-Divisionen die Pionier-Kompagnie und den leichten Feldbrückentrain, der anderen die Pontonier-Kompagnie und den Pontonpark unterstellt hätte. Bei der einheitlichen Ausbildung der Pioniere und Pontoniere hätte dies keine Bedenken gehabt. Besonders würde sich die Maßregel bei einem Marsch des Korps auf zwei Straßen bewährt haben.

Die Besetzung der österreichischen Stellung am 3. Juli.

Als am 3. Juli morgens die preußische Erste Armee zum Angriff vorging, hatten die Österreicher kaum mit dem Einrücken in ihre Stellung begonnen. Dieses gestaltete sich in mancher Hinsicht anders, als es im Schlachtbefehl vorgeschrieben worden war.

Das sächsische Korps entwickelte sich nicht unmittelbar an der Bistritz, sondern weiter rückwärts bei Probluz und Nieder-Prim. An der Bistritz blieben in der Linie Tresowitz—Nechanic nur Vortruppen stehen. Die Reiter-Division nahm Aufstellung östlich Nechanic. Der größte Teil des 8. Korps stellte sich bei Probluz und Stezirek bereit, die 1. leichte Kavallerie-Division östlich Nieder-Prim.

Nördlich von den Sachsen besetzte das 10. Korps die Linie Langenhof—Strezetitz. Zwei Brigaden wurden an die Bistritz von Unter-Dohalitz bis Mokrovous vorgeschoben.

Das 3. Korps ließ je eine Brigade bei Sadowa und nördlich Cischtowes stehen und besetzte die Höhen von Chlum und Lipa.

Auf dem rechten Flügel führte der Angriff der preußischen 7. Infanterie-Division gegen den Swiepwald zu der bereits erwähnten Linksschwenkung des 4. Korps. Das 2. Korps machte diese Schwenkung mit und gelangte so auf die beherrschend gelegenen Höhen zwischen Horenowes und Masloweb. Zum Schutz der rechten Flanke wurde bei Sendrazitz eine Infanterie-Brigade,**) bei Trotina die Korpskavallerie zurückgelassen.

Beide Korps des rechten Flügels hatten also die Front gegen die preußische Erste

*) Anlage 1, II., Seite 306.

**) Brigade Henriquez.

Armee genommen, statt gegen die Zweite. Das Oberkommando wurde von diesen selbständigen Maßnahmen der Korpsführer nicht benachrichtigt.

Die 2. leichte Kavallerie-Division nahm ihrem Befehl gemäß Aufstellung bei Nedelischt.

Als Armeereserve wurden bereitgestellt: 6. und 1. Korps südöstlich Langenhof, die drei Reserve-Kavallerie-Divisionen bei Chlum, Swety und Briza, die Armee-Geschützreserve bei Rozberitz und Rosnitz.

Benedek begab sich auf die Höhe bei Lipa.

Beurteilung der österreichischen Stellung.

Die österreichische Stellung war in der Front durchweg recht stark. Die das Vorgelände überhöhenden Erhebungen auf dem östlichen Bistritzufer begünstigten die Wirkung der Artillerie, die durch ihre bessere Bewaffnung ohnehin schon gegenüber der preußischen im Vorteil war. Die Sumpfniederung der angeschwollenen Bistritz bildete für den Angreifer ein ernstes Hindernis. Um so ungünstiger aber lagen für den Verteidiger die Verhältnisse in den Flanken, die nach der Linksschwenkung des 2. und 4 Korps beide ohne Anlehnung waren und einen umfassenden Angriff geradezu herausforderten.*) Bedenklich war endlich die Nähe der Elbe im Rücken der Armee, zumal die Lage der über den Fluß führenden Brücken den Korps nicht bekannt gemacht wurde.

Verstärkungsarbeiten.

In dem Schlachtbefehl vom 2. Juli war von einer Verstärkung der den Korps zugewiesenen Stellungen nicht die Rede. Gleichwohl war wenigstens auf den beiden Flügeln der Armee in dieser Hinsicht bis zum Beginn der Schlacht manches geschehen. Der Feldzeugmeister hatte schon am 1. Juli abends den Pionierstabsoffizier im Armee-Hauptquartier mit der Anlage „einiger Befestigungen“ in der Linie Nedelischt—Lipa beauftragt. Es wurden demzufolge zwei Batterien und zwei Schützengräben auf der Höhe zwischen Sendrazitz und Nedelischt, fünf Batterien und vier Schützengräben auf den Höhen im Nordosten, Norden und Westen von Chlum angelegt. Ferner wurde an dem Walde zwischen Chlum und Lipa ein Verhau hergestellt und der West- und Nordrand von Lipa und Chlum zur Verteidigung eingerichtet. An der Ausführung dieser Anlagen hatten zunächst nur die 4½ Genie-Kompagnien der Armeereserve gearbeitet; vom 2. Juli nachmittags ab wurden auch noch die Pioniere des 3. Korps und einige vom 6. sowie das Pionier-Bataillon 6**) herangezogen. Von den Vorposten des 3. Korps waren bei Sadowa auf beiden Bistritzufern Verschanzungen angelegt worden, die aber nur kurze Zeit behauptet wurden.

*) Übrigens wären auch die im Schlachtbefehl dem 2. und 4. Korps zugewiesenen Stellungen dem nachhaltigen Schutz der rechten Armeeflanke keineswegs günstig gewesen. Das Schußfeld wurde dort durch die Höhe von Masloweb und das Dorf Sendrazitz beschränkt. Außerdem verwehrte die Höhe von Horenowes den Ausblick nach den Straßen, auf denen der Anmarsch der preußischen Zweiten Armee zu erwarten war.

**) Dieses Bataillon wurde am 3. Juli morgens den Sachsen zur Verfügung gestellt. (Vgl. S. 281.)

Auf dem **linken Flügel der Armee** hatte der Kronprinz von Sachsen am 2. Juli nach gründlicher Erkundung des Geländes sowie des Aumarsches der preußischen Ersten und Elb-Armee die Anlage von Geschützeinschnitten auf der Höhe zwischen Lubno und Hradek durch Mannschaften der Artillerie ins Werk gesetzt. Ferner hatte er die Bistritzbrücke in Nechanic durch Infanterie zur Zerstörung vorbereiten lassen. Auf dem Schloßturm von Hradek wurde eine Beobachtungswarte errichtet.

Der kurz vor Mitternacht eintreffende Schlachtbefehl, der das Korps anwies, die von Süden her leicht zu flankierende, mithin ungünstige Stellung zwischen Tresowitz und Popowitz zu besetzen, machte fast alle diese Maßnahmen hinfällig. Aber der Kronprinz wußte sich schnell mit der veränderten Lage abzufinden. Er wählte als Gefechtsstellung den günstiger gelegenen Höhenzug zwischen Problus und Nieder-Prim*) und befahl am 3. Juli 8⁰⁰ vormittags der 1. Division, Lubno, Nechanic und Kuncic nur schwach besetzt zu halten und die Brücken bei den zwei letztgenannten Orten nach Rückkehr der aufklärenden Kavallerie zu zerstören. Diese Anordnungen sowie die zu ihrer Ergänzung vom Divisionskommandeur befohlenen Brückenzerstörungen bei Tresowitz, Popowitz und Lubno wurden von Infanterie ausgeführt. Es gelang dadurch, dem mit Überlegenheit angreifenden Feind an der Bistritz etwa eine Stunde Aufenthalt zu bereiten.

Die um 9⁰⁰ vormittags vom Kronprinzen befohlene Verstärkung von Problus und Nieder-Prim wurde von den Besatzungen dieser Orte im Verein mit dem Pionierdetachement der Avantgarde und den Pionieren des österreichischen 8. Korps in Angriff genommen. Um 10³⁰ vormittags trafen zwei Kompagnien des Pionier-Bataillons 6 zur Hilfeleistung ein. Die beiden anderen Kompagnien dieses Bataillons legten für den Fall eines Rückzuges am Westrande des Brizer Waldes, wo eine Aufnahmestellung genommen werden sollte, Verhaue und Schützengräben an. Im Inneren des Waldes nahmen sie Wegebesserungen vor.

Beurteilung der getroffenen Maßnahmen.

Der Feldzeugmeister hatte sich, als er den Befehl zur Befestigung der Linie Nedelischt—Lipa gab, noch mit der Absicht getragen, die Armee am 3. 7. bei Pardubitz über die Elbe zurückzuführen. Es war ihm also zunächst wohl nur darauf angekommen, seinen Arrieregarden während des weiteren Rückzuges einen längeren Widerstand in der genannten Linie zu ermöglichen. Der Grundgedanke der Anordnung war unter dieser Voraussetzung richtig, zumal man in den bereits gelieferten Gefechten die mörderische Wirkung des preußischen Zündnadelgewehrs zur Genüge kennen gelernt hatte. Die Ausführung des gegebenen Befehls war jedoch nicht in jeder Hinsicht glücklich.

Die taktischen Nachteile der gewählten Stellung sind bereits erwähnt.**) Sie

*) Das Armee-Oberkommando erteilte zur Besetzung dieser Stellung nachträglich die erbetene Genehmigung.

**) S. 280 Anm. 1.



wurden durch die Herstellung der Befestigungen nicht in dem Umfange ausgeglichen, wie dies möglich gewesen wäre. Die Anlagen erhielten einen viel zu hohen Aufzug, weil man die Feuerstellung für Schützen und Geschütze auf den gewachsenen Boden verlegte. Die Erdscharten der Batterien erhöhten deren Erkennbarkeit. Auch wurden beim Bau die vorhandenen Arbeitskräfte unzweckmäßig verwendet. Es war ein Fehler, daß man fast ausschließlich Pioniere und nicht, wie bei den Sachsen, vorzugsweise die fechtenden Truppen zur Arbeit heranzog. Diese selbst wurde unnötig vermehrt, indem man für die im Gelände leicht zu verbergenden Munitionswagen und Protzen tiefe Gräben ausheben ließ und sämtlichen Deckungsprofilen eine Stärke gab, die weit über das der damaligen Waffenwirkung entsprechende Maß hinausging.

Die Befestigungen auf dem rechten Armeeflügel sind in der Schlacht nur zum Teil benutzt worden, da das 2. und 4. Korps die schon erwähnte Linksschwenkung vornahmen.

Welche Schanzarbeiten hätten ausgeführt werden können?

Es ist von Interesse, zu untersuchen, was diese beiden Korps in der von ihnen geschaffenen neuen Lage mit dem Spaten hätten ausrichten können.

Zum Schutze der österreichischen rechten Flanke gegen die preußische Zweite Armee war, abgesehen von der Korpskavallerie, nur eine Infanterie-Brigade des 2. Korps bei Sendrazitz zurückgelassen worden. Es lag für diese Brigade auf der Hand, durch Verschanzung der Höhen nördlich Sendrazitz ihre Widerstandskraft zu erhöhen. Schanzzeug konnte in Lochenitz und Sendrazitz beigetrieben werden. Wäre die gebotene Geländeverstärkung vorgenommen worden, so hätte die Brigade das Eindrücken des rechten Armeeflügels durch das preußische VI. Armeekorps längere Zeit hinausschieben können. In Wirklichkeit hat sie bei der Annäherung jenes Korps den Rückzug über die Brücke bei Lochenitz angetreten und dadurch auch das Zurückgehen der übrigen Teile des 2. Korps veranlaßt. Diese waren gegen 9⁰⁰ vormittags zwischen Horenowes und Masloweb aufmarschiert und bald darauf in den Kampf des 4. Korps um den Swiepwald verwickelt worden. Es hätte sich empfohlen, während dieses Kampfes die Linie Horenowes—Fasanerie (südlich des Ortes, s. Skizze 7) als Aufnahmestellung herzurichten und, spätestens auf die Meldung vom Anrücken der Zweiten Armee hin, die Höhen von Horenowes und den Nordrand dieses Dorfes flüchtig zu befestigen. Dies wäre auch ohne die mit dem Brückenschlag bei Lochenitz und Predmeritz beschäftigten Korpspioniere möglich gewesen, besonders wenn man rechtzeitig die Pioniere des 6. Korps angefordert hätte, die am Tage der Schlacht gar nicht verwendet worden sind.

Auch beim 4. Korps, das nur Cistowes wiederzugewinnen vermochte, während sein Versuch, die siegreiche preußische 7. Infanterie-Division aus dem Swiepwalde zu vertreiben, scheiterte, hätte man rechtzeitig an die Einrichtung einer Aufnahmestellung denken müssen. Es konnte hierzu der Nord- und Westrand von Masloweb verschanzt und südwestlich davon in der Richtung auf Lipa eine Befestigungsgruppe angelegt

werden. Alles dies hätte, da die Pioniere mit dem Brückenschlage bei Placka beschäftigt waren, durch Infanterie hergestellt werden müssen, was auch sehr wohl möglich war, da das Korps über eine Zeugsreserve verfügte.

Das 3. Korps, das die Linie Chlum—Lipa verteidigen sollte, erhielt den Befehl hierzu erst 6^{00} vormittags. Bereits um 9^{30} vormittags begann die Entwicklung großer Artilleriemassen in der dem Korps zugewiesenen Stellung, wo, wie wir gesehen haben, schon mehrere Verschanzungen fertiggestellt oder der Vollendung nahe waren.*)

Für die Ausführung weiterer Geländeverstärkungen wäre also bis zum Auffahren der Artillerie nur wenig Zeit verfügbar gewesen. Diese hätte aber immerhin genügt, um durch Infanterie auf der wichtigen Kuppe westlich Lipa eine Befestigungsgruppe für ein Bataillon herstellen zu lassen. Schanzzeug konnte von dem nahen I. Genie-Bataillon angefordert oder in Lipa beigetrieben werden.

Erheblich günstiger lagen die Umstände für die Befestigung des dem 10. Korps**) zugewiesenen Verteidigungsabschnitts zwischen Langenhof und Strezetitz. Hier hätten ohne jede Schwierigkeit zwei Bataillonsgruppen auf dem vorderen Abhang des Höhenrückens westlich Langenhof hergestellt werden können. Die Pionier-Kompagnie des Korps vermochte der Infanterie Hilfskräfte und Schanzzeug zu stellen. Solches war außerdem beim I. Genie-Bataillon sowie in Lipa und Langenhof zu haben. Tatsächlich sind aber die Pioniere des 10. Korps erst 8^{00} abends beim Bau einer Brücke in der Nähe von Königgrätz zur Verwendung gelangt.

Die bei dem sächsischen Korps für die Verstärkung der Verteidigungsstellung getroffenen Maßnahmen sind bereits erwähnt. Durch die Erkundungsergebnisse auf den drohenden Angriff vorbereitet, hatte der Kronprinz sofort erkannt, daß die Verteidigung der Hradecker Höhen im Verein mit der Zerstörung der benachbarten Bistritzbrücken von wesentlicher Bedeutung war, gleichviel ob die Armee eine Schlacht annahm oder über Pardubitz zurückging. Die daraufhin getroffenen Anordnungen waren in jeder Hinsicht zweckmäßig. Dasselbe gilt von den nach dem Eingang des Schlachtbefehls getroffenen Maßnahmen, die überdies von einer hohen Entschlossenheit und Selbsttätigkeit des Führers zeugen. Zweckmäßig war vor allem die Art des Zusammenwirkens der Infanterie mit den Pionieren, die merkwürdigerweise größtenteils österreichischen Truppenverbänden angehörten. Die beiden sächsischen Pionier-Kompagnien waren am Morgen des 3. Juli mit den Brückentrains nach Pardubitz in Marsch gesetzt worden und fanden am Tage der Schlacht keine Verwendung.

Von den Pionier-Kompagnien der zur Armeereserve bestimmten Korps

*) S. 280. Die Pioniere des 3. Korps wirkten bei Ausführung dieser Anlagen bis 10^{00} vormittags mit.

**) Nur noch 3 Brigaden.

(1. und 6.) schlug die des 1.*), gemäß der Weisung des Armee-Oberkommandos, bei Swinarek eine Brücke über die Adler. Die Pionier-Kompagnie des 6. Korps wurde dagegen in Untätigkeit gelassen. Es ist schon erwähnt, daß sie am besten auf dem besonders gefährdeten rechten Flügel der Armee Verwendung gefunden hätte.

Technische Anordnungen für den Rückzug.

Schon während des Vormarsches der Nord-Armee nach Böhmen hatten an der Elbe zwischen Josefstadt und Pardubitz Brücken- und Wegeerkundungen stattgefunden. Sie wurden beim Beginn der Rückzugsbewegungen wieder aufgenommen. Ihrem Ergebnis zufolge bildeten Elbe und Adler in Verbindung mit den Anstauungen im Bereich der Festung Königgrätz**) und oberhalb dieser beträchtliche Hindernisse. Die Brücken und Wege waren durchweg in gutem Zustande. Zwischen der Trotinamündung und Pardubitz waren außerhalb Königgrätz sechs feste Elbbrücken vorhanden.***) Von diesen kamen aber nur drei (bei Predmeritz, Placka und Nemcitz) für den Rückzug in Betracht, da dieser auf der Straße über Holitz gegen Hohenmauth erfolgen sollte, ohne die Festung zu berühren. Günstige Verhältnisse für Brückenschläge wurden an 7 Punkten†) festgestellt.

Von den vorhandenen Adlerbrücken konnte bei einem Rückzuge auf Holitz nur eine benutzt werden. Sie lag südöstlich Königgrätz im Zuge der Straße nach Bejscht. Für die Herstellung von weiteren Übergängen wurden bei Nepasitz, wo auch eine Furt war, Bleschno, Swinarek und Malschowitz geeignete Stellen erkundet.

Vom Pionier-Bataillon 1 der Armeereserve wurden am 1. und 2. Juli zwei Pontonbrücken über die Elbe geschlagen: eine bei Wysoka und eine bei Bukowina. Alle vier Kompagnien des Bataillons wurden dazu herangezogen, aber nur zwei fanden bei der Arbeit Verwendung.

Am 3. Juli schlugen, den Anordnungen im Schlachtbefehl entsprechend, die Pioniere des 2. Korps bei Lochenitz und Predmeritz je eine Brücke. Der bei letzterem Ort schon vorhandene Übergang wurde verstärkt. Die Pioniere des 4. Korps stellten bei Placka zwei Kriegsbrücken her. Bei diesen Arbeiten fand der größte Teil des vom Pionier-Bataillon 6 mitgeführten Brückenmaterials in der vom Armee-Oberkommando vorgesehenen Weise Verwendung. Die Pioniere des 1. Korps überbrückten, wie befohlen, die Adler bei Swinarek.

Der Armee standen mithin, einschließlich der vor der Schlacht schon vorhandenen Übergänge, für einen im Sinne des Schlachtbefehls auszuführenden Rückzug

*) Die Zeugsreserve des 1. Korps blieb unbenutzt bei Kuklena stehen.

**) Der Kommandant von Königgrätz hatte das Vorgelände der Festung im Norden, Westen und Süden durch Anstauung weithin überfluten und aufsumpfen lassen. Auf sein dringendes Ansuchen wurde später, am 2. Juli, allen Truppen der Durchmarsch durch die Festung verboten.

***) Je 1 bei Predmeritz, Placka, Königgrätz, Nemcitz, 2 bei Pardubitz, wo auch eine Furt war. (Skizze 7).

†) Bei Lochenitz, Predmeritz, ober- und unterhalb Placka, bei Wysoka, Bukowina und Kunetitz.

neun Elbbrücken und zwei Brücken über die Adler zur Verfügung.*) Erst als der Rückzug schon im vollen Gange war, wurde von den Pionieren des 10. Korps, die bis dahin ohne Verwendung geblieben waren, bei Königgrätz noch eine weitere Brücke geschlagen.

Zu den erwähnten Brückenbauten wurden insgesamt etwa zwei Drittel des von der Armee mitgeführten Materials verwendet. Der Rest blieb unbenutzt.

Beurteilung der getroffenen Maßnahmen.

Die auf Befehl des Oberkommandos hergestellte Kriegsbrücke bei Lochenitz lag taktisch ungünstig; sie mußte unbenutzbar werden, sobald preußische Artillerie von den Höhen nördlich und südwestlich Trotina das Feuer eröffnete. Da dies indes nicht geschehen ist, vermochte immerhin eine Brigade vom 2. Korps**) ihren Rückzug über diese Brücke zu nehmen, bei deren späterem Abbruch sieben Brückenwagen in preußische Hände fielen.***) Dies wäre zu vermeiden gewesen, wenn man zum Bau des gefährdeten Überganges Behelfsmaterial verwendet hätte, das in den benachbarten Orten zu haben war.

Die beiden Brücken bei Predmeritz (eine im Frieden vorhandene und eine Kriegsbrücke) konnten nicht so schnell vom Feuer der Preußen gefaßt werden wie die bei Lochenitz. Sie wurden daher auch beim Rückzug in ausgiebiger Weise benutzt; zwei Brigaden des 2. Korps, Teile der 3. Reserve-Kavallerie-Division und die Hauptmasse der 2. leichten Kavallerie-Division vollzogen hier den Uferwechsel. Die feste Brücke wurde 6[00] abends von den Preußen genommen, die Kriegsbrücke konnte dagegen rechtzeitig abgebaut und verladen werden.

Die Brücken bei Placka (eine im Frieden vorhandene und zwei Kriegsbrücken) lagen sämtlich unter dem Schutze der Kanonen von Königgrätz. Die Anmarschwege waren gut, die Abmarschwege wahrscheinlich ebenfalls. Der Übergang eines großen Teils der Armee vollzog sich deshalb hier ohne Stockung. Die Brücken wurden von einer Brigade des 2., der Hauptmasse des 4. und einem Teil des sächsischen Korps benutzt, außerdem vollzogen hier Truppen der 2. leichten und der 3. Reserve-Kavallerie-Division sowie der Armee-Geschützreserve den Uferwechsel.

Die erst in später Stunde von den Pionieren des 10. Korps bei Königgrätz geschlagene Brücke erwies sich als besonders vorteilhaft. Sie ermöglichte zahlreichen Österreichern und Sachsen den Übergang und wurde erst abgebrochen, nachdem der Festungskommandant kurz vor Mitternacht die Tore der Stadt zum Durchzug hatte öffnen lassen, und so die Festungsbrücke benutzbar geworden war.

Die Kriegsbrücke bei Wysoka lag taktisch nicht schlecht. Nördlich des Ortes fanden sich gute Artilleriestellungen,†) und das Gelände am westlichen Elbufer war für

*) Die Brücken in Königgrätz sind dabei nicht mitgerechnet, da die Festung für den Truppendurchmarsch gesperrt war.

**) Br. Henriquez.

***) Im ganzen wurden am 3. Juli 21 Brückenwagen erbeutet.

†) Skizze 7.

die Verteidigung der Brücke günstig. Aber diese konnte von den Truppen nur auf dem Umwege über die Mühlgrabenbrücke bei Opatovic, also durch einen Flankenmarsch, erreicht werden. Man hätte daher besser daran getan, den Brückenschlag etwa ½ km weiter nördlich vorzunehmen, und dort auch einen Übergang über den Mühlgraben herzustellen. Die erwähnten taktischen Vorteile wären dadurch nicht verloren gegangen.

Günstiger lag die Kriegsbrücke bei Bukowina, die ebenso bequem zu erreichen wie leicht zu verteidigen war. Die benachbarte Furt war in zweckmäßiger Weise zur Benutzung für Kavallerie hergerichtet worden.

Bei Wysoka und Bukowina wurde die Elbe zwischen 5^{30} und 10^{00} abends von Teilen des 1., 3. und 6. Korps sowie der 3. Reserve-Kavallerie-Division überschritten.

Da sich der Rückzug nicht in der vom Armee-Oberkommando geplanten Weise vollzog und die Festung Königgrätz erst sehr spät für den Durchmarsch geöffnet wurde, gingen auch bei Pardubitz zahlreiche Truppen über die Elbe zurück. Es waren dies Teile des 1., 2., 6., 8. und sächsischen Korps, die 1. leichte und die 1. und 2. sowie Teile der 3. Reserve-Kavallerie-Division. Die Truppen langten erst in später Nacht an. Ihr Uferwechsel dauerte bis zum 4. Juli 10^{00} vormittags. Die Elbbrücke bei Nemcitz (6 km nördlich Pardubitz) ist nicht benutzt worden, wahrscheinlich weil die Wegeverbindungen hier ungünstig zur Rückzugsrichtung lagen.

Die beiden Adlerbrücken reichten, wenngleich sie nur von einem Teil der Armee benutzt zu werden brauchten, kaum für einen ungestörten Rückzug aus. Hätten die Preußen mit ihrem linken Flügel lebhaft nachgedrängt, so wäre in dem engen Raum zwischen Adler und oberer Elbe wahrscheinlich eine schwere Katastrophe eingetreten. Es ist daher auffallend, daß trotz des Vorhandenseins geeigneter Brückenstellen und reichlichen Materials nicht mehr Übergänge angelegt worden sind. Auch die Zahl der Elbbrücken war für den schnellen Uferwechsel einer Armee von 8 Korps und 6 Kavallerie-Divisionen zu gering. Freilich waren nach dem Ergebnis der Erkundungen nur an wenigen Stellen Brückenschläge möglich. Aber diese Schwierigkeit hätte durch eine bessere Ausnutzung jener Stellen überwunden werden können. Sowohl bei Placka wie bei Wysoka und Bukowina wäre der Bau von je zwei weiteren Brücken möglich gewesen. Das überschießende Material hätte nicht nur hierzu, sondern auch zum Bau von weiteren drei Brücken über die Adler völlig ausgereicht.

Die Chefs der gar nicht oder unzureichend beschäftigten Pionier-Kompagnien hätten in dieser Hinsicht durch selbsttätiges Eingreifen manches gut machen können, was vom Armee-Oberkommando versäumt worden war. Dieses hätte übrigens trotz des Mangels an Brücken dem heillosen Wirrwarr beim Rückzug immerhin etwas vorbeugen können, wenn es die Truppen bereits vor der Schlacht über die Lage der

Brücken verständigt hätte. Es wäre dies um so nötiger gewesen, als die frühzeitige Zuweisung bestimmter Übergänge an die einzelnen Heeresteile wegen der gedrängten Aufstellung der Armee sowie der Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes und damit über die Rückzugsrichtung keinen Vorteil versprach.

Brückensicherungen und Zerstörungen

Es wurde bereits erwähnt, daß die Elbbrücke bei Lochenitz von vornherein durch die Preußen stark gefährdet war. Es hätte daher nahegelegen, frühzeitig für ihre Sicherung zu sorgen. Aber erst um 12³⁰ nachmittags wurde von der zum Schutz der rechten Armeeflanke bei Sendrazitz aufgestellten Brigade Henriquez ein Bataillon mit der örtlichen Sicherung der Brücken bei Lochenitz und Predmeritz beauftragt.*) Wenn auf preußischer Seite die Kavallerie-Division Hartmann richtig verwendet worden wäre, hätte sich die anfängliche Versäumnis der Österreicher zweifellos bitter gerächt. Die Kavallerie-Division hätte über Smiritz vorgehen, die beiden erwähnten Brücken zerstören und mit ihrer Artillerie sogar die Benutzung der im Feuerbereich von Königgrätz gelegenen Übergänge bei Placka sehr erschweren können. Es ist klar, daß der rechte Flügel der Nord-Armee dadurch beim Rückzug in eine überaus schwierige Lage geraten wäre.

Die Brigade Henriquez hat später versucht, in einer Stellung zwischen der Trotinamündung und Sendrazitz, unter Anlehnung an das 4. Korps, den Rückzug der weiter südlich fechtenden Heeresteile zu sichern. Sie vermochte aber nur kurze Zeit standzuhalten. Ihre Artillerie hätte unter ausreichender Bedeckung an dem Elbknie nordöstlich Lochenitz auffahren und dort durch möglichst viele Batterien der Geschützreserve des 2. Korps verstärkt werden müssen. Unter dem Schutze dieser Kräfte wäre vermutlich der Abbruch der Lochenitzer Brücke ohne Materialverlust gelungen und auch die Zerstörung der ständigen Holzbrücke bei Predmeritz möglich gewesen. Diese Zerstörung hätte freilich, da man zu jener Zeit noch keinen brisanten Sprengstoff kannte, durch Anhäufung von Brennmaterial und Anlage einer schnell wirkenden Sperre vorbereitet werden müssen, was anscheinend nicht geschehen ist. Es sei hier erwähnt, daß auch die nach der Lage gebotene Entfernung und Vernichtung des Belages der über die Trotina führenden Eisenbahnbrücke unterblieben war.

Die örtliche Sicherung der Brücken bei Placka übernahm aus eigenem Antriebe die Pionier-Kompagnie des 4. Korps. Zur Aufnahme der hier übergehenden Truppen wurde 4⁰⁰ nachmittags eine verstärkte Brigade**) jenes Korps nach Plotist geschoben. Die Brigade hat hier und später in einer zweiten Stellung auf dem linken Elbufer, wo sie Verstärkungen vom 2. Korps erhielt, ihre Aufgabe glücklich gelöst. Sie wurde dabei durch Geschützfeuer aus Königgrätz unterstützt. Nach dem Übergang der Truppen, 8⁰⁰ abends, wurden unter dem Schutze der Brigade die

*) Der schwache Schutz durch die Pioniere war in dieser Lage nicht ausreichend.

**) Erzherzog Joseph.

Kriegsbrücken abgebrochen und verladen, während die ständige Pfahljochbrücke — wahrscheinlich mit Axt und Säge — zerstört wurde. Auf seinem weiteren Rückzug benutzte das 4. Korps die Adlerbrücke bei Swinarek, deren Auffindung den Truppen von dem Chef der dortstehenden Pionier-Kompagnie (1. Pionier-Bataillons 2) durch die sehr zweckmäßige Entsendung von Patrouillen und Aufstellung von Postierungen wesentlich erleichtert wurde. Unter dem Schutz der Arrieregarden-Brigade des 4. Korps wurde die Brücke in der Frühe des 4. Juli abgebrochen und verladen.

Für die Sicherung der Kriegsbrücken bei Wysoka und Bukowina hatte das Armee-Oberkommando keine Anordnungen getroffen, obgleich beide Übergänge von den Pionieren der Armeereserve hergestellt worden waren. Auch hier handelten daher die Führer der Pionier-Kompagnien*) selbständig, und zwar mit großer Umsicht und Tatkraft. Sie sorgten für örtlichen Brückenschutz durch Aufstellung von Pionier-Abteilungen auf beiden Flußufern und ließen die heranrückenden Truppen durch Patrouillen auf die abgesteckten Kolonnenwege leiten, die zu den Brücken führten. Der zurückweichenden Kavallerie wurde die Furt unterhalb Bukowina zugewiesen, was sehr zur Beschleunigung des Uferwechsels beitrug. Da der Feind nicht nachdrängte, konnten die Brücken rechtzeitig abgebaut und verladen werden. Von einigen zu spät eintreffenden Teilen des 3. Korps wurde die Infanterie (etwa 3000 Mann) auf Pontonruderfähren übergesetzt, während die Kavallerie die Furt benutzte und die Fahrzeuge über Pardubitz geleitet wurden.

Der Versuch, die Pfahljochbrücke bei Nemcitz vor dem Eintreffen des Feindes zu zerstören, hatte nur mangelhaften Erfolg. Diese Brücke konnte daher von den Preußen schnell ausgebessert und von Teilen der Kavallerie-Brigade v. Wnuck und der Kavallerie-Division Hartmann (insbesondere von deren Artillerie) benutzt werden. Die Hauptmasse dieser Heeresteile benutzte jedoch die erwähnte Furt.

Von den drei Übergängen bei Pardubitz wurde die hölzerne Straßenbrücke am Abend des 4. Juli von der Arrieregarde der 1. leichten Kavallerie-Division verbrannt. Der Belag der Eisenbahnbrücke wurde abgeworfen. Dagegen versäumte man, die Furt unbrauchbar zu machen, die infolgedessen, ebenso wie die bei Nemcitz, später von zahlreicher preußischer Kavallerie benutzt wurde. Die beiden Beispiele zeigen, wie wichtig es ist, auf dem Rückzuge nicht nur Brücken, sondern auch Furten nach ihrer Benutzung unbrauchbar zu machen. Erst bis zum 6. Juli früh konnten von preußischen Pionieren**) bei Pardubitz zwei Brücken fertiggestellt werden. Die Verfolgung hätte also durch die Zerstörung der Furt erheblich verzögert werden können.

*) 1. und 3. Kompagnie Pionier-Bataillons 1.

**) 1 Kompagnie Pionier-Bataillons 5 nebst Pontonkolonne des V. Armeekorps, 1 Kompagnie Pionier-Bataillons 1.

Eine zusammenfassende Betrachtung der vorstehenden Darlegungen ergibt, daß die höhere Führung der Österreicher es nicht verstanden hat, die Pioniere zweckmäßig und unter voller Ausnutzung ihrer Leistungsfähigkeit zu verwenden. Die anerkennenswerte Selbsttätigkeit der Chefs einiger Pionier-Kompagnien konnte die Unterlassungen der höheren Kommandostellen nur zum geringen Teil gut machen.

Es ist daher von Interesse, zu untersuchen, was mit Hilfe der Pioniere hätte geleistet werden können, wenn das Armee-Oberkommando und die Unterführer mehr Verständnis für das Wesen dieser Waffe gehabt und dies in ihren taktischen und technischen Anordnungen zum Ausdruck gebracht hätten.*)

Vorschlag für die Wahl einer anderen Schlacht-stellung und für deren Befestigung.

Wann der Feldzeugmeister Benedek sich entschlossen hat, die Schlacht auf dem rechten Elbufer anzunehmen, steht nicht mit Bestimmtheit fest. Sicher ist nur, daß er spätestens in den ersten Nachmittagsstunden des 2. Juli zu diesem Entschluß gelangt ist.

Nachdem dies geschehen war, hätte er sofort die Anordnungen zum Beziehen der Verteidigungsstellung und zu deren Verstärkung treffen müssen. Es wäre dann wohl möglich gewesen, den größten Teil der Schanzarbeiten noch am 2. Juli auszuführen. Was an diesem Tage nicht fertig wurde, hätte in der Frühe des 3. vollendet werden können.

Selbst aus den spärlichen und unvollkommenen Meldungen, die am 2. 7. eingingen, war zu erkennen, daß der rechte Flügel und die Mitte der Preußen mit Vortruppen schon ziemlich nahe an die österreichische Stellung herangerückt waren. Von der Armee des Kronprinzen wußte man nur wenig. Es konnte aber annähernd berechnet werden, daß sie nicht vor dem 3. mittags auf dem Schlachtfelde zu erscheinen vermochte, die österreichische Armee also bis dahin gegenüber der preußischen Ersten und Elbarmee durch ihre ziffermäßige Überlegenheit im Vorteil war.

Diese Erwägungen mußten Benedek zu dem Entschluß veranlassen, die Verteidigung aktiv zu führen. Er hätte dann um so sicherer auf Erfolg rechnen können, wenn es ihm gelungen wäre, mit Hilfe geschickt angelegter Geländeverstärkungen in der Defensive Truppen zu sparen und mit diesen einem gegen die angreifende Erste Armee zu richtenden Vorstoß Nachdruck zu verleihen. Besonders wichtig mußte es dabei er-

*) Den nachstehenden Ausführungen sind bezüglich der Bewaffnung beider Armeen die Verhältnisse des Jahres 1866 zugrunde gelegt. Das österreichische Gewehr (Vorderlader) war dem preußischen Zündnadelgewehr M/41 (Hinterlader, wirksame Schußweite gegen Infanterie bis 525 m) ballistisch zwar überlegen, besaß aber wegen seiner Ladeweise bei weitem nicht dessen Gefechtswert.

Die gezogenen Vorderlader, mit denen der bei weitem größte Teil der österreichischen Artillerie bewaffnet war, standen an Wirkung den gezogenen Hinterladern der Preußen (wirksame Schußweite bis 2200 m) nach. Dagegen waren sie den preußischen glatten Zwölfpfündern (die mehr als ein Drittel der Gesamtgeschützzahl ausmachten) erheblich überlegen.

Die preußische leichte Kavallerie führte Zündnadelkarabiner, war aber in deren Benutzung, wie überhaupt im Fußgefecht, wenig geübt. Ein Teil der österreichischen Kavallerie war mit verkürzten Infanteriegewehren bewaffnet.

scheinen, beide Flügel und Flanken durch Verschanzungen so stark wie möglich zu machen. Skizze 7 zeigt, wie die Aufstellung der österreichischen Armee in einer zweckmäßig gewählten Verteidigungsstellung auf Grund der obigen Erwägungen sich hätte gestalten können.

Die Truppen des rechten Flügels (2. und 4. Korps, 2. leichte Kavallerie-Division unter dem ältesten Feldmarschall-Leutnant*) mußten den Befehl erhalten, die ihnen zugewiesenen Stellungen stark zu verschanzen sowie den Anmarsch des Feindes gegen diese aufzuklären und zu verzögern. Die Verteidigung der 9 km breiten verstärkten Front hätte mit den verfügbaren 51 000 Mann Infanterie und 176 Geschützen äußerst nachhaltig geführt werden können. Der 2. leichten Kavallerie-Division waren einige Pioniere auf Wagen mitzugeben, um die für den Anmarsch der preußischen Zweiten Armee wichtigen Trotinabrücken bei Luzan, Jericek, Gr. und Kl. Bürglitz zu zerstören, die in der Tat vom Garde-, I. und V. Korps benutzt worden sind. Die vier mit Gewehren bewaffneten Eskadrons der Kavallerie-Division mußten überdies den Uferwechsel jener Heeresteile durch Feuer stören. Die vorgeschlagenen Maßnahmen würden den Anmarsch des Gegners umsomehr verzögert haben, als die beiden der preußischen 1. Garde-Infanterie-Division zugeteilten Pionier-Kompagnien am Ende des Gros marschierten,**) das V. Armeekorps sein Pionier-Bataillon zur Bewachung seiner Kolonnen und Bagagen zurückgelassen hatte, und das I. Armeekorps infolge seines verspäteten Aufbruchs weit hinter den anderen zurückgeblieben war.

Sache des österreichischen Armee-Oberkommandos wäre es gewesen, außerdem noch die 1. und 2. Reserve-Kavallerie-Division***) (insgesamt 52 Eskadrons und 32 Geschütze) zu Unternehmungen gegen die linke Flanke der Zweiten Armee zu verwenden. Auch diesen Kavalleriekörpern waren Pioniere auf Wagen mitzugeben, um die Elbbrücke bei Cernozitz zu zerstören und die bei Smiritz zur Zerstörung vorzubereiten. Außer diesem Übergang hätten dann den beiden Divisionen auch noch die Brücken in Josefstadt†) für den Rückzug zur Verfügung gestanden.

*) Der Feldm. Lt. konnte bei seinem Korps durch den „adlatus" — meist ein Gen. Maj. — vertreten werden.

**) Anlage 1, Seite 308.

***) Aufstellung am 2. 7. abends, s. Skizze 5.

†) Josefstadt war zwar nur eine kleine Festung, verfügte aber über eine Kriegsbesatzung von 7000 Mann und 400 Geschützen. Durch eine Offensive mit den vorhandenen beweglichen Kräften hätte man zweifellos Teile des linken Flügels der preußischen Zweiten Armee (12. Infanterie-Division) fesseln können, eine Möglichkeit, mit der auch Moltke gerechnet hat. Der Festungskommandant beschränkte sich indes auf passives Abwarten, da ihm „absolut defensives Verhalten" vorgeschrieben war. Dies hatte zur Folge, daß nicht einmal die von der 12. Division abgezweigte schwache Beobachtungsabteilung vor der Festung stehen blieb, sondern aufs Schlachtfeld eilte. Die 12. Division war es, die später den äußersten rechten Flügel der Österreicher bei Trotina eindrückte und die Elbbrücken bei Lochenitz und Predmeritz in Besitz nahm.

Das Beispiel von Josefstadt ist bezeichnend dafür, daß die Bedeutung einer Festung keineswegs nur in der Behauptung des Platzes liegt, sondern vor allem in ihrer aktiven Einwirkung auf den Feind.

An Geländeverstärkungen konnten auf dem rechten Armeeflügel für die Artillerie 42 Batteriedeckungen angelegt werden. Das 2. und 4. Korps besaßen zwar zusammen nur 20 Batterien, aber es kam darauf an, möglichst viele von diesen gegen den entscheidenden Angriff zu vereinigen, dessen Richtung man noch nicht wußte. Es empfahl sich daher die Anlage zahlreicher Batteriestellungen, gleichviel ob sie später benutzt wurden oder nicht. Zudem hätte die Maßregel den Vorteil gehabt, daß etwaige Artillerieverstärkungen gleich fertige Deckungen vorgefunden hätten.

Vor den Artilleriestellungen konnten 14 Infanterie-Bataillonsgruppen*) hergestellt werden, deren Ausbau zu „verstärkten Schützengräben" anzustreben war. Für ihre erste Besetzung reichten von jedem Korps zwei Brigaden aus, denen auch noch die Abschnittsreserven entnommen werden konnten. Dem Führer des rechten Flügels hätten dann von jedem Korps noch weitere zwei Brigaden zur Verfügung gestanden, Teile von diesen mußten zunächst noch im Vorpostendienst Verwendung finden.

Der östliche Teil und die Mitte der vorgeschlagenen Stellung sind schon von Natur sehr stark. Da kein Vorstoß von hier aus geplant war, hätte es sich empfohlen, durch Ausführung feldmäßiger Stauanlagen**) die angeschwollene Trotina zu einem starken Fronthindernis zu gestalten. Die Brücken bei Racitz und 1 km nördlich davon mußten zerstört werden. In der Tat sind sie, ebenso wie die bei Trotina, vom preußischen VI. Armeekorps benutzt worden. Die Südränder von Trotina und Racitz waren zu öffnen, um dem Angreifer das Festsetzen dort zu erschweren. Weitere Maßnahmen zur Aufräumung des Schußfeldes waren nicht erforderlich.

Die Schwächen der vorgeschlagenen Stellung liegen in deren westlichem Teil. Das Dorf Horenowes mit der im Süden daran anschließenden Obstplantage sowie der überhöhende Swiepwald liegen dort 400 bis 500 m vor der Verteidigungsfront. Die nachteilige Wirkung dieses Umstandes hätte also durch Öffnung des Ost- und Südrandes von Horenowes, Niederschlagen der Obstplantage, Anlage eines verteidigungsfähigen Verhaues am Nordrande der Fasanerie und eines Hindernisverhaues am Ostrande des Swiepwaldes abgeschwächt werden müssen.

Endlich waren an den auf der Karte bezeichneten Punkten Beobachtungswarten zu errichten.

Die Bataillonsgruppen und Geschützdeckungen hätten von der Infanterie und Artillerie selbst hergestellt werden müssen. An Schanzzeug konnte es nicht fehlen. Das 4. Korps besaß eine Zeugsreserve, dem 2. Korps hätte die des Genie-Bataillons

*) Die österreichischen Infanterie-Bataillone bestanden aus 6 Kompagnien.

**) Etwa bei Trotina und der Eisenbahnbrücke südöstlich davon. Von der Brücke war der Belag zu entfernen und zu vernichten. Die für die Organe des Vorposten-, Aufklärungs- und Nachrichtendienstes vorläufig unentbehrliche Straßenbrücke bei Trotina mußte zur Zerstörung vorbereitet werden.

zugeteilt werden können. Endlich war die Beitreibung von Schanzzeug in den benachbarten Dörfern möglich.

Die zahlreiche Kavallerie hätte, ehe sie dem Feinde entgegenging, das hohe Getreide vor der Verteidigungsfront niederreiten müssen.

Für die übrigen technischen Arbeiten waren Pioniere zu verwenden. Da die Pionier-Kompagnien des 2. und 4. Korps mit Brückenschlägen beschäftigt waren, hätte das Oberkommando dem Führer des rechten Armeeflügels die Pioniere des 8. Korps*) und die 4½ Kompagnien des I. Genie-Regiments zur Verfügung stellen können. Diese Kräfte hätten zur Lösung der ihnen zufallenden Aufgaben ausgereicht.

Für die Truppen des Zentrums (3. Korps und 3. Reserve-Kavallerie-Division unter gemeinsamem Oberbefehl) hätte die 5 km lange Linie von den Höhen nördlich Chlum bis zu denen nordwestlich Strezetitz eine vortreffliche Stellung geboten, zu deren Besetzung das 3. Korps über rund 26 000 Mann Infanterie und 64 Geschütze verfügte. Besonders zur Verteidigung geeignet waren die Höhen von Chlum und Lipa. Aber auch die übrigen Teile der Front waren stark. Der Angreifer mußte die breite Bistritzniederung im Feuer der österreichischen Batterien überschreiten, ohne von seiner eigenen Artillerie wirksam unterstützt werden zu können. War er unter großen Verlusten nahe an die Stellung herangekommen, so konnte das Oberkommando seine Armeereserve**) zum Gegenangriff vorführen. Die dazu nötigen Bewegungen hätten im Gelände gute Deckung gefunden.

Die 3. Reserve-Kavallerie-Division wäre, falls man etwas Derartiges beabsichtigte, lediglich mit der Aufklärung zu betrauen gewesen, nicht etwa zugleich mit der Störung des Anmarsches der preußischen Ersten Armee. Je weniger Hindernisse diese beim Angriff fand und je näher sie demzufolge herankam, desto sicherer konnte man darauf rechnen, sie mit dem Gegenstoß wirksam zu treffen, daher durften auch die Bistritzbrücken im Bereiche des 3. Korps nicht zerstört werden.

Die Stellung bot Raum für die Anlage von 33 Batteriedeckungen. In diese konnten neben der Artillerie des 3. Korps***) je nach den Anordnungen des Oberkommandos noch 25 Batterien vom 6. Korps oder von der Armee-Geschützreserve einrücken. Von der gesamten Artilleriemasse hätten 6 Batterien nach Norden wirken und den linken Flügel des 4. Korps flankieren können.

Bei der Anlage von Infanterie-Schützengräben mußte man sich auf das Nötigste beschränken, um der geplanten Gegenoffensive nicht den Weg zu versperren. Im

*) Aus der Armeereserve.

**) 8., 1., 6. Korps und Armee-Geschützreserve. Vorgeschlagene Aufstellung s. Skizze 7.

***) 8 Batterien.

ganzen hätten wohl 8 Bataillonsgruppen, die sich gegenseitig mit Feuer unterstützen konnten, genügt.*)

Zur Besetzung der Stellung und Bildung der Abschnittsreserven hätten zwei Brigaden ausgereicht. Ebensoviel wäre dann noch in der Hand des Führers geblieben.

Die Ausführung der Arbeiten mußte sich ähnlich wie auf dem rechten Flügel gestalten. Der Schanzzeugbedarf für die Infanterie und Artillerie war aus der Zeugsreserve des Pionier-Bataillons 1 sowie durch Beitreibungen zu decken.

Die vereinigten Pioniere des 3. und 6. Korps hatten den Südrand von Cistowes zu öffnen und den nördlichen Teil des Westrandes von Lipa zur Verteidigung einzurichten. Außerdem mußte in den Dörfern Chlum, Lipa, Langenhof und Strezetitz für ausreichende Verkehrsverbindungen gesorgt werden. Endlich waren auf dem Kirchturm von Chlum und am Nordwestrande des Lipaer Waldes Beobachtungswarten zu errichten.

Auf dem linken Flügel war dem Kronprinzen von Sachsen der Oberbefehl über das 10. und das sächsische Korps (rund 36 000 Mann Infanterie und 128 Geschütze) sowie die 1. leichte Kavallerie-Division zu übertragen.

Der Kampf mußte hier unbedingt an der Bistritz geführt werden, was der Kronprinz ja auch in der Tat schon am 2. Juli richtig erkannt und vorbereitet hatte. Welche Verteidigungslinie zu besetzen war, ergibt sich aus der Karte. Bei einer Frontbreite von 10 km wäre die Besatzung nicht gerade stark gewesen, aber das war auch nicht nötig, da die große natürliche Stärke der Stellung künstlich noch sehr gehoben werden konnte. Zwischen Homile und Boharna ist das Tal der Bistritz nur 150 m breit. Die beiden Dörfer sind durch einen Damm mit eingefügter Pfahljochbrücke verbunden. Das Wasser konnte daher an dieser Stelle durch Versatz der Brückenöffnungen ohne Schwierigkeiten bis zur Dammhöhe angestaut werden. Eine Infanterie-Kompagnie sowie einige Reiter und Pioniere hätten zum örtlichen Schutz dieses Stauwehrs genügt. Selbstverständlich mußten außerdem die Bistritzübergänge vor der Stellung zerstört oder — soweit man ihrer vorerst zur Aufklärung bedurfte — zur Zerstörung vorbereitet werden, die bei Holzbrücken mit den Mitteln jener Zeit nicht schnell ausführbar war.

Ebenso wie auf dem rechten Flügel handelte es sich auch hier nur um eine Verteidigung zum Zwecke des Zeitgewinns. Den beiden Kavallerie-Divisionen (1. leichte und sächsische)**) fiel daher neben der Aufklärung auch die Verzögerung des Anmarsches der preußischen Elb-Armee zu. Sie mußten sich möglichst lange auf dem

*) Die Gruppe 1 nördlich Chlum wäre erst beim Beginn des Rückzuges des 4. Korps zu besetzen gewesen, um diesen zu erleichtern.

**) Die 1. leichte Kavallerie-Division besaß 3 Batterien, die sächsische 1 Batterie.

westlichen Bistritzufer halten und dann erst über Boharna oder noch weiter südlich zurückgehen.

Für die Artillerie waren insgesamt 27 Batteriestellungen anzulegen. Zu ihrer Besetzung konnte neben den 18 Batterien der beiden Korps noch die Artillerie des 1. (9 Batterien) auf Befehl des Armee-Oberkommandos verwendet werden.

Wenn man annimmt, daß für die Infanterie 11 Bataillonsgruppen angelegt worden wären, so hätten vier Brigaden zu deren Besetzung und zur Bildung der Abschnittsreserven genügt. Zwei Brigaden des 10. und eine Division des sächsischen Korps blieben also zur Verfügung des Kronprinzen.

Das Schanzzeug für die Infanterie und Artillerie des 10. Korps konnte der Zeugsreserve des Pionier-Bataillons 2 (beim 1. Korps), das für die Sachsen der Zeugsreserve des Pionier-Bataillons 6 (bei der Armeereserve) entnommen werden. Beide Korps konnten außerdem Schanzzeug beitreiben.

Das Schußfeld der Infanterie mußte im Bistritztal durch Pioniere aufgeräumt werden. Mehrere vor der Front gelegene Dörfer waren zu öffnen. In der Stellung waren Wegebesserungen, besonders für die Artillerie, vorzunehmen und Beobachtungswarten zu errichten. Die vorhandenen Pioniere (s. Anlage 1, I und II) reichten für diese Arbeiten nicht aus. Der Kronprinz konnte aber vom Armee-Oberkommando die Pioniere des 1. Korps und das Pionier-Bataillon 6 zur Aushilfe erbitten. Er hätte dann über 8 Pionier-Kompagnien und das sächsische Detachement, also völlig ausreichende Kräfte, verfügt.

Wenn die Pioniere der Armee in der vorgeschlagenen Weise Verwendung gefunden hätten, wäre dem Oberkommando noch der unmittelbare Befehl über das Pionier-Bataillon 1 und die gesamten Brückentrains verblieben.

Die drei Korps der Armeereserve (8., 6. und 1., zusammen rund 62 000 Mann Infanterie) konnten bei Nedelischt, Wschestar und Probluz bereitgestellt werden, die Armee-Geschützreserve, deren Verwendung nur auf dem rechten Flügel und im Zentrum in Frage kam, je zur Hälfte im Lager östlich Nedelischt und (in Marschkolonne) auf der Straße Königgrätz—Lipa, Anfang in Höhe von Langenhof.

Wäre die Armeereserve aus dieser Aufstellung zur rechten Zeit zum Angriff gegen die preußische erste Armee vorgeführt worden, so wäre bei der Stärke der österreichischen Flügel ein vorübergehender taktischer Erfolg vielleicht möglich gewesen. Selbst wenn der Vorstoß nicht gelang, konnte man immer auf einen geordneten Verlauf des Rückzuges rechnen, der freilich in ganz anderer Weise hätte vorbereitet werden müssen, als es in der Tat geschehen ist.

Es wurde bereits erwähnt, daß das Vorgelände von Königgrätz weithin überflutet und daß den Truppen der Durchmarsch durch die Festung verboten worden

war.*) Beide Maßnahmen waren schwere Fehler, da sie den Rückzug der Armee erschwerten, während doch gerade die Festung geeignet gewesen wäre, ihn zu erleichtern. In ihr lag der am besten gesicherte Übergang über die Elbe und im Bereich ihrer gezogenen Geschütze,**) also in ihrer nächsten Umgebung, waren die taktisch günstigsten Stellen für den Bau von Kriegsbrücken zu finden. Die Überflutung zwang jedoch dazu, einen großen Teil der Brücken weitab von der Festung anzulegen, und die Sperrung der letzteren bis kurz vor Mitternacht nötigte zahlreiche Truppenteile zu dem Umwege über Pardubitz. Von den 187 verlorenen Geschützen sind 59 in der Ansumpfung stecken geblieben.

Vorschläge für die Vorbereitung des Rückzuges.

Immerhin hat die Festung den Österreichern wenigstens den Vorteil gebracht, daß sie die preußische Verfolgung hemmte.

Benedek hatte, wie aus dem Schlachtbefehl vom 2. Juli hervorgeht, die Ausgabe etwaiger Anordnungen für den Rückzug auf den 3. verschoben. Man kann ihm darin nur beistimmen, denn er vermied so nicht nur eine nachteilige Einwirkung auf die Stimmung der Truppen, sondern auch jedes schädliche Vorausdisponieren. Dagegen wäre es nötig gewesen, die betreffenden Anordnungen wenigstens vorzubereiten und ihre Ausführung im voraus zu erleichtern.

Die An- und Abmarschwege zu und von den Brückenstellen mußten, sobald diese erkundet waren, durch Pioniere und Kavalleristen bezeichnet werden. Nach dem Brückenschlage waren die dazu benutzten Trains auf dem linken Elbufer in der Nähe der Übergänge bereitzustellen. Die Pionieroffiziere mußten angewiesen werden, einfache Skizzen herzustellen, die über die Lage aller Brücken Auskunft gaben und auf die Korps zu verteilen waren. Ferner durfte nicht versäumt werden, die Zerstörung aller behelfsmäßig gebauten oder im Frieden bereits vorhanden gewesenen Brücken und die schnelle Bergung des eingebauten Kriegsbrückenmaterials vorzubereiten.

Endlich waren im voraus Aufnahmestellungen für die Truppen auszuwählen und zu verstärken.

Brückenanlagen.

Aus der Skizze 7 ist zu ersehen, an welchen Stellen die Armee ihren Uferwechsel hätte vollziehen können, wenn man, unter Anlehnung an das vorhandene Wegenetz, besonders innerhalb des Wirkungsbereichs der Geschütze von Königgrätz, möglichst zahlreiche Brücken hergestellt hätte.***)

Die Übergänge 7 und 9 waren als Behelfsbrücken zu bauen, da die Ansamm-

*) Angeblich, weil das österreichische General-Festungsreglement dies einem alten Gebrauch zufolge vorschrieb.

**) Wirksame Schußweite 3000 bis 4000 m.

***) Die Brücken 2, 5, 8 (Festungsbrücke), 16 und 18 sowie die Furten 14 und 15 waren schon im Frieden vorhanden.

Die Kriegsbrücken 1, 3, 6, 11 und 13 waren bis zum 3. Juli 1866 tatsächlich gebaut worden.

In der Nähe der Brücke 9 muß die am Schlachttage 8⁰⁰ abends von den Pionieren des 10. Korps hergestellte Brücke gelegen haben.

lung von Brückentrains wegen der beschränkten Raumverhältnisse bei Königgrätz vermieden werden mußte. Material hätte sich zweifellos in der Festung und in der Nachbarschaft gefunden.

Dagegen hätte es sich empfohlen, die Brücken 1, 3, 4, 6, 10, 11, 12, 13 und 17 aus vorbereitetem Material herzustellen.

Über die Adler führten am südlichen Glacis von Königgrätz drei ständige Brücken*) I, II, III. Diese konnten im Anschluß an die Elbübergänge 9, 8 und 7 benutzt werden. Für die weiter nördlich über die Elbe gehenden Truppen konnten an den aus der Skizze ersichtlichen Stellen weitere fünf Brücken aus vorbereitetem Material über die Adler geschlagen werden.

Die Anlage 2 (Seite 309) zeigt, in welcher Weise das Kriegsbrückenmaterial zur Herstellung der vorgeschlagenen Arbeiten hätte verwendet werden können. Sie gibt zugleich einen Anhalt für die zweckmäßige Verteilung der vorhandenen Arbeitskräfte.

Am dringendsten war die Herstellung von Brücken für den rechten Flügel der Armee. Dort mußte also schon am 2. Juli früh das Pionier-Bataillon 1 in Tätigkeit treten, das einzige, worüber das Armee-Oberkommando noch verfügte. Zum Bau der südlich Königgrätz anzulegenden Kriegsbrücken**) konnte das Pionier-Bataillon 6 erst am 3. Juli herangezogen worden, da es am 2. Juli auf dem Schlachtfelde beschäftigt war. Der vergleichsweise späte Beginn dieser Brückenbauten war aber unbedeutlich, da die Übergangsstellen zwei bis drei Meilen vom Schlachtfelde entfernt waren.

Jedes Korps hätte bei der vorgeschlagenen Verteilung der Arbeitskräfte während der Schlacht und des Rückzuges über seine eigene Pionier-Kompagnie frei verfügen können.

Sache des Armee-Oberkommandos wäre es gewesen, nach Maßgabe des Schlachtverlaufs unter Hinweis auf die Skizzen zunächst allgemeine Direktiven an die Führer der größeren Kampfgruppen (Verteidigungsabschnitte) und später bestimmte Befehle über die Benutzung der Brücken zu erlassen. Um die geordnete Ausführung dieser Befehle zu erleichtern, mußten sich die Führer der einzelnen Truppenkörper nach Bedarf selbständig miteinander in Verbindung setzen.

Brückensicherungen und -Zerstörungen.

Die örtlichen Brückensicherungen waren im allgemeinen von den mit dem Bau beauftragten Pionier-Kompagnien zu stellen, nur für die Elbbrücken 7 bis 10 von der Besatzung von Königgrätz, weil sie im näheren Bereich der Festung lagen.

Um das feindliche Artilleriefeuer von den Brücken fernzuhalten und deren Benutzbarkeit für möglichst lange Zeit zu sichern, mußten außerdem noch Brückenkopfstellungen ausgewählt und zur Verteidigung vorbereitet werden. Besonders wichtig wäre dies für die Brücken 1 und 2 bei Predmeritz gewesen. Starke Artillerie

*) Nach Strobl.

**) Mit Ausnahme der Brücke Nr. 11, die schon am 1. Juli hergestellt werden konnte.

auf dem linken Elbufer an dem Flußknie östlich Lochenitz und Infanterie mit schwächerer Artillerie auf den Höhen des rechten Ufers, westlich der Linie Lochenitz—Plotist, hätten eine nachhaltige Verteidigung dieser Übergänge ermöglicht. Zur Erkundung, Bereitstellung beigetriebenen Schanzzeugs an den Arbeitsstellen und Anlage der nötigsten Geländeverstärkungen konnten Teile des mit den Brückenbauten beschäftigten Pionier-Bataillons 1 herangezogen werden. Den fertigen Ausbau der Stellungen hätten nötigenfalls die zuerst in ihnen eintreffenden Truppen übernehmen müssen.

Sobald es sich zeigte, daß die beiden Brücken aufgegeben werden mußten, war zunächst die Kriegsbrücke abzubrechen und deren Material zu bergen, dann die Pfahljochbrücke zu zerstören. Die besten Mittel zu diesem Zwecke waren damals Axt und Säge in Verbindung mit Feuer.*) Die Elbbrücken 3 bis 10 lagen im wirksamen Feuerbereich der Geschütze von Königgrätz. Ihr Schutz durch Brückenköpfe war also unnötig.**) Die Übergänge 7 bis 9 mußten naturgemäß im Besitz der Festung verbleiben. Mit den übrigen war, sobald sie unhaltbar wurden, ähnlich zu verfahren wie mit den Brücken 1 und 2.

Die Sicherung der Übergänge 11 bis 18 bot, im Gegensatz zu den bisher erwähnten, gewisse Schwierigkeiten. Der Rückzug konnte dort, falls die preußische Kavallerie mit Nachdruck verfolgte, empfindlich gestört werden, zumal an mehreren Stellen ein Durchfurten der Elbe möglich war. Es mußten daher auf beiden Ufern des Flusses Brückenkopf- und Verteidigungsstellungen vorbereitet werden.

Nach der Benutzung der Brücken war mit diesen ebenso zu verfahren wie mit den weiter nördlich gelegenen. Die Furten mußten durch festgelegte Eggen mit darüber gezogenen Drahtnetzen unbrauchbar gemacht werden. Bei Mangel an Zeit hätte man die Drahtnetze fortlassen können. Die nötigen Eggen waren in Bukowina, Dritsch und Pardubitz beizutreiben und frühzeitig bereitzulegen.

Aufnahmestellungen.

Sobald das Armee-Oberkommando die Unmöglichkeit eines taktischen Erfolges erkannt hatte, wurde außer den bereits erwähnten Maßnahmen noch die Erkundung und Vorbereitung von Aufnahmestellungen erforderlich. Auf dem rechten Flügel konnte aus der bereits für den Brückenschutz vorgeschlagenen Stellung am Elbknie zugleich die Aufnahme bewirkt werden.

Für die Aufnahme des Zentrums und des linken Flügels hätte es sich empfohlen, starke Artillerie auf den Höhen östlich Vor und Probluz sowie mehrere Batterien südlich Probluz und Techlowitz, durch Infanterie bedeckt, zu entwickeln.

An technischen Arbeiten brauchte hier ebenso wie am Elbknie nur das Not-

*) Der Versuch, mit Feuer allein zum Ziele zu kommen, hat sich bei der Brücke von Alt-Nechanic nicht bewährt. Es gelang den Preußen dort, das Feuer rechtzeitig zu löschen, weil die Brücke nicht zunächst mit Axt und Säge ungangbar gemacht worden war.

**) In der Tat hat am 3. Juli 1866 die Festung den Schutz der Brücken 3, 5 und 6 bewirkt.

wendigste ausgeführt zu werden. Die 4½ auf dem rechten Flügel verwendeten Genie-Kompagnien (vgl. S. 292) wurden dort am 2. Juli abends entbehrlich. Sie konnten mithin am 3. früh zur Stelle sein, um die Verstärkung der Aufnahmestellung in Angriff zu nehmen. Auch die Pioniere des linken Flügels mußten nach Beendigung ihrer dortigen Tätigkeit zur Hilfeleistung herangezogen werden.

Zunächst waren Maßnahmen zu treffen, um dem Feinde das Eindringen in den für die Verteidigung ungünstig gelegenen Primer Wald zu erschweren. Dies geschah am besten durch Anlage eines 600 m langen Verhaus westlich des von Ober-Prim durch den Wald führenden Weges. Dieses Hindernis war von Süden durch eine gut gedeckte Infanterie-Kompagnie zu flankieren. 2½ Genie-Kompagnien hätten den Verhau (vierreihig) in drei Stunden fertigstellen können, also etwa bis 11^{00} vormittags. Von den beiden anderen Genie-Kompagnien war je eine auf dem rechten und linken Flügel zur Anlage von Schützengräben, Beitreibung von Schanzzeug für die eintreffenden Besatzungstruppen und Einrichtung der Ortschaften zur Verteidigung und zum durchgehenden Verkehr zu verwenden.

Wäre die Stellung in dieser Weise hergerichtet und gut verteidigt worden, so hätte man, bei zweckmäßiger Mitwirkung der Aufnahmetruppe am Elbknie und der Festung Königgrätz, mit Sicherheit auf einen geordneten Verlauf des Rückzuges rechnen können, zumal durch das 8., 6. und 1. Korps die nötige Tiefengliederung gewährleistet war.

Die preußischen Pioniere.

Ebenso wie der Verteidiger bei Königgrätz seine Pioniere zweckmäßiger hätte verwenden können, als es in der Tat geschehen ist, wäre es auch dem Angreifer möglich gewesen, aus ihnen größeren Vorteil zu ziehen.

Die drei preußischen Armeen verfügten insgesamt*) über 8½ Pionier-Bataillone. Sie besaßen ferner zusammen sechs leichte Feldbrückentrains, die sehr wertvoll sein konnten, wenn es sich darum handelte, Hindernisse von geringer Breite schnell zu überwinden. Für die Überbrückung größerer Flüsse waren die Armeen dagegen nicht hinreichend ausgerüstet, denn die vorhandenen fünf Pontonkolonnen führten zusammen nur Material für 625 m Brückenlänge mit.

Die reichlichen Vorräte an Schanz- und Werkzeug waren beim Angriff zum großen Teil entbehrlich, mußten sich aber als wertvoll erweisen, wenn Teile der Heeresmacht in die Verteidigung gedrängt wurden.

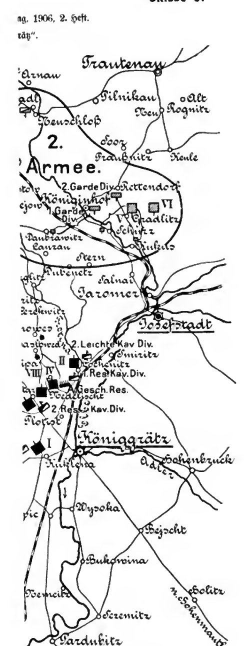
Was die Organisation des Pionierwesens betrifft, so waren die den Generalkommandos zugeteilten beiden Ingenieuroffiziere nicht nur überflüssig, sondern geradezu vom Übel. Die Kommandeure der Pionier-Bataillone verloren durch sie die unmittelbare Fühlung mit den höheren Truppenführern. Unzweckmäßig war ferner die Zu-

*) Anlage 1, III, Seite 307.

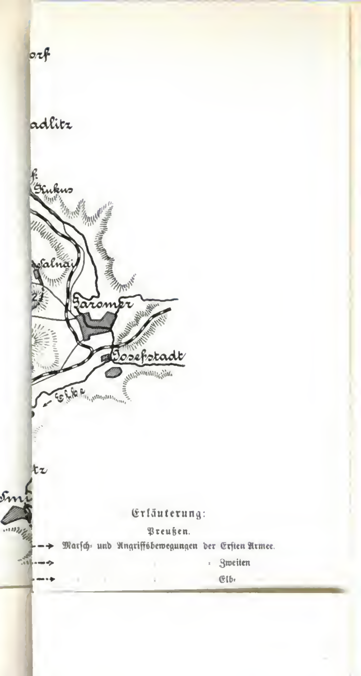
Skizze 5.

ng. 1906, 2. Heft.

täß".



ndlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.



orf
adlitz
Kukus
Jaromer
Josefstadt
Elbe
tz
Erläuterung:
Preußen.
Marsch- und Angriffsbewegungen der Ersten Armee.
" Zweiten
" Elb-

teilung ganzer Pionier-Bataillone an bestimmte Divisionen. Man erkannte diesen Übelstand auch und suchte ihm durch gelegentliche Abgabe einzelner Kompagnien an die nicht mit Pionieren ausgestatteten Divisionen wenigstens teilweise abzuhelfen.

Am schlimmsten aber sah es um die Verwendung der Pioniere aus. Aus der Anlage 1, Seite 308 ist ersichtlich, daß sich am Tage der Schlacht bei Königgrätz von den 34 vorhandenen Kompagnien nur 16 bei den fechtenden Truppen der Armee befanden und daß obendrein diese wenigen Pioniere zum größten Teil unzweckmäßig in die Marschkolonnen eingegliedert waren.

Von der Elb-Armee waren die 1., 3. und 4. Kompagnie Pionier-Bataillons 8 in Dresden zurückgeblieben, wo sie bei Brückenschlägen und bei der Stadtbefestigung vor Aufgaben gestellt wurden, die ebensogut von Reserve- oder Landwehrpionieren hätten gelöst werden können.

Von der Ersten Armee waren die 1. Kompagnie Pionier-Bataillons 2 und die 1. Kompagnie Pionier-Bataillons 3 an die Elb-Armee abgegeben worden. Auch sie wurden in Sachsen bei ihren dort gebauten Kriegsbrücken zurückgelassen. Man hätte am Tage der Schlacht über beide Kompagnien und deren Brückenmaterial verfügen können, wenn dieses an den Brückenstellen in Sachsen rechtzeitig durch Behelfsmaterial ersetzt worden wäre.

Drei andere Kompagnien (4. Pionier-Bataillons 2, 4. Pionier-Bataillons 3, 4. Pionier-Bataillons 4) waren der Kommandantur Reichenberg als Etappentruppen zugeteilt worden. Sie fanden beim Transport Verwundeter und Gefangener Verwendung.

Von der Zweiten Armee war die 1. Kompagnie des Garde-Pionier-Bataillons mit dessen Pontonkolonne in Schlesien zurückgelassen worden, weil ihre Verwendung zu Brückenschlägen zunächst nicht in Aussicht zu stehen schien. Acht andere Kompagnien (2., 3., 4. Pionier-Bataillons 1, das Pionier-Bataillon 5 und die 3. Pionier-Bataillons 6) hatte man zur Sicherung von Brücken sowie zur Bedeckung von Bagagen und Kolonnen zurückgelassen, also zu Zwecken, die — wenn sie nach der Kriegslage überhaupt Truppen erforderten — gewiß nicht von Feldpionieren zu erfüllen waren.

Die 4. Kompagnie Pionier-Bataillons 6 war nach Schweidnitz entsandt, um dort ein befestigtes Lager einzurichten. Zu diesem Zwecke hätten ebenso wie zur Befestigung von Dresden Landwehrpioniere verwendet werden können.

Tätigkeit der Pioniere bei der Elb-Armee.

Die Elb-Armee*) trat am 3. Juli ihren Vormarsch divisionsweise in drei Kolonnen an, die aber vor Nechanic wieder vereinigt werden mußten. Die Bistritzbrücke bei diesem Orte war vom Feinde nur durch Abnahme des Belages ungangbar gemacht worden. Die Übergänge nördlich davon waren nachhaltig, die weiter südlich gelegenen flüchtig zerstört.

*) Skizzen 5 und 6.

Das Avantgarden-Pionierdetachement der 14. Infanterie-Division hatte die brennende Brücke über den Mühlgraben bei Alt-Nechanic unter Mitwirkung von Infanterie gelöscht und gangbar gemacht.

Es stellte demnächst weitere Übergänge über jenes Hindernis her. Die übrigen Pioniere und Brückenfahrzeuge der Armee befanden sich weit rückwärts in den Marschkolonnen und konnten auf den durch Truppen versperrten, aufgeweichten Wegen nur unter großem Zeitverlust herangezogen werden. Zum Glück gelang es einem Infanterie-Bataillon der 15. Infanterie-Division, die Brücke bei Nechanic durch Auflegen von ausgehobenen Torflügeln notdürftig gangbar zu machen, so daß nunmehr (10^{00} vormittags) der Uferwechsel beginnen konnte. Einzelne Infanterieverbände haben gleichwohl, um an den Feind zu kommen, die Bistritz durchwatet oder durchschwommen.

Die Pioniere der 14. Infanterie-Division stellten nach ihrem Eintreffen in der Nähe der Brücke von Nechanic mehrere neue Übergänge her, die für den Fall eines Rückschlages Wert gehabt hätten, in der Tat aber nur wenig benutzt worden sind, da sie über die sumpfige Bistritzniederung schwer zugänglich waren.

Die Pionier-Kompagnie der 16. Infanterie-Division (2. Pionier-Bataillons 8) wurde, als diese sich gegen 2^{00} nachmittags aus einer Bereitschaftsstellung westlich Alt-Nechanic dem Vorgehen der Armee anschloß, dort ohne Auftrag zurückgelassen und trat nicht in Tätigkeit.

Infolge der unzweckmäßigen Verwendung der Pioniere mußte die Elb-Armee sich über eine einzige Brücke*) zum Angriff entwickeln.

Der Uferwechsel dauerte 6½ Stunden. Dadurch wurde nicht nur das wirksame Eingreifen der Armee in den Entscheidungskampf erheblich verzögert, sondern auch die Gefahr heraufbeschworen, daß der Feind die Armee mit Überlegenheit angriff und auf das eine Defilee zurückwarf. Auch wurde der Munitionsersatz und die Bergung der Verwundeten durch den Mangel an Brücken erschwert.

Es wäre nicht schwer gewesen, allen diesen Schwierigkeiten vorzubeugen. Man hätte die Pioniere (mit Ausnahme eines der 16. Infanterie-Division zuzuteilenden Zuges) und die Feldbrückentrains, zu denen noch eine Pontonkolonne der Ersten Armee hätte treten können, auf die Avantgarden der 15. und 14. Infanterie-Division verteilen und diese auf Kuncic und Nechanic—Lubno in Marsch setzen müssen. Zur Vorbereitung eines raschen Uferwechsels waren in den Unterkunftsorten vom 2. Juli leichte Floßstege herzurichten und am 3. auf einigen Wagen mitzuführen. Es wäre dann möglich gewesen, schnell mit Infanterie das feindliche Ufer in Besitz zu nehmen und so den Bau von Kriegsbrücken bei Kuncic, Nechanic und Lubno zu decken. Über die sumpfigen Wiesen konnten mit Hilfe ausgehobener Torflügel Zugänge zu den Brücken hergestellt werden.

*) Über dieselbe Brücke ging auch die Kavallerie-Division von Alvensleben vor.

Beide Divisionen hätten sich dann schnell zum umfassenden Angriff zu entwickeln vermocht. Die 16. Infanterie-Division konnte frühzeitig über Nechanic nachgezogen werden und südlich des Primer Waldes gegen die Königgrätzer Straße vorgehen.

Der Führer der Ersten Armee hatte um 6⁰⁰ vormittags befohlen, aus der Bereitschaftsstellung bei Pschanek—Milowitz—Cerekwitz zum Angriff vorzugehen.

Tätigkeit der Pioniere bei der Ersten Armee.

Das II. Armeekorps wandte sich mit der 3. Infanterie-Division von Pschanek über Zawadilka, mit der 4. von Bristan über Mzan gegen die Bistritzbrücken bei Mokrovous und Unter-Dohalitz, die bald in Besitz genommen wurden. Die der 3. Infanterie-Division zugeteilten beiden Pionier-Kompagnien wurden bei Pschanek zurückgelassen. Die 4. Infanterie-Division besaß keine Pioniere. Infolgedessen unterblieb die Herstellung weiterer Brücken über die Bistritz. Dies führte zu einer starken Verzögerung der Artillerieentwicklung auf dem östlichen Ufer. Die Erfolglosigkeit aller Angriffsversuche gegen die Höhenstellung Langenhof—Lipa veranlaßten schließlich den Kommandeur der 3. Infanterie-Division, die Dörfer Johanneshof, Mokrovous und Dohalicka*) durch Infanterie in Verteidigungszustand setzen zu lassen und sich zunächst mit der Behauptung der durch sie bezeichneten Linie zu begnügen.

Wäre den Avantgarden der Divisionen beim Vormarsch je eine Pionier-Kompagnie zugeteilt worden, und hätte man — wegen des Mangels an Kriegsbrückengerät — die Beitreibung und Mitführung von Behelfsmaterial rechtzeitig in die Wege geleitet, so hätte durch den Bau einiger neuer Bistritzbrücken die Entwicklung der Artillerie sehr beschleunigt werden können. Wenn die Angriffsversuche trotzdem gescheitert wären, so wären dann doch wenigstens die Pioniere zur Hand gewesen, um den Truppen bei der Einrichtung der erwähnten Ortschaften behilflich zu sein.

Die 8. Infanterie-Division setzte sich 6⁰⁰ vormittags von Milowitz auf das vom Feinde zur Verteidigung vorbereitete Sadowa in Bewegung. Sie sollte, sobald sich dort ein Gefecht entwickelte, durch die von Cerekwitz vorgehende 7. Infanterie-Division „je nach den Verhältnissen“ unterstützt werden.

Über den Bistritzabschnitt von Sadowa bis Sometitz führten vier Übergänge: die Straßenbrücke von Sadowa, eine Furt nördlich davon und je eine Brücke südlich und südöstlich von Sometitz.

Während die Avantgarde der 8. Infanterie-Division gegenüber Sadowa ein hinhaltendes Gefecht führte, ging das Gros über die beiden Brücken bei Sometitz und zwei durch Infanterie hergestellte Laufbrücken vor. Sadowa wurde daraufhin vom Feinde geräumt. Die Division ging nun durch den Holawald vor und setzte sich an dessen Südostrand sowie bei Ober-Dohalitz fest. Die Pioniere der Avantgarde (3. Kompagnie Pionier-Bataillons 4) stellten für die nachfolgende Artillerie mehrere

*) 500 m nördlich Mokrovous gelegen.

Brücken über die Wassergräben bei Sadowa her und nahmen dann Aufstellung am Westrande des Holawaldes. Die Versuche, durch Infanterieabteilungen des Gros noch weitere Brücken für die Artillerie herzustellen, hatten keinen Erfolg.

Die 7. Infanterie-Division war, sobald sich Geschützfeuer aus der Gegend von Sadowa hatte vernehmen lassen, über Benatek zum Angriff gegen den Swiepwald geschritten. Der Kommandeur der Avantgarde schickte seine Pioniere (½ 2. Kompagnie Pionier-Bataillons 4), die er nicht nötig zu haben glaubte, nach Sadowa, wo sie für durchfahrende Artillerie Wegesperrungen beseitigten und bis zum Ende der Schlacht blieben. Wenngleich die Halbkompagnie somit eine technische Verwendung gefunden hat, ist die Maßregel des Avantgardenkommandeurs anfechtbar, denn dieser hätte damit rechnen müssen, im Swiepwalde und später bei Chlum starke Hindernisse vorzufinden, deren Aufräumung die Mitwirkung von Pionieren erforderte.

Die andere ½ 2. Kompagnie Pionier-Bataillons 4 mit dem leichten Feldbrückentrain war bei Sometitz zurückgelassen worden. Sie fand keine Verwendung, obwohl es für ihren Führer nahe gelegen hätte, selbständig noch einige Bistritzübergänge herstellen zu lassen. Diese wären bei der Einleitung der Verfolgung für die vorgehende preußische Kavallerie von unschätzbarem Werte gewesen.

Die 1. Kompagnie Pionier-Bataillons 4 hatte in Cerekwitz den Befehl erhalten, das dortige Schloß so zur Verteidigung einzurichten, daß es bei etwaigen Rückschlägen als Stützpunkt dienen konnte. Später nahm sie als Infanterie an der Schlacht teil, abends wurde sie jedoch nach Cerekwitz zurückgeschickt, um in einem dortigen Feldlazarett Polizeidienste zu versehen. Am 4. Juli mußte sie Gefangene nach Turnau geleiten. Und das geschah angesichts der bevorstehenden Verfolgung, während deren man auf Schritt und Tritt mit der Notwendigkeit von Wiederherstellungsarbeiten rechnen mußte!

Die 5. und 6. Infanterie-Division hatten die Reserve des Prinzen Friedrich Carl gebildet und wurden erst gegen Mittag über die Bistritz vorgezogen. Die 5. Infanterie-Division ging bei Unter-Dohalitz über und entwickelte sich nach rechts, während die 6. den Uferwechsel bei Sadowa vollzog und sich hinter dem Holawald versammelte.

Die Pioniere der 5. Infanterie-Division (2. Kompagnie Pionier-Bataillons 3 mit leichtem Feldbrückentrain) trafen, da sie am Ende des Gros hatten marschieren müssen, nach einem beschwerlichen Marsch auf schlechten und häufig durch Truppen oder Fahrzeuge versperrten Wegen erst 3⁰⁰ nachmittags auf dem Schlachtfelde ein. Sie räumten in Sadowa die vom Feinde angelegten Wegesperren auf und wurden später zur Bergung von Verwundeten herangezogen.

Die der 6. Infanterie-Division zugeteilte 3. Kompagnie Pionier-Bataillons 3 fand eine wesentlich zweckmäßigere Verwendung. Sie war mit der Avantgarde marschiert und wurde in Sadowa zur Herstellung von Übergängen zurückgelassen.

Da sie keinen Brückentrain mitführte, wurde Behelfsmaterial beigetrieben, aber man fand nur Hölzer von geringen Abmessungen und mußte sich deshalb zunächst mit der Herstellung einer Laufbrücke für Infanterie begnügen. Sie wurde bei der Furt*) nördlich der Straßenbrücke gebaut, weil die Bistritz nur dort flache Ufer hatte. Nachdem die fortgesetzten Erkundungen des Flußlaufes das Vorhandensein zweier nur flüchtig zerstörter Brücken südlich Sadowa ergeben hatten, wurde durch Wiederherstellung des Belages auch hier ein Übergang geschaffen.

Von der Herstellung weiterer Brücken wurde Abstand genommen, als man die Gewißheit des Sieges gewonnen hatte.

Die Tätigkeit der 3. Kompagnie Pionier-Bataillons 3, die alle Anerkennung verdient, beweist, wie wichtig es ist, nicht nur Pioniere sondern auch Brückenmaterial bei der Avantgarde mitzuführen, wenn es sich um den Angriff über einen Flußabschnitt handelt. Die Kompagnie hätte noch weit mehr leisten können, wenn man ihr eine Pontonkolonne beigegeben hätte. Das Beispiel zeigt zugleich, daß unvorbereitete Beitreibungen von Behelfsmaterial nicht immer zu den gewünschten Ergebnissen führen.

Die schwierige Lage, in die die Erste Armee vor dem Eingreifen der Zweiten vorübergehend geriet, war zum Teil eine Folge des unzweckmäßigen Gebrauchs, den die Führung von den Pionieren gemacht hatte. Insbesondere hätte die Munitionszufuhr der Artillerie wie überhaupt der Verkehr hinter der Front sich mit weniger Reibungen vollziehen können, wenn mehr Brücken vorhanden gewesen wären. Es hätte sich deshalb empfohlen, die Pioniere der Armee beim Vormarsch gegen die Bistritz etwa wie folgt zu verteilen:

Truppenverband	Pioniere	Brückenmaterial
Avantgarde der 3. Inf. Div.	2. Komp. Pionier-Bataillons 2	Beigetriebenes Behelfsmaterial auf Wagen
" " 4. " "	3. " " 2	
" " 5. " "	2. " " 3	
" " 6. " "	3. " " 3	
" " 8. " "	2. u. 3. Komp. Pion. Bataillons 4	2 leichte Feld-Brückentrains (vom Pionier-Bataillon 4 und Pionier-Bataillon 3)
" " 7. " "	1. Komp. Pionier-Bataillons 4	

Die an der Bistritz eintreffenden Avantgarden hätten auf diese Weise ohne Verzug die nötigen Übergänge herstellen lassen können.

Tätigkeit der Pioniere bei der Zweiten Armee.

Von der Zweiten Armee ging das Gardekorps 8⁰⁰ vormittags in einer Kolonne von Königinhof über Jericek auf Masloweb vor. Die Pioniere der vorn

*) S. 301.

marschierenden 1. Garde-Infanterie-Division befanden sich in deren Gros, die der nachfolgenden 2. Garde-Infanterie-Division in deren Avantgarde. Wegen des schlechten Zustandes der Wege und im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit, den Feind in befestigter Stellung anzutreffen, wäre es angebracht gewesen, wenigstens eine Pionier-Kompagnie in die Avantgarde der vordersten Division zu nehmen. Auf dem Schlachtfelde haben die Garde-Pioniere eine Gelegenheit zu technischen Arbeiten nicht gefunden.

Das VI. Armeekorps hatte sich von Gradlitz aus bereits zu einer Erkundung gegen Josefstadt in Marsch gesetzt, als ihm der Befehl zuging, auf Welchow zu marschieren. Die 12. Infanterie-Division bog daraufhin von Salnai auf Habrina ab, während die 11. in zwei Kolonnen über Schurz und Stangendorf auf Welchow vorging. Die Pioniere befanden sich weit hinten in den Marschkolonnen (Anl. 1, S. 308.)

Die 11. Infanterie-Division, besonders deren linke Kolonne, hatte schon auf dem Marsche nach Welchow außerordentliche Wegeschwierigkeiten zu überwinden. Sie wandte sich demnächst, nachdem sie zum Gefecht aufmarschiert war, querfeldein über Hustiran auf Luzan. Über die Trotina, die man oberhalb der Trotinkamündung erreichte, führte am Zusammenfluß der beiden Bäche eine Brücke. Diese wurde aber nicht von allen Teilen der Division benutzt. Um Zeit zu ersparen, sollte der Bach auch oberhalb der Brücke überschritten werden. Es gelang dies aber nur zwei Bataillonen, die ihn teils unter großen Schwierigkeiten durchwateten, teils auf übergeworfenen Balken überschritten. Ohne Zweifel wäre die Entwicklung der Division zu dem nun folgenden Angriff auf das besetzte Racitz schneller vor sich gegangen, wenn der Uferwechsel durch Pioniere hätte erleichtert werden können.

Die 12. Infanterie-Division*) war unterdessen von Habrina über Rodow und weiter westlich vorgegangen. Unterwegs hatte sie schwache Vortruppen des Feindes zurückgedrängt. Ihre Entwicklung über die Trotina gestaltete sich ebenso wie die der 11. Infanterie-Division recht schwierig. Ein großer Teil der Infanterie mußte den Bach unter erheblichen Anstrengungen durchwaten. Nachdem der Gegner von den Hängen des südlichen Ufers auf Nedelischt und Lochenitz abgezogen war, ging der schwache Rest der Division, der den Uferwechsel noch nicht vollzogen hatte, über die Brücken in der Nähe des Dorfes Trotina auf Lochenitz vor. Während des Angriffs auf dieses Dorf wurde der Versuch gemacht, mit Infanterie die Elbe zu durchwaten und dem abziehenden Feinde auch auf deren linkem Ufer Aufenthalt zu bereiten. Das Unternehmen mißlang aber wegen des zu hohen Wasserstandes.

Es leuchtet ein, von welchen Vorteilen trotz der Schwäche der 12. Infanterie-Division in diesem Stadium des Kampfes das Vorhandensein eines Elbüberganges in der Nähe der Trotinamündung für den Sieger gewesen wäre. Ebenso klar ist jedoch, daß ein solcher Übergang nur dann rechtzeitig hätte hergestellt werden können,

*) Die Division war infolge von Entsendungen (darunter ein Bataillon und eine Eskadron gegen Josefstadt) nur noch fünf Bataillone, drei Eskadrons und zwei Batterien stark.

wenn der Avantgarde der 12. Infanterie-Division von vornherein Pioniere mit Brückenmaterial zugeteilt worden wären.

Die Pioniere des I. Armeekorps (1. Kompagnie Pionier-Bataillons 1) mitsamt dem leichten Feldbrückentrain waren der Avantgarde zugeteilt worden. Beim Vortrupp marschierte jedoch nur ein kleines Detachement, das Wegeschwierigkeiten beseitigen sollte. Es wäre besser gewesen, hierzu die ganze Kompagnie zu verwenden, dagegen hätte der Feldbrückentrain, dessen Verwendung nicht in Aussicht stand, dem Gros angehängt werden können.

Die Pioniere des Vortrupps legten später in Chlum einige Zäune nieder, die das Vorgehen hinderten, und beteiligten sich demnächst am Gefecht. Der Rest der Kompagnie wurde zur Hilfeleistung beim Marsch der Trains verwendet.

Das V. Armeekorps hatte seine Pioniere, wie bereits erwähnt, zur Sicherung von Brücken, Bagagen und Munitionskolonnen zurückgelassen. Dasselbe war, wie wir wissen, auch mit dem größten Teil der Pioniere des I. Armeekorps geschehen. Hätte man den Feind in einer wohlvorbereiteten Stellung angetroffen, so würde sich dieser Mißbrauch der technischen Truppen schwer gerächt haben.

Ein Rückblick auf die Verwendung der preußischen Pioniere zeigt, daß das Verständnis für die Verwertung dieser Waffe im ganzen Heere ein sehr mangelhaftes war. Wenn dieser Umstand gleichwohl keinen größeren Einfluß auf den Verlauf der Schlacht ausgeübt hat, so ist dies nur den zum Teil auf demselben Gebiete liegenden Fehlern des Feindes zu danken.

Die Maßnahmen beider kämpfenden Teile bieten also vielfach Anlaß zu absprechender Kritik. Man hat aber auf Grund der angeführten Tatsachen auch manche Vorwürfe erhoben, die nicht berechtigt sind. Diesen gegenüber ist zu betonen, daß die letzte Ursache der vorgekommenen Fehler in der damaligen Organisation zu suchen ist, derzufolge die österreichischen wie die preußischen Pioniere nicht fest genug mit der Armee zusammengeschweißt waren. Aber auch diese Organisation nachträglich anzugreifen, ist unbillig. Sie war ein Erzeugnis ihrer Zeit und bedurfte der Vervollkommnung auf Grund kriegerischer Erfahrungen, die denn auch von beiden Heeren in diesem Feldzuge gesammelt und verwertet worden sind. Preußen hat bald darauf im Feldzuge 1870/71 noch weitere Gelegenheit gefunden, im Kriege zu lernen. Aber auch da, wo man eigene und fremde Erfahrung richtig zu verwerten weiß, liegt die Möglichkeit vor, daß im Kriege organisatorische Mängel offenbar werden. Hier müssen dann die Führer, auch die der untersten Dienstgrade, ihre ganze Selbsttätigkeit entfalten, um jeder Schwierigkeit Herr zu werden und das Zusammenwirken aller Kräfte zum Siege zu fördern.

Scharr,

Major und Kommandeur des 1. Elsässischen Pionier-Bataillons Nr. 15.

Anlage 1.

Organisation und Ausrüstung der Pioniere im Feldzuge 1866.

I. Bei der österreichischen Nord-Armee.

Truppenverband oder Kommandooberbehörde	Zugeteilte Pioniere			Zeugsreserve ***)	Bemerkungen
	Truppenteil*)	Ausrüstung mit			
		Schanz- und Werkzeugwagen †††)	Brückenequipagen **)		
1. Korps	Stab u. 1. Pion. Bat. 2	2	1	1	*) Die Pionier- oder Genie-Kompagnie war etwa 200 Mann stark. Über ihre Ausrüstung mit Sprengmaterial ist nichts bekannt. **) Mit Material für je 80 m Brückenlänge. ***) Entsprachen den preußischen Schanzzeugkolonnen, führten aber mehr Schanzzeug mit als diese. †) Beim Armee-Oberkommando befand sich der „Pionier-Stabsoffizier im Armee-Hauptquartier". Die dem Armee-Oberkommando zugeteilten Pioniere bildeten die „Armeereserve". ††) Den Genietruppen wurden mit der Eisenbahn größere Mengen von Schanz- und Werkzeug nachgeführt, die zur Ausrüstung von Hilfskräften aus der Infanterie oder der Landbevölkerung bestimmt waren. †††) Einer dieser Wagen diente zur Mitführung des „tragbaren Schanzzeuges", das wegen seines hohen Gewichts (14 kg) gefahren wurde.
2. "	2. Pion. Bat. 2 . .	2	1	—	
3. "	4. " " 2 . .	2	1	—	
4. "	Stab u. 1. Pion. Bat. 5	2	1	1	
6. "	2. Pion. Bat. 5 . .	2	1	—	
8. "	3. " " 2 . .	2	1	—	
10. "	3. " " 5 . .	2	1	—	
A. O. Kdo. †)	Pion. Bat. 1 (4 Kp.)	8	4	1	
"	" " 6 "	8	4	1	
"	I. Genie-Regts. 1 "	?	—	1††)	
"	½ 12. " 1	?	—	?	

II. Bei dem sächsischen Armeekorps.

Truppenverband oder Kommandobehörde	Zugeteilte Pioniere			Bemerkungen
	Truppenteil	Ausrüstung mit		
		Werkzeugwagen	Brückentrains	
2. Inf. Div.	Pionier-Detachement der Avantgarde*)	1	—	*) Am 8. Juni gebildet; 1 Offizier, 54 Mann stark. **) Zum Hauptquartier gehörte auch die aus 4 Offizieren bestehende „Ingenieurabteilung". ***) Leichter Feldbrückentrain für 33 m Brückenlänge. †) Pontonpark aus Blechpontons für 69 m Brückenlänge. ††) Die Trainmannschaften sind in die Kopfstärken nicht eingerechnet.
Hauptquartier**)	Pionier-Kompagnie (160 Pioniere) ††)	1	1***)	
"	Pontonier-Kompagnie (130 Pioniere) ††)	1	1†)	

III. Bei den preußischen Armeen.

Truppenverband oder Kommandobehörde	Zugeteilte Pioniere						Bemerkungen.
	Truppenteil*)	Schanz- und Werkzeugwagen (bei der kleinen Bagage)	Pulverwagen (mit 250 kg Pulver)	Pontonkolonnen (für 125 m Brückenlänge)	Leichte Feldbrückentrains (für 30 m Brückenlänge)	Schanzzeugkolonnen (mit je 270 Spaten, 70 Hacken, 30 Äxten und Meßgerät)	
			Elb-Armee.				
14. Inf. Div.	2. u. 3. Pion. Bat. 7	4	—	—	1	1	
15. "	Pion. Bat. 8	8	1	—	1	1	
16. "	—	—	—	—	—	—	
Summe . . .	1½ Bat.	12	1	—	2	2	
			Erste Armee.				
5. Inf. Div.	Pion. Bat. 3	8	1	—	1	1	
6. "	—	—	—	—	—	—	
7. "	Pion. Bat 4	8	1	—	1	1	
8. "	—		—	—	—	—	
II. Armeekorps.							
3. Inf. Div.	Pion. Bat. 2	8	1	1	—	1	
4. "	—	—	—	—	—	—	
Ref. Artillerie	—	—	—	1	—	—	
Summe . . .	3 Bat.	24	3	2	2	3	
			Zweite Armee.				
Gardekorps							
1. G. Inf. Div.	—	—	—	—	—	—	
2. "	G. Pion. Bat.	8	1	—	—	1	
Ref. Artillerie	—	—		1	—	—	
I Armeekorps.							
1. Inf. Div.	—	—	—	—	—	—	
2. "	Pion. Bat. 1	8	1	—	1	1	
V. Armeekorps.							
9. Inf. Div.	—	—	—	—	—	—	
10. "	Pion. Bat. 5	8	1	—	—	1	
Ref. Artillerie	—	—	—	1	—	—	
VI. Armeekorps.							
11. Inf. Div.	Pion. Bat. 6	8	1	—	1	1	
12. "	—	—	—	—	—	—	
Kol. Abteil.	—	—		1	—	—	
Summe . . .	4 Bat.	32	4	3	2	4	

Bemerkungen: Beim Großen Hauptquartier befand sich der Generalinspekteur des Ingenieur-Korps; den Armee-Oberkommandos und Generalkommandos waren je 2 höhere Ingen. Offiziere zugeteilt, bei jedem Armee-Oberkommando befand sich außerdem 1 Feldeisenb. Abteilung; beim Großen Hauptquartier und den Armee-Oberkommandos der Ersten u. Zweiten Armee überdies 1 Feldtelegraphen-Abteilung.

*) Die Pion. Bataillone bestanden aus
1 Pontonier-Kompagnie (1.),
2 Sappeur-Kompagnien (2. und 3.),
1 Mineur-Kompagnie (4.).
Die Kompagnien waren 4 Offiziere, 150 Mann stark.
An tragbarem Schanzzeug wurden bei jedem Bataillon
57 Beile mit Stichsägen,
72 Äxte,
150 Hacken,
302 Spaten
mitgeführt.

Am 3. Juli 1866 befanden sich bei den kämpfenden Truppen folgende Pionierverbände:

Truppenverband	Pioniere	Platz der Pioniere in der Marschkolonne
	Elb-Armee.	
14. Infanterie-Division	1 Detachement 2./Pionier-Bataillons 8 mit 1 Bock- und 1 Pontonwagen des leichten Feldbrückentrains	Avantgarde
	2 u. 3./Pionier-Bataillons 7 mit leichtem Feldbrückentrain	Reserve
15. "	—	—
16. "	2./Pionier-Bataillons 8 mit dem Rest des leichten Feldbrückentrains	Ende des Gros
	Erste Armee.	
II. Armeekorps { 3. Inf. Div.	2. u. 3./Pionier-Bataillons 2	Gros, Ende der vorderen Brigade
II. Armeekorps { 4. "	—	—
5. Infanterie-Division	2./Pionier-Bataillons 3 mit leichtem Feldbrückentrain	Ende des Gros
6. "	3./Pionier-Bataillons 3	Avantgarde
7. "	$^1/_2$ 2./Pionier-Bataillons 4	Avantgarde
	1. und $^1/_2$ 2./Pionier-Bataillons 4 mit leichtem Feldbrückentrain	Reserve
8. "	3./Pionier-Bataillons 4	Avantgarde
	Zweite Armee.	
G. { 1. Garde-Inf. Div.	2. u. 4./Garde-Pionier-Bataillons	Ende des Gros
G. { 2. "	3./Garde-Pionier-Bataillons	Avantgarde
I. Armeekorps { 1. Inf. Div.	1./Pionier-Bataillons 1 mit leichtem Feldbrückentrain	Avantgarde
I. Armeekorps { 2. "	—	—
V. Armeekorps	—	—
VI. Armeekorps { 11. Inf. Div.	1./Pionier-Bataillons 6 mit Pontonkolonne	hinter der linken Kolonne der Division; von dieser durch die Reserveartillerie des Korps getrennt
VI. Armeekorps { 12. "	2./Pionier-Bataillons 6	Reserve
Summe . . .	16 Pionier-Kompagnien, 5 leichte Feld-Brückentrains, 1 Pontonkolonne.	

Anlage 2.

Vorschlag für die Verwendung der Brückentrains

beim Rückzuge der österreichischen Nord-Armee aus der Stellung an der Bistritz.

Tag der Ausführung	Brücken über die Elbe		Brücken über die Adler		Brückentrains		Ausführender Pioniertruppenteil
	Nr.	Länge in m	Nr.	Länge in m	Bezeichnung	Leistungsfähigkeit in m	
2./7. früh	1 bei Predmeritz	58,8*)	VII u. VIII (b. Swinarek)	119,4	4 Brückenequipagen des Pion. Bats. 1	320	1. Komp. Pion. Bats. 1
"	3 " Placka	46,5	V u. VI (b. Swinae)	119,4	Brückenequipage des 2. Korps	80	2. Komp. Pion. Bats. 1
"	4 " "	93,3*)	—	—	Brückenequipagen des Pion. Bats. 6	320	3. Komp. Pion. Bats. 1
"	6 " "	126,3*)	—	—			4. Komp. Pion. Bats. 1
"			IV (b. Malschowitz)	60,0	Brückenequipage des 4. Korps	80	
1./7.	10 " Strebes	70	—	—	Brückenequipage des 1. Korps	80	Pion. Komp. des 1. Korps (das am 1 Juli bei Kuklena lagerte)
3./7.	11 " Roudnicka	109*)	—	—	Brückenequipage des 8. Korps 1/2 Brückenequipage des 6. Korps	80 40	1. Komp. Pion. Bats. 6
"	12 " Bukowina	66,5	—	—	1/2 Brückenquipage vom 6. Korps	40	2. u. 3. Komp. Pion. Bats. 6
"	13 " "	66,5	—	—	Brückenequipage des 8. Korps Behelfsmaterial	80 13	
"	17 " Paedubitz	100 (Annahme)	—	—	Pontontrain und l. Feldbrückentrain des sächs. A. K.	102	4. Komp. Pion. Bats. 6

*) Einschl. Überbrückung des Mühlgrabens.

Anmerkung: Zur Verfügung des A. O. Kos. wäre noch die Brückenequipage des 10. Korps geblieben.

Die Elbbrücken Nr. 7 und 8 waren (aus Behelfsmaterial) durch die Pioniere der Festung Königgrätz herzustellen.

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika.

(1. Fortsetzung.)

6. Die Lage Anfang Februar und die Ereignisse bei der Ostabteilung bis zum Gefecht von Owikokorero.

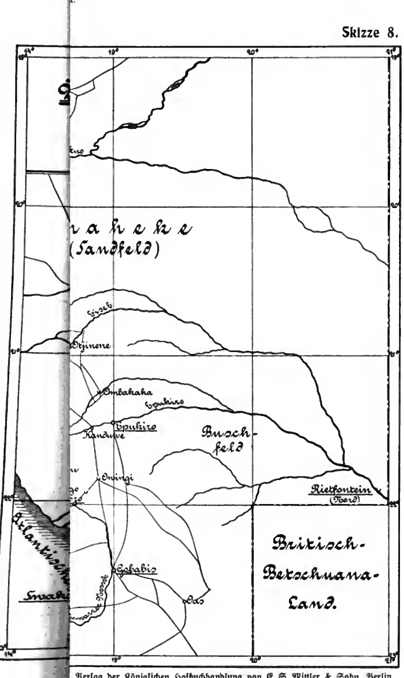
Maßnahmen in der Heimat.

Gleich nach dem Eintreffen der ersten Unglücksnachrichten über den Aufstand in Südwestafrika waren in der Heimat Maßnahmen getroffen worden, um dem so jäh überraschten Schutzgebiet in umfassender Weise Hilfe zu bringen. Als erste Verstärkung wurde schon am 17. Januar auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers ein Marine-Expeditionskorps mobilgemacht, das aus einem zusammengesetzten Marine-Infanterie-Bataillon, einer Maschinenkanonenabteilung, einer Sanitätskolonne und einem Proviant- und Materialiendepot bestehen und 23 Offiziere, fünf Ärzte und Beamte und rund 600 Mann sowie acht Maschinenkanonen zählen sollte. Schon vier Tage später, am 21. Januar, konnte das Expeditionskorps, dem sich der zur Verfügung des Gouverneurs gestellte Major v. Estorff anschloß, auf dem Dampfer „Darmstadt“ unter dem Befehl des Majors v. Glasenapp die Ausreise antreten. Schwierigkeiten entstanden bei dieser plötzlichen Inanspruchnahme für die Marine-Infanterie nur insofern, als infolge vielfacher Abkommandierungen die Zahl der verfügbaren ausgebildeten Leute trotz dreijähriger Dienstzeit so niedrig war, daß zahlreiche Rekruten nach Afrika mitgenommen werden mußten. Zur gemeinsamen Führung des Expeditionskorps wurde ein besonderes Kommando gebildet, an dessen Spitze der seitherige Inspekteur der Marine-Infanterie, Oberst Dürr, trat und das in kurzer Zeit folgen sollte.

Auch die Verstärkung der Schutztruppe wurde sofort in die Wege geleitet. Zunächst ging gleichzeitig mit dem Marine-Expeditionskorps eine Abteilung Eisenbahntruppen, bestehend aus zwei Offizieren und 60 Mann unter Führung des Oberleutnants Ritter, nach dem Schutzgebiet ab. Ferner ordnete Seine Majestät der Kaiser die Verstärkung der Schutztruppe um 500 Mann, sechs Feldgeschütze 96, vier 5,7 cm Schnellfeuergeschütze,*) eine 3,7 cm Maschinenkanone und sechs Maschinengewehre an. Diese Verstärkung, die nach den organisatorischen Bestimmungen für die Kaiserlichen

*) Dies waren die seinerzeit aus dem Schutzgebiet zur Instandsetzung in die Heimat gesandten.

Skizze 8.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Schutztruppen durch Einstellung tropendienstfähiger Offiziere und Mannschaften aller deutschen Kontingente auf Grund freiwilliger Meldungen gebildet wurde, sollte in zwei Staffeln abgesandt werden, die in Berlin zusammengestellt und eingekleidet wurden. Die Ausreise wurde am 30. Januar und 2. Februar unter Führung der Hauptleute Puder und v. Bagenski von Hamburg aus angetreten. Die Stärke der beiden Transporte war nachträglich noch etwas höher bemessen worden, sie betrug zusammen 22 Offiziere 516 Mann. In Argentinien wurden 500 Pferde und 500 Maultiere angekauft; hiervon wurden 250 Maultiere und 100 Pferde am 20. Februar als Vortransport abgesandt.

Noch vor Eintreffen der ersten Verstärkungen hatte sich die Lage im Schutzgebiete durch das tatkräftige und erfolgreiche Eingreifen der Kompagnie Franke wesentlich zugunsten der Deutschen verändert.*) Auch die Herstellungsarbeiten an der Bahn hatten dank der energischen Tätigkeit des Personals der Otawi-Bahngesellschaft und dem guten Wetter schnelle Fortschritte gemacht, so daß die Bahn am 5. Februar wieder in vollem Umfang benutzbar war.

Eintreffen des Transports v. Winkler. 3. Februar.

Am 3. Februar traf der Ersatztransport v. Winkler**) — vier Offiziere, ein Arzt, 226 Mann — in Swakopmund ein. Er wurde schleunigst gelandet, ausgerüstet und einstweilen mit den aus Kamerun eingetroffenen Gewehren 71***) bewaffnet, da die eigenen Gewehre des Transports tief im Schiffsraum verstaut und nicht vor Ablauf mehrerer Tage zu bekommen waren. Dann wurde die Abteilung sofort mit der Bahn nach Windhuk in Marsch gesetzt, wo sie schon am 5. Februar eintraf.

Die ursprüngliche Absicht, mit dem Detachement Winkler Gobabis zu entsetzen und dann unverzüglich konzentrisch gegen die Onjati-Berge vorzustoßen, in denen zahlreiche Hereros festgestellt waren, mußte Kapitän Gudewill aufgeben, weil in der Gegend des eben entsetzten Omaruru erneut feindliche Banden erschienen waren. Das Detachement Winkler wurde deshalb nach Karibib zurückgenommen, um nach Omaruru zu rücken. Dies erwies sich indessen als überflüssig, weil die Hereros am 6. Februar die Gegend von Omaruru endgültig verließen. Die Abteilung Winkler nahm infolgedessen am nächsten Tage, nachdem inzwischen auch die für sie bestimmten Gewehre 88 nachgekommen waren, den Vormarsch nach dem Osten wieder auf.

Ebenso wurde der beabsichtigte Entsatz von Gobabis unnötig, weil auch hier die Hereros, offenbar infolge der Annäherung der deutschen Verstärkungen, am 9. Februar sich aus der unmittelbaren Nähe der Station zurückgezogen hatten. Sie schienen sich indessen nordwestlich Gobabis am Schwarzen Nossob in bedeutender Zahl zu sammeln, — wie angenommen wurde, um von dort aus ihren Abzug nach Britisch-Betschuanaland zu bewerkstelligen.†)

*) Erstes Heft Seite 188. **) Erstes Heft Seite 149. ***) Erstes Heft Seite 166. †) Skizze 8.

Das Marine-Expeditionskorps trifft ein. 9. Februar. Anordnungen des Majors v. Glasenapp.

Das Marine-Expeditionskorps traf bereits am 9. Februar mittags nach schnell und glücklich verlaufener Fahrt in Swakopmund ein. Major v. Glasenapp übernahm den Oberbefehl über sämtliche Landstreitkräfte und wurde noch an Bord der Darmstadt von Kapitän Gudewill und dem Bezirksamtmann Fuchs aus Swakopmund über die Lage im Schutzgebiete unterrichtet. Nach den am 11. Februar von Hauptmann Franke aus Omaruru und von Hauptmann v. François aus Windhuk eingehenden Meldungen bestand im Bezirk Omaruru keine Gefahr; über die Lage in Outjo war zuverlässiges nicht zu erfahren; Nachrichten von der dort befindlichen 4. Schutztruppenkompagnie fehlten, da die Verbindung mit Outjo seit dem 14. Januar unterbrochen war. Die Lage um Windhuk selbst war gleichfalls nicht bedrohlich; wo die von Okahandja abgezogenen Hereros geblieben waren, war nicht bekannt. Man vermutete sie in den Onjatibergen. Stärkere Hererobanden waren hingegen südlich der Bahn zwischen Windhuk und Otjimbingue festgestellt. Im Osten wurde in der Gegend von Kehoro die Ansammlung starker feindlicher Banden gemeldet, denen gegenüber sich der im Vormarsch auf Gobabis befindliche Oberleutnant v. Winkler abwartend verhalten wollte.

Diese Nachrichten bewogen Major v. Glasenapp zu dem Entschluß, mit drei Kompagnien und sechs Maschinenkanonen zuerst nach dem Norden zu rücken, während eine Kompagnie und die verfügbaren Mannschaften des Landungskorps S. M. S. Habicht auf Otjimbingue marschieren sollten, um die Gegend südlich der Bahn vom Feinde zu säubern. Auf dem nördlichen Operationsgebiete hoffte Major v. Glasenapp bei schnellem Vormarsch noch den durch Hauptmann Frankes Erfolge eingeschüchterten Gegner zu fassen und mit vereinter Macht zu schlagen. Diese Gegend lag zudem der Eisenbahn und dem Hauptort Karibib so nahe, daß sich der Nachschub an Lebensmitteln, Schießbedarf und den sonstigen Bedürfnissen der Truppe verhältnismäßig einfach und leicht gestalten konnte.

Da die See ziemlich ruhig war, konnte die Ausschiffung der Truppen trotz der ungünstigen Hafenverhältnisse bis zum 11. Februar beendigt werden. Schwieriger als die Landung gestaltete sich indessen der Abtransport des Expeditionskorps mit der Bahn. Am 10. und 11. Februar konnte nur je ein Zug abgelassen werden, der je ungefähr die Hälfte des Seebataillons und der Maschinenkanonen-Abteilung aufnahm, während ein dritter Zug die Eisenbahn-Abteilung und die Sanitätskolonne nachführte. Die Fahrzeit nach Karibib betrug volle 22 Stunden, während deren die Mannschaften nur teilweise sitzen konnten. Die zuerst in Karibib eingetroffene 3. Kompagnie (Haering) mit zwei Maschinenkanonen trat unter dem Befehl des Majors v. Estorff bereits am 11. Februar den Marsch nach Omaruru an, während Major v. Glasenapp mit den übrigen Teilen am nächsten Tage folgen wollte.

Oberst Leutwein übernimmt den Oberbefehl. 11. Februar.

Inzwischen war jedoch am 11. Februar der Gouverneur, Oberst Leutwein, vom südlichen Kriegsschauplatze zurückkehrend, in Swakopmund eingetroffen und hatte die Leitung der Operationen übernommen. Er war mit der Entsendung der 3. Marine-Kompagnie nach Omaruru einverstanden, alle übrigen Teile befahl er indes in Okahandja zu seiner Verfügung zu vereinigen.

Der Gouverneur hatte anfänglich, als er noch fern vom Schauplatze der Ereignisse weilte und infolge der mangelhaften Lichtsignalverbindung nur unzureichend unterrichtet war, den Nachrichten über die aufständische Bewegung der Hereros keine ernste Bedeutung beigemessen und auch nach Berlin berichtet, daß im Lande Truppen genug zur Niederwerfung des Aufstandes vorhanden seien. In der Heimat hatte man jedoch, wie erwähnt, an maßgebender Stelle nach den eingelaufenen Nachrichten eine andere Auffassung gewonnen und die Entsendung des Marine-Expeditionskorps sowie die Verstärkung der Schutztruppe durch die Transporte Puder und Bagenski*) angeordnet.

Nachdem der Gouverneur in Swakopmund näheren Einblick in die Verhältnisse gewonnen hatte, änderte er seine Ansicht über die Bedeutung des Aufstandes und gelangte zu einer sehr ernsten Auffassung der Lage. Er gewann den Eindruck, daß drei größere Gruppen Aufständischer zu unterscheiden seien, die er westlich des Waterberges, bei Otjisongati**) und bei Kehoro im Distrikt Gobabis vermutete. Er war nunmehr der Überzeugung, daß es zum mindesten aller bisher entsandten Verstärkungen bedürfen würde, um des Aufstandes Herr zu werden. Demgemäß glaubte er vor dem Beginn weiterer Operationen das Eintreffen sämtlicher aus der Heimat abgegangenen Verstärkungen abwarten zu müssen. Zudem hielt er, da er von den Operationen unberittener Truppen sich wenig versprach, eine zuwartende Haltung bis zum Eintreffen sämtlicher Pferdetransporte und bis zum Aufhören der Pferdesterbe — etwa bis Ende April — für angezeigt. In diesem Sinne berichtete er nach Berlin.

Hier hatte inzwischen Seine Majestät der Kaiser den Chef des Generalstabs der Armee mit der Oberleitung der Operationen betraut. Oberst Leutwein erhielt die Weisung, die Operationen auf Outjo und Grootfontein (Nord) sobald wie möglich aufzunehmen.

Entsprechend seiner sich später als zutreffend erweisenden Auffassung, daß die Hereros in drei Gruppen ständen, teilte der Gouverneur die ihm zur Verfügung stehenden Truppen in drei Abteilungen ein.

1. Die Ostabteilung — etwa 200 Mann der Schutztruppe (Ersatztransport Winkler), zwei Kompagnien Marine-Infanterie (1. und 4.) und einige Geschütze unter Major v. Glasenapp — sollte den Distrikt Gobabis vom Feinde säubern, die Grenze

*) Seite 311.
**) Am Südostfuße der Onjatiberge.

für flüchtende Hereros und ihre Viehherden sperren und die Verbindung mit Grootfontein aufnehmen.

2. Die Westabteilung — 2. Schutztruppen-, 3. Marine-Infanterie-Kompagnie und mehrere Geschütze unter Major v. Estorff — hatte in gleicher Weise den Distrikt Omaruru zu säubern, die Verbindung mit Outjo herzustellen und die vorläufig dort noch vereinzelt stehende 4. Schutztruppen-Kompagnie an sich zu ziehen.

3. Die Hauptabteilung — bis jetzt nur aus der 2. Marine-Infanterie-Kompagnie bestehend — sollte durch die Ende Februar zu erwartenden Verstärkungen der Schutztruppe (Transporte Puder und Bagenski) und durch die inzwischen aus dem Süden zurückberufene 1. Feldkompagnie und Gebirgsbatterie sowie eine Witboi- und Bastardabteilung verstärkt werden und sich bei Okahandja sammeln. Das Kommando über diese Truppen übernahm vorläufig, bis zum Eintreffen des Obersten Dürr, Oberst Leutwein selbst. Ihre Aufgabe sollte die Niederwerfung des Feindes bei Otjisongati und am Waterberge sein.

Die Sicherung der Eisenbahn und die Besetzung der Etappenorte Swakopmund, Karibib, Okahandja und Windhuk fiel dem Eisenbahndetachement, der Landungsabteilung des Habicht und den eingezogenen Mannschaften des Beurlaubtenstandes zu. Die Eisenbahnmannschaften erledigten außerdem die weiteren an der Bahn erforderlichen Herstellungsarbeiten.

Die Tätigkeit der Ostabteilung.

Die Aufgabe, die die Abteilung Glasenapp lösen sollte, war nicht einfach. Die große Ausdehnung der Grenze, der völlige Mangel des Landes an Hilfsmitteln irgend welcher Art, der die Truppe ausschließlich auf den schwierigen und langsamen Nachschub mittels Ochsenwagen anwies, erschwerte die Operationen außerordentlich. Der Umstand, daß nur ein ganz kleiner Teil der Abteilung mangelhaft beritten gemacht und ihr nur wenige Eingeborene zur Verfügung gestellt werden konnten, ließ es fast ausgeschlossen erscheinen, den landeskundigen, zum Teil berittenen Hereros, zuvorzukommen, falls sie abziehen wollten.

Der bereits am 16. Februar in Gobabis eingetroffenen Abteilung Winkler folgten die übrigen Teile der Ostabteilung von Windhuk aus in zwei Staffeln.

Die Kompagnie Fischel tritt den Marsch nach Osten an. Gefecht an der Schwarzen Klippe. 14. Februar.

Die 1. Kompagnie — Hauptmann Fischel — war am 13. Februar in Windhuk angelangt, hatte dort*) sich mit Wagen und Vorräten versehen, ihre Offiziere beritten gemacht und einige Schutztruppenreiter zugeteilt erhalten. Sie marschierte am 14. über Abrahams Farm bei sehr heißem Wetter 40 km weit nach der Schwarzen Klippe. In der Nacht zum 15. wurden ihre zum Schutze des Lagers aufgestellten Posten von Hereros, mit denen Patrouillen schon während des Marsches Fühlung genommen hatten, angefallen. Es entstand eine lebhafte Schießerei in der Dunkelheit,

*) Die Vorbereitungen für die Unternehmung nach Osten hatte Hauptmann a. D. v. François getroffen.

bei der die Sicherungsabteilungen drei Tote und zwei Verwundete*) hatten. Als mit Tagesanbruch die Umgebung des Lagers abgesucht wurde, waren die Hereros verschwunden. Auch Tote oder Verwundete wurden nicht gefunden. Noch bevor Meldung von diesem Gefecht abging, traf am 15. Februar der Befehl des Gouverneurs ein, daß die Kompagnie vorläufig stehen bleiben sollte.

Die zweite Staffel der Ostabteilung, der Stab, dem als landeskundiger Beirat Hauptmann a. D. v. François beigegeben war, die 4. Kompagnie und 30 Schutztruppenreiter unter Oberleutnant d. R. Köhler, wurde bis zum 17. Februar in Windhuk marschbereit und erreichte noch an diesem Tage Avis. Weiter zu gelangen, war unmöglich wegen des Versagens der Wagenkolonne, die trotz der kurzen Wegestrecke von nur 5 km zum Teil erst acht Stunden nach der Truppe eintraf. Es zeigte sich, daß nach den Ansprüchen, die der Krieg im Süden gestellt hatte, die noch vorhandenen Treiber, Zugtiere und Wagen in jeder Beziehung minderwertig waren; ähnlich war es mit den Pferden bestellt, von denen die von dem Bataillon aus Europa mitgebrachten sich noch am brauchbarsten erwiesen. Die Kolonne erreichte trotz solcher Hemmnisse am 18. Abrahams Farm, vereinigte sich am 19. mit der 1. Kompagnie und gelangte mit dieser zusammen am selben Tage bis nahe an Seeis, von wo aus am 20. der Marsch über Otjihaënena—Orumbo auf Otjiwarumende fortgesetzt wurde.

Die Ostabteilung wendet sich auf Kehoro. 23. Februar.

Hier erhielt Major v. Glasenapp von Oberleutnant v. Winkler aus Gobabis am Vormittage des 23. Februar die Meldung, daß der Tetjostamm**) noch bei Owikaugo—Kehoro (am Schwarzen Nossob) stehe und Oberleutnant v. Winkler von Gobabis nach Norden marschiere, um Kehoro am 24. Februar zu erreichen. Major v. Glasenapp wandte sich daraufhin ebenfalls in beschleunigtem Marsch nach Nordosten auf Kehoro. Es gelang unter Zurücklassung des größten Teils der Bagage, die 98 km lange Strecke bis Kehoro trotz Wassermangels in 42 Stunden zurückzulegen, unter afrikanischen Verhältnissen eine sehr bemerkenswerte Leistung, die von der großen Hingabe der Truppe ein schönes Zeugnis ablegt. Leider war sie vergebens; Tetjo war im letzten Augenblick in eiliger Flucht nach Nordwesten entwischt.

Die Marine-Infanterie erreichte am 26. Februar noch Owingi, wo sie in Berührung mit der bis Kanduwe, westlich Epukiro, vorgegangenen Abteilung Winkler trat. Dann aber mußte Halt gemacht werden, um den Mannschaften nach den großen Anstrengungen der letzten Tage Ruhe zu gewähren und die Ergänzung des zu Ende gehenden Lebensmittelvorrats abzuwarten. Der Gesundheitszustand war trotz der ungeheuren Strapazen zu dieser Zeit noch recht gut.

Streifzug gegen den Eiseb. 27. Februar.

Um festzustellen, ob weiter nördlich ein Abzug der Hereros gegen die Grenze

*) Tot: Die Seesoldaten Buttenmüller, Mahnke und Schneider, verwundet: Gefreiter Arndt, Seesoldat Henze.

**) Östlicher, dem Häuptling Tetjo unterstehender Zweig des Hererovolkes.

stattfände, bildete Major v. Glasenapp am 27. in Kanduwe eine 80 Pferde starke Erkundungsabteilung unter dem Befehl des Oberleutnants Eggers. Diese machte, begleitet von Major v. Glasenapp und mehreren anderen Offizieren, einen großen Ritt nach Norden, der sie über Ombakaha bis zum Eiseb bei Otjinene führte. Im ganzen wurden bei sehr großer Hitze und ungenügender Verpflegung in vier Tagen 200 km zurückgelegt. Der Feind wurde nirgends mehr gefunden, dagegen festgestellt, daß alle Spuren auf seinen Abzug nach Westen hindeuteten.

Major v. Glasenapp folgt den Hereros nach Westen. 6. März.

Da der Osten offenbar vom Gegner frei und dessen Entschlüpfen in dieser Richtung nicht mehr zu befürchten war, faßte Major v. Glasenapp den Entschluß, den Hereros nach Westen zu folgen; denn am wirksamsten wurde die Ostgrenze durch eine energische Verfolgung des Gegners in westlicher Richtung gesperrt. Die Aufgabe, die Verbindung mit Grootfontein (Nord) aufzunehmen, hielt der Führer der Ostabteilung nicht für durchführbar. Denn Grootfontein konnte, abgesehen von der großen Entfernung und den dadurch entstehenden Nachschubschwierigkeiten, ohne größere Kämpfe mit den am Omuramba-u-Omatako sehr dicht sitzenden Hereros kaum erreicht werden; für kleinere Abteilungen schien das Unternehmen daher aussichtslos. Major v. Glasenapp meldete dem Obersten Leutwein durch Boten seinen neuen Entschluß, an dessen Ausführung er unverzüglich herantrat, da durch Abwarten einer Antwort kostbare Zeit verloren gegangen wäre. Zur Verhinderung des Übertritts kleinerer Hererobanden auf englisches Gebiet wurde Rietfontein (Nord) durch 30 Mann der Schutztruppe unter Leutnant Eymael besetzt und die Besatzung von Gobabis durch einige Landwehrleute verstärkt.

Mit allen übrigen Truppen setzte Major v. Glasenapp sich in zwei Kolonnen in Marsch, um bis zum 15. März die Linie Okaiura (am Eiseb)—Ekuja (am Schwarzen Nossob) zu erreichen. Er hoffte dort am besten in der Lage zu sein, mit der Hauptabteilung zusammenzuwirken, sobald diese operationsbereit war. Die 1. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons, eine aus der Abteilung Winkler gebildete Schutztruppenkompagnie unter Oberleutnant Streitwolf und die Reiterabteilung unter Oberleutnant Eggers bildeten mit vier Geschützen und zwei Maschinengewehren die Hauptkolonne, die von Kanduwe aus das Epukiro-Flußbett aufwärts marschieren sollte; die linke Kolonne unter Hauptmann Lieber setzte sich aus der 4. Marine-Infanterie-Kompagnie, der Reiterabteilung Köhler und zwei Geschützen zusammen und hatte über Kehoro und dann entlang dem Schwarzen Nossob vorzugehen. Beide Abteilungen waren noch mit Lebensmitteln auf über 20 Tage versehen; ihre Verbindungen wurden unmittelbar auf Seeis verlegt. Nach Beendigung aller Vorbereitungen konnte am 6. März der Vormarsch angetreten werden.

Die Aussage eines am 7. von der Abteilung Eggers gefangen genommenen Kaffern erweckte die Hoffnung, Tetjo noch bei Okandjesu, etwa 40 km nordöstlich Ekuja, zu fassen, doch fand die am 8. nach beschleunigtem Marsch dort eintreffende

Hauptkolonne den Ort verlassen. Sie traf dagegen hier die linke Kolonne, die wegen der schlechten Wegeverhältnisse im Nossobtale ebenfalls über Okandjesu marschierte. Am 10. setzten beide Abteilungen den Vormarsch, der unterdessen die Zustimmung des Gouverneurs gefunden hatte, auf Okatjeru und Ekuja fort. Die Hauptkolonne erreichte am 11. März Okatjeru und am 12., zahlreichen Vieh- und Karrenspuren folgend, Onjatu. Da die Weisungen des Gouverneurs bereits mit einem Abmarsch der Hereros nach dem Waterberge rechneten, erhielt die am 11. März in Ekuja eingetroffene linke Kolonne den Befehl, nach Onjatu heranzukommen, woselbst die Hauptabteilung Halt gemacht hatte, um ihre Ankunft und die eines im Anmarsch über Gobabis befindlichen Lebensmitteltransportes abzuwarten und der Infanterie und den Gespannen einige Ruhe zuteil werden zu lassen. Die entstehende Pause gedachte Major v. Glasenapp zu gründlicher Aufklärung zu benutzen.

Das Gefecht bei Owikokorero. 13. März.

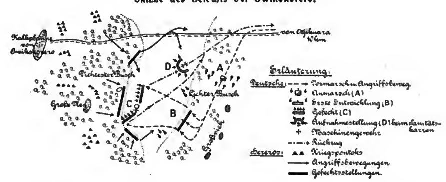
Er bestimmte hierzu die berittene Abteilung, die indes nur noch zwei Offiziere und 35 Mann stark war, da ihr Pferdebestand unter den Anstrengungen der letzten Wochen sehr gelitten hatte. Zu ihrer Verstärkung nahmen deshalb der Stab und mehrere berittene Offiziere an der Unternehmung teil; auch ein Maschinengewehr, ein Arzt und eine mit einem Sanitätsunteroffizier und sieben Seesoldaten besetzte Ochsenkarre wurden zugeteilt. Im ganzen waren es elf Offiziere, 38 Reiter und acht Mann zu Fuß, mit denen Major von Glasenapp die Erkundung unternahm. Seine Absicht war, festzustellen, ob westlich und südwestlich von Onjatu noch stärkere Hereroabteilungen ständen oder ob der Abzug nach dem Waterberge tatsächlich schon ausgeführt sei.

Am 13. März 6^{00} morgens wurde abgeritten. Unterwegs befahl Major v. Glasenapp die Besetzung der Wegekreuzung von Otjikuara durch einen von Onjatu heranzuziehenden Zug. Beim Weiterreiten auf Owikokorero folgte die Abteilung einer vier bis fünf Tage alten Spur und gelangte aus dichtem Busch heraus auf eine weite freie Fläche, dann wieder in lichten Dornbusch, hinter dem Owikokorero liegen sollte. Ein am Wege aufgegriffenes altes Hereroweib sagte aus, daß Tetjo bei Owikokorero sitze. Gleichzeitig wurde südlich des Weges eine große Viehherde gemeldet. Die Abteilung ritt auf diese zu und nahm sie, nachdem die Viehwächter abgeschossen waren, in Besitz. Dann wurde der Marsch gegen die Werft wieder aufgenommen. Mit großen Zwischenräumen ausgeschwärmt, rechts und links durch Seitenpatrouillen gedeckt, ging die Abteilung gegen den wieder dichter werdenden Dornbusch vor. Sie erbeutete während des Weitermarsches noch mehrere Herden Groß- und Kleinvieh und setzte unter Zurücklassung von neun Mann als Bedeckung für das Vieh den Marsch im Dornbusch fort, um das Zurücktreiben des Viehs zu sichern und näheren Einblick in die Verhältnisse beim Feinde zu bekommen.

Man hatte bisher nur einzelne Hereros zu Gesicht bekommen, die schleunigst ausgerissen waren, und glaubte deswegen, es mit einem schwachen, überall ausweichenden Feinde zu tun zu haben. Alles war froh, als endlich gegen 4^{30} nachmittags einige am rechten

Flügel fallende Schüsse anzudeuten schienen, daß man nun den Gegner gestellt habe. Die Reiterlinie hatte in diesem Augenblick eine lichtere Stelle erreicht, sie saß sofort ab und machte sich bereit, den Kampf aufzunehmen. Aber der Feind hatte sich hinter den Büschen oder im Grase so vorzüglich versteckt, daß er so gut wie unsichtbar war und man ihm mit Feuer keinen Schaden zufügen konnte, obwohl er weniger als 100 m entfernt war. Von der Bedienungsmannschaft des Maschinengewehres fielen


Skizze des Gefechts bei Owikokorero.



gleich anfangs mehrere Leute. Ein Versuch, mit dem zunächst weniger bedrängten linken Flügel den Feind zu umfassen, glückte nicht, da dieser sich schnell verstärkte und seinerseits um beide Flügel herumzugreifen und die Rückzugslinie zu bedrohen begann. Jetzt erst erkannte man, daß man einen weit überlegenen, mehrere hundert Gewehre starken Feind sich gegenüber hatte, dem Major v. Glasenapp nach Abzug der Pferdehalter und Viehwächter nur etwa 30 Gewehre entgegenzustellen vermochte.

Da unter diesen Umständen der Kampf völlig aussichtslos und der Zweck der Erkundung zudem bereits erreicht war, befahl Major v. Glasenapp, langsam zurückzugehen. Es wurde noch zweimal Front gemacht und das Feuer aufgenommen, aber die Hereros, durch den Rückzug der Deutschen ermutigt, drängten jetzt lebhaft, besonders gegen beide Flanken nach. Ihr Feuer wurde immer heftiger, die Verluste mehrten sich, das Maschinengewehr mußte stehenbleiben, nachdem seine Bedienungsmannschaft gefallen und seine Bespannung abgeschossen war. Der Führer, Oberleutnant z. S. Hermann, selbst durch zwei Schüsse schwer verwundet und kampfunfähig, rief einige Reiter herbei, um das Gewehr zurückzubringen, aber wer sich ihm näherte, fiel. Der Obermatrose Ehlers hatte es unbrauchbar gemacht, ehe er selbst zu Tode getroffen wurde und das Gewehr in Feindes Hand fiel.

Der größte Teil der weiter rückwärts stehenden Pferde wurde von den Hereros zusammengeschossen, immer mehr häuften sich beim Rückzuge die Verluste, besonders

durch das heftige Flankenfeuer. Oberleutnant z. S. Mansholt hatte schon vorher den Befehl erhalten, nach Onjatu zu eilen mit der Weisung an die dort stehenden Truppen, sich gefechtsbereit zu machen. Erst nachdem ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen waren, gelang es ihm, auf dem dritten davonzukommen. Das kleine Häuflein der Überlebenden führte Major v. Glasenapp in derselben Richtung zurück, aus der die Abteilung gekommen war.

Schon in der ersten Stellung war Oberleutnant Eggers gefallen, ein alter, vielfach bewährter Afrikaner, der schon in der Naukluft*) im Jahre 1894 mitgekämpft hatte und während des Ausstands des Häuptlings Nikodemus 1896 verwundet worden war. Durch seinen frischen Wagemut als Führer der berittenen Abteilung und durch seine Kenntnis von Land und Leuten hatte er sich in ganz besonderem Maße die Hochschätzung aller Offiziere und Mannschaften der Ostabteilung erworben. Oberassistenzarzt Dr. Velten fand seinen Tod, als er, seine schwere Pflicht treu erfüllend, in die Schützenlinie voreilte. Mehrfach getroffen, fiel Leutnant Dziobeck, der anfangs mit einem schweren Beinschuß noch energisch weitergefeuert hatte. Beim Zurückgehen fielen die Leutnants der Reserve Tiesmeyer und Bendix, dann Oberleutnant z. S. Stempel und zuletzt bei dem Versuche, noch einmal mit einigen Leuten das Feuer aufzunehmen, Hauptmann a. D. v. François, bis dahin der treue und fachkundige Berater des Führers der Ostabteilung; er war der Bruder und Mitarbeiter des früheren Gouverneurs und genoß das höchste Vertrauen bei allen deutschen Kolonisten. Sein und Eggers' Tod waren gerade jetzt besonders schwer zu ersetzende Verluste. Die großenteils auch verwundeten Überlebenden erreichten völlig erschöpft die Sanitätskarre, deren Besatzung der Sanitätssergeant Witt in breiter Front zur Aufnahme hatte ausschwärmen lassen. An ihrem Widerstande brach sich die Angriffslust der nachdrängenden Hereros; die Verwundeten konnten aufgeladen werden, und gegen 6⁰⁰ nachmittags setzte sich die Karre unter Führung des ebenfalls durch zwei Streifschüsse verwundeten Kommandeurs nach Onjatu in Bewegung. Die Hereros folgten zwar noch, bis die Dunkelheit hereinbrach, blieben aber nach und nach immer weiter ab. Ihr Feuer rief keine weiteren Verluste mehr hervor. Hätten sie energischer nachgedrängt, so wäre die kleine Schar trotz des von den unverwundeten Mannschaften abgegebenen Feuers verloren gewesen. Sie erreichte um Mitternacht wieder das Lager von Onjatu.

Von elf Offizieren und 38 Reitern waren sieben Offiziere und 19 Mann gefallen, drei Offiziere, darunter Major v. Glasenapp und sein Adjutant, Leutnant Schäfer, und zwei Mann verwundet, mehr als die Hälfte der ganzen Erkundungsabteilung außer

*) Im nördlichen Groß-Namalande.

Gefecht gesetzt.*) Mit blutigen Opfern war festgestellt worden, daß man einen zahlreichen, zum Widerstand entschlossenen Feind sich unmittelbar gegenüber hatte.

Die Darstellung des Gefechts von Owikokorero zeigt, daß der vielfach erhobene Vorwurf, die schweren Verluste seien durch mangelhafte Sicherung des Marsches hervorgerufen worden, in keiner Weise berechtigt ist. Das Gefecht lehrt indessen sehr deutlich, wie unendlich schwierig die Aufklärung im afrikanischen Busch-



Abbildung 1.



Buschgelände bei Owikokorero.

gebiete ist. Man hat aus dem verlustreichen Kampfe bei Owikokorero die richtige Lehre gezogen, daß hier die Verwendung starker Aufklärungsabteilungen, wie sie anfänglich, als eingeborene Kundschafter fehlten, empfohlen worden war, nicht am Platze ist, zumal wenn die Anwesenheit des Gegners bereits bekannt ist. Bei den späteren Unternehmungen wurden daher in der Regel schwächere Patrouillen entsandt und selbst diese ritten nicht gemeinsam, sondern meist in zwei Gruppen, vorne

*) Außer den oben Genannten waren gefallen: die Feldwebel Bach und Nitschke, Vizefeldwebel der Reserve Wellstein, die Sergeanten Bennewies, Kiel, Signalmaat Wroklage, Bootsmannsmaat Höltke, die Unteroffiziere Otten, Wolf, Bachmann, Sepp (Kriegsfreiwilliger, Gouvernementstierarzt), die Gefreiten Albrecht, Förster, Stegmann, Ahlenberg, Obermatrose Ehlers, Reiter Grasschopp Schanz, Woderich; verwundet: Unteroffizier Schmidt, Gefreiter Senne.

der Führer mit zwei bis drei Reitern, meist eingeborenen Kundschaftern, gewissermaßen als Spitze, je nach dem Gelände dicht oder einige 100 m dahinter die übrigen Reiter. Die Patrouille begnügte sich in der Regel damit, festzustellen, wo größere Viehherden der Hereros sich befanden; denn deren Vorhandensein ließ stets auf die Anwesenheit starker Banden schließen. Ein längeres Verweilen am Feinde oder gar ein Fechten der Patrouillen hat sich stets als unnütz, ja bedenklich erwiesen; dem scharfen Auge der Hereros entging die Anwesenheit der Patrouillen selten und es fiel ihnen, so lange sie noch Unternehmungslust besaßen, nicht schwer, eine sich länger in ihrer Nähe aufhaltende Patrouille zu überfallen und abzuschießen. Später indessen, als die Hereros einem Zusammenstoß ausweichen wollten, wurden sie durch die beobachtenden Patrouillen nur unnötig beunruhigt und zum schleunigen Abmarsch bewogen. Deshalb ist es in einem solchen Falle angezeigt, so wenig Patrouillen wie möglich zu entsenden. Diese haben ihren Auftrag meist erfüllt, wenn sie die Anwesenheit des Feindes an irgend einem Punkte festgestellt haben. Die weitere Aufklärung muß dann das Gefecht der nachfolgenden Abteilung selbst ergeben. Durch die Verluste von Owikokorero sind solche Lehren zwar blutig, aber nicht vergebens erkauft worden, und es erscheint in jedem Falle ungerecht, gegen die braven Offiziere wegen ihrer Kühnheit und ihres echt kriegerischen Dranges, an den Feind zu kommen, auch nur einen leisen Vorwurf erheben zu wollen. Der Kühnheit werden im Kriege, selbst wenn sie vielleicht blutige Opfer fordert, stets schönere und höhere Erfolge beschieden sein, als allzu großer Vorsicht und Bedachtsamkeit. Schwere Verluste sind bei tatkräftiger Kriegführung eben nie zu vermeiden.

Die Ostabteilung bleibt bei Onjatu stehen.

Den festgestellten Feind beabsichtigte Major v. Glasenapp unverzüglich anzugreifen, sobald die linke Kolonne der Ostabteilung bei Onjatu eingetroffen sein würde. Inzwischen ging jedoch die Nachricht ein, daß die Hereros in großer Stärke der auf sich allein angewiesenen Ostabteilung gegenüberständen; nach einer Eingeborenenmeldung sollten außer Tetjo auch die Häuptlinge Samuel Maherero und Traugott mit ungefähr 3000 Leuten bei Owikokorero anwesend sein. Major v. Glasenapp zog es deshalb vor, zunächst Nachrichten von der Hauptabteilung abzuwarten und mit dieser gemeinsam zum Angriff zu schreiten.

So entstand für die Ostabteilung eine Zeit des Stillstands, während deren sie bei Onjatu verblieb. Sie bezog am 15. März auf einer Hochfläche abseits der Wasserstelle ein neues Lager. Zur Verhütung von Seuchen, wie sie bei längerem Lagern größerer Abteilungen an derselben Wasserstelle leicht entstehen können, wurden umfassende Maßnahmen getroffen. Das Lager wurde allmählich ausgebaut und täglich durch eine Kommission auf seine Sauberkeit geprüft. Außerhalb desselben wurden Latrinen und Abfallgruben angelegt. Posten an der Wasserstelle sorgten für deren Reinhaltung. Das zahlreiche Vieh wurde an einer eine halbe Stunde vom Lager entfernten Vley getränkt.

Im übrigen wurde, so gut es ging, durch kleinere Patrouillen und Eingeborene mit dem bei Owikokorero lagernden Feinde Fühlung gehalten und die Mannschaft durch Übungen in der Nähe des Lagers mit den besonderen Anforderungen vertraut gemacht, die die Kriegführung im afrikanischen Busch stellt.

7. Die Operationen der Westabteilung.

Unterdessen waren auch im Westen die Operationen in Gang gekommen. Dort hatte die Kompagnie Franke nach dem Abzuge der Hereros aus der näheren Umgebung von Omaruru festgestellt, daß der Feind kurz darauf auch von Omburo in nordöstlicher Richtung abgezogen war, die Gegend westlich bis nach Okombahe völlig geräumt und schließlich auch das Gelände nördlich Omaruru aufgegeben hatte. Die Spuren aller Banden deuteten auf einen Rückzug nach Osten hin.

Die Westabteilung tritt den Vormarsch an. 20. Februar.

Major v. Estorff hatte in Omaruru seit dem 14. Februar die 2. Feldkompagnie Franke, die 3. Kompagnie Haering des Marine-Infanterie-Bataillons, ein Feldgeschütz C. 73, ein 6 cm Gebirgsgeschütz und zwei 3,7 cm Maschinenkanonen vereinigt. Sein Urteil über die Kompagnie Franke lautete: „Mann und Pferd mager und sehnig, aber gesund aussehend — in der Tat eine stolze Kompagnie.“ Unverzüglich nach Empfang der am 19. eintreffenden Anordnungen des Gouverneurs*) brach Major v. Estorff am 20. in der Richtung auf Outjo auf, um sich zunächst mit der 4. Feldkompagnie zu vereinigen, von der immer noch keine näheren Nachrichten vorlagen. In Omaruru blieben außer der ursprünglichen, aus Landwehrleuten, Kriegsfreiwilligen und Invaliden bunt zusammengesetzten Besatzung 20 Seesoldaten und eine Maschinenkanone zurück; fünfzehn Seesoldaten und die Bedienung eines Maschinengeschützes wurden beritten gemacht und schlossen sich dem Vormarsch an.

Die vorausmarschierende Kompagnie Franke erreichte am 21. Februar morgens, nachdem sie die 65 km betragende Entfernung in 18 Stunden zurückgelegt hatte, Okowakuatjiwi (etwa 35 km südlich vom Etanenoberge) und fand dort bereits die 4. Feldkompagnie vor, deren Führung an Stelle des verwundeten**) Hauptmanns Kliefoth Oberleutnant Frhr. v. Schönau-Wehr übernommen hatte. Am 22. trafen dort auch die übrigen Teile der Kolonne Estorff ein. Durch einen Erkundungsritt der 4. Kompagnie wurde in den nächsten Tagen der Abzug der Hereros aus der Gegend westlich und südlich Okowakuatjiwi sowie die Räumung von Otjipaue festgestellt. Man vermutete, daß der Stamm der Omaruru-Hereros bei Otjihinamaparero, einer sehr ergiebigen und von einer gewaltigen Felsenstellung geschützten Wasserstelle, stehe. Major v. Estorff entschloß sich, den Feind dort aufzusuchen.

---

*) Seite 314.

**) Erstes Heft, Seite 163.

Er rückte zu diesem Zweck am 24. Februar 3⁰⁰ nachmittags mit den beiden Schutztruppenkompagnien und dem berittenen Teil der Marine-Infanterie, im ganzen zwölf Offizieren, drei Sanitätsoffizieren, 164 Mann und fünf Geschützen*), auf Otjipaue ab. Die nicht berittenen Mannschaften der Marine-Infanterie sowie der Troß wurden in Okowakuatjiwi zurückgelassen. Nach Abzug der in Omaruru, Okowakuatjiwi und Outjo zurückgebliebenen Besatzungen waren die Kompagnien an Kopfzahl so schwach, daß sie eigentlich die Bezeichnung als solche nicht verdienten. Die Züge zählten nicht

Major v. Estorff stößt auf Otjihinamaparero vor.

Das Gefecht bei Otjihinamaparero. 25. Februar.

Abbildung 2.



Die Abteilung Estorff beim Abmarsch von Omaruru.

mehr als zwölf bis fünfzehn Gewehre. Die 4. Kompagnie hatte trotz Zuteilung berittengemachter Seesoldaten nur drei Züge formieren können**). Die Geschütze hatten nur ihre Protzmunition, da Eselbespannungen für Munitionswagen nicht vorhanden waren.

Bei Otjipaue, der letzten Wasserstelle vor dem noch etwa 30 km entfernten Otjihinamaparero, wurde von 5⁰⁰ nachmittags bis 1⁰⁰ nachts gerastet. Der dann folgende Nachtmarsch auf dem mit Gras stark bewachsenen Wege gestaltete sich sehr schwierig, immer wieder ging die Spur verloren, so daß Major v. Estorff schließlich

*) Darunter zwei weitere von der 4. Feldkompagnie mitgebrachte Geschütze C. 73.

**) Die Schutztruppenkompagnien wurden in vier Züge eingeteilt. Die 3. Marine-Infanterie-Kompagnie wurde als solche vorübergehend aufgelöst.

um 4^{30} morgens Halt machen mußte, um das Tageslicht abzuwarten. Erst gegen 8^{00} morgens näherte sich die Spitze der vorne marschierenden Kompagnie Franke der Werft*).

Die Kompagnie Franke stößt auf den Feind. 8^{0} vormittags.

Schon vorher hatten die die Kolonne begleitenden Hottentotten Rauch und Viehherden entdeckt. Jetzt erkannte auch die Spitze, daß die jenseits des Omaruru-Flußbettes und des Westriviers liegende gewaltige Felswand von zahlreichen Hereros besetzt war. Die natürliche Stärke dieser Stellung war von ihnen in geschicktester Weise ausgenutzt worden. In den zahlreichen Felsspalten, die künstlich eingehauenen Schießscharten glichen, blinkten Gewehrläufe, sonst sah man nichts vom Feinde außer einigen sich hier und da erhebenden Hereros. Die wenigen Durchbrüche durch die Felsenmauer waren durch Astverhaue gesperrt und das Schußfeld vor der Front sorgfältig frei gemacht worden. Der Osthang der Felswand gestattete einen vollkommen gedeckten und ungestörten Verkehr hinter der Feuerlinie. In der Mitte der Wand lag unten beim Flußbett die Wasserstelle. Im Süden hatte der Feind den Otjihinamaparero-Berg besetzt. Zwischen diesem und der Wasserstelle zog sich ein felsiger Rand hin, den die Hereros in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung für den Besitz der Wasserstelle durch eine vorgeschobene Abteilung stark besetzt hielten. Wo die Flügel der Hauptstellung lagen, war nicht zu erkennen, ebensowenig wie stark der Gegner war. Tatsächlich standen hier etwa 1000 Hereros, die die ganze etwa 4500 m lange Front einschließlich des Otjihinamaparero-Berges besetzt hielten.

Die ganze Verteidigungsstellung war in hohem Maße widerstandsfähig, insbesondere konnte die Artillerie mit ihren Schrapnells wenig dagegen wirken. Das Gelände vor der Front erschwerte dem Angreifer seine Aufgabe ungemein. Von der etwa 1000 m vor der Felswand liegenden Werft fällt es ganz flach nach den Wasserläufen zu ab, so daß trotz der Grasbewachsung jeder einzelne Mann sich deutlich in der hellen Morgensonne abheben mußte. Nur die Wasserläufe selbst lagen streckenweise im toten Winkel.

Die Westabteilung entwickelt sich vor der feindlichen Stellung. Erster Angriff der Kompagnie Franke.

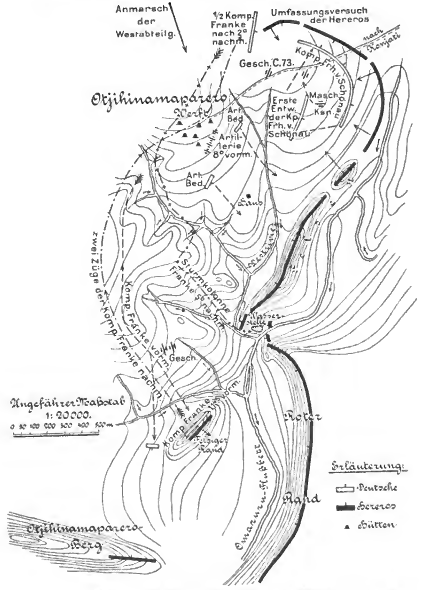
Major v. Estorff erkannte, daß er hier vor einem schweren Angriff stand. Er beschloß, gegen die Front nur schwächere Kräfte und die Artillerie einzusetzen, um mit den Hauptkräften umfassend gegen beide Flügel vorzugehen, und zwar sollte die Kompagnie Franke rechts, die Kompagnie Schönau links angreifen. Kurz nach 8^{00} morgens fuhr die Artillerie, drei Geschütze C. 73 und ein Maschinengeschütz, im südlichen Teile der Werft auf und eröffnete das Feuer gegen die gegenüberliegende Felswand. Zum Schutze der Artillerie wurde rechts und links je ein Halbzug der 4. Kompagnie auf dem Hange vorwärts der Werft entwickelt. Der Rest der 4. Kompagnie, mit dem Zuge berittener Seesoldaten wandte sich nach links, um sich gegen den feindlichen rechten Flügel zu entwickeln.

Inzwischen war die Kompagnie Franke mit dem Gebirgsgeschütz von der Werft

*) Skizze 9.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika".

Skizze des Gefechts bei Otjihinamaparerero.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

aus, durch Geländefalten gedeckt, entlang der feindlichen Front bis in Nähe des felsigen Randes vorgerückt, wo sie den feindlichen linken Flügel vermutete. Hauptmann Franke entwickelte alle vier Züge gleichzeitig, um sich zunächst in den Besitz dieses vorgeschobenen Postens zu setzen. Die Kompagnie war schon während der Seitwärtsbewegung vom Feinde heftig beschossen worden. Da das Feuer bei der großen Entfernung indes völlig wirkungslos gewesen war, hatte sie ihre Entwicklung in aller Ruhe vornehmen können; vor dem Antreten hatte Hauptmann Franke seine Leute über das Verhalten beim Angriff gegen den felsigen Rand noch eingehend belehrt. Dann ging die Kompagnie in tadelloser Ordnung bis auf etwa 650 m an den Feind heran und eröffnete hier das Feuer. Obwohl das Angriffsgelände keinerlei Deckung bot, war auch während dieses Vorgehens das Feuer der Hereros ziemlich wirkungslos gewesen, da sie zu hoch geschossen hatten. Hauptmann Franke ließ nunmehr die Kompagnie zugweise springend näher an den Feind heranrücken. Doch jetzt wurde das Vorgehen durch heftiges Feuer gehemmt, das vom Otjihinamaparero-Berge her die rechte Flanke traf. Hauptmann Franke ließ daher einen Teil des rechten Flügelzugs die Front dorthin nehmen und suchte mit dem übrigen Teil der Kompagnie weiter vorzukommen. Unterstützt wurde dieses Vorgehen durch das Feuer des Gebirgsgeschützes und eines später nachgesandten Feldgeschützes, das, wenn auch ohne besondere Wirkung, doch den Feind in seiner Deckung zurückhielt. Abwechselnd feuernd und springend, erreichte die Kompagnie nach etwa einer Stunde einen am Fuße der feindlichen Stellung sich hinziehenden Wasserriß. Hier vermochte sie auf nahe Entfernung den Gegner wirksam zu beschießen. Da die Schwarzen jedoch trotz des heftigen Feuers nicht zurückgingen, beschloß Hauptmann Franke, sie mit dem Bajonett zu verjagen. Unterstützt durch das Feuer einiger auf einer kleinen Felskuppe rechts eingenisteter Schützen, trat die Kompagnie über den fast kahlen, 200 m breiten Hang zum Sturm an. Das Bajonett verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht. Die Hereros verließen schleunigst den Felsenrand und flohen in ihre Hauptstellung jenseits des Flußbettes, noch wirksam beschossen von der Kompagnie.

Die Einnahme der vorgeschobenen Stellung war um so bedeutsamer, als von hier aus sowohl die Wasserstelle, wie auch die feindliche Stellung nördlich davon in der Flanke beschossen werden konnte. Ein Vorgehen der Kompagnie gegen die Wasserstelle erschien indessen aussichtslos, da es wiederum von den nach dem Roten Rand zurückgegangenen Hereros flankiert wurde. Hauptmann Franke beschloß daher, zunächst in der eroberten Stellung zu halten und das weitere Vorgehen durch Feuer vorzubereiten.

Das Gefecht der 4. Kompagnie.

Auf dem linken Flügel waren die Züge der 4. Kompagnie bei ihrem Vorgehen über den deckungslosen Hang sehr bald durch das überlegene Feuer von den Felsen her zum Halten gezwungen worden und es entspann sich auf diesem Flügel ein heftiger Feuerkampf, bei dem man deutscherseits gegen die vorzüglich gedeckten Hereros wenig

auszurichten vermochte. Auch das Vorziehen des Maschinengeschützes, das unter Oberleutnant z. S. Wossidlo bis auf 600 m an den Feind heranging, änderte nichts hieran. In der Mitte führten die beiden Halbzüge der 4. Kompagnie, die dem Adjutanten des Majors v. Estorff, Leutnant Frhrn. v. Buttlar, unterstellt waren, auf etwa 400 m ein hinhaltendes Feuergefecht.

Die Wirkung der Artillerie war gegen den vorteilhaft stehenden Feind äußerst gering. Anfangs hatte das Geschützfeuer wenigstens eine moralische Wirkung ausgeübt, indem die Hereros sich nicht aus ihren Deckungen hervorwagten und die deutschen Schützen nur wenig oder unwirksam beschossen. Als die Schwarzen aber merkten, daß die gefürchtete Artillerie ihnen nichts antun konnte, schwand ihre Achtung vor deren Feuer schnell, und es zeigte sich wieder, daß jeder moralische Eindruck im Kriege in erster Linie „ein Kind des materiellen Erfolges“ ist. Die Hereros wurden sogar bald höchst übermütig und begleiteten jedes wirkungslos bleibende Schrapnell mit einem wahren Hohn- und Freudengebrüll.

Ihr Feuer war im ganzen nicht heftig; man merkte, daß sie sparsam mit ihrer Munition umgingen; aber es wurde sofort lebhaft, wenn sich ihnen besonders günstige Ziele zeigten. Nachdem sie einmal die Furcht vor dem Artilleriefeuer überwunden hatten, begannen sie jetzt auch zu zielen; ihr Feuer, das großenteils mit rauchschwacher Munition unterhalten wurde, gewann sichtlich an Genauigkeit. Wo Rauchwölkchen von Henri-Martini- und Gewehren M/71 sichtbar wurden, veränderte der Schütze sofort nach dem Schuß mit Blitzesschnelle seine Stellung.

Die Gefechtslage um Mittag.

Inzwischen war es Mittag geworden. Major v. Estorff hatte erkannt, daß die feindliche Stellung sehr weit ausgedehnt und überall stark besetzt war. Die Front der schwachen deutschen Abteilung hatte deshalb auch bereits eine übermäßige Ausdehnung gewonnen und betrug über 3000 m. Frische Kräfte in der Tiefe waren nicht vorhanden. „Die Lage war nur möglich,“ heißt es in dem Bericht des Majors v. Estorff, „in der Zuversicht, daß die Hereros ihre Felsverstecke nicht aufgeben würden, um vorzustürmen.“ Um wenigstens den Flügeln einen Halt zu geben, beschloß Major v. Estorff, die Artillerie auf sie zu verteilen, zumal die Geschütze aus ihrer frontalen Stellung doch keine Wirkung hatten. Es war daher, wie erwähnt, der Kompagnie Franke ein Geschütz C. 73 nachgesandt worden, ein anderes wurde auf dem linken Flügel der 4. Kompagnie eingesetzt. Besonders auf dem rechten Flügel, wo die Artillerie von dem von der Kompagnie Franke eroberten Rande aus einen Teil der feindlichen Stellung flankieren konnte, erwies sich diese Maßnahme als sehr zweckmäßig. Trotzdem konnten an keiner Stelle irgendwelche Fortschritte gemacht werden; eine Wirkung des eigenen Feuers war nirgends zu erkennen.

Plötzlich bemerkte man, daß der Feind aus den Bergen von Osten her zahlreiche Verstärkungen erhielt, die er sämtlich nach seinem rechten Flügel zog, so daß in dem deutschen Führer ernste Besorgnisse um seinen an sich schwachen linken Flügel aufstiegen. Tatsächlich waren um diese Zeit erhebliche feindliche Kräfte von Konjati her eingetroffen. Major v. Estorff zog daher alle irgend entbehrlichen Gewehre aus der in der Mitte liegenden Schützenlinie, um mit ihnen den bedrohten Flügel zu stärken.

Die Hereros umfassen den deutschen linken Flügel.

Es war ein glühend heißer Tag geworden und sengend brannte die afrikanische Mittagssonne auf die Truppe hernieder. Das Wasser war verbraucht, der Durst wirkte erschlaffend auf die Kräfte der Kämpfer. Jetzt — es war etwa 1[30] nachmittags — kam vom linken Flügel die Meldung, die das bereits Gefürchtete bestätigte. Der Feind versuchte hier eine Umfassung.

Die Lage war ernst. Schon sah man zahlreiche Hereros gegen den linken Flügel vorrücken; der hier den Befehl führende Leutnant v. Stülpnagel war schwer verwundet, das Maschinengeschütz bedroht, da es einen Teil seiner Bespannung verloren hatte.

Der kleinen deutschen Schar stand offenbar ein übermächtiger Feind gegenüber. Schon machten sich Bedenken geltend, ob es überhaupt möglich sei, die starke Felsenstellung zu nehmen und ob es nicht vielleicht ratsamer schiene, das Gefecht abzubrechen und später mit stärkeren Kräften von neuem den Angriff zu versuchen. Allein solch schwächliche Gedanken fanden keinen Raum in der starken, unbeugsamen Seele des Führers, ihn erfüllte ein heißer und leidenschaftlicher Wille zum Siege, und für ihn gab es keinen anderen Ausweg aus dieser gefahrvollen Lage als die kraftvolle Durchführung des einmal begonnenen Angriffs bis zum Sturm.

Doch zunächst galt es, die Gefahr in der linken Flanke zu beseitigen. Major v. Estorff sandte daher dem Hauptmann Franke den Befehl, seine bisherige Stellung mit zwei Zügen zu halten, mit den beiden anderen aber so schnell wie möglich dem linken Flügel zu Hilfe zu kommen. Unverzüglich wurden zwei Züge unter Oberleutnant Hannemann aus dem Gefecht gezogen, mit denen Hauptmann Franke in gestrecktem Galopp dem bedrohten Flügel zueilte.

Die Hilfe kam gerade noch zur rechten Zeit; denn die Lage hatte sich aufs äußerste zugespitzt. Die 4. Kompagnie war bereits von allen Seiten völlig umfaßt, und der übermütig vordrängende Feind bis auf 150 m herangekommen. Die Kompagnie war ohne Führer. Oberleutnant Schultze, der den linken Flügel mit elf aus der Front herausgezogenen Leuten verlängert hatte, hatte einen Schuß in den Unterarm erhalten. Von seinem Kompagnieführer, Oberleutnant Frhrn. v. Schönau aufgefordert, sich nach rückwärts zu begeben, um sich verbinden zu lassen, wollte er diesem Befehle gerade nachkommen, als der Kompagnieführer selber durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet wurde. Mit dem Zuruf: „Nun lassen Sie sich aber zuerst verbinden, Ihre Verwundung ist schlimmer als die meinige", blieb Oberleutnant Schultze in der Schützenlinie liegen, um das Kommando über die

Kompagnie zu übernehmen. Wenige Augenblicke später wurde der tapfere Offizier von einem Schuß durch die Brust tödlich getroffen. Eine Katastrophe stand bevor.

Hauptmann Franke übersah die Lage mit einem Blick. Von den Pferden herunter, die Seitengewehre aufgepflanzt, war das Werk eines Augenblicks, und mit lautem Hurra stürmten die beiden Züge gegen Flanke und Rücken der umfassenden Hereros vor. Dieser völlig überraschende Gegenstoß wirkte. Der nichts ahnende Feind wurde so erschreckt, daß er mit lautem Angstgeschrei floh. Hauptmann Franke jagte dicht hinter ihm her bis an das Omaruru-Flußbett, ihm von hier aus noch ein wirksames Feuer nachsendend. Dieser energisch durchgeführte Stoß hatte den Hereros tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht. Einen erneuten Versuch, über den Rivier vorzudringen, wagten sie nicht mehr, und damit war die Krisis überwunden; eine Gefahr war von dieser Seite nicht mehr zu fürchten.

Major v. Estorff befahl nunmehr den beiden Zügen der Kompagnie Franke, sich nach der Mitte zu sammeln und hier zu seiner Verfügung stehen zu bleiben. In dem deutschen Führer war ein neuer Entschluß gereift: die Entscheidung sollte durch einen Vorstoß gegen die in der Mitte der feindlichen Stellung liegende Wasserstelle herbeigeführt werden. Dieser Angriff konnte durch das flankierende und bisher noch wirksamste Feuer der Züge auf dem felsigen Rande unterstützt werden.

Major v. Estorff befiehlt den Angriff auf die Wasserstelle. 5[00] nachm.

Die 4. Kompagnie erhielt den Befehl, auf dem linken Flügel nur einige Patrouillen zurückzulassen und mit allen anderen noch gefechtsfähigen Leuten sowie den Geschützen nach der Mitte zu rücken. Im ganzen wurden 22 Schützen gesammelt, die unter den Befehl des Leutnants Frhn. v. Buttlar traten. Es war inzwischen 5[00] nachmittags geworden. Jetzt befahl Major v. Estorff dem Hauptmann Franke, mit der Abteilung Buttlar und den beiden Zügen seiner Kompagnie die Wasserstelle zu stürmen.

Die Mannschaften waren durch den schweren neunstündigen Kampf, die glühende Hitze und den quälenden Durst bereits äußerst erschöpft, allein dieser Befehl belebte die Stimmung und die Kräfte aller von neuem. „Leutnant v. Buttlar", heißt es in dem Tagebuch eines Mitkämpfers, „rief seinen Leuten einige ermunternde Worte zu, es gälte, den gefallenen und verwundeten Kameraden Ehre zu machen. »Ach, Herr Leutnant,« entgegnete jetzt ein Reiter der kleinen vor Kampfbegier brennenden Abteilung, »wenn jetzt auch mancher von uns daran glauben muß, das ist ja egal, die Hauptsache ist doch, daß wir die feindliche Stellung nehmen und endlich Wasser bekommen«. So ging die Reise denn los ...." Die Geschütze nahmen das Feuer wieder auf und überschütteten mit ihren letzten Schrapnells die feindliche Stellung. Hauptmann Franke war seinen Abteilungen vorausgeeilt, um einen gedeckten Annäherungsweg zu suchen. Ein solcher fand sich in einem von der Höhe nach der Wasserstelle sich hinziehenden ausgetrockneten Wasserriß. Den in ihrer ersten Stellung verbliebenen beiden Zügen seiner Kompagnie schickte Hauptmann Franke den Befehl,

das Vorgehen der Sturmkolonne durch lebhaftes Feuer zu unterstützen. Dann wurde angetreten.

Major v. Estorff hatte alle Kräfte aus der Hand gegeben und sich der Sturmabteilung angeschlossen. Die Anwesenheit des Führers in vorderster Linie verfehlte ihre Wirkung auf die Truppe nicht. Anfänglich konnte in dem Wasserriß gedeckt vorgegangen werden; allmählich erweiterte dieser sich jedoch, und die Kolonne erhielt Feuer, so daß rechts und links ausgeschwärmt werden mußte. Das Maschinengeschütz, das die Sturmkolonne begleitet hatte, feuerte aus einer Stellung, aus der es die Felsen an der Wasserstelle zum Teil beschießen konnte. Das weitere Vorgehen der Abteilung erfolgte auf Befehl des Hauptmanns Franke zugweise durch Sprünge unter gegenseitiger Feuerunterstützung. Allmählich ließ die Wirkung des feindlichen Feuers merklich nach, anscheinend, weil der Gegner gegen die strahlend und blutrot untergehende Sonne schießen mußte und dadurch geblendet wurde; auch mochte er durch das zehnstündige schwere Gefecht erschüttert sein. Es gelang, sich unter geringen Verlusten bis auf 100 m der feindlichen Stellung zu nähern, wobei der tapfer vordringende Oberleutnant Hannemann verwundet wurde. Dann erhob sich die ganze Linie gleichzeitig und schritt zum Sturm auf die Felsen an der Wasserstelle. Das Wagnis gelang; die hier befindlichen Hereros flohen. Um 6⁰⁰ abends war die Wasserstelle im Besitz der Deutschen. Nunmehr schwenkten die Abteilungen sofort rechts und links ein und rollten, mit dem Bajonett vorstürmend, die feindliche Stellung auf, während der Feind in wilder Flucht unter lautem Gebrüll davonstürzte; von den Fliehenden wurden noch viele durch das Verfolgungsfeuer niedergestreckt. Bei der Verfolgung zeichnete sich besonders der Vizewachtmeister der Reserve Frhr. v. Erffa aus; als eine etwa 50 Gewehre starke Hererobande auf einer der nahen Höhen sich erneut setzen wollte, vertrieb er sie mit nur fünf Reitern und brachte ihr noch schwere Verluste bei; allein zehn Tote mußte der Feind hier zurücklassen.

Das Ende des Kampfes. Nach 6⁰⁰ abds. Seine Ergebnisse.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen, die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Erst jetzt konnten die Verwundeten und die durch das mehr als zehnstündige Gefecht erschöpften Mannschaften mit Wasser erquickt werden.

„Wir haben zehn Stunden gegen die Felsenstellung des Feindes gefochten", heißt es in einem Berichte des Majors v. Estorff. „Wir haben es schwer gehabt; denn die Sonne brannte heiß und der Durst war fast unerträglich; aber wir haben die Felsen am Abend erstürmt. Ich kann sagen, wir haben einen guten Kampf gekämpft und den Sieg errungen." — Otjihinamaparero heißt zu deutsch: „Wem gehört der Platz?" Auf diese Frage war jetzt die rechte Antwort gefunden, denn stolz konnten die deutschen Krieger am Abend ausrufen: „Uns gehört der Platz!"

Der Rückzug der Hereros erfolgte hauptsächlich nach Konjati und durch die Berge nach Osten; ein Teil floh in dem Omaruru-Flußbett nach Süden. Sie ließen 50 Tote auf dem Gefechtsfelde, außerdem fielen den Deutschen 950 Stück

Großvieh, 1200 Stück Kleinvieh und mehrere Wagen und Karren in die Hände. Auf deutscher Seite waren Oberleutnant Schultze gefallen, die Oberleutnants Frhr. v. Schönau-Wehr und Hannemann, Leutnant v. Stülpnagel, der Sanitätssergeant Becker und die Gefreiten Binder, Friedrich, Meusel und Sputh verwundet worden. Über die tapfere Haltung der Leute im Gefecht, vor allem beim Sturme, spricht sich ein Offizier in seinem Tagebuch mit anerkennenden Worten aus: „An der Spitze solcher Leute zu stürmen, ist eine wahre Lust; die Kerls sind in ihrer Hingabe wirklich großartig."

Großen Jubel rief ein von Seiner Majestät dem Kaiser einlaufendes Telegramm bei der ganzen Abteilung hervor: „Zu dem siegreichen Gefecht am 25. Februar spreche Ich der Abteilung Estorff Meinen Kaiserlichen Glückwunsch aus und freue Mich der tapferen und entschlossenen Haltung der Kompagnien der Schutztruppe und Marine-Infanterie. Den Verwundeten sind Meine besten Wünsche für ihre baldige Genesung auszusprechen. Wilhelm I. R."

„Der Kaiser hat uns", heißt es darüber in dem Tagebuch eines Kriegsteilnehmers, „zu dem Gefecht seinen Glückwunsch ausgesprochen, was allgemeine große Freude hervorrief. Es ist doch ein schönes Gefühl für den Soldaten, wenn er weiß, sein oberster Kriegsherr denkt so an ihn, auch wenn er fern von der Heimat ist."

In der Nacht zum 26. traf die unberittene Abteilung der Marine-Infanterie-Kompagnie unter Leutnant Muther, die während des Gefechts heranbefohlen worden war, von Okowakuatjiwi ein, nachdem sie den 50 km langen Marsch in zehn Stunden zurückgelegt hatte. Sie brachte den dringend notwendigen Ersatz an Munition mit.

Von einer Verfolgung des geschlagenen Feindes nahm Major v. Estorff Abstand. „Es liegt mir gar nichts daran," schrieb er in seinem Bericht, „daß die Hereros jetzt scharf gedrängt werden. Das Beste ist, sie bleiben im Gebirge, bis die Hauptabteilung, von Okahandja vorstoßend, heran ist und wir sie einkesseln können." Die Westabteilung blieb deshalb zunächst bei Otjihinamaparero stehen und stellte nur durch zahlreiche Erkundungen den Verbleib des zurückgewichenen Feindes fest. Es zeigte sich, daß ein Teil der Hereros noch am Etjo-Berge saß und andere nach Nordosten, Osten und Süden abgezogen waren.

Major v. Estorff erhält neue Weisungen. 7. März.

Anfang März begab sich Major v. Estorff nach Karibib, wohin ihn Oberst Leutwein berufen hatte; hier erhielt er am 7. vom Gouverneur mündlich folgende Weisung:

„Samuel Maharero sitzt mit dem Hauptteil der Hereros in der Gegend von Otjosasu; die Osthereros ziehen sich vor der Abteilung Glasenapp ebenfalls dorthin.

Versuchen Sie mit Ihrer Abteilung, nach Abdrängung der vor Ihnen stehenden Hereros in nordöstlicher Richtung, nach Okahandja heranzukommen.

Eine Unternehmung nach Otawi und dem Norden des Waterberges sowie nach Grootfontein hat jetzt zu unterbleiben."

Major v. Estorff traf am 11. März wieder bei seiner Truppe ein. Die Abteilung hatte unterdessen Ersatz an Offizieren und ausreichenden Nachschub an Schießbedarf und Lebensmitteln erhalten. Sie zählte, in zwei Kompagnien und eine Batterie formiert, 18 Offiziere, 264 weiße, 34 eingeborene Soldaten, fünf Geschütze verschiedener Art und 388 Pferde und Esel. Sie schob ihre Kranken und das Beutevieh, über 2000 Stück an der Zahl, nach Omaruru ab und behielt Okowakuatjiwi und Etaneno durch Seesoldaten besetzt. Hauptmann Haering übernahm die Führung der 4. Schutztruppenkompagnie.

Inzwischen war durch einen Erkundungsritt der 2. Feldkompagnie und durch Eingeborenenpatrouillen des nach Konjati vorgeschobenen Zuges Muther der 4. Kompagnie festgestellt worden, daß die Hereros die Gegend um den Etjo-Berg und südlich bis zum Omatakoberge hin verlassen und zum Teil in der Richtung auf den Waterberg abgezogen waren; einzelne Trupps waren nach Südosten ausgewichen.

Die Westabteilung marschiert nach Südosten ab. 14. März.

Major v. Estorff trat die ihm befohlene Bewegung am 14. März auf sehr schlechten Wegen über Konjati an und erreichte am 15. bei Erindi-Okasarandu den Omuramba-u-Omatako. Der Weg hatte am Omatako-Berge und Etjogebirge vorbei durch eine öde und sandige Gegend geführt und war namentlich für die Bagage sehr beschwerlich gewesen; diese bestand aus fünf Ochsenwagen und dreizehn Karren, die Wagen mit 20, die Karren mit vierzehn Ochsen bespannt, und führte für vierzehn Tage Verpflegung für Mann und Pferd mit. Da großer Mangel an geübten eingeborenen Treibern herrschte, machte der Marsch auf den schlechten sandigen Wegen sehr große Schwierigkeiten; täglich fielen eine ganze Anzahl Karren um, mußten aufgerichtet und neu beladen werden, so daß die Bagage nur äußerst langsam vorwärts kam; „man muß sich hier wirklich in Geduld üben,“ schreibt Major v. Estorff; „die Gespanne sind schlecht, die Treiber ebenso; es sind eben nur wenige Eingeborene treu geblieben“. „Wir kommen in dem tiefen Weg nur äußerst langsam vorwärts; die Sonne sticht sehr, wir sind des Klimas entwöhnt oder ganz ungewöhnt. Die hereinbrechende Nacht, besonders die Regenschauer machen den Weitermarsch in der Dunkelheit bald unmöglich. Es wird kein Eilmarsch, wie ich gewollt; die Verhältnisse sind hier eben stärker als der Wille.“

Gefecht bei Omusema. 16. März.

Am 16. nachmittags wurde der Marsch Omatako abwärts fortgesetzt, ohne daß man irgendwo auf frische Spuren gestoßen wäre. Als aber gegen 5^{00} abends die Spitze der 2. Kompagnie unter Leutnant Leutwein eine anscheinend längst verlassene Werft durchritten hatte, erhielt sie plötzlich von rückwärts aus dieser und dem nahen, seitwärts gelegenen Busche Feuer, unter dem sofort zwei Mann tödlich getroffen zusammenbrachen. Major v. Estorff, der am Anfang der 2. Kompagnie ritt, erkannte sogleich, daß die Spitze in einen Hinterhalt geraten sei. Der gleichfalls vorne befindliche Hauptmann Franke führte kurz entschlossen die nachfolgende Kompagnie im Galopp vom Wege herunter rechts in den Busch und entwickelte sie dort zum Feuergefecht gegen den zum Teil

in vorbereiteter Stellung stehenden Feind. Major v. Estorff eilte zum Gros zurück und ließ die 4. Kompagnie gegen die rechte Flanke der am Flußbette der Kompagnie Franke gegenüber liegenden Schützen vorgehen. Die Geschütze fuhren an einer kleinen Lichtung südlich vom Wege auf und beschossen die Hereros auf nächste Entfernung mit Schrapnells, ohne jedoch in dem dicht bewachsenen Gelände viel ausrichten zu können. Das Gebirgsgeschütz wurde der besseren Wirkung halber in die Stellung der 2. Kompagnie gebracht. Der Flankenstoß der 4. Kompagnie traf die Hereros völlig überraschend und entschied binnen kurzem das Gefecht zugunsten der Deutschen. Die hier vorgehenden Züge des Oberleutnants v. Estorff und Leutnants Muther schossen noch zahlreiche fliehende Hereros nieder und verfolgten den Feind mehrere Kilometer weit in den Busch hinein, ohne ihn indes einholen zu können. Von der Abteilung waren die Gefreiten Kaiser und Schultka tot und Unteroffizier Hiege und Reiter Weidner verwundet, während die Hereros zehn Tote zurückließen, darunter zwei Großleute.

Die Abteilung biwakierte gefechtsbereit auf dem Kampfplatz und setzte am folgenden Tage den Marsch durch dichten, jede Aussicht verwehrenden Dornbusch dem Omatako-Flußbett entlang fort. Sie stieß dabei auf deutliche Spuren soeben geflüchteter Herden und Menschen. Der Marsch durch das sehr schwierige Gelände in unmittelbarer Nähe eines zahlreichen, stets zu Überfällen bereiten Feindes wurde mit äußerster Vorsicht ausgeführt. Erst am 18. erreichte die Abteilung freieres Gelände.

Dem Gegner war die Lust zu neuen Überfällen vergangen. Er hatte sich, wie jetzt festgestellt wurde, wiederum geteilt. Ein Teil ging weiter Omatako abwärts, ein anderer, darunter auch die bei Omusema geschlagene Abteilung, hatte sich unmittelbar nach Norden dem Waterberge zugewandt.

Das Gelände, das die Westabteilung in diesen Tagen durchschritten hatte, bezeichnete Major v. Estorff als höchst gefahrvoll. „Es war das schwierigste, das man sich denken kann," schreibt er, „keine Aussicht auf nur 200 m, dichter Dornbusch zu beiden Seiten, das Flußbett zwar voll Wasser, aber dicht mit Hereros besetzt, die unmittelbar vor uns herzogen. Jetzt bin ich endlich auf eine freie Fläche gelangt und atme auf. Es war ein scheußliches Gelände, und wenn die vielen Hunderte von Hereros vor uns den Entschluß dazu gefunden hätten, so konnten sie uns gefahrvoll werden."

Major v. Estorff wendet sich nach Süden. 18. März.

Da eine weitere Verfolgung die Abteilung von ihrem Ziele Okahandja entfernt hätte, schlug Major v. Estorff nunmehr eine mehr südliche Richtung ein. Auch hier stieß man bald in der Gegend von Okakua auf Spuren eben nach Osten geflüchteter Herden; auch bei Okomaja wurden einzelne in derselben Richtung fliehende Hereros entdeckt. Am Abend dieses Tages wurde bei dem Vley Otjinaua eine große Werft überfallen und die Hereros vollkommen überrascht; sie flüchteten unter dem Schutze der Dunkelheit, ließen aber etwa 900 Stück Vieh in den Händen der Deutschen. Major v. Estorff beabsichtigte nunmehr, über Otjiamongombe—Okamita nach Okahandja

zu marschieren. An der Wasserstelle Okamita erreichten die Westabteilung am 23. neue Weisungen des Obersten Leutwein vom 11. März, in denen ihr anbefohlen wurde, den vor ihr zurückgehenden Feind möglichst nach Norden oder Nordosten abzudrängen und, wenn irgend angängig, bei dem für Anfang April in Aussicht genommenen Angriff der Haupt- und Ostabteilung gegen die in den Onjati-Bergen sitzenden Hereros von Norden her über Erindi auf Onjati mitzuwirken. Mit Rücksicht auf die Belastung durch das viele Beutevieh und auf die zahlreichen, meist an Malaria leidenden Kranken beschloß Major v. Estorff indessen, zunächst nach dem nur noch sechs Reitstunden entfernten Okahandja zu marschieren, um erst von hier aus die befohlene Bewegung anzutreten. So traf am 24. März die Westabteilung in Okahandja ein, wo sie als solche aufgelöst und in die Hauptabteilung eingefügt wurde. Die Marine-Infanterie wurde von der Schutztruppe wieder getrennt und fand als Besatzung von Okahandja Verwendung.

Trotz großer Geländeschwierigkeiten, trotz der Nähe eines überlegenen Feindes und ungünstiger Gesundheitsverhältnisse war es der Westabteilung gelungen, nicht nur ohne wesentliche Einbuße an Gefechtskraft das vorgeschriebene Marschziel zu erreichen, sondern sie brachte auch dem Feinde empfindliche Schläge bei zu einer Zeit, wo alle anderen deutschen Truppen durch die Verhältnisse zur Untätigkeit verurteilt waren. Ermöglicht war ihr dies vor allem dadurch, daß sie im Gegensatz zu den anderen Abteilungen beritten war. Durch den Verlust so zahlreichen Viehes, ihres wertvollsten Besitzes, waren die Hereros an ihrer verwundbarsten Stelle getroffen und in ihrer Widerstandskraft erheblich geschwächt worden.

8. Die Tätigkeit der Hauptabteilung im März und die Vorbereitungen für die Aprilkämpfe.

Die Hauptabteilung war zu dieser Zeit noch in der Bildung begriffen. Erst wenn die noch zu erwartenden Transporte Puder und Bagenski eingetroffen und beritten gemacht waren, sollten die Operationen beginnen. Vor Anfang April konnte dies nicht der Fall sein.

Kapitänleutnant Gygas stößt in das Swakoptal vor. Mitte Februar.

Vorher war es notwendig, die Gegend südlich der Bahn zwischen Otjimbingue, Okahandja und Windhuk von den hier immer noch zahlreich sitzenden Hereros zu säubern. Sie bildeten dort eine stete Gefahr für die Sicherheit der Bahn und mußten verdrängt werden, ehe die Hauptabteilung an ein Vorgehen in östlicher Richtung denken konnte. Schon Mitte Februar war zu diesem Zwecke von dem Landungskorps des „Habicht“ und Teilen des Eisenbahn-Detachements südlich der Bahn über Otjimbingue längs des Swakop nach Okahandja eine Streife*) unter-

*) Eine ausführliche Darstellung dieser Unternehmung ist in dem I. Beiheft zur Marine-Rundschau 1905 bereits veröffentlicht.

nommen worden, die indessen nicht den gewünschten Erfolg gehabt hatte. Bei dieser Unternehmung war es am 16. Februar östlich Otjimbingue am Liewenberge zu einem heftigen Gefechte gekommen, in dem die Hereros zähen Widerstand geleistet und erst nach siebenstündigem Kampfe ihre Stellung geräumt hatten.

Beim Weitermarsch auf Okahandja war die Abteilung am 19. Februar westlich Groß-Barmen beim Durchschreiten eines Engwegs in einen Hinterhalt geraten. Nur die umsichtige und energische Leitung des Gefechts durch den deutschen Führer, Kapitänleutnant Gygas, hatte die Truppe aus ihrer sehr schwierigen Lage errettet und den deutschen Waffen zum Siege verholfen. Die Abteilung traf Tags darauf in Okahandja ein.

Durch diese Unternehmung war festgestellt worden, daß südlich der Bahn noch zahlreiche Hereros standen, deren Widerstandskraft trotz der beiden Erfolge der deutschen Truppen noch keineswegs gebrochen war. Dazu bedurfte es stärkerer Kräfte, die indessen erst mit dem Eintreffen der erwarteten Verstärkungstransporte verfügbar waren.

Oberst Leutwein zieht Truppen aus dem Süden heran.

Um auch für die Hauptabteilung einen Stamm alter erprobter afrikanischer Soldaten zu gewinnen, hatte der Gouverneur, wie bereits erwähnt*), durch Befehl vom 20. Februar die 1. Feldkompagnie unter dem Oberleutnant Grafen Stillfried und die Gebirgsbatterie unter Hauptmann v. Heydebreck aus dem Süden des Schutzgebiets herangezogen. Sie durchzogen auf dem Rückmarsch das östliche Namaland, entwaffneten unter anderem die Bewohner von Hoachanas und trafen im Laufe des März in Windhuk ein.

Die Abberufung dieser Truppen erschien dem Gouverneur zulässig, weil sich die Verhältnisse im Süden für die Deutschen anscheinend günstig entwickelt hatten. Die Bondelzwarts, die im Jahre 1898 im ganzen 215 Gewehre zur Abstempelung gebracht hatten, hatten an die deutschen Behörden 283, auf englischem Gebiet 50 bis 60 Gewehre abgegeben, der Stamm war demnach nach Ansicht des Gouverneurs als entwaffnet anzusehen. Die Bondelzwarts waren teils in der Kapkolonie geblieben, teils nach Warmbad zurückgekehrt, wo man sie mit öffentlichen Arbeiten beschäftigte. Im ganzen Süden blieb nur die ursprüngliche Friedensgarnison, die 3. Feldkompagnie unter Hauptmann v. Koppy, zurück, eine Maßnahme, die unter der weißen Bevölkerung lebhafte Beunruhigung hervorrief. Denn bei dem unzuverlässigen Charakter der Hottentotten und den wilden Gerüchten, die in Südwestafrika schon in ruhigen Zeiten umzugehen pflegen, war die Möglichkeit eines Übergreifens des Herero-Aufstandes nach dem Süden oder eine Neubelebung der Bondelzwartsunruhen nicht ganz von der Hand zu weisen. Wenn dies vorläufig nicht erfolgte, so war es vor allem der Haltung Hendrik Witbois zu danken, dessen Einfluß für die Mehrzahl der Hottentotten maßgebend war. Er hielt nicht nur für seine Person Ruhe und setzte seine für die

*) Seite 314.

afrikanische Kriegführung wertvolle Hilfstruppe zur Unterstützung der Deutschen in Marsch, sondern sprach sogar die Absicht aus, selbst gegen seine alten Feinde, die Hereros, ins Feld zu ziehen. Auch von den übrigen Hottentottenstämmen erhielten die Deutschen im Laufe des März und Anfang April Zuzug.

Die Transporte Puder und Bagenski treffen ein. 23. Februar und 1. März.

Als erste Verstärkung der Hauptabteilung trafen am 23. Februar und 1. März die Transporte Puder und Bagenski*), mit diesem auch der Führer des Marine-Expeditionskorps, Oberst Dürr, mit seinem Stabe ein.

Die Mannschaften dieser Transporte wurden sofort mit der Bahn teils nach Okahandja, teils nach Kubas befördert. Aus ihnen entstanden die 5. und 6. Feldkompagnie unter den Hauptleuten Puder und v. Bagenski, die 3. Feldbatterie unter Oberleutnant Bauszus (vier Geschütze 96) und die 1. Feldbatterie unter Hauptmann v. Oertzen (vier 5,7 cm-Geschütze). Sämtliche Formationen wurden zunächst unberitten aufgestellt, da der erste Transport der in Argentinien angekauften Reit- und Zugtiere erst am 10. März, der zweite, der die Masse der angekauften Tiere umfaßte, erst Anfang April Swakopmund erreichen konnte. Das 60 Mann starke Eisenbahndetachement diente ebenso wie die mit dem Marine-Expeditionskorps entsandte erste Abteilung Eisenbahntruppen zur Verstärkung des Bau- und Betriebspersonals der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk. Sein Führer, Hauptmann Witt, übernahm die Leitung des Etappen- und Eisenbahnwesens.

Oberst Dürr, der nach der durch die Verhältnisse bedingten Zersplitterung des Marine-Expeditionskorps eine Tätigkeit als dessen Führer nicht mehr finden konnte, wurde mit dem Kommando der in der Bildung begriffenen Hauptabteilung betraut.

Zweite Unternehmung südlich der Bahn. Anfang März.

Zu einer zweiten Unternehmung südlich der Bahn war die zuerst eingetroffene 5. Feldkompagnie Anfang März in Okahandja, wenn auch noch unberitten, verfügbar. Außer ihr wurden hierzu noch bestimmt die ebenfalls in Okahandja befindliche 2. Kompagnie der Marine-Infanterie, eine Artillerieabteilung, bestehend aus einem Feldgeschütz C. 73, einer Revolver- und zwei Maschinenkanonen, fünfzehn Mann der Landungsabteilung des „Habicht" und 30 Reiter. Im ganzen zählte die Abteilung, die dem Hauptmann Puder unterstellt wurde, rund 230 Gewehre.

Die Hereros sollten in größerer Stärke südlich Groß-Barmen stehen. Hauptmann Puder brach am 2. März von Okahandja auf und traf am nächsten Tage in Groß-Barmen ein. Dort erhielt er von einer unter Oberleutnant Ritter auf Klein-Barmen entsandten Patrouille die Meldung, daß ganz frische Spuren durch den Swakop und nach den Höhen zu dessen beiden Seiten führten. Hauptmann Puder beschloß darauf, seinen Marsch in der Richtung auf Klein-Barmen fortzusetzen, und brach am 4. März 5^{00} morgens dorthin auf; voraus marschierten die Berittenen unter Oberleutnant Ritter, dann folgte die 5. Feldkompagnie, deren Führung dem

*) Seite 311.

Leutnant v. Rosenberg übertragen war, hierauf die Artillerie unter Oberleutnant z. S. Samuelsen und Leutnant z. S. Rümann und hinter dieser die 2. Marine-Infanterie-Kompagnie unter Hauptmann Schering; die Fahrzeuge unter Bedeckung eines Zuges der 2. Marine-Infanterie-Kompagnie bildeten den Schluß.

Gefecht von Klein-Barmen. 4. März.

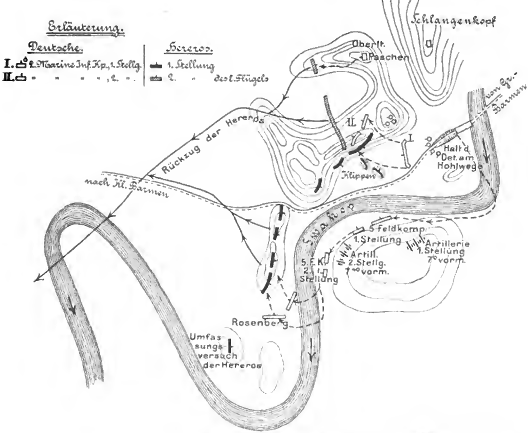
Um 6[10] vormittags wurde an einem Hohlweg auf dem rechten Swakopufer ein kurzer Halt gemacht, um die Wagen aufschließen zu lassen*). Als dann die Spitze sich wieder in Marsch gesetzt hatte und sich eben der Swakopbiegung näherte, erhielt sie überraschend aus nächster Nähe von allen umliegenden Höhen Feuer, wobei mehrere Leute fielen. Sie galoppierte sofort 300 m zurück, um hinter einem Hügel Deckung zu suchen. Man erkannte, daß der Feind auf dem rechten Swakopufer eine die Vormarschstraße und das Flußtal beherrschende Höhenstellung sowie mehrere das Tal sperrende Klippen besetzt hielt; die Höhenzüge mit ihren schroffen, teilweise mit Busch bestandenen Felsenhängen boten der Verteidigung die denkbar größten Vorteile. Besonders stark war der linke feindliche Flügel, wo ein ausgedehnter, steiler Hang von den Hereroschützen in mehreren Stockwerken übereinander besetzt war. Gegen diesen und gegen die Mitte der Stellung ließ Hauptmann Puder die Marine-Infanterie-Kompagnie sich entwickeln, während die 5. Feldkompagnie, auf dem linken Swakopufer ausholend, gegen den rechten feindlichen Flügel vorgehen sollte. Die Marine-Infanterie erstieg, nachdem es ihr gelungen war, die nach den Klippen vorgeschobenen schwächeren Kräfte des Feindes in die Hauptstellung zurückzuwerfen, die steilen Höhen und kam bis auf etwa 500 m ziemlich gedeckt an den Feind heran, der schleunigst seinen Flügel in eine neue Aufstellung zurückgebogen hatte; hier eröffnete die Kompagnie ein lebhaftes Feuergefecht und sicherte sich in der rechten Flanke durch eine kleine Abteilung unter Oberleutnant Paschen und im Rücken durch Besetzung des Schlangenkopfes.

Die 5. Feldkompagnie hatte bei ihrem Vorgehen auf den Höhen südlich des Flusses in den zahlreichen Klippen gute Deckung gefunden und war bis an den Höhenrand unweit der Flußbiegung etwa in gleiche Höhe mit der Marine-Infanterie herangekommen, während die Artillerie wenige hundert Meter weiter rückwärts auf einer Kuppe in Stellung gegangen war. Obwohl die 5. Kompagnie während ihres Vorgehens dauernd lebhaft vom Feinde beschossen worden war, konnte sie nichts von diesem sehen, so gut hatten die mit rauchschwachem Pulver schießenden Hereros sich in dem felsigen und deckungsreichen Gelände versteckt. Erst als die Artillerie die gegenüberliegenden Höhen unter Feuer nahm, entstand beim Gegner Bewegung, und man sah auf den längs des Weges sich hinziehenden Höhen zahlreiche Hereros in Schutztruppenuniform herumstreichen. Die Kompagnie schwenkte daraufhin nach Nordwesten ein, besetzte das Swakopufer und nahm das Feuer gegen die Hereros auf etwa 600 m Entfernung auf. Es zeigte sich indessen jetzt, daß der rechte feindliche Flügel nicht an dem Wege nach Klein-

*) Skizze 10.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika“.

Skizze des Gefechts bei Kl. Barmen.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Barmen stand, sondern weit über diesen hinausreichte und gegen die Kompagnie Rosenberg zum Teil eine flankierende Wirkung hatte. Leutnant v. Rosenberg ließ daher, nachdem das Feuergefecht etwa eine Stunde gedauert hatte, auf Befehl des bei der Artillerie befindlichen Detachementsführers die Züge seiner Kompagnie sich in kleinen Gruppen weiter links ziehen und setzte von dort aus den Feuerkampf gegen den rechten feindlichen Flügel fort.

Es war inzwischen 8⁰⁰ morgens geworden. Kurz vorher hatte die Marine-Infanterie sich zum Teil im toten Winkel näher an den Feind herangeschoben und lag jetzt auf naher Entfernung im heftigsten Feuerkampf. Der Feind leistete ihr jedoch nicht nur kräftigen Widerstand, sondern machte seinerseits den Versuch, den rechten Flügel der Kompagnie zu umfassen. Nur das entschlossene Vorgehen des Oberleutnants Paschen mit seinen zehn Seesoldaten verhinderte hier eine ernste Gefahr. Die Artillerie war aus ihrer ersten Stellung bis an den Höhenrand an der Flußbiegung vorgegangen und suchte die Infanterie nach Kräften zu unterstützen, doch erwies sich das Feuer der Maschinenkanonen gegen den in den Felsen versteckten Feind als nahezu wirkungslos. Der Feuerkampf wurde auf beiden Seiten sehr lebhaft geführt, es wurde 10⁰⁰, ohne daß wesentliche Fortschritte hätten gemacht werden können.

Leutnant v. Rosenberg umgeht den rechten Flügel der Hereros.

Es schien, daß durch Feuer allein ein durchschlagender Erfolg nicht zu erzielen war. „Irgend etwas mußte geschehen, den Eindruck hatten wir alle," heißt es in einem Briefe des Leutnants v. Rosenberg,*) „da erhielt ich einen kleinen Zettel mit Blei geschrieben:

»An Leutnant v. Rosenberg!

Greifen Sie den rechten feindlichen Flügel umfassend an; er ist in der Nähe des großen, weit sichtbaren, einzelstehenden Baumes zu suchen. Puder.«

Ich muß ehrlich gestehen, daß mir das Herz klopfte, als ich den Empfang des Zettels bescheinigte, denn das hieß, im stärksten Feuer über einen 150 m breiten, ausgetrockneten Fluß vorgehen, auf dessen anderer Seite in hervorragender Stellung, der Hauptstellung des Gegners, die Schwarzen ruhig auf uns schossen. Doch was half es. Ich wußte, alles wartete auf uns. Ein kurzer Entschluß, ein lauter Zuruf an meine Leute: »Wer Schneid hat, sammelt sich hinter jener Kuppe bei mir, denn alles wartet auf uns, wir sollen eine Umgehung machen«, und eiligst lief ich wie eine Ratte vor, dorthin, wo ich mich gedeckt wußte."

Als einer der ersten war Leutnant Grünewald mit Unteroffizier Hahn in der neuen etwa 100 m weiter links liegenden Stellung, in der sich nach und nach der größte Teil der 5. Kompagnie ansammelte. Nunmehr galt es, zunächst in der Deckung längs des Flußbettes noch einige 100 m weiter links zu kriechen und dann das völlig deckungslose, 150 m breite Flußbett des Swakop im heftigsten feindlichen Feuer zu

*) Vgl. Militär-Wochenblatt, Jahrgang 1904, Nr. 54.

überwinden. „Nun ging es wieder vor," heißt es in dem Rosenbergschen Bericht, „zuerst wurde auf allen Vieren 800 m links gekrochen, dann wieder dicht an den Fluß heran. Nach viertelstündiger Pause — es war wahnsinnig heiß und das Kriechen in den Dornen und Klippen eine unglaubliche Anstrengung — schrie ich: »Sprung auf! Marsch, Marsch!«, und in einem Lauf von 150 m ging es über die blendend weiße Sandfläche des Swakop. Dann weiß ich nur noch wenig. Das Höllenfeuer von drei Seiten — denn plötzlich zeigten sich auch noch in unserer linken Flanke Hereros — das Gefühl der Verantwortung, das Schreien bei uns und drüben, das Platzen unserer Granaten, alles das nahm mir das klare Denken, bis ich mich 90 m vor der feindlichen Stellung sah und mir plötzlich einfiel, ich müsse das Bajonett aufpflanzen lassen. Das Kommando, die eigene Stimme gaben mir die Besinnung wieder, und wir stürzten mit wildem Hurra in die feindliche Stellung. . . . ."

Die Hereros räumen ihre Stellung.

Der Feind war dem Kampfe Mann gegen Mann ausgewichen und kurz zuvor fluchtartig zurückgegangen.

„Daß wir Offiziere beim Sturme mit dem Leben davon gekommen sind," heißt es in dem Berichte weiter, „lag wohl daran, daß wir ohne Abzeichen, genau ebenso ausgerüstet und bewaffnet wie die Mannschaften waren und auch mit dem Bajonett vorstürmten, so daß wir als Offiziere nicht zu erkennen waren. Wenn ich jetzt an alles denke, wird mir ganz schwindlig, ich weiß nur diese wenigen Einzelheiten. Nach dem Gefecht, als ich gänzlich erschöpft, mit hämmernden Pulsen, ganz zerschlissenem Anzug, von den starken Dornen zerrissenem Gesicht und Händen zwischen meinen Leuten lag, die alle nicht imstande waren, das Wasser zu trinken, das man ihnen brachte, da kam Hauptmann Puder und mehrere Buren, die hinten bei der Leitung als Ordonnanzen geritten waren, auf mich zu, schüttelten mir die Hand und sagten mir, daß sie nicht geglaubt hätten, mich gesund wiederzusehen.

Dabei war ich, ohne es zu wissen, kurz vor dem letzten Sturm bald selber wieder umgangen worden und wurde im Rücken beschossen, wie mir Hauptmann Puder nachher erzählte. Ich selber habe während des Gefechts nichts davon gemerkt, ich entsinne mich nur, daß die Leute schrieen: »Wir werden von hinten beschossen«. Ich hielt es jedoch nur für Nervosität und gab nichts darauf, sonst wäre ich wohl schwerlich weiter vorgegangen.

Dem abziehenden Gegner haben wir bedeutende Verluste beigebracht, doch ließ er keinen Mann liegen. Wir sahen nur, als sie auf 2000 m über den Swakop gingen, daß sie eine Menge Verwundeter oder Toter trugen, und fanden in den erstürmten Klippen große Blutlachen. Dieses Forttragen der Verwundeten ist eine echte Hererositte, sie lassen, wenn irgend möglich, niemanden liegen. So habe ich meine kriegerische Laufbahn mit Glück und Erfolg begonnen, gebe Gott, daß es so weiter geht. Wie entsetzlich anstrengend ein solches Gefecht in dieser Gegend ist,

kann man sich nicht vorstellen. Meine Sachen waren, wie die meiner Leute, vollständig zerrissen, auch Hände und Gesicht waren ganz von Dornen zerschnitten, so daß wir teilweise verbunden wurden. In der wahnsinnigen Mittagshitze dieser südlichen Breiten, die einem senkrecht ins Genick prallt, waren wir die letzten Stunden ohne Wasser und hatten seit dem Abend vorher nichts im Magen. Meine Stiefel ebenso wie die vieler anderer waren durch das Klettern vorn durchgestoßen, so daß der Strumpf durchkam, denn die Felsen sind messerscharf an den Kanten, von der Hitze glühend heiß wie feuriges Eisen, und die 5 cm langen Dornen sind wie aus Stahl. Wir waren so furchtbar erschöpft von den sechs Stunden, daß bei einigen Erbrechen eintrat.

Leider konnten wir nicht verhindern, daß von den bei dem ersten überraschenden Angriff der Hereros gefallenen Reitern zwei in deren Hände fielen. Wir fanden ihre Leichen nachher bei dem Sturm wieder — völlig entkleidet und die eine sogar noch mißhandelt. Das Herz dreht sich einem im Leibe um, wenn man daran denkt, es war aber nicht zu verhindern, weil sie abseits, auf Patrouille, gefallen waren.

Der Verlauf des Kampfes in der Front und auf dem rechten Flügel.

.... Und nun denkt nicht, ich sei ein Held. Hier sind Leute, die viel mehr geleistet haben, von denen aber in der Heimat niemand etwas weiß. Man ist ein Erdenwurm gegen all diese Leute, die alten Schutztruppler, die wirklich alle Helden sind. Ehe ich es ihnen gleichmachen kann, muß ich noch viel mehr leisten. Hier entbrennt ein Riesenehrgeiz, aber nicht im Streben nach Stellungen, sondern in Leistungen persönlichen Mutes."

Während ein Teil der 5. Kompagnie mit dem Kompagnieführer gegen die Flanke der Hereros vorgedrungen war, hatte Leutnant Grünewald die übrigen Leute mehr gegen die Front zum Sturme geführt. Außerdem hatte die Artillerie zum Gelingen des Sturmangriffs dadurch wesentlich beigetragen, daß sie die gegen die linke Flanke und den Rücken Rosenbergs vorgehenden Hereros sofort sehr wirksam unter Feuer nahm und in ihren Deckungen zurückhielt.

Das entschlossene Vorgehen gegen den rechten Flügel der Hereros hatte zur Folge gehabt, daß ihr Widerstand auf der ganzen Front erlahmte. Als die Marine-Infanterie die zweite Stellung des Feindes erreichte und demnächst die weiter westlich gelegenen Höhen erstieg, war der Feind bereits auf der ganzen Linie in voller Flucht, und es konnten ihm nur noch auf weite Entfernung einige Salven nachgesandt werden.

Die 5. Kompagnie verfolgt die Hereros.

Trotz der großen Ermüdung ließ Hauptmann Puder den Feind durch die 5. Kompagnie und die Artillerie um die Mittagstunde noch mehrere Kilometer weit in westlicher Richtung verfolgen. Dieser hatte es jedoch, wie gewöhnlich, wenn es ihm gelungen war, sein Vieh rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, mit der Flucht so eilig, daß die durch ein sechsstündiges Gefecht erschöpfte, unberittene Truppe ihn nicht mehr erreichen konnte. Hauptmann Puder gab daher die weitere Verfolgung auf, zumal seine Artillerie sich nahezu verschossen hatte. Er sammelte seine ganze Abteilung bis 3^{00} nachmittags unweit des Gefechtsfeldes.

Der Feind hatte etwa 600 Mann ins Gefecht gebracht, die zum größten Teil mit modernen Gewehren und rauchschwacher Munition schossen. Seine Rückzugsrichtung ging nach dem Aussibtale.

Hauptmann Puder brachte mit Rücksicht auf die großen überstandenen Anstrengungen mit seinem Detachement die Nacht auf einer freie Umsicht gewährenden Höhe in unmittelbarer Nähe des Gefechtsfeldes zu und setzte erst am nächsten Nachmittage seinen Marsch nach Westen bis zum Snyrivier fort. Am 6. März wurde durch eine Patrouille unter Leutnant v. Rosenberg in der Gegend von Otuani, am Nordrande des Komashochlandes, ein Lager von 1500—2000 Hereros festgestellt. Diese sehr wichtige Meldung veranlaßte Hauptmann Puder in der richtigen Erkenntnis, daß er mit seinen schwachen Kräften gegen eine solche Überlegenheit nichts Entscheidendes ausrichten konnte, zu dem schweren Entschluß, seine kleine Abteilung nach der Bahn zurückzuführen. Er traf über Okasise, teilweise unter Benutzung der Bahn, am 8. März wieder in Okahandja ein.

Hatte das Detachement Puder auch den weit überlegenen Feind im südlichen Hererolande nicht vertreiben oder vernichten können, so war es ihm doch wenigstens gelungen, endlich die Verhältnisse südlich der Bahn gründlich zu klären.

Die Lage Mitte März.

Die bis Mitte März beim Hauptquartier in Okahandja eingegangenen Nachrichten stellten den Gouverneur vor eine wesentlich veränderte, aber nunmehr auch klar erkennbare Lage.

Hatte Oberst Leutwein noch zu Beginn des Monats die feindlichen Kräfte auf weitem Raume zerstreut angenommen, und zwar die Okahandjaleute in der Linie Otjosasu—Okatumba—Katjapia, den Tetjostamm im Rückzug von Kehoro nach den Onjatibergen, die Omaruruleute vom Etjogebirge her nach Osten abziehend und eine weitere Gruppe am Liewenberge und am Snyrivier, so war jetzt festgestellt, daß in Wirklichkeit die Masse der Hereros, mindestens 4000 Mann, westlich der Onjatiberge am oberen Swakop vereinigt stand, und anscheinend nur die südliche Gruppe der Hereros für sich am Rande des Komashochlandes verblieben war. Abteilungen von unbekannter Stärke wurden außerdem in der Waterberggegend vermutet. Damit war die Gefahr, daß die Hereros mit ihrem ganzen, durch Raub vervielfachten Viehbesitze über die Grenze oder nach dem Owambolande entwischen würden, in den Hintergrund gerückt. Es hatte den Anschein, daß sie zum entscheidenden Kampf im heimatlichen Lande entschlossen waren. Schon das Gefecht beim Otjihinamaparero hatte gezeigt, wieviel fester organisiert, wieviel besser bewaffnet und widerstandsfähiger die Hereros jetzt waren als in den Gefechten beim Ausbruch des Aufstandes. In dem Maße, wie die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Kampfes bis aufs Äußerste in den Reihen der Hereros zunahm, wuchs auch ihre Entschlossenheit und ihre innere Widerstandskraft.

Der Gouverneur verhehlte sich nicht, daß die Truppenmacht, über die er zur

Zeit verfügte, auf die Dauer nicht genügen würde, diese Widerstandskraft zu brechen. Er beantragte daher am 9. März eine weitere Verstärkung der Schutztruppe um 800 Reiter und zwei Batterien und bat, diese behufs schnellerer Verwendungsbereitschaft mit Pferden abzusenden.

Mit dem Beginn der Operationen bis zum Eintreffen dieser neuen Verstärkungen zu warten, erschien indessen nicht angängig, namentlich bei der zunehmenden Dreistigkeit der Hereros, welche die durch die Organisationsarbeiten bedingte abwartende Haltung der Deutschen bereits als Schwäche auslegten, Bahn und Telegraph dauernd beunruhigten und zahlreiche Viehdiebstähle selbst unmittelbar bei Windhuk ausführten. Vor allem diese täglich zunehmenden Übergriffe der Hereros waren es, die den Obersten Leutwein entgegen seiner früheren Absicht veranlaßten, sobald wie möglich, schon vor dem Eintreffen des großen Pferdetransports aus Argentinien, dem zum 1. April entgegengesehen wurde, gegen den an den Onjatibergen stehenden Feind zum Angriff zu schreiten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Truppe vielleicht noch nicht stark genug sei, dem Gegner den erhofften vernichtenden Schlag zu versetzen. Es mußte eben unter den obwaltenden Umständen schon als ein Erfolg angesehen werden, wenn es gelang, den übermütig gewordenen Feind einzuschüchtern. Die neubeantragten Verstärkungen beabsichtigte der Gouverneur nach ihrem Eintreffen zunächst südlich der Bahn zu verwenden, um den Bezirk Otjimbingue, insbesondere die Komasberge, vom Feinde zu säubern und dann einen Vorstoß auf Outjo und Grootfontein gegen den dort vermuteten Feind zu unternehmen.

Anordnungen für die Operationen Anfang April.

In den ersten Tagen des März wurde die Westabteilung in der Verfolgung des vor ihr zurückweichenden Feindes in der Gegend des Etjoberges, die Ostabteilung im Vormarsch gegen die Onjatiberge in der Gegend von Ekuja vermutet.

Die einleitenden Anordnungen für den Anfang April geplanten konzentrischen Angriff der drei Abteilungen gegen den Feind an den Onjatibergen mußten also unverzüglich getroffen werden, wenn die weit getrennt stehenden Gruppen bei der Schwierigkeit der Befehlsübermittlung und den umfangreichen Vorbereitungen für den Nachschub rechtzeitig verwendungsbereit sein sollten.

Schon am 11. März wurde daher folgender Operationsbefehl ausgegeben:

Operationsbefehl vom 11. 3. 04.

1. Samuel mit den Okahandjaleuten sitzt in Linie Otjosasu—Okatumba (am Swakop)—Katjapia und südlich (zirka 1000 Gewehre).

   Der Tetjostamm ist im Rückzuge von Kehoro den Schwarzen Nossob aufwärts nach den Onjatibergen (zirka 500 Gewehre).

   Michael mit den Leuten von Omaruru geht vom Etjogebirge in östlicher Richtung zurück (zirka 1000 Gewehre).

   Im Bezirk Otjimbingue, bei Sneyriviermund, am Liewenberge und

südlich sitzen weitere Hereros (zirka 1000 Gewehre).
Aus dem Nordosten keine Nachricht.

2. Ich beabsichtige nach Formation der Hauptabteilung die Okahandjaleute und Tetjos von Westen und Osten her gleichzeitig anzugreifen.

   Der bei Swakopmund—Liewenberg stehende Feind wird einstweilen durch die Abteilung Bastards von Groß-Barmen aus beobachtet, desgleichen durch eine von dem Etappenkommando Karibib nach Otjimbingue vorgeschobene Abteilung.

3. Truppeneinteilung.

   a) Ostabteilung (Major v. Glasenapp):
   Kompagnie v. Winkler (8. Feldkompagnie),*)
   " Eggers (9. Feldkompagnie),
   " Fischel (1./Marine-Infanterie-Bataillons),
   " Lieber (4./ " " "),
   zwei Feldgeschütze C. 73, vier Maschinenkanonen,
   eine Revolverkanone, zwei Maschinengewehre.

   b) Hauptabteilung (Oberst Leutwein):**)
   Kompagnie Graf Stillfried (1. Feldkompagnie),
   " Puder (5. Feldkompagnie),
   " v. Bagenski (6. Feldkompagnie),
   " Schering (2./Marine-Infanterie-Bataillons),
   Batterie v. Oertzen (1. Feldbatterie = vier Geschütze Kaliber 5,7 cm),
   " v. Heydebreck (2. Feld[Gebirgs]batterie = drei Gebirgsgeschütze Kaliber 6 cm),
   " Bauszus (3. Feldbatterie = vier Geschütze C. 96),
   zwei Maschinenkanonen, sieben Maschinengewehre.

   c) Westabteilung (Major v. Estorff):
   Kompagnie Franke (2. Feldkompagnie),
   " v. Schönau (4. "),
   " Haering (3./Marine-Infanterie-Bataillons),
   zwei Feldgeschütze C. 96 ***),
   zwei Feldgeschütze C. 73,

*) Die hier vom Oberkommando angenommene Bildung einer 7.—9. Kompagnie ist tatsächlich erst nach den Kämpfen an den Onjati-Bergen erfolgt.

**) Die Führung der Hauptabteilung sollte später Oberst Dürr übernehmen, vgl. Seite 335.

***) Die Abteilung v. Estorff hatte vier Feldgeschütze C. 73, davon sollten zwei gegen Geschütze C. 96 umgetauscht werden. Diese Maßnahme konnte wegen des Abmarschs der Abteilung von Omaruru nicht zur Ausführung gelangen. Ein Feldgeschütz C. 73 hatte aber Major v. Estorff bereits nach Karibib zurückgesandt, so daß er zur Zeit nur über drei Geschütze C. 73 verfügte. Eine Maschinenkanone war in Omaruru zurückgelassen worden. (S. 322.)

ein Gebirgsgeschütz,
zwei Maschinenkanonen.

4. Die Ostabteilung marschiert von Ekuja (am Schwarzen Nossob) zunächst nach Otjihaënena, wo sie ihre Vorräte ergänzt und weiteren Befehl erwartet.

   Für ihren späteren Vormarsch ist der Weg von Otjihaënena über Onjati auf Erindi in Aussicht genommen.

   Rückwärtige Verbindung von Otjihaënena über Seeis nach Windhuk.

   Ein Lichtsignaltrupp mit vier Apparaten wird nach Seeis gesandt; bis dorthin Lichtfernsprecher im Bau.

5. Die Hauptabteilung formiert sich in Okahandja. Für ihren Vormarsch ist der Weg über Otjosasu nach Onjati in Aussicht genommen.

6. Die Westabteilung hat den vor ihr zurückgehenden Feind möglichst nach Norden oder Nordosten abzudrängen und, wenn irgend angängig, beim Angriff auf die Onjatiberge von Norden her (über Erindi auf Onjati) mitzuwirken.

   Rückwärtige Verbindung einstweilen über Omaruru, wohin sechs Lichtsignalapparate gesandt sind, nach Karibib.

Notizen.

1. Die Formation der Hauptabteilung kann Anfang April beendet sein.
   Der Tag des Angriffs wird noch befohlen werden.
2. Die Kriegsstärke der Feldkompagnien beträgt 90, die der Marine-Infanterie-Kompagnien 100 Gewehre im Durchschnitt.
3. Um das gegenseitige Erkennen der getrennt anmarschierenden Kolonnen zu erleichtern, wird bei Tage die Anwendung von Flaggenzeichen, bei Nacht das Signal „das Ganze“ empfohlen. Die Ostabteilung hat gelbe, die Hauptabteilung rote, die Westabteilung blaue Flaggen zu diesem Zwecke bereitzuhalten.

Der Entschluß des Obersten Leutwein, die Abteilung Glasenapp von Ekuja nach Otjihaënena heranzuziehen, war auf Grund der Meldung von dem Abzug des Tetjostammes von Kehoro in westlicher Richtung auf die Onjatiberge gefaßt worden. Aus der am 16. März eintreffenden Meldung von dem Gefecht bei Owikokorero schien sich jedoch zu ergeben, daß der Tetjostamm im Abzug in nordwestlicher Richtung begriffen war.

Die Ostabteilung erhielt deshalb unter dem 18. März neue Anweisungen, in denen ihr die Sperrung des oberen Swakoptales aufgetragen wurde. „.... Major v. Estorff hat am 14. 3.“, heißt es in diesen, „vom Etjoberge aus den Vormarsch in östlicher oder südöstlicher Richtung angetreten und ist aufgefordert worden, mit der Hauptabteilung, die am 1. April von Okahandja in nordöstlicher Richtung vormarschiert, tunlichst zusammenzuwirken. Bis dahin halten Sie Ihre Kräfte vereinigt und verwehren Sie dem Gegner nach Möglichkeit einen Abzug in nord-

östlicher Richtung. Sollte er versuchen, um Ihre Flügel herumzugehen, so tun Sie ihm nach Möglichkeit Abbruch. Ein Eingreifen in ein etwaiges Gefecht der anderen Abteilungen wird Ihnen nach Lage der Verhältnisse anheimgestellt. Falls Sie durch eingeborene Boten Verbindung mit Estorff erhalten, so fordern Sie ihn auf, Einzelgefechte möglichst zu vermeiden und mit der Hauptabteilung zusammenzuwirken." Gleichzeitig wurde dem bei Grootfontein stehenden Oberleutnant Volkmann, dessen Lage sich inzwischen als nicht mehr gefährdet erwiesen hatte, aufgetragen, das Tal des Omuramba-u-Omatako zu sperren, um einen Abzug des Gegners in dieser Richtung zu verhindern.

Der Beginn der Operationen wird aufgeschoben.

Der anfänglich für den 1. April geplante Beginn der Operationen mußte indessen infolge einer Verzögerung in der Organisation der Hauptabteilung verschoben werden.

Am 23. März traf im Hauptquartier die am 20. März abgegangene Meldung der Ostabteilung ein, daß die weitere Aufklärung das Verbleiben des Gegners um Owikokorero ergeben habe; die Ostabteilung werde zum Angriff bereit bei Onjatu stehen bleiben.

Daraufhin wurde dieser durch Befehl vom 23. März aufgetragen, Einzelgefechte zu vermeiden und ohne zwingenden Grund nicht früher anzugreifen, als bis sie vom Angriff der Hauptabteilung Kenntnis habe. Ein bestimmter Zeitpunkt für den Vormarsch der Hauptabteilung ließ sich zu dieser Zeit noch nicht festsetzen.

Die Hereros räumen das Gelände südlich der Bahn. Ende März.

Gegen Ende des Monats änderte sich die Lage beim Feinde erheblich.

Am 28. März traf von der Ostabteilung die Meldung ein, daß der Gegner von Owikokorero auf Okatumba und Okatjongeama (etwa 50 km westlich Owikokorero) abgezogen sei und die Ostabteilung nach Owikokorero rücken werde. In der Frühe des 30. März ging ferner im Hauptquartier die wichtige Meldung ein, daß in der Nacht ein großer Teil der bisher südlich und westlich der Bahn sitzenden Hereros diese bei Teufelsbach in östlicher Richtung überschritten habe, verfolgt von der bisher bei Groß-Barmen befindlichen Bastardabteilung, die dem Feinde noch einiges Vieh abgenommen habe. Der Rest der südlich der Bahn festgestellten Hereros sei noch weiter nach Süden in das Komas-Hochland ausgewichen. Im übrigen stimmten die Ergebnisse aller von Okahandja und Windhuk aus unternommenen Erkundungsritte und alle Nachrichten Eingeborener dahin überein, daß die Masse der Hereros nach wie vor am Westrande der Onjatiberge stehe; der ganze Gebirgsstock stecke voller Werften, und der Oberhäuptling Samuel halte den größten Teil seines Volkes bei Onganjira vereinigt.

Durch den Abzug der südlich der Bahn stehenden Hereros nach den Onjatibergen war zwar die Gefährdung der deutschen rückwärtigen Verbindung geschwunden, anderseits hatte aber der an den Onjatibergen stehende Feind einen Kräftezuwachs von über 1000 Gewehren erhalten, während die erwarteten deutschen Verstärkungen, die

gerade gegen die jetzt abgezogenen Hereros hatten Verwendung finden sollen, noch nicht zur Stelle waren.

Die Hauptabteilung beendigt ihre Formierung. Neue Weisungen für die Ostabteilung.

Die Hauptabteilung hatte Anfang April nach dem Eintreffen der Westabteilung und der Truppen aus dem Süden eine Stärke von ungefähr 700 Gewehren, zwölf Geschützen und sechs Maschinengewehren erreicht. Ihre Organisation war bis auf die Ausstattung mit Pferden beendigt; sie bestand aus der 1., 2., 4., 5., 6. Schutztruppen-, der 2. Marine-Infanterie-Kompagnie, der 1. und 3. Feldbatterie, der 2. Gebirgsbatterie, einer Maschinengewehr-, einer Witboi- und einer Bastard-Abteilung.*) Von der Infanterie waren nur die alten Schutztruppen-Kompagnien (die 1., 2., 4.) sowie ein Teil der 5. und 6. beritten. Die der früheren Westabteilung zugeteilt gewesene 3. Marine-Infanterie-Kompagnie fand als Etappentruppe Verwendung. Die Führung der Hauptabteilung hatte der inzwischen eingetroffene Oberst Dürr wegen Krankheit bereits wieder an Oberst Leutwein abgeben müssen.

Um das Zusammenwirken mit der bei Owikokorero vermuteten Ostabteilung sicherzustellen, waren am 29. März neue Weisungen an diese ergangen, in denen ihr mitgeteilt wurde, daß die mit der Westabteilung vereinigte Hauptabteilung um den 6. April herum — die Festsetzung eines bestimmten Zeitpunktes war auch jetzt noch nicht möglich — den Vormarsch von Okahandja auf Otjosasu anzutreten beabsichtige; das gemeinschaftliche Operationsziel der Hauptabteilung und der Ostabteilung sei der um den oberen Swakop sitzende Feind. Diesen Weisungen wurde ein Tagesbefehl beigefügt, in dem die Anwendung von nächtlichen Lichtsignalen als Mitteilung über die erfolgte Annäherung der Hauptabteilung in Aussicht gestellt wurde. Um Mitternacht abgeschossene weiße Leuchtraketen sollten bedeuten: „die Hauptabteilung ist da". Unmittelbar danach aufsteigende rote: „die Hauptabteilung greift an".

Diese Weisungen waren dem Hauptmann a. D. Fromm übergeben worden, der am 29. März von Windhuk aus mit einem für die Ostabteilung bestimmten Verstärkungstransport, bestehend aus zwei Geschützen C. 73 mit reichlichem Schießvorrat, sowie mit Proviant und Sanitätsmaterial in Marsch gesetzt worden war. Da angenommen wurde, daß die neuen Befehle sowie die Verstärkung nicht vor dem 5. oder 6. April an ihrem Bestimmungsorte eintreffen könnten, wurde der Beginn der Operationen auf den 7. April 4⁰⁰ nachmittags festgesetzt.

Am 4. April traf von der Ostabteilung die Meldung ein, daß sie von Owikokorero aus am 1. April auf Otjikuoko vorrücken wolle, um sich daselbst bereitzustellen.

Die Hauptabteilung tritt den Vormarsch an. 7. April.

Als nächstes Marschziel der Hauptabteilung wurde Otjosasu bestimmt. Der Vormarsch dorthin sollte in einer Kolonne stattfinden, da für getrennt vorgehende Abteilungen die gegenseitige Verständigung und Unterstützung bei dem sehr schwierigen Gelände unmöglich erschien.

*) Kriegsgliederung siehe Anlage, S. 380 u. f.

Dieses ist dicht östlich Okahandja zunächst wellig, weiterhin bildet es nördlich der Vormarschstraße in der Richtung auf Okatumba eine von einzelnen Höhenzügen durchsetzte, mit Dornbüschen und Gras bedeckte Ebene. Südlich des Weges Okahandja—Onganjira erhebt sich ein wild zerrissenes, ganz unübersichtliches Bergland, das nach Süden zu immer steiler, höher und unzugänglicher wird. Dieses unwegsame Gelände bietet für den Angriff die größten Hindernisse, während es wie geschaffen war für die Kampfesweise der Hereros, deren Stärke gerade in der Verteidigung schwer zugänglichen, zu Überfällen geeigneten Geländes lag. Ein am Abend des 6. in Okahandja eingebrachter Überläufer hatte ausgesagt, daß zu beiden Seiten des Weges Otjosasu—Onganjira Verhaue angelegt und hinter diesen Schützengräben ausgeworfen seien.

Die Hauptabteilung erreichte ohne Störung am 8. April Otjosasu. Unterwegs hatte Oberst Leutwein durch den vom Waterberge kommenden Missionar Eich die Nachricht erhalten, daß die Waterberger- und Omaruru-Hereros sich geteilt hätten; während ein Teil am Waterberge säße, sei der größere Teil bei Onganjira zu Samuel gestoßen. Am 6. April seien außerdem große Massen der Hereros bei Owiumbo und Okatumba gewesen. Schließlich berichtete der Missionar noch, daß unter den Hereros Gerüchte von einem zweiten großen Siege umliefen, den Michael mit seinen Leuten über die Ostabteilung bei Okaharui davongetragen habe.

Die Erkundung der Berge östlich und südlich Otjosasu durch die Witboi-Abteilung hatte ergeben, daß jene bis auf einige Späher vom Feinde frei seien; nur ein 4—5 km südöstlich des Ortes gelegener Berg sei von schwachen Kräften besetzt. Die Hauptabteilung bezog daraufhin bei Otjosasu Biwaks. In der Nacht zum 9. wurden kurz vor Mitternacht die verabredeten Leuchtraketen abgeschossen, ohne daß eine Antwort von der Ostabteilung erfolgt wäre.

9. Das Gefecht von Onganjira.

Die Hauptabteilung marschiert auf Onganjira. 9. April 6^{00} morgens.

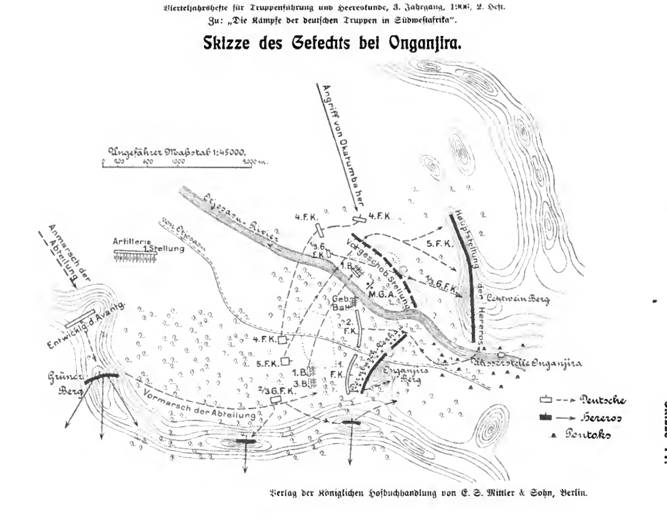
Am 9. April beabsichtigte Oberst Leutwein, zunächst den besetzt gemeldeten Berg anzugreifen; er trat zu diesem Zwecke um 6^{00} morgens den Vormarsch an. Die 1. und 6. Feldkompagnie, die Witbois und die Gebirgsbatterie bildeten die Avantgarde unter dem Befehl des Hauptmanns v. Heydebreck, die übrigen Schutztruppenkompagnien das Gros. Die Bastards sollten die linke Flanke sichern, auf Okatumba aufklären und Verbindung mit der in der Gegend von Otjikuoko vermuteten Ostabteilung suchen. Die 2. Marine-Infanterie-Kompagnie, ein Zug der 3. Batterie und zwei Maschinengewehre blieben als Bedeckung beim Troß.

Als die Avantgarde sich dem ihr als Marschziel angewiesenen Berge näherte, meldeten die Witbois, daß er vom Feinde bereits geräumt sei, worauf er durch einen Lichtsignalposten besetzt wurde, der die Verbindung mit Okahandja herstellte. Bald darauf überbrachte der Feldwebel Peters der 2. Marineinfanterie-Kompagnie

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika".

Skizze 11.

Skizze des Gefechts bei Onganjira.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

nähere, in Okahandja eingegangene Nachrichten von der Ostabteilung. Danach hatte diese auf dem Marsch von Otjituoko auf Otjikuara am 3. April bei Okaharui ein schweres, aber siegreiches Gefecht gehabt. Am 4. April hatte sie den durch das Gefecht unterbrochenen Marsch nach Otjikuara fortgesetzt und beabsichtigte den Gegner von neuem anzugreifen. Auf ihre Mitwirkung konnte auch jetzt noch gerechnet werden.

Die Wasserstelle Onganjira,*) die man jetzt im Grunde vor sich liegen sah, ist von einem halbkreisförmigen Höhenzuge umgeben, der nach Nordwesten geöffnet ist, eine Geländegestaltung, die es den Hereros sehr erleichtern mußte, einen unvorsichtig vormarschierenden Gegner plötzlich von allen Seiten anzufallen. Oberst Leutwein bog deshalb rechts vom Wege ab und marschierte am Fuße des den Otjosasu-Rivier südlich begleitenden Höhenzuges entlang, während starke Aufklärungsabteilungen auf dem Höhenkamm selbst vorgingen.

Bereits nach kurzer Zeit stellten diese eine feindliche Besetzung des Grünen Berges fest. Oberst Leutwein ließ hiergegen seine ganze Artillerie auffahren und entwickelte die Infanterie der Avantgarde zum Angriff. Ehe dieser jedoch erfolgte, räumten die Hereros diese vorgeschobene Stellung; man sah sie in der Ferne zahlreiche Viehherden nach Süden zu in die Berge treiben.

Da man die Hauptmasse der Hereros in östlicher Richtung an den Onjati-Bergen vermutete, nahm Oberst Leutwein von einer Verfolgung des nach Süden fliehenden Feindes Abstand und setzte mit allen Truppen den Vormarsch in der Richtung auf die Wasserstelle Onganjira fort.

Die Spitze erhält Feuer vom Onganjira-Berge her. 1⁰⁰ nachmittags.

Es war kurz nach 1⁰⁰ nachmittags, als die Spitze der 1. Feldkompagnie unter Oberleutnant Reiß, die auf etwa 200 m an den Onganjira-Berg herangekommen war, plötzlich heftiges Feuer aus einem am Fuß des Bergkegels angelegten Dornbuschverhau erhielt. Sofort entwickelte sich die ganze Kompagnie dagegen; kaum hatte sie indessen das Feuer eröffnet, als zahlreiche Hereros aus der Stellung voreilten und ihrerseits gegen die Front und linke Flanke der 1. Kompagnie vorgingen. Zur Abwehr dieses Gegenangriffs wurden unverzüglich die 2. Kompagnie und die Gebirgsbatterie im Galopp vorgezogen mit dem Befehl, links der 1. Kompagnie ins Gefecht zu treten und die hier immer dreister vordringenden Hereros zu verjagen.

Auch die inzwischen herangekommenen beiden Feldbatterien fuhren sofort auf einer kleinen Erhöhung einige hundert Meter hinter der 1. Kompagnie auf und nahmen die Hereros an dem Verhau und die dahinterliegenden Höhen unter Feuer.

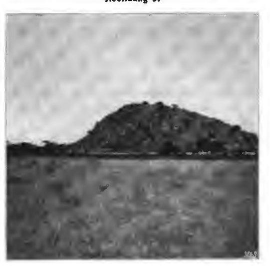
Die Hereros greifen den linken Flügel der deutschen Schützenlinie umfassend an.

Ehe diese Verstärkungen eingreifen konnten, war indessen die Lage der in der linken Flanke bedrohten 1. Kompagnie schwierig geworden; in dem dichten Dornbusch war es dem Gegner gelungen, bereits bis auf 30 bis 40 m an den linken Flügel der Kompagnie heranzukommen. Dieser hatte in kürzester Zeit schwere Verluste

*) Skizze 11.

erlitten, der hier befehligende Leutnant v. Rosenberg, der vor wenigen Wochen durch sein tapferes Verhalten bei Klein-Barmen so wesentlich zum Erfolge beigetragen hatte, und mehrere seiner Leute waren tödlich verwundet, und schon begann der Flügel zu weichen, als gerade noch zur rechten Zeit die 2. Kompagnie und die Gebirgsbatterie eingriffen, die Hereros ihrerseits in Flanke und Rücken überraschend beschossen und zu eiliger Flucht veranlaßten. Doch schon nach kurzer Zeit drohte auch der 2. Feldkompagnie und der links vor ihr aufgefahrenen Gebirgsbatterie ein gleiches Schicksal;

Abbildung 3.



Der Onganjira-Berg.

zahlreiche aus der Hauptstellung herbeigeeilte Hereros griffen sie in ihrer linken Flanke an, so daß die in vorderster Linie stehende Gebirgsbatterie sich nur durch Kartätschfeuer des Gegners erwehren konnte. Ehe dieser indessen näher heranzudrängen vermochte, war auch schon die Maschinengewehr-Abteilung und der berittene Zug der 6. Kompagnie auf dem Gefechtsfelde eingetroffen und überschüttete Rücken und Flanke der die Kompagnie Franke umfassenden Hereros mit einem gewaltigen Schnellfeuer, das diese so überraschte, daß ihnen zunächst die Angriffslust verging und sie eiligst wieder hinter ihre Verhaue im Dornbusch zurückgingen. Inzwischen waren kleinere Herero-Abteilungen von Süden herbeigeeilt und hatten von den Höhen herab ihr Feuer gegen die rechte Flanke und den Rücken der 1. Kompagnie und der beiden Feldbatterien

gerichtet. Oberst Leutwein ließ sie durch die eiligst herangezogenen beiden unberittenen Züge der 6. Kompagnie verjagen, die daraufhin die Höhen zum Schutze der rechten Flanke dauernd besetzt hielten. Die 4. und 5. Kompagnie waren unterdessen hinter die Artillerie gerückt und blieben dort als Reserve in Deckung.

Die 4. Kompagnie greift die Hereros in der vorgeschobenen Stellung an.

Oberst Leutwein beschloß nun, den rechten Flügel der Hereros, die nach und nach immer mehr Kräfte aus der ursprünglichen Hauptstellung nördlich des Riviers in eine vorgeschobene Stellung gezogen hatten, mit der bisher in Reserve gehaltenen 4. Kompagnie umfassend anzugreifen, und beauftragte mit der Leitung dieses Angriffs den Major v. Estorff. Zu seiner Unterstützung wurde die 1. Feldbatterie vorgezogen und ging in vorderster Linie zwischen den Maschinengewehren und dem berittenen Zuge der 6. Kompagnie erneut in Stellung. Die Wirkung der Batterie war hier vorzüglich, besonders gegen die feindlichen Verhaue.

Major v. Estorff befahl der 4. Kompagnie, links des berittenen Zuges der 6. Kompagnie vorzugehen. Die Kompagnie ritt im Galopp in Zugkolonne über den Rivier und schwenkte dann nach rechts. Da das Dorngebüsch jede Übersicht verwehrte, ritt der Führer, Oberleutnant Epp, nach rechts auf eine kleine Anhöhe, um sich zu orientieren. Plötzlich kam eine Patrouille mit der Meldung zurückgaloppiert, der Feind rücke in unmittelbarer Nähe in hellen Haufen durch das Gebüsch zum Angriff vor. Im nächsten Augenblick sausten auch schon die ersten Geschosse in die Kompagnie hinein. Unter einem wahren Kugelregen wurde gegen den Feind eingeschwenkt; im Nu war alles von den Pferden herunter und stürmte bis an eine etwas lichtere Stelle vor; hier wurde das Feuer gegen den Feind aufgenommen, der in sehr günstiger gedeckter Stellung hinter einer Geländewelle auf kaum 100 m Entfernung der Kompagnie gegenüberlag. Major v. Estorff befahl, ihn zu verjagen und die Geländewelle, die eine günstige Feuerstellung bot, zu gewinnen. Mit lautem Hurra stürzten, noch ehe Oberleutnant Epp wieder bei seiner Kompagnie eingetroffen war, die Schützen vor, allen voran Oberleutnant v. Estorff, ein Bruder des Majors, sowie Leutnant der Reserve Frhr. v. Erffa, der den Siegeszug der Kompagnie Franke als Vizewachtmeister mit großer Auszeichnung mitgemacht hatte. Nach wenigen Augenblicken brachen die beiden tapferen Offiziere, das Hurra noch auf den Lippen, der eine mitten ins Herz getroffen, der andere durch den Kopf geschossen, vor ihren Zügen lautlos zusammen. Voll Ingrimm über den Verlust ihrer Führer drangen die Reiter mit aufgepflanzten Seitengewehren auf den Feind ein; doch dieser räumte, den Kampf Mann gegen Mann scheuend, rechtzeitig seine Stellung.

Die Hereros schreiten zum Gegenangriff gegen die linke Flanke der Deutschen.

Kaum hatten sich indes die deutschen Schützen auf der gewonnenen Welle eingerichtet, da brach der Feind in großen Scharen von neuem überraschend zum Angriff vor. Doch der Anlauf, der mit außerordentlicher Entschlossenheit geführt wurde, zerschellte an dem ruhigen und überlegenen Feuer der Schützen und vor allem auch der Geschütze

und Maschinengewehre. Der Batteriechef, Hauptmann v. Oertzen, hatte zwischen je zwei seiner Geschütze immer ein Maschinengewehr Aufstellung nehmen lassen; die gemeinsame Wirkung beider Waffen erwies sich als vorzüglich. Unter großen Verlusten mußte der Feind zurückweichen. Allein trotz dieses Mißerfolges ließ er nicht von seinem Beginnen ab. Mit wildem Mute wiederholte er noch ein zweites Mal den Sturmanlauf; es gelang ihm auch, sich dem linken Flügel mit sehr überlegenen Massen bis auf 10—20 m zu nähern; auch dieses Mal aber erwies sich das Feuer der Deutschen überlegen, und, fast schon am Ziele, prallten die vorstürmenden feindlichen Banden wiederum unter schweren Verlusten zurück.

Beim ersten wie beim zweiten Ansturm war, ehe der Gegner aus dem dichten Dornbusch auftauchte, stets ein kleiner, laut bellender Teckel vor dem Busch erschienen. Einer der Bedienungsmannschaften der Geschütze forderte beim zweiten Angriff des Feindes einen anderen Kanonier auf, das Tierchen mit dem Karabiner niederzuschießen. Doch Leutnant Wagner von der 1. Feldbatterie rief dazwischen: „Um Himmelswillen den Hund nicht totschießen! Der meldet uns ja immer, wenn die schwarzen Kerle kommen." Und richtig, kaum war eine halbe Stunde vergangen, da erschien als Vorläufer laut kläffend vor dem Busch das „brave Dackerl", den Deutschen die nahende Gefahr ankündigend. Alles machte sich bereit, und wenige Augenblicke darauf brachen die Hereros zu einem dritten, mit verzweifelter Heftigkeit geführten Angriff vor. Die Lage des linken deutschen Flügels wurde gefahrvoll. Major v. Estorff schickte eiligst seinen Adjutanten, Leutnant Frhrn. v. Buttlar, zum Obersten Leutwein mit der Bitte, ihm die bisher in Reserve gehaltene 5. Kompagnie zur Verfügung zu stellen. Doch ehe diese Verstärkung eintreffen konnte, gelang es, vor allem dank dem wirksamen Feuer der Maschinengewehre unter dem Leutnant Grafen Saurma, auch diesen Angriff zurückzuweisen. Als der Gegner sich bereits bis auf wenige Meter der deutschen Linie genähert hatte, brach plötzlich die Kraft seines Anlaufes zusammen und alles flutete wieder in den Busch zurück, um hier den Feuerkampf von neuem aufzunehmen.

Jetzt hielt Oberleutnant Epp, der Führer der 4. Kompagnie, den Augenblick für gekommen, zum Sturm zu schreiten. Er rief vom rechten Flügel den Befehl in die Schützenlinie: „Seitengewehre aufpflanzen — stürmen." Der Zugführer des rechten Flügelzuges, Leutnant v. Wurmb, rief den Befehl nach links an den nächsten Zugführer, Oberleutnant v. Estorff, weiter. „Tot" wurde zurückgemeldet; „an Leutnant v. Erffa Befehl weitergeben" rief Leutnant v. Wurmb hinüber; „Leutnant v. Erffa auch tot" lautete es zurück. Da sprang Leutnant v. Wurmb allein empor und stürzte mit lautem Zuruf vor die Mitte der Kompagnie. Wie mit einem Schlage erhob sich die ganze Linie und drang mit wildem Hurraruf voll Rachedurst auf den Feind ein.

Dieser mit außerordentlicher Kraft ausgeführte Sturmanlauf wirkte. Erschreckt flohen die Schwarzen. Die vorstürmende Kompagnie blieb dem Feinde im Dornbusch dicht auf den Fersen und machte alles mit dem Seitengewehr nieder, was sich zur Wehr setzen wollte. Rechts schlossen sich der wilden Jagd zunächst der Zug der 6. Kompagnie und gleich darauf die 2. Kompagnie an, und nun gab es beim Feind kein Halten mehr. Ohne auch nur den Versuch zu wagen, noch einmal weiter rückwärts hinter seinen Verhauen im Dornbusch sich zur Wehr zu setzen, gab er nunmehr auf der ganzen Linie den Widerstand auf und stürmte in hellen Haufen unter lautem Angstgeschrei davon; erst in seiner ursprünglichen Hauptstellung am Leutwein-Berge machte er wieder Halt.

Der rechte Flügel der Hereros weicht in die Hauptstellung zurück. Vorstoß von Okatumba her.

In diesem Augenblick drohte eine neue Gefahr von links und zwang die vorstürmenden Truppen, die genommene Stellung zunächst festzuhalten. Die Bastard-Abteilung, der die Aufklärung gegen den bei Okatumba stehenden Feind aufgetragen gewesen war, meldete, aus der Richtung von Okatumba seien etwa 300 berittene Hereros, denen starke Abteilungen unberittener folgten, gegen die linke Flanke und den Rücken der Hauptabteilung im Anmarsch.

Oberst Leutwein übertrug dem Major v. Estorff mit der 4. und der inzwischen eingetroffenen 5. Kompagnie die Sicherung der linken Flanke; mit allen übrigen Kräften beschloß er, den Angriff gegen die feindliche Hauptstellung in der Richtung auf den Leutwein-Berg fortzusetzen. Major v. Estorff sammelte sofort die beiden Kompagnien bei der 1. Feldbatterie und ließ sie zum Schutze der linken Flanke eine kleine weiter nördlich gelegene Anhöhe besetzen, die nach Norden zu freien Ausblick bot. Da sich indes zunächst hier nur schwache feindliche Kräfte zeigten, hielt er die 4. Kompagnie zum Flankenschutz für ausreichend und erteilte der 5. den Befehl, sich dem inzwischen eingeleiteten Angriff der übrigen Kompagnien gegen die feindliche Hauptstellung anzuschließen und zu versuchen, den Feind möglichst links zu umfassen. Die Kompagnie entwickelte sich unverzüglich vorwärts der Artillerie gegen den rechten Flügel der feindlichen Hauptstellung; es gelang ihr trotz des heftigen Feuers, das ihr von vorne und halb links entgegenschlug, bis auf wenige hundert Meter an den Feind heranzukommen.

Der Sturm auf die Hauptstellung der Hereros.

Zur Unterstützung des Infanterieangriffs wurden jetzt mit unsäglicher Mühe zwei Gebirgsgeschütze auf den von den Schwarzen inzwischen geräumten, steilen Onganjira-Berg geschafft, von wo sie den das ganze Gelände beherrschenden Leutwein-Berg sehr wirksam beschießen konnten. Auch die 1. Kompagnie und einer der unberittenen Züge der 6. gingen bis in Höhe des Ostrandes des Onganjira-Berges vor. Ein heftiges Feuergefecht entspann sich auf der ganzen Linie, ohne daß die erhoffte, entscheidende Wendung eintrat. Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Von Stunde zu Stunde erwartete man das Eingreifen der Ostabteilung oder die Wirkung ihres

in Aussicht gestellten, erneuten Vormarsches gegen den Rücken des Feindes. Statt dessen war die Nachricht von dem Anmarsch überlegener feindlicher Kräfte gegen die eigene Flanke gekommen. Die Bastards hatten nirgends eine Spur der Ostabteilung auffinden können. Der Feind hatte zwar südlich vom Rivier den Widerstand so ziemlich aufgegeben, aber auf der Nordseite hielt er nach wie vor seine Hauptstellung


Abbildung 4.



Vorgeschobene Stellung der Hereros bei Onganjira.

am Lentwein-Berge. Er beherrschte damit die Wasserstelle. Diese aber mußten die Deutschen haben, denn weder Mann noch Pferd hatte seit dem vorangegangenen Abend frisches Wasser bekommen. Eine schnelle Entscheidung war dringend notwendig. „Diese konnte nach Lage des Gefechts jetzt nur durch eine Umfassung des linken Flügels der feindlichen Hauptstellung herbeigeführt werden.

Die 2. Kompagnie erhielt daher Befehl, „den linken Flügel der Hauptstellung des Feindes zu stürmen.“ Inzwischen war auf dem deutschen linken Flügel die 5. Kompagnie mit dem berittenen Zuge der 6. ungeachtet des feindlichen Feuers,

bereits bis dicht an den Fuß der feindlichen Höhenstellung vorgedrungen und stand im Begriff, den rechten Flügel der Hereros zu umfassen. Während sie noch im Feuer lag, ließ Hauptmann Franke seine Kompagnie aufsitzen, führte sie im Galopp am Flußbett entlang bis in Höhe des feindlichen Flügels vor und ließ dann über den Rivier gegen den Leutwein-Berg einschwenken. „Alles glaubte," schreibt Hauptmann Franke, „es werde ein Todesritt — über den ungeschützten, 200 m breiten Rivier hinüber." Aber das feindliche Feuer war verstummt. Die stundenlange, wirkungsvolle Artilleriebeschießung, das tapfere Vorgehen der 5. und das überraschende Vorbrechen der 2. Kompagnie, alles das hatte auf die Schwarzen einen solchen Eindruck gemacht, daß sie ihren Hauptstützpunkt ohne Kampf räumten. Begünstigt durch das Gelände und durch die hereinbrechende Dunkelheit, konnten sie dies vom Angreifer unbemerkt und ungestört tun. Als die 5. Kompagnie von Nordwesten und ein Zug der 2. von Süden her den Berg erklettert hatten, fanden sie die feindliche Stellung leer. Die Hereros gingen auf der ganzen Linie zurück.

In diesem Augenblick trafen die aus der Richtung von Okatumba her im Anmarsch gemeldeten feindlichen Verstärkungen auf dem Gefechtsfelde ein und schritten unverzüglich zum Gegenangriff gegen die linke deutsche Flanke. Doch es war zu spät. Der Gegenstoß wurde mit Leichtigkeit von der in sehr günstiger Stellung befindlichen 4. Kompagnie zurückgewiesen und vermochte nicht, der zurückweichenden Hauptmacht der Hereros neuen Halt zu geben. Der Feind floh vielmehr überall, teils in östlicher, teils in nordöstlicher Richtung, stellenweise in völliger Auflösung. Mit Einbruch der Dunkelheit befand sich der Kampfplatz in seiner ganzen Ausdehnung in deutschem Besitz. Die zahlreichen Pontoks in der Umgebung der Wasserstelle Onganjira wurden angezündet. Von einer nächtlichen Verfolgung aber mußte bei dem unübersichtlichen Felsen- und Buschgelände wiederum Abstand genommen werden. Dagegen hoffte Oberst Leutwein, daß der Gegner auf seinem Rückzuge in die Gewehre der Ostabteilung hineinlaufen werde.

Die Ergebnisse des Kampfes.

Die Stärke der Hereros in dem Gefechte bei Onganjira wurde auf etwa 3000 Gewehre geschätzt; Samuel mit seinem ganzen Stamme, Teile der Waterberger und der Omaruruleute sowie die Mehrzahl der Otjimbinguer hatte an dem Kampfe teilgenommen. Sie hatten tapfer gefochten und durch die zahlreichen Offensivstöße bewiesen, daß auch sie den Wert des angriffsweisen Fechtens erkannt hatten. Ihre Führer, darunter einzelne in gestohlenen Offiziersuniformen, waren ihren Leuten zum Teil mit geschwungenem Säbel vorangestürmt, während die Weiber hinter der Front durch wilden Zuruf die Kampfeswut der Krieger anfeuerten.

Nach den Aussagen mehrerer am nächsten Tage gefangener Hereros empfanden diese das Gefecht als eine schwere Niederlage, wenn auch ihr Verlust an Vieh leider wiederum nicht sehr erheblich war; es waren nur etwa 350 Stück Rinder und zehn Gewehre erbeutet worden; außerdem wurden auf dem Gefechtsfelde bei flüchtigem Ab-

suchen 80 Leichen und zahlreiche frisch aufgeworfene Gräber gefunden, in denen der Gegner seine Toten eiligst verscharrt hatte; nach den Angaben von Gefangenen hatten die Hereros bei Onganjira von allen bisherigen Gefechten die schwersten Verluste erlitten und zwar dank der an diesem Tage vorzüglichen Wirkung des Artilleriefeuers.

Die Verluste auf deutscher Seite waren, wohl hauptsächlich wegen der gründlichen und wirksamen Vorbereitung der Angriffe durch die Artillerie, verhältnismäßig gering; sie betrugen an Toten Oberleutnant v. Estorff, Leutnant der Reserve Frhr. v. Erffa und zwei Mann, an Verwundeten Leutnant v. Rosenberg, der bald darauf seiner schweren Verletzung erlag, und elf Mann.*) Am Fuße des zuletzt eroberten Hügels fanden die gefallenen Helden an stiller, friedlicher Stätte ihr Grab unter einem blühenden Akazienbaum.

Die Verfolgung. 10. April. Lage nach dem Gefecht.

Am 10. April früh wurde mit einem Teil der berittenen Truppen die Verfolgung aufgenommen und festgestellt, daß der Feind das Gebiet bis zu der Gegend von Okagaraha geräumt hatte und mit seinen Hauptkräften in östlicher Richtung auf Eundo—Erindi zurückgewichen war. Der kleinere Teil, darunter die Leute von Otjimbingue, waren in nordwestlicher Richtung auf Owiumbo zurückgegangen und hatte sich mit den dort stehenden Hereros vereinigt.

Oberst Leutwein erkannte sehr wohl, daß erst eine nachdrückliche Verfolgung der geschlagenen feindlichen Hauptkräfte unter Samuel in der Richtung auf Eundo—Erindi den schönen Erfolg der deutschen Waffen bei Onganjira zu einem wirklich wirksamen Siege machen könne. Solange indes der bei Owiumbo gemeldete, zahlreiche Feind nicht geschlagen war, blieb bei der Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen durch diesen ein weiterer Vormarsch nach Osten unmöglich. Sich gegen beide Abteilungen gleichzeitig zu wenden, war bei der ziffermäßigen Schwäche der Hauptabteilung undenkbar.

Oberst Leutwein beschloß deshalb, sich zunächst mit allen Kräften gegen den Feind bei Owiumbo zu wenden, mit dem er um so leichteres Spiel zu haben glaubte, als in dessen Rücken ja die Ostabteilung stehen mußte, mit der er dann die Verbindung zu gewinnen hoffte.

10. Das Gefecht bei Owiumbo.

Die Hauptabteilung marschiert nach Nordosten. 13. April.

Am 12. April war die Hauptabteilung bei Otjosasu zu erneutem Vormarsch bereit und brach am folgenden Tage 5⁰⁰ früh in der Richtung auf Okatumba auf. Die 2. und 5. Feldkompagnie, die Bastardabteilung und die Maschinengewehre bildeten unter Hauptmann Puder die Avantgarde, die übrigen drei Feldkompagnien, die drei

*) Außer den Offizieren waren gefallen: die Gefreiten Krol und Scholl, verwundet: Feldwebel Schlabitz, die Sergeanten Liedtke, Wieland, die Gefreiten Effmert, Krüger, Lucas, Warnke, Schmitz, die Reiter Kube, Müller und der Kriegsfreiwillige von Blanc.

Batterien und die halbe 2. Marine-Infanterie-Kompagnie das Gros. Die Witbois unter Leutnant Müller v. Berneck deckten die rechte Flanke. Die Munitions- und Verpflegungsfahrzeuge blieben unter Bedeckung der anderen halben Marine-Infanterie-Kompagnie in Otjosasu zurück.

Das Gelände, in das der Vormarsch diesmal führte, war das denkbar ungünstigste und gehört zu den schwierigsten des ganzen Schutzgebietes. Es ist nordöstlich Otjosasu bis in die Gegend von Okaharui mit fast undurchdringlichem Buschwerk und Baumbestand bedeckt und wird von dem etwa 200 m breiten Swakop-Flußbett durchzogen. Die fast ununterbrochenen Kameeldornwaldungen verhinderten jede Erkundung und jede Übersicht und erschwerten den Marsch auf den schmalen Pfaden sowie jede Gefechtsentwickelung ungemein. In solchem Gelände vermochte sich der Feind mit Leichtigkeit dicht neben der marschierenden Kolonne zu verbergen, so daß diese trotz sorgfältiger Aufklärung dauernd der Gefahr eines überraschenden Angriffs ausgesetzt war. Die ganze Gegend war wie geschaffen für die Kampfesweise der Hereros; hier, wo das Schußfeld selten weiter als 40 bis 50 m reichte, und wo die die zahlenmäßige Unterlegenheit der Deutschen ausgleichende Wirkung der Artillerie und die überlegene Schießfertigkeit der Schützen nicht zur Geltung kommen konnte, fühlten sie sich sicher und konnten ungehindert und überraschend ihre gewaltige Übermacht an Zahl ausnutzen.

In der Gegend von Owiumbo—Katjapia befinden sich zahlreiche Wasserstellen und saftige Weiden, die im Frieden dicht mit Werften besetzt waren. Hier stand eine sehr starke Herero-Abteilung unter dem Häuptling Kajata, die in der letzten Zeit zahlreichen Zuzug von Norden und Nordosten von den Omaruru- und Waterbergleuten erhalten hatte. Von den bei Onganjira geschlagenen Hereros waren nur wenige schwächere Abteilungen auf Owiumbo ausgewichen.*)

Bei Okatumba, das um 8[30] vormittags erreicht wurde, machte die Abteilung einen kurzen Halt. Vom Feinde war bisher nichts zu bemerken; doch waren in den Werften westlich des Ortes die Feuerstellen noch warm, also erst vor kurzem vom Feinde verlassen. Auch hörte man in der Ferne das Brüllen von Rinderherden.

Kurz bevor der Marsch wieder aufgenommen wurde, meldete die Bastardabteilung, daß sich östlich Okatumba eine große, von anscheinend völlig sorglosen Hereros besetzte Werft befände. Gegen diese wurde nunmehr der Vormarsch angetreten, wobei die Bastards die linke, die Witbois südlich vom Swakop die rechte Flanke sicherten. Die von den Bastards besetzt gemeldete Werft stellte sich indessen ebenfalls als verlassen heraus, auch Owiumbo und das südliche Swakopufer wurde von den Witbois frei gemeldet.

---

*) Seite 354.

Die Deutschen werden während der Rast von den Hereros beschossen. Tod des Oberleutnants Reiß. 10³⁰ vorm.

Mit Rücksicht auf die außergewöhnliche Hitze beschloß Oberst Leutwein, bei Owiumbo eine zweite Rast abzuhalten und die ermatteten Tiere zu tränken. Die Avantgarde überschritt den Swakop, um auf dem südlichen Ufer bei einer von den Witbois bereits erkundeten Wasserstelle zu rasten. Das Gros blieb nördlich des Flusses und erreichte mit einer neuen Marschsicherung gegen 10^{30} vormittags die für seine Rast bestimmte Wasserstelle.

Kaum hatte die am Anfang des Gros befindliche 1. Kompagnie mit dem Tränken begonnen, als sie überraschend von einigen nur wenige 100 m weiter östlich im


Abbildung 5.



Das Swakopbett bei Owiumbo.
† Stelle, wo Oberleutnant Reiß fiel.

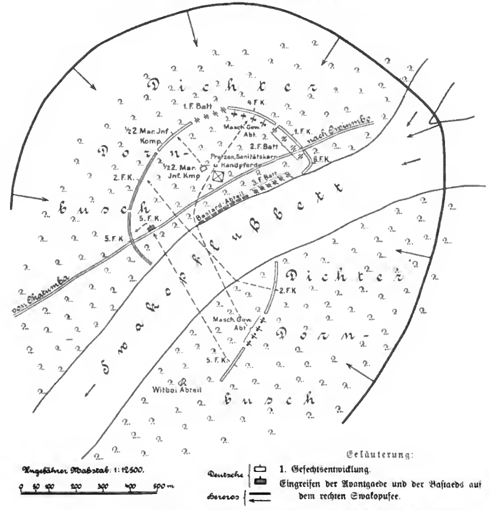
Nach einer Abbildung aus dem Buche des Oberleutnants v. Salzmann: „Im Kampfe gegen die Herero“. Berlin 1905. Verlag von Dietr. Reimer.

Swakopbett haltenden berittenen Hereros heftig beschossen wurde. Man hatte diese anfangs für Hottentoten gehalten, weil sie, nach Witboi-Art, weiße Tücher um den Kopf geschlungen hatten. Um sie zu verjagen, eilte Oberleutnant Reiß, der Führer der 1. Kompagnie, mit 17 Mann im Flußbett vor, rechts und links von Seitenpatrouillen begleitet, während die Pferde der Kompagnie unverzüglich zurückgeführt wurden.

Die etwa 50 Mann starke Herero-Abteilung wich Swakop aufwärts zurück. Um dem Gegner aber die Lust zu solchen unliebsamen Überraschungen zu vertreiben, drängte Oberleutnant Reiß sehr heftig nach, selbst als bereits zu erkennen war, daß der Feind rechts und links aus dem Busch zahlreiche Verstärkungen erhielt und wieder Front machte. Von allen Seiten heftig beschossen, fiel der tapfere Offizier, der auch

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 2. Heft.
Zu: „Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika“.

Skizze des Gefechtsfeldes von Owlumbo.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

bei Onganjira mit seiner Spitze unter dem überlegenen Feuer der Hereros so unerschrocken standgehalten hatte; mit ihm starben drei seiner Leute den Heldentod, während vier andere schwer verwundet wurden.

Der ganze Vorgang hatte sich mit solcher Schnelligkeit abgespielt, daß es nicht möglich war, die schwache Abteilung durch einen Befehl von rückwärts rechtzeitig zurückzuhalten. Die nicht verwundeten Leute eilten schleunigst aus dem Rivier links in den schützenden Busch und gingen feuernd auf ihre Kompagnie zurück. Diese war inzwischen vorgeeilt, um ihre hart bedrängten Kameraden zu entlasten; doch auch sie sah sich, kaum ins Gefecht getreten, von einer erdrückenden Übermacht in beiden Flanken umfaßt, und mußte auf das Gros zurückgenommen werden.

Das Gros entwickelt sich auf dem rechten Swakopufer.

Von diesem waren in aller Eile auf dem rechten Swakopufer die 4. und 6. Kompagnie entwickelt worden,*) in die sich die zurückgehende 1. Kompagnie einfügte. Unmittelbar nach der Entwicklung seiner Kompagnie fiel hier, durch den Kopf geschossen, der Führer der 6. Kompagnie, Hauptmann v. Bagenski, als er sich etwas erhob, um die Feuerwirkung besser beobachten zu können. Die 2. Feld-Batterie fuhr unmittelbar hinter der Schützenlinie auf, da sie in dem unübersichtlichen Gelände nur von dort aus die Infanterie gegen den mit großer Übermacht vordringenden Feind unterstützen konnte. Sie hatte kaum das Feuer eröffnet, als lautes Geschrei in der linken Flanke die Absicht des Gegners ahnen ließ, den dichten, jede Übersicht hindernden Dornbusch zu einer Umfassung auszunutzen. Zur Abwehr des drohenden Flankenangriffs setzte Oberst Leutwein links rückwärts der 4. Kompagnie die 1. Feldbatterie ein und beauftragte mit deren Sicherung die bisher zurückgehaltene halbe 2. Marine-Infanterie-Kompagnie. In der Mitte des so gebildeten Halbkreises fuhren die Protzen und die Sanitätskarren auf; auch sämtliche Handpferde wurden dorthin geführt.

Das Gefecht auf dem linken Swakopufer.

Inzwischen war auch die Avantgarde auf dem anderen Swakopufer angegriffen worden. Sie hatte, links an den Fluß angelehnt, ebenfalls eine halbkreisförmige Stellung eingenommen, rechts die 5., links die 2. Feldkompagnie, in der Mitte die Maschinengewehre; die offene rechte Flanke war durch die weiter rückwärts gestaffelten Witbois gesichert. Da die gegen die Avantgarde vorgehenden Hereros gleichzeitig Flankenfeuer gegen das nördlich des Swakop fechtende Gros richteten, wurde am rechten Uferrand die 3. Feldbatterie eingesetzt, die durch Schrägfeuer gegen den Feind auf dem südlichen Ufer zu wirken suchte.

Um ein gegenseitiges Beschießen der Truppen zu vermeiden, wurden die an den Fluß angelehnten Flügel des Gros und der Avantgarde durch kleine rote Flaggen bezeichnet, eine Maßregel, die sich sehr bewährte.

Der Gegner schien jetzt seine Hauptkraft gegen die schwächere Avantgarde einzusetzen und unternahm hier verschiedene sehr kräftige Vorstöße, die indessen sämtlich

*) Skizze 12.

unter schweren Verlusten durch das ruhige Feuer der 2. und 5. Kompagnie und der Maschinengewehre abgewiesen wurden. Schließlich gab der Feind sein Vorhaben auf, um es von neuem auf dem nördlichen Ufer zu versuchen, wo er bald mit sehr überlegenen Kräften gegen den Rücken und die linke Flanke des Gros vorging.


Abbildung 6.



Maschinengewehre im Gefecht bei Owiumbo.

Die Avantgarde wird auf das rechte Ufer genommen.

Oberst Leutwein hatte die Gefahr rechtzeitig erkannt und der Avantgarde befohlen, in Staffeln ihre bisherige Aufstellung zu räumen und auf das rechte Ufer zu rücken zur Abwehr des hier drohenden Angriffs.

Während die 2. Kompagnie links von der Marine-Kompagnie und die Maschinengewehre in der Linie der 4. Kompagnie ins Gefecht traten, wurde die 5. Kompagnie zunächst als Reserve hinter dem linken Flügel bereitgestellt. Nur die Witbois blieben auf dem südlichen Ufer.

Kaum hatten die Truppen der bisherigen Avantgarde ihre Stellungen auf dem nördlichen Ufer eingenommen, als auch schon von allen Seiten ein neuer, mit großer Heftigkeit geführter Angriff des Feindes erfolgte, der mit sehr überlegenen Kräften

die deutsche Abteilung völlig umzingelt hatte. Nur durch das schnelle Eingreifen der 5. Kompagnie zwischen der 2. Kompagnie und dem Fluß konnte eine ernste Gefahr im Rücken abgewendet werden. Die nach dem Abmarsch der Avantgarde rechts der 3. Feldbatterie entstandene Lücke wurde durch die Bastardabteilung ausgefüllt, die sich an das Gros herangezogen hatte. Sie konnte im Verein mit der 3. Batterie den auch von Süden her erfolgenden Angriff um so leichter abweisen, als hier der etwa 200 m breite Rivier freies Schußfeld bot, während auf allen anderen Fronten der dichte Busch die Übersicht völlig verhinderte. Es gelang aber auch auf den anderen Fronten, die mit außerordentlicher Zähigkeit immer wieder vorstürzenden Hereros blutig zurückzuweisen.

Es war jetzt 5⁰⁰ nachmittags. Beim Feinde machte sich nach dem mißlungenen Angriff auf allen Fronten eine gewisse Erschlaffung geltend, die Oberst Leutwein ausnutzte, um mit seinen gesamten Kräften in östlicher Richtung mehrere hundert Meter weit vorzurücken. Man fand hierbei einen Teil der beim Beginn des Gefechts gefallenen Leute der 1. Kompagnie, die unter ständig hin- und herwogendem Feuergefecht beerdigt wurden.

Die Hereros hatten sich indessen von der blutigen Zurückweisung ihres Angriffs bald erholt und begannen von neuem den Feuerkampf, nunmehr auf allernächste Entfernung; nach der Heftigkeit des Feuers zu schließen, mußten sie Zuzug erhalten haben; die Witbois meldeten zudem starke berittene Hererobanden im Rücken, an der Straße nach Okatumba. Der Gegner hatte offenbar Verstärkungen von dem bei Onganjira geschlagenen Teile erhalten und wollte der Hauptabteilung den Rückzug verlegen.

Die Lage gegen Abend.

Den frischen Kräften des Feindes gegenüber hatte die Hauptabteilung bereits seit langem das letzte Gewehr eingesetzt. Die Kräfte der Leute begannen in dem mehr als zehnstündigen heftigen Feuerkampf zu erlahmen, vor allem hatte die Truppe unter dem immer quälender werdenden Durst zu leiden. Die Artillerie hatte sich nahezu gänzlich verschossen, bei der Infanterie wurde die Munition knapp, auf deren Ergänzung konnte bei der Besetzung der Straße nach Okatumba durch den Feind nicht gehofft werden. Die Lage der rings umschlossenen Hauptabteilung wurde bedenklich. Doch plötzlich — es war gegen 5⁰⁰ nachmittags — war in weiter Ferne von Osten her schwacher Kanonendonner vernehmbar; das mußte die Ostabteilung sein! — Hilfe nahte! — Alles atmete erleichtert auf; ihr Eingreifen im Rücken der Hereros mußte den Tag zugunsten der deutschen Waffen entscheiden und die schwache deutsche Abteilung aus gefahrvoller Lage befreien. Allein bald merkte man, daß man durch den Donner eines fern im Osten aufsteigenden Gewitters getäuscht worden war. Von der Ostabteilung war nichts zu hören, auf ihr Eingreifen war am heutigen Tage nicht mehr zu rechnen.

Schon dämmerte es. Der Führer stand vor einem schwerwiegenden Entschlusse: Sollte man während der Nacht ausharren auf dem Gefechtsfelde, um morgen den

Kampf von neuem zu beginnen, oder unter dem Schutz der Dunkelheit den Rückmarsch nach Otjosasu antreten? Man konnte sich nicht länger verhehlen, daß das Zusammenwirken mit der Ostabteilung, auf das sich der ganze Plan aufgebaut hatte, nicht zustande gekommen war. Damit war aber die wesentlichste Voraussetzung für den Erfolg der ganzen Operation geschwunden. Eine Wiederaufnahme des Kampfes am folgenden Tage konnte im günstigsten Falle ein weiteres Zurückdrängen des Feindes nach Osten, nicht mehr einen vernichtenden Schlag, zur Folge haben; hierzu schien die jetzt im Felde stehende Truppe gegenüber dem an Zahl so sehr überlegenen Gegner, der durch die Vereinigung mit den bisher südlich der Bahn befindlichen Hereros einen erheblichen Kräftezuwachs erfahren hatte, noch zu schwach.

Wie aber gestaltete sich die Lage der im dichten Dornbusch eingeschlossenen Abteilung, wenn der weit überlegene Feind, der keinerlei Zeichen von Erschöpfung verriet, in der Dunkelheit in diesem Gelände einen nächtlichen Überfall ausführte? Eine Katastrophe schien dann unvermeidlich. Durfte der Führer die Verantwortung hierfür auf sich nehmen, zumal sichere Aussicht bestand, mit den täglich zu erwartenden Verstärkungen aus der Heimat den Angriff bald unter günstigeren Bedingungen wieder aufnehmen und einen sehr viel wirksameren Schlag ausführen zu können? Jetzt konnte der Abmarsch freiwillig in unerschütterter Haltung ausgeführt werden, was stand bevor, wenn die Truppe, von einem übermächtigen Gegner überwältigt, gezwungen abziehen mußte?

Auf der anderen Seite verhehlte sich der Führer keineswegs die schwerwiegenden Bedenken gegen einen Rückzug. Durfte an einen solchen überhaupt gedacht werden, ehe nicht das Äußerste versucht war? War überhaupt ein Sieg zu erringen, wenn man nicht zugleich die Verantwortung für eine Katastrophe auf sich nehmen wollte?

Oberst Leutwein entschließt sich zum Rückzuge. 8⁰⁰ abends.

Zweifel wogten in der Seele des Führers. Schon war völlige Dunkelheit hereingebrochen. Es mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden: Oberst Leutwein entschied sich für den Rückzug und gab um 8^{00} abends den folgenschweren Befehl zum Abmarsch auf Otjosasu. Ausschlaggebend war dabei die Aussicht, den Angriff einige Wochen später, nach Eintreffen der Verstärkungen, unter besseren Bedingungen wiederholen zu können. Der tapfere Führer, der sich ohne Rücksicht auf seine Person während des ganzen Tages kaltblütig und unerschrocken dem heftigsten feindlichen Feuer ausgesetzt hatte, hätte sich sonst gewiß nicht gescheut, den Kampf bis zum äußersten durchzuführen.

Den Abmarsch sicherte im Rücken die 6. und in der Marschrichtung die 5. Kompagnie. Im Gros marschierten die Batterien und die Sanitätskarren in der Mitte auf dem Wege, rechts und links von ihnen gefechtsbereit die übrigen Kompagnien. Dadurch, daß in den bisherigen Stellungen vorher überall Lagerfeuer angesteckt worden waren, wurde der Gegner getäuscht und der Abzug zu spät von ihm erkannt. Einen dann noch unternommenen Versuch, den Abmarsch zu stören, wies die Arrieregarde, deren Führung Major v. Estorff übernommen hatte, erfolgreich ab; bei dem so

schwierigen Loslösen vom Feinde bewährte sich von neuem die Umsicht und Kaltblütigkeit dieses alten Afrikaners in hohem Maße.

Um 10⁰⁰ abends wurde Okatumba erreicht, wo aufmarschiert und bis 1⁰⁰ nachts gerastet wurde. Von hier konnte der Marsch, vom Gegner ungestört, in Marschkolonne bis Otjosasu fortgesetzt werden, wo die Abteilung um 5⁰⁰ morgens eintraf. Der Rückzug war in größter Ruhe und Ordnung ausgeführt worden, die Haltung der Truppe ausgezeichnet.

Die Verluste waren auf deutscher Seite im Vergleich zu der Hartnäckigkeit und Dauer des Kampfes nicht hoch: Gefallen waren Hauptmann v. Bagenski, Oberleutnant Reiß und sieben Mann, verwundet Leutnant Findeis und elf Mann, darunter neun schwer.*)

Die Ergebnisse des Kampfes.

Die Verluste des Feindes waren natürlich nicht festzustellen; wie schwer er aber gelitten haben muß, geht daraus hervor, daß auch er am nächsten Tage, als er erfuhr, daß die deutschen Truppen bei Otjosasu stehen geblieben seien, aus Furcht vor einem neuen Angriff das Gefechtsfeld räumte und, wie später festgestellt wurde, in östlicher und südöstlicher Richtung zurückging; die Hereros haben, wie einige Wochen später durch die Aussagen von Gefangenen und Überläufern bekannt wurde, den Tag von Owiumbo als eine schwere Niederlage empfunden, — eine Tatsache, die durch ihr nachfolgendes Verhalten ihre Bestätigung gefunden hat. Was vor allen Dingen damals durchaus notwendig war, den so übermütig gewordenen Gegner einzuschüchtern, war durch die Kämpfe bei Onganjira und Owiumbo erreicht, und das war unter den obwaltenden ungünstigen Umständen immerhin schon ein nicht zu unterschätzendes Ergebnis. In dem Kampfe selbst waren alle Vorteile des Geländes und der Zahl auf Seiten der Hereros gewesen, während für die Deutschen in diesem dichten Dornbusch die Artilleriewirkung, die so sehr zu dem Erfolge von Onganjira beigetragen hatte, völlig ausfiel und auch die bessere Ausbildung und Mannszucht der Truppen nicht hatte zur Geltung kommen können.

„Die öffentliche Meinung in Deutschland einschließlich zahlreicher Afrikakenner,“ so schrieb Oberst Leutwein am Tage nach dem Gefecht, „hat die Hereros weit unterschätzt. Auch wir hier hatten einen solchen Widerstand nicht erwartet. Die Hereros sagen sich anscheinend, daß sie doch keine Gnade zu erwarten hätten und sind zum äußersten entschlossen. Sie lassen sich mit Gleichmut totschießen, wo auch das Schicksal es mit sich bringt. Der Krieg wird daher erst aufhören, wenn der Feind seine letzte Patrone verschossen hat.

Das Gefecht von Owiumbo hat klar bewiesen, daß die Truppe in ihrer gegenwärtigen Stärke in der Tat nicht ausreicht, um den Aufstand niederzuwerfen.

*) Außer den Offizieren waren gefallen: Sergeant Heinrich, Unteroffizier Reschke, Gefreiter Hamer, Krause, Nicolai, Schwarz, Kriegsfreiwilliger Bönsch; verwundet: Unteroffizier Bartels, Bock, Bunge, Gefreiter Kaiser, Rösch, Schober, Stahlberg, Reiter Fritschka, Rütters, Steffen, Thierfelder.

Die Hereros, zu denen offenbar ein großer Teil der Waterberg- und fast alle Otjimbingueleute gestoßen sind, zählen mindestens 5000 Gewehre. Um ihren Widerstand zu brechen, muß die Truppe so stark sein, daß sie imstande ist, alle Kräfte des Feindes gleichzeitig anzugreifen, und nicht wie jetzt, erst den rechten Flügel und dann den linken. Selbstverständlich kann hierbei von einer »Umzingelung« der Hereros niemals die Rede sein, denn um eine Masse von 50 000 Menschen zu umzingeln, würde die Versammlung einer so starken Truppenmacht gehören, wie sie hier in diesem wasser- und kulturarmen Lande in enger Vereinigung mittelst Ochsengespannen nicht unterhalten werden kann."

Oberst Leutwein beabsichtigte nunmehr, aus der bisherigen Hauptabteilung mit Hilfe der neueintreffenden Verstärkungen eine Westabteilung in Otjosasu und eine Südabteilung bei Onjati zu organisieren; die in ihrer bisherigen Zusammensetzung verbleibende Ostabteilung sollte nach Otjihangwe zurückgenommen und hier neu ergänzt werden. Nach Erlangung ihrer Gefechtsbereitschaft sollten dann alle drei Abteilungen konzentrisch auf Katjapia, den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, vorgehen. Daß der Feind die Ruhepause benutzen würde, um mit seinen Viehherden nach Osten über die Grenze auszuweichen, hielt Oberst Leutwein für wenig wahrscheinlich, da nach seiner Ansicht das ganze Volk der Hereros in seiner alten Heimat „zu siegen oder zu sterben fest entschlossen war". Die am 20. April von der Ostabteilung eingehenden Nachrichten ließen indessen die Durchführbarkeit der geplanten Operation fraglich erscheinen.

11. Die Ereignisse bei der Ostabteilung bis zu deren Auflösung.*)

Die Lage der Ostabteilung nach dem Gefecht von Owikokorero.

Die Ostabteilung hatte sich nach dem Gefecht von Owikokorero bei Onjatu vereinigt.**) Hier erreichte sie am 17. März der Operationsbefehl vom 11.,***) der ihr auftrug, von Ekuja nach Otjihaënena zu marschieren; dieser Befehl war inzwischen von den Ereignissen überholt worden. Der Führer der Ostabteilung mußte selbständig einen den veränderten Verhältnissen entsprechenden Entschluß fassen. Bei der damaligen Lage**) erschien ihm abwartendes Verhalten bei Onjatu geboten, bis die Hauptabteilung zum Vormarsch bereit war. Durch ausgedehnten Patrouillengang sollte inzwischen die Aufklärung gegen den bereits festgestellten Gegner fortgesetzt und dauernd die Fühlung mit ihm erhalten werden, eine Aufgabe, deren Erfüllung bei der geringen Zahl von Berittenen und dem mangelhaften Zustande der Pferde in dem unübersichtlichen Buschgelände allerdings nicht leicht war. An das Hauptquartier wurde unverzüglich Meldung von diesem Entschluß erstattet.

Am 21. März trafen aus Windhuk die erwähnten, der veränderten Lage Rechnung tragenden Weisungen ein;†) nach diesen war die Hauptabteilung am 1. April

*) Kriegsgliederung siehe Anlage. **) Seite 321. ***) Seite 341. †) Seite 343.

operationsbereit. Die Ostabteilung sollte einen Abzug des Gegners nach Nordosten verhindern, ihm Abbruch tun, wenn er an ihren Flügeln vorbeigehen sollte, und mit den anderen Abteilungen tunlichst zusammenwirken.

Gleichzeitig mit diesen Weisungen ging die Meldung ein, daß der Gegner Owikokorero geräumt habe. Sofort wurde die berittene Abteilung zur Besetzung der Wasserstelle und Erkundung der Abzugsrichtung des Gegners vorgesandt; sie stellte dessen Abmarsch auf Okatumba fest. Nunmehr wurde ihr aufgetragen, fürs erste in Owikokorero zu bleiben, die Verbindung mit der in der Nähe vermuteten Westabteilung herzustellen und auf Okatumba und Otjikuoko aufzuklären. Am 24. wurde der Marsch größerer Hererotrupps von Okatjongeama in der Richtung auf Otjiamongombe erkannt. Es waren dies die von der Westabteilung in östlicher Richtung abgedrängten Omaruruleute, die den Anschluß an die bei Owiumbo stehenden Hereros suchten. Da gleichzeitig noch weitere Trupps von Norden, Nordwesten und Westen in der Richtung auf Owikokorero vorrückten, so schien die Lage der schwachen berittenen Abteilung bei Owikokorero gefährdet; sie ging deshalb wieder nach Onjatu zurück.

Die Ostabteilung geht nach Owikokorero vor. 29. März.

Es war nunmehr von großer Wichtigkeit, die fernere Marschrichtung der gemeldeten feindlichen Trupps festzustellen. Da jedoch die berittene Abteilung infolge der außergewöhnlichen Anspannung der Pferde durch den wochenlangen Patrouillendienst hierzu nicht imstande war, entschloß sich Major v. Glasenapp, mit der gesamten Abteilung nach Owikokorero zu marschieren und den Verbleib des Gegners zu erkunden. Am 29. März wurde Owikokorero erreicht. Nach den vorgefundenen Spuren wurde festgestellt, daß von Norden kommende Herero-Abteilungen Owikokorero im Westen umgangen hatten und nach Süden abmarschiert waren. Der Gegner war also in der Versammlung am oberen Swakop begriffen. Der Weg nach Okaharui wurde vom Feinde frei gefunden. Die Ostabteilung sah nun ihre Aufgabe darin, sich bis zum 1. April, an dem der Vormarsch der Hauptabteilung erwartet wurde, so bereit zu stellen, daß sie rechtzeitig von Nordosten her eingreifen konnte. Hierfür war Otjikuoko der gegebene Punkt. Seine Lage gestattete, sich dem Gegner, wenn er von der vereinigten Haupt- und Westabteilung gedrängt wurde, frontal oder durch seitlichen Abmarsch vorzulegen.

Major v. Glasenapp rückt nach Otjikuoko. 1. April.

Major v. Glasenapp beschloß daher, sich hier am 1. April mit der gesamten Ostabteilung aufzustellen, und schickte am 31. März Meldung hiervon an den Oberbefehlshaber. Nach beschwerlichem Marsche durch dichten Busch wurde Otjikuoko am 1. April 12[00] mittags erreicht. Sofort wurden Patrouillen vorgesandt und Beobachtungsposten eingerichtet, um den Verbleib der Hauptabteilung festzustellen. Es war indes weder von dieser noch vom Gegner irgend etwas zu sehen. Am Abend abgeschossene Leuchtraketen fanden keine Erwiderung. Von der Hauptabteilung fehlte jede Nachricht; Zweifel tauchten auf, ob sie überhaupt vormarschiert wäre. War dies nicht der Fall, dann war der vereinzelte Vormarsch der Ostabteilung nicht nur gefahr-

voll, sondern auch zwecklos. Am späten Nachmittage hatte die zur Erkundung des Weges Otjikuoko—Otjisaona entsandte berittene Abteilung daselbst zahlreiche in südlicher Richtung in das Gebirge führende Viehspuren gefunden. Dies legte die Vermutung nahe, daß der Tetjostamm versuchen werde, durch das Gebirge wieder nach Osten abzuziehen, zumal er in dieser Richtung keinen Widerstand finden konnte. Eine derartige Bewegung des Feindes mußte aber die Verbindungen der Ostabteilung ernstlich bedrohen. Unter diesen Umständen entschloß sich der Führer, als auch am Vormittage des 2. April noch keinerlei Kenntnis von dem Vormarsch der Hauptabteilung zu erlangen war, am Nachmittage dieses Tages über Okaharui—Otjikuara nach Onjatu zurückzugehen, bereit, bei einer Bedrohung seiner Verbindungslinie nach Süden abzumarschieren und sich dem Gegner vorzulegen, wenn er aus den Onjatibergen in östlicher Richtung heraustreten sollte. Am Abend des 2. April wurde Okaharui erreicht.

Gefecht bei Okaharui am 3. April.

Am 3. April wurde gegen 6⁰⁰ vormittags der Weitermarsch auf Otjikuara angetreten. Der Weg führte andauernd durch dichten Busch, und der aus 22 Ochsenwagen bestehende Fuhrpark verzögerte das Vorwärtskommen sehr. Das Gros marschierte in folgender Marschordnung: 4. Marine-Infanterie-Kompagnie, Artillerie, Schutztruppen-Kompagnie, Wagenkolonne. Die Arrieregarde, bei der auch Major v. Glasenapp ritt, bildete die 1. Marine-Infanterie-Kompagnie. In dem Busch war eine Übersicht über die etwa $2^1/_2$ km lange Marschkolonne nicht vorhanden. Die berittene Abteilung war mit besonderem Auftrage auf Onjatu vorausgesandt.

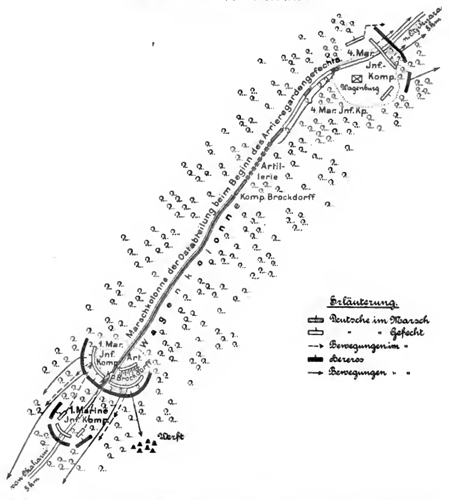
Bald nach 8⁰⁰ vormittags trafen fünf von Seeis über Otjikuara gekommene Proviantwagen bei der Abteilung ein, mit ihnen die so sehnlich erwarteten Befehle des Truppenkommandos. Während einer kurzen Rast durchflog sie Major v. Glasenapp und ersah aus ihnen, daß die Hauptabteilung erst „um den 6. April herum“ den Vormarsch von Okahandja auf Otjosasu antreten werde. Als die Kolonne wieder in Marsch gesetzt war, eilte auch der Major v. Glasenapp mit seinem Stabe vor, um einen geeigneten Lagerplatz für die Mittagsrast auszusuchen.

Die Arrieregarde wird von den Hereros angefallen. Gegen 9⁰⁰ vormittags.

Kurz nachdem er die Arrieregarde verlassen hatte, näherten sich mehrere Hererotrupps der Nachspitze. Um sie zu verjagen, ließ deren Führer, Leutnant der Reserve Nörr, einige Schüsse abgeben. Doch plötzlich schlug von allen Seiten ein überwältigendes Feuer auf die schwache Abteilung ein. Die Arrieregarden-Kompagnie machte sofort Front und ihr Führer entsandte den Rest des zweiten Zuges zur Aufnahme der hart bedrängten Nachspitze. Doch ehe dieser noch in das Gefecht trat, war er auch schon von dem größtenteils berittenen Gegner in beiden Flanken umfaßt. Nur durch das sofortige Einsetzen je eines Halbzuges des dritten Zuges rechts und links vom Wege konnte der zurückweichende zweite Zug aus seiner gefahrvollen Lage befreit werden. Der Führer der Nachspitze, Leutnant der Reserve Nörr, sowie mehrere Leute waren, tödlich getroffen, in der ersten Stellung liegen geblieben. Auf ganz nahe Entfernung

entwickelte sich ein heftiger Feuerkampf. Zur Unterstützung setzte Hauptmann Fischel bald auch den ersten Zug ein, der sich in die vorderen Abteilungen einschob. So lag die

Skizze des Gefechts bei Okaharui.



Kompagnie in einer Linie ausgeschwärmt, die Flanken durch je einen zurückgebogenen Halbzug gedeckt. Nach einiger Zeit stürzte der Gegner in dichten Massen vor, um die ihm an Zahl weit unterlegene Kompagnie zu überrennen. Doch alle Anläufe scheiterten an dem ruhigen und wohlgezielten Feuer der Seesoldaten, das dem Gegner namhafte

Verluste zufügte. Schließlich ließ der Feind von seinem Versuche ab und nahm von neuem den Feuerkampf auf, in dem die Kompagnie bei der großen Überlegenheit des Gegners schwere Verluste erlitt.

Das Gros greift in das Gefecht ein.

Die erste Meldung von dem Gefecht der Arrieregarde erhielt Major v. Glasenapp, als er gerade den Anfang der Wagenkolonne erreichte. Um die weit auseinandergezogene Marschkolonne möglichst rasch gefechtsbereit zu machen, befahl er der Schutztruppen-Kompagnie Graf Brockdorff, im Laufschritt zurückzueilen und einen Buschrand an einer großen Lichtung zu besetzen; auf diese sollte die Arrieregarden-Kompagnie zurückgehen; die Artillerie sollte hinter der Infanterie auffahren. Diesen Befehl überbrachten der Trompeter Lehmann und der Landwehrmann Jakobs von der Schutztruppe zu Pferde unter heftigstem Feuer der Hereros dem in der Schützenlinie liegenden Hauptmann Fischel.

Als die Kompagnie Brockdorff den Rand der Lichtung erreichte, stieß sie bereits auf den Feind und entwickelte sofort alle drei Züge östlich des Weges zum Gefecht. Ihr wirksames Feuer nahm die westlich des Weges zurückgehende Kompagnie Fischel auf, die an der Lichtung rechts von der Schutztruppen-Kompagnie erneut Front machte. Die Artillerie hatte links rückwärts von ihr Stellung genommen. Um sich des hier besonders lebhaft vordrängenden Gegners zu erwehren, mußte sie mit Kartätschen feuern und Teile der vorderen Schützenlinie mußten aus dem Gefecht gezogen werden, um die Deckung des linken Flügels zu übernehmen.

Das Gefecht der 4. Kompagnie.

Der 4. Kompagnie war befohlen worden, mit zwei Zügen nach der Buschlichtung zu rücken und den dritten Zug zur Bedeckung des Trosses, aus dem eine Wagenburg gebildet werden sollte, zurückzulassen. Die Kompagnie hatte kaum die befohlene Bewegung angetreten, als sie plötzlich heftiges Rückenfeuer von zahlreichen Hererotrupps erhielt, die es anscheinend auf die Wagenkolonne abgesehen hatten. Die Kompagnie mußte sofort mit allen Zügen hiergegen entwickelt werden, und es gelang ihr, nicht nur in anderthalbstündigem, heftigem Feuergefecht den Ansturm des Gegners zurückzuschlagen, sie ging vielmehr demnächst ihrerseits zum Angriff über und brachte dem Gegner derartig empfindliche Verluste bei, daß er erneute Versuche zur Wegnahme der Fahrzeuge nicht mehr wagte.

Die Hereros geben den Kampf auf. 12⁰⁰ vormittags.

Inzwischen hatte auch das Gefecht der beiden anderen Kompagnien mit einem vollen Erfolge der deutschen Waffen geendigt, indem der Gegner namentlich durch das überlegene Feuer der Artillerie erschüttert, gegen 12^{00} mittags das Gefecht abbrach und ebenso schnell, wie er gekommen war, in dem dichten Busch verschwand. Er wurde trotz sengender Mittagshitze noch mehrere Kilometer weit zu beiden Seiten des Weges nach Okaharui verfolgt, ohne daß es indes den unberittenen Kompagnien möglich gewesen wäre, den behenden, berittenen Trupps des Feindes noch wesentlichen Abbruch zu tun.

Auf deutscher Seite waren Leutnant der Reserve Nörr und 31 Mann gefallen, Hauptmann Fischel, Leutnant Hildebrandt und fünfzehn Mann verwundet worden.*) Die Mehrzahl von ihnen entfiel auf die Arrieregarde-Kompagnie, die den ersten überfallartigen Anprall des Gegners allein hatte aushalten müssen und deren Nachspitze fast völlig aufgerieben worden war. Die Kompagnie hatte ihre Gefallenen nicht mit zurücknehmen können. Man fand sie später völlig entkleidet und der Waffen beraubt vor der Front wieder. Einzelne seitwärts im Busch liegengebliebene Verwundete hatten die Hereros mit ihren Keulen totgeschlagen, wodurch sich die große Zahl der Toten erklärt. Aber auch der Feind hatte schwer gelitten. 42 tote Hereros lagen auf dem südlichen Kampfplatze vor der Front der Deutschen, und etwa 50 Tote hatte der gegen die Wagen vorgegangene Feind zurückgelassen. Riesige Blutlachen vor der Front der 1. Kompagnie zeigten an, daß der Gegner hier gleich zu Beginn des Gefechts bei seinem Ansturm in dicken Massen schwere Verluste erlitten haben mußte. Die Mehrzahl der Toten und die Verwundeten hatte er jedoch Zeit gehabt zurückzubringen. Seine Stärke soll über 1000 Gewehre betragen haben, während die Ostabteilung nicht mehr als 230 Gewehre hatte ins Gefecht bringen können.

Dank dem entschlossenen Handeln des Führers war die Ostabteilung schnell der gefahrvollen Lage, in die sie geraten war, Herr geworden, und die Sicherheit und Ruhe, mit der alle Befehle ausgeführt wurden, zeigten, wie fest diese Truppe selbst in schwierigen Lagen in der Hand ihrer Führer war.

Nach der Rückkehr der Verfolgungsabteilungen wurden die Gefallenen beerdigt und auf dem blutgetränkten Gefechtsfelde Biwak bezogen. Ein Versuch, die vorausgesandte berittene Abteilung wieder zurückzuholen, um sie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes und Feststellung seines Verbleibs zu verwenden, hatte keinen Erfolg, da der Weg nach Onjatu vom Gegner gesperrt war.

Die Ostabteilung trifft wieder bei Onjatu ein. 4. April.

Am 4. April wurde frühzeitig der Weitermarsch auf Onjatu fortgesetzt. Bei ihrem Eintreffen fand die Ostabteilung hier den Verstärkungstransport unter Hauptmann Fromm**) vor, ebenso die berittene Abteilung.

Befehl des Truppenkommandos.

Die dem Hauptmann Fromm mitgegebenen Weisungen des Truppenkommandos

*) An Mannschaften waren tot: von der 1. Marine-Infanterie-Kompagnie Sergeant Brühl, die Unteroffiziere Dickhoff und Hargens, die Gefreiten Hackert, Seeliger, Sellert, Mennenga, Sponnagel, die Seesoldaten Bettin, Böllge, Geyer, Hacker, Haas, Hahn, Heilmann, Huber, Köhl, Krüger, Liebau, Mack (Michael), Mack (Walter), Paulsen, Sachslorn, Schreiner, Stachowski, Weiler, Weyand, von der 4. Marine-Infanterie-Kompagnie: Unteroffizier Hahl, Seesoldat Klein, von der Sanitätskolonne: Obersanitätsgast Mahnke, von der Schutztruppen-Kompagnie: Gefreiter Wetzel; verwundet: von der 1. Kompagnie: die Unteroffiziere Fritsche und Lungwitz, Gefreiter Michaelsen, die Seesoldaten Frank, Lorenzen, Scheeber, Seike, Vollmer; von der 4. Kompagnie: Gefreiter Schmidt, die Seesoldaten Grau und Willien; von der Maschinenkanonen-Abteilung: Oberfeuerwerksmaat Krätzig, Obermatrose Theuerkauf; von der Schutztruppen-Kompagnie: Unteroffizier Vogel, Reiter Kahlert.

**) Seite 345.

vom 29. März*) hatte dieser durch besondere Boten vorausgesandt. Sie trafen zufälligerweise bei der Ostabteilung gleichzeitig mit dem von der Proviantkolonne**) mitgebrachten Befehl vom 23. März***) ein.

Der verspätet eingetroffene Befehl vom 23., der durch die Ereignisse bereits überholt war, hatte der Ostabteilung ausdrücklich einen Angriff verboten, ehe sie nicht von dem bevorstehenden Angriff der Hauptabteilung Nachricht habe. Die Mitteilung hiervon sollten ihr die Weisungen vom 29. bringen, die den am oberen Swakop sitzenden Feind als gemeinsames Operationsziel beider Abteilungen bezeichneten und den Vormarsch der Hauptabteilung über Otjosasu um den 6. April herum in Aussicht stellten.

Major v. Glasenapp wurde jedoch durch die Weisungen vom 29., die noch keine bestimmte Zeitangabe für den beabsichtigten Vormarsch der Hauptabteilung enthielten, veranlaßt, vorläufig bei Onjatu stehen zu bleiben, da er entsprechend dem Befehl vom 23. glaubte, noch bestimmtere Nachricht über die Annäherung der Hauptabteilung abwarten zu sollen; diese hoffte er durch die in Aussicht gestellten Lichtsignale zu erhalten.

Von einem erneuten Vormarsch in das dichte Buschgelände am oberen Swakop ohne die Gewißheit des Vormarsches der Hauptabteilung glaubte er umsomehr absehen zu müssen, als das Bereitstellen zum 1. April vergeblich gewesen war, und die Bewegungsfähigkeit der Ostabteilung durch die zahlreichen Verwundeten und Typhuskranken sich inzwischen wesentlich verringert hatte. Bereit, vorzumarschieren, sobald bestimmtere Nachrichten eingingen, verblieb die Abteilung deshalb einstweilen bei Onjatu.

Die Tätigkeit der Ostabteilung nach dem Gefecht von Okaharui. 5. bis 21. April.

In der folgenden Zeit wurde, soweit es der Zustand der Pferde erlaubte, nach allen Richtungen aufgeklärt. Weder nördlich noch südlich von Onjatu war etwas vom Gegner zu bemerken. Auch die Gegend von Owikokorero und Okaharui wurde vom Feinde frei gemeldet. Vom 6. April ab wurden täglich Versuche gemacht, mit der Hauptabteilung in heliographische Verbindung zu treten. Jeden Abend wurde bis Mitternacht die Gegend in südlicher und westlicher Richtung mit der Signallampe abgeleuchtet, jedoch stets ohne Erfolg. Am 9. April nachmittags glaubte man von ferne Geschützfeuer zu hören. Sofort wurde die berittene Abteilung auf Okaharui vorgesandt und die Kompagnien machten sich marschbereit. Gegen 9⁰⁰ abends kam Oberleutnant v. Winkler mit der bestimmten Meldung zurück, es sei kein Kanonendonner gewesen, sondern nur der Donner heftiger Gewitter, die an diesem Tage rings am Horizonte standen. In Wahrheit war es indes doch Geschützfeuer gewesen, denn an diesem Tage errang die Hauptabteilung den Sieg von Onganjira. Am 13. April, dem Tage von Owiumbo, wurde nirgends Geschützfeuer gehört; anscheinend hat der dichte Busch die Fortpflanzung des Schalles verhindert.

*) Seite 345. **) Seite 344. ***) Seite 364.

Der Typhus bricht aus. Major v. Glasenapp marschiert nach Otjihaënena. 21. April.

Infolge des häufigen Regenwetters, der nächtlichen Kälte und der außerordentlichen Anstrengungen der vorangegangenen Wochen verschlechterte sich der Gesundheitszustand immer mehr. Anfang April stellten sich die ersten Anzeichen einer Typhusseuche ein; von zwölf Kranken am 6. April hatte sich die Zahl am 16. bereits auf 66 erhöht.

Lange konnte die Ostabteilung unter diesen Umständen nicht mehr bei Onjatu bleiben. Von Tag zu Tag wurde der sehnlichst erhoffte Befehl zum Vormarsch und Angriff erwartet, aber keinerlei Nachrichten trafen über den Verbleib der Hauptabteilung ein. Endlich am 20. April kamen sie. Die vereinigte Haupt- und Westabteilung waren nach schwerem Gefecht bei Owiumbo auf Otjosasu zurückgegangen, und die Operationen sollten erst nach mehreren Wochen wieder aufgenommen werden, wenn neue Verstärkungen eingetroffen seien. Während dieser Zeit sollte die Ostabteilung sich rein verteidigungsweise verhalten. Ein Linksabmarsch nach Otjihangwe wurde freigestellt und die Beobachtung des Gegners von Owikokorero und Onjatu aus anheimgegeben.

Ein weiteres Verbleiben der Ostabteilung bei Onjatu war indessen bei der immer mehr Opfer fordernden Typhusepidemie unmöglich geworden. Durch Krankheit und Gefechtsabgänge war die ursprüngliche Stärke der Abteilung von 25 Offizieren 509 Mann auf dreizehn Offiziere 276 Mann herabgesunken, und täglich kamen Neuerkrankungen hinzu.

Die berittene Abteilung hatte seit dem 16. April das Lager verlassen, um zur Herstellung der immer noch fehlenden Verbindung mit der Hauptabteilung nach Seeis zu marschieren. Hier war sie vom Oberkommando festgehalten worden, so daß sich zur Zeit bei der Ostabteilung nur noch neun brauchbare Pferde befanden. Mit diesen den Gegner von Onjatu und Owikokorero aus zu beobachten, war unmöglich. In Anbetracht alles dessen entschloß sich Major v. Glasenapp schweren Herzens, mit der Ostabteilung nach Otjihaënena zu marschieren, wo er am 24. April eintraf. Hier wurde im Missionsgebäude mit den inzwischen aus Windhuk eingetroffenen Hilfsmitteln ein festes Lazarett eingerichtet, so daß den Kranken endlich etwas bessere Pflege zuteil werden konnte.

Unterwegs ging am 22. April die am 10. von Otjosasu abgesandte Benachrichtigung über das Gefecht bei Onganjira ein, die in Seeis liegen geblieben war, mit ihr der Befehl, unter allen Umständen von Onjatu nach Otjihangwe abzurücken. Der selbständige Entschluß des Majors v. Glasenapp entsprach also den Absichten des Truppenkommandos.

Die Ostabteilung wird aufgelöst. 6. Mai.

Die Ostabteilung war durch die Typhusepidemie, Transportkommandos und Abgabe von Krankenpflegern in ihrer Gefechtskraft so geschwächt, daß sie ohne die berittene Abteilung für die Operationen nur noch über 151 Mann verfügte. Nunmehr wurde die ganze Abteilung in Otjihaënena in Quarantäne gelegt und fiel damit für

die demnächst wieder beginnenden kriegerischen Unternehmungen aus. Durch Befehl vom 6. Mai wurde sie aufgelöst. Nur die in Seeis befindliche berittene Abteilung, die vom Typhus verschont geblieben war, fand sofort wieder Verwendung im Felde.

Glänzende kriegerische Erfolge sind der Ostabteilung versagt geblieben; sie hatte in außergewöhnlicher Weise unter der Ungunst der Verhältnisse leiden müssen und schließlich einen weit gefahrvolleren Feind als die Hereros zu bekämpfen: den Typhus. Die große Hingabe der Truppe bei den außergewöhnlichen Entbehrungen und Anstrengungen, die infolge des Fehlens von Pferden in besonderem Maße an die Abteilung herantraten, und die standhafte Pflichterfüllung auch in schwierigen Lagen verdienen um so wärmere Anerkennung.

Der durch das Zusammenwirken der Haupt- und Ostabteilung beabsichtigte wirksame Schlag war, wenn auch bei Onganjira ein voller taktischer Erfolg errungen war, wegen der großen Überlegenheit des Gegners an Zahl und der ungeheuren Schwierigkeiten des Geländes nicht geglückt. Die großen Entfernungen der Abteilungen untereinander, die noch obendrein durch den Feind getrennt waren, machten eine schnelle und zuverlässige Befehlsübermittlung unmöglich. Vor allen Dingen wurde es verhängnisvoll, daß die abändernden Befehle vom 23. März, die der Ostabteilung ein abwartendes Verhalten vorschrieben, diese zu spät erreichten.

12. Vorbereitungen für weitere Kämpfe.

Aufstellung der im März angeforderten Verstärkungen.

Inzwischen waren in der Heimat die Anfang März angeforderten*) weiteren Verstärkungen in derselben Weise wie bisher durch das Oberkommando der Schutztruppen zusammengestellt, bekleidet und ausgerüstet worden. Am 25. und 30. März und am 7. April gingen sie in vier Transporten unter den Majoren v. d. Heyde und v. Mühlenfels sowie den Hauptleuten Stahl und Rembe von Hamburg ab. Ihnen wurden zum ersten Male die zur Bespannung und Berittenmachung notwendigen Pferde aus Deutschland mitgegeben, und zwar waren durch Vermittelung des preußischen Kriegsministeriums kleine, zähe ostpreußische Bauernpferde angekauft und dem Oberkommando überwiesen worden. Ein Teil des Bedarfs, etwa 300 Pferde, wurde durch Abgaben der Kavallerie gedeckt.

Im ganzen betrug die Zahl der der Schutztruppe zugeführten Verstärkungen 55 Offiziere und Ärzte, elf Beamte, 1164 Mann, 1200 Pferde, 18 Feldgeschütze C. 96 und eine 3,7 Maschinenkanone. Die Überfahrt sämtlicher Transporte ging schnell und anstandslos von statten. Vorzügliche Ergebnisse wurden bei den Pferdetransporten erzielt, indem im ganzen nur zehn Pferde an Lungenentzündung eingingen. Das Eintreffen in Swakopmund erfolgte zwischen dem 17. und 28. April.

*) Seite 341.

Die Mobilmachung der neu-eingetroffenen Truppen.

Mit dem Transport von Mühlenfels waren auch der dem Kommandeur der Schutztruppe als Generalstabsoffizier überwiesene Major Quade und der Feldintendant Intendanturassessor v. Lagiewski eingetroffen. Auf Befehl des Obersten Leutwein übernahm Major Quade die einheitliche Regelung der Dienstgeschäfte im Hauptquartier, zu dem bereits vorher vom Stabe des Marine-Expeditionskorps die Hauptleute Salzer und Bayer vom Generalstabe, Oberleutnant v. Bosse und Marine-Oberstabsarzt Dr. Metzke übergetreten waren. Neben der unter den vorliegenden Verhältnissen besonders schwierigen Durchführung der Mobilmachung der zahlreichen neu eingetroffenen Verstärkungen traten in diesem Zeitabschnitt an das Hauptquartier unzählige Anforderungen heran. Mit dem Anwachsen der Streitkräfte machte sich gebieterisch die Notwendigkeit einer einheitlichen Ausgestaltung der Stärken der einzelnen Truppenverbände und ihrer Ausrüstung mit Fahrzeugen sowie deren einheitlicher Beladung mit Verpflegung, Schießbedarf, Sanitätsmaterial und Feldgerät geltend. Die Notwendigkeit, jedem neuen Verbande einen Stamm an alten, mit dem Lande vertrauten Leuten sowie zuverlässige Eingeborene als Führer mitzugeben, zwang zu zahlreichen Schiebungen.

Die Sicherstellung des Nachschubes bedingte umfassende Maßnahmen für den weiteren Ausbau des Etappen- und Eisenbahnwesens, Aufstellung von Etappenfuhrparks, Einrichtung von Pferde-, Esel-, Ochsen- und Wagensammelstellen, besonderer Wagenwerkstätten, Bekleidungs-, Ausrüstungs-, Munitions- und Lazarett-Reservedepots. Auch der Nachrichten- und Feldsignaldienst mußte weiter ausgestaltet werden. Im Schutzgebiet bei der Reichspostverwaltung noch vorhandener Telegraphendraht wurde unter Benutzung zweier bei der Bahn- und Postverwaltung entbehrlicher Morseapparate zum Bau einer Feldtelegraphenleitung von Okahandja nach Otjosasu und später weiter nach Owikokorero benutzt. Der Mangel an Telegraphentruppen machte sich überaus störend fühlbar. Höchste Anspannung aller Angehörigen des Hauptquartiers war notwendig, um in kurzer Zeit alle diese Maßnahmen zur Ausführung zu bringen.

Kaum zu überwindende Schwierigkeiten stellten sich insbesondere der Beschaffung eines ausreichenden Fuhrparks, der erforderlichen Zugtiere und der Anwerbung des unentbehrlichen eingeborenen Treiberpersonals entgegen. Sehr schwierig war auch die Neuordnung und selbständige Ausgestaltung der Feldintendantur; die Verhältnisse lagen auf diesem Gebiete dadurch besonders verwickelt, daß bis zu diesem Zeitpunkt die Intendanturgeschäfte der Schutztruppe nebenamtlich von der Finanzabteilung des Gouvernements versehen worden waren, der die betreffenden Beamten nicht ohne weiteres entzogen werden konnten.

Die schnellere Bereitstellung der eintreffenden Transporte selbst war infolge der Mitgabe der Pferde zwar wesentlich erleichtert, aber bis zur endgültigen Marschbereitschaft waren noch umfangreiche und zeitraubende Maßnahmen erforderlich; Mann

und Pferd mußten in die afrikanischen Verhältnisse eingewöhnt, Ochsen und Esel erst zugfest gemacht werden.

Schon bei der Landung in Swakopmund machten sich Schwierigkeiten geltend, da die zunehmende Versandung des Hafens die Arbeit des Landens in immer empfindlicherer Weise störte, und alle Aushilfen sich als unzulänglich erwiesen. Nach ihrer Ausschiffung mußten die Truppen mit Rücksicht auf die Verpflegung und Unterbringung auf die größeren Stationen zwischen Swakopmund und Okahandja verteilt werden. An allen diesen Stationen mußten Zweigproviantdepots errichtet, große Stallzelte zur Unterbringung von Mann und Pferd aufgeschlagen werden. Ganz besondere Vorkehrungen erforderte die Wasserversorgung, da einzelne Stationen kaum das für die Speisung der Lokomotiven nötige Wasser aufbringen konnten.

Die ganzen umfangreichen Mannschafts- und Materialtransporte mußten auf der wenig leistungsfähigen Eisenbahn bewirkt werden. Die Pferde gingen in der Mehrzahl mit Fußmarsch von Swakopmund nach den Mobilmachungsorten ab, blieben aber auch der Wasserversorgung und Verpflegung wegen nahe der Bahn, da die Verpflegung bei der erst in Karibib oder Okahandja möglichen Ausstattung mit Fahrzeugen mit der Bahn bereitgestellt werden mußte. Um die Mobilmachung noch weiter zu beschleunigen und vor allem, um schnell an Stelle der zur Verfolgung des abziehenden Feindes nach Norden marschierenden Abteilung Estorff verwendungsbereite Truppen in die Hand zu bekommen, mußten später doch zahlreiche Pferde mit der Bahn nach Okahandja geschafft werden.

Der Umsicht und Tatkraft des Leiters des Feldeisenbahnwesens, Hauptmanns Witt, und der Hingabe aller im Eisenbahndienst tätigen Offiziere, Beamten und Mannschaften ist es zu danken, daß die Eisenbahn in dieser Zeit die ununterbrochen auf die Höchstleistung gesteigerten Anforderungen ohne wesentliche Störungen bewältigt hat.

An den Mobilmachungsorten begann die Einteilung und Zusammenstellung der Mannschaften in Kompagnien und Batterien. Im ganzen war die Formierung von sechs neuen Kompagnien und zwei Feldbatterien beabsichtigt. Alle diese Arbeiten waren um so schwieriger, als es allenthalben auf dem fremden Kriegsschauplatz, der in seiner Kulturarmut ohne Wege und Wasser streckenweise einer Wüste glich, unter dem Zwang dringlicher Verhältnisse völlig Neues zu schaffen galt, für das es an Erfahrungen fehlte.

Die getroffenen Maßnahmen bewährten sich indes überall und wurden vorbildlich für die Mobilmachung aller später eintreffenden Verstärkungen. Die hierbei gemachten Erfahrungen sind von dauerndem Werte für spätere überseeische Unternehmen. Die in jenen wenigen Wochen bewältigte Arbeit ist eine Leistung, die der Hingabe, der Umsicht und dem Anpassungsvermögen jedes einzelnen der Beteiligten ein glänzendes Zeugnis ausstellt.

Auch für die Ausbildung der neu aufgestellten Truppenteile war längere Zeit erforderlich; denn es galt, die in den Aprilkämpfen gemachten Erfahrungen auszunutzen

und die hier zutage getretenen Mängel und Lücken auszufüllen. Der Unterschied zwischen der kriegerischen Brauchbarkeit der alten und neuen Schutztruppensoldaten war in den bisherigen Gefechten deutlich hervorgetreten. Auch die Hereros sollen diesen Unterschied erkannt haben. Wenigstens wird einem ihrer Großleute die Äußerung zugeschrieben: „Die alten deutschen Soldaten fürchten wir, die neuen aber nicht, die kommen direkt von der Mutter.“ Den Infanteristen fehlten Kenntnisse im Reiten und in der Pferdepflege, während bei den Kavalleristen die Ausbildung im Schießen und Gefechtsdienst nicht den Anforderungen entsprach. Das Fechten im Busch mußte für alle Neueingetroffenen zum Gegenstand gründlichster Übung gemacht werden; auch die Artillerie hatte zu lernen, sich mit den besonderen Schwierigkeiten eines Kampfes im Busch abzufinden. Die Selbständigkeit des einzelnen Mannes mußte bei der Schwierigkeit der Gefechts- und Feuerleitung im Busch mit allen Mitteln gehoben, auch die Schwierigkeit des Munitionsersatzes und der Wert, der deshalb jeder einzelnen Patrone zukommt, mit eiserner Strenge erneut zum Bewußtsein gebracht werden.

Die Entsendung weiterer Verstärkungen wird beschlossen.

Der unerwartet zähe Widerstand der Hereros in den letzten Gefechten hatte gelehrt, daß die bisher entsandten Verstärkungen zu einer schnellen und erfolgreichen Niederwerfung des Aufstandes nicht ausreichen würden; auch mußte für die durch das Ausscheiden der Ostabteilung fehlenden Kräfte Ersatz geschaffen werden. Es wurde deshalb beschlossen, weitere 500 berittene und 500 unberittene Mannschaften, eine Feldbatterie und vier Geschütze C. 96 als Ersatz für die 5,7 cm Geschütze für den Norden und, zur Sicherheit der weißen Bevölkerung und für unvorhergesehene Fälle, 150 Berittene und eine Batterie C. 96 für den Süden zu entsenden. Eine schon früher beantragte Maschinengewehrabteilung, drei Funkentelegraphenstationen sowie eine Verstärkung der Eisenbahntruppen wurden noch am 30. April von Hamburg aus abgesandt.

13. Der Wiederbeginn der Operationen. — Übernahme des Oberkommandos durch Generalleutnant v. Trotha.

Die Hereros verlassen die Gegend von Katjapia. Ende April.

Hatte schon die Notwendigkeit, die bisherige Ostabteilung in Quarantäne zu legen, die Ausführung der neuerdings geplanten konzentrischen Operation gegen Katjapia*) in Frage gestellt, so trat Ende April völlig unerwartet ein Ereignis ein, das alle bisherigen Pläne und Absichten über den Haufen warf und eine ganz neue Lage schuf: die Hereros begannen ihre bisher so hartnäckig behaupteten Stellungen um Katjapia zu räumen und mit ihren Hauptkräften in der Richtung auf Otjiamongombe (am Wege Okahandja—Omusema) zurückzugehen. Bestimmt hatte sie anscheinend hierzu einmal der Mangel an ausreichender Weide für ihr zahlreiches zusammengestohlenes Vieh und an Wasser für die auf engem Raume zusammengedrängte Menschenmasse.

*) Seite 362.

Dann aber — und dies wurde erst nachträglich bekannt — waren sie durch die sehr starken Verluste, die sie in den letzten Gefechten erlitten hatten, weit mehr erschüttert, als anfänglich angenommen worden war; der Oberhäuptling Samuel war verwundet und mehrere Großleute gefallen.

Hinsichtlich der weiteren Absichten der Hereros bestanden nun zwei Möglichkeiten: entweder suchten sie durch den Distrikt Gobabis oder den Omuramba=u=Omatako entlang über die Grenze nach Osten zu entkommen, oder sie strebten, was Oberst Leutwein für das Wahrscheinlichere hielt, dem Waterberge zu, um sich mit der hier bereits stehenden, auf 800 Gewehre geschätzten Gruppe zu vereinigen und dann den Entscheidungskampf anzunehmen; schlimmstenfalls stand ihnen dann immer noch der Rückzug nach dem Owambolande offen.

Die Verhältnisse im Norden und Osten. Die 8. Kompagnie marschiert nach dem Norden.

Ein Entweichen des Feindes nach Norden oder Osten zu verhindern, war zunächst nicht möglich. Hier standen nur schwache deutsche Abteilungen, die dazu nicht imstande waren. Im Norden hatte der Distriktschef von Grootfontein, Oberleutnant Volkmann, mit den 35 ihm zur Verfügung stehenden Schutztruppenreitern Coblenz besetzt, um von hier aus entsprechend den Weisungen des Oberkommandos vom 18. März, soweit es in seinen Kräften stand, den Omuramba=u=Omatako zu sperren. Gelegentlich eines zu diesem Zwecke ausgeführten Patrouillenrittes überfiel er Ende April mehrere Hererowerften, die in der Gegend von Karupuka und Okanguindi im Busch versteckt lagen, wobei an dem letzteren Orte von der nur zwölf Mann starken Patrouille 31 Hereros niedergemacht wurden. Zu seiner Verstärkung wurde Anfang Mai von Karibib aus die neugebildete 8. Feldkompagnie mit zwei Geschützen und zwei Maschinengewehren, im ganzen 176 Mann unter Oberleutnant v. Zülow, über Omaruru—Outjo nach dem Norden in Marsch gesetzt.

Die Abteilung Zülow, deren vereinzelter Vormarsch nicht unbedenklich erschien, erreichte am 29. Mai Otawi und trat unter den Befehl des Oberleutnants Volkmann. Dieser beschloß, bei seinen schwachen Kräften sich auf die Besetzung dieses Ortes und Grootfonteins zu beschränken und das bisher besetzte Coblenz aufzugeben. Von Otawi aus konnten die nach Norden führenden Rückmarschrichtungen der Hereros am leichtesten beherrscht werden; die Gefahr eines Entweichens des Feindes nach Nordosten Omuramba=u=Omatako abwärts war bei dem um diese Zeit im Sandfeld eintretenden Wassermangel in den Hintergrund getreten.

Teile der Hereros überschreiten die englische Grenze.

Im Osten befand sich nur die schwache Besatzung von Gobabis unter Oberleutnant Streitwolf, sowie in Rietfontein (Nord) zur Bewachung der Grenze der Leutnant Eymael mit wenigen Reitern. Dieser hatte Ende März festgestellt, daß sich nicht nur Hereros in der Nähe der Grenze am Epukiro herumgetrieben, sondern daß sie auch bereits in größerer Anzahl mit sehr viel Vieh die englische Grenze überschritten hatten. Die englische Regierung beabsichtigte zwar nach Angabe der Grenzbeamten, die übergetretenen Hereros in Konzentrationslagern unterzubringen und die an der Ermordung

deutscher Ansiedler beteiligten sowie das gestohlene Vieh auszuliefern; da ihr jedoch in dem Hunderte von Kilometern langen Grenzgebiete nur eine ganz geringe Anzahl von Polizisten zur Verfügung stand, war auf die Ausführung dieser Absicht nicht zu rechnen. Deutscherseits den Übertritt der Hereros auf englisches Gebiet und die Rückkehr ausgeruhter, mit Verpflegung und Schießbedarf neu ausgestatteter Aufständischer zu verhindern, war bei der Schwäche der wenigen, zudem weit voneinander getrennten Stationen unausführbar. Die Besatzung des Distrikts Gobabis wurde nunmehr durch die vom Typhus verschont gebliebenen Berittenen der früheren Ostabteilung unter Oberleutnant v. Winkler verstärkt.

Aber auch nach dem Eintreffen dieser Verstärkungen waren die schwachen Abteilungen im Norden und Osten nicht imstande, einen Abmarsch der Hereros zu verhindern; es fiel ihnen vielmehr vor allem eine aufklärende Tätigkeit und im Falle eines Abmarsches des Feindes die Aufgabe zu, diesen tunlichst an seinem Vieh zu schädigen.

Die Verwendung der bisherigen Hauptabteilung.

Von den augenblicklich bei Otjosasu stehenden Kräften waren sofort verwendungsbereit nur die 1., 2., 4., 6. Feldkompagnie, die 3. Feld- und die 2. Gebirgsbatterie, vier Maschinengewehre sowie die Bastardabteilung, alles zusammen 706 Mann. Diese Kräfte waren nach Zahl und Aufstellung ebenfalls nicht in der Lage, die Hereros am Ausweichen zu hindern, falls sie dazu entschlossen sein sollten. Sie wurden jetzt dem Major v. Estorff mit dem Auftrage unterstellt, dem Feinde unmittelbar zu folgen, um die Fühlung mit ihm aufrechtzuerhalten und ihm nach Möglichkeit die östliche Flanke abzugewinnen. Die aus den Verstärkungen und den bei Otjosasu verbleibenden Truppen neu aufzustellende Hauptabteilung sollte aus der 5., 7., 9., 10., 11., 12. Feldkompagnie, der 4., 5. und 6. Feldbatterie und der Witboi-Abteilung bestehen und nach beendigter Mobilmachung der Abteilung Estorff folgen; dies war indessen nicht vor Ende Mai zu erwarten.

Die nicht in Quarantäne befindlichen Teile der Marine-Infanterie und die in der Umbewaffnung mit Geschützen C. 96 begriffene 1. Feldbatterie fanden zunächst an den rückwärtigen Verbindungen Verwendung; dem bisherigen Führer der Ostabteilung, Major v. Glasenapp, wurde die Leitung des Etappenwesens übertragen.

Major v. Estorff tritt den Vormarsch an. 4. Mai.

Major v. Estorff trat mit der ihm unterstellten Abteilung am 4. Mai von Otjosasu den Vormarsch auf Okatumba an. Er sollte zwar Fühlung mit dem Feinde halten, ein energisches Nachdrängen aber lag umsoweniger in seiner Aufgabe, als es nur im Interesse der Deutschen liegen konnte, wenn die Hereros sich bald wieder setzten und nicht in Gebiete auswichen, die sich entweder ganz außerhalb des deutschen Machtbereichs befanden oder doch durch ihre weite Entfernung von der Bahn eine gewaltige Verlängerung der Landetappenlinien bedingten. Auch zwangen das schwierige Buschgelände nordwestlich der Onjatiberge und die geringe Stärke der Kolonne, die für die nächste Zeit auf keinerlei Unterstützung rechnen konnte, zur Vorsicht.

Schon bei Okatumba wurden zahlreiche nach Norden und Nordosten führende

Spuren entdeckt. Auch Onjatu sollte noch stark vom Feinde besetzt sein. Die Abteilung erreichte am 6. Otjikuoko, wo die 1. Feldkompagnie eine Hererobande überraschte, die unter Zurücklassung von Vieh und nach Verlust mehrerer Leute eiligst flüchtete. Daraufhin wurde am 7. der Marsch über Okaharui auf Otjikuara fortgesetzt. Bei Otjikuoko blieben die 6. Kompagnie und die Bastard-Abteilung stehen. Bis zum 8. Mai wurde festgestellt, daß schon am 4. eine starke feindliche Kolonne Owikokorero in nördlicher Richtung verlassen hatte; auch nordwestlich vom Omatakoberge waren Staubwolken gesehen worden. Die weitere Aufklärung ergab dann bis zum 11., daß der Feind aus der Linie Owikokorero—Otjikuara, in zahlreiche Gruppen verteilt, in vollem Rückzuge nach Norden, Nordosten und Nordwesten begriffen war. Bei einzelnen ließ sich bereits erkennen, daß sie dem Waterberge zustrebten. Bald darauf wurde auch Okajainja vom Feinde frei gefunden, während bei Engondo (etwa 35 km nordöstlich Owikokorero) nur noch vereinzelte Hereros festgestellt wurden.

Die Abteilung selbst blieb vorläufig bei Onjatu stehen, ein Teil mußte des schlechten Wassers halber nach dem nahegelegenen Okarukambe verlegt werden. Mehrere der vorgefundenen Wasserlöcher waren vergiftet; in einem lag eine tote Schlange, in anderen befanden sich tote Hunde — „lauter kleine Aufmerksamkeiten der Hereros gegen uns“ — heißt es in dem Berichte des Majors v. Estorff. Erst als bis zum 16. Mai weitere Nachrichten eingingen, nach denen eine Vereinigung der gesamten Hererogruppen in der Gegend von Omukuatjiwanu (etwa 60 km nordöstlich Onjatu) immer wahrscheinlicher wurde, ging Major v. Estorff am 19. von Onjatu auf Engarawau—Omukuatjiwanu weiter vor, um dem Gegner vorsichtig nachzufühlen und ihm allmählich die östliche Flanke abzugewinnen. Am 20. Mai überraschte Oberleutnant Böttlin mit der Bastard-Abteilung zwischen Otjekongo und Okamatangara eine Hereroabteilung, der er Munition und Vieh abnahm. Die Kolonne selbst folgte über Otjekongo und erreichte am 23. Okamatangara. Die hier eingehende, anscheinend zuverlässige Nachricht, daß Samuel die nach Osten ausgewichenen Teile der Hereros nach dem Waterberge zurückberufen habe und dem Feinde zahlreiche frische Munition aus dem Owambolande zugeführt worden sei, ließ vermuten, daß die Hereros ein Entweichen über die Grenze nicht beabsichtigten, sondern am Waterberge den Entscheidungskampf anzunehmen entschlossen seien. Da gleichzeitig erneut strenge Weisungen vom Truppenkommando eintrafen, unter allen Umständen das Zusammenwirken mit der Hauptabteilung abzuwarten und inzwischen zu versuchen, die Verbindung mit Oberleutnant Volkmann zu gewinnen, der selbst zunächst nicht über den Ondengaura hinauszugehen hatte, entschloß sich Major v. Estorff, mit seiner Abteilung bei Okamatangara, östlich vom Omuramba-u-Omatako zunächst halten zu bleiben.

Die Abteilung Estorff überfällt eine Hererobande bei Otjomaso. 24. 5.

Nach den Aussagen mehrerer aufgegriffener Hereros näherten sich aus dem Osten nach dem Waterberge zurückgerufene Tetjoleute auf ihrem Rückmarsch Okamatangara; sie standen am 23. anscheinend in völliger Unkenntnis über die Nähe

der deutschen Abteilung dicht bei Otjomaso. Major v. Estorff entschloß sich, die Gunst der Lage zu einem überraschenden Schlage auszunutzen und am 24. Mai von Okamatangara auf Otjomaso vorzustoßen, zumal der Feind in dieser Aufstellung die rückwärtige Verbindung der Deutschen bedrohte.

Früh um 5⁰⁰ wurde aufgebrochen. Als die Abteilung gegen 8⁰⁰ vormittags am Westrande einer 1000 m breiten übersichtlichen Fläche angekommen war, wurde aus östlicher Richtung Viehgebrüll vernommen. Major v. Estorff ließ absitzen und ging auf das Viehgebrüll los, mit der 1. Kompagnie in vorderer Linie; ihr folgten rechts und links gestaffelt die 6. und 2. Kompagnie, während die 4., die Artillerie und die Bastards die Reserve bildeten. Nach Überschreitung der Lichtung wurde in den immer dichter werdenden Dornbusch eingedrungen. Es war bereits gegen 10⁰⁰ morgens, als die 1. Kompagnie endlich an einer großen Vley sich auf nur 50 m dem völlig überraschten Feinde gegenübersah. Unter lautem Hurra stürzte sie sich mit aufgepflanztem Seitengewehr auf ihn; die links gestaffelt folgende 2. Kompagnie wandte sich gegen einen in der linken Flanke erscheinenden Gegner, während die 6. Kompagnie einige mit dem Zurücktreiben von Vieh beschäftigte Hereros unter Feuer nahm.

Nach kurzem Kampf stob der Feind nach allen Seiten auseinander; sechs Tote, darunter ein Unterkapitän Tetjos, 115 Stück Kleinvieh und drei Gewehre fielen in die Hände der Sieger.

Eine Verfolgung der Hereros verhinderte der dichte Busch, der stellenweise nicht auf zehn Meter Überblick gewährte. Hierdurch war dem Feinde sein schnelles Entschlüpfen geglückt, und es war nicht möglich, ihm sein Vieh, auf das es abgesehen war, zu entreißen. Immerhin war es gelungen, den Feind aus der die rückwärtigen Verbindungen der Abteilung bedrohenden Stellung zu verjagen. In dem Kampfe waren ein französischer Kriegsfreiwilliger namens Huet, und der Reiter Spindler, beide von der 1. Kompagnie, gefallen. Huet hatte acht Jahre bei den Kürassieren in Luneville gedient, an der Madagaskar-Expedition teilgenommen und war hier verwundet und dekoriert worden. Auch in Südwestafrika, in deutschen Diensten, hatte er sich nach dem Urteil seiner Vorgesetzten als ein „äußerst brauchbarer Soldat" bewährt.

Am späten Nachmittage trat das Detachement den Rückmarsch nach Okamatangara an, wo es für die nächste Zeit im Lager stehen blieb. „Unser Lagerleben hier", heißt es in dem Tagebuch eines Offiziers, „mag für einen Fremden seltsam genug aussehen: Die Truppen in ihren verschiedenen Hantierungen, dazwischen die wilden Gestalten der Witbois, bei den Wagen das eingeborene Volk der Treiber, von denen einige sogar ihre Weiber mitgenommen haben, und zwischen allen die zahlreichen eingeborenen Jungens, die sich stets beim Troß einfinden und die Soldaten bedienen, — alles das gibt ein buntes Bild, das einen an Wallensteins Lager erinnert, nur etwas mehr Ordnung und Gesittung herrscht hier bei uns!"

Erst Ende des Monats wurde eine kleine Verschiebung in nordwestlicher Richtung gegen den Omatako hin vorgenommen.

Die 12. Kompagnie wird in den Distrikt Omaruru entsandt.

Im Laufe des Mai waren wiederholt Meldungen über erneute Unruhen in der Gegend westlich des Waterberges und in den Distrikten Omaruru und Outjo eingegangen; es hatte den Anschein, als ob Teile der Omaruruleute nach ihrem Abzuge von den Onjatibergen in ihre alte Heimat zurückgekehrt wären. Die durch Teile der 3. Marine-Infanterie-Kompagnie besetzten Stationen meldeten allenthalben Überfälle von Lichtsignalstationen und Viehdiebstähle, die sich, trotzdem es stets gelungen war, die feindlichen Angriffe abzuschlagen, dauernd wiederholten. Auch waren Versuche gemacht worden, den im Omarurudistrikt wohnenden Bergdamarakapitän Cornelius zum Aufstand zu verleiten. Oberst Leutwein entsandte deshalb den Hauptmann Franke mit der neuformierten 12. Feldkompagnie unter Hauptmann Frhr. v. Welck in seinen alten Bezirk, um hier die Ruhe wiederherzustellen, was auch in kürzester Frist gelang.

Die Hauptabteilung setzt sich nach Norden in Bewegung. 7. Juni.

Inzwischen hatte die Hauptabteilung ihre Mobilmachungsarbeiten beendigt und stand am 5. Juni mit der 7., 10., 11. Kompagnie, 4., 5., 6. Batterie, der Maschinengewehrabteilung Dürr und der Funkentelegraphenabteilung bei Otjosasu versammelt, während die 5. Kompagnie nach Okatumba vorgeschoben war. Die noch unberittene 9. Kompagnie blieb zur Deckung des Nachschubs vorläufig in Okahandja. Die Witboiabteilung wurde am 7. Juni zur Aufklärung gegen die Linie Okahitua—Osire (am Omuramba-u-Omatako) vorgeschickt. Oberst Leutwein beabsichtigte, die Hauptabteilung einstweilen nur soweit gegen den Omuramba-u-Omatako vorzuschieben, wie es die Sicherheit der Abteilung Estorff erforderte; am 18. Juni stand die Hauptabteilung bei Owikokorero aufgeschlossen. Oberst Leutwein erwog den Plan zu einem neuen Angriff gegen den Feind am Omuramba-u-Omatako.

Generalleutnant v. Trotha übernimmt den Oberbefehl.

Inzwischen war jedoch eine bedeutsame Veränderung eingetreten: Seine Majestät der Kaiser hatte im Hinblick auf die Notwendigkeit der Entsendung noch weiterer Verstärkungen und die hiermit im Zusammenhange stehende Kommandierung älterer Stabsoffiziere den bisherigen Kommandeur der 16. Division, Generalleutnant v. Trotha, mit dem Kommando über die Truppen in Südwestafrika betraut und bestimmt, daß bis zum Eintreffen des neuen Oberbefehlshabers und der in der Heimat neu aufgestellten Verstärkungen jede weitere entscheidende Operation zu unterbleiben habe. Damit waren größere Unternehmungen für die nächste Zeit ausgeschlossen.

Wenn es dem Oberst Leutwein während seiner Kommandoführung nicht geglückt war, den erhofften entscheidenden Schlag gegen die Hereros zu führen, so lag die Schuld hieran an einer Reihe ungünstiger Umstände, die vorauszusehen außer der Macht der Truppenführung lag.

Vor allem war es die anfänglich irrige Bewertung der feindlichen Widerstandskraft, die verhängnisvoll wurde und bewirkte, daß die Zeit dieser Kämpfe eine Periode

der Kriegführung mit unzulänglichen Mitteln wurde. Daß aber in dem an sich stumpfen und phlegmatischen Herero die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Kampfes auf Tod und Leben ein so hohes Maß kriegerischer Tüchtigkeit und zäher Willenskraft auslösen würde, wie er es in den letzten Kämpfen gezeigt hatte, das konnte wohl niemand, selbst nicht der beste Kenner dieses Volkes, weder in dem Schutzgebiet noch in der Heimat, voraussehen, zumal die ersten Gefechte keineswegs eine solche Entschlossenheit erkennen ließen.

Immerhin hat die Kommandoführung des Obersten Leutwein das wichtige Ergebnis gehabt, daß er die Lage sehr viel gewisser und geklärter seinem Nachfolger hinterließ, als er sie seinerzeit vorgefunden hatte; hierdurch sowie durch seine weitreichende und umsichtige Organisationstätigkeit bei der Mobilmachung der neu eintreffenden Verstärkungen hat er die Wege für den späteren Erfolg in der glücklichsten Weise geebnet.

Oberst Leutwein schied aus seiner Stellung als Truppenbefehlshaber mit dem ungeschwächten Vertrauen aller derer, die unter seinem Kommando im Felde gestanden hatten.

(Fortsetzung folgt.)



Anlage.

Kriegsgliederung der Anfang April 1904 zu den Operationen gegen die Hereros verfügbaren Truppen.

Oberkommando.

Oberst Leutwein, Gouverneur des Schutzgebiets.
Generalstab: Hauptmann Salzer, Hauptmann Bayer.
Adjutant: Oberleutnant v. Bosse (traf erst am 12. 4. ein, vertreten durch Leutnant Frhrn. v. Buttlar).
Leiter des Sanitätswesens: Marine-Oberstabsarzt Dr. Metzke (blieb in Okahandja).
Führer der 1. Staffel: Leutnant d. L. Voigts.
" " 2. " : Marine-Zahlmeister Prange.

A. Hauptabteilung.

Oberst Leutwein (siehe oben).
Major v. Estorff.
Adjutant: Leutnant Frhr. Treusch v. Buttlar-Brandenfels.

4. Feldkompagnie.
Oberleutnant Epp.
Oberleutnant v. Estorff.
Leutnant v. Wurmb.
Leutnant d. R. Frhr. v. Erffa.

2. Feldkompagnie.
Hauptmann Franke.
Oberleutnant Ritter.
Leutnant Muther.
Leutnant Leutwein.

1. Feldkompagnie.
Oberleutnant Graf Stillfried und Rattonitz.
Oberleutnant Reiß.
Leutnant v. Rosenberg.
Leutnant Grünewald.

2. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons.
Hauptmann Schering.
Oberleutnant Paschen (vom 10. 4. ab bei der 4. Feldkomp.).
Leutnant Böhm.
Leutnant z. S. Rümann.

6. Feldkompagnie.
Hauptmann v. Bagenski.
Oberleutnant v. Kleist.
Leutnant v. Bojanowsky.
Leutnant v. Frankenberg und Proschlitz.

5. Feldkompagnie.
Hauptmann Puder.
Hauptmann d. R. Frhr. v. Wangenheim.
Oberleutnant v. Lekow.
Leutnant Eckstein.

Maschinengewehr-Abteilung.
Leutnant Graf v. Saurma-Jeltsch.
Leutnant Runkel.
Leutnant z. S. Schmidt.

Feldartillerie-Abteilung.

Hauptmann v. Heydebreck.
Adjutant: Oberleutnant z. S. Cannemann.
Ordonnanzoffizier: Oberleutnant z. S. Wassidlo.

3. Feldbatterie (C. 96).
Oberleutnant Bauszus.
Leutnant Findeis.
Leutnant v. Dabschütz.

2. Feld- (Gebirgs-) Batterie.
Leutnant Frhr. v. Hirschberg.
Leutnant Trainer.

1. Feldbatterie (5,7 cm).
Hauptmann v. Oertzen.
Leutnant d. R. Dauben.
Leutnant Wagner.

Eingeborene Hilfstruppen.

Bastards.
Oberleutnant Böttlin.

Witbais.
Leutnant Müller v. Berneck.
Leutnant Hermann.

Sanitätspersonal.

Stabsarzt Dr. Dempwolff.
Oberarzt Dr. Küster.
Oberarzt Dr. Maaß.
Oberarzt Dr. Trammsdorff.

Evangelischer Geistlicher:
Katholischer Geistlicher: Präfekt Nachtwey.

B. Ostabteilung.

Major v. Glasenapp.
Adjutant: Oberleutnant Frhr. v. Dabeneck.
Zugeteilt: Hauptmann a. D. Fromm (am 4. 4. eingetroffen).

4. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons.
Hauptmann Lieber.
Leutnant Huguenin.
Leutnant Stecher.

1. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons.
Hauptmann Fischel.
Leutnant Hildebrandt.
Leutnant d. R. Nörr.

Schutztruppenkompagnie.
Oberleutnant Graf v. Brockdorff.
Leutnant Stübel.

Berittene Abteilung.
Oberleutnant v. Winkler.
Oberleutnant a. D. Becker.

Artillerieabteilung.

Oberleutnant z. S. Mansholt.
Leutnant d. R. Gelshorn.
Leutnant z. S. Ehrhardt.
·|· ·|· ·|· ·|· ·|· ·|· ·|· ·|·

Sanitätspersonal.

Marine-Stabsarzt Dr. Wiemann.
Marine-Assistenzarzt Dr. Jantzen.

Erläuterung.

1. Die Namen der Kompagnie- usw. Führer sind gesperrt gedruckt.
2. Der Führer der 1. Kompagnie mußte infolge eines Unglücksfalls unmittelbar nach dem Beginn des Gefechts bei Onganjira das Kommando an Oberleutnant Reitz abgeben, der es bis zu seinem Tode (am 13. 4.) behielt.
3. Außerdem befanden sich:
   im Norden: Oberleutnant Volkmann mit Teilen der 4. Feldkompagnie und Mannschaften des Beurlaubtenstandes,
   im Osten: Oberleutnant Streitwolf, Leutnant Eymael mit Teilen der alten Schutztruppe und des Transports Winkler sowie mit Mannschaften des Beurlaubtenstandes,
   im Süden: die 3. Feldkompagnie (Hauptmann v. Koppy, Oberleutnant Graf v. Kageneck, Leutnant Baron v. Stempel),
   im Etappendienst: 3. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons (Hauptmann Haering, Leutnant Gräff) in Omaruru, Outjo, Okahandja und anderen Orten,
   Eisenbahndetachement (Hauptmann Witt, Leiter des Eisenbahnwesens),
   Teile des Landungskorps S. M. S. „Habicht",
   außerdem Mannschaften des Beurlaubtenstandes und folgende Offiziere:

in Swakopmund:	Oberleutnant v. Zülow,
	Oberleutnant Marschner,
	Oberleutnant Frhr. v. Fritsch,
	Oberleutnant Fromm,
	Leutnant Lange (Eisenbahndetachement),
in Karibib:	Oberleutnant d. L. Kuhn,
	Leutnant Büttner (Eisenbahndetachement),
in Omaruru:	Leutnant z. D. Hauber,
in Outjo:	Oberleutnant d. L. Rolfs,
in Okahandja:	Hauptmann v. Fiedler,
	Oberleutnant a. D. Ziegler,
	Leutnant Schwengberg (Eisenbahndetachement),
in Windhuk:	Oberleutnant Techow, Adjutant des Gouvernements,
	Oberleutnant d. R. Köhler.



Angriff und Verteidigung.

Am Schlusse des zweiten Teils meiner „Ausbildung für den Krieg" hatte ich angeführt, auch in den die höchsten Leistungen im Feldkriege beanspruchenden Kämpfen um befestigte Feldstellungen würde bei klarer Erkenntnis und tatkräftiger Durchführung der anzuwendenden Mittel zutage treten, „daß nicht, in irriger Auffassung eines schriftstellerischen Axioms, die Verteidigung, sondern der Angriff die stärkere Form des Kampfes ist."

Wenn ich in den nachfolgenden Betrachtungen auf diese Behauptung zurückkomme, so geschieht dies aus zwei Gründen.

Einmal, weil mir nachträglich klar geworden ist, daß der Satz in dieser Fassung Anlaß zu Mißverständnissen geben kann. Ich hätte mich daher, um mißverständlichen Auffassungen vorzubeugen, vielleicht besser anders ausdrücken sollen.

Wie leicht zu ersehen, habe ich bei der Fassung des Satzes an einen Ausspruch unseres wohl für alle Zeiten hervorragendsten und geistvollsten Militärschriftstellers Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege" gedacht. Der Gedanke wird eingehend behandelt im 6. Buch Verteidigung, welches übrigens Clausewitz selbst einer vollständigen Umarbeitung für bedürftig hielt, da es ihn nicht befriedigt hätte, und er den Ausweg anders gesucht haben würde. Er tritt in scharf geprägter Form hervor in der dem ersten Teil des Werkes „Vom Kriege" vorgedruckten „Nachricht" vom 10. Juli 1827, und zwar in der Fassung: „daß die Verteidigung die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere Form mit dem positiven Zweck ist", und wird angeführt als einer der zu dem Versuch eines philosophischen Aufbaues der Kriegskunst gehörenden Sätze. In dieser Form klingt der Ausspruch schon ganz anders, und es kommt darauf an, ob man die Form höher stellt oder den Zweck.

Aber Clausewitz selbst äußert sich im 2. Buch, 5. Kapitel seines Werkes, „daß Terminologien und Kunstausdrücke, welche einem System angehören, ihre Richtigkeit, wenn sie dieselben wirklich hatten, verlieren, sobald sie, herausgerissen aus ihrem Zusammenhange, wie allgemeine Axiome gebraucht werden sollen."

Zu solchen Axiomen gehört nach meiner Erfahrung auch die Ansicht, die Verteidigung sei die stärkere Form der Kriegführung, wenn sie in dem Sinne verallgemeinert

wird, daß die Verteidigung infolgedessen dem Angriff vorzuziehen ist. Und zwar gilt dies meines Erachtens auch in dem Falle, daß von einer, wohl allgemein verworfenen, unbedingt untätigen Verteidigung abgesehen und die sogenannte „aktive Verteidigung“ ins Auge gefaßt wird.

Ich hätte also an der erwähnten Stelle meines Buches etwa sagen sollen: Auch bei den Kämpfen um befestigte Feldstellungen kann und muß sich zeigen, daß nur der Gedanke und die Absicht, der Angreifende zu sein und zu bleiben zum Ziele führt, daß es unter allen Umständen in der Kriegführung darauf ankommt, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben.

Das führt zu dem zweiten Grunde meiner obigen Anführung.

Ob Angriff oder Verteidigung besser sei, ist an und für sich ein Streit um Worte. Beides hat seine Berechtigung und wird durch Verhältnisse bedingt, die sich nicht immer beherrschen lassen. Ich habe aber den besprochenen Satz mit Absicht wie eine Art kriegerischen Glaubensbekenntnisses an den Schluß meiner Betrachtungen über die schwierigsten Aufgaben der Kriegführung gestellt. Denn ich hatte, besonders in den späteren Jahren meiner dienstlichen Tätigkeit die Erfahrung gemacht, daß das verteidigende, oder wie ich es im Anschluß an Clausewitz lieber nenne, das abwartende Verfahren, in übermäßiger und bedenklicher Weise bevorzugt, der Angriff als so schwierig erachtet wird, daß er schwerlich zum Ziele führen würde.

Die Bekenner dieser Ansichten wollen das zwar gewöhnlich nicht Wort haben und verschanzen sich dahinter, daß sie, wie das Schlagwort lautet, den offensiven Gedanken hochhalten. Aber bei den vorhandenen Neigungen liegt die große Gefahr vor, daß eintretendenfalls der Gedanke nicht zur Tat wird, sondern daß es beim Worte bleibt.

Einer derartigen Auffassung, welche ganz und gar dem Sinne der von Moltkeschem Geiste getragenen Kriegführung, die uns groß gemacht hat, widerspricht, muß meiner innersten Überzeugung nach mit allen Mitteln entgegengetreten werden. Dazu sollen diese Ausführungen nach Kräften beitragen.

Wie alles hat auch die von mir zu widerlegende Auffassung ihren Ursprung und ihre Geschichte. Es wird von Nutzen sein, zunächst auf diese einzugehen.

Um die Mitte des in vieler Hinsicht bedeutsamen Zeitabschnittes des 19. Jahrhunderts trat, wie für die meisten Welt und Menschheit bewegenden Dinge, auch für die Kriegführung eine entscheidende Wendung ein. Sie knüpfte sich an die durch die Fortschritte der Technik auch auf diesem Gebiete erzielten Verbesserungen der Feuerwaffen. Es war bei diesen durch die gezogenen Rohre und die Ladevorrichtungen von hinten eine Steigerung der Tragweite und Wirkung von durchschlagender Bedeutung erzielt worden.

Schon in dem Feldzuge in Italien im Jahre 1859 machten sich die Anfänge der Bewegung bemerkbar. Napoleon III. hielt nach seinem Tagesbefehl zu Beginn

dieses Feldzuges die neuen Waffen nur in der Ferne für gefährlich und empfahl das Draufgehen bis auf nahe Entfernungen. Dies Verfahren glückte damals noch, weil die Franzosen ein besseres Geschütz hatten und die Österreicher das bessere Gewehr nicht richtig handhabten. Die letzteren hatten infolgedessen aus dem Feldzuge von 1859 die Lehre gezogen, die Infanterie müsse in kräftigen Massenstößen den Erfolg suchen. Sie hielten an dieser Auffassung auch noch fest, nachdem ihnen im gemeinschaftlichen Feldzuge von 1864 die Wirkung des damals allerdings noch nicht besonders hervorgetretenen Zündnadelgewehrs vor Augen geführt worden war. Ihre Infanterieangriffe ohne Vorbereitung durch Feuer im Feldzuge 1866 zerschellten an der verheerenden Wirkung des Zündnadelgewehrs in erschreckender Weise. Dagegen zeigte sich, besonders der preußischen 1. Armee an der Bistritz bei Königgrätz, in deutlicher Weise die Wirkung der überlegenen österreichischen Artillerie.

Im Jahre 1870/71 wieder war das französische Chassepotgewehr der deutschen Infanteriewaffe gegenüber weiter auf dem Wege der Vervollkommnung fortgeschritten. Die Durchführung der deutschen Angriffe verursachte trotz der nunmehr wirksameren deutschen Artillerie und des Einsetzens der Zahl und Führung nach überlegener Massen große Verluste. Von den Kämpfen um die Stellungen bei Weißenburg, Wörth, Spichern, Point du jour und St. Privat brachte man die Erfahrung mit, wie schwierig der Sturm auf Verteidigungsstellungen sich bei den jetzigen Feuerwaffen gestalte. Auch der abgeschlagene Angriff der an Zahl bei weitem überlegenen Bourbakischen Armee auf die deutsche Stellung an der Lisaine wurde trotz der Minderwertigkeit der französischen Neuformationen großenteils der Wirkung der Feuerwaffen in der Verteidigung zugeschrieben.

Noch mehr aber stieg die Bewertung der Verteidigung in den auf den großen deutsch-französischen Krieg folgenden kriegerischen Ereignissen, deren Einfluß bei der verhältnismäßig langen Friedenszeit des deutschen Heeres sich auch bei diesem geltend machte.

Im russisch-türkischen Kriege 1877/78 war es den nach der Zahl und Organisation den Russen erheblich nachstehenden türkischen Truppen in der befestigten Stellung bei Plewna gelungen, mehrfache Angriffe überlegener russischer Massen abzuschlagen. Monatelang wurden russische Kräfte von ganz unverhältnismäßig großer Überlegenheit durch das befestigte Lager bei Plewna gefesselt.

Das waren augenscheinliche Beweise der Stärke der Verteidigung und der Schwierigkeit des Angriffs, welche in der Folge durch die Vorgänge am Schipka-Paß noch weitere Bestätigung erfuhren.

Der Erfolg der von vornherein erheblich überlegenen russischen Angriffsbewegung war längere Zeit bedenklich in Frage gestellt.

Dazu verbreiteten eingehende Schilderungen der stattgehabten Kämpfe im Verein mit den krassen bildlichen Darstellungen des Malers Wereschtschagin Grauen

und Entsetzen über die Verheerungen der Feuerwaffen gegen die anstürmenden Massen.

Wenn die Mißerfolge der Angriffe im Feldzuge 1877/78 zu denken gaben und lange Zeit die Gemüter beschäftigten, so geschah dies in fast noch höherem Grade in neuester Zeit durch den Verlauf des Feldzuges der Engländer gegen die Buren in den Jahren 1899 bis 1902. Beinahe ausnahmslos wurden die mit erdrückender Überlegenheit angesetzten Angriffe der Engländer unter namhaften Opfern abgeschlagen. Und sie richteten sich nicht einmal gegen ein Heer, sondern nur gegen das Aufgebot eines kleinen Volksstammes, der aber über ein vortreffliches Gewehr, hervorragende Schießfertigkeit und äußerst gewandte Ausnutzung des an starken Stellungen reichen Geländes verfügte. Alles Umstände, welche der Verteidigung in hohem Grade zu gute kamen. Die zahlreichen englischen Batterien waren den einzelnen gut aufgestellten vortrefflichen Geschützen der Buren gegenüber in keiner Weise zur Geltung gekommen. Kein Wunder, wenn aus dem Verlauf dieses Krieges die trübsten Schlußfolgerungen gezogen wurden betreffs der Aussichtslosigkeit des Angriffs auf Verteidigungsstellungen.

Der eben beendigte russisch-japanische Krieg liegt noch zu nahe, als daß die aus ihm zu schöpfenden Erfahrungen allgemeine Wirkung hätten erlangen können. Auch aus diesem Kriege ist indessen schon wegen der zahlreichen Kämpfe um befestigte Stellungen, welchen der Angreifer längere Zeit, auch seinerseits verschanzt gegenüber lag, wegen des langsamen Verlaufes und der starken Verluste die überwiegende Bedeutung der Verteidigung gefolgert worden.

Ich teile diese Auffassung nicht und komme noch später darauf zurück.

Jedenfalls ist nicht von der Hand zu weisen, daß eine ganze Reihe von kriegerischen Ereignissen der neueren und neuesten Zeit geeignet gewesen ist, die Bedeutung der Verteidigung wie die Schwierigkeit des Angriffs hervorzuheben und die Aussichten des letzteren in bedenklicher Weise herabzustimmen.

Dazu kommt noch, daß diese Ansichten in der jetzigen Zeit auf einen sehr günstigen Nährboden fallen.

Die Bewegung gegen die Kriege überhaupt gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Die Abneigung des gegen früher in höherem Grade nervösen und verweichlichten Geschlechts gegen die außergewöhnlichen Anstrengungen, die Gefahren und Schrecknisse, welche der Krieg mit sich bringt, wird benutzt. Die mit der gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen und Sprengstoffe verbundenen Verheerungen werden hervorgehoben und aufgebauscht. Die Zahl und Art der entstandenen Verluste wird höher bewertet und schwerer ertragen, als gleiche und größere in früherer Zeit.

Wenn der Angriff mit so entsetzlichen Schwierigkeiten und Verlusten verknüpft ist und so wenig Aussicht auf Erfolg hat, wozu soll man ihn denn noch unternehmen? Das ist die naheliegende Schlußfolgerung, die in weiterem Verfolg den Kriegen ein

Ende machen und den ewigen Frieden unter der Herrschaft der Schiedsgerichte der Völker untereinander herbeiführen will.

Utopien und Trugschlüsse, denen hier nicht näher getreten werden soll. Nur die übergroße Schwierigkeit des Angriffs soll Widerlegung finden.

Untersucht man nämlich näher die Ursachen der hervorgehobenen, dem Angriffe ungünstigen Erscheinungen, so erhält man mannigfaltige Erklärungen, welche die Wagschale nach der anderen Seite sinken lassen.

Fehler beim Angriff, dieser entschieden schwierigsten Leistung der Kriegführung, werden ganz gewiß niemals ausbleiben. Aber sie werden sich mit eben solcher Sicherheit auch bei der Verteidigung einstellen und sich auf diese Weise in vielen Fällen ausgleichen.

Die Ungunst, welche die Angriffsunternehmungen der neueren Zeit begleitete, ist neben zahlreichen Fehlern im einzelnen Falle doch hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Bedeutung der verbesserten Feuerwaffen überhaupt bis in die neueste Zeit nicht genügend zur Würdigung gelangt, daß daher die Anwendung der Mittel des Angriffs nicht die den veränderten Verhältnissen entsprechende war.

Das ist erklärlich. Denn eine neue umwälzende Erscheinung wird und kann nicht sogleich völlig begriffen werden. Niemals wird man ihr gleich, oder auch nur bald nach ihrem Eintritt in die Wirksamkeit in einigermaßen genügender Weise Rechnung tragen. Um so weniger, wenn es sich, wie bei der Verbesserung der Feuerwaffen, nicht um eine einmalige feststehende Tatsache, sondern um eine allmählich fortschreitende Bewegung handelt. Was ja übrigens bei allen Fortschritten auf dem Gebiete der Technik mehr oder weniger der Fall ist.

Man kann wohl die Einführung der gezogenen Rohre und die Ladevorrichtung von hinten bei Gewehren und Geschützen als den springenden, entscheidenden Punkt bezeichnen. Aber auch den Verbesserungen in bezug auf Streckung der Flugbahn, Erhöhung der Schußweite, der Durchschlagskraft und Wirkung ist wieder an sich bis in die neueste Zeit oft eine durchschlagende Bedeutung nicht abzusprechen.

Wenn die Veränderungen so bedeutsam und so im Fluß sind, ist es nicht zu verwundern, daß die Menge, welche so wie so nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens am Alten hängt, das Neue nicht sogleich in seiner Bedeutung begriff. Ebensowenig wenn die bisher im Gebrauch gewesenen Werkzeuge und Mittel nicht alsbald einer durchgreifenden Umänderung unterzogen und anderweitig gehandhabt wurden.

Schließlich traten noch besonders erschwerende Umstände hinzu.

Es ist schon erwähnt, daß zu Anfang der Bewegung im Jahre 1859 es den Franzosen gelang, auf nahe Entfernungen an das verbesserte österreichische Gewehr heranzukommen. Die Österreicher nutzten die Waffe auf den weiteren Entfernungen nicht aus. Das unübersichtliche Gelände des italienischen Kriegsschauplatzes war einem

Feuergefecht auf solche Entfernungen auch nicht günstig. Überdies waren die Truppen in der Handhabung des neuen Gewehrs nicht genügend erfahren. So kam zu Anfang das verbesserte Feuergewehr in seiner Bedeutung nicht zur Geltung. Der Kampf auf nahe Entfernungen, der über Gebühr hervorgehobene Elan der französischen Bajonettattacken waren die Erfahrungen des Feldzuges, dessen Verlauf die Auffassung des Tagesbefehls des französischen Kaisers bestätigte.

Wie immer im Kriege hatte der Sieger Recht, und der Besiegte nahm, was ebenso oft geschieht, sein Verfahren an, ohne eingehendere Würdigung der Gründe, welche dieses günstig gestaltet hatten.

Die bei den Österreichern nach dem unglücklichen Feldzug von 1859 ausgebildete Taktik der Massenstöße unter ausgesprochener Vernachlässigung des Feuergefechts verursachte im Feldzuge 1866 gegen das preußische Zündnadelgewehr die verhängnisvollsten Folgen. Jetzt zeigte es sich, was richtig gebrauchte Hinterlader zu leisten imstande waren. Aber diesmal hatten die Besiegten keine Gelegenheit, in dem nächsten Kriege ihre Erfahrungen zu verwerten. Das fiel im deutsch-französischen Kriege den Siegern von 1866 und den unter ihrem Einflusse stehenden verbündeten Truppen zu.

Nun hatte man nach dem Feldzuge 1866 auf preußischer Seite zwar die Bedeutung der verbesserten Feuerwaffen gewiß nicht verkannt. Sowohl in bezug auf die Erfolge des Gewehrs, als in dem teilweisen Mißerfolge des Geschützes. Aber es ist etwas wesentlich anderes, ob man der ausführende oder der leidende Teil ist. Die durchschlagende Bedeutung des Feuergefechts hatte die große Masse des deutschen Heeres, das kann man offen sagen, im Kriege 1870/71 noch nicht durchdrungen.*)

Dazu kam, daß man nach den Erfolgen von 1866 in die Leistungen des Zündnadelgewehrs ein großes Vertrauen gesetzt und von der bis zum Kriege 1870 vollendeten Einführug der gezogenen Geschütze und ihrer besseren Handhabung viel erhoffte. Beides traf nicht in dem erwarteten Maße zu. Das Zündnadelgewehr konnte dem inzwischen eingeführten, erheblich weiter schießenden französischen Chassepotgewehr gegenüber nicht aufkommen, die Verwendung der Artillerie, hauptsächlich die innige Verbindung ihrer Wirkung mit dem Infanteriefeuer, ließ oft zu wünschen übrig.

Trotz alledem hatten wir gesiegt und den Feldzug glänzend gewonnen.

Die Erfahrungen des Krieges gingen demzufolge nach zwei Seiten auseinander.

Auf der einen Seite kann man auch diesmal wohl sagen, untersuchte der Sieger nicht genügend die Ursachen des Erfolges, welche hauptsächlich in der bei weitem

*) Zwei Erinnerungen aus dem Kriege als Belag:

Als wir am Abend des 18. August 1870 auf dem Schlachtfelde von St. Privat mit den sächsischen Truppen zusammentrafen, hörten wir den Ausspruch: Jetzt haben Sie auch erfahren, wie es ist, wenn man das Schnellfeuer gegen sich hat.

Und als ich am Schluß des Feldzuges einen Kameraden von den Garde-Jägern, deren Ersatz damals nur aus gelernten Jägern bestand, fragte, wie es käme, daß sie in den Gefechten so wenig und wir so viel Verluste gehabt hätten, antwortete er kurz: Weil wir es besser verstanden haben!

besseren Kriegsvorbereitung und Führung sowie den in dem entscheidenden Teil des Krieges stärkeren Massen lagen, deren innerer Wert den des Gegners, besonders zuletzt, erheblich überragte. Das behinderte die ausreichende Erkenntnis von der Bedeutung des Feuergefechts und der Mittel zur Überwindung der durch diese hervorgetretenen Schwierigkeiten.

Auf der anderen Seite wurde dem Verteidiger in ausgesuchten Stellungen mit gutem Schußfeld eine ungemein hohe Bedeutung zuerkannt.

Die äußersten Vertreter der einen Anschauung verlangten Herangehen bis auf nahe Entfernungen, ohne einen Schuß zu tun. Die der anderen wollten über ebenes Gelände überhaupt nicht angreifen.

Die beiden Richtungen bekämpften sich, wenn auch in abgeschwächter Form, in der langen Friedenszeit nach dem deutsch-französischen Kriege in erbitterter Weise. Eigentlich bis auf die neueste Zeit, ohne den einzig möglichen Ausweg, die Diagonale in dem Parallelogramm der Kräfte, zu finden.

Auch unser den Zeitumständen in allen wesentlichen Grundsätzen Rechnung tragendes Infanterie-Reglement von 1888 enthielt doch noch Formen, welche den verbesserten Feuerwaffen gegenüber nicht anwendbar waren. Wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß Reglements auch disziplinaren Rücksichten Rechnung tragen müssen, daß sie andererseits nur Fingerzeige geben können und nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach angewandt werden müssen.*) Immerhin hat sich die Notwendigkeit einer Umarbeitung des Reglements in neuester Zeit gezeigt.

Wenn ein völliger, den veränderten Verhältnissen des Feuerkampfes entsprechender Ausgleich in unserm von so eifrigem Streben und Nachdenken erfüllten Heere auf Grund der Erfahrungen des großen Krieges von 1870/71 nicht gelungen war, so war dies noch viel weniger der Fall bei den Heeren, welche 1877/78 und 1899/1902 wieder zu kriegerischer Tätigkeit berufen waren.

Weder bei den Russen, noch bei den Engländern hatte man es verstanden, der Ausbildung der Truppen die Richtung zu geben, welche der Bedeutung der verbesserten Feuerwaffen entsprach. Um der Sache zuliebe ohne Umschweife zu sprechen, darf man wohl sagen: in beiden Heeren schoß Infanterie wie Artillerie schlecht, und es wurden im Infanteriekampf Formen angewandt, welche den neuen Feuerwaffen gegenüber wirkungslos sein mußten. Von der Führung und Verwendung der Truppen zu schweigen.

Daß mit diesen Mitteln die gegnerischen starken Stellungen nicht einzunehmen waren, daß derartige Unternehmungen auch bei großer Überzahl zu Mißerfolgen

*) Sowohl die Engländer beriefen sich nach ihren Kämpfen am Tugela auf unser Reglement, als diente es den Japanern zur Grundlage ihrer Ausbildung. Ein deutlicher Beweis für die verschiedene Anwendung dem Buchstaben und dem Geiste nach.

führen mußten, lag, so erstaunlich es vielen erschien, für jeden auf der Hand, der sich eingehend mit der Kriegführung beschäftigt hatte.

Das soll keine Überhebung bedeuten; es muß gesagt werden, wenn man gegen die aus den angeführten kriegerischen Ereignissen hergeleitete übergroße Wertschätzung der Verteidigung vorgehen will.

Den Beweis für diese Behauptungen brauche ich nicht anzutreten.

Er ist in dem vor kurzem erschienenen Buche des Oberstleutnants Frhrn. v. Freytag: „Der Infanterie-Angriff in den neuesten Kriegen. Ein Beitrag zur Klärung der Angriffsfrage" ebenso eingehend wie überzeugend an der Hand der Tatsachen geführt worden. Ich darf die Kenntnis dieses vortrefflichen Werkes, dessen Anschauungen sich mit den meinigen fast völlig decken, wohl bei der Mehrzahl der Leser dieser Hefte voraussetzen und an seine Ausführungen im allgemeinen Sinne anknüpfen.

Der Gang der Ereignisse verhinderte, wie aus der vorstehenden Schilderung des Werdegangs ersichtlich ist, von 1859 bis in die neueste Zeit eine so eingehende Erkenntnis von der Bedeutung der Feuerwaffen, daß man die richtigen Mittel gewählt hätte, um das Gleichgewicht des Angriffs der erhöhten Verteidigungsfähigkeit gegenüber wiederherzustellen. Damit war die Überlegenheit der Verteidigung gegeben.

Erst in allerneuester Zeit zeigt sich auf Grund der aus den Tatsachen — unter Hinzuziehung der jüngsten Kriegsereignisse in der Mandschurei — geschöpften Erfahrungen eine veränderte Auffassung, nach welcher das bestehende Mißverhältnis zwischen Angriff und Verteidigung gewendet werden dürfte.

Es soll versucht werden, die hauptsächlichen Gesichtspunkte dieser Auffassung zur Darstellung zu bringen.

Die richtige Erkenntnis von der Bedeutung der Feuerwaffen ist das erste Erfordernis, um den Angriff in jetziger Zeit zum Erfolg zu führen.

Nur darf diese Erkenntnis nicht lähmend, sondern muß anspornend auf das Bestreben wirken, alle vorhandenen Schwierigkeiten, mögen sie so groß erscheinen wie sie wollen, durch Einsicht und Tatkraft zu besiegen.

Denn jedes Mittel findet auch sein Gegenmittel.

Wenn die Feuerwaffen das Vorgelände einer vom Verteidiger eingenommenen Stellung auf weite Entfernungen beherrschen, darf sich der Angreifer zunächst nicht schutzlos der Feuerwirkung aussetzen. Die notwendige Folge der größeren Tragweite der Feuerwaffen ist die, daß der Beginn der Angriffswirkung auf weitere Entfernungen verlegt wird.

Das haben viele eingesehen, aber nur wenige konnten sich anfangs dazu entschließen, den Beginn des Feuerkampfes auf so weiter Entfernung anzusetzen, wie es der Verbesserung der Feuerwaffen entsprechend geschehen muß. Sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß sich auf diese Weise eine Unwirksamkeit der Angriffswaffen ergeben, daß die Kraft und Wucht des Angriffsstoßes Schaden erleiden würde. Diese Ansicht

ist jedoch nur bis zu einem gewissen Grade berechtigt, denn auch der angreifende Teil ist mit verbesserten, weitertragenden Feuerwaffen versehen. Er muß nur auch die Absicht und das Verständnis haben, sie zu gebrauchen. An beidem hat es bei den früher angeführten Mißerfolgen oder mit zu hohem Einsatz von Kräften ausgeführten Angriffsunternehmungen gefehlt.

Die Absicht fehlte, wenn man nicht die richtige Einsicht von der Bedeutung der Feuerwaffen erlangt hatte und daher, statt an der Grenze der Wirksamkeit zu bleiben, den Feuerkampf auf so nahe Entfernungen eröffnen wollte, daß die schutzlos dem Feuer des Verteidigers ausgesetzten Teile der Vernichtung anheimfielen. Oder aber, was in der letzten Zeit überwog, wenn aus Scheu vor Verlusten die Grenze der Wirksamkeit nicht erreicht und ein unwirksames Feuer eröffnet wurde.

Das Verständnis war nicht vorhanden, wenn durch die Ausbildung nicht erreicht worden war, daß genügende Schießergebnisse auf Entfernungen erzielt wurden, welche den Beginn des Feuergefechts der Verteidigungsstellung gegenüber ermöglichten.

Zahlenangaben nützen hierbei nichts. Wie weit der Angreifer abbleiben darf, ohne auf Wirkung zu verzichten, richtet sich nach der Lage des einzelnen Falls. Es wird bedingt durch Einsicht und Tatkraft des Führers, Deckung im Gelände, Witterungsverhältnisse, Unterstützung der Nebentruppen; zuletzt, aber nicht am wenigsten, durch den inneren Wert und die Ausbildung der Truppen.

Wenn die Arbeit des Gedankens sich in die Tat umsetzen soll, wirken viele und mannigfaltige, auch unwägbare Bedingungen mit. Das Erste und Wichtigste aber ist der feste Wille vom höchsten Führer bis zum letzten Mann, alle Schwierigkeiten zu besiegen und den Erfolg zu erringen. Das klingt wie ein Gemeinplatz und doch liegt das Geheimnis des Sieges in der Möglichkeit, diesen festen Willen zu besitzen, zu behaupten und von oben nach unten zu verbreiten. Es wird nur zu häufig übersehen, daß bei den jetzt dem Angriff entgegentretenden Schwierigkeiten der Erfolg sofort in Frage gestellt ist, sobald man zaudert oder zweifelt, ob sie überwunden werden können. Vom Zweifel zum Verzweifeln ist dann nur ein Schritt.

Die beste Hilfe aber, um über diese Zweifel hinwegzukommen ist das auf genauer Kenntnis aller bestimmenden Bedingungen beruhende Vertrauen auf die anzuwendenden Angriffsmittel.

Mit dem Wachsen der Entfernungen, in welchen heutzutage der Kampf geführt wird, hat sich die Bedeutung der hauptsächlichen Fernwaffe erhöht, der Artillerie.

Die Artillerie des Angreifers muß zuerst Fuß fassen im Angriffsgelände, um den Kampf zu beginnen.

Dieses Fußfassen ist jetzt unter Umständen recht schwer. Denn auf der anderen Seite steht die Artillerie des Verteidigers in ausgesuchten, das Vorgelände weit und gut beherrschenden Stellungen bereit und scheint — ich sage mit Absicht scheint — jeden Augenblick imstande zu sein, die nach der Kriegslage und dem Gelände

zu erwartenden Stellungen der angreifenden Artillerie unter lebhaftes Feuer zu nehmen.

Gelingt das in ausgiebigem Maße, so kann allerdings die Angriffs-Artillerie schon beim Auffahren so starke Verluste erleiden, daß es ihr schwer fallen wird, festen Fuß zu fassen. Noch schwerer demzufolge, das für den Angriff nötige Übergewicht zu erlangen.

Aber an irgend einer Stelle wird es immer gelingen, denn der hauptsächliche Vorzug des Angriffs ist, daß der Verteidiger abwarten muß, wo und wie er erfolgt. Es liegt auf der Hand, daß bei diesem Verhältnis eine Überraschung des Verteidigers gelingen muß, wenn zweckmäßige Maßregeln getroffen werden und die Bedingungen nicht zu ungünstig sind. Die schwierige Aufgabe des Einnehmens der Stellungen wird jedenfalls zu lösen sein, wenn die Artillerie in der Ausbildung mit allen Mitteln dahin strebt. Nicht wenig ist es tatsächlich, was dazu gehört. Ausdauer in den Leistungen bei der Heranführung, sorgfältige Erkundung, Beweglichkeit und Schnelligkeit bei der Entfaltung, geschickte Benutzung der Deckungen im Gelände, sowohl bei der Heranführung, wie bei der Einnahme der Stellungen müssen zusammentreffen, Verluste dürfen nicht gescheut werden, wenn die angreifende Artillerie die Stellungen erringen will, von denen sie den Feuerkampf mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen soll. Auf diese Ziele hin muß die Ausbildung gerichtet sein, sie müssen fest und dauernd im Auge gehalten werden. Geschieht dies, so werden die Erfolge auch jetzt nicht ausbleiben.

Gedecktes Einnehmen der Stellungen, unter Umständen unter dem Schutze der Dunkelheit, ist jetzt von großer Wichtigkeit geworden. Trotzdem ist davor zu warnen, darin zu weit zu gehen. Wenn aus den gedeckten Stellungen keine genügende Wirkung zu erzielen ist, so schaden sie mehr als sie nützen. Die Einnahme von Stellungen in der Dunkelheit bringt so viel Unzuträglichkeiten mit sich, daß sie mit Erfolg nur anzuwenden sein wird, wenn die Verhältnisse sehr genau bekannt sind. Was einzelne Batterien unter günstigen Verhältnissen zu leisten imstande sind, ist deshalb noch nicht für große Massen ausführbar. Etwas anderes ist die Heranführung in der Dunkelheit. Diese ist, besonders bei günstig beschaffenem Wegenetz, stets ausführbar und wird jetzt wohl häufiger als früher zur Anwendung gelangen müssen.

Auch die beste Ausbildung aber versagt, wenn sie nicht von der Führung unterstützt wird. Das eine geht mit dem andern Hand in Hand. Mehr als früher muß durch die Anordnungen des Anmarsches und durch die Auswahl der Stellungen Sorge getragen werden, daß die Artillerie möglichst verdeckt, überraschend und einheitlich ihre Tätigkeit beginnen kann. Den planvollen Anordnungen des Verteidigers muß der Angreifer gleich planvolle gegenüberstellen. Die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Gruppen der Angriffs-Artillerie ist sorgfältig zu erwägen und zur Ausführung zu bringen.

Das Ideal, welches darin besteht, daß die gesamte Artillerie des Angreifers, einheitlich herangeführt, mit einem Schlage überraschend in Stellung geht und das Feuer eröffnet, wird selbstverständlich in Wirklichkeit niemals erreicht werden. Anzustreben aber ist es mit allen Mitteln und mit allen Kräften, und es läßt sich von der obersten Leitung bis zu den ausführenden Befehlshabern der kleineren Teile sehr viel dazu tun, wenn alle von demselben kräftigen Willen beseelt sind.

Sind die Schauplätze großer Kriegshandlungen jetzt oft zu ausgedehnt, um die Einheitlichkeit der Handlung in strengem Sinne zur Durchführung zu bringen — in weiterem Sinne muß immer ein entsprechender Zusammenhang erstrebt werden — so wird sich diese Einheitlichkeit auf räumlich abgegrenzte Teile des Schlachtfeldes beschränken müssen und dort zur Geltung zu bringen sein.

Was hier angeknüpft wurde an die Entwicklung der Artillerie des Angreifers ist das für die Führung des Angriffs der Massen allgemein Gültige. Die Artillerie ist eben — wie immer noch nicht zur Genüge anerkannt wird — das erste und zunächst wichtigste Kampfmittel. Sie beginnt die Schlacht und bestimmt damit ihren Gang. Die Bedeutung der andern Waffen wird durch diese Behauptung nicht herabgesetzt, sie ist ebenso groß an der geeigneten Stelle.

Wird die Artillerie den verlangten Anforderungen entsprechend ausgebildet und geführt, so wird, wenn auch naturgemäß nicht das Höchste zu erreichen ist, doch in vielen Fällen die Artillerie des Verteidigers, die jedenfalls auch nicht immer zur Annahme der höchsten Leistungen berechtigt, überrascht, oder doch der Kampf mit ihr unter nicht ungünstigen Aussichten aufgenommen werden. Mehr soll vorläufig gar nicht verlangt werden.

Der Angreifer hat dann auf dem Kampffelde festen Fuß gefaßt. Es kommt jetzt darauf an, die eingenommenen Stellungen zu behaupten und den aus ihnen aufgenommenen Feuerkampf zu einem günstigen zu gestalten.

Die Behauptung der Stellungen an sich wird nicht schwer sein. Steht die Artillerie einmal in einer Stellung, das heißt, ist sie in ihr zur Eröffnung des Feuers gekommen, so wird sie sie auch nicht wieder verlassen, bis der Feuerkampf eine andere Wendung erhält oder entschieden ist.

Den Feuerkampf zu günstigen Ergebnissen zu bringen, ist die zweite wichtige Aufgabe der Artillerie.

Die Überlegenheit ist bei dieser in erster Linie in der Schießfertigkeit zu suchen. Nicht in der Zahl, nicht in dem technisch nach dieser oder jener Richtung hin besseren Geschütz oder Material.

Selbstverständlich fallen Zahl oder technische Verbesserungen ins Gewicht. Es muß ausgesprochene Sorge der Führung sein, an entscheidenden Punkten die größere Zahl von Geschützen, oder — was später noch erwähnt werden wird — die größere Wirkung durch stärkere Kaliber zu vereinigen. Ebenso müssen mit größter Auf-

merksamkeit im Frieden die Fortschritte der Technik verfolgt und der Armee nutzbar gemacht werden. Trotz allem ist nicht ausgeschlossen, daß in dieser oder jener Richtung der Feind einen Vorteil erreicht hat. Es darf natürlich keiner von zu großer, ausschlaggebender Bedeutung sein. Kleinere Vorteile wird sicherere, einsichtigere Führung und Handhabung der Waffe mehr wie ausgleichen. Ganz bestimmt aber wird eine Artillerie, mag sie noch so zahlreich und noch so gut beschaffen sein, nichts ausrichten, wenn sie nicht treffen kann.

Das haben die Russen bei Lowtscha und Plewna, die Engländer am Tugela und anderen Orten gezeigt.

Auch die Japaner sollen im späteren Verlauf des mandschurischen Feldzuges — der günstige Erfolg am Yalu entsprach der geschickten Verwendung ihrer erdrückenden Überlegenheit — schlechte Ergebnisse mit ihrer Artillerie erzielt haben, die dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie, infolge der Minderwertigkeit ihres Geschützes, auf zu weite Entfernungen aus gedeckten Stellungen geschossen haben. Die Nachrichten über diese Einzelheiten des eben beendeten Krieges sind wohl noch zu unbestimmt, um ein sicheres Urteil fällen zu können. Treffen die angeführten Annahmen zu, so haben sich eben auch die Japaner zu sehr von der Neigung beeinflussen lassen, Verluste zu vermeiden, oder ihre Schießausbildung hat doch nicht auf der angenommenen Höhe gestanden. Daß ihre Geschütze so minderwertig gewesen sind, daß sie nicht gegen die russischen hätten aufkommen können, ist doch wohl kaum anzunehmen. Es liegt ja überhaupt bei aller Anerkennung der japanischen Leistungen die Neigung vor, die von ihnen selbst sehr stark hervorgehobenen, in vielen Beziehungen dem Verhalten und der Beschaffenheit der Russen zu verdankenden Erfolge zu überschätzen.

Sollte festgestellt werden, daß das Schrapnell sich als unwirksam erwiesen hat, so werden andere Geschoßarten an seine Stelle treten müssen. Doch dürfte das Urteil über alle diese Erscheinungen kaum schon abgeschlossen sein. Unsere nervöse Zeit steht sehr stark unter augenblicklichen Eindrücken.

Wir haben das feste Vertrauen zu unserer Artillerie, und es geschieht nach allen Richtungen dafür das möglichste, daß sie ihre Waffe zu handhaben versteht, daß sie mit ihrem Feuer Erfolge erzielen wird.

Zum Treffen gehört in erster Linie Beobachtung. Die Artillerie, welche der Beobachtung die sorgfältigste Aufmerksamkeit widmet, wird auch die besten Ergebnisse verzeichnen können. Sehr einfach und selbstverständlich und doch besonders hervorzuheben, weil die Beobachtung bei der Artillerie, besonders bei den Steilfeuergeschützen, jetzt oft sehr schwierig und mühsam ist, man also mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dahin streben muß, in dieser Beziehung fortzuschreiten. Die Technik wird nach dieser Richtung gewiß noch weiter auszunutzen sein.

Die Einheitlichkeit der Bewaffnung unserer Artillerie, seinerzeit mit vieler Mühe angestrebt und als ein großer Erfolg betrachtet, hat in unserer schnell fort-

schreitenden Entwicklung durchbrochen werden müssen. Die zu erwartenden verdeckten, mit Flachbahnfeuer nicht zu erreichenden Ziele haben zur Einstellung leichter Feldhaubitz-Abteilungen in die Feldartillerie und zur Zuteilung von schweren Feldhaubitz-Bataillonen an das Feldheer geführt. Der Artilleriekampf hat auf diese Weise eine entschiedene Erschwerung erfahren, aber er hat auch wesentlich an Wirksamkeit gewonnen.

Es gilt, diesen Zuwachs an Kraft und Wirkung zweckmäßig zu verwerten, die leichten wie die schweren Feldhaubitzen an den Punkten des Schlachtfeldes einzusetzen, wo ein besonderer Nachdruck der Stärke der Verteidigung gegenüber erforderlich erscheint.

Ein erheblich höherer Grad der Einsicht und Umsicht ist daher notwendig geworden bei der Leitung des Artilleriekampfes, welche an sich schon gegen früher erheblich gesteigerten Anforderungen zu entsprechen hat. Neben der Treffsicherheit der Kampfeinheiten ist die zweckentsprechende Leitung der artilleristischen Kampftätigkeit eine sichere Bürgschaft des Erfolges.

Durchaus nicht immer wird dieser Umstand scharf und richtig erkannt, noch weniger dieser Forderung bei der Ausführung entsprochen. Nicht wie früher kann es der Hauptsache nach den kleineren Artilleriegruppen überlassen werden, sich ihre naheliegenden, d. h. am ersten in die Augen springenden Ziele zu wählen. Nur zu Beginn des Kampfes wird dies zulässig sein. Auch dieser aber wird in vielen Fällen schon nach vorher von der oberen Führung zu erlassenden Weisungen erfolgen müssen. Sowie indessen einigermaßen Übersicht und Klarheit vorhanden ist, werden die höheren Befehlshaber einzugreifen haben, um dem Kampfe die Wendung zu geben, welche zum Ziele führen soll. Und zwar nicht nur die Befehlshaber der Artilleriewaffe, sondern auch diejenigen der großen Kampfeinheiten bis zu den obersten Stellen hinauf.*) Nur bei diesen kann in genügendem Maße erkannt und von ihnen aus der Weg gewiesen werden, wohin der Nachdruck des Geschützfeuers zu legen, auf welche Stellen eine größere Geschützzahl zu vereinigen ist. Wie viele Mißerfolge sind dem Umstande zuzuschreiben, daß nutzlos Munition verschwendet wurde gegen Abschnitte der feindlichen Stellung, die entweder ihrer Stärke nach nicht zu überwinden, oder nach den Absichten der höheren Führung im Vergleich zu anderen dieses Aufwandes an Kraft nicht wert waren. Die Menge der Munition aber sowohl wie der Gebrauch der Rohre haben jetzt in höherem Grade als früher ihre Grenzen.

Auch über die Verwendung der leichten, besonders aber der schweren Feldhaubitzen wird nur die höhere Führung mit Erfolg bestimmen können. Sie muß schon frühzeitig daran denken, die letzteren an das Kampffeld heranzuführen und ihnen die geeigneten Plätze anzuweisen. Die erhebliche Unterstützung, welche diese Kampfmittel,

*) Die technischen Vervollkommnungen für die Übermittlung von Befehlen werden dies in höherem Grade als früher ermöglichen.

besonders die weitertragenden und aus verdeckter Stellung kräftiger wirkenden schweren Geschütze, zu leisten imstande sind, wird nur genügend zur Geltung kommen, wenn sie in den Artilleriekampf im ganzen planvoll zu einheitlicher Wirkung eingereiht werden, wozu sie nach Ausrüstung, Leistungsfähigkeit und Beweglichkeit dauernd befähigt sein müssen. Keineswegs aber, wenn sie für sich eine Teilwirkung auf einen ihnen naheliegenden Punkt ausüben.

Die schweren Feldhaubitzen sind zu einem integrierenden Teil des Feldheeres geworden und müssen, früheren Anschauungen entgegen, mehr und mehr als solcher betrachtet und verwendet werden. Sie werden dann dem Angriff zu wirksamem Nachdruck dienen.

So ist die Leitung des Artilleriekampfes viel schwieriger geworden, aber es liegt dafür auch in ihr eine große Bürgschaft des Erfolges und die Möglichkeit, sich in nicht unbedeutendem Maße von der Überlegenheit an Zahl unabhängig zu machen.

Die Binsenwahrheit der Kriegführung, der Sieg werde dadurch erreicht, daß man auf dem entscheidenden Punkte der Stärkere ist, trifft eben auch für den Artilleriekampf zu. Sie muß nur oft unter recht erheblichen Schwierigkeiten zur Ausführung gebracht werden.

Das Erste aber ist, daß man die Notwendigkeit dieser Wahrheit einsieht und, was sich entgegenstellt, mit allen Mitteln der Einsicht, der Vorbereitung und der Tatkraft zu überwinden trachtet.

Ob Teile der Artillerie zurückgehalten werden sollen, ist eine vielumstrittene Frage, die ich bejahen möchte. Wir haben jetzt so viel Artillerie, daß wir wohl nicht alles gleich in erster Linie zu verwenden und auf den Vorteil zurückgehaltener Kräfte nicht zu verzichten brauchen. Die Führung hat wesentlich mehr Einfluß, wenn sie über solche verfügen kann. Auch der Artilleriekampf wird hin und her wogen. Wenn der Verteidiger entstandene Lücken wieder ausfüllen wird, muß auch der Angreifer dazu imstande sein.

Der Kampf gegen die feindliche Artillerie ist die zuerst zu lösende Aufgabe der in Stellung gegangenen Artillerie des Angreifers. Ehe der Verteidigungs-Artillerie nicht die ungehinderte Beherrschung des Vorgeländes entrungen worden ist, kann der Hauptsache nach an weitere Aufgaben nicht gedacht werden. Auch dieser Umstand tritt jetzt bei der größeren Tragweite der Geschütze und ihrer erheblich größeren Feuergeschwindigkeit und Wirkung schärfer hervor als früher.

Nicht etwa, als ob nun ein Artilleriekampf bis zur Vernichtung geführt werden würde, ehe man zu anderem schreiten könnte. So einfach liegen die Dinge nicht. Aber es wird unbedingt nötig sein, die Infanterie, abgesehen von schwachen, zur Sicherheit der Artillerie vorgeschobenen Abteilungen, welche Deckung im Gelände finden, so lange aus dem Wirkungsbereich der feindlichen Artillerie zu halten, bis diese in einem Maße durch den Artilleriekampf in Anspruch genommen ist, daß sie

keine vernichtende Wirkung mehr auf vorgehende Infanterie des Angreifers ausüben kann. Diese Voraussetzung muß in der Regel erfüllt sein, wenn nicht Mißerfolge eintreten sollen. Es erscheint mir sehr bedenklich, wenn Erscheinungen der letzten Kriegsereignisse dahin ausgelegt werden, daß die Leistungsfähigkeit der Artillerie zu gering wäre, um die Infanterie davor zu bewahren, daß sie in nicht gedämpftes feindliches Artilleriefeuer hineingeführt würde. Dann müßte in erster Linie die bessernde Hand an die Leistungen der Artillerie gelegt werden. Der Zumutung, gleichzeitig oder unmittelbar hintereinander Artillerie- und Infanteriefeuer zu ertragen, wird selten eine Infanterie gewachsen sein.

Es darf jetzt nicht mehr, wie früher so oft geschehen und bei Friedensübungen nur allzuhäufig zu sehen ist, übereilt zur Durchführung des Kampfes geschritten werden. Zeit ist erforderlich und eine genügende Vorbereitung, auf welche bei den jetzigen Feuerwaffen nicht verzichtet werden kann. Das haben die Japaner jedenfalls verstanden, und diesem Verständnis scheinen sie einen nicht geringen Teil ihrer Erfolge verdankt zu haben. Ob sie darin zu weit gegangen sind, ist eine Frage, zu deren Untersuchung erst genauere Unterlagen vorhanden sein müssen. Den Erfolg haben sie erzielt.

Wird der Feuerkampf der Artillerie gegen die feindliche mit der nötigen Umsicht und Kraft geführt, so wird die Zeit der Vorbereitung nicht zu lange dauern. Wenigstens an den Stellen nicht, wo günstige Bedingungen für die Einleitung und damit für die Fortsetzung des Kampfes vorlagen. Das wird auch dann zutreffen, wenn die Wirklichkeit selbstverständlich die Treffergebnisse der Schießplätze um ein Erhebliches zurückschraubt.

Es ist vielfach die Ansicht ausgesprochen worden, die Verteidigungs-Artillerie werde sich einem überlegen geführten Feuerkampfe entziehen und erst wieder auftreten, wenn die Infanterie des Angreifers vorginge, um dann ihre Kraft gegen diese einzusetzen. Ein solches Verfahren wird einer aufmerksamen, tätigen und treffsicheren Angriffs-Artillerie gegenüber doch nur in Ausnahmsfällen ausführbar sein. Schon das Zurückziehen der Geschütze im Feuer erfordert viel Geschicklichkeit. Auch die zurückgezogenen Geschütze werden in vielen Fällen von einem scharf beobachtenden Gegner entdeckt und beschossen werden. Noch mehr gilt dies von dem Augenblick, wo diese zurückgezogenen Geschütze wieder in Tätigkeit treten sollen. Sie werden dann an dem Angreifer im wesentlichen bekannten Stellen von der feuerbereiten Angriffs-Artillerie, welche das Schwächerwerden des feindlichen Feuers außerdem in den meisten Fällen benutzt haben wird, um näher heranzugehen, sehr leicht unter so starkes Feuer genommen werden können, daß ihre beabsichtigte Wirkung gegen die vorgehende Infanterie des Angreifers gänzlich vereitelt wird.

Der Regel nach wird ganz bestimmt zuerst der Kampf der beiderseitigen Artillerien in ausgiebiger Weise zum Austrag kommen. Die Beispiele aus den Gefechten des

Burenkrieges mit seinen nach verschiedenen Richtungen hin besonderen Verhältnissen können nicht maßgebend sein für größere Kriegshandlungen. Bei diesen können große Artilleriemassen weder so versteckt aufgestellt noch so gehandhabt werden wie die einzelnen Burengeschütze an den Kopjes Südafrikas, abgesehen von der Führung und Leistungsfähigkeit der englischen Artillerie. Auch andere Kriegsereignisse werden ohne Zweifel heranzuziehen sein, welche die aufgestellte Regel durchbrechen. Immer aber wird der Erfolg dann zweifelhaft oder mit unverhältnismäßig großen Opfern verknüpft gewesen sein. Als Regel wird, mehr denn je, jetzt bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen festgehalten werden müssen, daß erst dann das Vorgehen der Infanterie des Angreifers in größerem Maßstabe in die Wege geleitet wird, wenn durch die Artillerie des Angreifers erzielt wurde, daß die Verteidigungs-Artillerie ihre volle Aufmerksamkeit und Kraft dem Artilleriekampf zuwenden muß.

Andererseits wird allerdings die Infanterie jetzt auch ihrerseits den Feuerkampf in wesentlich stärkerer Weise durchführen müssen.

Das Verhalten der **Infanterie** beim Angriff ist eng verbunden mit der Artillerie.

Die Forderung des Zusammenwirkens der verschiedenen Waffengattungen ist nichts Neues. Sie ist auch schon früher verlangt worden und besonders von der Artillerie und Infanterie. Nur ist die Notwendigkeit dieses Zusammenwirkens jetzt erheblich schärfer hervorgetreten, es ist in höherem Maße erforderlich, um den Erfolg zu verbürgen.

Die Infanterie wird nach unsern neuesten Ansichten und Bestimmungen in den Marschkolonnen auf das Schlachtfeld geführt und bleibt am besten in diesen zurückgehalten und verdeckt während der Einleitung des Artilleriekampfes. Sie wird so in ganz anderer Weise der feindlichen Sicht und Feuerwirkung entzogen als in den bis in die neueste Zeit üblichen starken Massen. Wenn der vorher erwähnte, durch den Artilleriekampf herbeigeführte geeignete Augenblick gekommen ist, schreitet die Infanterie durch Vervielfältigung der Marschkolonnen zur Entwicklung der Feuerlinien, welche den Feuerkampf mit der Infanterie des Verteidigers beginnen sollen.

Ebenso schwierig wie die erste Entwicklung der Artillerie ist die der Infanterie. Die beiden Waffengattungen sind in des Wortes wahrster Bedeutung „Schwesterwaffen". Die Bedingungen und Anforderungen bei der einen treffen auch bei der anderen zu.

Auch bei der Infanterie gilt es, dem gedeckten feuerbereiten Verteidiger gegenüber in dem von seiner Feuerwirkung beherrschten Kampffelde festen Fuß zu fassen.

Die Art der Entwicklung zum Feuergefecht unmittelbar aus den vervielfältigten Marschkolonnen geschieht schnell, begünstigt gedeckte Annäherung und verteilt die Aufmerksamkeit des Feindes auf viele Punkte. Es ist zu erwarten, daß auf diese Weise

das Fußfassen der angreifenden Infanterie erheblich leichter werden wird als früher. Mit Verlusten ist sicher zu rechnen. Sie dürfen und werden, so ist anzunehmen, nur nicht so erschütternd sein, daß sie zum Mißerfolg führen.

Ebenso wie bei der Artillerie wird bei dem Vorgehen der Infanterie der Erfolg um so größer sein, je einheitlicher sich das Vorgehen gestaltet. Wird die feindliche Linie nach Möglichkeit an allen Punkten zugleich angefaßt, so wird ihre Kraft am besten verteilt werden. Es wird am ehesten dem vorgebeugt werden, daß einzelne Teile des Angreifers von stärkeren Kräften des Verteidigers und von verschiedenen Seiten beschossen werden, was jetzt mehr denn je vermieden werden muß.

In noch höherem Grade als bei der Artillerie wird sich die Einheitlichkeit des Vorgehens der Infanterie auf begrenzte Teile des gesamten Kampffeldes beschränken. Aber auch für diese Waffe wird das Vorgehen aus einem Gedanken heraus erfolgen müssen, wie dies übrigens schon durch die Einheitlichkeit der Entwicklung der Artillerie vorbereitet ist.

Trotzdem wird sich das Verhalten der Infanterie an den verschiedenen Stellen, ebenfalls in höherem Grade als das der Artillerie, den Umständen nach verschieden gestalten. Da, wo durch den Einfluß der Führung und die Wirkung der Artillerie die Wege besser geebnet sind, wird das Vorgehen der Infanterie leichter, schneller und bis auf nähere Entfernungen heran vor sich gehen, als dort, wo die Vorbedingungen weniger günstig liegen.

Am wenigsten wird selbstverständlich das Kampffeld an den Stellen von dem Verteidiger beherrscht, wo die Wirkung der Verteidigungs-Artillerie lahm gelegt wurde und infolgedessen die Möglichkeit für die Angriffs-Artillerie vorlag, die Infanteriestellungen des Verteidigers unter Feuer zu nehmen.

Es wird indessen durchaus nicht immer möglich sein, diesen für die Entwicklung der Infanterie günstigsten Fall abzuwarten. Daß dies mehr geschieht als früher, und wie man es so häufig bei den Friedensübungen erlebt, ist den verbesserten Feuerwaffen gegenüber dringend wünschenswert. Die Verluste könnten sonst beim Eintreten der Infanterie in den Feuerkampf so groß werden, daß sie das Maß übersteigen, welches, wie Oberstleutnant Frhr. v. Freytag in seinem früher genannten Buche anführt, nach Ansicht des englischen Generals Colvile, Truppenkörper zivilisierter Soldaten zu ertragen imstande sind. Dies Maß wird indessen, je nach dem inneren Wert der Truppenkörper auch bei zivilisierten Soldaten verschieden sein. Vielleicht in genauem Verhältnis zu dem Fortschritt oder besser gesagt dem Übermaß der Zivilisation.

Es wird Lagen geben, in denen mit der Entwicklung der Infanterie nicht gewartet werden **kann**, bis die Artillerie in der Lage ist, die Infanteriestellungen des Verteidigers unter Feuer zu nehmen. Auch wird dies jedenfalls nicht auf der ganzen Ausdehnung der Verteidigungslinie zur Ausführung zu bringen sein.

Kurz, die Infanterieentwicklung muß auch vor sich gehen können, wenn die Infanterie des Verteidigers in ihren meist geschützten Stellungen noch nicht oder nur in geringem Grade in der Abgabe eines gut gezielten Feuers auf weite Entfernungen behindert ist.

Das ist der schwierigste Punkt für den Angriff, und um diesen drehen sich hauptsächlich alle Erörterungen der neuesten Zeit, welche sein Gelingen in Frage stellen. Abgesehen davon aber, daß diese schwierigsten Lagen durchaus nicht auf allen Stellen des Kampffeldes eintreten werden, wenn die Artillerie nach den früher gestellten Anforderungen in Wirksamkeit tritt, bin ich der festen Überzeugung, daß auch bei solchen Lagen die Entwicklung der Infanterie ausführbar sein wird, ohne so große Verluste, daß sie nicht ertragen werden könnten. Man wird sich nur auf diesen Stellen des Schlachtfeldes zurückhaltender benehmen, weiter abbleiben, sich mehr dem Gelände anschmiegen und alle Mittel anwenden müssen, welche jetzt in so ausgiebiger Weise empfohlen werden, um die Verluste zu vermeiden. Also: Entwicklung auf weitere Entfernungen, zunächst mit schwachen Abteilungen, die sich aufs äußerste im Gelände verbergen — wozu eine große Unkenntlichkeit des Anzuges und der Ausrüstung erforderlich ist —, langsam und einzeln oder in schwachen Gruppen herankriechen, unter Umständen sich eingraben. Mit einem Worte: Buren- oder Japaner-Taktik, wie wir sie uns zurecht gemacht haben. Schließlich wird auch in äußersten Fällen zum Nachtgefecht geschritten werden müssen.

Aber es würde meiner Ansicht nach ein großer Irrtum sein, wenn man ein solches Verfahren der angreifenden Infanterie auf dem ganzen Kampffelde für nötig oder ausführbar hielte. Bei einer allgemein so weit getriebenen Vorsicht würde allerdings der Erfolg des Angriffs erheblich in Frage gestellt werden.

Denn das, worauf es bei der Infanterie ebenso ankommt wie bei der Artillerie, ist bekanntermaßen, daß die angreifende Infanterie durch ihr Feuer die Infanterie des Verteidigers niederkämpft. Das ist zweifellos am besten zu erzielen durch möglichst gleichzeitige und überraschende Entwicklung starker Kräfte zum Feuerkampf, aber sehr fraglich bei allmählichem Einsetzen schwacher Abteilungen, die durch das überlegene Feuer des Verteidigers leiden und schwerlich ihrerseits eine Überlegenheit erringen können. Auf den Stellen des Schlachtfeldes, wo nicht zu ungünstige Vorbedingungen vorliegen, wird eine solche Entwicklung stärkerer Kräfte von Anfang an wohl zu erreichen sein, wenn Umsicht bei der Art der Schützenentwickelung und der Geländebenutzung zur Anwendung gelangt und die Ausbildung der Infanterie mit größter Aufmerksamkeit auf diese wichtigsten Punkte gerichtet worden ist. Nach den im letzten dieser Hefte veröffentlichten Mitteilungen eines Augenzeugen ist im letzten Feldzuge an geeigneten Stellen auch bei den Japanern so verfahren worden, welche nach diesen Eindrücken überhaupt ihr Verhalten immer der jedesmaligen Lage angepaßt hätten.

Die Mißerfolge der neusten Kriegsereignisse hatten, was nicht vergessen werden

darf, zweifellos in der Mehrzahl der Fälle ihren Grund darin, daß die Ausbildung der Infanterie nicht der Wirkung der verbesserten Feuerwaffen entsprach. Kolonnen irgend welcher Art dürfen nicht mehr im feindlichen Infanteriefeuer auftreten. Sie bieten zu gute Ziele und erschweren die Entwicklung der Schützen. Schon vor über 25 Jahren lehrte uns General v. Goeben, der den Krieg vom Grunde aus kannte, daß im Infanteriegefecht nur Schützen auftreten könnten.

Die Entwicklung der Schützen aus der Marsch- bzw. Sektionskolonne wird den jetzigen Anforderungen gerecht und gibt dem Infanteriegefecht das der Neuzeit entsprechende Gepräge.

Daß die Durchführung eines Angriffs der Infanterie bei Nacht zu den Ausnahmen gehören muß, geht schon daraus hervor, daß in der Dunkelheit der Feuerkampf ausgeschlossen ist. Es fehlt daher das wesentlichste Kampfmittel und bleibt nur die Überraschung. Auch muß die Infanterie dann der Unterstützung der Artillerie fast gänzlich entbehren. Das Vorgehen größerer Massen zum Gefecht in der Nacht würde unfehlbar große Verwirrung hervorrufen.

Für die Heranführung in der Dunkelheit gilt das bei der Artillerie Gesagte.

So wird es auch jetzt einer zweckmäßig ausgebildeten und geführten Infanterie von gutem inneren Gehalt gelingen, auf dem Schlachtfelde Fuß zu fassen und das Feuergefecht gegen die feindliche Infanterie unter nicht zu ungünstigen Bedingungen zu beginnen, was sich in erster Linie auf die Entfernungen bezieht. Mehr soll auch bei dieser Waffe wie bei der Artillerie zunächst nicht verlangt werden.

Sache einer sorgsamen Schießausbildung und umsichtigen Leitung wird es dann sein, das Feuergefecht zum Erfolge zu bringen.

Viel hängt vom Anfang ab. In größerem Maße bei der Infanterie aber wie bei der Artillerie von der Durchführung.

Wenn die Artillerie ihren Feuerkampf zwar jetzt meist auch nicht aus der Anfangsstellung wird durchführen können, sondern noch einer oder mehrerer Stellungen bedürfen wird, um die nötige Wirkung zu erreichen, so muß die Infanterie, ihrer Eigenart entsprechend, schrittweise fortschreiten, um zu kräftiger Wirkung zu gelangen und schließlich die feindliche Infanterie zum Verlassen ihrer Stellungen zu zwingen.

Von den Schwierigkeiten dieses Fortschreitens gilt dasselbe wie von denen der ersten Entwicklung. Auch in dieser Beziehung werden nicht immer die Verhältnisse so liegen, daß zu den äußersten Mitteln der Annäherung gegriffen werden muß: zu dem allmählichen Herankriechen der einzelnen Schützen oder Gruppen, welche zur Verstärkung und zum Ersatz der eingetretenen Verluste zurückgehalten werden müssen. Die Gefechtslage und die Geländegestaltung werden gewiß an verschiedenen Stellen so günstig liegen, daß größere Abteilungen, sei es als Schützen oder in Reihen, von Zeit zu Zeit größere Strecken zurücklegen können, um allmählich heranzukommen und schließlich den Feind mit einem so kräftigen Feuer zu überschütten, daß sein Wider-

stand gebrochen wird. Daß dies nur langsam und allmählich geschehen wird, liegt in der Natur des Infanteriegefechts, welches jetzt zweifellos der Regel nach ein stundenlanges zähes Ringen um die Feuerüberlegenheit darstellen wird. Wer es noch anders erwartet, wird harte Enttäuschung erfahren. Auch der Verteidiger wird seine ersten Linien verstärken, seine Verluste ergänzen und eingetretene Schwächen wiederherstellen.

Aber denen, welche die Schwierigkeit der Heranführung von Verstärkungen bei der angreifenden Infanterie so stark betonen, ist doch berechtigterweise entgegenzuhalten, daß diese Heranführung auch beim Verteidiger nicht leicht sein wird. Stellenweise vielleicht sogar schwieriger. Nicht immer im Feldkriege werden, wie in den letzten Schlachten des russisch-japanischen Krieges an einzelnen Stellen, völlig gedeckte Gänge von den Unterständen für Unterstützungen und Reserven nach den vorderesten Schützengräben heranführen. Oft genug werden auch die Verstärkungen für die vordere Linie des Verteidigers unter dem Infanteriefeuer, noch häufiger unter dem Artilleriefeuer des Angreifers zu leiden haben. Außerdem aber kann man sich aus den Erfahrungen der Schießplätze ein ungefähres Urteil bilden, wie entnervend der Aufenhalt in Deckungen sein wird, welche von unsern jetzigen Brisanzgeschossen beschossen werden. Ob und in welcher Verfassung solche Unterstützungen in vielen Fällen nach vorn gelangen werden, steht dahin.

Das Feuergefecht der Infanterie des Angreifers hat den Zweck, die Feuerkraft der Verteidigungs-Infanterie in einem solchen Grade zu brechen, daß diese ihre Stellungen räumt. Dazu gehört als letztes Mittel der Sturmanlauf der angreifenden Infanterie.

Auch über diesen Punkt hat man sich meines Erachtens mehr Sorge gemacht, als nötig ist. Wiederum hauptsächlich beeinflußt durch Eindrücke von den Friedensübungen her, welche weder die entstandenen Verluste, noch die moralischen Eindrücke in einigermaßen annähernder Weise zum Ausdruck bringen können, sehr häufig sogar diesen bestimmenden Umständen recht wenig Rechnung tragen.

Der Sturmanlauf der angreifenden Infanterie fällt in eine Zeit des Kampfes, in der die Frucht reif ist. Er hat nur Schwierigkeiten, wenn dies noch nicht der Fall sein sollte, er also zu früh angesetzt ist. Andernfalls wird die Infanterie des Verteidigers bald genug einem kräftigen Drucke weichen, der natürlich unter Umständen auch bis zuletzt einem kräftigen Gegendruck begegnen kann. Dann wird an diesen Stellen die Entscheidung hingehalten werden, auch wohl ausbleiben. Es kommt indessen meist nur darauf an, daß sie an der entscheidenden Stelle fällt.

Aber es wird nach natürlichen, menschlichen Gesetzen bei einem von allen Seiten bedrängten, in seine Stellungen gebannten, durch Verluste erschütterten Verteidiger der Augenblick eintreten, wo es nur eines Anstoßes bedarf, um seinen Mut völlig zu brechen und ihn außerordentlich begierig zu machen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um den unerträglich gewordenen Aufenthalt in der Stellung aufzugeben.

Nur muß man allerdings nicht daran denken wollen, in diesem letzten Abschnitt des Kampfes dem Infanteriefeuer des Verteidigers massierte Sturmkolonnen entgegenstellen zu wollen, wie dies stellenweise immer noch für möglich und nützlich gehalten wird. Diese würden freilich auch der im Erlöschen begriffenen Feuerkraft des Verteidigers ein willkommenes Ziel bieten und seinen Mut weniger erschüttern als ein fortgesetztes gut gezieltes Feuer und zum Schluß ein kräftiger Schützenanlauf. Auch diesem können alle den Sturm begleitenden Mittel wie Hurraruf, Blasen der Hornisten und Schlagen der Tambours, welche auf die Sinne wirken, angeschlossen werden.

Der Angriff der Infanterie muß daher bis zum letzten Ziel durch Schützen geführt werden. Ihre Zahl darf aber nicht zu gering sein. Damit dies nicht der Fall ist, muß der Infanterie-Angriff in solcher Tiefe angesetzt werden, daß bis zum letzten Zeitpunkt Verstärkungen vorhanden sind, um die in vorderer Linie entstandenen Lücken auszufüllen. Dünne Schützenlinien verlieren die Kraft und werden durch die wenigen bei ihnen vorhandenen Führer, denn diese fallen meist in größerer Zahl, schwerlich zum Stoß vorwärts zu bringen sein. Wer solche dünnen, von Führern entblößten Schützenlinien im Kriege gesehen hat, wird dieser Ansicht beipflichten.

Die nicht zum Erfolge führenden Angriffe sind gewöhnlich daran gescheitert, daß der geschwächten vorderen Linie, welche wohl noch aushalten aber nicht mehr vorwärts kommen konnte, nicht die nötigen Unterstützungen zugeführt worden sind.

Der Kavallerie ist bei den hier zur Sprache kommenden Bedingungen des Feuerkampfs nicht Erwähnung geschehen. Sie hat andere Aufgaben von größter Wichtigkeit und kann sich am Feuergefecht nur in Ausnahmefällen und auf kurze Zeit beteiligen. Wer sie in Erinnerung an vergangene Zeiten in größerem Umfange zur Beteiligung an Angriffsstößen benutzen wollte, würde schwer schädigend in das Getriebe der Heeresmaschine eingreifen. Der Grad der Erschütterung der Infanterie müßte schon ein recht hoher sein, wenn ihr Feuer nicht imstande wäre, Kavallerieangriffe blutig abzuweisen, welche in überraschender Weise von größeren Massen kaum zur Ausführung zu bringen sind. Angriffe der Kavallerie gegen Artillerie sind gewiß auch während der Schlacht denkbar, setzen jedoch voraus, daß sich der Gegner große Blößen gegeben hat.

Der Angriff wird von Artillerie und Infanterie mit Feuer durchgeführt werden und der Kavallerie nicht bedürfen. Die mannigfaltigen wichtigen Aufgaben der Kavallerie liegen auf dem Gebiete der Aufklärung und der Verfolgung, die sie völlig in Anspruch nehmen werden. Zu Todesritten ist die Waffe zu kostbar, wenn sie auch gewiß in äußersten Fällen wie früher die größten Verluste nicht scheuen wird.

Überschaut man das eben in großen Zügen entworfene Gesamtbild einer großen Kampfhandlung auf dem Gebiete des Feldkrieges, so erscheint die Ansicht nicht unberechtigt, daß bei zweckmäßiger Anwendung der Feuerwaffen es uns heute ebenso wie

früher gelingen wird, die Feuerkraft der Verteidigung zu brechen und den Angriff zum Erfolg zu führen.

Diese Ansicht wird in noch höherem Grade bestätigt, wenn man die höhere Führung in Betracht zieht, nachdem der Einfluß der Führung der den Feuerkampf ausübenden Waffengattungen schon früher Erwähnung gefunden hat.

Auch auf diesem Gebiet gibt es nicht wesentlich neue Anforderungen, sie treten nur in gesteigertem Maße auf.

Die höhere Führung muß jetzt in erster Linie mit der Bedeutung der Feuerkraft des Verteidigers rechnen. Sie muß von vornherein die Lage so zu beherrschen trachten, daß nicht die stärksten, sondern die schwächsten Punkte am kräftigsten angegriffen werden. Der Zahl wie der Beschaffenheit der Angriffsmittel nach ist der Nachdruck gegen die Schwächen der Verteidigung zu leiten. Dies sind, wie vorher zu übersehen ist, die Flanken, sofern sie nicht an feste Punkte angelehnt sind. Dem Verteidiger wird es zwar in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle gelingen, gegen das auf die Flanke gerichtete Vorgehen des Angreifers eine neue Front zu bilden. Diese wird aber, weil in der Eile eingenommen und besetzt, naturgemäß schwächer sein als die von Anfang an vorhandene und verstärkte, also leichter bekämpft und durchbrochen werden können.

Ist, wie in vielen Fällen, eine ausgiebige vorherige Erkundung der feindlichen Stellung möglich — was jedenfalls mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu erstreben ist —, so werden auch in der Verteidigungslinie selbst schon vor Beginn des Kampfes, sonst jedenfalls während der Kampfestätigkeit schwache Stellen entdeckt werden. Denn Schwächen hat jede Verteidigungsstellung in nicht geringem Maße. Das ist ein alter Erfahrungssatz.

Gegen die Schwächen der Verteidigung also muß sich der Angriff vorzugsweise wenden.

Wie stehen diesem so selbstverständlich erscheinenden Satze die Erfahrungen aus den neueren Kriegsereignissen gegenüber? Fast durchweg verneinend.

Wir haben in der Schlacht am 18. August 1870 erhebliche Kräfte die festesten Stellungen der Franzosen bei Point du jour mit großen Opfern angreifen lassen, während dieser Angriff sich, wenn der Nachdruck von Jussy und Vaux her erfolgt wäre, voraussichtlich wesentlich leichter gestaltet haben würde. Aber die Entscheidung lag, der ganzen Sachlage nach, an diesem Tage überhaupt auf dem linken deutschen Flügel. Es erschien daher nicht notwendig, auf dem rechten Flügel den Durchbruch anzustreben — wie sowohl Moltke als Goeben erkannt haben —, sondern es genügte, hier den Gegner in ausreichendem Maße zu fesseln.

Auch auf dem linken deutschen Flügel wurde das Vordringen des äußersten, dem Ansatze entsprechend spät eintreffenden Flügelkorps nicht abgewartet, sondern der An-

griff unternommen gegen den unbedingt stärksten Teil der Stellung auf diesem Flügel, gegen die glacisartige Abdachung vom Dorfe St. Privat zu beiden Seiten der Chaussee nach St. Marie. Ja, als an dieser stärksten Stelle der Verteidigung durch das Seitwärtsschieben der 1. Garde-Infanterie-Brigade eine Lücke entstanden war, wurden zur Ausfüllung dieser Lücke noch zwei Regimenter vorgezogen, welche auf dem linken Flügel der 1. Garde-Infanterie-Brigade, wie dieser selbst, viel weniger Verluste und mehr Erfolg gehabt haben würden.

Bei Weißenburg wurden namhafte Kräfte gegen den stärksten Punkt der Verteidigung — Schloß Geisberg — eingesetzt zu schwerem, verlustreichem Kampfe, obwohl seitwärts starke Massen im Anmarsch waren, deren weiteres Vordringen die französische Stellung von selbst zu Falle bringen mußte.

Ebenso richteten sich die hartnäckigsten Angriffe bei Spicheren gegen den roten Berg, von dessen schwer zu ersteigenden Hängen das Vorgelände in günstiger Weise beherrscht wurde, während ein seitwärtiges Vorgehen von Anfang an entschieden leichter zum Erfolg geführt hätte.

Am auffallendsten tritt das Verhalten der Russen bei Plewna hervor, wo man doch die Verhältnisse in den späteren Schlachten zur Genüge kannte. Die größten Massen werden gegen die starke Ostfront verwendet und hier die festen Griwiza-redouten mit Nachdruck und großen Opfern angegriffen. Auf der zum Angriff bedeutend geeigneteren Südfront, wo überhaupt viel leichter ein durchschlagender Erfolg zu erzielen war, wird Skobelew allein gelassen. Als dieser schließlich siegt, wird er nicht unterstützt, sondern der Angriff aufgegeben, weil er gegen die Ostfront nicht gelungen war.

Ebenso haben die Engländer im Burenkriege fast ausnahmslos die Stärken der feindlichen Stellungen angegriffen und sind deshalb in der Mehrzahl der Fälle unter großen Opfern abgeschlagen worden. Wo sie anders verfuhren, wie bei Driefontein, fanden sie auch den Erfolg.

Über den russisch-japanischen Krieg später.

Starke Stellungen haben eine unselige, magnetisch anziehende Kraft. Daß dieser Anziehungskraft seitens der Angreifenden nicht mehr Widerstand geleistet wurde, hat nicht zum wenigsten beigetragen zur Verherrlichung der Stärke der Verteidigung. Auch die Motte verbrennt, wenn sie ins Licht fliegt.

Bei den angeführten Vorgängen aus der Kriegsgeschichte, besonders bei denen aus dem Deutsch-französischen Kriege, haben gewiß noch andere bestimmende Beweggründe mitgewirkt. Man hat diese Art des Verfahrens auch zu den Fehlern zu rechnen, die zu keiner Zeit bei der schwer zu handhabenden Kriegführung ausbleiben werden. Mit Fehlern werden wir immer rechnen müssen. Das liegt in der Ungewißheit der Lage, der Schwierigkeit der Bewegung der Massen und der menschlichen Unvollkommenheit. Aber es ist bei dieser Neigung, die stärksten Punkte anzugreifen, doch

auch ein durchgehender Zug bemerkbar: die unrichtige Einschätzung der Bedeutung der Feuerwaffen.

Geht man in dieser Beziehung von den durch die jetzige Zeit bedingten Anschauungen aus, läßt man sich von der Überzeugung leiten, daß an den Stellen, wo dem Verteidiger die günstigsten Aussichten zur Seite stehen, der Angriff, wenn nicht unmöglich, doch mit so großen Opfern verknüpft sein wird, daß sie verhängnisvoll werden können, so wird an diesen Stellen mehr als früher die nötige Zurückhaltung geübt und der Schwerpunkt des Angriffs nach den günstigeren Stellen verlegt werden. Das heißt: starke Massen auf die Flanken oder zunächst nach den Flügeln der feindlichen Aufstellung in Bewegung setzen und andere Massen zur Verfügung halten, um sie gegen die als schwach erkannten Punkte der Stellung einzusetzen; wenn dies nicht nötig werden sollte, auch sie zum Nachdruck auf den Flügeln verwenden.*) Dabei muß selbstverständlich die feindliche Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung fest angefaßt werden. Aber die Art des Angriffs wird eine verschiedene sein. Vorsicht und Zurückhaltung weniger Kräfte vor den starken Punkten, Schnelligkeit, Nachdruck und Verwendung der größeren Massen gegen die schwachen Stellen. Besonders gilt dies von dem Verhalten beim Beginn des Kampfes. Bei der Durchführung, wenn das Vorgehen gegen die Schwächen der Verteidigung schon in Wirksamkeit getreten ist, wird auch an den anderen Stellen kräftiger eingewirkt werden können und müssen.

Das verschiedenartige, der Stärke der Verteidigung entsprechende Verhalten des Angreifers kommt auch in Betracht bei der Beurteilung der Verteidigungsstellungen überhaupt.

Ihre Beschaffenheit und Stärke wird je nach der Lage sehr verschieden sein. Eine flüchtig befestigte Feldstellung wird weniger Vorbereitung und Vorsicht erfordern als eine stark ausgebaute. Die letztere kann schließlich so stark werden, daß sie sich den permanenten Befestigungsanlagen nähert und dann auch bezüglich der Mittel des Angriffs annähernd die der Belagerung fordern kann. Aber solche Stellungen werden doch voraussichtlich im Feldkriege nicht zu häufig sein, jedenfalls nicht bei Heeren von annähernd gleicher Stärke und gleichem Werte, welche beide mit vollem Einsatz ihrer Kräfte die Entscheidung suchen.

Auch die Befestigungen bei Liauyang und Mukden sind noch zu den befestigten Feldstellungen zu rechnen, welche mit den Mitteln des Feldkrieges zu überwinden waren. Selbst Plewna stand nicht höher und ist nur infolge russischer Schilderungen überschätzt worden.

Jedenfalls hat bei den erwähnten befestigten Stellungen das Verfahren des Angreifers dem Verteidiger die Wege zum Ausbau der Stellungen geebnet, was am

*) Auch in dieser Beziehung (s. Anm. zu S. 395) wird die Befehlsübermittlung durch Telegraph und Telephon gesteigerte Leistungen ermöglichen.



ehesten vermieden wird, wenn Möglichkeit und Wille vorhanden sind, von vornherein kräftig anzugreifen.

Dieser Umstand führt auf die unbedingte Notwendigkeit, im Feldkriege die Angriffsunternehmung sobald wie möglich zu erledigen. Sie steht in Übereinstimmung mit der Anforderung der Entwicklung möglichst großer Kraft und stärksten Nachdrucks, die von jedem Angriff zu verlangen sind, der zum Erfolg führen soll.

Es ist in letzter Zeit im Hinblick auf die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges oftmals die Meinung verbreitet worden, daß mehrtägige Schlachten in der Folge die Regel sein würden. Möglich, daß die Verhältnisse ähnlich liegen werden. Anzustreben ist jedenfalls mit allen Mitteln ein schnellerer Erfolg.

Die Erfahrung lehrt zweifellos, daß beim Hinausziehen des Angriffs die Verhältnisse sich nicht besser für ihn gestalten. Der Verteidiger benutzt die entstehenden Pausen zur Wiederherstellung seiner körperlichen und seelischen Kräfte, seiner Verteidigungsanlagen und -mittel, während die längere Zeit und die Wiederholungen des Angriffs entschieden lähmend und entmutigend auf den Angreifer wirken, auch meist seine Verluste erheblich erhöhen. Plewna ist ein hervorragendes Beispiel für diese Behauptung.

Wenn die Ansicht vertreten wurde, daß das angriffsweise Verfahren trotz der vorhandenen und angeblichen, ihm entgegentretenden Schwierigkeiten nach wie vor bei uns zu bevorzugen und durchführbar sei, so kann das selbstverständlich nicht so gemeint sein, als ob der Verteidigung die Berechtigung abgesprochen werden sollte.

Es handelt sich in erster Linie um den leitenden Gedanken, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben, die Initiative — wie das schwer zu übersetzende Fremdwort lautet — zu ergreifen und sich nicht entwinden zu lassen.

Die Verhältnisse können dazu zwingen, das verteidigende Verfahren einzuschlagen. Es kann auf einem Teil des Kriegsschauplatzes oder allgemein notwendig werden, sich abwartend zu verhalten.

Dann handelt man unter einer Notlage, die gehoben werden muß, wenn der Feldzug zum Siege führen soll, ebenso wie die Verteidigung einer Festung, mag sie noch so stark sein, nach den Lehren der Kriegsgeschichte nur dann erfolgreich war, wenn Entsatz erfolgte.

Der Sieg ist der Verteidigung versagt. Nicht nur deshalb, weil der Schwächere an Zahl oder Beschaffenheit die Stärke der Verteidigungsstellung sucht. Die Zahl hat tatsächlich im Kriege nicht die Bedeutung, die man ihr meist so willig zuerkennt.

Wenn auch die Zeiten wesentlich andere geworden sind, wir dürfen doch niemals vergessen, daß es den Feldherrngaben Friedrichs des Großen gelang, mit seinem besser ausgebildeten und verwendeten kleinen Heere mehrfach die Überzahl anzugreifen und

zu besiegen. Das muß bei uns für alle Zeiten vorbildlich wirken und kann sich auch unter anderen Verhältnissen wiederholen. Ebenso müssen wir uns stets an das fraglose Überwiegen der Offensive in unseren großen Kriegen von 1866 und 1870/71 erinnern, welches die großen Erfolge dieser Feldzüge gezeitigt hat. Wenn die Vorbedingungen in diesen Fällen auch günstig lagen, der Schwierigkeiten sind deshalb noch genug zu überwinden gewesen. Niemals aber haben sie Moltke dazu bringen können, sich in ein abwartendes Verfahren drängen zu lassen und davon Abstand zu nehmen, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben.

Bei der Bedeutung, welche heutzutage die Masse erlangt hat, wird es gewiß schwerer sein, mit der Minderzahl zum Angriff zu schreiten. Für unausführbar halte ich es nicht, wenn Einsicht, Wille und Kraft zusammenwirken. Die Ereignisse im letzten Teil des mandschurischen Feldzuges haben diese Ansicht bestätigt.

Wohl aber kann es nach Lage und Kräfteverhältnissen notwendig werden, zeitweise zur Verteidigung zu greifen. Es wäre unsinnig, dies bestreiten zu wollen. So streng, wie es sich die wissenschaftliche Betrachtung zurechtlegt, läßt sich das angriffsweise und verteidigungsweise Verfahren überhaupt nicht trennen. In jedem Feldzug und fast in jeder Schlacht wechseln Angriff und Verteidigung. Auf den Grundgedanken kommt es an.

Plewna ist nach beiden Seiten hin ein ungemein lehrreiches Beispiel. Ich möchte deshalb noch einmal kurz darauf zurückkommen.

Die Türkei war sich zu Beginn des Feldzuges 1877/78 ihrer Schwäche dem Übergewicht Rußlands gegenüber wohl bewußt. Sie führte den Krieg, wie der türkische General Strecker, ein genauer Kenner der türkischen Verhältnisse, in seinen wertvollen Bemerkungen über diesen Krieg*) sagt, „um der Ehre willen" und weil sie daneben „auf ein baldiges Einschreiten befreundeter Mächte hoffte". Sie war auf die Verteidigung angewiesen, der allgemeinen Lage nach und wegen der Beschaffenheit ihrer Truppen, die einer Verwendung im Bewegungskriege in größerem Maßstabe durchweg nicht gewachsen, zur Besetzung befestigter Stellungen aber sehr geeignet und zu diesem Zweck gut mit Feuerwaffen ausgerüstet waren.

Trotzdem war der türkischen Heeresleitung, die allerdings von verschiedenen Stellen ausging, der offensive Gedanke durchaus nicht fremd. Hatte man doch im Anfang sogar daran gedacht, auf das linke Donauufer zu gehen.

Die Verteidigung der Donaulinie konnte — nach der gewöhnlichen Erscheinung bei der Verteidigung von Flußläufen größerer Ausdehnung — den Donauübergang der Russen, der Ende Juni 1877 bei Simnitza erfolgte, an sich nicht unmittelbar hindern. Es lag indessen von Anfang an in dem Plan der türkischen Heeresleitung, dem weiteren Vordringen der Russen südlich der Donau entgegenzutreten. Und zwar war dies in durchaus offensivem Sinne beabsichtigt.

*) Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1892. Achtes und neuntes Heft.

Von dem russischen Heere standen gegen Ende Juli 1877 auf dem rechten Donauufer: das Avantgardenkorps Gurko und Radetzki im Süden am Schipkapaß und südlich des Balkans, im Osten die Armee des Thronfolgers gegen das Festungsviereck, im Westen Krüdener gegen Plewna, außerdem Zimmermann in der Dobrudscha.

Nach der Abberufung Abdul Kerims sollte Suleiman im Süden von Adrianopel, Mehemed Ali im Osten aus dem Festungsviereck, Osman im Westen von Widdin durch den Marsch auf Plewna gegen die Russen vorgehen, so daß sowohl ihre Front wie beide Flanken bedroht wurden.

Das Vorgehen Osmans führte indessen nur zur Besetzung einer Stellung bei Plewna, welche von vornherein verstärkt worden war. Am 20. Juli wurde der erste russische Angriff auf diese Stellung abgeschlagen, ebenso der erneute mit verstärkten Kräften unternommene am 30. Juli. Auch Osman war bei Plewna verstärkt worden und hatte die Stellung weiter ausgebaut, seine Kräfte befanden sich aber immer noch in der Minderzahl.

Inzwischen hatten die Türken auch an anderen Punkten des Kriegsschauplatzes das Vorgehen der Russen zum Stehen gebracht. Im Osten durch den Vormarsch Mehemed Alis gegen den Lom, im Süden durch Suleimans Vorteile über Gurko bei Eskisagra. Aber die Operationen dieser beiden Führer waren getrennt und zu verschiedenen Zeiten erfolgt. Wäre den Türken eine einheitliche Leitung möglich und ihren Truppen mehr Bewegungsfähigkeit eigen gewesen, so hätten die Russen trotz ihrer Überzahl im Sommer 1877 wohl vor dem Eintreffen ihrer Verstärkungen über die Donau zurückgedrängt werden können, und die Behauptung der hervorragend vorteilhaften Flankenstellung der Armee Osmans bei Plewna wäre in günstiger Weise auszunutzen gewesen.

Das war aber nicht der Fall. Mehemed Ali kam nicht über den Lom hinaus, und Suleiman verblieb am Schipkapaß, wo er die stärksten Stellungen der Russen nutz- und erfolglos angriff. So blieb es auch bei Plewna bei der Defensive. Die Stellung wurde weiter ausgebaut, die Besatzung verstärkt.

In der Zeit vom 6. bis 12. September griffen rund 100000 Russen mit 450 Geschützen rund 40000 Türken mit 66 Geschützen die Stellung von Plewna an, ohne einen Erfolg erringen zu können. Alle Angriffe auf Plewna hatten sehr starke Verluste zur Folge gehabt.

Die Russen standen jetzt von weiteren Angriffen ab und schlossen mit noch stärkeren, schließlich vierfach überlegenen Kräften das befestigte Lager, zu dem sich die Stellung ausgewachsen hatte, ein, bis schließlich am 10. Dezember Osman, durch den Hunger gezwungen, nach einem letzten tapferen Ausfall die Waffen streckte.

Gewiß hat der türkische Feldherr bei Plewna Großartiges geleistet. Sein Verhalten ist ein glänzendes Ergebnis der Verteidigung.

Aber doch nur scheinbar, denn es fehlte der Enderfolg, und auf den kommt es im Kriege an. Ein Erfolg wäre es gewesen, wenn er im Verein mit den anderen türkischen Heerführern in planvollem Angriffsverfahren die Russen über die Donau zurückgeworfen hätte, am besten von vornherein durch Fortsetzung seines Marsches von Widdin nach Plewna in Richtung auf die Donaubrücken bei Sistowa. Dazu gebrach es der Gesamtleitung der Türken an Einheitlichkeit und vielfach auch den Truppen an Bewegungsfähigkeit. Es wäre sonst trotz der Minderzahl sehr wohl ausführbar gewesen.

Auch daß Osman so starke feindliche Kräfte an sich fesselte, hat den Erfolg an anderer Stelle nicht herbeigeführt, weil den Türken ein einheitliches angriffsweises Verfahren nicht zur Seite stand. Es gelang ihnen nicht, dem Gegner das Gesetz vorzuschreiben, obgleich dieser monatelang darauf verzichtet hatte.

Übrigens haben sich die Türken bei Plewna durchaus nicht in der starren Defensive gehalten. Sie sind, wo sich Gelegenheit bot, bei vortrefflicher Verwertung ihrer Minderzahl zu kurzen Angriffsstößen an den entscheidenden Punkten vorgegangen. Aber das war nur Abwehr, nicht Angriff.

Hätten die Türken den Angriff verstanden, so hätten die Russen aller Voraussicht nach trotz ihrer Überlegenheit den Feldzug im Sommer 1877 verloren und einen neuen beginnen müssen, dann gewiß unter recht ungünstigen Verhältnissen, wenn ihn nicht die Politik überhaupt verhindert hätte.

Hätten die Russen die Angriffsmittel nicht in völlig unzureichender Weise gehandhabt und wären sie nicht schließlich überhaupt vor der Aufgabe, die Stellung bei Plewna durch Kampf zu überwinden, zurückgeschreckt, so hätte die Verteidigung bei Plewna nicht diese Triumphe feiern können.

Hat doch schließlich Totleben vor Plewna nur den Gedanken der Besorgnis gehabt vor einem Ausfall des Heeres Osmans, das nach Lage, Zahl und Beschaffenheit eine solche Sorge ganz gewiß nicht rechtfertigte. Man sieht, wohin ein Heer gelangt, wenn es den Gedanken des Angriffs verläßt.

Die Lehre aber drängt sich entschieden auf aus dem Verlauf des russisch-türkischen Krieges, daß eine geschickte Verbindung des verteidigungsweisen und angriffsweisen Verfahrens zum Erfolge führen kann. Nur ist dies recht schwer.

Das einfache Vorhaben, sich unter Benutzung und Verstärkung des Geländes hinzustellen, den Gegner unter starken Verlusten anlaufen zu lassen und dann über ihn herzufallen ist im Gedanken sehr leicht. In der Ausführung stößt es meist auf so viel Hindernisse, daß die Absicht unterbleibt oder wenigstens die Ausführung zu spät kommt und der Angreifende doch die Oberhand behält.

Wer sich einer Stellung anvertraut und den Feind erwartet, wird immer damit zu kämpfen haben, daß der in der Bewegung freie Angreifer ihm zuvorkommt und seine Absichten des Überganges zum Angriff durchkreuzt. Das trifft sogar zu, wenn

es sich nicht um eine Stellung, sondern nur um eine Bereitstellung der Kräfte handelt, natürlich in abgeschwächtem Grade.

Abwarten kann gut und nützlich sein. Zuvorkommen ist besser.

Der im Frieden so beliebte Offensivstoß ist im Kriege nicht so leicht ausführbar. Die Fesseln, welche die Einnahme jeder Stellung, je stärker sie ist, desto mehr, auferlegt, sind nicht so bald abzuschütteln.

Deshalb muß der leitende Gedanke bei einem Heere, welches Erfolge erringen will, immer das angriffsweise Verfahren sein und es müssen alle Kräfte darauf gerichtet sein, es zu voller Durchführung zu bringen.

Die Wahrheit dieser Behauptung hat nach meiner Ansicht der russisch-japanische Krieg in vollem Maße erbracht.

Wenn auch ein Urteil über die Einzelheiten und die Beweggründe dieser Kriegsereignisse zur Zeit noch verfrüht erscheint, so viel steht an Tatsachen fest, daß der Feldzug von den Russen verloren wurde, weil ihr Oberfeldherr in der Verteidigung und in den Verschanzungen sein Heil suchte. Man muß glauben, daß der Stabschef Skobelews aus dem russisch-türkischen Kriege nicht die Kühnheit und den Angriffstrieb seines Generals angenommen, sondern sich nur von den Schwierigkeiten der Überwältigung der türkischen Verschanzungen hat beeinflussen lassen.

Daß die Lage zu Anfang des Feldzuges bei den Russen ein zurückhaltendes Verfahren bedingte, liegt auf der Hand. Man kann sogar berechtigte Zweifel hegen, ob der Widerstand am Jalu in dieser Ausdehnung, ob die Teilvorstöße Stakelbergs und Kellers notwendig waren.

Aber schon in der Schlacht bei Liaoyang waren die Kräfte der Russen den Japanern mindestens gleich geworden. Eine mehr vom Angriffsgedanken getragene Kriegführung hätte vermutlich schon hier Erfolge erzielen können. Denn der japanische Umgehungsflügel Kurokis war, da starke Kräfte der Japaner gegen die Verschanzungen südlich Liaoyang verwendet wurden, recht schwach und die ihm gegenüberstehenden russischen Kräfte waren entschieden überlegen.

Als sich dann Kuropatkin Anfang Oktober 1904 nach erlangter entschiedener Überlegenheit zum Angriff entschloß, trägt dieser schon den Keim des Mißerfolges in sich. Denn die Art des Vorgehens der Russen, wie sie nach den vorliegenden Berichten geschildert wird — das weite Vorschieben starker Avantgarden, welche sich eingraben, während die Gros dahinter ebenso verfahren —, deutet nicht auf die Absicht kräftiger Durchführung, sondern auf entschiedene Neigungen zur Abwehr.

Als die Japaner sofort zum Gegenangriff vorgehen, erfolgt denn auch alsbald ein allmähliches Weichen der Russen bis zum Schiliho und demnächst ein Zurückgehen des westlichen russischen Flügels nach dem Schaho, wo kennzeichnenderweise eine befestigte Stellung schon vorbereitet war. Und so wird aus der — man kann beinahe

sagen widerwillig, vielleicht infolge eines Druckes von oben — unternommenen Angriffsbewegung die Aufstellung des russischen Heeres in einer ungemein ausgedehnten, aufs stärkste befestigten Stellung am Schaho, in der sich die Heere, beide in Verschanzungen, auf nächster Entfernung monatelang gegenüberliegen.

Auch der zu den Kämpfen um Sandepu führende Vormarsch Griepenbergs, der fast eigenmächtig unternommen und vom Oberfeldherrn in keiner Weise unterstützt wird, spricht für des letzteren Abneigung gegen ein angriffsweises Verfahren.

Dem Vorgehen der Japaner Ende Februar 1905 gegenüber, schlagen sich die Russen fast durchweg verteidigungsweise, sowohl in den Verschanzungen am Schaho als in den um Mukden herum angelegten starken Befestigungen, und verlieren schließlich trotz ihrer Überlegenheit an Zahl — man rechnet 350- bis 400 000 Russen gegen 300- bis 310 000 Japaner — die Schlacht bei Mukden und damit den Feldzug.

In welchem Grade die Ausbildung, Fechtweise und innere Beschaffenheit der russischen Truppen an den Mißerfolgen teilgehabt hat, läßt sich zur Stunde schwer und jedenfalls nicht genügend übersehen. Indessen wird sowohl von kräftigen, auch erfolgreichen Gegenstößen der Russen berichtet, als die Behauptung aufgestellt, ihre Geschütze wären den japanischen überlegen gewesen.

Man wird daher wohl nicht fehlgreifen, wenn man den Mißerfolg im wesentlichen dem Verhalten des Feldherrn zuschreibt, der sein Heer nicht zum Angriff zu führen gewillt war oder dies nicht verstanden hat.

Dagegen sehen wir die Japaner vom Anfang bis zum Schluß des Feldzuges den angriffsweisen Gedanken hochhalten und dadurch den Sieg erringen. Gewiß nicht stets unter leichten Vorbedingungen. Auch nicht immer in kräftigster Weise. Aber es läßt sich vorläufig noch sehr schwer beurteilen, inwieweit die meist sehr ungünstigen Bedingungen der Wegbarkeit und der Verpflegung, wie der Witterung sie gehindert haben. Ich bin auch weit davon entfernt, die Japaner zu überschätzen, wie es die oft blind mit dem Erfolg gehende öffentliche Meinung und wohl auch sie selbst zur Genüge getan haben.

Es bleibt aber zweifellos bestehen, daß auf japanischer Seite, wo und sowie die Möglichkeit gegeben war, die Initiative ergriffen wurde und trotz der nach Liauyang bestimmt eingetretenen Minderheit unter entschieden schwierigen Verhältnissen — wie es heißt mit minderwertigen Geschützen — zum Angriff geschritten worden ist. Und bei den Angriffen sind in der Regel die stärksten Stellen vermieden und die günstigsten Punkte gesucht worden. Auch dies nicht immer in genügender und vollendeter Weise. Aber wo wäre das je der Fall gewesen? Das einsichtige und ernste Bestreben, so zu verfahren ist nicht zu verkennen.

Sehr zutreffend sagt Major Löffler in seiner Betrachtung über die Schlacht bei Mukden in diesen Vierteljahrsheften (III 1905), „daß eine Verteidigungsaufstellung, wie sie von den Russen am Schaho genommen war, viel innere Ähnlichkeit mit der

Unbehilflichkeit der linearen Schlachtordnung der Heere im 18. Jahrhundert habe." Und wenn die Japaner diese Unbehilflichkeit — mutatis mutandis — auch nicht so ausgenutzt haben, wie es den Feldherrneigenschaften des großen Königs möglich war, so haben sie doch dasselbe angestrebt und den Erfolg errungen.

Ist hier nicht der Beweis geliefert — oder wenigstens der Weg gewiesen —, daß das besser beschaffene, ausgebildete und beweglichere, vom Angriffsgedanken getragene Heer auch jetzt noch mit der Minderheit zu siegen und Befestigungen zu überwinden imstaude ist?

Auf der andern Seite haben Japans Truppen an den verschiedensten Orten gezeigt, daß, wo es für nötig gehalten wurde, sie auch alle Kraft einzusetzen gewillt waren, um starke Verteidigungsstellungen mit Gewalt zu überwinden. Auch darüber läßt sich streiten, ob zu einem solchen Verfahren immer die Notwendigkeit vorhanden war. Aber diese Erörterungen müssen späteren Zeiten überlassen werden. Die Tatsache liegt vor, daß starke Stellungen — darunter eine Festung — überwunden worden sind, und daß Opfer weder gescheut wurden, noch nicht zu ertragen gewesen wären.

So gibt uns meines Erachtens der russisch-japanische Krieg nach längerer Pause wieder einen Anhalt dafür, daß der Angriff die stärkere Form — oder besser ausgedrückt — das wirksamere Mittel der Kriegführung ist, das man allerdings gründlich kennen und beherrschen muß.

Die Japaner haben ausgesprochenermaßen von uns gelernt. Sie haben unsere Erfahrungen aus der großen Kriegszeit und unsere Bestimmungen verwertet. Unbestritten mit großer Einsicht und Tatkraft bei der Durchführung. Sie werden auch während der langen Dauer des Krieges weiter gelernt haben. Aber man wird nicht fehlgehen, wenn man ihre Erfolge im wesentlichen den Lehren zuschreibt, welche die Anschauungen der Moltkeschen Kriegführung dorthin übertragen haben. Es ist unsere Erbschaft, der sie zum großen Teil ihre Siege verdanken.

Wir haben die volle Berechtigung zu der Hoffnung, daß wir dasselbe und mehr als unsere Schüler und Nachahmer leisten werden, wenn wir die Wege weiter verfolgen und ausbauen, die uns eine in der Kriegführung unerreicht gebliebene Zeit kriegerischer Vorbereitung und glänzender Erfolge gewiesen hat.

Und dazu gehört in vorderster Linie, daß wir hochhalten und pflegen: die Initiative, den Wagemut und die Angriffslust. Daß wir mit allen Mitteln und jeder an seiner Stelle dazu beitragen, die durchaus nicht unübersteiglichen Schwierigkeiten überwinden zu lernen, welche die verbesserten Feuerwaffen und Verteidigungsmittel jetzt dem Angriffe entgegenstellen. Daß wir den Bestrebungen einer verweichlichten Zeit entgegentreten, der es schwer fällt, Opfer zu bringen und zu ertragen, am schwersten Opfer der Persönlichkeit.

Auch in letzterer Beziehung haben wir noch keine Veranlassung, den Vergleich mit dem oft bewundernswerten Todesmut der Japaner zu scheuen. Unsere Krieger haben in dem an Gefahren und Entbehrungen überreichen Feldzuge gegen einen gut bewaffneten und in seiner Art äußerst gewandt geführten barbarischen Feind in Afrika gezeigt, daß sie das Vorbild der Väter nicht vergessen haben, daß uns die Zivilisation noch nicht abseits von Manneswert und Opfermut geführt hat.

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68–71.



Die Ausbildung der Pioniertruppe.

Das lebhafte Interesse, das sich seit einiger Zeit bei allen größeren Heeren dem Dienst und den Leistungen der sogenannten technischen Truppen zuwendet, entspringt der Erkenntnis, daß ihre geschickte und ausgiebige Verwendung bei der noch unaufhörlich zunehmenden Waffenwirkung immer bedeutungsvoller für die Truppenführung wird. Daß die Militärliteratur sich eingehend mit ihnen beschäftigt, kann daher nicht überraschen. Die Frage, wie die Pioniertruppe zweckmäßig auszubilden sei, wird vielfach erörtert,*) und es fehlt dabei nicht an gutgemeinten Ratschlägen, wie wirklichen oder vermeintlichen Mängeln abzuhelfen sein möchte.

Die meisten dieser Erörterungen treffen jedoch insofern nicht das Wesen der Sache, als sie sich auf solche Ratschläge zu beschränken pflegen. Die Technik der verschiedenen Dienstzweige der Pioniertruppe weicht nun aber in den Heeren der Großmächte nicht wesentlich voneinander ab. Ihre technischen Fertigkeiten sind überall annähernd dieselben: bestimmend für ihren Wert ist erst das Verständnis, mit dem die Truppenführung sie zu benutzen weiß, und das umgekehrt sie selbst den Bedürfnissen der Truppenführung entgegenbringt.

Beides will gelernt sein, und dies kann nur dadurch geschehen, daß sich der Truppenführer im Gebrauch der Pioniertruppe übt, der Pionieroffizier aber erkennen lernt, wann und wie die technischen Fertigkeiten seiner Truppe den operativen und taktischen Zwecken der Führung dienen können.

Die Stellung der Pioniere im deutschen Heere ist diesem Verhältnis nicht besonders günstig. Es fehlt die innige Beziehung, die bei den anderen Waffen Truppe und Führung sich schon durch die Friedensorganisation ineinander einleben läßt. Wir besitzen immer noch ein besonderes, mit dem Ingenieurkorps fest verbundenes Pionierkorps, dessen Truppenteile den Armeekorps nur lose angegliedert sind. Die

*) Vgl. z. B. Kriegstechnische Zeitschrift 1905, Heft 3 und 8. Schweninger, Unsere Pioniere, Berlin 1904, A. Bath. (Militärische Zeitfragen, Heft 9.)

Kommandierenden Generale haben zwar das Recht, die Pionier-Bataillone zu besichtigen, tragen aber keine oder doch nur eine sehr beschränkte Verantwortung für ihre Ausbildung; die meisten Truppenführer haben keinen Einblick in ihren Ausbildungsgang und Dienstbetrieb, bekommen die Pionier-Kompagnien erst beim Beginn der Manöver zu Gesicht und wissen sich infolgedessen in die allerdings recht schwierige Aufgabe, sie zweck- und kriegsmäßig zu verwenden, oft nur schwer hineinzufinden.

Die Frage, ob und inwieweit sich hierin durch eine veränderte Organisation Wandel schaffen läßt, mag hier unerörtert bleiben. Die nachfolgenden Zeilen sollen nur dazu beitragen, die Kenntnis der Grundsätze, nach denen die Pionier-Bataillone tatsächlich ausgebildet werden, in weitere Heereskreise zu tragen. Vielleicht wird dadurch dem verständnisvollen Gebrauch dieser wichtigen und in reger Entwicklung begriffenen Truppengattung zum Nutzen der Armee etwas vorgearbeitet. Wer eine Waffe gebrauchen will, muß sie kennen, um gegebenenfalls mit ihr rechnen zu können.

Die alte Ansicht, daß jede im Kriege an eine Truppe herantretende technische Arbeit von Pionieren ausgeführt werden müsse, ist längst überwunden. Der Infanterist handhabt heute seinen Spaten, der Kavallerist sein Brücken- und Sprenggerät ohne die Besorgnis, sich damit etwas zu vergeben. In den alten Fehler, Ingenieur- oder Pionieroffizieren die Auswahl und Befestigung von Stellungen zu übertragen, die dann mit den Absichten und Ansichten der Führung oft nicht übereinstimmten, mag auch heute noch mancher Truppenführer verfallen — im ganzen ist es auch damit vorbei und überall die Erkenntnis erwacht, daß technische Hilfsmittel von der Truppenführung selbst beherrscht und nicht anders gebraucht werden sollten als alle anderen Kampfmittel.

Die Bedeutung der Pioniere ist dadurch aber nicht gesunken, sondern sehr wesentlich gestiegen. Je sicherer und erfahrener alle Waffengattungen in der Ausnutzung technischer Hilfsmittel werden müssen, destomehr bedürfen sie der Anleitung und Schulung durch ein besonders sachverständiges und geübtes Personal. Macht schon dieser Umstand allein eine Pioniertruppe unentbehrlich, um wieviel mehr die Erfahrung, daß viele taktisch wichtige Arbeiten, zu denen die technischen Fertigkeiten der Hauptwaffen nicht ausreichen können, durch eine besonders vorgebildete Truppe ausgeführt werden müssen. Will der Truppenführer diese aber richtig verwenden, so muß er mit ihrer Leistungsfähigkeit ebenso vertraut sein, wie mit derjenigen der anderen Waffen. Hierbei wird er von seinen Pionieroffizieren unterstützt, die der taktischen Lage volles Verständnis entgegenbringen müssen, wenn die Wahl der richtigen Mittel und ihre zweckmäßige Anwendung gewährleistet sein soll. Die Grundlage ihrer ganzen Tätigkeit ist daher eine gründliche taktische Durchbildung.

Diese aber kann der junge Offizier, wenn sie ihm in Fleisch und Blut übergehen soll, nur in sorgfältigster Schulung bei seiner *eigenen* Truppe erhalten; daraus folgt die Notwendigkeit der Formierung der Pioniere in taktisch selbständige

Truppenkörper, also in Bataillone. Die Übungen eines Bataillons gewähren schon die Möglichkeit, ein Offizierkorps in der Erfassung und Ausnutzung taktischer Lagen, in dem wechselseitigen Verständnis zwischen Führer und Untergebenen, in der Übung des Befehlsmechanismus, des Melde- und Nachrichtenwesens auszubilden.

Nach diesem Gesichtspunkt wird die infanteristische Ausbildung der Pionier-Bataillone geleitet, der mit gewissen Einschränkungen die Ausbildungsziele eines Infanterie-Bataillons gesteckt werden. Während der Schießdienst beschränkt, im Vorposten- und Marschsicherungsdienst nur das Notwendigste gelehrt wird, wird der allergrößte Wert auf eine sehr gründliche und straffe Exerzierausbildung innerhalb der Kompagnien und deren sorgfältigste Schulung im Gefechtsdienst, insbesondere in der Geländebenutzung, gelegt, weil gerade diese eine unentbehrliche Vorschule für die bei den Pionier-Bataillonen natürlich besonders sorgfältig zu betreibende Ausbildung in der Anlage von Feldbefestigungen bildet.

Aber auch hiervon abgesehen, ist eine gründliche Gefechtsausbildung um ihrer selbst willen unumgänglich nötig. Pionier-Kompagnien, denen oft selbständige Aufträge zu teil werden, müssen auch allein allen Lagen im Kriege gewachsen sein; wo sie aber als organischer Bestandteil größerer Truppenverbände (Divisionen) gelegentlich mit ins Gefecht treten, müssen ihre Führer sich den Verbänden der Infanterie der taktischen Lage entsprechend anzuschließen oder einzufügen wissen. Dementsprechend erstrecken sich die Übungen der Bataillone neben dem unentbehrlichen Parademäßigen, in der Hauptsache auf einfache Gefechtsübungen in möglichst wechselndem Gelände, wobei auf die umsichtige und verständnisvolle Führung der Kompagnien besonderer Wert gelegt wird. Für diese Ausbildungszwecke ist auch die gelegentliche Teilnahme der Bataillone an dem Brigadeexerzieren der Infanterie von hohem Wert, die außerdem Gelegenheit oder Veranlassung zu anderen gemeinschaftlichen Übungen mit sich bringen kann und einen regen, das gegenseitige Verständnis fördernden Meinungsaustausch herbeizuführen pflegt.

Die auf diesem Wege erreichte infanteristische und taktische Durchbildung der Truppe schafft für die Ausbildung der Offiziere die Grundlage, von der aus sie zum Verständnis der taktischen Verhältnisse der übrigen Waffen gelangen müssen, ohne das sie die ihnen im Truppenverbande zufallenden Aufgaben nicht zu lösen vermögen. Das Verständnis dafür wird durch gemeinschaftliche Übungen mit Truppenteilen anderer Waffen, durch entsprechende Aufgabenstellung und Besprechungen beim Kriegsspiel, bei Übungs- und Erkundungsritten usw. angebahnt und gefördert. Die üblichen Kommandierungen von Pionieroffizieren zur Infanterie bilden eine willkommene und sehr nützliche Erweiterung der taktisch-infanteristischen Ausbildung ihrer Truppe.

Diese wird durch eine sorgfältige Durchbildung in der Gymnastik ergänzt, die bei den Pionieren nicht nur, wie überall, bestimmt ist, die Gesundheit, Tatkraft,

körperliche Gewandtheit und Leistungsfähigkeit der Mannschaften zu fördern, sondern die wichtige Vorstufe für die Sturmübungen zu bilden, denen großer Wert beigelegt werden muß. Die Pioniere sollen zu dem denkbar höchsten Grade von Beweglichkeit und Gewandtheit, namentlich im Überwinden von Hindernissen aller Art, wie sie sich im Gelände und in Befestigungsanlagen vorfinden, herangebildet werden.

Während die infanteristische und gymnastische Durchbildung der Truppe ihr festes Gefüge und die Fähigkeit verleiht, sich in allen taktischen Lagen den vorliegenden Aufgaben entsprechend zurechtzufinden, erhält sie erst durch die pioniertechnische Ausbildung die für ihre eigentliche Bestimmung erforderlichen Fertigkeiten. Es sind deren viele, und sie können bei unserer kurzen Dienstzeit nur durch einen sehr geschickt eingeteilten und zweckmäßig geleiteten Dienstbetrieb erworben werden. Der technische Dienst umfaßt die weiten Gebiete des Kriegsbrückenbaues, der Feldbefestigung, des Sprengdienstes, des Wege- und Lagerbaues und der vielseitigen Aufgaben, die bei den besonderen Verhältnissen des Festungskrieges an die Pioniere herantreten können. Eine Reihe von Vorschriften, die, aus langjähriger Erfahrung abgeleitet, sich den Fortschritten der Waffentechnik und den Veränderungen der taktischen Grundsätze und Formen in unausgesetzter Entwicklung anpassen, geben der Ausbildung ihre feste elementare Grundlage.

Diese muß von den Rekruten schon während der sogenannten Rekrutenperiode im Winter so weit gewonnen werden, daß sie am 1. April in die Feldformationen eingestellt werden und in diesen bei allen pioniertechnischen Verrichtungen wenigstens als Hilfsmannschaften Verwendung finden können. Die weitere formale und reglementarische Ausbildung bis zur völligen Beherrschung aller Einzelheiten der Pioniertechnik vollzieht sich während der Sommermonate, gefördert und ergänzt durch möglichst vielseitige und abwechslungsreiche, am besten in Verbindung mit Truppen anderer Waffen vorzunehmende Übungen, durch die die Anwendung des Gelernten veranschaulicht werden soll.

Hier liegt der springende Punkt der ganzen Ausbildung. Bei allen technischen Übungen müssen der Leitende und die Ausführenden den taktischen Zweck im Auge behalten und ihm ihre Maßregeln anzupassen wissen. Im richtigen Urteil über die Anwendbarkeit und Ausführbarkeit technischer Hilfsleistungen ist die wertvolle, unter Umständen entscheidende Unterstützung begründet, die der Pionieroffizier der Truppenführung zu gewähren vermag, und zu der er überall die Initiative ergreifen muß, wo er ihren Nutzen erkennt.

Hieraus ergibt sich unmittelbar, in welchem Sinne die technische Ausbildung der Pioniere geleitet werden muß. Nicht die Fertigkeit in der Ausführung pioniertechnischer Arbeiten ist ihr letztes Ziel, sondern deren zweckmäßige Anwendung. Und wie die technischen Maßnahmen die taktischen Leistungen der Truppen helfend steigern sollen, so ist umgekehrt ihre Art und Ausführung von den vorliegenden taktischen

Verhältnissen abhängig. In der Beherrschung dieser Wechselbeziehung zwischen Taktik und Technik hat der Pionieroffizier das letzte Ziel seiner Aufgabe zu erblicken.

In welcher Weise durch die Übungen der Pionier-Bataillone auf dies Ziel hingearbeitet wird, mag durch folgende Andeutungen erläutert werden. Sobald beispielsweise die Übungen im Brückenschlag oder im Übersetzen über den Rahmen der rein technischen Einübung hinausgehen, finden die tatsächlichen Geländeverhältnisse und die angenommenen taktischen Lagen die sorgfältigste Berücksichtigung. Auch werden die leitenden Offiziere daran gewöhnt, sich in überraschenden oder plötzlich veränderten Lagen schnell zurechtzufinden und, nötigenfalls ohne alle Rücksicht auf reglementarische Vorschriften, die am meisten geeigneten Mittel zu ergreifen, die zum Ziele führen. Besonderer Wert wird auf die richtige Disposition kombinierter Übungen im Brückenschlag und Übersetzen gelegt. Hierbei ist es besonders wichtig, die richtigen Maßregeln zu treffen, um einen begonnenen Brückenschlag nicht ins Stocken geraten zu lassen, wo es ohne Beeinträchtigung des Übersetzens möglich ist. Die Beachtung der An- und Abmarschverhältnisse, der Möglichkeit des Heranführens der bespannten Trains an die Brückenstellen und zweckmäßiger Depotanlagen, endlich taktische Erwägungen aller Art in bezug auf die Ermöglichung und den Schutz der Arbeiten sowie auch die schnelle und taktisch vorteilhafteste Verwendung der überzusetzenden Truppen geben den leitenden Offizieren Gelegenheit zu den vielseitigsten Belehrungen und Übungen. Dabei werden häufig Aufgaben gestellt, die auf Meldekarte, schriftlich oder noch besser durch Kroki feldmäßig gelöst werden.

Noch lehrreicher gestalten sich diese Übungen durch die Verbindung von Kriegsbrückenschlägen oder Übersetzen von Truppen mit Brückenschlägen aus Behelfsmaterial, denen mit Recht der größte Wert beigelegt wird. Eingebautes Kriegsbrückenmaterial muß nach dem Gebrauch schnell wieder aufgenommen und der vorangeeilten Truppe nachgeführt werden. Wo eine Kriegsbrücke dauernd bestehen bleiben soll, muß daher das bewegliche Material baldigst durch starke Behelfsbauten ersetzt werden, in deren Herstellung die Pionier-Bataillone in den letzten Jahren bemerkenswerte Fortschritte gemacht haben. Es liegt auf der Hand, wie sich das Gebiet des Kriegsbrückenbaues durch die Pflege dieses Dienstzweiges erweitert.

Wenn schon beim Kriegsbrückenbau unausgesetzt auf taktische und operative Verhältnisse Rücksicht genommen werden muß, um wieviel mehr bei der Feldbefestigung! Mehr als irgendwo müssen hier die taktischen Rücksichten festgehalten und zur Geltung gebracht werden. Jede Feldbefestigungsanlage muß in bezug auf ihren Gebrauch durch die Truppe nach jeder Richtung, insbesondere nach Waffenwirkung, Deckung, Anpassung an das Gelände, rückwärtige Verbindungen, Munitionsversorgung, Befehlsübermittlung und in bezug auf die Lebensbedingungen der Besatzung sorgfältig geprüft werden; nur ein mit den Leistungen und Bedürfnissen der Truppe vertrauter,

taktisch geschulter Offizier ist überhaupt imstande, eine zweckmäßige Feldbefestigung anzulegen.

Nicht als ob der Pionier die Feldbefestigung für die andern Truppen herstellen müßte. Am besten richtet sich jede Truppe selbst zur Verteidigung ein, aber sie bedarf der Anleitung und erhält sie in der Friedensausbildung durch den Pionier. Muß dieser schon deswegen mit einer gewissen Virtuosität die Feldbefestigung beherrschen, wieviel mehr noch für unmittelbar kriegerische Aufgaben. Wo bei Rückzugsgefechten das letzte Infanteriegewehr eingesetzt werden muß, kann der Pionier durch Herstellung von Aufnahmestellungen und Brückenköpfen den weiteren Gang des Gefechts vorzeichnen und vorteilhaft gestalten; doppelt wichtig ist dann der sichere Blick, der die Stellungen für die zurückgehende Truppe richtig auszuwählen, — das taktische Geschick, das sie zweckmäßig zur Benutzung einzurichten versteht.

Im Festungskriege ist es nicht anders. Erst der Nahkampf um ein Festungswerk bringt für die gemeinschaftliche Tätigkeit des Infanteristen und Pioniers gegen den Feldkrieg veränderte Formen. Aber auch sie sind nichts als Steigerungen. Wo die Angriffsartillerie, von der wir jedenfalls die Vernichtung der Verteidigungsartillerie erwarten, den Fall eines Werkes nicht herbeiführt, tritt der infanteristische Nahkampf in sein Recht und bezweckt nichts anderes als das Schützengefecht des Feldkrieges: an den Feind heran und in die feindliche Stellung hinein! Diese aber ist hier sozusagen ein potenziertes Gelände, zu dessen Überwindung und endlicher Beherrschung auch der Angreifer zu potenzierten Mitteln greifen muß. Mag man diese nun Infanteriestellungen nennen oder Sappen und Minen: gleichviel — es sind eben Geländekorrekturen, die nur den einen Zweck haben, die Waffenwirkung zur Vernichtung des Feindes in dessen Stellung hineinzutragen. Sie werden beherrscht und bestimmt lediglich durch taktische Zwecke. —

Diese kurzen Hinweise werden zur Erläuterung der Grundsätze genügen, nach denen die Pioniertruppe bei uns ausgebildet wird. Mögen sie das Verständnis für den richtigen Gebrauch dieser wichtigen Truppengattung fördern und in der Armee das Interesse für sie beleben helfen. Heute, wo die Gefechtsführung mit Recht die größten Vorteile aus einer richtigen Geländebenutzung zu ziehen sucht, sollte sich kein Truppenführer den unschätzbaren Zuwachs an Gefechtskraft entgehen lassen, den er in seinen Pionier-Kompagnien besitzt. Die Kriegsgeschichte lehrt, was ihr richtiger und was ihr fehlerhafter Gebrauch für die Entscheidung zu bedeuten hat.*) Eine falsche Tradition sieht noch heute oft in ihnen eine fast außerhalb der Armee stehende Spezialität, die geheimnisvolle, mehr oder weniger nützliche Sonderkünste treibt. Die Mehrzahl unserer Truppenführer ist mit dem Wesen ihres Dienstes nicht vertraut,

*) Vgl. z. B. Scharr. Die Pioniere auf dem Schlachtfelde von Königgrätz. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 1906, Heft 2, S. 276 ff.

man sieht sich wohl einmal ein Bataillonsexerzieren an: die lehrreichen, gerade für den Führer, der sie nutzen soll, unschätzbaren Übungen im eigentlichen Pionierdienst vollziehen sich — abgesehen von einzelnen großen Übungen — meist ungesehen und abseits, gelegentlich unterstützt durch einen gefälligen Regimentskommandeur. Die Frage liegt nahe, ob es den höheren Führern nicht zur Pflicht gemacht werden sollte, auch auf diesem Gebiete zu sehen und zu lernen?

Die Zeiten sind vorüber, in denen der arme Staat den Ingenieuroffizier als uniformierten Baumeister zur Errichtung seiner Bauten ausnutzte und ihn seiner kriegerischen Bestimmung mehr und mehr entfremdete — die Zeiten, in denen der Pionier den Handlanger dieses Baumeisters machte und in halbmechanischer Tätigkeit neben der Erlernung handwerksmäßiger Fertigkeiten jene Festungswerke aufwerfen half, die das arme Preußen einst zu Nutz und Frommen des deutschen Vaterlandes aus seinem knappen Beutel zahlte. Für ihre kriegerischen Aufgaben vorgebildet und ihres kriegerischen Wertes sich wohl bewußt, leben die heutigen Pionier-Bataillone nur dem einen Wunsch, im engsten Verbande mit den anderen Waffen zeigen zu können, daß auch ihr Tun nichts anderes ist, als einer von den Schritten, die zum Siege führen! —





Ein Beitrag zum Studium der Kolonialartillerie.

Ob die in den Kämpfen in Deutsch-Südwestafrika gemachten Erfahrungen von großem Werte für die in Europa zu führenden Kriege sein werden, ist eine noch nicht zu beantwortende Frage. Ja selbst über die für die Kolonialkriege verwertbaren Erfahrungen wird man verschiedener Ansicht sein können. Eins aber steht wohl schon jetzt fest, daß nämlich Deutschland einer Kolonialarmee bedarf, die im Mutterlande stationiert, stets bereit ist, nach jeder unserer Kolonien eingeschifft zu werden. Abgesehen von dem Marine-Infanterie-Bataillon, das in der Heimat schnell formiert werden konnte, wurden bei Beginn des Herero-Aufstandes nur unformierte „Verstärkungen" hinausgeschickt, die erst in Südwestafrika in Truppenkörper zusammengestellt und daher ziemlich spät operationsfähig wurden. Auch manche andere Unzuträglichkeiten wären vermieden worden, wenn wir eine im Frieden bestehende Kolonialarmee gehabt hätten.

Im folgenden soll nur von der der Kolonialarmee zuzuteilenden Artillerie die Rede sein. Von mancher Seite wird die Notwendigkeit, in den Kolonien mit Artillerie aufzutreten, überhaupt bestritten mit der Begründung, daß der Feind über keine Artillerie verfüge, schlecht bewaffnet und nicht diszipliniert sei und daher eine gut bewaffnete europäische Infanterie keiner Unterstützung durch Artillerie bedürfe. Die schlechte Bewaffnung der wilden Völkerschaften gehört heute leider in das Gebiet der Fabeln. Die Hereros und Hottentotten waren zu einem großen Teil mit ganz modernen Gewehren bewaffnet und verstanden es, Abgänge an Gewehren und Munition sehr bald aus den englischen Grenzgebieten wieder zu ersetzen. Die Hottentotten, ein ausgesprochenes Jägervolk, wußten auch vortrefflich damit umzugehen, und Morenga hielt unter seinen Leuten eine geradezu musterhafte Disziplin. Infanterie allein würde hier also keineswegs einen leichten Stand haben, und die Artillerie ist der Schwesterwaffe eine sehr wesentliche Stütze gewesen. Die Hauptsache aber ist der moralische Eindruck, den die weittragenden „groten Rohre" mit den Explosionen ihrer Geschosse auf die Eingeborenen machen. Niemand hat das höher eingeschätzt als Napoleon, der bei der Expedition nach Ägypten immer wieder auf den

ausgedehntesten Gebrauch der sehr zahlreichen Artillerie hinwies. Die Franzosen haben stets ihren kolonialen Expeditionen eine starke Artillerie mitgegeben, und diese hat sich trotz der geringen Wegbarkeit der Wildnis sehr bezahlt gemacht. Die meisten Erfolge sind durch großen Aufwand von Artilleriemunition, aber geringen Menschenverlust erreicht. Auch in unseren kolonialen Kämpfen hat die Artillerie der Infanterie stets eine wirksame Unterstützung gewährt, ganz besonders bei Onganjira.

Der in Südwestafrika kämpfenden Schutztruppe sind neun Batterien zugeteilt, die mit fünf verschiedenen Geschützen bewaffnet sind: Feldgeschütz 73, Feldkanone 96, 5,7 cm Schnellfeuergeschütz, 6 und 7 cm-Gebirgskanonen. Außerdem sind noch leichte Feldhaubitzen hinausgesandt, aber nicht verwendet worden; ferner waren bei dem Landungsdetachement S. M. Kanonenboot „Habicht" 3,7 cm-Maschinenkanonen. Eine so bunte Musterkarte von Geschützen ist durchaus nicht wünschenswert. Es ist ganz unmöglich, jedes Geschütz seiner Eigenart entsprechend zu verwenden, ganz abgesehen von den großen Schwierigkeiten, die sich daraus für den Munitionsnachschub ergeben. Wünschenswert ist auf jedem Kriegsschauplatz nur e i n Geschützmodell; diese Einfachheit ist hier noch viel wichtiger als auf europäischen Kriegsschauplätzen. Daß in verschiedenen Kolonien verschiedene Geschütze am Platze sein können, soll nicht in Abrede gestellt werden; aber in jeder Kolonie muß man w o m ö g l i c h mit einem Modell auskommen.

Im allgemeinen braucht man bei der Artillerie einer Kolonialtruppe nicht einen so hohen Wert auf die ballistische Leistung zu legen, wie bei der Feldartillerie. Selten verfügt der Feind über Artillerie — in unseren Kolonien niemals —; man braucht deshalb keine so großen Schußweiten. Es genügt, wenn man eine g u t e Wirkung bis auf etwa 2500, eine Maximalschußweite von etwa 4000 m hat. Anderseits muß man sich mit einer geringeren Wirkung begnügen, weil die Wegsamkeit des Kriegsschauplatzes sehr viel geringer als in Europa ist und mit einem leichten Geschütz natürlich keine große Wirkung zu erreichen ist. Die Dinge liegen hier ähnlich wie bei der Gebirgsartillerie, und das ist wohl der Hauptgrund, weshalb man in den Staaten, die über eine Gebirgsartillerie verfügen, das gleiche Material in den Kolonien verwendet, so namentlich in Frankreich. Deutschland braucht im Mutterlande keine Gebirgstruppen; man kann daher hier die Geschütze lediglich den Bedürfnissen des Kolonialkrieges anpassen, die sich doch nicht v ö l l i g mit denen des Gebirgskrieges decken.

So vorteilhaft unter Umständen die Verwendung von Feldgeschützen in der Kolonie sein kann, so ist es doch richtiger, ein Geschützmodell zu wählen, das sich a l l e n Verhältnissen anzupassen vermag, selbst wenn man dabei eine geringere Wirkung erhält. Die Gebirgsgeschütze werden bekanntlich im Gebirge zerlegt auf Tragetieren fortgeschafft, und zwar darf die einzelne Last 120 kg nicht überschreiten, zumal hierzu noch das Gewicht des Tragesattels und der Beschirrung mit etwa 20

bis 25 kg hinzutritt. Nimmt man an, daß die für Rohrrücklauf eingerichtete Lafette in drei Teile: 1. Wiege mit Bremse, 2. Vorderlafette mit Achse (eventuell Schild) 3. Hinterlafette mit zwei Rädern und Gabeldeichsel zerlegt werden kann, wozu als vierte Last noch das Rohr tritt, so folgt daraus, daß das Gewicht des Geschützes in der Feuerstellung 400 kg nicht überschreiten darf, wobei etwa 80 kg auf die Gabeldeichsel und das Geschützzubehör gerechnet sind. Daraus kann man die ballistische Leistung ableiten, die man von dem Geschütz erwarten darf. Die Kruppschen 7,5 cm Feldkanonen mit Rohrrücklauf haben ein Gewicht von rund 1000 kg und leisten eine Mündungsarbeit von 82 mt; auf je 1 kg des Geschützgewichtes entfällt also eine Arbeit von 82 mkg. Die 10,5 cm-Feldhaubitze in Rohrrücklauflafette mit veränderlichem Rücklauf leistet bei einem Gewicht von 1080 kg nur eine Arbeit von 64 mt, d. h. pro kg nur etwa 59 mkg. Einer zerlegbaren Lafette wird man nicht dieselbe Arbeit zumuten dürfen als einer nicht zerlegbaren, und wenn nun auch das Kolonialgeschütz nicht gerade den Typus einer Haubitze haben wird, so kann es doch auch nicht eine so gestreckte Flugbahn wie eine Feldkanone haben. Man wird bei diesem Geschütz mit einer Mündungsarbeit von etwa 24 mt rechnen dürfen.

Wenn ich hier von dem Gewicht der Tragelasten des zerlegten Geschützes ausgehe, so will ich damit nicht etwa sagen, daß diese Art der Fortschaffung die Regel sein soll; ich bin vielmehr der Meinung, daß ein Kolonialgeschütz im Gegensatz zu einem Gebirgsgeschütz in der Regel als ein vierrädriges Fahrzeug bewegt werden muß. Mit einer Last von 120 kg (mit Tragesattel sogar 140 bis 145) ist kein Maultier oder Pferd imstande, längere Strecken im Trabe zurückzulegen, was doch nötig ist, wenn die Artillerie der berittenen Infanterie in jedem Gelände folgen soll. Das hat sich deutlich in Südwestafrika gezeigt. Wenn die Gebirgsartillerie nicht im Hochgebirge mit der Infanterie zusammen marschierte, wurde das Geschütz zusammengesetzt und mit Hilfe der Gabeldeichsel als zweirädriges Fahrzeug fortgeschafft. Mit zwei bis drei voreinander gespannten Maultieren ist es ganz gut fahrbar und auch imstande zu traben. Sobald der Weg aber uneben ist, wird das Tier in der Gabel durch Schlagen der Deichsel sehr angestrengt. Immerhin muß noch die Munition getragen werden und die hierdurch stark belasteten Tiere vermögen dem Geschütz nur mit großer Anstrengung im Trabe zu folgen, wenn man nicht einen Teil der Munition anderweitig fortschafft. Die beiden in Südwestafrika verwendeten Gebirgsbatterien haben sich daher genötigt gesehen, dort Protzen für ihre Geschütze anfertigen zu lassen, mit denen sie dann sehr zufrieden waren. Nur dadurch war es ihnen möglich, allen Bewegungen der berittenen Infanterie anstandslos zu folgen. Wo das Gelände für Fahrzeuge ungangbar war, wie z. B. die Karrasberge, wurden die Geschütze zerlegt auf die Maultiere verpackt. Dort mußte aber auch die Infanterie ihre Pferde zurücklassen und sich zu Fuß weiter bewegen.

Die Protze kann marschmäßig ausgerüstet ebenfalls 400 kg schwer sein und dann

etwa 160 kg Munitionsgewicht aufnehmen. Das feldmarschmäßig ausgerüstete Geschütz wird dann etwa 850 kg wiegen und mit vier Maultieren oder Pferden bespannt eine völlig ausreichende Beweglichkeit haben.

Ein fahrbares Geschütz ist stets viel schneller gefechtsbereit als ein solches, das nur zerlegt auf Tragetieren fortgeschafft werden kann. Schon aus diesem Grunde muß die erste Fortschaffungsart die Regel, die zweite die Ausnahme bilden.

Es handelt sich nunmehr um die Festsetzung des Geschoßgewichts. Ein schweres Geschoß gibt dem Geschütz mehr den Charakter einer Haubitze, ein leichtes den einer Kanone. Es ist klar, daß jeder gewünschten Anfangsgeschwindigkeit ein bestimmtes Geschoßgewicht entsprechen muß, wenn man an der Arbeit des Geschützes (24 mt) festhalten will. So entspricht z. B. der Anfangsgeschwindigkeit

von	500	m	ein	Geschoßgewicht	von	1,88	kg
=	450	=	=	=	=	2,32	=
=	400	=	=	=	=	2,94	=
=	350	=	=	=	=	3,84	=
=	300	=	=	=	=	5,23	=

Unter die Geschwindigkeit von 300 m herabzugehen, empfiehlt sich aus zwei Gründen nicht: einmal wird dann die Flugbahn zu stark gekrümmt und damit die Wirkungstiefe des Schrapnells zu gering. Schon die Anfangsgeschwindigkeit von 300 m steht unter der der 9 cm-Stahlkanone 61, mit der im Feldzuge 1870/71 die schweren Batterien bewaffnet waren, ja unter der der leichten Feldhaubitze. Sodann ist es gerade im Kolonialkriege erwünscht, nicht zu schwere Geschosse zu haben, weil dadurch die Zahl der mitzuführenden Geschosse zu sehr herabgesetzt würde. Die obere Grenze für die Anfangsgeschwindigkeit oder, was dasselbe ist, die untere für das Geschoßgewicht wird bestimmt durch die Möglichkeit, noch ein wirksames Schrapnell zu konstruieren. Die Kruppsche Fabrik hat ein 5,7 cm-Schrapnell von 2,72 kg Gewicht hergestellt, das 120 Kugeln zu 9 g enthält.*) Ein Schrapnell von 4 kg würde etwa in der Mitte zwischen dem höchsten (5,23 kg) und dem niedrigsten (2,72 kg) liegen und eine Anfangsgeschwindigkeit von etwa 340 m erhalten können. Bei einer dem Schrapnell der Feldkanone 96 ähnlichen Konstruktion würde das Kaliber 6,4 cm, die Querdichte 124 g auf das Quadratcentimeter betragen, also etwa so groß sein, wie bei dem Schrapnell der Stahlkanone 61. Die Kugelfüllung dürfte etwa 155 Kugeln von 11 g oder 176 zu 10 g betragen.

Zu bemerken ist noch, daß eine Länge des Geschützrohres von mehr als 1 m mit Rücksicht auf die Verladung auf ein Tragetier nicht zulässig ist; es darf das Rohr also höchstens eine Länge von 15,1 Kaliber haben. Die Kruppsche 5 cm-

*) Ausgestellt in Lüttich 1905.

Gebirgskanone L/15 hat eine Mündungsgeschwindigkeit von 340 m; die 7 cm-Gebirgskanone L/14 eine solche von 335 m bei nahezu ähnlichen Geschoßgewichten, woraus hervorgehen dürfte, daß auch nach dieser Richtung die Konstruktion möglich ist.

Alle Zahlenangaben sind natürlich nur Näherungswerte; aber keineswegs ist bei der Berechnung die nötige Vorsicht außer acht gelassen. So z. B. leistet die Kruppsche 7cm-Gebirgskanone L/14 bei einem Gewicht von 390 kg in der Feuerstellung eine Mündungsarbeit von 28 mt, d. h. pro kg des Geschützgewichts über 70 mkg Arbeit, während bei meinem Entwurf der Vorsicht halber nur eine solche von 60 mkg in Rechnung gestellt ist.

Das Geschoß ist mit der Ladung zu einer Patrone zu verbinden; die ein Gewicht von etwa 5,2 kg haben wird. Die Protze kann daher rund 30 Patronen (156 kg) aufnehmen. Wird das Geschütz zerlegt, so kann ein Maultier bequem 16 Patronen in zwei Geschoßkasten tragen. Die Munition der Protze kann also auf zwei Tragetieren fortgeschafft werden. Für die Fortschaffung weiterer Munition würde ich nicht Munitionswagen vorschlagen, sondern zweirädrige, nach dem Muster der Protze gebaute Karren vorziehen, weil dadurch das ganze Material einfacher und leichter auswechselbar wird.

Die Geschütze würden mit vier, die Munitionskarren mit zwei Maultieren oder Pferden zu bespannen sein. Alle Fahrzeuge erhalten Gabeldeichseln, zwischen welche das Handtier einzuspannen ist. Der Protznagel sitzt hart an der Achse, so daß stets ein gewisser Druck der Deichsel vorhanden ist (Unabhängigkeitssystem). Die Vordertiere des Geschützes werden vom Sattel, alle anderen vom Bock aus gefahren, nur wenn sich ein Reitsattel so konstruieren läßt, daß er auch als Tragesattel zu verwenden wäre, könnte man alle Gespanne vom Sattel aus fahren. Die Gabeldeichsel hat den Vorzug, daß man auf schmalen Wegen, mit denen man in den Kolonien rechnen muß, die Tiere ohne weiteres vor-, statt nebeneinander spannen kann. An den Fahrzeugen muß daher eine Einrichtung vorgesehen sein, daß man die beiden Deichselbäume statt an der rechten Seite des Fahrzeuges symmetrisch in dessen Mitte anbringen kann, wie das z. B. bei den englischen Geschützen der Fall ist.

In der heißen und trockenen afrikanischen Luft trocknet alles Holz stark aus, worunter namentlich die Haltbarkeit der Räder sehr leidet. Räder und Deichseln müssen daher entweder ganz aus Metall oder aus einer besonderen Holzart, die durch die Trockenheit nicht leidet (Eisenholz) hergestellt werden. Die Räder dürfen mit Rücksicht auf die geringe Spurweite nicht hoch gemacht werden — etwa 80 cm. Dagegen ist es notwendig, sie sehr haltbar zu machen; denn das Fahren auf den schlechten Gebirgspfaden oder auch querfeldein strengt die Räder mehr an als das Schießen. Bei den meisten Gebirgsgeschützen sind die Räder zu schwach, weil sie eben nicht für den Fahrgebrauch, sondern für das Tragen konstruiert sind. Gibt man

den Rädern etwas breitere und höhere Felgen, so macht man sie dadurch nicht nur haltbarer, sondern erhöht trotz der Gewichtszunahme die Fahrbarkeit des Geschützes. Die Grenzen ergeben sich aus dem Maximum der Tragelast.

Eine ungefähre Vorstellung von der zu erwartenden Wirksamkeit des Geschützes vermag die nachstehende, flüchtig errechnete abgekürzte Schußtafel zu geben, die natürlich nur Näherungswerte enthält.

Entfernung m	Abgangswinkel Grad	Fallwinkel Grad	Flugzeit Sekunden	Geschwindigkeit m
0	—	—	—	340
1000	$2^{12}/_{16}$	$2^{15}/_{16}$	3,2	289
2000	$6^{1}/_{16}$	$7^{4}/_{16}$	6,9	258
3000	$10^{2}/_{16}$	$15^{13}/_{16}$	11,0	236
4000	$15^{6}/_{16}$	$19^{1}/_{16}$	15,5	213

Die größte für eine Schußweite von etwa 4000 m erforderliche Erhöhung würde hiernach etwa 16 Grad betragen, eine Erhöhung, die fast alle Feldlafetten zulassen. Ein Geschütz, das auch im Gebirge verwendet werden muß, bedarf aber öfter größerer Erhöhungen, nicht etwa, um noch größere Schußweiten zu erreichen, sondern weil sehr oft große Geländewinkel vorkommen. Läßt die Lafette die dazu erforderliche Erhöhung nicht zu, so kann man aus Talstellungen oft nicht gegen vom Feinde besetzte Höhen schießen. Unter den von Krupp konstruierten neueren Gebirgskanonen trägt die 7 cm-Kanone L/14 ein besonderes Erhöhungsstück, welches ermöglicht, dem Rohre eine Erhöhung von 25 Grad zu geben. Bei einer Mündungsgeschwindigkeit von 335 m erreicht man mit diesem Geschütz eine Schußweite von 5650 m. Aber wie gesagt, nicht der großen Schußweite wegen, sondern mit Rücksicht auf die großen Geländewinkel halte ich es für nötig, daß so große Erhöhungen genommen werden können.

Die Flugbahn dieses Geschützes steht danach der unserer Feldgeschütze aus dem deutsch-französischen Kriege sehr nahe; die Wirkung des Schrapnellschusses wird der des schweren Geschützes näher stehen als der des leichten; denn das schwere Schrapnell enthielt 180, das des leichten nur 90 Kugeln.

Nimmt man den Kegelwinkel des Schrapnells im Mittel zu 20 Grad an — ein engerer Kegel würde bei der gekrümmten Flugbahn nicht vorteilhaft sein — so darf die Wirkung des Schrapnells zu etwa einem Drittel bis zur Hälfte der des Schrapnells der Feldkanone 96 geschätzt werden. Bis 2500 m wird die Wirkung gut sein, dann aber schnell abnehmen.

Man hat oft behauptet, in Südwestafrika habe das Schrapnell eine nur unbedeutende Wirkung gehabt. Auch ich glaube, daß die Wirkung oft nur gering war, nämlich immer dann, wenn die Schützenlinien der Eingeborenen sehr locker waren,

und eine solche Formation nahmen sie mit Vorliebe an. Gegen ein solches Ziel ist aber jedes Geschoß von geringer Wirkung.

So niedrig ich im allgemeinen die Wirkung der Granate veranschlage, so unentbehrlich dürfte sie sein, wenn es nicht gelingt, einen zuverlässigen Brennzünder mit einer Brennzeit von etwa 17 Sekunden herzustellen, was bei dem kleinen Kaliber eine gewisse Schwierigkeit hat. Es ist mir wohl bekannt, daß die Kruppsche Fabrik einen solchen Zünder sogar für eine 60 mm-Kanone hergestellt hat, dagegen nicht, welche Streuungen sich bei seinem Gebrauch ergeben. Sollten die mechanischen Zeitzünder, die durch ein Uhrwerk geregelt werden, sich bewähren, so hege ich keine Bedenken weiter.*)

Kartätschen werden für die meisten Kolonialgeschütze angefertigt. Sie sind notwendig, wenn sich herausstellt, daß die Schrapnells gegen Ziele in dichtem Buschwerk geringe Wirkung haben und die Kartätsche sich hier überlegen zeigt. In Südwestafrika war die Artillerie sehr oft genötigt, mit Kartätschen zu schießen.

Was die Batteriestärke betrifft, so ist zu bemerken, daß im Kolonialkriege die Batterie weniger eine taktische als eine Verwaltungseinheit ist; die Artillerie, namentlich die Gebirgsartillerie, wurde meist zug-, ja sogar geschützweise verwendet. Die Batteriestärke wird daher davon abhängen, wo die Grenze für eine bequeme Verwaltung liegt. Bei Zuteilung der Verwaltungsfahrzeuge ist darauf zu achten, daß jeder Zug selbständig existieren kann. Für jeden Zug muß also eine Feldschmiede oder doch ein Handfeuer auf einem Vorratskarren vorhanden sein.

Es ist die Frage offen gelassen, ob für den Transport Maultiere oder Pferde verwendet werden sollen. Von Pferden können natürlich nur ganz kleine Rassen (Ponys) in Betracht kommen, da es unmöglich ist, die schwere Last von 120 kg auf ein großes Pferd zu heben. Im allgemeinen trägt ein Maultier eine größere Last als ein Pferd von gleicher Größe; es klettert besser, ist leichter zu ernähren, da es alles frißt; dagegen soll es nach französischen Erfahrungen in bezug auf Wasser wählerisch sein; es akklimatisiert sich auch leichter als ein Pferd; dagegen macht der kleine Huf es ganz ungeeignet zum Gebrauch in sumpfigen Gegenden. Hiernach wird man das Maultier vorziehen, wo es sich um Gebirgsgegenden handelt, dagegen das Pferd in den Niederungen. In Südwestafrika haben sich die Maultiere den Pferden erheblich überlegen erwiesen.

In den Kolonien müssen die Artilleristen mit einem Karabiner ausgerüstet werden. Gefechte sind dort verhältnismäßig selten; oft bleibt eine Truppe Wochen, ja Monate lang an einem Orte liegen; es sind Patrouillenritte auszuführen, an

*) Neuerdings wird über eine von der Kruppschen Fabrik konstruierte, noch im Versuch befindliche „Schrapnellgranate" berichtet, welche die Vorzüge des Schrapnells und der Granate zu verbinden verspricht (Zeitschrift für das gesamte Schieß- und Sprengstoffwesen Nr. 6/1906). Bewährt sich das Geschoß, so ist es in hervorragender Weise für die Ausrüstung der Kolonialartillerie geeignet.

denen die Beteiligung der Artilleristen wünschenswert, ja notwendig ist; einmal zur Entlastung der berittenen Infanterie und dann auch zur Beschäftigung der Artilleristen. Die Artillerie muß auch imstande sein, ihre Verpflegungs- usw. Transporte durch ihre eigenen Mannschaften zu decken. In mehreren Gefechten trat bei der Artillerie Munitionsmangel ein; dann beteiligten sich die Kanoniere durch Karabinerfeuer am Infanteriegefecht. Bei den schwierigen Transportverhältnissen wird sich das in jedem Kolonialkriege wiederholen.

Es gibt Kolonialgebiete, wo selbst Tragetiere nicht benutzt werden können, sondern alle Lasten durch Menschen fortgeschafft werden müssen, so z. B. in allen mit starkem Buschwerk bewachsenen Gegenden. Will man dort auf die Artillerie nicht ganz verzichten, so muß man sich mit einer noch geringeren Wirkung begnügen. Die von einem Mann zu tragende Last darf 40 kg nicht wesentlich übersteigen. Krupp hatte im Jahre 1902 in Düsseldorf eine 6 cm-Kanone L/15 in Koloniallafette ausgestellt. Das Rohr wiegt 80 kg und soll von zwei Mann getragen werden; die von vier Mann getragene Lafette wiegt 150 kg. Das Geschoß wiegt 3 kg: Granate, Schrapnell mit 100 Kugeln von etwa 10 g Gewicht, Kartätschen mit 135 Kugeln von 16 g. Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt 300 m.

Ich würde eine 5cm-Kanone, die ein 1,75 kg schweres Geschoß (Granate) mit 400 m Anfangsgeschwindigkeit verfeuert, vorziehen. Von einem leichten 6 cm-Schrapnell kann ich mir keine ausreichende Wirkung versprechen, und bei dem leichten 5 cm-Kaliber kann man, ohne die Träger stärker zu belasten, eine um etwa 70 v. H. höhere Schußzahl mit sich führen. Es ist wünschenswert, daß auch dieses Material fahrbar gemacht wird, damit die Menschenkräfte geschont werden, wo die Verhältnisse es irgend zulassen.

Wenn einige Schriftsteller auch noch Haubitzen fordern, so vermag ich dem nicht beizustimmen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß solche unter Umständen gute Dienste leisten können; aber gerade in den Kolonien muß man sich auf das Notwendige beschränken. Eine Haubitze erfordert ein schweres Geschoß — nicht unter 10 kg — und daher würde die Fortschaffung einer genügenden Munitionsmenge außerordentliche Schwierigkeiten hervorrufen.

Eigene Erfahrungen haben mir beim Studium dieser Fragen nicht zur Seite gestanden; es ist daher wohl möglich, daß die in den Kolonien tätig gewesenen Offiziere zu anderen Ansichten gelangen. Der Zweck meiner Arbeit ist erreicht, wenn sie zum Nachdenken darüber anregt; denn daß diese Frage gelöst werden muß, ist wohl nicht zu bestreiten.

H. Rohne,
Generalleutnant z. D.





Studien nach Clausewitz. Neue Folge.

(Fortsetzung.)

I. Der Herbstfeldzug 1813.

3. Napoleons erster Vorstoß gegen Blücher.*)

Die Schlesische Armee dringt über die Katzbach bis zum Bober vor.

Der Schlesischen Armee war eine mehr nebensächliche Rolle zugedacht worden. Blücher war vorgeschrieben, dem Feinde bei seinem voraussichtlichen Rückzuge aus Schlesien zu folgen, ihn aufzuhalten und fortgesetzt mit leichten Truppen zu beunruhigen, jedoch eine Schlacht nach Möglichkeit zu vermeiden. Diese Weisung wurde von ihm jedoch nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt entgegengenommen, daß er den Feind angreifen dürfe, wann und wo es ihm beliebe. Das Oberkommando der Schlesischen Armee war ausdrücklich dahin verständigt worden, daß es wichtig sei, beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten den Feind nicht mit der Besetzung des über zwei Monate vom Kriege verschonten neutralen Landstrichs zuvorkommen zu lassen.

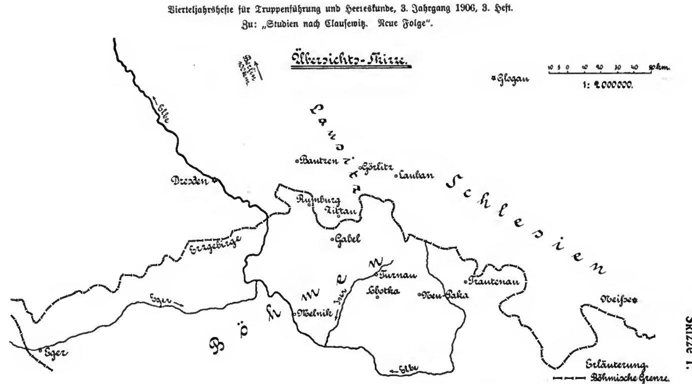
Da französische Beitreibungskommandos, wenn auch ohne Wissen und gegen den Willen ihrer höheren Führer, vor Ablauf des Waffenstillstandes in diesem Gebiet tätig gewesen waren, befahl Blücher am 13. August abends den Vormarsch. Am 15. fühlten die Avantgarden der Armeekorps gegen die feindliche Demarkationslinie vor, ohne genaueren Einblick in die Aufstellung und Maßnahmen des Gegners zu gewinnen. Nachdem der Waffenstillstand von den Verbündeten am 10. August gekündigt worden war, konnten am 17. früh die offenen Feindseligkeiten beginnen. Während die Gros der drei Korps die Linie Kloster Wahlstatt—Jauer—Bolkenhain, Sacken auf dem rechten Flügel, York in der Mitte, Langeron auf dem linken Flügel, erreicht hatten, wurde eine starke gemischte Division des Korps Langeron unter Generalleutnant Graf Pahlen von Landeshut auf Hirschberg angesetzt, um im Gebirge die Verbindung mit Böhmen aufrecht zu erhalten. Die auf Liegnitz, Goldberg und Schönau vorgetriebenen gemischten Avantgarden stellten stärkeren Feind bei Liegnitz, Goldberg und am oberen Bober bei Lähn fest.

Bei den an der Katzbach und am Bober stehenden französischen Truppen hatte das Überschreiten der Demarkationslinie durch die Schlesische Armee zunächst überall eine engere Zusammenziehung der Korps und Divisionen in sich veranlaßt. Ney

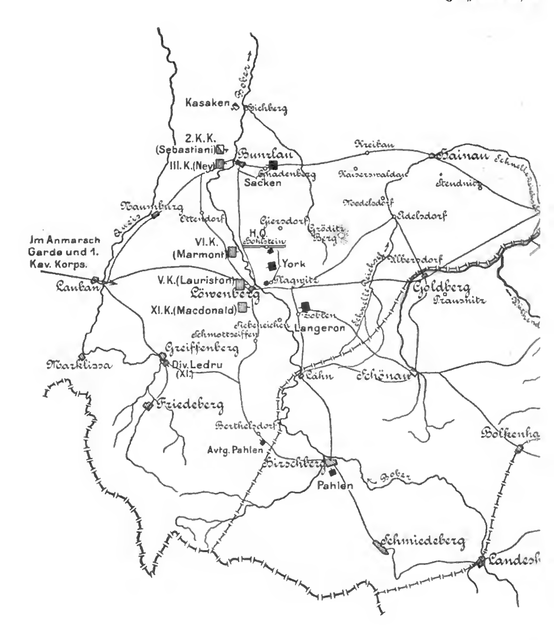
*) Skizzen 1 und 2.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang 1906, 3. Heft.
Zu: „Studien nach Clausewitz. Neue Folge".

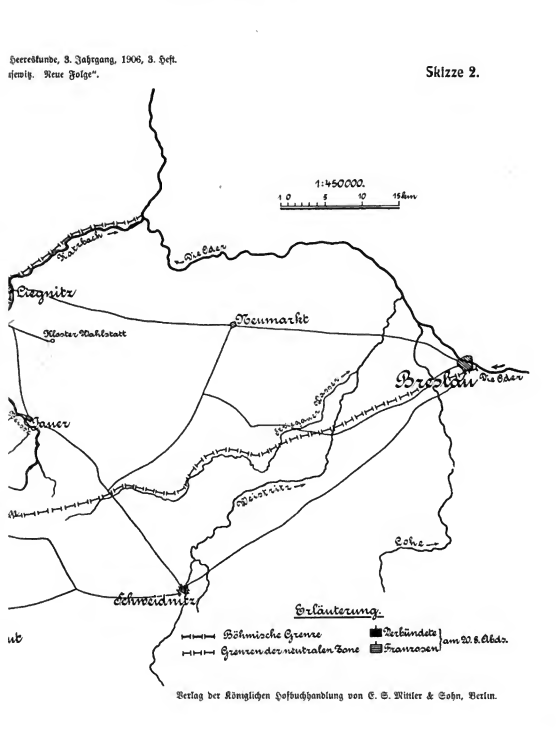
Skizze 1.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.


Bober
Kasaken
Eichberg
2.K.K. (Sebastiani)
III. K. (Ney)
Bunzlau
Gnadenberg
Sacken
Kreibau
Kaisers waldau
Hainau
Naumburg
Queis
Ottendorf
Gierodorf
Gröditz Berg
H.Q. Hohlstein
Modelsdorf
Adelsdorf
Jm Anmarsch Garde und 1. Kav. Korps.
VI. K. (Marmont)
York
Lauban
V. K. (Lauriston)
Löwenberg
Naqwitz
Alberodorf
Goldberg
XI. K. (Macdonald)
Zobten
Langeron
Schmottseiffen
Greiffenberg
Markliosa
Div. Ledru (XI.)
Lähn
Schönau
Friedeberg
Berthelsdorf
Avtg. Pahlen
Hirschberg
Pahlen
Bober
Schmiedeberg
Landesh

Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 3. Heft.
sewitz. Neue Folge".



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

zog sein III. Korps und das 2. Kavalleriekorps bei Liegnitz zusammen und brach während der Nacht vom 17. zum 18. nach Hainau auf. Am 18. kam es zwischen seiner Arrieregarde und der nachdrängenden Avantgarde Sackens zu einem Zusammenstoß bei Steudnitz. Das V. französische Korps Lauriston wich gleichzeitig von Goldberg auf Löwenberg zurück, während Macdonald sein XI. Korps am oberen Bober versammelte. Diese ersten Bewegungen der französischen Korps erfolgten ziemlich planlos, da der gemeinsame Oberbefehl über diese sogenannte Bober-Armee sich noch nicht äußern konnte. Mit ihm hatte Napoleon am 15. den Marschall Ney betraut, indem er ihn zugleich anwies, entweder in eine von Marmont, dessen VI. Korps ihm gleichfalls unterstellt wurde, auszuwählende Stellung bei Bunzlau, oder in eine bei Löwenberg zu erkundende zurückzuweichen, je nachdem der Feind mit seinen Hauptkräften über Liegnitz oder von Jauer über Goldberg vorging.

Die am 18. vormittags eingehenden Meldungen der Vortruppen erweckten beim Oberkommando der Schlesischen Armee den Glauben, daß der Feind auf der ganzen Front den Rückzug antrete und — entsprechend der Auffassung der Gesamtlage, wie sie bei den Verbündeten bestand, — diesen in einem Zuge bis hinter die Elbe fortsetzen würde. Infolgedessen wurde am 18. mittags im Armeehauptquartier Jauer eine Verfolgungsdisposition ausgegeben, welche die Bewegungen auf mehrere Tage im voraus regelte. Sacken wurde die Straße über Liegnitz—Hainau, Yorck die Richtung über Goldberg—Löwenberg auf Naumburg, Langeron die Richtung südlich Löwenberg auf Lauban zugewiesen. Die abgezweigte russische Division des linken Flügels sollte über Friedeberg und Markliſſa marschieren. Den Avantgarden wurde zur Pflicht gemacht, unausgesetzt am Feinde zu bleiben. Parteigänger sollten versuchen, um die Flügel des Feindes herumzugreifen und dessen Verbindungen zu unterbrechen.

Diese Anordnungen ließen sich nicht aufrechterhalten. Vor dem linken Flügel der Schlesischen Armee am Gebirge stand, wie sich alsbald zeigen sollte, der Feind nicht nur fest, sondern er wurde hier sogar mit Teilen offensiv. Macdonald hatte zwei Divisionen seines Korps bei Schmottseiffen zusammengezogen, eine bei Greiffenberg zur Sicherung der rechten Flanke stehen lassen, und unternahm am 18. zu Aufklärungszwecken einen Vorstoß gegen die Avantgarde Pahlens nach Lähn. Vor der Mitte der Schlesischen Armee stieß die Avantgarde Yorcks am 19. östlich Löwenberg auf die Vortruppen des V. französischen Korps und warf diese über den Bober zurück, während am Gröditzberge zwischen der preußischen Avantgarde und dem an der Schnellen Deichsel eintreffenden Gros Yorcks sich die ganze Masse des III. Korps Ney und des 2. Kavalleriekorps Sebastiani einzuschieben drohte. Der Marschall war von der Straße Hainau—Bunzlau abgebogen und hatte sich auf Löwenberg gewandt, da er erkannt haben mochte, daß die Hauptkräfte Blüchers über Jauer und weiter südlich vordrangen. Er geriet hierbei unvermutet mitten unter die anrückenden Ko-

lonnen der Schlesischen Armee, indem auch Sacken auf der großen Bunzlauer Straße weiter vorging, wobei er an diesem Tage bei Kreibau und Kaiserswaldau auf das von Bunzlau dorthin vorgegangene VI. französische Korps Marmont stieß. Ney entzog sich während der Nacht zum 20. seiner gefährdeten Lage am Gröditz-Berge und ging ebenso wie Marmont bei Bunzlau hinter den Bober zurück, wo sich nunmehr Marmont bei Ottendorf zwischen Lauriston bei Löwenberg und Ney bei Bunzlau einschob. Die Avantgarde Langerons stieß am 19. bei Zobten oberhalb Löwenberg auf das XI. französische Korps und wurde in ein schweres Gefecht verwickelt, in das auch Teile des Gros eingriffen, ohne daß es gelang, den Boberübergang zu erzwingen. Am 20. und 21. vormittags hatte die Schlesische Armee auf der ganzen Front von Bunzlau bis Siebeneichen enge Fühlung mit dem Gegner, der mit starken Kräften das linke Boberufer hielt und sich anscheinend noch verstärkte. Pahlen befand sich mit seinem Gros bei Hirschberg, während seine Avantgarde dem zurückgehenden Feinde bis Berthelsdorf gefolgt war.

Napoleon in den ersten Tagen des Feldzuges.

Napoleon begab sich am 15. August von Dresden nach Bautzen. Hier erhielt er durch einen Agenten zuerst Nachricht von dem Abmarsche starker russischer Kräfte — es verlautete von 40 000 Mann — nach Böhmen zur Verstärkung der Österreicher; sonach war, entgegen seiner ursprünglichen Annahme, nicht die preußisch-russische Gesamtmacht von Schlesien her zu erwarten. Allmählich gewann er dann die Ansicht, daß ein Korps der russischen Armee unter Wittgenstein den Weg nach Böhmen eingeschlagen hätte, sowie daß gleichzeitig die Österreicher nicht, wie er anfänglich vermutet hatte, über Zittau nach der Lausitz vorbrachen, sondern aus dem nordöstlichen Böhmen nach dem linken Elbufer abrückten. In den von Schlesien anrückenden Kräften der Verbündeten mußte er demnach die Hauptmacht der preußisch-russischen Armee vermuten.

Sobald der Beginn der Feindseligkeiten am 17. August gestattet war, ließ der Kaiser durch seine an den Lausitzer Pässen stehenden Truppen über Rumburg und über Zittau nach Böhmen Einfälle unternehmen. Am 19. begab er sich persönlich von Görlitz über Zittau nach Gabel, um sich zu überzeugen, ob ein von der Lausitz her mit stärkeren Kräften unternommener Vorstoß gegen die Flanke der im Anmarsch nach der Elbe vermuteten russischen Kolonnen Erfolg verspreche. Da indessen die nördlichste Marschstraße der zur Verstärkung der Hauptarmee bestimmten russischen Truppen von Trautenau über Neu-Paka—Sobotka auf Melnik, die Marschstraßen der preußischen Truppen noch weiter südlich führten, stießen die Franzosen im nordöstlichen Böhmen überall nur auf schwache Abteilungen der österreichischen leichten Division Neipperg, die vor ihnen auswichen. Napoleon kehrte daher während der Nacht vom 19. zum 20. wieder nach Zittau zurück und erreichte bereits am 20. Lauban.

Noch sah er nicht klar in den Absichten seiner Gegner, aber die kühn gegen

den Bober vordringende Schlesische Armee bot ihm ein erstes erreichbares Ziel. Um gegen sie einen entscheidenden Schlag zu tun, führte er noch die Garden und das 1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg über Lauban zur Verstärkung der Boberarmee heran. Zur Sicherung der Lausitzer Pässe nahm das I. Korps Vandamme bei Rumburg und das II. Korps Victor bei Zittau Aufstellung, während die leichte Garde-Kavallerie-Division Lefebvre-Desnoettes und die Division Decouz der Jungen Garde vorwärts Rumburg, das 4. Kavalleriekorps Kellermann und das VIII. Korps Poniatowski bei Gabel auf böhmischem Boden verblieben. Neipperg wich vor ihnen nach Turnau hinter die Iser zurück. Im ganzen deckten bei der beabsichtigten Offensive gegen die Schlesische Armee Flanke und Rücken gegen Böhmen 80 000 Mann in der Lausitz und 23 000 Mann St. Cyrs auf dem linken Elbufer. Am Paß von Gabel waren Verschanzungen angelegt, auch Rumburg war befestigt, die sonstigen über das Gebirge führenden Wege wurden durch Verhaue gesperrt.

Napoleon stößt über den Bober vor. Die Schlesische Armee weicht aus.

Am Morgen des 21. August befahl Napoleon von Lauban aus für 12^{00} mittags die Bereitstellung des V. und XI. Korps bei Löwenberg, des VI. nördlich dieser Stadt, während Ney mit dem III. Korps und dem 2. Kavalleriekorps um 10^{00} vormittags bei Bunzlau über den Bober vorbrechen, den ihm gegenüberstehenden Feind zurückwerfen und sich dann rechts auf Giersdorf wenden sollte. Die Garde und Latour-Maubourg wurden auf Löwenberg in Marsch gesetzt, wo der Kaiser persönlich um 9^{00} vormittags eintraf.

Der bald nach Mittag erfolgende Angriff traf die Verbündeten nicht unvorbereitet. Die Anwesenheit Napoleons war bekannt geworden, und da Blücher entsprechend den ihm erteilten Direktiven entschlossen war, sobald sich der Gegner vor seiner Front überlegen zeigte, auszuweichen, setzten sich die Gros der Korps Yorck und Langeron alsbald nach der Schnellen Deichsel in Marsch. Nur noch ihre Arrieregarden wurden zum Teil in heftige Kämpfe verwickelt. Sacken hatte dem mit großer Überlegenheit geführten Angriff Neys gegenüber einen schwereren Stand und wich unter beträchtlichen Verlusten auf Modelsdorf zurück.

Am 22. August nahmen die Franzosen erst am Nachmittage die Verfolgung wieder auf, und zwar mit dem V. Korps auf Goldberg, mit dem XI. auf Ulbersdorf, mit dem III. und dem 2. Kavalleriekorps auf Adelsdorf und Hainau. Sie gelangten nicht über die Linie westlich Goldberg—Hainau hinaus. Am 23. wich die Schlesische Armee nach einem heftigen Arrieregardengefecht bei Goldberg zu beiden Seiten der Wütenden Neiße in der Richtung auf Jauer zurück, während die Franzosen die Linie Praußnitz—Liegnitz gewannen.

Die hartnäckigen Gefechte der letzten Tage hatten der Schlesischen Armee einen Verlust von 6000 Mann gebracht. Mehrfache Hin- und Hermärsche bei fortgesetzt schlechter Witterung, häufige Nachtmärsche hatten die Truppen außerordentlich erschöpft.

Als die Korps am 24. August früh die Gegend von Jauer erreichten, befanden sie sich in einem Zustande, der von dem geschlagener Truppen sich kaum unterschied.

General v. Bennigsen wurde ersucht, zur Entlastung der Schlesischen Armee mit den verfügbaren Teilen seiner Reservearmee einen Vorstoß über die Oder in den Rücken des Feindes zu unternehmen, und an den Militärgouverneur von Schlesien, Generalmajor v. Gaudi' erging die Weisung, in den im Rücken und in den Flanken des Feindes belegenen Teilen der Provinz den Landsturm aufbieten zu lassen sowie die Arbeiten an einem bei Neisse anzulegenden verschanzten Lager nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Napoleon wendet sich gegen die verbündete Hauptarmee. Verhaltungsmaßregeln für Macdonald.

Nachrichten, die Napoleon von Dresden über die Ansammlung der verbündeten Hauptarmee an der Eger und deren beginnenden Vormarsch über das Erzgebirge zugingen, hatten ihn veranlaßt, bereits am 22. August seine Garden, das VI. Korps und die Masse des Kavalleriekorps Latour-Maubourg am Bober zurückzuhalten und diese Heeresteile am 23. nach Görlitz in Marsch zu setzen. Auch dem III. Korps wurde am 22. der Befehl nachgesandt, die Verfolgung abzubrechen und über Bunzlau zurückzumarschieren, doch wurde diese Anordnung am 23. vom Kaiser dahin abgeändert, daß nur der Marschall Ney für seine Person ihn zu begleiten habe. Das V., XI., III. Korps sowie das 2. Kavalleriekorps, im ganzen etwa 100 000 Mann, d. i. die sogenannte Bober-Armee ohne das VI. Korps, traten unter den Befehl des Marschalls Macdonald.*)

Diesem erteilte der Kaiser am 23. August folgende Weisungen: Aufgabe der Bober-Armee ist es, die feindliche Schlesische Armee in Schach zu halten und zu verhindern, daß sie in der Richtung auf Zittau dem Kaiser, oder in der auf Berlin Oudinot in den Rücken geht. Zunächst ist der Gegner bis über Jauer hinaus zurückzuwerfen, dann am Bober Aufstellung zu nehmen, und zwar mit drei Divisionen des III. Korps in einer vorbereiteten Stellung bei Bunzlau. Eine solche haben ferner zu beziehen drei Divisionen des XI. Korps bei Löwenberg auf den Höhen des rechten Ufers, die mit dem linken durch Brücken zu verbinden sind. Die 4. Division dieses Korps ist in einer Reservestellung am Queis zurückzuhalten. Das V. Korps nimmt Aufstellung zwischen Löwenberg und Hirschberg, möglichst unter Besetzung von Hirschberg. Die Verbindung zwischen Bunzlau und Hirschberg ist auf dem linken Boberufer zu führen. An ihr sind alle zwei Kilometer Posten zu 25 bis 30 Mann in Blockhäusern oder in zur Verteidigung einzurichtenden Baulichkeiten unterzubringen, so daß die Besatzungen gegen umherstreifende Kasaken geschützt sind. Alle acht Kilometer könnte an geeigneten Punkten ein Bataillon mit Geschütz in einem verschanzten Posten Aufstellung nehmen.

*) Den Befehl über das XI. Korps übernahm General Gerard, den über das III. General Souham. Von diesem trat die Division Marchand (Rheinbundstruppen) zum XI. Korps über.

Zu diesen Anordnungen sah sich der Kaiser dadurch veranlaßt, daß sich die Tätigkeit russischer und preußischer Parteigänger im Rücken der Bober-Armee bereits bemerkbar gemacht und Anlaß gegeben hatte, starke Sicherungen an und nördlich der großen Straße über Görlitz und Bautzen nach Dresden gegen erneute Einfälle der zahlreichen leichten Kavallerie der Verbündeten von der Niederlausitz her auszuscheiden.

Die Flügeldivisionen der Gesamtaufstellung, die vierten des III. und XI. Korps denkt sich der Kaiser zwischen Bober und Queis zurückgebogen ebenfalls in verschanzten Stellungen. Macdonald wird geraten, auf jeden Flügel eine stärkere Kavalleriemasse zu nehmen, um sich gegen Umgehung zu schützen. Unter Umständen kann es geraten sein, die gesamte Kavallerie auf dem linken Flügel zu vereinigen und sie im Verein mit einer Infanterie-Division als fliegendes Korps in der Niederlausitz zu verwenden, damit der Feind sich nicht unbemerkt zwischen die Bober-Armee und die Armee Oudinots einschiebt.

Macdonald soll, wenn der Gegner erneut offensiv wird, den Angriff nicht etwa in der vorbereiteten Stellung erwarten, sondern aus ihr zum Gegenangriff vorgehen und trachten, sich mit Überlegenheit auf eine der anrückenden feindlichen Kolonnen zu werfen.

4. Erörterungen und Vergleiche.

Angriff einer feindlichen Armee in Quartieren.

Die Schlesische Armee gewann dadurch, daß sie vor dem Ablauf des Waffenstillstandes in das neutrale Gebiet einrückte, den Vorteil, daß sie in dem Augenblick, wo der Beginn offener Feindseligkeiten gestattet war, an der Katzbach bereits unmittelbare Fühlung mit dem Feinde hatte und somit dessen Bewegungen aus nächster Nähe überwachen konnte. Aber auch die Franzosen waren gewarnt, so daß von einem eigentlichen Überfall auf ihre Quartiere nicht mehr die Rede sein konnte. Gleichwohl gewährte ihre Bober-Armee am 19. August infolge der anfänglichen Planlosigkeit ihrer Bewegungen und völlig unzureichender Aufklärung ein Bild, das dem einer in Quartieren überraschten Armee nicht unähnlich war.

„Der Angriff einer feindlichen Armee in Quartieren ist der Überfall einer nicht versammelten Armee",*) und tatsächlich war die französische Armee nicht versammelt. Wenn es freilich das Kennzeichen eines gelungenen Überfalles ist, „daß die feindliche Armee den vorher bestimmten Versammlungspunkt nicht mehr erreichen kann",*) so hat Blücher ein solches Ziel schon infolge der Überlegenheit des Gegners überhaupt nicht planmäßig erstreben können, aus der schwierigen Lage aber, in die der Marschall Ney durch das Abbiegen von der Bunzlauer Straße in der Richtung auf Löwenberg am Gröditz-Berge geraten war, Nutzen zu ziehen, ver-

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 19. Kap.

hinderte ihn dessen nächtlicher Abmarsch. So gelang es nicht, den weiteren Vorteil eines Überfalls hinzuzufügen, der „in den partiellen Gefechten besteht, zu denen der Feind veranlaßt wird, und in denen er große Verluste erleiden kann",*) und damit ebensowenig den weiteren Vorteil solchen Unternehmens, „den Schlußstein des Ganzen zu gewinnen, eine gewisse momentane Desorganisation des feindlichen Heeres und eine Entmutigung desselben, die selten erlauben, von den endlich versammelten Kräften Gebrauch zu machen, sondern gewöhnlich den Überfallenen nötigen, noch mehr Land zu räumen und seine Operation zu ändern. . . . . Aber selbst da, wo die Erfolge bedeutend sind, werden sie doch selten den Erfolg einer gewonnenen Hauptschlacht gewähren, teils weil die Trophäen selten so groß sein werden, teils weil der moralische Eindruck nicht so hoch angeschlagen werden kann. Dieses Gesamtresultat muß man im Auge haben, um sich nicht von einem solchen Unternehmen mehr zu versprechen, als es leisten kann. Manche halten es für das non plus ultra offensiver Wirksamkeit; das ist es aber, wie uns eine nähere Betrachtung auch der Kriegsgeschichte lehrt, keineswegs".

Clausewitz beweist das mit Hilfe mehrerer Beispiele aus den Kriegen Friedrichs des Großen und der älteren Zeit; es trifft in noch höherem Maße für die neuere Kriegsgeschichte zu. Die Armeen der vornapoleonischen Zeit, die in der Nähe des Feindes stets in Schlachtordnung lagerten und unter beständiger Gefechtsbereitschaft marschierten, befanden sich, sobald sie kantonierten, in einem Zustande taktischer Schwäche, die der Überraschung von Hause aus große Aussichten des Gelingens bot. Mit der Gliederung der Heere in selbständige, aus allen Waffen gemischte Unterabteilungen und dem entsprechender größerer Tiefe der Sicherungen verminderten sich naturgemäß die Aussichten des Überfalls; sie sind bei heutiger Waffenwirkung, welche die Widerstandskraft auch vereinzelter schwächerer Abteilungen bedeutend vermehrt hat, noch geringer geworden. Immerhin ist zu bedenten, daß die vereinzelte Truppe, sobald sie Schützen entwickelt, nicht schnell fortkommt, da sie nicht zugleich fechten und zum Sammelplatz marschieren kann. Zudem gibt sie, wenn sie sich zur Wehr setzt, leicht ihre Flanken preis.

Bei heutigen Stärkeverhältnissen ist die Anhäufung von Truppen zu Anfang des Krieges meist so groß, daß schon hierdurch der Angriff einer Armee in Quartieren nur geringe Gewähr des Erfolges verheißt. Selbst dort, wo die Belegung im Aufmarschgebiet zunächst weniger dicht ist, führen die Eisenbahnen alsbald Massen heran, die täglich und stündlich anschwellen. Auch wenn man vor dem Gegner einen teilweisen Vorsprung in der Mobilmachung voraus hat, wird die Störung seines Aufmarsches doch nicht unbedingt den Erfolg haben, den man sich davon verspricht. 1870 wurde eine solche Störung auf deutscher Seite befürchtet, und der Aufmarsch der Zweiten Armee von der Grenze nach der Rheinebene zurückverlegt. Wie wir die

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 19. Kap.

Dinge jetzt zu übersehen vermögen, hätte ein Einbruch der Franzosen in das deutsche Aufmarschgebiet ihnen nur den nichts bedeutenden Vorteil vorübergehenden Landgewinnes, dagegen die Gefahr völliger Vernichtung gebracht. Prinz Friedrich Karl gab sich im Januar 1871 der Hoffnung hin, die Armee Chanzys in ihren Winterquartieren um Le Mans zu überraschen; diese Hoffnung sollte jedoch trügen, da die Lage auf französischer Seite tatsächlich durchaus anders war, als bei der Zweiten deutschen Armee auf Grund der eingegangenen Nachrichten vermutet wurde.

So ist es die Unsicherheit über die Verhältnisse beim Gegner, welche die Aussichten eines solchen Überfalles in den meisten Fällen von vornherein zweifelhaft erscheinen läßt. Eben darin unterscheidet sich ein solcher von einer Offensive großen Stils, daß diese über die kleinen Vorteile des Überfalles hinaus auf eine große Entscheidung hinzielt. „Die Ursachen des Erfolges sind bei ihr nicht in dem eigentlichen Überfall, sondern darin zu suchen, daß sie mehr die Pläne des Gegners als die Truppen desselben überrascht."*)

Demonstration und Diversion.

Blücher war, sobald er erkannt hatte, daß er sich erheblich stärkeren französischen Kräften unter der persönlichen Führung Napoleons gegenüber befand, nur noch bestrebt, den Feind zu fesseln und unter Vermeidung einer Entscheidungsschlacht nach sich zu ziehen. In einem Tagesbefehl vom 21. August, der bestimmt war, die Truppen über den Grund des Rückzuges aufzuklären, wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der Gegner dadurch Zeit verliere, den beiden anderen verbündeten Armeen aber die Möglichkeit gegeben würde, in seinem Rücken wirksam zu werden. Dadurch kam das Vorgehen der Schlesischen Armee in seiner Wirkung einer Demonstration gleich. Es entzog sich allerdings der Kenntnis ihres Hauptquartiers, daß die beiden stärkeren verbündeten Armeen gemäß den neuerdings getroffenen Vereinbarungen ihre Aufgabe ebenfalls eigentlich nur im Sinne einer Demonstration, nicht in dem eines ernsthaften Angriffs auffaßten.

Die Demonstrationen gehören in gewissem Sinne zu den sogenannten Kriegslisten. „Was es sonst an Kriegslisten gibt: Entwürfe und Befehle bloß zum Schein gegeben, falsche Nachrichten dem Feinde absichtlich hinterbracht usw., ist für das strategische Feld gewöhnlich von so schwacher Wirkung, daß es nur bei einzelnen, sich von selbst darbietenden Gelegenheiten gebraucht, also nicht als eine freie Tätigkeit, die von dem Handelnden ausgeht, betrachtet werden kann. Solche Handlungen aber, wie die Anordnung von Gefechten, so weit durchzuführen, daß sie auf den Feind einen Eindruck machen, erfordert schon einen beträchtlichen Aufwand von Zeit und Kräften, und zwar umsomehr, je größer der Gegenstand ist. Weil man diese gewöhnlich nicht darangeben will, darum sind die wenigsten der sogenannten Demonstrationen in der Strategie von der beabsichtigten Wirkung. In der Tat ist es gefährlich, bedeutende Kräfte auf längere Zeit zum bloßen Schein

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 19. Kap.

zu verwenden, weil immer die Gefahr bleibt, daß es umsonst geschieht und man diese Kräfte dann am entscheidenden Ort entbehrt."*)

Hier machte die von der Schlesischen Armee ausgeführte Demonstration „auf den Feind Eindruck", denn sie mußte Napoleon zunächst in seiner Auffassung bestärken, daß die Masse der russisch-preußischen Armee im Vorgehen über die Katzbach sei, sie vermochte aber diesen Eindruck nur zu machen, weil Blücher sich nicht scheute, entsprechende Kräfte dafür einzusetzen, wie die nicht unbeträchtlichen Verluste der Schlesischen Armee in den ersten Tagen nach Eröffnung des Feldzuges beweisen. Da die verbündeten Heere Napoleons Macht im Halbkreise umgaben und doch einander so nahe waren, daß sich die Einwirkung des Vorgehens des einen alsbald auch unmittelbar vor der Front des anderen fühlbar machen mußte, so war es in diesem Falle durchaus berechtigt, die 100 000 Mann der Schlesischen Armee zu einem Scheinangriff zu verwenden. Nicht das gleiche hätte für den früheren Vorschlag des Kronprinzen von Schweden gegolten, der darauf ausging, mit der Nordarmee eine Demonstration in das Gebiet zwischen Elbe und Weser zu unternehmen.**) Wäre dieser Gedanke verwirklicht worden, dann hätten die Verbündeten die starken Kräfte der Nordarmee dauernd „am entscheidenden Ort entbehrt".

Immer wird es der größere oder geringere Zusammenhang mit dem Gesamtangriff sein, der über Wert oder Nutzlosigkeit einer Demonstration entscheidet. Ist dieser Zusammenhang sehr locker, so fällt die Demonstration im Grunde unter den Begriff der sogenannten Diversion. „Natürlich muß auch diese immer ein Angriffsobjekt haben, denn nur der Wert dieses Objekts kann den Feind veranlassen, Truppen zur Verteidigung desselben zu entsenden; außerdem sind diese Objekte, im Fall die Unternehmung als Diversion nicht wirkt, eine Entschädigung für die auf dieselbe verwendeten Kräfte."***) Unter diesen Gesichtspunkt würde eine englische Landung mit Kiel und dem Nordostseekanal als Objekten, von der neuerdings so viel die Rede war, fallen.

„Daß Diversionen nützlich sein können, ist leicht zu begreifen, aber gewiß sind sie es nicht immer, im Gegenteil oft sogar schädlich. Die Hauptbedingung ist, daß sie mehr Streitkräfte des Feindes vom Hauptkriegstheater abziehen, als wir auf die Diversion verwenden, denn wenn sie nur ebensoviel abziehen, so hört die Wirksamkeit als eigentliche Diversion auf, und das Unternehmen wird ein untergeordneter Angriff..... Wenn aber schwache Kräfte stärkere herbeiziehen sollen, so müssen offenbar besondere Verhältnisse die Veranlassung dazu geben, und es ist also für den Zweck einer Diversion nicht genug, irgend eine Streitkraft auf einen bisher unbetretenen Punkt abzuschicken..... Jede Diversion bringt den Krieg in eine Gegend, wohin er ohne sie nicht gekommen wäre; dadurch wird sie stets mehr

*) Vom Kriege. III. Buch, 10. Kap.

**) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906. Heft 2, S. 238.

***) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 20. Kap.

oder weniger feindliche Streitkräfte wecken, die sonst geruht hätten, sie wird dies aber auf eine höchst fühlbare Weise tun, wenn der Gegner Milizen und Nationalbewaffnungsmittel bereit hat..... Es entstehen also hier neue Widerstandskräfte, und zwar solche, die dem Volkskrieg naheliegen und ihn leicht wecken können. Dieser Punkt muß bei jeder Diversion wohl ins Auge gefaßt werden, damit man sich nicht seine eigene Grube grabe..... Die Landung mit einer bedeutenden Macht wird immer nur dann zu rechtfertigen sein, wenn man auf den Beistand einer Provinz gegen ihre Regierung rechnen kann. Die Bedrohung feindlicher Küsten bietet allerdings große Vorteile, weil dadurch eine bedeutende Truppenzahl, die die Küste bewachen muß, neutralisiert wird."*)

Die Truppenzahl, die zur See transportiert werden kann, wird freilich im Verhältnis zu heutigen Massenheeren auch bei sehr ausgedehnten Transportmitteln immer nur beschränkt sein. Dazu beansprucht die Landung großer Truppenkörper erhebliche Zeit, während andererseits im Kulturlande in den Eisenbahnen ein Mittel vorhanden ist, in kurzer Frist überlegene Kräfte zur Verteidigung der bedrohten Küsten aus dem Innern des Landes und selbst von den Landgrenzen heranzuführen. 1870 wurden allerdings anfänglich zum Schutz der deutschen Nord- und Ostseeküste die 17. Division und drei Landwehr-Divisionen zurückgelassen. Preußen verfügte aber damals gegen die französische Marine nur über kaum nennenswerte Küstenverteidigungsmittel zur See, und die große Überlegenheit der deutschen Landstreitkräfte ließ bei Eröffnung des Feldzuges den Ausfall der Küstenschutz-Divisionen nicht erheblich ins Gewicht fallen. Auf französischer Seite machte sich alsdann das Übergewicht der Deutschen zu Lande alsbald in solchem Grade bemerkbar, daß jeder Gedanke einer Diversion an den deutschen Küsten fallen gelassen wurde. Die großen Entscheidungen im Elsaß und in Lothringen schützten die deutschen Küsten am wirksamsten.

Anders verhält es sich, wo der Krieg keine großen, vernichtenden Schläge aufweist. „Je weniger eine große Entscheidung im Kriege vorliegt, um so eher sind Diversionen zulässig, aber um so kleiner wird freilich auch der Gewinn, welcher aus ihnen zu ziehen ist."*) Die Diversionen entsprangen in früheren Kriegen sehr häufig der Scheu vor der Waffenentscheidung. Im Zeitalter der Volksheere hat der Begriff der bewaffneten Demonstration und der Diversion im Sinne eines auf den Gegner geübten Druckes an Bedeutung sehr wesentlich eingebüßt. Ein Krieg, der mit dem ganzen Schwergewicht der Volkskraft geführt wird, drängt der Natur der Sache nach zu großen Waffenentscheidungen. Streitfälle, wie sie früher zu einem bewaffneten Einschreiten ohne eigentlich großes Ziel führten, bei denen sich ein hoher Einsatz wegen der Geringfügigkeit des Zwecks nicht lohnte, werden jetzt meistens einem Schiedsgericht unterbreitet.

Rückzugsbewegungen.

„Erscheint die Vernichtung der feindlichen Streitkraft immer als das höher

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch. 20. Kap.

stehende, wirksamere Mittel, dem alle anderen weichen müssen, so können wir doch der Vernichtung feindlicher Streitkraft nur bei vorausgesetzter Gleichheit aller übrigen Bedingungen eine höhere Wirksamkeit zuschreiben. Es wäre also ein großes Mißverstehen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, ein blindes Draufgehen müsse über behutsame Geschicklichkeit immer den Sieg davontragen Ein ungeschicktes Draufgehen würde zur Vernichtung der eigenen, nicht der feindlichen Streitkraft führen."*) Selten ist wohl in einem Führer der Angriffstrieb so rege gewesen wie in Blücher; widerstrebte ihm doch das Zurückgehen hinter die Katzbach in solchem Grade, daß er es nur schrittweise vollzog, aber er verstand es doch, seine Husarenart den höheren Gesichtspunkten unterzuordnen, die hier von der Schlesischen Armee das Ausweichen forderten. Er sollte im Laufe des Krieges noch häufig beweisen, daß er weit mehr war als nur der Haudegen, der „bon sabreur", als den ihn sein Unterführer Langeron anfänglich nur gelten lassen wollte.

„Kein Gefecht kann ohne gegenseitige Einwilligung dazu entstehen..... Die Betrachtung der Schriftsteller dreht sich daher häufig um den Punkt, daß der eine Feldherr dem anderen die Schlacht angeboten und dieser sie nicht angenommen habe."**) Von der Idee, daß es eines Einverständnisses beider Teile zum Gefecht bedürfe, ist jene Redensart vom Anbieten der Schlacht, „welche die ganze Grundlage eines Zweikampfes ausmacht", abgeleitet. Wie wenig sie der Wirklichkeit des Krieges entspricht, zeigen die geschilderten Ereignisse bei der Schlesischen Armee.

Indem Blücher es seinem Auftrage gemäß vermied, sich auf einen Entscheidungskampf gegen eine große Überlegenheit einzulassen, konnte er doch „das Gefecht nicht ganz ablehnen. Indem er seinen Platz räumte, blieb allerdings dem Gegner nur der halbe Sieg und das Anerkenntnis seiner einstweiligen Überlegenheit".**)

Wie wenig dieser halbe Sieg bedeutete, sollte sich bald zeigen. Ihn zu einem ganzen zu gestalten, vermochte Napoleon nicht, weil er seine Aufmerksamkeit dem anderen Gegner in seinem Rücken zuwenden mußte. Selbst wenn er einen wirklichen Sieg über die Schlesische Armee davongetragen hätte, wären ihm die Früchte eines solchen entgangen, da er sich außerstande gesehen hätte, Blücher mit allen Kräften zu verfolgen. Schon dieser Umstand läßt erkennen, wie ein bloßer geometrischer Begriff wie der der inneren Linie nur dazu dient, eine klare Vorstellung von einem bestimmten obwaltenden Verhältnis zu schaffen. An sich bietet das Operieren auf der inneren Linie gegenüber einem solchen auf der äußeren keine besonderen Vorzüge. Es kommt stets auf die sonstigen begleitenden Umstände, vor allem aber auf die handelnden Personen an.

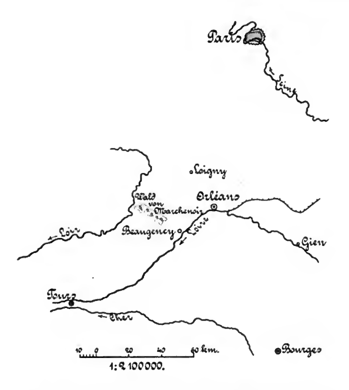
Von Beginn der Rückzugsbewegung an war die Schlesische Armee bemüht, die Verbindung mit Böhmen aufrechtzuerhalten. Ihr Rückmarsch war mit einer Rechts-

*) Vom Kriege. I. Buch. 2. Kap.

**) Vom Kriege. IV. Buch. 8. Kap.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 3. Heft.
Zu: „Studien nach Clausewitz. Neue Folge".

Skizze 3.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

rückwärtsschwenkung verbunden, er erfolgte nicht geradeaus hinter die Oder. Abgesehen von dem Bestreben, die Verbindung mit der verbündeten Haupt-Armee nicht durch den Feind unterbrochen zu sehen, wie es bei einem etwaigen exzentrischen Rückzug leicht geschehen konnte, und dem Umstande, daß Glogau noch in der Hand des Feindes war, somit ein Rückzug nach Osten über die Oder Schwierigkeiten begegnet wäre, entschied die anfängliche Basierung der Armee für die am Gebirge entlangführende Richtung. So wird es in der Regel die Rücksicht auf die rückwärtigen Verbindungen sein, die für die Wahl der Rückzugsrichtung ausschlaggebend ist, sofern nicht der Feind diese Richtung zwingend beeinflußt.

„Es ist wohl hin und wieder geraten worden (Lloyd, Bülow), sich zum Rückzug zu teilen, also in getrennten Haufen oder gar exzentrisch zurückzugehen. Diejenige Teilung, welche der bloßen Bequemlichkeit wegen geschieht, und um sich dem Gegner schneller zu entziehen, und wo ein gemeinschaftliches Schlagen möglich und die Absicht bleibt, kommt hier wohl nicht in Betracht; jede andere ist höchst gefährlich, gegen die Natur der Sache und also ein großer Fehler. Jede verlorene Schlacht ist ein schwächendes und auflösendes Prinzip, und das nächste Bedürfnis ist, sich zu sammeln und in der Sammlung wieder Ordnung, Mut, Vertrauen zu finden. Die Idee, in dem Augenblick, wo der Feind seinen Sieg verfolgt, ihn mit getrennten Haufen auf beiden Seiten zu beunruhigen, ist eine wahre Anomalie; einem furchtsamen Pedanten von Feind könnte man dadurch imponieren, und da mag es gelten; wo man aber dieser Schwäche seines Gegners nicht gewiß ist, soll man es bleiben lassen..... Wenn Friedrich der Große nach der Schlacht von Kolin und der Aufhebung der Belagerung von Prag in drei Kolonnen zurückging, so geschah es nicht aus Wahl, sondern weil die Stellung seiner Streitkräfte und die Deckung Sachsens es nicht anders zuließ."*)

Ebenfalls nicht aus Wahl, sondern weil die Lage es so mit sich brachte, ging die Loire-Armee nach den Schlachten von Orleans exzentrisch zurück.**) Am 2. Dezember war der Vorstoß des linken Flügels der Loire-Armee, des 16. und 17. französischen Korps unter General Chanzy, gegen die rechte Flanke der auf dem rechten Flügel der Zweiten deutschen Armee befindlichen Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin bei Loigny gescheitert. Infolge des konzentrischen Angriffs der Deutschen gegen Orleans am 3. und 4. Dezember gelang es diesem Flügel der Franzosen nicht mehr, rechtzeitig den Anschluß an die Mitte zu gewinnen, und während dieser in der Richtung auf Bourges, der rechte Flügel der Loire-Armee auf Gien zurückging, wandte sich General Chanzy auf dem rechten Loire-Ufer nach Beaugency. In den nächsten Tagen verstärkte ihn am Walde von Marchenoir das neugebildete 21. Korps, und die französische Regierungsdelegation in Tours sah sich veranlaßt, bei der erzwungenen Trennung aus den Truppen Chanzys eine selbständige zweite Loire-Armee

*) Vom Kriege. IV. Buch. 13. Kap.
**) Skizze 3.

zu bilden. Der exzentrische Rückzug der Franzosen konnte von den Deutschen nicht ohne weiteres dahin ausgenutzt werden, eine der beiden feindlichen Heeresgruppen in der Trennung vernichtend anzufallen, denn abgesehen davon, daß die Kraft der ungleich schwächeren siegreichen Truppen nach den tagelangen Kämpfen der letzten Tage hierzu nicht ausreichte, waren die Zweite deutsche Armee und die Armeeabteilung an die Deckung der Einschließung von Paris gebunden, daher dauernd genötigt, ihre Aufmerksamkeit zu teilen und beide feindliche Loire-Armeeen gleichzeitig im Auge zu behalten.

Hier erwies sich sonach der ursprünglich nicht beabsichtigte exzentrische Rückzug für die Franzosen als nicht unvorteilhaft, und wenn sie diesen Umstand nicht benutzten, um erneut zu einem konzentrischen Angriff mit beiden Loire-Armeen vorzugehen, so lag es daran, daß ihren neugebildeten Armeekorps die Offensivkraft fehlte. Das Beispiel zeigt aber, daß ein exzentrischer Rückzug nicht unter allen Umständen zu verwerfen ist. Die Schwierigkeit, heutige große Massen zu bewegen, kann bei einer entsprechenden Gestaltung des Wegenetzes und der Eisenbahnverbindungen sehr wohl zu einer solchen Anordnung Anlaß geben, zumal wenn ein oder beide Flügel eines zurückgehenden Heeres aus den eingeschlagenen Richtungen Verstärkungen zu erwarten haben. Die Gefahr der Trennung ist jetzt, wo wir die Möglichkeit wechselseitiger telegraphischer Verständigung haben, selbst dann, wenn lediglich der Feind die Trennung erzwang, nicht mehr die gleiche wie zu der Zeit, wo Clausewitz schrieb. Es wird in großen Verhältnissen, abgesehen von den beiderseitigen Stärkeverhältnissen und der Lage auf der Gesamtfront, wesentlich von moralischen Faktoren abhängen, ob der Sieger seinen Durchbruch zu einer dauernden Trennung seiner Gegner auszugestalten vermag, oder ob ihm aus dem gelungenen Durchbruch der Nachteil einer zweiseitigen Flankierung entsteht.

Blücher trachtete, beim Rückzuge vom Bober hinter die Katzbach „die Schwächen und Fehler des Gegners zu benutzen und nicht einen Zollbreit weiter zurückzugehen, als es die Umstände erforderten. Hauptsächlich, um das Verhältnis der moralischen Kräfte auf einem so vorteilhaften Punkt als möglich zu erhalten, ist ein langsamer, immer widerstrebender Rückzug, ein kühnes, mutiges Entgegentreten, so oft der Verfolgende seine Vorteile im Übermaß benutzen will, durchaus nötig. Die Rückzüge großer Feldherrn und kriegsgeübter Heere gleichen stets dem Abziehen eines verwundeten Löwen, und dies ist unstreitig auch die beste Theorie. . . . . Wer da glaubt, durch einige schnelle Märsche einen Vorsprung zu gewinnen und leichter einen festen Stand zu bekommen, begeht einen großen Irrtum. Die ersten Bewegungen müssen so klein als möglich, und im allgemeinen muß der Grundsatz sein, sich nicht das Gesetz des Feindes aufdrängen zu lassen. Diesen Grundsatz kann man nicht befolgen ohne blutige Gefechte mit dem nachdringenden Feind, aber der Grundsatz ist dieses Opfers wert. Ohne ihn kommt man in eine beschleunigte Bewegung, die bald ein Stürzen wird und dann an bloßen Nachzüglern

mehr Menschen kostet, als die Schlachten der Arrieregarden gekostet haben würden, außerdem aber die letzten Überreste des Mutes vernichtet.

Eine starke Arrieregarde, von den besten Truppen gebildet, vom tapfersten General geführt und in den wichtigsten Augenblicken von der ganzen Armee unterstützt, eine sorgfältige Benutzung der Gegend, starke Hinterhalte, so oft die Kühnheit der feindlichen Avantgarde und die Gegend Gelegenheit dazu geben, kurz die Einleitung und der Plan zu förmlichen kleinen Schlachten: das sind die Mittel zur Befolgung des Grundsatzes."*)

Dieser Grundsatz, demzufolge „bei vorher beabsichtigten Rückzügen das Land dem Feinde Fuß für Fuß streitig gemacht werden soll",**) gilt für unsere Zeit nicht mehr. Zwar vermögen wir mit unseren weittragenden Feuerwaffen, insbesondere mit Hilfe der Artillerie, den nachdrängenden Gegner frühzeitig zur Entwicklung zu zwingen und ihn vorübergehend fernzuhalten, dafür ist aber das Loslösen entwickelter Schützenlinien aus dem Gefecht sehr viel schwerer, als es für die geschlossenen Massen und wenigen Plänkler zur Zeit der napoleonischen Kriege war, trotz des damals so viel geringeren Abstandes vom Gegner im Gefecht. Dazu kommt die vernichtende Wirkung heutiger Waffen auch auf weite Entfernungen. Es ist ein schönes soldatisches Bild das vom „abgehenden Löwen" und es paßt auf Blücher, aber schon für seine Zeit war es trotz Clausewitz nicht angebracht, jeden Fuß breit Landes dem Gegner streitig zu machen, stets mit starken Arrieregarden am Feinde zu bleiben, die ganze Armee dadurch in Mitleidenschaft zu ziehen und sie schweren Verlusten auszusetzen. Die Masse der Armee vermochte „das Aufgeben der Absicht nicht von dem Abzuge vom Schlachtfelde zu unterscheiden..... Es war nicht möglich, durch die Darlegung der eigentlichen Absicht dem moralischen Eindruck überall vorzubeugen, und dieser ist nicht gering zu schätzen..... Besonders für Feldherren und Heere, die nicht einen gemachten Ruf haben, — und damals war Blücher noch nicht der sieggekrönte Held, er kommandierte Truppen von zwei Nationen, dazu in den preußischen Landwehren solche ohne soldatische Durchbildung — kann eine Reihe mit Rückzug endender Gefechte als eine Reihe von Niederlagen erscheinen, ohne es zu sein, und ihr Eindruck in und außer dem Heere ist nicht gering zu schätzen."**)

Der Zustand, in dem die Schlesische Armee bei Jauer anlangte, bekundet deutlich, daß es besser gewesen wäre, gleich freiwillig hinter den nächsten Abschnitt, den der Wütenden Neiße und der Katzbach zurückzugehen, statt nach Husarenart mehr oder weniger mit der ganzen Armee am Feinde zu bleiben. Damit geschah gerade das, was vermieden werden sollte: man ließ sich das Gesetz vom Feinde aufdrängen. Freilich darf nicht übersehen werden, daß zu jener Zeit es für unumgänglich nötig gehalten wurde, die nur zu einem

*) Vom Kriege. IV. Buch. 13. Kap.
**) Vom Kriege. IV. Buch. 4. Kap.

sehr geringen Bruchteil mit Karabinern ausgerüstete Kavallerie nicht ohne den Schutz und die Mitwirkung von Infanterie zu lassen. Der Begriff der starken gemischten Avant- und Arrieregarde, wie er sich bei uns bis auf den heutigen Tag erhalten hat, sieht sein Vorbild wesentlich in der Avantgarde des Yorckschen Korps unter Katzlers Führung, er paßt aber nicht mehr auf unsere Zeit*), und damit verlieren auch die Folgerungen, die Clausewitz offenbar in bewußter Anlehnung an dieses Vorbild zieht, an Wert.

Gewiß wird es auch heute noch Fälle geben, wo man eine Arrieregarde, und möglicherweise eine starke, zum Heile des Ganzen aufopfern muß, denn wie ehedem muß in jedem Falle vermieden werden, daß die Rückzugsbewegung in ein „Stürzen" ausartet und dadurch mehr oder weniger einen fluchtartigen Charakter annimmt. Immer aber gilt es zu bedenken, daß man bei fortgesetztem Fechten nicht weiter kommt, sowie daß die Widerstandskraft einer Arrieregarde beschränkt ist; selbst wenn ihr der Abzug glückt, wird sie meist der Aufnahme durch andere Truppen bedürfen und dadurch leicht ein weiteres Gefecht entstehen. „Es gibt bei jedem Gefecht einen Zeitpunkt, wo man dasselbe als entschieden ansehen kann, so daß der Wiederanfang desselben ein neues Gefecht und nicht die Fortsetzung des alten würde."**)

Nun hat uns zwar der Krieg in der Mandschurei neuerdings wiederholte Beispiele von glücklich durchgeführten Rückzügen geliefert, wo geschlagene Abteilungen, ja ein ganzes Heer sich immer wieder nach verhältnismäßig kurzen Rückmärschen erneut zum Gefecht stellten. Den von Liaojang ostwärts und südwärts vorgeschobenen russischen Korps gelingt es, ohne daß sie in ihrer Gefechtskraft wesentliche Einbuße erleiden, den Anschluß an die Hauptmacht zu gewinnen, diese selbst bewerkstelligt ihren Rückzug nach achttägigen Kämpfen und in ihrer linken Flanke schwer bedroht, wenn auch unter Verlusten, so doch in kampfbereiter Verfassung und ist imstande 40 km nördlich des Schlachtfeldes sich am Schaho erneut zu setzen. Ja selbst nach dem zweiwöchigen Ringen bei Mukden gelingt es trotz einer Einbuße von nahezu einem Drittel der Gesamtkräfte, bei Tieling, 60 km nördlich des Kampfentscheidungsfeldes, die nachdrängenden Japaner abzuweisen.

Diese Erscheinungen dürfen aber nicht ohne weiteres verallgemeinert werden. Der passive Stoizismus des russischen Soldaten befähigt ihn mehr als den Westeuropäer, sich mit derartigen Lagen abzufinden. Es ist erstaunlich, was ihm nach dieser Richtung in früheren Kriegen zugemutet worden ist. Bei dem Rückzug nach Pr. Eylau im Januar 1807 marschierte die russische Armee Bennigsens vom 3. Februar abends ab vier aufeinanderfolgende Nächte hindurch auf verschneiten Wegen

*) Vgl. hierüber die Abhandlung „Vortruppen" des Generals der Infanterie Frhrn. v. Falkenhausen. Vierteljahrshefte für Truppenführung u. Heereskunde. 1905 Heft 4.
**) Vom Kriege. IV. Buch. 6. Kap.

und querfeldein unter mehrfacher Aufnahme und Ablösung ihrer Arrieregarde, die sich des heftig nachdrängenden Feindes zu erwehren hatte, und wies am 8. Februar mit ausgezeichneter Tapferkeit den Angriff Napoleons ab.*) Entscheidend aber waren auf den Rückzügen in der Mandschurei nicht diese Eigenschaften des russischen Soldaten, sondern die allgemeinen Verhältnisse. Die japanischen Angriffe erfolgten im großen und ganzen frontal, eine Umfassung konnte nicht operativ eingeleitet werden, sie wurde stets nur aus dem bereits vollzogenem Aufmarsch heraus erstrebt. Selbst bei Mukden gelang sie nur durch ein allmähliches Seitwärtsschieben der Kräfte. Der ganze Krieg bietet schon, weil er in ausgesprochener Weise ein Stellungskrieg, nicht ein Bewegungskrieg war, nur in beschränktem Maße Lehren für die Weiterentwicklung der Kriegskunst. Vor allem aber darf nicht übersehen werden, daß die Japaner ihre Siege meist mit Minderheiten gegen Mehrheiten erfochten haben oder doch nur gleich starke Kräfte um den Sieg rangen, so daß schon aus diesem Grunde es den weichenden Russen leicht werden mußte, sich alsbald wieder in neuen Stellungen zu setzen.

Die verschanzte Boberlinie.

Die von Napoleon am 23. August diktierten Anweisungen für Macdonald zur Befestigung der Boberlinie sind nicht zur Ausführung gelangt. Schon wenige Tage darauf wurde die Schlacht an der Katzbach geschlagen, und der Rückzug der französischen Bober-Armee wandelte sich alsbald in regellose Flucht, die erst wieder hinter der Spree zum Halten kam. Die vom Kaiser vorgeschlagenen Maßnahmen sind gleichwohl von hohem Interesse, weil sie erkennen lassen, wie er sich die Durchführung der Aufgabe Macdonalds dachte. Napoleons Vorschlag, die Oberlausitz durch eine 40 km lange befestigte Linie zu schützen, die das am meisten gangbare Gelände mit den großen nach Dresden führenden Straßenzügen zwischen dem Gebirge und den ausgedehnten Waldlandschaften der Niederlausitz durchquerte, erinnert an die befestigten Linien älterer Zeit, vom römischen Limes beginnend bis zu den Stollhofer Linien in Baden und den Lauterburger Linien an der Grenze des Elsaß und der Pfalz, die im spanischen Erbfolgekriege, die Lauterburger Linien auch in den Revolutionskriegen, eine Rolle gespielt haben. „Die Linien sind die verderblichste Art des Kordonkrieges; das Hindernis, welches sie dem Angreifenden darbieten, ist durchaus nur von Wert, wenn es durch ein starkes Feuer verteidigt wird, an sich ist es so gut wie gar keins..... Da dergleichen Linien die Streitkraft durch die örtliche Verteidigung fesseln und ihr alle Beweglichkeit nehmen, so sind sie gegen einen unternehmenden Feind ein sehr übel ausgesonnenes Mittel. Wenn sie sich nichtsdestoweniger lange genug erhalten haben, so liegt der Grund davon allein in dem geschwächten kriegerischen Element, wo die scheinbare Schwierigkeit oft so viel tat als eine wirk-

*) Vgl. die Abhandlung des Verfassers „Die Russen in den Kriegen der Vergangenheit", Vierteljahrshefte für Truppenführung u. Heereskunde. 1905. Heft 2.

liche."*) .... „Jedermann rühmt die fehlerfreien Feldzüge des Prinzen Heinrich im siebenjährigen Kriege, weil der König sie so benannt hat, obgleich diese Feldzüge die allerstärksten und unbegreiflichsten Beispiele von ausgedehnter Postenstellung enthalten. Man kann diese Stellungen vollkommen rechtfertigen, wenn man sagt: Der Prinz kannte seine Gegner, er wußte, daß er keine entscheidenden Unternehmungen zu fürchten hatte, und da übrigens der Zweck der Aufstellung war, immer einen so großen Landstrich als möglich innezuhaben, so ging er so weit wie die Umstände nur irgend gestatten wollten."**) „Die geschwächte, abgetötete, halb erstorbene Kraft des kriegerischen Elements verminderte alle Gefahren, und die überlegene Keckheit des Prinzen durfte es wagen, sich nicht allein gegen die große Übermacht im Besitz des weitläufigen Landstrichs zu behaupten, sondern noch kleine positive Vorteile an sich zu reißen. Wir sehen also, wie in den Schlesischen Kriegen schon der Grund gelegt ist zu dem Kordonsystem, welches im Revolutionskriege bei den deutschen Armeen eine so schlechte Rolle gespielt hat und mit Unrecht für eine neue schlechte Erfindung gehalten worden ist. Aber freilich ist ein höchst wesentlicher Unterschied der Hauptgegenstand dieser Betrachtung. Der Prinz Heinrich fühlte seine und seiner Truppen moralische Überlegenheit, sie stieg in ihm bis zur Keckheit und Geringschätzung, und der Erfolg hat dieses Selbstgefühl gerechtfertigt; die deutschen Armeeen im Revolutionskriege, oder vielmehr ihre Feldherren, fürchteten die Gegner, suchten auf Bergen, hinter Schluchten, Schanzen und Verhauen Schutz und meinten, dies einzige bliebe ihnen als eigentümlicher Vorzug, daß sie es wohl verständen, ein Heer mit einem Gebirgsabschnitt innig zu verschmelzen und diese Multiplikation ihrer Kräfte bis zu einer wissenschaftlichen Künstlichkeit zu treiben." ....***) Der Hauptfehler bestand darin, daß „die Feldherren und ihr Generalstab die eigentliche Bedeutung eines Kordonsystems übersahen, seinen relativen Wert für einen allgemeinen gehalten haben."**)

Diese fehlerhafte Auffassung war in der Zeit zwischen dem Siebenjährigen Kriege und Napoleon ganz allgemein, und wenn König Friedrich im Jahre 1761 scheinbar ähnlich verfuhr, indem er das ausgedehnte verschanzte Lager von Bunzelwitz bezog, so ist wohl zu beachten, daß die Erstürmung eines solchen Lagers zur Zeit der Lineartaktik nicht geringe Schwierigkeiten bot. Vor allem aber rechnete der König darauf, daß die Zwietracht seiner Gegner, der Österreicher und Russen, es nicht zu einem solchen Wagnis kommen lassen würde. „Die Stellung wäre hingegen nicht vor einem Anfall sicher gewesen, wenn ein Bonaparte an der Spitze einer Bonapartischen Armee ihr gegenüber gestanden hätte."***)

„Die verschanzten Linien sind übrigens in den meisten Feldzügen bloß zu einer

*) Vom Kriege. VI. Buch. 13. Kap.
**) Vom Kriege. VI. Buch. 22. Kap.
***) Bd. X. Feldzüge Friedrichs des Großen.

untergeordneten Verteidigung gegen Streifereien benutzt,"*) und Sicherheit gegen die Kasaken war es denn auch in erster Linie, die Napoleon durch die befestigte Boberfront gewinnen wollte. Man sieht, das Blockhaussystem ist nicht erst eine englische Erfindung aus dem Burenkriege. Im übrigen sollte die verschanzte Linie lediglich Macdonald als Rückhalt dienen, ihm die Möglichkeit gewähren, Teile der Front ohne Gefahr zu schwächen, um an entscheidender Stelle ausreichende Kräfte zu einem Offensivschlage zu vereinigen. Diese offensive Verwendung von Befestigungen, sowohl dauernder als nicht dauernder Art, findet sich in allen Weisungen Napoleons wieder, so namentlich in den für die Verteidigung der Etschlinie vom Jahre 1808 und für die Ausnutzung der Elbplätze im Frühjahr 1813 erlassenen, ja seine eigene Aufstellung vorwärts der Elbe im Herbst 1813 ist im Grunde nur eine Verwirklichung dieses Gedankens im großen.

Die Ähnlichkeit zwischen der verschanzten Boberlinie und den Kordonlinien der vornapoleonischen Zeit ist daher auch im Grunde nur äußerlich. Die Verschanzungen am Bober sollten die Operationen unterstützen, nicht diese in ihrem Bereich festlegen. So konnte denn auch „in den neuesten (napoleonischen) Kriegen von verschanzten Linien gar nicht die Rede sein, auch findet sich keine Spur davon." Wenn Clausewitz dann fortfährt: „und es ist zu bezweifeln, daß sie je wiederkehren werden,"*) so wird man ihm auch darin beistimmen müssen, sofern man den großen Krieg im europäischen Kulturlande mit Entscheidung suchendem Charakter — und um einen solchen kann es sich für uns immer nur handeln — im Auge hat.

Der Krieg in der Mandschurei hat allerdings die verschanzten Linien wiederkehren sehen, aber er kennzeichnet sich schon dadurch als Ausnahme. Wenn dort die Russen bei Mukden ihre verschanzte Front schließlich auf 75 km ausdehnten und die Japaner ihnen in fast derselben Ausdehnung verschanzt gegenüberstanden, so glich die russische Stellung, was die Zahl der verfügbaren Truppen anlangt, allerdings nicht den alten Linienkordons, vielmehr erscheint sie im Vergleich zu diesen ungemein dicht besetzt. Daß sie aber „die Streitkraft durch die örtliche Verteidigung fesselte und ihr alle Beweglichkeit nahm", hat sich in der Schlacht bei Mukden zur Genüge erwiesen. Das auf russischer Seite angewandte Verfahren entsprang dem Gefühl unzureichender Offensivkraft der eigenen Truppen, ohne die eine tatkräftige Initiative nicht denkbar ist. Man verfiel unter diesen Verhältnissen auf das Mittel, sich dem Feinde nahezu auf der ganzen Front, auf der er überhaupt anzugreifen vermochte, zwischen dem Gebirge und den Steppen der Mongolei vorzulegen. Die Räume sind, den Heeresmassen entsprechend, größer als diejenigen, welche die von Napoleon für die

*) Vom Kriege. VI. Buch. 13. Kap.

Boberlinie in Aussicht genommenen Verschanzungen umspannten, aber auch hier ziehen sie sich quer über das hauptsächlich in Betracht kommende Anmarschgelände des Feindes hinweg, lehnen sich auf einem Flügel an Gebirgsketten, auf dem anderen an wenig wegsames Gelände. Nur Zweck der Verschanzungen und Absicht ist in beiden Fällen grundverschieden. Die Beweglichkeit und die Offensivfähigkeit, die Napoleon seiner Bober-Armee gewahrt sehen wollte, fehlte den Russen, und so kamen ihnen die Japaner bei Mukden mit dem Angriff zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe.





Die Entwicklung der taktischen Anschauungen in der englischen Armee nach dem Burenkriege.*)

Schwierigkeiten der taktischen Ausbildung.

Die taktische Ausbildung der englischen Armee leidet unter der Schwierigkeit, ausgedehnte Übungsplätze zu schaffen; mehr als bei anderen Heeren begnügt sich der Führer vielfach mit Einüben von Formen, deren Anwendung vor dem Feinde in Europa einer längst vergangenen Zeit angehört. Freie Manöver, wie sie die Festlandheere kennen, sind in England nicht durchführbar. Obwohl der Reiter hinter den Hunden einem alten Recht zufolge über jedes Feld hinweggaloppieren kann, versagt man das gleiche Recht der Truppe. Hindernd für die Entwicklung gesunder taktischer Anschauungen ist, daß, abgesehen von der im Übungslager von Aldershot zusammengehaltenen, stets in ihrer Zusammenstellung und in ihren Führern wechselnden „striking force“, über die taktischen Einheiten hinaus höhere Verbände nicht bestehen, daß die Kommandeure der Territorialbezirke kein wirkliches Interesse an der taktischen Schulung der ihnen nur auf kurze Zeit unterstellten Truppen haben können. Selbst hervorragende Führer sind außerstande, den ihnen unterstellten Truppen den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken. Die Ausbildung wird ferner dadurch erschwert, daß die Truppe bei ihrer Schulung nicht weiß, wo und unter welchen Verhältnissen sie berufen sein kann, das Gelernte anzuwenden. Sie muß vorbereitet sein, einen modern geschulten und bewaffneten Gegner zu bekämpfen, in den Grenzgebirgen Indiens mit einem Feinde zu rechnen, der in gewandtester Weise die Deckungen des Geländes ausnützt und selbst mit veralteter Schußwaffe eine bemerkenswerte Treffsicherheit entfaltet, im Sudan hatte sie dem Ansturm von Fanatikern zu begegnen, die ihr ganzes Heil im Gebrauch der blanken Waffe sahen. Dort ist Schützengefecht, hier Zusammenhalten der Truppe in fest geschlossener Masse geboten. Aber immer hatte es sich gezeigt, daß Asiaten und Afrikaner dem entschlossenen Angriff mit der blanken Waffe nicht standhielten. Die Heeresleitung hatte es in

*) Vgl. den Aufsatz des Verfassers: Die Entwicklung des englischen Heerwesens nach Beendigung des Burenkrieges. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1905. Heft 4.

jedem einzelnen Falle der Truppe überlassen, die geeignete Fechtweise zu finden, blutig mußte die Truppe aber fast immer erst ihre Erfahrungen erkaufen. Enge Übungsplätze und unklare Vorstellungen von den voraussichtlichen Kampfverhältnissen brachten es mit sich, daß nichts geschah, die Entschlußfähigkeit und Verantwortungsfreudigkeit der Führer zu pflegen. Die Selbsttätigkeit der deutschen Offiziere im Kriege von 1870/71 gab sogar zu Bedenken Veranlassung. Unbedingte Ausführung gegebener Befehle erschien erforderlich, um den einheitlichen Krafteinsatz zu gewährleisten. So wurde alles vorgeschrieben, jeder selbständige Entschluß eingedämmt.*) Als unausbleibliche Folge zeigte sich im Burenkriege allgemein die Furcht, in der Wahl der Mittel fehlzugreifen, dieses führte zur Untätigkeit, so daß die Führung sich vielfach günstige Gelegenheiten, einen Erfolg einzuheimsen, entgehen ließ.

Wenn auch nach dem Kriege manches besser geworden ist, so sind doch die Bedingungen, welche vor dem Kriege eine gedeihliche Entwicklung hemmten, auch jetzt noch im wesentlichen dieselben geblieben und müssen auch in Zukunft Gleiches hervorbringen. Eine unmittelbare Nachahmung der für ganz andere Ausbildungsverhältnisse bestimmten Dienstvorschriften der kontinentalen Mächte, die nur die Bekämpfung europäischer Gegner berücksichtigen, ist für die englische Armee in Europa ungeeignet. In Indien sind die Verhältnisse aber wiederum so ganz eigenartig, daß sich hier die Armee ihre eigenen Vorschriften selbst schaffen kann und muß. Gerade dieses hatte eine kleine Partei nach dem deutsch-französischen Kriege hervorgehoben und, indem sie auf die taktische Schulung der Armee unter Wellington und auf die Erfahrungen des amerikanischen Sezessionskrieges hinwies, gewarnt, blindlings dem deutschen Vorbilde zu folgen. Als Hauptübelstand der „deutschen" Schützentaktik hatte man die Vermischung aller Verbände empfunden, nur war das gewählte Aushilfsmittel seltsam. Man vergaß, daß der Schwerpunkt des Kampfes sich mit den neuen Waffen verschoben hatte, und suchte dem Übel durch Neubelebung eines veralteten Verfahrens zu steuern. Das Exerzierreglement vom Jahre 1888 bezeichnet den Sieg dieser Bewegung, der um so freudiger begrüßt wurde, als er eine nationale Taktik zu begründen schien.

Rückkehr zur Stoßtaktik.

Wie zur Zeit Wellingtons wurde der Schützenlinie nur eine nebensächliche Bedeutung zuerkannt**) und der Schwerpunkt in ein starkes zweites Treffen gelegt.

*) Henderson, The Science of War, S. 162.

**) Die englische Armee kämpfte gegen die Heere des ersten Kaiserreiches wesentlich anders als die preußische Infanterie bei Jena und Auerstädt und die englischen Bataillone im Krimkriege an der Alma und bei Inkerman. Viel Gewicht wurde auf Schützengefecht gelegt, die Instruktionen von Sir John Moore, der 1809 bei Corunna fiel, sind denen Yorcks völlig gleichwertig. Die englische Armee hatte aber schon im Krimkriege alle Gewandtheit für das Schützengefecht verloren und nahm nach dem deutsch-französischen Kriege nur widerwillig neue Dienstvorschriften in Gebrauch, welche den Schützenschwarm zur Kampflinie machten. Welch irrige Auffassung über die deutsche Taktik 1870 dieses

„Dem zweiten Treffen, welches, wie im Halbinselkriege, sich nur auf das Bajonett verläßt, fällt die Aufgabe zu, die Schlacht schnell zu beenden, mit einer wohlgeordneten Truppe in die feindliche Stellung einzudringen, damit sofort die Verfolgung aufgenommen, ein neuer Angriff eingeleitet oder ein Gegenstoß abgewiesen werden kann."*) Mit diesem Reglement, welches alle europäischen Kriegserfahrungen unberücksichtigt ließ, war von vornherein eine verhängnisvolle Stoßtaktik ins Leben gerufen. Ein Tagesbefehl von Sir Redvers Buller für die Natal-Armee vom 12. Januar 1900 verlangt: „man muß drauflosgehen, das ist der einzige Weg zu Sieg und Heil. Jedes Zurückgehen ist verhängnisvoll. Das einzige, dem der Feind nicht standhält, ist ein Handgemenge mit uns." Diese Erziehung zum rücksichtslosen, zielbewußten Vorgehen würde auch heute noch von Wert gewesen sein, wenn ihr, wie einst zu Wellingtons Zeit, eine gute Schießausbildung zur Seite gestanden hätte, wenn man nicht die zur Erschütterung des Feindes erforderliche Patronenmenge zu gering eingeschätzt hätte. In fester Feuerzucht und in der Unempfindlichkeit gegen Verluste**) hatte die Überlegenheit der englischen Infanterie in den napoleonischen Kriegen bestanden. Aber die Erfahrungen der Kolonialkriege, die zwar hohe Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit, jedoch geringe an das Blut der Truppen stellten, hatten die Anschauungen getrübt. Ohne Kritik wurde der Satz als wahr angenommen, daß die Verbesserung der Schußwaffen bis zu den geringsten Einheiten hinab auch eine Verminderung der Verluste zur Folge haben würde. Die in England allgewaltige, durch sensationsdurstige, unwissende Berichterstatter beeinflußte, öffentliche Meinung ging sogar vielfach so weit, geringe Verluste als das Kennzeichen guter taktischer Anordnungen anzusehen. So hätten denn Führer, die mit ehernem Griffel ihre Namen in die Geschichte eingeschrieben haben, vor Generalen zurücktreten müssen, die dem Grundsatz huldigten, daß der bessere Teil der Tapferkeit Vorsicht sei. Es

zuwege brachte, mag nachstehendes Zitat aus dem Werke eines in England hochangesehenen Kriegshistorikers, des Obersten Henderson, zeigen (The Science of War S. 150):

„Die Deutschen verließen sich nur auf die Feuerwirkung, um des Feindes Widerstandsfähigkeit zu brechen, der schließliche Sturm war nur von nebensächlicher Bedeutung. Das Ergebnis war die ungeheure Ausdehnung der Schlachtfronten, der fortwährende Druck auf die Flanken, um Stellungen für Flanken- und Längsfeuer zu gewinnen. . . . . Im allgemeinen wurde kein Versuch gemacht, die Entscheidung durch ein energischeres Verfahren herbeizuführen." Unwillkürlich wird man mit diesen Worten nicht an Wörth, Mars la Tour und St. Privat, sondern an die Kämpfe des Burenkrieges erinnert.

*) Henderson, Military Criticism and modern Tactics. 1897.

**) So verloren in dem siegreichen Treffen von Albuera (16. Mai 1811) das englische 57. Regiment und die Füsilierbrigade 70 vH. ihrer Stärke, das ganze Heer Beresfords 25 vH., die britische Infanterie hatte von 7000 Mann 5200 verloren. Napier, Battles and Sieges of the Peninsula S. 94.

Ein Bataillon des 24. Regiments verlor von etwa 600 Mann bei Chillianawallah (12. Januar 1849) gegen die Sikhs 13 Offiziere, 231 Mann tot, 10 Offiziere, 266 Mann verwundet.

ist begreiflich, daß fast alle englischen Führer von dieser krankhaften Strömung beeinflußt waren, die sie hinderte, kurze, kräftige Schläge zu führen.

Erfahrungen des Burenkrieges.

Unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen trat die Truppe in Südafrika ins Gefecht, die Stoßtaktik versagte. Die Infanterie fand nicht die Unterstützung der anderen Waffengattungen, dann erwies sich das englische Infanteriegewehr für Führung eines Feuergefechtes mit einem gut gedeckten Gegner völlig ungeeignet. Nur eine zur Selbsttätigkeit erzogene, gut im Gefechtsschießen ausgebildete Truppe hätte den richtigen Weg finden können. Die Truppe war brav, zu allen Opfern, die von ihr verlangt wurden, bereit; vor dem Feinde erkannte sie jedoch, daß ihre bisherige Ausbildung ungenügend gewesen war, und so schlug das bisherige Selbstvertrauen in die alleräußerste Vorsicht um. Hiervon hat sich die Armee in Südafrika nicht mehr erholen können. Vielleicht auch deshalb, weil ihre Führer keine ernsthaften Opfer von der Truppe forderten. Ein seltsamer Widerspruch, das Reglement für die Infanterie maß dem Feuergefecht nur geringe Bedeutung bei, legte den Schwerpunkt auf den Angriffsstoß eines starken zweiten Treffens mit der blanken Waffe, überschätzte die Bedeutung vereinzelter Angriffe auf den Verlauf des ganzen Gefechts, und dennoch empfahl das Reglement gerade eine zögernde Verwendung der Reserven, ihr Zurückhalten in entfernten Aufnahmestellungen, wenn eine frische Truppe die Entscheidung hätte geben können. So wird das Gefecht von Colenso gegen 5000 Mann abgebrochen, obwohl von 15 600 erst 4800 eingesetzt waren, das Gefecht auf dem Spionskop aufgegeben, obwohl noch 16 000 Mann, die den ganzen Tag über mit Gewehr bei Fuß verharrt hatten, zum Angriff bereit standen. Unentschiedene Gefechte werden auf diese Weise zu Niederlagen. Die Bedeutung der Umfassung wurde in England zwar gewürdigt, Frontalangriffe sogar vielfach als Zeichen ungenügenden taktischen Könnens angesehen. Nicht erkannt wurde aber, daß die Umfassung unbedingt auch des festen Anfassens in der Front bedarf, wenn sie wirksam sein soll; wenn man dem Feinde nicht die Freiheit lassen will, sich der Bedrohung seiner Flanke nach Belieben zu entziehen. Die festhaltende Frontgruppe der Engländer verhielt sich aber derart, daß ihr schwächliches und zögerndes Auftreten keinen Zweifel über die wahre Absicht des Angreifers ließ. So war sie nur eine leere Drohung mit unzureichenden Mitteln.

Als Lord Roberts auf dem Kriegsschauplatze erschien, suchte er zunächst belehrend einzugreifen. Die Geschichte der Taktik zeigt, daß die Schwierigkeiten des Infanterieangriffes gegen die verbesserten Feuerwaffen ebenso alt sind, wie die Zweifel an seinem Erfolge. Bisher aber hat noch stets ein Verfahren zum Siege geführt, welches mit fester Hand diese Schwierigkeiten wegzuräumen, nicht ihnen auszuweichen suchte. Lord Roberts betrat indessen den letzteren Weg. Schon 1898 hatte er in Irland den verhängnisvollen Grundsatz von der Unangreifbarkeit der Front aufgestellt, in einem Armeebefehle vom 26. Januar 1900 sagt er: „Gegen solch einen Gegner wird jeder

Versuch, eine Stellung durch einen frontalen Angriff („direct attack") zu nehmen, zweifellos fehlschlagen. Die einzige Aussicht auf Erfolg liegt in der Möglichkeit, einen oder beide Flügel zu umgehen, oder was meist die gleiche Wirkung haben wird, die Rückzugslinie zu bedrohen."

Zwei grundverschiedene taktische Verfahren entstehen in den ebenen Gefilden des Freistaates und in dem Berglande Natals. Hier in dem Streben, zu umfassen, eine von Gefecht zu Gefecht immer mehr wachsende Verbreiterung der Front, unter völligem Preisgeben jeder Tiefengliederung, ehe noch das Feuer des Feindes einmal begonnen hatte; dort schmalere Frontbreiten mit weitgehendster Schichtung nach der Tiefe, ohne diese jedoch im Laufe des Kampfes aufzugeben. Im Westen mißlingen die Angriffe, weil der stets vorwärts drängende Nachschub der in die Feuerlinien hineingeführten Verstärkungen fehlt; im Osten, weil die schwache Anfangskraft niemals gesteigert wird, weil der Feuerkraft des Gegners niemals etwas Gleichwertiges entgegengesetzt wird.

Bestimmend für die ganze spätere englische Taktik werden die Operationen von Lord Roberts über Paardeberg auf Bloemfontein. Den Feind sollte er niederwerfen, selbst aber jeden Mißerfolg vermeiden. Seiner Kriegführung war daher von vornherein der Stempel des Vorsichtigen aufgedrückt. Lord Roberts vermeidet frontale Angriffe; er will den Feind aus seinen Stellungen herausmanövrieren, jedoch nicht mit der Absicht, ihn dann zum Begegnungsgefechte im freien Felde zu zwingen, sondern nur, um in den Besitz des von den Buren besetzten Geländes zu gelangen. Das ist der Grundzug der Operationen; Ortsgewinn, nicht Vernichtung des Gegners!

Durch schnellen Rechtsabmarsch bedroht Lord Roberts die Verbindung der bei Magersfontein stehenden Buren, durch nächtlichen Abmarsch wollen sie sich ihm entziehen, werden aber am 17. Februar 1900 in sehr geschickter Weise von der Kavallerie gestellt, weisen dann am nächsten Tage einen in Abwesenheit von Lord Roberts angesetzten Angriff ab. Die weitere Fortsetzung des Angriffs verhindert Lord Roberts; nach zehntägiger Einschließung und Beschießung müssen die Buren die Waffen strecken. Ebenso ist es auch im Gefecht von Poplar Grove am 6. März. Der Feind wird angefaßt, ein Angriff jedoch unterlassen, in der sicheren Erwartung, daß der Feind seine Stellung in der Nacht räumen würde. Gewiß tut er dieses, aber nur, um wenige Kilometer weiter erneut Widerstand zu leisten. Der Vormarsch wird von vornherein mit der ausgesprochenen Absicht angeordnet, den Feind zu umklammern. In voller Gefechtsentwicklung gehen die Truppen vor. Im Treffen von Diamond Hill (11. Juni 1900) bewegt sich die 40 000 Mann zählende Streitmacht Lord Roberts' in einer Frontbreite von 37 km vor, zwischen den Schützen 20 bis 30 Schritte Zwischenraum. Nur einem gebrochenen Feinde gegenüber, von dem man weiß, daß er nicht zum Angriff neigt, kann man sich derartiges erlauben. Der Vernichtungsgedanke tritt völlig in den Hintergrund. Was hier aber an einem Ge

fechtstage an Blut gespart wird, wurde durch die mit der Verlängerung des Krieges verbundenen Opfer mehr als ausgeglichen. Die Scheu vor der Front des Feindes tritt am deutlichsten in den Kämpfen Bullers am Tugela in die Erscheinung. Glücklich eingeleitete Gefechte werden abgebrochen, Teilerfolge nicht ausgenützt, nur, weil der weitere Angriff gegen die Front geführt haben würde.

Nichts ist verhängnisvoller, als in der Truppe den Gedanken aufkommen zu lassen, daß ein Frontalangriff unausführbar sei. Im Gegenteil, die Truppe muß wissen, daß in der großen Schlacht fast alle Angriffe frontal sein werden. Voraussetzung bleibt nur, wie für jeden anderen Angriff, das Erkämpfen der Feuerüberlegenheit. Reichen die Mittel hierfür nicht aus, so bleibt nichts anderes übrig, als unter dem Schutze der Dunkelheit an den Feind heranzugehen, um dann mit Tagesanbruch das Feuer auf den Nahentfernungen zu eröffnen. Letzteres wurde auch in Südafrika mehrfach versucht. Aber die in früheren Kriegen gesammelten Erfahrungen waren verblaßt, man legte geringeres Gewicht auf die für den Erfolg unerläßlichen Vorbereitungen und Erkundungen. Bei Stormberg und Magersfontein kam die Truppe zu spät an den Feind, und anstatt zu überfallen, wurde sie selbst durch feindliches Feuer in geschlossener Ordnung überrascht. Schnell schwand das Vertrauen zu dieser Fechtart, die Dunkelheit wurde auch dann nicht ausgenutzt, wo, wie wir es jetzt übersehen können, ein Nachtangriff unbedingt von Erfolg gewesen wäre. Kaum würden die Buren am Abend nach einem noch nicht völlig ausgefochtenen Entscheidungskampfe einem erneuten Vorgehen nach Eintritt der Dunkelheit standgehalten haben (Tabamyama, Spionskop u. a. m.).

Nur ein kleiner Schritt war noch von der Scheu vor der Front des Feindes bis zu dem Gedanken, daß ein Angriff überhaupt unmöglich sei. General Baden-Powel befürwortet grundsätzlich die operative Offensive verbunden mit taktischer Defensive, nur unter besonders günstigen Bedingungen hält er einen Angriff noch für ausführbar, wenn man es mit einem minderwertigen Feind zu tun hat, wenn man den Feind überraschen kann, oder wenn der Angriff unter dem Schutz der Dunkelheit möglich ist. Baden-Powel empfiehlt in seinem Buche „War in practice,“ den Feind mit kleinen Detachements zu umklammern, dann zu versuchen, ihn einzuschließen, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als sich zu ergeben oder durchzubrechen. Getrennt fechten und der erleichterten Verpflegung durch Eisenbahnen wegen vereint marschieren und ruhen!

Aber gerade der südafrikanische Krieg zeigt, daß, wer die Entscheidung will, trotz aller Schwierigkeiten unbedingt angreifen muß. Nur der Angreifer kann aus den Unvollkommenheiten, Fehlern und Irrtümern des Feindes Nutzen ziehen. Wer von vornherein Abwehr und Verteidigung plant, hat schon vor der Entscheidung die Überlegenheit des Feindes anerkannt.

Neue Dienstvorschriften.

Nach Beendigung des Krieges wurde Lord Roberts zum „Field-Marshall commanding in chief" ernannt. Während ein vom König berufener Ausschuß die Erfahrungen für Ausrüstung, Verpflegung, Mobilmachung und Ersatz festzulegen berufen war, begann Lord Roberts, vielleicht in der Absicht, die taktische Entwicklung in der Armee in bestimmter Weise zu beeinflussen, mit der Herausgabe taktischer Vorschriften für alle Waffen. Die englische Armee war aus dem Feldzuge mit dem Gedanken heimgekehrt, daß Angriffe gegen eine Stellung nur bei großer Überlegenheit möglich seien, Lord Roberts war viel zu kriegserfahren, als daß er nicht erkannt hätte, daß ein gleichwertiger Gegner sich nicht von ferne aus seiner Stellung herausschießen läßt, daß es des entschlossenen Vorgehens zum Angriff bedarf, um ihn zum Räumen seiner Stellung zu zwingen. Feuertaktik zu lehren und Vertrauen zum Angriff der Armee wiederzugeben, das war seine schwere Aufgabe. Höher als es indessen für die Erziehung der Armee geboten war, bewertete er die Verluste. Die Neigung Menschenleben zu schonen, wie sie seinem Charakter entsprach, kommt unwillkürlich in den Vorschriften zum Ausdruck.

Schießvorschrift für die Infanterie.

Vor allem schien es geboten, die unzureichende Schießfertigkeit der englischen Infanterie zu heben, indem man bisher weniger auf Steigerung der Durchschnittsleistung, als auf Erzielung besonderer Sportleistungen einzelner ausgesuchter Schützen Bedacht genommen hatte. Im Jahre 1905 erhielt der nach dem Feldzuge ausgegebene Entwurf einer Schießvorschrift*) seine endgültige Fassung. Durch Masseneinsatz von Munition soll die Schießfertigkeit des Mannes gesteigert werden. Es fehlt die Forderung, nicht eher zur nächsten Übung vorzuschreiten, ehe nicht eine bestimmte Leistung auf der vorhergehenden wirklich erreicht ist. Bedingungen finden sich nur in gewisser Weise bei der Ausbildung der Rekruten; die Forderung, eine bestimmte Punktzahl in sämtlichen Übungen zu leisten, dient nur zur späteren Klassierung der ausgebildeten Schützen. Während in Deutschland für jeden Mann der Sollstärke nur 165 Patronen zur Verfügung stehen, sind in England 300 Patronen, davon 125 für gefechtsmäßiges Schießen (Deutschland nur 60) ausgeworfen. Günstigstenfalls kann ein englischer Rekrut im ersten Dienstjahre sogar 500 Patronen verfeuern, die Gefahr, die Übungen flüchtig zu erledigen, ist jedenfalls sehr groß. In England werden einzelne Schützen Hervorragendes leisten, die große Masse bleibt auf einem sehr niedrigen Niveau. Das Schulschießen ist eine unmittelbare Vorübung für das Gefechtsschießen. Zunächst soll der Schütze langsam und sorgfältig auf bekannte Entfernungen gegen die Spiegelscheibe schießen, um die Eigenart seiner Waffe, Einfluß von Wind und Beleuchtung kennen zu lernen und den günstigsten Zeitpunkt für Abgabe seines Schusses abzupassen. Da auf diese Weise nur Scheibenschützen, aber nicht Gefechtsschützen herangebildet werden können, tritt beim „Bedingungs-

*) Musketry Training, 1905.

schießen" als neue Forderung hinzu, zunächst den Schuß in einer bestimmten Zeit abzugeben, dann schnell zu schießen, schließlich den günstigsten, schnell vorübergehenden Moment zu benutzen, wo sich dem Schützen auf kurze Zeit ein Ziel bietet. Der Ausbildungsgang sucht nach Möglichkeit im Gegensatz zu der früheren Massenausbildung, welche im südafrikanischen Kriege völlig versagte, die Selbsttätigkeit des Mannes zu fördern, indem das Ziel der Ausbildung, in kurzer Zeit im gefechtsmäßigen Anschlag mehrere Schüsse gegen ein nur kurze Zeit sichtbares Ziel abzugeben, durch eine ganze Anzahl vorbereitender Übungen gefördert wird. An Stelle einer einzigen Übung in der deutschen Vorschrift, fünf Schuß in 30 Sekunden auf 300 m abzugeben, finden wir in England vier Übungen dieser Art und sieben Übungen mit Zeitbeschränkung.

Dann wurde die Munitionsausrüstung der Truppe wesentlich erhöht, jeder Mann trägt in einem Patronenbandolier 100 Patronen, 8 Tragtiere (früher nur 2) tragen zwei Kasten zu je 1000 Patronen. Das Bataillon verfügt über 6 Patronenwagen, 5 enthalten in 16 Kasten je 16 000 Patronen, der 6. Wagen mit 6600 Patronen ist für Maschinengewehre bestimmt. Im Bataillon sind somit außer der Taschenmunition 96 000 (früher 77 000) Patronen für die Mannschaften und 13 200 für die Maxims vorhanden. Die Tragtiere folgen den Kompagnien unmittelbar. Vier Patronenwagen bleiben im Gefecht zur Verfügung des Bataillons, zwei zur Verfügung der Brigade. Die Divisionsmunitionskolonne enthält weitere 100 Patronen für das Gewehr und 8800 für jedes Maxim. Im Munitionspark des Armeekorps sind noch 50 Patronen für das Gewehr und 9000 für jedes Maxim enthalten. Der englische Infanterist verfügt demnach im Verbande des Armeekorps über 355,6 Patronen!

Exerzierreglements für die Infanterie 1902 u. 1905.

Im engen Zusammenhang mit dem Entwurf dieser Schießvorschrift war im Jahre 1902 der Entwurf eines Reglements für die Infanterie erschienen, welches noch immer an einem schematischen Aufbau der Truppe für das Gefecht ohne Rücksicht auf Feind und Gelände festhielt, auch der Neigung zu großer Frontausdehnung (Bataillon 540 m) weiteren Vorschub leistete. In der Verteidigung wurde Besetzung vorgeschobener Stellungen empfohlen, den Abschluß eines jeden Verteidigungskampfes sollte der frontale Offensivstoß der Reserve bilden. Die Anschauungen über die Verwendung der Reserven hatten sich allerdings geändert, zwar wurde noch immer für den Fall eines Rückschlages das Zurückhalten eines Teiles in einer Aufnahmestellung zugelassen, aber für gewöhnlich soll doch die Reserve den angreifenden Truppen folgen, um rechtzeitig in eine Krisis einzugreifen oder sofort die Verfolgung zu übernehmen. „Je stärker die Reserve," sagt dann das Reglement, „umsomehr bietet sich Gelegenheit, einen etwaigen Fehler des Feindes auszunutzen, dem Angriffe im entscheidenden Augenblicke die nötige Kraft zuzuführen." Die Verwendung von Reserven von 50 bis 100 Berittenen wird empfohlen, um, wenn nötig, dem Feinde

in Besetzung wichtiger Punkte zuvorzukommen oder schnell einem Teile der Linie Verstärkungen zuzuführen.

Der Reglementsentwurf erhielt dann 1905 unter der Bezeichnung „Infantry Training" eine feste Form. Die Einteilung des Bataillons in acht schwache Kompagnien wurde beibehalten, wiedereingeführt die 1902 verworfene, recht unlenksame Kompagniefrontkolonne (quarter column), abgeschafft das Salvenfeuer. Die Erfahrung des Burenfeldzuges macht sich am deutlichsten dadurch bemerkbar, daß das Begegnungsverfahren ganz und gar außer acht gelassen ist und grundsätzlich vor dem Eintritt in das Gefecht aufmarschiert wird. „Beständig sollen die Bataillone in Gefechtsentwicklungen aus der Versammlungsformation mit wechselndem Frontraum und Wechsel in der Zahl der Kompagnien erster Linie geübt werden." Auf diese Weise, wenn man erst jedesmal eine Ausgangsformation zum Kampf annehmen wollte, wäre wohl die 5. Infanteriedivision am Morgen der Schlacht von Vionville nie dazu gekommen, vor dem Gegner festen Fuß auf der Hochfläche zwischen Vionville und Gorze zu fassen. Der normale „Typ" einer Offensivschlacht „ist das Vorschreiten von Punkt zu Punkt; jedes erneute Festsetzen in einer Feuerstellung schwächt des Feindes Kraft in seiner Hauptstellung und bereitet den Weg für weiteres Vorgehen vor, jedes Vorgehen muß gründlich vorbereitet und systematisch durchgeführt werden." Innerhalb dieser Bestimmung des Reglements bleibt kein Raum für ein Begegnungsverfahren, die große Freiheit, die die Vorschrift sonst läßt, scheint hier in sehr bedenklicher Weise eingeengt. Warnend erhebt aber das Reglement seine Stimme gegen alle Versuche, einen Normalangriff einzuüben. Gefechte werden unter stets wechselnden Verhältnissen geführt, in den Vorschriften können nur Grundsätze und dehnbare Regeln gegeben werden. „Wenn ein Normalangriff anscheinend auch die Möglichkeit bietet, den verschiedenen Verhältnissen entsprechend abgeändert zu werden, so führt doch andauernde Übung in einer »stereotypen Form« zu einem Mangel an Gewandtheit und Geschicklichkeit. Im Frieden kommen die mit einem Normalangriff verbundenen Nachteile nicht zur Geltung, im Kriege zeigen sie sich durch Verluste und Mißerfolge."

Der geplante Angriff.

Aus den Vorschriften läßt sich folgendes Bild von dem Verlaufe des geplanten Angriffes einer Brigade von vier Bataillonen gewinnen. Während der Führer unter dem Schutze seiner Avantgarde erkundet, marschiert die Truppe in einer „preparatory formation" auf; die Bataillone in einer oder mehreren Linien von „quarter columns" (Kompagniefrontkolonne). Sobald der Führer sich schlüssig geworden ist, welchen Teil des Feindes er umfassen, welchen er entscheidend angreifen will, versammelt er die Unterführer zur Befehlsausgabe. Selten werden nach Ansicht der Vorschrift die Befehle ausgegeben werden können, während die Truppen noch im Marsch sind. Die Befehle sind grundsätzlich schriftlich zu geben und durch eine mündliche Unterweisung zu ergänzen, indem der Führer auf die Eigentümlichkeiten des Geländes

aufmerksam macht, namentlich dort, wo ein Gegenangriff des Feindes möglich ist. Ausnahmsweise bezeichnet der Brigadekommandeur die Stellung der Maschinengewehre und gibt Anordnungen für Abgabe von Fernfeuer zur Unterstützung des Vorgehens. Ein Richtungsbataillon wird bestimmt. Ist die Stellung des Feindes zu sehen, so wird jedem Truppenteil ein Angriffspunkt zugewiesen, andernfalls die Richtungstruppe durch Offiziere, welche das Gelände kennen, oder durch Angabe der Kompaßrichtung vorgeführt. Jeder Führer hat selbständig seine Anordnungen für Aufklärung und Nachrichtenverbindung durch Winkerflaggen*) und neuerdings auch durch lautsprechende Telephone**) zu treffen. Beim Brigadekommandeur befindet sich ein berittener Signalist.

Jede Truppe wird zum Angriff in drei Treffen gegliedert.

Einleitungstruppe, bestehend aus Aufklärern, Schützen mit Unterstützungen, so schwach als möglich, ohne Unterstützung selten mehr als ein Viertel des Ganzen.

Zweites Treffen, die Reserve der Feuerlinie unter Befehl der betreffenden Bataillonskommandeure, dient zum Verstärken und Verlängern der Feuerlinie, Schutz der Flanken, Abgabe von Fernfeuer. Das zweite Treffen soll die Feuerlinie auf das Höchstmaß ihrer Dichtigkeit, d. h. bis auf ein Gewehr für den Yard, bringen.

Drittes Treffen, die Hauptreserve, um den Erfolg sicher zu stellen, ist so stark als möglich, selten geringer als ein Viertel des Ganzen bemessen. Die Ansichten über Verwendung von Reserven erfuhren eine wesentliche Erweiterung. „Die Hauptreserve steht unter den Befehlen des Führers des Ganzen", heißt es jetzt, „mit ihr kann er den Wechselfällen des Gefechts begegnen; sie wehrt Gegenangriffe ab; gelingt der Angriff, so dringt sie schnell nach, um die Verfolgung zu übernehmen; bei einem Rückschlag kann sie zur Aufnahme dienen, aber ehe sich der Führer entschließt, selbst nur einen Teil zurückzulassen (hierin liegt eine entscheidende Neuerung), hat er zu erwägen, ob er nicht durch den Einsatz aller verfügbaren Kräfte doch den Widerstand des Verteidigers brechen kann. Nur durch eine Reserve kann der Führer einen unmittelbaren Einfluß auf den Gang des Gefechts ausüben. Mit einer starken Reserve kann der Führer jeden Fehler des Feindes ausnutzen, nach einem Mißerfolg der Ein-

*) Die Ausbildung erfolgt mit Winkerzeichen (Semaphore), abweichend von den unsrigen, und nach dem Morsealphabet. Fertigkeit in Abgabe der Zeichen wird ganz besonders gefordert. Es werden gerechnet mit Winkerzeichen 8, mit dem Morsesystem 6 Worte zu je 5 Buchstaben in der Minute. In England werden mit der kleinen Flagge von 60 cm Seitenlänge Signale bis zu 4,5 km und 6 km Entfernung gegeben. Es werden ausgebildet vier Signalisten für jede Batterie und Infanterie-Kompagnie, zwei für jede Pionier-Kompagnie und acht für jede Eskadron. Ein brigade- oder divisionsweises Zusammenfassen der Signalisten ist zulässig. Außerdem sind noch im Gebrauch Heliograph, Kalklicht und die Begbie-Lampe. (Signalling Regulations 1904.)

**) Dem „Naval Military Record" zufolge wurde während der vorjährigen englischen Manöver ein dem japanischen nachgebildeter Feldfernsprecher erprobt. Der in einem Tragtornister verwahrte Apparat besteht aus einem aufgespulten Feldkabel von 200 m Länge und einem Hör- und Sprechtelephon.

leitungstruppen das Gefecht wiederherstellen, einen Gegenangriff abweisen, wenn nötig, der Truppe so viele Kräfte zuführen, um den Angriff gelingen zu lassen (to drive the attack home)." Seltsamerweise findet sich aber im Gegensatz zu diesen Bestimmungen in dem Abschnitt „Brigade" noch einmal der Hinweis, daß es geboten sei, beim Vorgehen zum Sturm einen Teil der Reserve in einer Aufnahmestellung zurückzuhalten, auch der Bataillonskommandeur soll wenigstens eine Halbkompagnie stets zu seiner Verfügung behalten. Hatte man den englischen Truppen in Südafrika nicht ohne Grund den Vorwurf gemacht, daß Flankenangriffe zwar angesetzt, diese indessen infolge des schwächlichen Verhaltens der Frontgruppe nicht wirksam wurden, so gibt das neue Reglement eingehende Gesichtspunkte für Durchführung des „holding attack". Die den Feind in der Front festhaltende Truppe soll zunächst nur drohen. Diesem Zwecke dienen große Ausdehnung, Täuschung des Feindes durch gelegentliches Losbrechen von Feuerstürmen (bursts of fire, rafales), Verwendung von Maschinengewehren,*) weites Zurückhalten von Unterstützungen und noch nicht Herangehen auf entscheidende Entfernungen. Die Truppe muß aber bereit sein, wenn der eigentliche Angriff vorschreitet, sich diesem anzuschließen. Soll das Ganze nicht eine schnell zu durchschauende Maske (feint) sein, so müssen stärkere Kräfte eingesetzt werden, auch muß die Führung mit Kraft handeln.

Feste Anhaltspunkte für die Ausdehnung einer Truppe im Gefecht werden jetzt nicht mehr gegeben, die allein fechtende Abteilung kann sich erheblich weiter ausdehnen als die im Verbande fechtende Truppe. Beim entscheidenden Angriff kann ein Bataillon erster Linie auf je 100 Yards (d. h. 90 m) Front 125 Gewehre rechnen, die sich auf Schützen, Unterstützungen und Bataillonsreserve verteilen, letztere kann von einer oder mehreren Kompagnien gestellt werden. Ganze Kompagnien werden nur ausnahmsweise, z. B. in unbedecktem Gelände, wenn es schwer hält, Verstärkungen nachzubringen, entwickelt. Wie stark die Reserve bemessen wird, hängt von den in der Gefechtslinie zu erwartenden Verlusten ab; sind diese voraussichtlich gering, so kann die Reserve ebenso stark als Schützen und Unterstützungen sein. Unter Zugrundelegung dieser Gesichtspunkte kann sich ein Bataillon im Angriff entwickeln bis zu einer Ausdehnung von 800 Yards, gleich 720 m (früher angegeben auf 540 m). Eine Brigade von 4 Bataillonen wird sich, entsprechend der Zahl der eingesetzten Bataillone, bis auf 1400 und 2100 m entwickeln können.

Während man früher in England Gewicht auf schmale Fronten und geringe Schützenentwicklung legte, ist man nach dem südafrikanischen Kriege in das Gegenteil umgesprungen. So richtig auch eine Erweiterung des Gefechtsraumes in beschränktem Maße ist, so gefahrlos auch im sogenannten Detachementskriege große Frontbreiten sind, in der großen Schlacht kann doch eine übergroße Ausdehnung verhängnisvoll

*) Die von den unsrigen erheblich abweichenden englischen Anschauungen über die Verwendung der Maschinengewehre werden in einem besonderen Aufsatze behandelt werden.

werden. Breite Gefechtsfronten haben eine starke Anfangskraft, erleichtern Überflügelung und Flankierung des Gegners, aber ihnen mangelt die Nachhaltigkeit der Wirkung. Mit der Ausdehnung der Front nimmt die Sicherheit der Leitung ab. Die Schwäche der Flanken und die Schwierigkeit, die Gefechtslinie dauernd in gleicher Stärke zu halten, wird gesteigert. Im deutsch-französischen Kriege hat die im Verbande kämpfende Brigade im Durchschnitt einen Raum von 800 bis 1000 m (auf den Meter 6 bis 7,5 Gewehre) eingenommen; ein Überschreiten dieser Gefechtsräume in einem die Entscheidung suchenden Gefecht führte schwere Krisen herbei, denen nur durch das Eingreifen frischer Abteilungen abgeholfen werden konnte. Die Verhältnisse haben sich keineswegs jetzt so geändert, daß man im Angriffsgefecht einem vollwertigen Gegner gegenüber nach englischem Muster die Frontbreite einer angreifenden deutschen Brigade auf etwa 2400 m bemessen dürfte. In dieser Breite würde es der Truppe an nachhaltiger Kraft fehlen, wenn man auch unbedenklich den Angriffsraum einer Brigade auf 1500 m erweitern kann.

Die Abstände richten sich nach der Beschaffenheit des Geländes und der Wirksamkeit der feindlichen Waffen. Aufklärer gehen der Feuerlinie auf etwa 800 m voraus, begleiten auch in dieser Entfernung die Truppen in den Flanken. Im bedeckten Gelände wird es notwendig werden, zum Aufrechterhalten der Verbindung und um einen sicheren Meldeverkehr (durch Winkerflaggen) mit den Aufklärern zu ermöglichen, noch ein Zwischenglied einzuschieben. Im bedeckten Gelände und einem schlecht bewaffneten Feinde gegenüber werden die Abstände zwischen den einzelnen Stufen der Tiefengliederung auf 200 Yards (180 m) bemessen. Je mehr sich die Feuerlinie dem Feinde nähert, umsomehr werden sich die Abstände verkleinern. Mit besonders großem Abstande wird die Reserve des Führers zurückgehalten, um zu verhindern, daß sie vorzeitig in den Kampf der vorderen Linie hineingezogen wird.

Die Bataillone der ersten Linie gehen mit Zwischenräumen in Bataillonskolonnen unter dem Schutze von Aufklärern bis an die Grenze der weiten Entfernungen (d. h. 2500 bis 2000 m für Infanteriefeuer, 5400 bis 4000 m für Feldgeschützfeuer) vor. Dann werden die Bataillone in Kompagnien auseinandergezogen, diejenigen der ersten Linie gliedern sich in Züge, ohne jedoch sofort Schützen aufzulösen. Sobald die Aufklärer nicht mehr vorwärtskommen können, legen sie sich hin und warten das Eintreffen der Gefechtslinie ab. Es wird auf ein Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie sowie auf die Unterstützung hingewiesen, welche vorgehenden Schützen durch das Deckungsfeuer zurückgehaltener Abteilungen und Maschinengewehre gewährt werden kann. Das englische Reglement fordert damit als das erste das Überschießen der eigenen Schützen durch rückwärtige Abteilungen. Die englische Schießvorschrift verlangt derartige Übungen auf 900 m durch einzelne Kompagnien, die mit ein bis zwei Schritt Zwischenraum ausschwärmen und vor denen bewegliche Klappziele aufgestellt werden. Das Feuer soll zu besonderer Heftigkeit anschwellen,

wenn die angreifende Infanterie über ebenes Gelände vorgeht oder Schwierigkeiten findet; es wird eingestellt, wenn die vorgehenden Schützen Deckungen erreichen. Das Überschießen ist nicht ganz ohne Gefahren, scheint aber gelegentlich anwendbar. Versuche in dieser Richtung sind jedenfalls von Wert. Die Schützenlinie geht so nahe an den Feind heran, als dieses ohne unverhältnismäßige Verluste möglich ist. Die Feuereröffnung wird beeinflußt durch die Wirkung des feindlichen Feuers, geringe Verluste müssen ertragen werden. Wird der Feuerkampf aufgenommen, so soll es mit einer dem Feinde überlegenen Gewehrzahl geschehen. „Schlachten werden nur gewonnen durch geregeltes Feuer gegen einzelne Ziele auf entscheidenden Entfernungen“ (d. h. nach dem Reglement unter 540 m). Im Bereich des wirksamen Feuers nehmen alle Abteilungen die aufgelöste Ordnung an. Bei der ersten Entwicklung wird der Zwischenraum etwa 5 bis 15 Schritt betragen, auf Nahentfernungen soll an den Stellen, wo man die Entscheidung sucht, wenigstens ein Gewehr auf 2 bis 3 Yards (1,80 bis 2,70 m gleich $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Schritt) kommen. Als Höchstmaß der Dichtigkeit wird an anderer Stelle der Vorschrift ein Gewehr auf den laufenden Yard (etwa 90 cm) angegeben. Gerade in den Anschauungen über Ausdehnung der Schützenlinie zeigt sich eine wesentliche Änderung gegenüber denjenigen, unmittelbar nach dem südafrikanischen Kriege, indem jetzt dichte, feuerkräftige Schützenlinien als wichtig für Führung eines entscheidenden Kampfes angesehen werden. „Das Feuer einer weit ausgedehnten Linie ist wirkungslos. Die Zwischenräume können sehr verschieden bemessen sein, aber man soll sich nicht verhehlen, daß bei zu großer Ausdehnung die Leitung erschwert und die Feuerkraft vermindert wird. In bedecktem Gelände, und wenn man mit Gegenangriffen rechnen muß, ist zu große Ausdehnung geradezu gefährlich. Die Notwendigkeit, sich in dünnen Schützenlinien bewegen zu müssen, zwingt dazu, daß die Mannschaften an selbständiges Handeln gewöhnt werden müssen, selbst unter schwierigen Verhältnissen das Gefecht fortzusetzen und alles zu tun, um die ursprünglichen Absichten des Führers auszuführen.“

Sprünge (rushes) über offenes Gelände sollen 80 bis 100 Yards (72 bis 92 m) nicht übersteigen, meist werden sie diese Ausdehnung nicht erreichen. Nach einem Beispiel in der Schießvorschrift sollen die Sprünge auf Entfernung von 650 bis 500 Yards (580 bis 450 m) 25 Yards (22 m) lang gemacht werden. Der Sprung wird so lange fortgesetzt, als die Überraschung des Feindes anhält und er keine Gelegenheit zu Abgabe gezielten Feuers findet. In bedecktem Gelände werden die Sprünge von Deckung zu Deckung ausgeführt.

„Im offenen Gelände und innerhalb wirksamen Schußbereichs werden lange Linien sich gleichzeitig erhebender Schützen selbst bei kurzen Sprüngen schwere Verluste erleiden. Plötzliche Bewegung kleinerer Abteilungen vermag den Feind zu überraschen, so daß wenigstens für einige Zeit gezieltes Feuer vermieden wird. Der Sprung wird nur so lange fortgesetzt, als die Überraschung des Feindes anhält. Je

geringer die Entfernung vom Feinde, um so kleiner müssen die vorlaufenden Abteilungen und um so kürzer die Sprünge werden."

Die Anordnungen für Ausführung eines Sprunges müssen so unauffällig als möglich getroffen werden. Die im Sprunge nachfolgenden Abteilungen sollen, wenn möglich, über die im Feuer liegende Abteilung hinausgehen. Ist sprungweises Vorgehen mit Abteilungen nicht möglich, so kann einzeln vorgelaufen oder vorgekrochen werden. Ist in dem immer näher und näher an den Feind herangetragenen Feuerkampfe die Feuerüberlegenheit erlangt, was daran zu erkennen ist, daß Stärke und Wirkung des feindlichen Feuers nachläßt, einzelne Abteilungen schon zurückzugehen beginnen, so werden die Reserven zum Sturm herangeführt. Den Zeitpunkt zum Vorbrechen bestimmt der älteste Führer, indem er das Signal „Sturm" blasen läßt. Die Art der Ausführung bleibt den Kompagnieführern überlassen. Vielfach besteht die Ansicht, daß es zweckmäßig sei, den Sturm unter Feuer in der Bewegung auszuführen. Unerläßliche Bedingung ist dann aber, daß der Feind niedergekämpft und in seine Deckungen hineingetrieben ist. Das Feuer in der Bewegung kann natürlich nicht stehend nach Art des Feuers der ehemaligen Schützen in den Intervallen abgegeben werden, sondern die Leute werfen sich in den Atempausen nieder und geben Schnellfeuer. Einem Privatbriefe, vielleicht des besten englischen Infanterietaktikers, Sir Jan Hamilton, dem es vergönnt war, bei Elandslaagte und Doornkop seine Truppe bis in den Feind hineinzuführen, sei folgendes entnommen: „Meine Ansicht ist, daß, gleichviel welche Bestimmungen auch im Frieden getroffen sind, die Leute beim Sturm feuern werden. Nichts wird sie daran hindern, verlassen Sie sich darauf. Man tut daher gut, von vornherein damit zu rechnen. Die größte Gefahr bleibt, daß die Leute sich niederwerfen, anstatt im Vorgehen zu bleiben. Werfen beim Sturme die Leute sich aber einmal hin, so stehen sie nur auf, um zurückzugehen."*)

Nächtliche Unternehmungen sind von jeher in der englischen Armee mit besonderem Eifer gepflegt worden. Für die Ausführung wird zunächst eine „Sammelstelle" bestimmt, in der die Truppen aufmarschieren und aus der sie bis zur „Entwicklungslinie" vorgeführt werden, wo sie die Gefechtsgliederung annehmen. Die erstere ist so weit vom Feinde entfernt, daß eine Entdeckung ausgeschlossen bleibt, die letztere

*) Oberst v. der Goltz schreibt in „Ausbildung der Infanterie für den Angriff" S. 63 über einen praktischen Versuch: „Je näher die Linie dem Verteidiger kam, desto mehr zeigte sich das anerzogene Bestreben jedes einzelnen, so schnell wie möglich in die feindliche Stellung zu gelangen; aus dem Niederlegen zum Schuß wurde ein Niederknieen, schließlich eine Feuerabgabe im Stehen, und ganz naturgemäß ergab sich zuletzt ein Feuern in der Bewegung. Feuer in der Bewegung ist reglementarisch gestattet und an dieser Stelle gewiß geboten. Es entspringt hier dem sehr richtigen Gefühl, den niedergehaltenen Gegner nicht wieder hochkommen zu lassen. Man verwechsele dies Feuer in der Bewegung nicht mit dem seinerzeit verurteilten Bewegungsfeuer langer Schützenlinien auf weiten Entfernungen, bei dem es nicht auf Niederhalten eines niedergekämpften, sondern auf Niederzwingung eines intakten Gegners abgesehen war."

liegt etwa 900 m vom Einbruchspunkte. In offenem und freiem Gelände können beide zusammenfallen. Die Entfernungen zwischen beiden Linien sind zu bestimmen und die Marschrichtungen mit der Bussole genau festzulegen. Die Truppen legen Abzeichen an, ein Erkennungswort wird ausgegeben, außerdem muß auch der Führer durch ein Abzeichen zu erkennen sein. Werkzeuge zum Beseitigen von Hindernissen und Schanzzeug sind mitzunehmen. Raketen können von Vorteil sein als Zeichen zum Angriff (!). Der Angriff findet gleichzeitig in einer oder mehreren Kolonnen statt. An der „Sammelstelle" angekommen, marschieren die zur Ausführung des Angriffs bestimmten Truppen zu Kolonnen auf, die Bataillone hintereinander, auf 350 m von einer Reserve gefolgt, in der Front und Flanke durch etwa auf 100 m vorgeschobene Patrouillen unter Offizieren begleitet. Für den Marsch in dieser Form bis zur „Entwicklungslinie" wird eine Geschwindigkeit von 1600 m in der Stunde gerechnet. Wird die Truppe nach Kompaßrichtungen vorgeführt, so soll der führende Offizier hinreichend weit voraus sein, daß die Magnetnadel nicht durch die Nähe der Gewehre abgelenkt werden kann. Ein Offizier ist damit zu betrauen, auf die zurückgelegten Entfernungen zu achten; der Führer vergißt dieses meistens. Als zweckmäßige Angriffsform für ein Bataillon wird empfohlen: Vorgehen in Linien von Halbbataillonen mit 50 bis 100 m Abstand; auch können die einzelnen Linien eingliedrig gebildet werden, so daß dann vier Glieder mit dem angegebenen Abstand sich folgen würden.

In breiter Front folgt auf 350 m die Reserve und auf 800 m die Hauptreserve mit Pionieren, hinter der Reserve mit größerem Abstande Fahrzenge, berittene Waffen, Artillerie- und Munitionskolonnen.

Für den Angriff selbst ist folgendes vorgeschrieben: die Truppe hat geladen (!), niemand darf aber ohne Befehl schießen. Bis es deutlich hell geworden ist, ist nur von der blanken Waffe Gebrauch zu machen, Vorgehen in unbedingter Stille. Stößt die Truppe auf Hindernisse, so legt sie sich hin, bis eine Lücke für das weitere Vorgehen geschaffen ist. Trifft man im Vorgehen auf feindliche Patrouillen, so müssen diese ohne Lärm gefangen genommen oder niedergemacht werden. Eröffnet der Feind das Feuer, so muß dies für alle das Zeichen zum energischen Vorgehen sein. Sehr bedenklich erscheint aber folgende Bestimmung: „Unter Umständen, wenn eine Überraschung nicht mehr möglich, die Truppe beim Angriff zu großen Verlusten ausgesetzt sein sollte, kann es sich empfehlen, sobald der Feind das Feuer eröffnet, die Leute sich hinlegen zu lassen und dann den Rückzug unter dem Schutze der in einer Aufnahmestellung entwickelten Reserve anzutreten."

Die Verteidigung.

Die für die **Verteidigung** bestehenden Vorschriften zeigen wenig Abweichendes von den auch in anderen Heeren herrschenden Anschauungen. Die Truppe gliedert sich in Gefechtslinie mit Unterstützungen und örtlicher Reserve. Letztere stellt die Vorposten und Besatzungen vorgeschobener Stellungen (temporary positions). Zweck

dieser ist, den Feind irre zu führen, zu täuschen und aufzuhalten. Ihre Räumung soll erfolgen, ehe noch die Truppe ernstlich engagiert ist. Eine fortlaufende Befestigung der Hauptstellung ist nicht erforderlich, jeder Zug, ja jede Gruppe kann ihre eigene Befestigung haben. Hauptgesichtspunkt bleibt gutes Schußfeld und die Möglichkeit, durch Schräg- oder Längsfeuer andere Teile der Linie zu unterstützen.

Die Stärke der Besatzung richtet sich nach der Größe des Schußfeldes und der Art der Deckung; unter günstigen Bedingungen, heißt es im Reglement, können wenige Schützen einen breiten Raum verteidigen. Starke Besetzung ist erforderlich, wenn der Angriff durch das Gelände begünstigt wird. Schützengräben, wenn sie nicht als Scheinanlagen dienen sollen, dürfen nicht so angelegt sein, daß sie sich gegen den Himmel abheben. Auf das Maskieren der Schützengräben und Anlage von Kopfdeckungen wird Gewicht gelegt, für Unterstützungen können besondere Deckungsgräben hinter dem Kamme von Höhen angelegt werden.

Gegen Schützen soll das Feuer auf etwa 1000 m eröffnet werden, es kann aber auch vorteilhaft sein, es bis auf Nah-Entfernungen zurückzuhalten. Es wird dieses von Erfolg sein, wenn der Gegner in Unkenntnis über die Stellung des Verteidigers ist, oder wenn der Angriff von schlecht disziplinierten Truppen ausgeführt wird. Fortgesetztes Weitfeuer ermüdet Auge und Hand. Die Entscheidung im Kampfe soll eine Offensive der Hauptreserve geben. Auch partielle Vorstöße der Abschnittsreserven werden empfohlen, die Neigung, diese besonders stark zu halten, ist mehrfach beobachtet worden. Den Abschluß des Kampfes bildet wie zur Zeit Wellingtons ein offensives Vorgehen der ganzen Linie. Sobald der Gegner auf Sturmentfernung herangekommen ist, wird das Seitengewehr aufgepflanzt und dann nach Abgabe von Magazinfeuer zum kurzen frontalen Gegenangriff angesetzt. Mit dieser Vorschrift, die bei allen Friedensübungen zur Anwendung kommen soll, kann man sich nur einverstanden erklären. Derartige Gegenangriffe haben in der Kriegsgeschichte fast immer Erfolg gehabt. Ein solcher Vorstoß ist aber nur möglich, wenn noch Reserven vorhanden sind und der Angreifer den Verteidiger noch nicht völlig niedergekämpft hat. Der Verteidiger, welcher im letzten Augenblick das Seitengewehr nicht aufpflanzt, schielt schon nach dem besten Rückzugswege.

Eine Weiterentwicklung der taktischen Anschauungen scheint von Aldershot auszugehen. Hier hat Generalleutnant Sir John French, ebenso wie Lord Kitchener in Indien, das Zusammenfassen von zwei Kompagnien zu einer Doppelkompagnie angeordnet. Die Stärke der englischen Kompagnien im Frieden ist so gering, daß sie für die Gefechtsausbildung nicht ausreichen, und auch im Kriege sinken sie schnell zur Stärke von deutschen Zügen herab. Nach einem Vortrage des Generals Pilcher in Aldershot vom 23. Januar 1906 wird einer Division zum Angriff ein Raum von 1600 Schritt zugewiesen. Sie gliedert sich derart, daß eine Brigade von vier Bataillonen zurückgehalten wird, die andere von jedem der vier Bataillone mit zwei Doppelkompagnien eine Hauptfeuerstellung mit einer Feuerkraft von etwa einem Ge-

mehr auf den Schritt zu erreichen sucht, für die als Entfernung 450 bis 750 m vom Feinde angegeben wird. Für das Durchschreiten des Artilleriefeuers empfiehlt General Pilcher die Marschkolonne der Doppelkompagnien, deren Anfänge sich aber nicht in gleicher Höhe befinden sollen. In einer an den Vortrag anschließenden Diskussion traten andere Offiziere für eine noch weitere Zerlegung der Kolonnen, andere für Anwendung mehrerer mit 160 bis 500 Schritt Abstand sich folgenden weit geöffneten Linien ein. Praktische Versuche im Sommer 1906 sollen das Zweckmäßige der einzelnen Formen darlegen. Das weitere Vorgehen gestaltet sich derart, daß das Feuer, wenn ein Überschießen der vorderen Linie nicht angängig ist, so spät als möglich zu eröffnen ist. Das Vorgehen findet von Abschnitt zu Abschnitt statt, das erste Treffen schließt, wenn möglich, in den Deckungen in sich auf und nimmt dann die für das weitere Vorgehen zweckmäßigste Gliederung vor. Verstärkungen sollen im allgemeinen dazu dienen, die Feuerkraft vor dem weiteren Vorgehen erst zu steigern. Die Schwierigkeit, den geeigneten Zeitpunkt zum Sturm zu erkennen, soll dadurch ausgeglichen werden, daß starke Kräfte zum Sturm eingesetzt werden. Bemerkenswert ist, daß wiederum das feindliche Infanteriefeuer nur eine geringe Rolle spielt, daß angenommen wird, daß die eigene Artillerie jedenfalls in der Lage ist, dieses so weit niederzuhalten, daß Herangehen bis auf die Nahentfernungen möglich ist.

Nach weiteren Ausbildungsdirektiven des kommandierenden Generals empfiehlt dieser versuchsweise die Zusammenfassung der einzelnen Maschinengewehre der Bataillone zu Abteilungen. In einem Memorandum des Kommandeurs der Pioniere in Aldershot wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, jeden Infanteristen mit einem Stück Schanzzeug auszurüsten. Zur Zeit besitzt die englische Infanterie kein tragbares Schanzzeug.*) Ein Spatenangriff, wie er bei einigen japanischen Divisionen üblich war, wird empfohlen. Recht künstlich erscheint der Vorschlag, daß die Haubitzen mit ihren Geschossen als Gerippunkte für eine Feuerstellung Granatlöcher mit 50 m Abstand voneinander zwischen dem Angreifer und dem Verteidiger herstellen sollen.

Die Ausbildung der Infanterie hat in Geländeausnützung und Feuertaktik große Fortschritte gemacht, die Nachwirkung der Erfahrungen des südafrikanischen Krieges ist noch immer fühlbar. Schulung in Nachtmärschen und -Angriffen wird fortgesetzt. Die Marschleistungen der Infanterie sind gut. Wassertrinken auf dem Marsche ist so gut wie unbekannt, aber nicht vergessen darf werden, daß der englische Infanterist ohne Gepäck, ohne Schanzzeug, nur mit Feldflasche (0,7 kg) und Mantel marschiert (Belastung 19,5 kg).

*) An Stelle des vom Manne früher getragenen leichten „intrenching implement“ sind schwerere Werkzeuge eingeführt. Jeder Kompagnie folgt ein Traglier mit 32 Spaten und 16 Kreuzhacken. Die „Pioneers“ des Bataillons tragen noch 8 Spaten, 5 Kreuzhacken, 15 Äxte und Beile. Auf einem Werkzeugkarren des Bataillons befinden sich 24 Spaten, 20 Kreuzhacken, 30 Äxte, 40 Beile, 20 Sandsäcke, 12 Stemmeisen und eine Anzahl kleinerer Werkzeuge.

Die englische Kavallerie im Burenkriege.

Weit mehr noch als die Infanterie hatte die Kavallerie vor dem Burenkriege unter den ungünstigen Ausbildungsverhältnissen im Mutterlande zu leiden gehabt, fast ganz unmöglich war es ihr gewesen, Verständnis für die Taktik der anderen Waffen zu gewinnen sowie Offiziere und Mannschaften im Aufklärungsdienste heranzubilden. Ein seltsamer Widerspruch zeigte sich; einseitig für die Attacke vorgebildet wie sie war, war die Truppe doch nicht im Zurücklegen langer Strecken in scharfer Gangart und unter vollem Gepäck geübt. Dem Fußgefechte hatte man nur geringe Bedeutung geschenkt, da es in früheren Feldzügen fast nur der berittenen Infanterie zugefallen war. Durch eine 20- bis 30tägige Seefahrt stark mitgenommen, erreichten die verhältnismäßig spät eingeschifften Regimenter erst im Dezember 1899 Südafrika. Hier herrschte der heißeste Sommer. Eine Erholungszeit konnte den Pferden nicht gewährt werden. Die von allen Seiten des Kriegsschauplatzes eintreffenden ungünstigen Nachrichten riefen die Regimenter sofort zur Front. Die Haferverpflegung stieß schon jetzt auf Schwierigkeiten, nur langsam gewöhnten sich die Pferde an das freie Weiden auf der mit dürftigem Graswuchs bedeckten Steppe. Die Belastung der Pferde mit etwa 145 kg erwies sich unter diesen Umständen als viel zu hoch. Die ersten Eindrücke, welche die Truppe bei Eintreffen auf dem Kriegsschauplatze erhielt, waren einer Gefechtstätigkeit nicht besonders günstig. Die steilen Kopjes, das vielfach mit Steinblöcken bedeckte Gelände, dann die dünnen Schützenlinien des Gegners erschwerten eine Attacke. Alle Nachrichten, welche die Truppe auf dem Wege zur Front erreichten, betonten die Schwierigkeit eines jeden Angriffs, sprachen von der ungeahnten Wirkung des Feuers schon auf den weiten Entfernungen. Aber wenn man nicht die Schützen überreiten wollte, wäre es da nicht möglich gewesen, die Handpferde der Buren aufzusuchen und auseinander zu sprengen?

Weil aber günstige Lagen nicht erkannt wurden oder, bei dem Mangel an leistungsfähigen Pferden, nicht ausgenutzt werden konnten, darf noch nicht gefolgert werden, daß die Tage der Schlachtentätigkeit der Kavallerie vorüber sind. Im Gegenteil, bei den gesteigerten Nerveneindrücken in der Schlacht und bei der Schwierigkeit, mit unseren kleinkalibrigen Geschossen ein galoppierendes Pferd niederzuwerfen, sind die Aussichten der Kavallerie für eine glückliche Attacke gegen Infanterie nicht geringer geworden.

Schlachtenreiterei oder berittene Infanterie.

Lord Roberts teilte diese Ansicht nicht. In seinem Stabe befand sich der Lehrer der Kriegsgeschichte vom Staff College, Oberst Henderson, Verfasser eines wertvollen Buches über Stonewall Jackson. Lord Roberts sagt selbst, daß er dem Studium dieses Buches den Gedanken seines Marsches auf Bloemfontein verdanke. Seiner Vorliebe für die amerikanischen Feldzüge ist es zuzuschreiben, wenn er das Ideal einer Reiterei in der Kavallerie der Südstaaten erblickt, wenn er nur ausnahmsweise der Kavallerie eine Attackentätigkeit gegen Infanterie und Artillerie zubilligte.

Der Gedanke der selbständigen Verwendung der Kavallerie-Division French, welche schließlich dahin führte, die Buren bei Paardeberg zu stellen, soll dem Vorschlage Hendersons entsprungen sein. Nur war die erst neugebildete Kavallerie-Division zu einer solchen Kraftleistung nicht befähigt, sie brach vollkommen zusammen, ihre Pferde konnten sich von den Austrengungen nie wieder erholen. Jede Attackentätigkeit, jede weit ausgreifende Unternehmung war von jetzt an ausgeschlossen. Wollte die Kavallerie nicht untätig zusehen, so mußte sie im Gefecht ein für allemal zum Karabiner greifen, sie war damit zu einer berittenen Infanterie herabgesunken. Die Operationen in Südafrika bestätigen die alte Lehre, daß im Kriege nichts schwerer ist, als Kavallerie neu zu bilden; setzt man selbst gut durchgebildete Reiter auf nicht durchgerittene Pferde, so hat man noch lange keine Kavallerie.

Im Gegensatz zur Schlachtenreiterei tritt jetzt die berittene Infanterie in den Vordergrund. Das Fehlen einer wirklichen Kavallerie machte sich nicht geltend, da die Buren auch nur berittene Infanterie waren, die allerdings, durch das schlechte Pferdematerial der Engländer kühn gemacht, schließlich selbst attackierten. Für den berittenen Schützen waren Säbel und Lanze nur hinderlich, die Tragweite der Karabiner genügte nicht und so wurde dieser durch ein Gewehr ersetzt, mit Ausnahme einiger Regimenter wurde von der ganzen Kavallerie Säbel und Lanze abgelegt. General Sir Jan Hamilton nennt die blanken Waffen im Vergleich zum Gewehr nur ein „mittelalterliches Spielzeug. Selbst gegen demoralisiert fliehende Infanterie vermag ein Reiter, der die Geschwindigkeit seines Pferdes ausnutzt, um sein Gewehr auf wirksame Entfernung zu gebrauchen, mehr und unter geringerer Ermüdung zu leisten als einer, der sich nur auf Säbel und Lanze verläßt."

Im Gegensatze hierzu betonte Sir John French, der die Kavallerie-Division nach Paardeberg geführt hatte, schon aus erzieherischen Gründen mit vollem Recht die Notwendigkeit, den Kavalleristen in erster Linie für die Attacke und den Gebrauch der blanken Waffe zu erziehen. Ohne Attacke ist eine Aufklärung nicht möglich. „Das Ideal einer Kavallerie", sagt sein Stabschef, Oberst Haig, „ist diejenige, welche gleich gut zu Fuß fechten und zu Pferde attackieren kann. Die Notwendigkeit, den Reiter in der Attacke zu schulen, ist nach den Erfahrungen in Südafrika noch ebenso groß, wie zu Napoleons I. Zeit. Berittene Infanterie ist nur ein Notbehelf, um die geringe Beweglichkeit der Infanterie auf dem Schlachtfeld auszugleichen und um gelegentlich auch als Geschützbedeckung und zur Aufnahme für die Kavallerie zu dienen. Die Aufgaben von Kavallerie und berittener Infanterie müssen scharf getrennt werden, niemals darf Kavallerie zu berittener Infanterie herabsinken, niemals die letztere versuchen, Reiterei zu werden."

Aber French und seine Anhänger konnten ihren Ansichten nicht volle Geltung verschaffen. Die englische Kavallerie sollte fortan ihr Hauptgewicht auf die Verwendung der Schußwaffe legen. In einer Denkschrift zum neuen Exerzierreglement für die

Kavallerie wies Lord Roberts auf die Aufsätze hin, die der mittlerweile verstorbene Oberst Henderson in der „Encyclopaedia Brittanica“ geschrieben hatte und welche den Anschauungen des Feldmarschalls durchaus entsprachen. Begreiflich ist, daß die englische Reiterei, welche von jeher ihr Ideal in der Schlachtenreiterei gesucht hatte, sich nicht durchweg mit diesen Ansichten befreunden konnte. Namentlich aus Indien wurden eine Menge Stimmen laut, welche für die Reiterei als Schlachtenwaffe im bisherigen Sinne eintraten, daneben aber auch weitgehende Schulung im Fußgefecht verlangten. Das Fußgefecht gäbe der Kavallerie die Möglichkeit, durch eigenes Feuer ihre Attacke vorzubereiten oder ein in raschem Ritt erstrittenes Gelände oder genommene Batterien zu behaupten. „Daß das Gewehr für den Reiter die gleiche Bedeutung wie die blanke Waffe hat, ist nur bis zu dem Punkte zutreffend, daß der Reiter vielleicht fünfzigmal von der Schußwaffe Gebrauch machen muß, ehe er einmal zum Säbel greifen kann, aber es sei nicht vergessen, daß dieses einzige Mal vielleicht die Schlacht entscheiden kann. Diese Gelegenheit nicht ausnutzen, bedeutet Monate, vielleicht Jahre weiteren Blutvergießens. Berittene Truppen nicht mit blanken Waffen auszubilden, wäre ebenso kurzsichtig, wie Kriegsschiffe nicht mit Ausstoßrohren für Torpedos zu versehen. Geschütze sind die Hauptwaffe der Flotte, aber kein Führer möchte auf eine Nebenwaffe wie den Torpedo verzichten, der vielleicht die Entscheidung in der Seeschlacht geben kann“. Andere Stimmen wiesen darauf hin, daß Attacken in ungünstigem Gelände und mit unzureichenden Kräften geritten, niemals als Beweis angeführt werden dürften, daß Attacken gegen Infanterie oder Artillerie überhaupt unmöglich seien. Kavallerie müsse — wenn sie Erfolg haben wolle — wenigstens ein Drittel der Stärke ihres Attackenzieles haben, so wie so hänge der Ausgang der Attacke von ganz unberechenbaren Zufälligkeiten ab, aus denen sich keine Regeln herleiten ließen.

Lord Roberts teilte diese Ansicht nicht. „Seit Waterloo“, heißt es in seiner Denkschrift, „haben immer z. B. in den Sikh- und Punjabfeldzügen, während des indischen Aufstandes, im Sezessionskriege, in den Kriegen von 1866 und 1870 Attacken gegen Kavallerie stattgefunden. Obgleich man nicht behaupten kann, daß sie je entscheidend gewesen sind, oder daß sie „demoralisierende“ Verluste bewirkt hätten, waren sie doch erfolgreich genug, um zu zeigen, daß von zwei Kavallerien, die sich mit der blanken Waffe attackierten, die stärkere, wenn sie gut geführt wurde, bald die Oberhand gewonnen hat. Nach dem gewöhnlichen Menschenverstand, aber auch durch die Geschichte ist erwiesen, daß die schwächere Kavallerie zum Feuer ihre Zuflucht nimmt, sobald sie die feindliche Überlegenheit erkennt. Die gewaltigen Verbesserungen der Feuerwaffen und Geschütze machen die Nachahmung napoleonischer Taktik, d. h. die Attacken großer Massen mit der blanken Waffe, immer schwieriger. In den Schlachten von 1866 und 1870 wurden die Kavalleriemassen so weit hinter der Front zurückgehalten, daß sie nicht in der Lage waren, günstige Gelegenheiten wahrzunehmen;

ihr Vorgehen war bei den weittragenden Hinterladern und den gezogenen Kanonen geradezu unmöglich. Während die Kämpfe sich über sehr viel weitere Räume ausdehnten, wie zu Zeiten Napoleons, wurde die Kavallerie allmählich zum Schutz der Flanken und rückwärtigen Verbindungen verzettelt und konnte nicht wieder in ihrer ursprünglichen Stärke vereinigt werden. Die Tätigkeit der Kavallerie beschränkte sich dann, wenn ihr nur Kavallerie und Artillerie gegenüberstand, auf Attacken schwadrons-, regiments-, selten brigadeweise. Nichtsdestoweniger hing die Kavallerie beider Seiten noch immer an der Überlieferung der blanken Waffe und gebrauchte nur selten den Karabiner. Die deutsche Kavallerie leistete im ersten Teile des Krieges 1870 zwar Erhebliches in der Aufklärung, aber die französische Kavallerie versuchte auch niemals, die deutsche aufzuhalten. Im letzten Teile des Krieges, als die Franktireure einen Schleier vor der aufklärenden Kavallerie bildeten, fühlte sich die deutsche Kavallerie so machtlos, daß sie gezwungen wurde, sich mit erbeuteten Gewehren zu bewaffnen.

In Amerika erkannten hingegen die Führer während des Sezessionskrieges sehr schnell, daß die Stärke der Kavallerie bedeutend erhöht werden könne, wenn man ihr eine Büchse zum Säbel hinzugäbe. Ihre Taktik gegen Kavallerie wie gegen Infanterie war eine Vereinigung von Feuergefecht und Attacke. Ihre Leistungen waren glänzender als die der deutschen im Jahre 1870. Die Kavallerie konnte nicht allein wichtige Punkte besetzen, Flankenmärsche decken, Umgehungen verzögern, die Verbindungen unterbrechen, sondern auch voll und ganz ihren Aufgaben im Sicherungsdienst genügen. Während die blanke Waffe keiner weiteren Vervollkommnung fähig ist, sind solche auf dem Gebiete der Schußwaffen sicherlich zu erwarten. Bei Berücksichtigung der Feuerkraft von Schnellfeuergeschützen und Maschinengewehren läßt sich schon jetzt folgern:

1. daß Kavallerie diese Waffen in vollem Umfange auch gegen Kavallerie verwenden muß;

2. daß das Vorschieben und die Entwicklung von großen Kavalleriemassen noch zeitraubender und schwieriger ist als früher. Beim Zusammenstoß großer Kavalleriemassen vor den Armeen wird die Feuerwaffe von ausschlaggebender Bedeutung werden, nur kleine Abteilungen werden sich noch mit Aussicht auf Erfolg attackieren können;

3. nur wenn erschütterte Infanterie, die nicht durch Artillerie oder Maschinengewehre unterstützt ist, überrascht werden kann, und das ist nur kleineren Abteilungen möglich, ist noch auf einen Erfolg der Attacke zu hoffen".

Lord Roberts weist darauf hin, daß seit den Tagen Napoleons ein Niederreiten fliehender Truppen nicht mehr stattgefunden habe. Die einzig wirksame Verfolgung sei immer diejenige durch Feuer gewesen, am wirksamsten, wenn die Kavallerie versucht habe, die zurückgehende Infanterie zu überholen und sich ihr vorzulegen. Das Ergebnis eines derartigen Verfahrens sei gewesen die Auflösung der Armee Earlys

im Shenandoah-Tal*) und dann vor allem die Waffenstreckung Lees 1864.**) Eine derartige Verwendung sei erfolgreicher als das Überreiten einiger hundert Flüchtlinge und die Wegnahme einiger Batterien.

Im Gegensatz zu unserer deutschen Auffassung ist dann Lord Roberts der Ansicht, daß die moderne, mit einem Magazingewehr bewaffnete Infanterie nicht so leicht zu demoralisieren sei, wie zur Zeit der glatten Gewehre. Tatsächlich dürfte dieses gerade umgekehrt sein. Es besteht ein großer Unterschied zwischen einer im Verfolgungsfeuer des glatten Gewehrs zurückgehenden Truppe mit langer Dienstzeit und der modernen Kriegsinfanterie, welche die ganze Tiefe des Wirkungsbereiches des Magazingewehrs schutzlos zu durchschreiten hat. Man vergleiche den Zustand der zurückgehenden Trümmer der preußischen Infanterie von Etoges 1814 mit dem Zustande des Restes der 38. Brigade bei Mars la Tour, die Verfassung der englischen Füsilierbrigade bei Albuera 1811, der Garde bei Inkerman 1855 mit der geringen Widerstandsfähigkeit der englischen Garde am Modder-River und der Hochländer bei Magersfontein!

Das Ergebnis der Ausführungen des Lord Roberts ist, daß die Kavallerie zum Angriffs- und Verteidigungsgefecht zu Fuß und zu Pferde ausgebildet sein muß, daß ihr beizugeben sind reitende Schnellfeuerbatterien und berittene Infanterie, welche derart ausgebildet sein muß, daß sie lange und schnelle Märsche ohne Verlust an Kraft ausführen kann. Die Feuerkraft der Kavallerie soll aufs äußerste gesteigert werden. Sie wird dann völlig von der nachfolgenden Infanterie unabhängig, zum Angriff wie zur Verteidigung gleich geeignet, und ihr taktischer wie strategischer Wert wird erheblich vergrößert werden.

Lord Roberts und mit ihm sein Stabschef aus dem südafrikanischen Kriege, Lord Kitchener, gehen nun von dem Gedanken aus, der in der Einleitung zum neuen Reglement auch besonders scharf hervorgehoben wird, daß mit Einführung eines Magazingewehrs von großer Treffgenauigkeit eine ähnliche Änderung in der Kavallerietaktik eintreten müsse, die etwa der Bedeutung entsprechen werde, welche die Infanterie durch den Übergang von Armbrust und Pike zum Bajonettgewehr gewonnen habe. Lord Roberts erkennt zwar die Überlegenheit der Lanze über den Säbel an, glaubt aber die Abschaffung der Lanze verfügen zu müssen, da diese bei der neuen Verwendung der Reiterei nur hinderlich sei. Lanze und Gewehr sei zu viel, so müsse man sich darauf beschränken, den Reiter mit Gewehr und Säbel zu bewaffnen. Während bisher der Säbel oder die Lanze die Hauptwaffe der Kavallerie war, sei jetzt der Säbel zu einer Beigabe zum Gewehr herabgesunken.

„Niemand kann mehr als ich durchdrungen sein von der Bedeutung einer schnell

*) Vgl. Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung III. S. 77 u. f., 91 u. f. Die vorliegenden Quellen zeigen nicht eine derartige Verwendung der nordstaatlichen Kavallerie.

**) ebendort III. S. 137 u. f.

und überraschend unter günstigen Bedingungen gerittenen Attacke. Ein Führer, der die Gelegenheit zu einer solchen nicht auszunutzen versteht, ist seiner Stellung nicht gewachsen. Aber ich kann mich denjenigen nicht anschließen, welche noch immer glauben, daß Attacken eine hervorragende Erscheinung im Zukunftskriege spielen werden. Die Verbesserung der Feuerwaffen wird den Sieg derjenigen Truppe geben, welche zuerst abgesessen sein wird. Ich gebe indessen gern zu, daß unter Umständen der Ansturm eines Reiterschwarms (cloud of horsemen) — aber nicht in geschlossener Ordnung — von unberechenbarem Werte sein mag, um einen Erfolg zum glänzenden Siege, einen Rückzug in haltlose Flucht zu verwandeln. Der Reitergeist — der Geist des opfermutigen Wagens — muß auf alle Fälle in den berittenen Waffen erhalten bleiben, es ist daher notwendig, daß der Mann mit einem Säbel bewaffnet ist, der am Sattel befestigt, zum Gebrauch zu Pferde bestimmt ist, daß er eine Schußwaffe am Körper trägt, welche im Gegensatz zur blanken Waffe hauptsächlich gebraucht wird."

In diesen Anschauungen liegt der Gegensatz zwischen den Ansichten über deutsche und englische Kavallerieverwendung.*) Eine weitgehende Schulung im Fußgefecht, im Angriff und in der Verteidigung ist unbedingt geboten, aber der Schwerpunkt liegt in der Attackentätigkeit, ohne Attacke ist es unmöglich die Aufklärung einer guten Kavallerie gegenüber zu erzwingen. Die Verschleierung fordert das Fußgefecht in hohem Maße. Abgesessene Kavallerie gibt aber ihre Beweglichkeit auf, sie ist behindert durch die Rücksicht auf ihre Handpferde; das wird eine gewandt geführte gegnerische Kavallerie ausnützen müssen. Die hohen unvermeidlichen Verluste im Fußgefecht haben ein rasches Zusammenschmelzen der Frontstärke der Kavallerie zur Folge, indem für jeden außer Gefecht gesetzten Schützen noch ein zweiter Mann ausfällt, der dessen Pferd nachführt. Vorübergehend mag auf diese Weise durch das Fußgefecht eine Kavalleriedivision aufgehalten werden können, auf die Dauer zweifelsohne nicht.

Exerzierreglement für die Kavallerie 1904.

In einem kleinen handlichen Bande sind alle Ausbildungsvorschriften vereinigt (1904). In der Eskadron stehen die vier Züge nebeneinander. In der Mitte des ersten Gliedes hinter dem Zugführer reitet der älteste Unteroffizier als „troop guide", rechts und links von diesem je zwei Abmärsche (sections) zu vieren. In jedem Abmarsche reitet als Nr. 2 im ersten Gliede ein Unteroffizier. Auf diese Weise hofft man eine größere Geschlossenheit bei Bewegungen zu erreichen, verzichtet aber auf den Vorteil anderer Reglements, die Flügel mit Unteroffizieren zu besetzen. Linienbewegungen finden in geschlossener und geöffneter Ordnung mit Richtung nach

*) Treffend kommt dieses dadurch zum Ausdruck, daß der jetzige Kommandeur des 1. Royal Dragoons, Oberst de Lisle, aus der Infanterie stammt und wegen seiner Erfolge bei der Führung berittener Infanterie noch im Burenkriege in die Kavallerie versetzt wurde. Kürzlich ist dann ein anderer Infanterieoffizier, Major Wood vom Devonshire Regiment, ebenfalls zu den 1. Royal Dragoons versetzt.

dem zweiten Zuge von rechts statt. Beim Überschreiten von schwierigem Gelände kann es sich empfehlen, in den einzelnen Abmärschen zu Einem abzubrechen, so daß in der Eskadron 16 kleine Kolonnen zu Einem von je 8 Reitern entstehen. Beim Übergang aus einer breiteren in eine schmalere Form bleibt grundsätzlich die zweite Abteilung von rechts geradeaus, dann folgt die dritte, erste und vierte Abteilung. Der Aufmarsch wird umgekehrt ausgeführt. In dieser Weise wird die Marschkolonne (bei der die zweiten Glieder dicht aufschließen und auf Lücken links reiten), die Zugkolonne (squadron column) gebildet. Für kürzere Bewegungen halbseitwärts wird die Halbkolonne empfohlen, untergeordnete Bedeutung hat die Kolonne in Halbeskadrons.

Die Formen des Regiments entsprechen durchaus denen der Vorschriften anderer Staaten. Sämtliche Feldregimenter haben nur drei Eskadrons, die in Linie mit neun Schritt Zwischenraum nebeneinander stehen. Vorgeschrieben ist eine Staffelformation (double echelon), bei der die Flügeleskadrons hinter den äußeren Flügeln der mittleren Eskadron folgen. Als Vorteile dieser Form werden gerühmt, daß diese Gliederung die Manövrierfähigkeit erhöht und den Feind über die eigenen Absichten irreführt.

Auch für die Brigade*) zu drei Regimentern wird diese Form empfohlen. Für die Division mit 18 Eskadrons in zwei Brigaden bildet sie geradezu die Übergangsform, indem die zwei Staffeln dem ersten Treffen mit 180 m Abstand folgen, z. B. rechts zwei Regimenter, links das dritte Regiment der 2. Brigade. Unter der Annahme, daß beide Flanken gleichmäßig bedroht sind, kann aus dieser Form geradeaus zur Attacke vorgegangen werden; ist indessen eine Flanke mehr gefährdet als die andere, oder will man auf einem Flügel die Entscheidung herbeiführen, so wird man die zurückgehaltenen Kräfte auf diesem Flügel staffeln. Der Treffenabstand des zweiten vom ersten Treffen beträgt 160 bis 225 m, der des dritten vom ersten 315 bis 360 m. Bei sechs Regimentern werden im allgemeinen drei ins erste, zwei ins zweite und eins ins dritte Treffen genommen. Unterstützungseskadrons werden nicht ausgeschieden.

*) Die Zusammensetzung einer Kavalleriebrigade ist sehr verschieden von der festländischer Mächte.

	Europäische Armee	Indische Armee	
Kavallerieregimenter	3	3	(1 englisches)
reitende Batterie	1	1	
Kp. berittener Infanterie	4	—	
Field Troop Pioniere (103 Mann)	1	—	
Munitionskolonne	1	—	
Verpflegungskolonne	1	—	
Krankenträger Kp.	1	—	
Feldlazarett	1	3/4	(1/4 für englische Truppen)
Pferdedepot	—	1	

Bei Abfassung der Attackenvorschriften läßt sich unzweifelhaft der Einfluß des Generalleutnants French erkennen. Die englischen Vorschriften wollen aber nur eine gelegentliche Schlachtentätigkeit der Kavallerie zugestehen, so z. B. gegen demoralisierte Infanterie, beim Rückzug, um einem überall nachdrängenden Gegner Halt zu gebieten, und schließlich dann, wenn kein anderes Aushilfsmittel mehr bleibt. Die Schnelligkeit der Kavallerie soll ausgenützt werden, um ihre moralische und materielle Kraft zum Ausdruck zu bringen. „Hat das moderne Gewehr die Gelegenheit zu einer glücklichen Attacke beschränkt, so hat die Kavallerie durch ihre Schnelligkeit und durch ihre Bewaffnung mit einem weittragenden Gewehr eine Selbständigkeit gewonnen, welche sie nie zuvor besessen hat. In den Händen der Kavallerie liegen die Bedingungen für einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang des Feldzuges.“ Die Mitwirkung der Kavallerie in der Schlacht soll vor allem durch energisches Vorgehen gegen Flanke und Rücken des Feindes zur Geltung gebracht werden, um hier die volle Feuerkraft zu entfalten. Immer wird hervorgehoben, daß die Kavallerie nur eine Hilfswaffe der Infanterie und Artillerie ist.

Beim Einüben der Attacke auf Kavallerie sollen bei einer Strecke von 1000 bis 1500 m ein Drittel im Trabe und 450 m im „Marsch-Marsch“ zurückgelegt werden. Die Mannschaften der zweiten Glieder sind anzuweisen, entstehende Lücken im ersten Gliede auszufüllen. Bei Staub soll das zweite Glied 45 bis 50 m Abstand halten. Der Einbruch soll unterstützt werden durch das Feuer von abgesessenen Schützen, Maschinengewehren oder reitender Artillerie.

Eine Attacke gegen Infanterie wird empfohlen, wenn diese keine Zeit hat, den Angriff mit wirksamem Feuer abzuweisen, wenn sie erschüttert, oder ihre Aufmerksamkeit nach anderer Richtung gelenkt ist. Die Bestimmungen über die Ausführung decken sich mit denjenigen anderer Vorschriften. Besonders betont wird nur, daß geschlagene und ungeordnete Infanterie in geschlossener Ordnung attackiert werden solle, Infanterie, die von ihrer Feuerwaffe Gebrauch machen kann, wird in aufgelöster Ordnung in mehreren, sich auf 200 m Abstand folgenden Wellen attackiert. Nach den Bestimmungen für Schiedsrichter ist die Wirkung des Infanteriefeuers gegen geschlossene Kavallerieabteilungen so groß, daß Attacken nur von Erfolg sein werden, wenn die Kavallerie unbeschossen bis auf etwa 500 m an die Infanterie herankommen kann.

Gleiches gilt von der Attacke auf Artillerie; betont wird die Schwierigkeit aufgefahrener Artillerie, nach der Flanke zu feuern, und die Notwendigkeit, vor allem auf einen Kampf mit den anderen Waffen zu rechnen, welche herbeieilen, um die in Gefahr geratene Artillerie zu unterstützen.

Schießausbildung der Kavallerie.

Die Vorschriften über Schießausbildung und Fußgefecht zeigen unverkennbar den Einfluß des Burenkrieges. Infanterie und Kavallerie führen die gleiche Schußwaffe, das verkürzte Lee-Enfield-Gewehr M./1903 (Länge 1,128 m, Magazinfüllung

von 10 Patronen, Gewicht 3,71 kg). Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt 617 m. Die Visiereinrichtung ist sehr vielseitig, sie besteht in einem Treppenvisier von 200 bis 2000 Yards (180 bis 1800 m), steigend um je 50 Yards mit Berichtigung für den Einfluß von Seitenwind und Vorrichtung, außer den 50-Yards-Stellungen noch eine Zwischenstellung nehmen zu können, und einer seitlichen Visierlinie von 1600 bis 2800 Yards (1450 bis 2420 m). Die Schießausbildung für Infanterie und Kavallerie ist gleich, für jeden Rekruten sind in 39 Übungen 200, für jeden ausgebildeten Mann 300 Patronen ausgeworfen. Da die Rekruteneinstellung das ganze Jahr hindurch geht, so kann es vorkommen, daß ein Reitersmann in beiden Ausbildungsabschnitten bis zu 500 Patronen im Jahr verschießt. Während im Burenkriege der Mann nur 30 Patronen trug, 57 sich auf dem Patronenkarren befanden, ist die Ausrüstung jetzt erhöht auf 100 Patronen am Reiter und 100 im Patronenwagen. Die unscheinbare Felduniform, welche sich fast gar nicht von derjenigen der Infanterie unterscheidet, macht es Patrouillen schwer zu erkennen, ob sie Infanterie oder abgesessene Kavallerie sich gegenüber haben. Im Fußgefecht bleiben entweder die 3. Nummern bei den Pferden, oder für jeden Zug werden nur ein bis zwei Mann als Pferdehalter bestimmt. Fehlen Deckungen, so bleiben die Handpferde in aufgelöster Ordnung zurück, die Pferde einer Rotte zusammengekoppelt. Betont wird, welchen Eindruck Kavallerie machen könne, wenn sie in schneller Gangart günstige Feuerstellungen in Flanke und Rücken des Feindes zu erreichen vermöge. Zum Schutze des Aufsitzens wird empfohlen, einen berittenen Zug bis dicht an die Feuerlinie herangehen und vom Pferde schießen zu lassen. Hervorgehoben wird die offensive Verwendung abgesessener Schützen. Auf die Tätigkeit der Kavallerie in der Nacht wird hingewiesen. „Die Möglichkeit des Erfolges hängt wesentlich von der Leistungsfähigkeit ab, die die Kavallerie in der Nacht entfalten kann. Eine der größten Schwierigkeiten für die Führung liegt darin, die Infanterie frisch zu erhalten, ihr Bemühen muß dahin gerichtet sein, daß der Infanterie die Nachtruhe nicht gestört wird. Ist dieses nicht möglich, so wird sie in kurzer Zeit den Anstrengungen des Feldzuges erliegen. Hier liegt ein wirkungsvolles Gebiet der Tätigkeit für die Kavallerie, die durch Alarmierungen und Beunruhigungen die Infanterie nicht zur Ruhe kommen lassen darf." Ob aber nicht gerade durch solche Unternehmungen die Kavallerie vor der Zeit verbraucht wird, ist zweifelhaft. Hier findet offenbar eine Vermischung der Begriffe von Kavallerie und berittener Infanterie statt.

Die berittene Infanterie.

Die Vorliebe für berittene Infanterie stammt nicht erst aus dem letzten Burenkriege, die verschiedenen berittenen Kontingente der einzelnen Kolonien, die Imperial Yeomanry, sind nur für eine Verwendung vor dem Feinde bestimmt. Die Vorschriften für berittene Infanterie*) begründen ihre Verwendung mit der Ausdehnung moderner

*) Mounted Infantry Training, Provisional, 1904.

Schlachtfelder, mit der Wichtigkeit, rasch Truppen von einem Teile des Schlachtfeldes auf einen andern zu werfen. Hierzu eigne sich die Infanterie infolge ihrer geringen Beweglichkeit nicht. Auch Unternehmungen gegen die rückwärtigen Verbindungen des Feindes, Bedrohung seines Rückens oder seiner Flanken seien nur ausführbar mit Hilfe rasch und leicht beweglicher Truppen. „Ein solcher Schlag kann wirksam nur ausgeführt werden durch einen berittenen Truppenkörper, von dem ein großer Teil zu bestehen hat aus Truppen, die die Beweglichkeit der Kavallerie mit der Feuerkraft der Infanterie in sich vereinigen. Unter den Bedingungen der modernen Kriegführung kann der Wert wohlorganisierter und wohlausgerüsteter Abteilungen berittener Infanterie, die imstande sind, rasch vorwärts zu kommen und ihre Gewehre gewandt zu gebrauchen, sicherlich kaum überschätzt werden." Offenbar wird aber eine modern ausgebildete Kavallerie mit Maschinengewehren und reitender Artillerie das gleiche, wenn nicht mehr leisten! Die Bildung berittener Infanterie*) wird jedenfalls berechtigt sein, wenn klimatische Verhältnisse lange Fußmärsche für europäische Truppen unmöglich machen, wenn schon durch das Erscheinen weniger Schützen an entfernten Punkten der Gegner sich in seinen Entschlüssen beeinflussen läßt. Wie auch unsere Erfahrungen in Südwestafrika zeigen, ist das eigentliche Feld für berittene Infanterie der Kolonialkrieg, namentlich wenn es sich darum handelt, drohende Unruhen nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, nach Beendigung der Hauptaktionen dem Lande den Frieden wiederzugeben. Auf europäischen Kriegsschauplätzen fehlt es für ihre Verwendung an Raum, vor allem aber an Pferden.

Als der Burenkrieg ausbrach, waren Friedensstämme für Bildung berittener Infanterie nicht vorhanden. In Südafrika stellte jedes der dort befindlichen Bataillone eine berittene Kompagnie auf. In England wurden zwei Bataillone zu je vier Kompagnien zu vier Zügen formiert, und zwar derart, daß jedes Bataillon einen berittenen Zug stellte. Da man nun bei der Mobilmachung über eine große Zahl gut ausgebildeter, zum Teil bereits als berittene Infanterie geschulter Reservisten verfügte, so machte die Bildung dieser Abteilungen keine Schwierigkeiten. Schwieriger war es jedoch, sie dauernd in gleicher Stärke zu erhalten. Das war nur möglich, wenn Offiziere und Mannschaften der mobilen Bataillone, und zwar aus erklärlichen Gründen die besten, abgegeben wurden. Die Infanterie wurde dann noch mehr ihrer besseren Elemente beraubt, als die zuerst aufgestellten Kompagnien nicht mehr genügten und von allen Seiten eine zunehmende Nachfrage nach berittenen Truppen laut wurde. So blieben nur noch minderwertige Elemente in den Bataillonen

*) Da in den letzten Stadien des Burenkrieges die Artillerie in unverhältnismäßiger Stärke bei den einzelnen Kolonnen vorhanden war, so wurden 18 Batterien in berittene Infanterie umgewandelt. Am Ende des Burenkrieges zählte die Armee 247 270 Mann, darunter waren 67 898 Berittene, und zwar 28 244 Mann des stehenden Heeres (16 256 Kavalleristen, berittene Schützen von der Infanterie 9083, von der Artillerie 2905 Mann).

zurück, schlechte Schützen, wenig aufgeweckte Leute. Die immer schlechter werdende Infanterie war schließlich nur noch Trainbedeckung, Besatzung von Blockhäusern und ein immer mehr versagendes Reservoir für die berittene Infanterie.

Die Klagen über die berittene Infanterie waren bei Beginn des Feldzuges nicht gering. Die Mannschaften der zuerst gebildeten Abteilungen besaßen nur mangelhafte Reitfertigkeit, so daß sie beim Trabe querfeldein sich kaum im Sattel halten konnten. Allerdings wurde es mit der Zeit besser. Mit zunehmender Reitfertigkeit vollzog sich aber ein bemerkenswerter Umschwung. Das Absitzen auf weitere Entfernung vom Feinde wurde als lästiger Übelstand empfunden. Die Truppe verzichtete z. B., wenn ihr das Gelände günstig erschien, auf das Absitzen in Deckung und ging, während einzelne Abteilungen gegen die Flanke angesetzt wurden, im Galopp bis auf wirksame Entfernung an den Feind heran, wo sie absaß und dann zu Fuß weiter vorging („to galop a position"). Stets war dieses von Erfolg. Von hier bis zur Attacke war kein weiter Weg mehr. Jedenfalls zeigt gerade der Burenkrieg, daß immer wieder schließlich berittene Infanterie zur Reiterei wird, aber stets zu einer solchen von minderwertiger Beschaffenheit. Ein seltsamer Umstand: gerade derjenige Führer, welcher gegen die Buren mit Erfolg berittene Infanterie geführt hatte, äußerte sich am allerungünstigsten über diese Zwitterwaffe: „Wenn in Zukunft der Kavallerist", schreibt General Pilcher,*) „wie es sich gehört, im Gebrauch der Schußwaffe geübt ist, wird die berittene Infanterie zur Kavallerie, die aber gerade, wenn es darauf ankommt, eine blanke Waffe nicht hat. . . . Ist es der Mühe wert, die besten Leute aus den mobilen Bataillonen herauszunehmen, um sie zu einer minderwertigen Kavallerie zu machen, die bei ihrer geringen Reitfertigkeit und bei mangelhafter Pferdepflege eine größere Zahl Pferde verlieren wird; oder wird es auf die Dauer nicht doch billiger sein, schon im Frieden bestehende und gründlich durchgebildete Dragonerregimenter zu haben, die anstatt des Bajonetts den Säbel führen?" — Sein Ideal ist somit eine gut im Fußgefecht ausgebildete Kavallerie.

Dann schreibt General Rimington: „Meine Guides entsprachen für Aufklärung und zum Fechten gegen Buren allen meinen Erwartungen. . . . . Da sie für die Attacke nicht ausgebildet waren, keine eigenen Waffen (personal weapons) führten, bin ich überzeugt, daß sie gar keine Aussichten gegen gut ausgebildete, gut berittene und gut geführte Reiterei gehabt hätten. Diese ist doppelt soviel wert wie berittene Infanterie, gleichviel ob Buren oder Briten."

Dann kamen aus Indien, wo man von vornherein die Eigenart des Burenkrieges vielleicht am zutreffendsten bewertete, die besten Einwürfe gegen die berittene Infanterie: „Eine berittene Truppe ist nur dann des Geldes wert, wenn sie reiten kann. Schlechte Reiter sind auch schlechte Aufklärer, ihre Bewegungen sind zu langsam, damit

*) Some Lessons from the Boer War S. 58.

werden sie zu einer Quelle der Besorgnis für die eigene Partei. Auch ihr Schießen wird den Feind nicht schrecken, selbst die Treffsicherheit eines guten Schützen nach langem Galopp über unebenes Gelände läßt merklich nach. Es ist absurd, die Buren als Vorbild für berittene Infanterie anzuführen, sie waren eben hervorragende Reiter. Wenn aber unsere berittenen Schützen gute Reiter sind, warum ihnen dann die blanke Waffe nehmen, ohne die sie doch wehrlos zu Pferde sind. Erst im Kriege beritten gemachte Infanteristen werden entsetzlich teuer werden, da der Pferdeverbrauch ungeheuer ist. Mehr als ein Krieg ist durch die Überlegenheit des Pferdematerials entschieden . . . Bei sonst gleicher Lage wird sicher diejenige Partei siegen, welche die beste Kavallerie, nicht schlecht reitende Infanteristen auf aufgekauften Pferden hat. Die am sichersten entworfenen Schläge werden wertlos, wenn ihnen die Kavallerie fehlt. Weil Stuart mit der Kavallerie eigenen Aufgaben in Flanken und Rücken des Feindes nachging, Washington in Schrecken setzte, aber in den entscheidenden Tagen seiner Armee fehlte, konnte Lee 1863 bei Gettysburg nicht siegen. Die Anwesenheit Stuarts in den Tagen vor der Schlacht hätte den Gang des ganzen Krieges wenden können."*)

Im großen Umfange ist für den Kriegsfall die Aufstellung berittener Infanterie vorgesehen. Es sollen aus den Stämmen der bestehenden 5 Unterrichtsschulen für berittene Infanterie 10 Bataillone zu je 4 Kompagnien mit Maschinengewehrzug gebildet werden. Die Stärke einer mobilen Kompagnie beträgt 5 Offiziere, 50 Mann, 1 Maxim und 1 Pom-Pom. Die Ausbildung geeigneter Mannschaften erfolgt im Frieden in Kursen von dreimonatiger Dauer.

Exerzierreglement für die berittene Infanterie.

Die Einheit der berittenen Infanterie**) ist die Kompagnie. Sie wird eingeteilt in vier Züge, die Züge in Abmärsche zu Vieren, von denen die Nr. 1 als Vormann dem Zugführer für die Pferdepflege und für den inneren Dienst verantwortlich ist. Alle Formen der Kompagnie sind eingliedrig, die Bewegungen so einfach wie nur möglich. Zum Absitzen zum Gefecht marschieren die Züge auf, die Leute nehmen ihre Gewehre aus den Gewehrschuhen und werfen den Pferden die Zügel über die Köpfe. Dann bleiben die Pferde stehen, bis die Pferdehalter (die Flügelleute und die Mittelreiter des Zuges) sie geschlaust haben. Das Marschtempo ist abwechselnd Schritt und Trab; Galopp ist nur ausnahmsweise einzulegen. Man kann dann als Marschleistung durchschnittlich 8 km in der Stunde rechnen. Als durchschnittlicher Tagesmarsch werden 32 km bezeichnet, doch soll die Truppe, ohne Schädigung der Gefechtsfähigkeit von Mann und Pferd, 60 bis 80 km mehrere Tage hintereinander leisten können. Die Bewaffnung ist die des Infanteristen, Gewehr und

*) Vgl. Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung. II. S. 103 u. f.

**) Die Doppelkompagnie zählt 12 Offiziere, 314 Mann, 270 Reit- und 40 Zugpferde, 2 Maschinengewehre, 4 Patronenwagen und 5 Pack- und Lebensmittelwagen. Der Mann trägt 100 Patronen, auf den Patronenwagen befinden sich 72 400 Patronen.

Seitengewehr. An Munition führt jeder Mann 100 Patronen im Bandolier mit sich. Berittene Infanterie kämpft nur zu Fuß; die Pferde sollen sie in die Lage setzen, längere und raschere Bewegungen auszuführen als die Fußtruppen. Ihr Hauptbestreben muß immer sein, den Feind in der Front mit wenigen Leuten hinzuhalten und mit dem Rest gegen die Flanken und gegen den Rücken des Gegners zu operieren. Aufgesessen ist berittene Infanterie hilflos und muß deshalb jeden Zusammenstoß mit dem Feinde in dieser Verfassung durch dauernd unterhaltene gründliche Aufklärung sorgfältig zu vermeiden suchen. Wenn auch die Feuerwirkung das wichtigste Erfordernis für den Erfolg bildet, so muß doch die berittene Infanterie oftmals in kurzen Zwischenräumen ihre Stellungen wechseln, und zwar immer in schnellster Gangart.

Beim Angriff wird sie vielfach Verwendung finden, um taktisch wichtige Punkte vor dem Feinde zu besetzen, voreilende Batterien zu bedecken, bedrohte Punkte zu verstärken und zu stützen, rasch zur Unterstützung nach dem bestimmten Angriffspunkt zu eilen, die Flanken des Feindes zu bedrohen oder die der eigenen Infanterie zu decken.

In der Verteidigung wird ihr die Aufgabe zufallen, aus vorgeschobener Stellung den Feind zu frühzeitiger Entwicklung zu zwingen oder die eigene Hauptstellung zu verschleiern. Zum Schutz der Flanken, zur Verlängerung der Flügel, zur schnellen Verstärkung bedrohter Punkte sowie zur Unterstützung eines Gegenangriffs ist die berittene Infanterie in hohem Maße geeignet. Niemals aber darf sie im Zusammenwirken mit der Infanterie an dieser kleben, da sie so des Vorteils ihrer größeren Beweglichkeit verlustig geht. Seltsamerweise wird die Zuweisung von Aufklärern für die Infanterie, die gerade in den ersten Gefechten des Feldzuges in Südafrika mehrfach durch Feuer überrascht war, nicht gefordert.

Die Ausbildung der in erster Linie für die Landesverteidigung bestimmten Imperial-Yeomanry*) — eine Milizkavallerie auf eigenen Pferden — erfolgt nach den Vorschriften für berittene Infanterie. Gerade bei der Yeomanry zeigt sich, wie schwer es zu verhindern ist, daß die Truppe nicht zu einer minderwertigen Kavallerie wird.

Radfahrerabteilungen.

Ähnliche Aufgaben wie der berittenen Infanterie können bei dem hoch entwickelten Straßennetz in England den aus vier Kompagnien bestehenden Radfahrer-Bataillonen zufallen.**) Ihre Verwendung ist geplant gegen Flanken und Rücken des Feindes, zur Ausführung von Unternehmungen des kleinen Krieges, zum Aufklärungs- und Meldedienst. In erster Linie scheinen die Volunteers für Bildung von Radfahrerabteilungen geeignet. Im Jahre 1904 fand eine größere Radfahrerübung statt. Man

*) Regulations for the Imperial Yeomanry, 1903.
**) Cyclist Training, 1902.

hatte angenommen, daß an der Südküste bei Brighton eine feindliche Abteilung gelandet war, und es galt nun, deren Vordringen durch bewaffnete Radfahrer bis zum Eintreffen mobiler Truppen aufzuhalten. Nach Verständigung mit den in Frage kommenden Radfahrervereinen wurden plötzlich alle Radfahrer bis auf eine Entfernung von 200 km von Brighton telegraphisch und telephonisch auf zwei Punkten in den Flanken des Feindes zusammengerufen, das Ergebnis war so günstig, daß die Entscheidung der Schiedsrichter lautete: „Durch das Eingreifen der Radfahrer auf den Flanken ist das Vordringen der feindlichen Truppen in hohem Maße erschwert worden. Es wird empfohlen, für derartige Verwendungen die Radfahrer so zu organisieren, daß jederzeit eine Anzahl von 10 000 Mann zur Verfügung steht."

Die Artillerie im Burenkriege.

Die englische Artillerie hatte vor dem Kriege mit den Buren auf einförmigen Schießplätzen eine gute Ausbildung im Schießen gegen feststehende Ziele erhalten. Ganz und gar fehlte ihr aber Übung im Auffinden und Beobachten feldmäßiger Ziele, unzureichend erwies sich die Tragweite und der Brennzünderbereich der nur mit Schrapnells und Kartätschen ausgerüsteten Feldgeschütze, bei deren Herstellung man mehr Gewicht auf hohe Beweglichkeit, als auf große Wirkung gelegt hatte. Schon nach den ersten Gefechten ergab sich die Notwendigkeit, die geringe Wirkung der Feldartillerie durch Heranziehen schwerer Flachbahngeschütze von der Flotte zu ergänzen, nachdem ein Versuch, nach Muster der alten glatten Geschütze bis auf Nahentfernungen an den Feind heranzugehen, mißlungen war. Auch die Zahl der Steilfeuergeschütze wurde nach und nach vermehrt, doch war ihre Zahl zu gering, die Bedienung mit ihrer Eigenart zu wenig vertraut, als daß die Haubitzen von besonderer Wirkung hätten sein können.

Die Hauptlehren, welche die englische Artillerie für die Führung des Angriffs aus dem südafrikanischen Kriege gezogen hat, entsprachen im wesentlichen den in unseren Dienstvorschriften für einen Angriff auf einen entwickelten Gegner in vorbereiteter Stellung niedergelegten Anschauungen. Auf einzelne Punkte sei besonders hingewiesen. Eine besondere Artillerievorbereitung und ein sich selbständig abspielender Infanteriekampf sind zu verwerfen; beide müssen Hand in Hand gehen. Das Vorgehen der Infanterie muß den Verteidiger zwingen, seine Stellung zu besetzen und Ziele für das Schrapnellfeuer zu bieten. Der Zusammenhang zwischen Infanterie und Artillerie wurde sehr zweckmäßig durch Signaltrupps, ausgerüstet mit Winkerflaggen, aufrecht erhalten. Die kurz vor dem Feldzuge abgeschaffte Ausbildung der Feldartillerie im Gebrauch von Winkerzeichen wurde von neuem eingeführt. Meldungen von Zielaufklärern, Wünsche der Infanterie wurden auf diese Weise an die feuernden Batterien übermittelt. Ein Begleiten des Infanterieangriffs durch Stellungswechsel wurde nach den ersten Gefechtseindrücken von vielen Artilleristen in England nicht mehr für erforderlich gehalten, da die Treffgenauigkeit der Geschütze wesentlich zugenommen hat. Gegen die Buren mag dieses auch nicht immer erforderlich gewesen sein, in Europa

aber würde die stark durcheinandergekommene Infanterie nach Eindringen in eine Stellung die Unterstützung der schnell voreilenden Artillerie nur ungern entbehren, wenn der Feind zum Gegenangriff vorgeht. Unbedingt wurde aber gefordert, daß die Artillerie die zum Sturm vorgehende Truppe solange als nur irgend möglich überschießen müsse, diese wurde angewiesen, so lange im Vorgehen zu bleiben, bis sie den Dampf der Lydditgeschosse riechen könne.

Schwere Artillerie des Feldheeres.

Als eine der hauptsächlichsten Erfahrungen des Krieges ist zu bezeichnen die Mitführung schwerer Flachbahngeschütze mit ihrer großen Schußweite (9 km) und mächtigen Geschoßwirkung. „Der Krieg hat deutlich gezeigt", heißt es in einem Aufsatze von Oberstleutnant Johnson,*) „daß schwere Geschütze in die Kolonne eingereiht werden können, ohne den Marsch der Infanterie wesentlich zu verzögern, und daß sie feuern können ohne den schwerfälligen und zeitraubenden Ballast von Bettungen oder Radschwellen. Schwere Batterien sind im Bewegungskriege nicht nur verwendungsfähig, sie sind notwendig. . . . Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das rauchschwache Pulver den Verteidiger unsichtbar gemacht hat und daß seine weittragenden Gewehre frühzeitige Verluste hervorrufen, die, wenn sie auch nicht bedeutend sind, doch große Anforderungen an die Ausdauer selbst der besten Truppen stellen. Die Artillerie kann nicht allein ohne Deckung auf weite Strecken vorgetrieben werden; die moralische Wirkung auf die eigenen Truppen verlangt aber, daß die Artillerie mit ihrem Feuer den Angriff eröffnet oder aber die ersten Schüsse des Gegners erwidert. Verlangte man dieses von einem Feldgeschütze, so würde es entweder an Beweglichkeit oder an Wirkung einbüßen, die es sehr notwendig braucht, wenn das Gefecht fortschreitet und schleuniger Ersatz von Kraft an unvorhergesehenen Stellen nötig wird." Häufig gestattete erst das Feuer der schweren Geschütze den Feldbatterien das Herangehen auf wirksame Gefechtsentfernung, im allgemeinen verlangt der Angriff Steilfeuer-, die Verteidigung Flachbahngeschütze. Die ersten Vorschriften über schwere Artillerie (1904) gingen sogar so weit, zu empfehlen, einzelne Züge mit verstärkter Bespannung an der Verfolgung teilnehmen zu lassen. Auf die Erfahrungen des Feldzuges ist es dann zurückzuführen, wenn die Artillerie eines aus drei Divisionen bestehenden Armeekorps gegliedert wird in die drei Divisionsartillerien: 6 Batterien (auf 1000 Gewehre 4,5 Geschütze) und die Korpsartillerie. Diese ist keineswegs eine taktische Reserve in der Hand des Kommandierenden Generals, um seinen Willen zum Ausdruck zu bringen, sondern, wie auch die übrigen Korpstruppen, ein Reservoir für Sonderaufgaben. Sie besteht aus:

zwei reitenden Batterien mit Munitionskolonnen,
drei Feldhaubitzbatterien (12,7 cm) zu vier Geschützen mit einer Munitionskolonne und

*) Proceedings of the Royal Artillery Institution, September/Oktober 1901. Lieut.-Colonel R. F. Johnson: The Training of the Royal Garrison Artillery.

drei schweren Flachbahnbatterien (12,7 cm) zu vier Geschützen mit einer Munitionskolonne.

Die Geschützzahl im Armeekorps steigt damit auf 5,76 Geschütze auf je 1000 Mann der Sollstärke der Infanterie. Hatte bis dahin die englische Infanterie einen besonderen Wert auf ein leicht bewegliches Einheitsgeschütz für fahrende und reitende Batterien gelegt, so verlangte sie nach dem Kriege vor allem eine wirksamere, wenn auch schwere Waffe. Die Wahl fiel auf ein Schildgeschütz und auf ungepanzerte Protze und Munitionswagen.*)

Exerzierreglement für die Feldartillerie 1905

Bereits im Jahre 1902 war der Truppe ein Reglementsentwurf übergeben, welcher nach Einführung von Schildgeschützen durch ein vom Dezember 1905 datiertes Reglement seine endgültige Fassung erhielt. Das Reglement gilt für Feld-, reitende und schwere Batterien. Die Batterie gliedert sich in die Gefechtsbatterie (firing battery) 6 Geschütze und 6 (schwere Batterie 4 Geschütze und 4) Munitionswagen und in die Staffel, welche ebenfalls für jedes Geschütz einen Munitionswagen enthält. In einer Feld- oder reitenden Batterie sind für jedes Geschütz 177 Schrapnells vorhanden.**) Jeder Batterie sind 48 Gewehre zugeteilt,***) für die Ausbildung sind für jedes Gewehr 100 Patronen ausgeworfen.

Das Hauptkampfgeschütz ist die Flachbahnkanone. Als Grundsatz für die Verwendung wird ausgesprochen, das Feuer mit nicht mehr Geschützen zu eröffnen, als der Zweck unbedingt erfordert, die übrigen Batterien nach französischem Muster gedeckt in Bereitstellung („en surveillance“) zurückzuhalten. Die hohe Feuergeschwindigkeit muß den Gedanken nahelegen, die Feuerkraft für besonders günstige Momente

*)

	Batterie		Geschütz im Burenkriege
	reitende (13pfünder)	fahrende (18pfünder)	fahrende Batterie
Kaliber	7,62 cm	8,38 cm	7,62 cm
Gewicht des abgeprotzten Geschützes	981,7 kg	1223 kg	970 kg
Gewicht von Geschütz und Protze	1610,5 „	1967 „	1760 „
Gewicht des Munitionswagens	1534,7 „	1840,1 „	1820 „
Gewicht des Schrapnells	5,7 „	8,4 „	6,34 „ [1])
Zahl der Füllkugeln	263	364	200
Brennlänge	5760 m	5760 m	3000 m
Schußzahl in der Protze	24	24	24[2])
Schußzahl im Munitionswagen	76	76	106
Mündungsgeschwindigkeit	505 m	491 m	471 m

[1]) Reitende Batterien: Gewicht des kriegsmäßig ausgerüsteten, abgeprotzten Geschützes 811 kg, Geschoßgewicht 5,67 kg.

[2]) Einschließlich 2 Kartätschen, im Munitionswagen 4 Kartätschen.

**) Der Nachtrag zu den War Establishments, welcher Zusammensetzung der Munitionskolonnen angibt, ist noch nicht erschienen.

***) Feldbatterien: Bei jedem Geschütz 2, Entfernungsmesser und Aufklärer 6, bei den Munitionswagen 20, Große Bagage 10 Gewehre. Schwere Batterien: Beobachtungsposten und Signalisten 6, Geschützbedienung 32, Große Bagage 10 Gewehre.

oder zur Überwindung schwieriger Lagen aufzusparen, ohne indessen in den Fehler zu verfallen, Geschütze in Reserve zurückzuhalten. Da im Angriffsgefecht nicht sämtliche Batterien der Infanterie bis in den Bereich des Nahfeuers folgen, so würden nach englischer Ansicht stets einige Batterien für besondere Aufgaben verfügbar sein. Schildbatterien sind gegen Frontalfeuer ausreichend geschützt, um so empfindlicher sind sie gegen Längsfeuer, welches von leicht beweglichen Truppen aus günstigen Feuerstellungen abgegeben wird, die Flügelbatterien müssen daher berittene Truppen zu hindern suchen, solche Stellungen zu erreichen. Bei der Stellung des Munitionswagens zwischen den Geschützen ist das unter geringem Winkel abgegebene Schrägfeuer ganz ohne Wirkung. Ein geringes Vor- oder Zurückschieben des Munitionswagens vermag der Bedienung ausreichenden Schutz zu geben. Auch in den Anschauungen über Massierung von Geschützen sind die englischen Vorschriften dem französischen Vorbilde gefolgt, getrennte Aufstellung ist nicht mehr gleichbedeutend mit Zersplitterung, für schwere Batterien ist die zugweise Verwendung sogar die ausgesprochene Regel. Einheitliche Wirkung gegen ein Ziel soll erreicht werden durch Anwendung von Winkerflaggen, Telegraph und lautsprechendem Telephon. Vorgeschlagen wurde, Geschosse mit farbiger Rauchwolke auf Befehl des Artilleriekommandeurs zu verwenden, um diejenigen Punkte der feindlichen Stellung zu bezeichnen, gegen welche eine Feuervereinigung geboten sei. Es scheint aber bei dem Vorschlage geblieben zu sein.

Die schweren Flachbahngeschütze sollen verwendet werden, um die Anmarschstraßen unter Feuer zu halten, Längs- und Schrägfeuer abzugeben sowie gegen Örtlichkeiten zu wirken. Die Haubitze soll nur dann zum Steilfeuer verwendet werden, wenn der Einfallwinkel wenigstens 30° beträgt. Im Gegensatz zu unseren Anschauungen verspricht man sich viel vom Schrapnell-Steilfeuer beim Beschießen von Schützengräben und beim Überschießen von zum Angriff vorgehenden Truppen. In der Ebene ist es gefährlich, mit Feldgeschützen Truppen unter 1350 m zu überschießen, auf weiteren Entfernungen ist ein Überschießen zulässig, wenn die Truppen 540 m (schwere Flachbahngeschütze 720 m) vom Ziel oder der Geschützmündung entfernt sind.

Auf dem Marsche wird die Artillerie so weit als möglich vorwärts in die Marschkolonne eingegliedert, die „Abteilungs-Munitionskolonnen“*) folgen am Schluß der fechtenden Truppen, die Divisions-Munitionskolonnen derart, daß eine Tagesrate an Munition während des Gefechts verfügbar ist, der Munitionspark aber die Truppen noch im Laufe der Nacht erreichen kann. Zuteilung schwacher Artillerie an die Avantgarde (z. B. in der Division eine Batterie), die vielfach zugweise auftreten wird, ist die Regel. Wie alle englischen Vorschriften, so behandelt das Reglement für die Artillerie auch einzig und allein nur den Kampf um eine vorbereitete Stellung.

*) Sie enthalten auch Infanteriemunition.

Die Erkundung fällt den berittenen Truppen zu; die geringe Wirkung des einleitenden Artilleriefeuers im Burenkriege hat wohl dazu geführt, die Mitwirkung des Geschützfeuers bei der Erkundung gering zu bewerten, „selten wird dieses den Verteidiger veranlassen, seine Stellung zu verraten.“ Die Möglichkeit aber, daß die Verteidigungsartillerie über ungeschickt vorgehende Truppen mit Feuer herfällt, zwingt jedenfalls, die Artillerie für alle Fälle bereitzustellen. Nimmt der Verteidiger den Geschützkampf auf, so müssen seine Batterien niedergekämpft werden, aber das Einstellen des Feuers ist noch kein Zeichen, daß die Verteidigungsartillerie den Geschützkampf aufgeben will. Hält der Verteidiger sein Feuer zurück, so haben die Angriffsbatterien feuerbereit das Erscheinen günstiger Ziele abzuwarten.

Besonderes Gewicht wird auf gedecktes Einnehmen der Stellung gelegt, sei es, daß die Geschütze einzeln vorgebracht werden, um direkt über Visier und Korn oder indirekt aus verdeckter Stellung zu feuern. Eine solche Stellung kann aber auch so weit rückwärts der Höhenlinie gewählt werden, daß die Bespannungen bis in die Stellungen einfahren. Liegen diese Stellungen so tief, daß das Aufblitzen des Schusses nicht zu erkennen ist, (hierzu ist nach englischen Versuchen eine Höhe von 4 bis 5 m erforderlich), so haben sie den Vorteil, daß sie für den Feind meist nicht aufzufinden sind. In der Feuerstellung stehen die abgeprotzten Geschütze mit 20 Schritt Zwischenraum nebeneinander, die Munitionswagen links neben den Geschützen, Deichsel nach vorn, die Naben der Hinterräder 15 cm von den Geschützrädern entfernt, so daß ein Schutz gegen Schrägfeuer für die Bedienungen gewonnen wird, die Protzen der Flügelgeschütze rechts oder links von diesen, um dem Batterieführer gedeckte Aufstellung bei der Leitung des Feuers zu geben. Die Protzen und die Munitionswagen der Staffel nehmen wenigstens 350 m hinter der Batterie Aufstellung, für den Munitionsersatz fahren die Wagen rechts neben den zugehörigen Geschützen auf. Wenn auch das Reglement die Schwierigkeit dieser Art des Munitionsersatzes hervorhebt, so ergibt sich daraus, daß in England der Kampf aus zurückgezogenen Stellungen als die Regel angesehen wird. Die entleerten Wagen fahren nach dem Aufstellungspunkt der Staffel, wo aus je 6 vorgezogenen Wagen der Abteilungs-Munitionskolonne Munition umgeladen wird. Auch bei den Feuerarten erkennt man deutlich den Einfluß der französischen Vorschriften: Zugfeuer (jedes Geschütz feuert mit den vom Batterieführer bestimmten Zwischenräumen auf den Zuruf seines Zugführers ohne Rücksicht auf das Feuer der anderen Züge), Flügelfeuer (battery fire) und Schnellfeuer (bestimmte Schußzahl für jedes Geschütz). Einschießen findet nur mit einem Zuge statt, es wird eine Gabel von 300 Yards gebildet, dann diese bis auf 100 Yards verengt, die übrigen Züge ermitteln nach Weisung des Batteriechefs Brennlänge und Sprenghöhe. Wir finden dann den französischen „tir progressif“ in England „searching firing“, bei dem je 2 Schuß auf drei um je 100 Yards wachsende Entfernungen abgegeben werden. Das Verfahren soll aber nur Anwendung finden beim Bestreuen

eines Raumes bis zu 400 Yards. Beim „Mähen“ (faucher, sweeping fire) feuert jedes Geschütz einen Schuß geradeaus und je einen Schuß mit einem Grad Abweichung nach rechts und links. Wird „Searching“ und „Sweeping fire“ vereinigt, so werden mit wechselnder Seitenabweichung je 3 Schuß mit einer um 100 Yards wachsenden Entfernung abgegeben. „Searching fire“ wird beim Bekämpfen von Artillerie nicht immer zu vermeiden sein, doch soll versucht werden, durch Beobachtung die Räume, in denen man das Ziel vermutet, nach Möglichkeit zu verengen. Feststehende Infanterieziele verlangen in den meisten Fällen ein besonders sorgfältiges Einschießen. Je mehr der Angriff fortschreitet, um so wichtiger wird enges Zusammenarbeiten mit der Infanterie, ein Stellungswechsel batterie- selbst zugweise wird erforderlich sein. Die Schwierigkeiten eines solchen Stellungswechsels sind sehr groß, gedecktes Aufprotzen und Vorziehen ist Bedingung, vielfach wird man die Artillerie erst nach Eintritt der Dunkelheit folgen lassen können. Das Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie spricht sich dadurch aus, daß letztere versuchen muß, während des heftigsten Geschützfeuers Raum zu gewinnen. Es wird empfohlen, durch Winkerzeichen die Artillerie von einer beabsichtigten Vorwärtsbewegung in Kenntnis zu setzen, damit diese durch gesteigertes Feuer den Feind niederhält. Ein Einverständnis zwischen den Kommandeuren ist anzustreben, jedenfalls muß die Artillerie versuchen, durch Schrapnellfeuer der Kanonenbatterien die feindliche Infanterie niederzuhalten, durch Haubitzfeuer, (Lyddit und Schrapnell) gegen die Gräben selbst und das rückwärtige Gelände zu wirken. Beim Sturm wird das Feuer mit erweiterter Erhöhung fortgesetzt. Ist die Stellung genommen, so eilen alle Batterien nach vorn, um Verfolgungsfeuer zu geben.

Die Ansichten über Verwendung der Artillerie in der Verteidigung sind wenig ausgesprochen, auch hier wiederum Massenbereitstellung, aber Einsatz erst nach Bedarf. Batterien sollen nicht in Reserve zurückgehalten werden. Bei Abwehr des Infanterieangriffes wird eine besondere Rollenverteilung eintreten müssen. Einzelne Batterien werden zur Abwehr des Angriffs ihre Deckungen aufgeben müssen, während andere bereit sein müssen, um die feindlichen Batterien zu hindern, ihre ganze Feuerkraft auf diese Batterien zu vereinen. Eine Verteilung der schweren Artillerie auf die verschiedenen Teile der Stellung wird für besonders wichtig erachtet, da man so am besten imstande ist, einen feindlichen Vormarsch, aus welcher Richtung er auch kommen möge, wirksam unter Feuer zu nehmen und den Gegner frühzeitig zur Entwicklung zu zwingen. Noch mehr als beim Angriff sind die Stellungen der Geschütze vollständig verdeckt zu wählen; sämtliche Vorbereitungen, wie Ermitteln der Entfernungen nach verschiedenen Geländepunkten, Bereitstellen von Munition usw. müssen in ausgedehntem Maße getroffen werden.

Im Auftrage des Generalleutnants French hatte Oberstleutnant du Cane folgende Gesichtspunkte für die Verwendung der Verteidigungsartillerie aufgestellt, welche schärfer zu den einzelnen Fragen Stellung nehmen:

1. Einzelne Geschütze in vorgeschobenen Stellungen, welche nach wenigen Schüssen zurückgenommen werden, zwingen den Feind fast immer zum verfrühten Aufmarsch.

2. Nur beim Kampf aus verdeckten Stellungen hat die Artillerie die Freiheit, das Gefecht mit der feindlichen Artillerie aufzunehmen und sich für Verschiebungen die nötige Freiheit zu bewahren.

3. Die Kriegserfahrung in Ostasien lehrt, daß es aus diesen Stellungen aber nicht möglich ist, die Höhenlinien zu erreichen, zur Abwehr des Infanterieangriffes müssen in günstigen Stellungen der vorderen Linie Geschütze eingegraben werden, die sich dann aber nicht am Artilleriekampf beteiligen dürfen.

4. Es ist eine offene Frage, ob der Führer seine Anordnungen für den Gegenangriff erst trifft, wenn der feindliche Hauptangriff sich entwickelt hat, oder ob er von vornherein das Gelände für einen Gegenangriff ins Auge faßt und ihn ansetzt, gleichviel, ob er die entscheidende oder festhaltende Gruppe des Feindes trifft. Im ersten Falle wird es schwer sein, die Mitwirkung der Artillerie sich zu sichern, es wird sich daher empfehlen, einzelne Batterien bei der Reserve zu halten in der Erwartung, daß sie geeignete Stellungen finden werden. Die zweite Art des vorbedachten Gegenangriffes gestattet dem Führer, seine ganze Artillerie von Anfang an in vorderer Linie zu verwenden und auf Artilleriereserve zu verzichten. Einzelne Batterien der in verdeckter Stellung fechtenden Artillerie werden dann bei Beginn des Gefechts für eine Mitwirkung beim Gegenangriff bezeichnet und können in aller Ruhe ihre Stellung erkunden.

Aus vorstehendem ergibt sich, daß anscheinend beim Aldershotkommando die Verwendung vorgeschobener Stellungen bevorzugt wird, und daß der Führer von vornherein den Plan zum Gegenangriff faßt, nur so kann sich die Verteidigung Freiheit des Handelns bewahren und vermeidet, mit ihren Maßnahmen zu spät zu kommen.

Vorschriften für das Gefecht der verbundenen Waffen.

Eine besondere Vorschrift „Combined Training“ behandelt das Gebiet der Felddienstordnung, die praktische und theoretische Ausbildung von Offizieren und Mannschaften, schließlich das Zusammenwirken der verbundenen Waffen auf dem Gefechtsfelde.

Die mannigfache Verwendung, welche die englische Armee finden kann, ist Veranlassung gewesen, die taktischen Einheiten in anderer Weise, als es in Festlandsheeren üblich ist, zu höheren Verbänden zusammenzustellen. Der Infanterie und Artillerie fehlt der Regimentsverband. Für selbständiges Auftreten werden bereits die nur aus vier Bataillonen bestehenden Infanteriebrigaden mit einer Verpflegungskolonne*), einer Krankenträgerkompagnie und einem Feldlazarett ausgestattet. Die

*) Diese besteht aus 19 Verpflegungs-, 1 Futter- und 3 Wasserwagen. Die 19 Verpflegungswagen sind gewissermaßen die einheitlich zusammengefaßten Lebensmittelwagen der Truppe. Jedes Bataillon hat 4 Trainwagen für Gepäck und Lebensmittel.

Kavallerie-Brigade besteht aus drei Regimentern mit je drei Eskadrons, einer reitenden Batterie mit Munitionskolonne, einem Bataillon berittener Infanterie von vier Kompagnien, berittenen Pionieren, einer Verpflegungskolonne, Feldlazarett und Krankenträgerkompagnie. Dann werden alle Truppenteile derartig mobilisiert, daß eine Anzahl überschießender Mannschaften als Ersatztruppen an der Basis, d. h. im feindlichen Gebiet, zurückbleiben. Für ein Bataillon bleiben z. B. zurück 1 Offizier, 4 Unteroffiziere, 98 Mann, für ein Kavallerie-Regiment 1 Offizier, 3 Unteroffiziere, 49 Mann. Die Bildung besonderer Ersatztruppenteile ist im Mobilmachungsplane vorgesehen.

Die Infanteriedivision entspricht in ihrer Zusammensetzung etwa einer verstärkten deutschen Brigade. In allen englischen Kriegen hat sich der Divisionsverband als wenig fest erwiesen, aus den verschiedensten Ursachen fanden vor dem Feinde Neugliederungen statt, die bei dem Fehlen aller höheren Verbände im Frieden zwar nicht in dem Maße empfunden wurden, wie es bei fester organisierten Heeren der Fall gewesen wäre, unzweifelhaft aber die Sicherheit der Führung beeinträchtigten. Zu einer Gefechtsstärke von 8000 Gewehren, 150 Säbeln und 36 Geschützen steht eine Verpflegungsstärke (ohne Offiziere) von 10 848 Mann, 2547 Pferden und 389 Fahrzeugen in wenig günstigem Einklang. In England werden drei Infanteriedivisionen zu einem Armeekorps zusammengefaßt, dem als ein Reservoir für besondere Zwecke noch Infanterie, Kavallerie, Artillerie und technische Truppen beigegeben sind. Werden mehr als drei Divisionen für einheitliche Verwendung mobilisiert, so ist nicht anzunehmen, daß auch mehrere Stäbe für Armeekorps gebildet werden.

Grundverschieden von dieser Art der Zusammensetzung der Verbände ist die Kriegsgliederung der anglo-indischen Armee, in der man aus politischen Gründen englische und eingeborene Truppenteile in den Brigaden gemischt hat, ferner wird, abgesehen von einigen Gebirgsbatterien, die ganze Artillerie von England aus gestellt. Entsprechend dem Verwendungsgebiet der Armee in den Gebirgen an der Nordwestgrenze Hindostans werden die Infanteriedivisionen als kleine Armeekorps formiert: Drei Brigaden und als „Reservoir" Divisionstruppen:

Eingeborene Truppen	8. 9. 1.	= 14. 12. 7.*)
Englische Truppen	6. 3. 6.	

*) Kriegsgliederung.

England:[1])	Indien:[2])
Infanterie-Brigade.	
4 Bataillone, 1 Verpflegungskolonne und 1 Feldlazarett.	2 britische und 2 eingeborene Bataillone, 2 Feldlazarette.

[1]) Field Army Establishments, Service abroad.

[2]) (Indian) Field Service Manual.

Noch während der Operationen in Südafrika versuchte Major Callwell*) die Erfahrungen des Feldzuges niederzulegen. Nicht überall ist es ihm aber gelungen, die Sondererscheinungen des Feldzuges von allgemein gültigen Lehren zu trennen. Zu sehr rechnet er mit einem feststehenden Feinde und mit einer völlig deckungslosen Ebene, zu sehr mit einem Feinde, der gleich bei Berührung mit dem Angreifer auf die Vorhand verzichtet.

„Es klingt beinahe paradox, wenn man behauptet, daß die zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts im Gebrauch befindlichen Feuerwaffen die Abwehr in so hohem Maße begünstigen, daß in der Verteidigung aus diesem Grunde eine Armee geradezu im Nachteil ist. Jedoch steckt ein gewisser Kern von Wahrheit in dieser Behauptung. Denn nichts quält einen Führer mehr, als die Gefahr, ganz oder teilweise umgangen zu werden. Schon jede Andeutung einer solchen Möglichkeit beeinflußt die moralische Haltung selbst der besten Truppe. Der Angreifer kann heutzutage seinen Feind in beständiger Furcht vor einer Einschließung erhalten, und dies

Infanterie-Division.

2 Infanterie-Brigaden,	3 Infanterie- und 1 Kavallerie-Brigade.
1 Eskadron.	Divisionstruppen:
6 Batterien mit 2 Munitionskolonnen,	Eingeborene Truppen:
1 Feldpionier-Kompagnie,	1 Infanterie- und 1 Pionier-Bataillon,[3] 1 Kavallerie-Regiment, 1 Gebirgsbatterie, 3 Feldpionier-Kompagnien, 1 Printing (Drucker), 1 photolitographische Sektion, 1 Ingenieurfeldpark, 2 Feldlazarette, 1 Pferdedepot.
1 Verpflegungskolonne,	Britische Truppen:
1 Feldlazarett.	2 Feld-, 1 schwere, 2 Gebirgs-Batterien, 1 Munitionskolonne.

Armee-Korps.

3 Infanterie-Divisionen.

Korpstruppen:

1 Bataillon,

1 Kavallerie-Regiment.

Korpsartillerie:

2 reitende, 3 Feldhaubitz- und 3 schwere Flachbahn-Batterien mit 3 Munitionskolonnen.

Korpspioniere:

1 Feld-, 1 Eisenbahn-Kompagnie, 1 Pontontrupp, 1 Telegraphen, 1 Luftschiffer-Abteilung,

1 Feldpark,

1 Verpflegungskolonne und Verpflegungspark,

1 Feldbäckerkolonne, 1 Feldlazarett.

[3]) Eine mit tragbarem Schanzzeug ausgerüstete Infanterietruppe.

*) Major Callwell, Tactics of to-Day. London 1901.

ist zweifellos eines der charakteristischen Merkmale der heutigen Taktik..... Wäre nicht die Möglichkeit zu Umgehungsbewegungen vorhanden, bestände nicht die Tatsache, daß eine taktische Lage, die die Defensive begünstigt, gleichzeitig einen Gegenstoß ungeheuer schwer macht, so könnte einer Armee heutzutage die Berechtigung zur Offensive nur bei bedeutender numerischer Überlegenheit zuerkannt werden. — Einnahme mehrerer Stellungen hintereinander und Verstärken derselben, bis der Feind durch Nahfeuer vernichtet oder durch einen plötzlichen Sturmanlauf aus nächster Nähe verjagt werden kann — ist in der nächsten Zukunft die einzige Gestalt, in der der Angriff die Entscheidung der Schlacht bringen wird."

Auch das „Combined Training" vom Jahre 1902 stand noch stark unter dem Eindrucke des Feldzuges. Eine Kavallerieattacke, das Begegnungsgefecht, werden gar nicht erwähnt, erst die neue Vorschrift vom Jahre 1905 gesteht einer Kavallerieattacke die Möglichkeit des Erfolges zu, wenn es den Reitern gelingt, auf wenigen hundert Metern vor der Infanterie zu erscheinen, dem Begegnungsverfahren ist insofern Rechnung getragen, als der Avantgarde auch die Aufgabe zufallen kann, schwache Kräfte des Feindes zurückzuwerfen, Kolonnen zur Entwicklung zu zwingen.

Nach Ansicht der Verfasser der neuen Vorschrift hat die Verteidigung an Widerstandskraft zugenommen, aber an Stärke eingebüßt, einen entscheidenden Schlag zu führen; der Angreifer kann schwieriger als früher erkunden, hat aber an Beweglichkeit gewonnen. Es scheint somit naheliegend, daß der Verteidiger sich nur darauf beschränkt, den Angriff des Gegners abzuwehren, daß der Angreifer den Verteidiger aus seiner Stellung herausmanövriert. So würde sich allerdings der circulus vitiosus geschlossen haben, wir wären von neuem auf dem Standpunkt eines Montecuculi angekommen, aus dem uns nur eine gesundere Auffassung vom Wesen des Krieges wieder befreien könnte. Mit vollem Recht weist die Vorschrift aber darauf hin, daß vorübergehend ein solches Verfahren wohl Menschenleben sparen könne, indessen auf die Dauer doch verlustreicher und weniger wirksam sei als energisches Zufassen. Um den Krieg zu einem schnellen Ende zu bringen, soll nach der Vorschrift jeder Zusammenstoß den Zweck haben, einen entscheidenden Erfolg zu erreichen. So wird der Verteidiger nur ausnahmsweise eine Stellung in der Absicht besetzen, den Angriff des Gegners abzuweisen; andrerseits wird aber der Angreifer eine starke Stellung nicht angreifen, wenn er durch Hinausmanövrieren den Gegner zwingen kann, eine weniger günstige einzunehmen.

Je mehr sich die Eindrücke des Burenkrieges zu verwischen beginnen, umsomehr tritt das offensive Element, welches im Kriege gegen Wilde ganz besonders scharf zum Ausdruck kommen soll, hervor. In unverkennbarer Weise hat die englische Armee bislang den Verteidigungskampf geübt. Die Arbeit des Jahres 1906 soll nach einem Erlasse des Generalleutnants French dem Studium der großen, sich über mehrere Tage erstreckenden Angriffsschlachten gewidmet sein, als Beispiele nennt er Liaojang, Mukden

und Diamond Hill. So scheinen auch in Zukunft noch Stellungen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Anschauungen der Armee auszuüben. Um Angriff und Verteidigung von Stellungen kristallisiert sich die ganze Gefechtslehre. Der Krieg in Südafrika lehrt die Notwendigkeit der Offensive, der Krieg in Ostasien bestätigt die alte Erfahrung, daß jede Stellung, so stark und wohlbesetzt sie auch sein mag, doch schließlich dem zielbewußten energischen Angreifer unterliegt. Nicht dem an Zahl stärkeren, sondern dem an Energie überlegenen fällt der Erfolg zu. Stellungen werden immer eine Rolle spielen, sie sind für den Verteidiger ein Mittel zum Zweck, den Angriff in bestimmte Bahnen zu lenken, der Angreifer wird sich die Aufgabe stellen müssen, nicht, wie überwindet man die Stellung durch Entfaltung aller materiellen Mittel, sondern, wie zwinge ich den Feind, seine Stellung, wie er sie ausgebaut hat, nicht auszunutzen. Die englische Taktik tut dem Feinde den Gefallen, sich ihm auf dem ausgesuchten Kampffelde zu stellen, während der Führer vielmehr versuchen muß, ihn außerhalb der Stellung zum Begegnungskampf zu zwingen. Aber nur eine sehr bewegliche Armee wird hierzu imstande sein, die englischen Heere sind aber bislang infolge zahlreicher Trains nie besonders beweglich gewesen. Das englische Verfahren, welches es in letzter Instanz auf das frontale Ausringen der Kräfte ankommen läßt, ist mehr auf die breite Mittelmäßigkeit zugeschnitten, während ein Verfahren, den Feind zum Begegnungskampf außerhalb seiner Stellung zu zwingen, die höchsten Anforderungen an Feldherrn und Truppe stellt, dann aber auch die glänzendsten Erfolge erwarten läßt.

Balck,
Major und Bataillonskommandeur im Infanterie-Regiment
von Courbière (2. Posen.) Nr. 19.



Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika.

(2. Fortsetzung.)

14. Die Ereignisse bis zum Entscheidungskampf am Waterberg.

Die Schutztruppe wird verstärkt und neugegliedert.

Nachdem die im Schutzgebiet befindlichen Streitkräfte sich als unzureichend erwiesen hatten, die wachsende Widerstandskraft der Hereros schnell und endgültig zu brechen, war es nunmehr vor allen Dingen notwendig, einen nochmaligen Kampf mit unzulänglichen Mitteln zu vermeiden und die Truppe für die Erfüllung ihrer Aufgabe genügend stark zu machen. Deshalb wurde bestimmt, daß außer den unterwegs befindlichen Verstärkungen*) sobald wie möglich ein neues geschlossenes Feldregiment zu drei Bataillonen, das Bataillon zu drei Kompagnien, und zwei Feldbatterien vollkommen organisiert, beritten und bespannt aus der Heimat entsandt werden sollte. Die große Länge der Etappenlinie bedingte außerdem die reichliche Ausstattung der so sehr vergrößerten Schutztruppe mit Feldverwaltungsbehörden und Etappenformationen. Dementsprechend wurde eine Neueinteilung aller Truppen vorgenommen.**)

Auch die neue Verstärkung der Schutztruppe wurde aus Freiwilligen des Landheeres aufgestellt. Die Formierung dieser Freiwilligenaufgebote war Sache des Oberkommandos der Schutztruppen. Da dieses indes den dauernd sich steigernden Anforderungen seiner ganzen, nur auf kleine Verhältnisse zugeschnittenen Organisation nach nicht gewachsen sein konnte, wurde bestimmt, daß die Aufstellung aller weiteren Verstärkungen nebst der Beschaffung des Bedarfes an Pferden und — den Anforderungen des Oberkommandos der Schutztruppen entsprechend — auch eines Teils des Kriegsmaterials durch das preußische Kriegsministerium zu bewirken sei. Durch diese Neuordnung war die Abwicklung der schwierigen und umfangreichen Organisationsgeschäfte zwar sichergestellt, allein die Schaffung einer mehrköpfigen Verwaltung hatte auch viele Hemmungen und Verzögerungen im Gefolge. Nicht weniger als fünf Behörden waren an den Arbeiten beteiligt und hatten sich in vielen Fragen untereinander zu verständigen: der Kolonialabteilung fiel die Verrechnung der gesamten

*) Heft 2, Seite 373.

**) Siehe Kriegsgliederung, Anlage 1.

Kosten, dem Reichs-Marine-Amt die Verwaltung des Marine-Expeditionskorps zu; das Kriegsministerium und das Oberkommando der Schutztruppen teilten sich in die Organisation und Verwaltung der Verstärkungen für die Schutztruppe, und dem Chef des Generalstabes der Armee war die Leitung der Operationen übertragen.

Bei der Bildung und Verwendung der aus Freiwilligen des ganzen Heeres zusammengesetzten Verstärkungstruppen traten zudem alle die Mißstände hervor, die in der Eile geschaffenen Neuformationen stets anhaften und anfangs ihren kriegerischen Wert herabdrücken. Bei dem dringlichen Bedarf war es indessen nicht möglich, die Truppe vorher innerlich zusammenzuschweißen und mit der Eigenart der kolonialen Kriegführung vertraut zu machen; man war gezwungen, die aus der Heimat nachgeführten Verstärkungen in unfertigem Zustande an den Feind zu bringen.

Das Fehlen dauernd vorhandener, für überseeische Zwecke stets verwendbarer Truppen, einer Art Kolonialarmee, wurde in dieser Zeit von allen Seiten besonders unangenehm empfunden, und die zutage tretenden Mißstände lehrten, daß das Reich eine Kolonialtruppe in der Heimat dringend nötig hat, um den Anforderungen überseeischer Machtentfaltung genügen zu können. Es bedurfte der angespanntesten Tätigkeit aller beteiligten Stellen in der Heimat, um bei der Kürze der verfügbaren Zeit der entstehenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Dank der hingebenden Arbeit wurde es möglich, bereits Ende Mai mit der Verschiffung der neuen Verstärkungen zu beginnen.

Die neuen Verstärkungen gehen nach dem Schutzgebiete ab. 20. Mai bis 17. Juni.

Es gingen von Hamburg ab:

am 20. Mai der Stab des Generalleutnants v. Trotha, Verwaltungsbehörden und Etappenformationen, 73 Offiziere, Ärzte und Beamte, 496 Mann und 420 Pferde,*)

am 1. Juni Stab und 1. Kompagnie 2. Feldregiments, 13 Offiziere, Ärzte und Beamte, 192 Mann und 289 Pferde,

am 7. Juni der Stab des I. Bataillons, die 2. und 3. Kompagnie 2. Feldregiments und der Stab der 1. Feldartillerie-Abteilung, 19 Offiziere, Ärzte und Beamte, 341 Mann und 494 Pferde,

am 7. Juni der Stab des III. Bataillons, die 7. und 8. Kompagnie 2. Feldregiments sowie eine Batterie, 26 Offiziere, Ärzte und Beamte, 485 Mann — dieser Transport für Lüderitzbucht bestimmt — und schließlich

am 17. Juni der Stab des II. Bataillons, die 4., 5., 6. Kompagnie 2. Feldregiments und eine Batterie, 38 Offiziere, Ärzte und Beamte, 671 Mann und 923 Pferde.

*) Hiervon gehörten nur fünf Offiziere und Beamte mit einer geringen Anzahl von Schreibern und Burschen und eine etwa 20 Mann starke Stabswache zum Oberkommando. Die übrigen Offiziere, Mannschaften und Pferde des Transports waren für die Feldsignalabteilung und das Etappenkommando bestimmt oder waren dem miteingeschifften Pferdetransport zugeteilt. Außerdem waren zahlreiche Ärzte und Mannschaften für Feldlazarette angeschlossen.

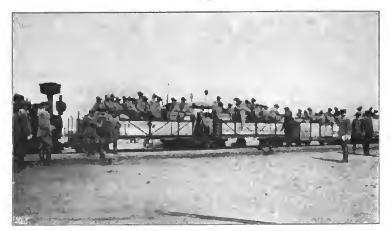
Die neuen Verstärkungen treffen in Südwestafrika ein. 11. Juni bis 10. Juli.

Die Ankunft im Schutzgebiet erfolgte zwischen dem 11. Juni und dem 10. Juli. Weitere Transporte mit Pferden und Maultieren — im ganzen 3460 Tiere — gingen von der Kapkolonie nach dem Schutzgebiet ab. Ein Teil dieser Pferde wurde in Lüderitzbucht gelandet und sollte zur Berittenmachung des dorthin bestimmten, ohne Pferde ausgesandten Transports dienen.

Die Landung in Swakopmund gestaltete sich noch schwieriger als früher, da außer der immer mehr zunehmenden Versandung häufig nebliges Wetter die Arbeiten hinderte. Auch Mangel an kleinen Dampfern, Leichtern und Arbeitskräften machte sich



Abbildung 1.



Truppentransport auf der Bahn Swakopmund—Windhuk.

geltend. Da auch dem Etappenkommando nicht genügend Arbeitskräfte zur Verfügung standen, wurde eine der nach Lüderitzbucht bestimmten Kompagnien angewiesen, ebenfalls in Swakopmund zu landen. Diese Kompagnie — die 7./2. Feldregiments — sollte, sobald sie in Swakopmund entbehrlich geworden war, auf dem Landwege über Windhuk nach dem Süden rücken.

Generalleutnant v. Trotha tritt das Kommando der Schutztruppe an. 11. Juni.

Der neue Kommandeur der Schutztruppe, Generalleutnant v. Trotha, traf am 11. Juni in Swakopmund ein und übernahm sofort den Oberbefehl. Es war keine leichte Aufgabe, die seiner harrte. Allein die Sicherheit, mit der er ähnlich schwieriger Verhältnisse als Kommandeur der Schutztruppe in Ostafrika während des gefährlichen Wahehe-Aufstandes sowie mehrere Jahre später als Brigadekommandeur während der Wirren in China Herr geworden war, rechtfertigte das Vertrauen, das die Truppe dem neuen Führer entgegenbrachte. Als Chef des Generalstabes war

ihm der Oberstleutnant Chales de Beaulieu, bisher Abteilungschef im großen Generalstabe, beigegeben.

Am 13. Juni traf das neue Hauptquartier in Okahandja ein. Generalleutnant v. Trotha gewann auf Grund der ihm zugehenden, zum Teil widersprechenden Nachrichten den Eindruck, daß die Masse der Hereros — nach einer Meldung mindestens 6000 Gewehre — noch am Omuramba=u=Omatako südlich des Waterberges stehe. Unter diesen Umständen hielt er einen sofortigen Angriff, zu dem zur Zeit nicht mehr als acht Kompagnien und fünf Batterien der Hauptabteilung und der Abteilung Estorff verfügbar waren, für unangebracht, zumal die Eisenbahn und Etappenlinie nicht genügend gesichert und die Verhältnisse im Komashochlande, in den Onjatibergen und um Outjo immer noch nicht hinreichend geklärt waren. Es erging deshalb an Oberst Leutwein der Befehl, nur so weit an den Feind heranzugehen, daß die Fühlung mit ihm ohne Gefecht gewonnen würde.

Seine Auffassung der Lage legte General v. Trotha in folgendem an den Generalstab gerichteten Telegramme nieder:

„Die Hereros sitzen noch in großen Massen am Omuramba vereint. Samuel in Okahitua soll nicht mehr kriegslustig sein, Assa, mit überwiegendem Einfluß, ist anscheinend das zur Durchführung des Krieges treibende Element. In den Paresisbergen sitzen Banden, auch die Komasberge werden Räuber beherbergen, in den Onjatibergen, die ich aufklären ließ, wurde bis jetzt nichts vom Feinde gefunden. Auch anderwärts sind räuberische Banden, die Bahn ist jedoch bisher unangefochten geblieben. Die Nachschubtransporte sind dagegen mehr bedroht."

Die entscheidenden Operationen werden verschoben. Absichten des Oberkommandos.

Auf Grund dieser an Ort und Stelle gewonnenen Einsicht bestimmte der neue Oberkommandierende, daß der entscheidende Kampf erst nach Eintreffen aller auf dem Transport nach dem Schutzgebiet befindlichen Verstärkungen stattfinden sollte. Nur wenn *zweifelsfrei* der Abzug des Feindes festgestellt würde, durfte zugefaßt werden. Im übrigen sollte die Aufklärung gegen den Feind fortgesetzt und die Zwischenzeit zu gründlicher Ausbildung verwendet werden.

Hinsichtlich der Fortführung der Operationen war zwei Möglichkeiten Rechnung zu tragen: entweder waren die Hereros entschlossen, den Entscheidungskampf in ihrer Heimat anzunehmen, oder sie wanderten in Gebiete aus, in die ihnen die deutschen Waffen nicht zu folgen vermochten.

Für wenig wahrscheinlich wurde ein Abzug der Hereros in südöstlicher Richtung gehalten, da eine derartige Bewegung sie in das Durstgebiet der Omaheke führen mußte. Auf dieser Seite brauchten deshalb nur schwächere Kräfte eingesetzt zu werden. Sollten die Hereros indessen doch versuchen, hier durchzubrechen, so mußte ein solcher Ausgang der deutschen Führung um so erwünschter sein, als der Feind dann freiwillig in sein Verderben rannte. Denn in dem wasserlosen Sandfelde mußte er verdursten.

Was die deutsche Führung indes mit allen Mitteln verhindern zu müssen glaubte, war ein Abzug der Hereros in nördlicher oder nordwestlicher Richtung, in das Owamboland oder Kaokofeld. Eine Verfolgung dorthin war ohne eine leistungsfähige Bahn ausgeschlossen. Deshalb mußten aus dieser Richtung starke Kräfte angesetzt werden.*)

In erster Linie aber wurde angestrebt, den Feind in seiner Heimat, wenn möglich da, wo er augenblicklich stand, zum Entscheidungskampf zu zwingen; denn nur dann war auf eine schnelle und wirksame Beendigung des Feldzugs zu rechnen. Auch aus diesem Grunde galt es, zunächst Vorkehrungen zu treffen, um die Hereros an einem Abzuge zu hindern.

Deshalb wurde beschlossen, die südlich des Waterberges sitzenden Hereros, unter Vermeidung von Kämpfen, zunächst von allen Seiten zu umstellen, um ihnen einen Abzug wenigstens auf den durch die Wasserstellen gegebenen Hauptwegen unmöglich zu machen. Die einzelnen Abteilungen waren so stark zu machen, daß jede für sich ausreichende Gefechtskraft besaß, einen Angriff und Durchbruchsversuch des Feindes zurückzuweisen. Der Vormarsch war dann so zu gestalten, daß sämtliche Abteilungen zur gleichen Zeit den Waterberg erreichten.

Bei der zunächst noch herrschenden Ungewißheit über die tatsächliche Aufstellung und die Absichten der Hereros sowie bei den zurückzulegenden großen Entfernungen wurde hierbei nicht so sehr an eine Vereinigung aller Kräfte zu **einem** großen Schlage gedacht, als vielmehr an eine Reihe von Einzelgefechten, wobei jede Abteilung, die auf ihrem Vormarsch auf den Feind stieß, ihn, gleichviel ob er stand oder in Bewegung war, anzugreifen und in eine Richtung zu werfen hatte, die ihn in die Gewehre einer anderen Abteilung trieb, die dann den Sieg vollenden mußte. Erwartete der Gegner jedoch versammelt den Entscheidungskampf in einer starken befestigten Stellung, so sollten die Bewegungen so eingerichtet werden, daß der Angriff mit vereinter Kraft gleichzeitig erfolgte, was um so leichter durchzuführen war, als der konzentrische Vormarsch ohnehin schließlich zur Vereinigung führen mußte.

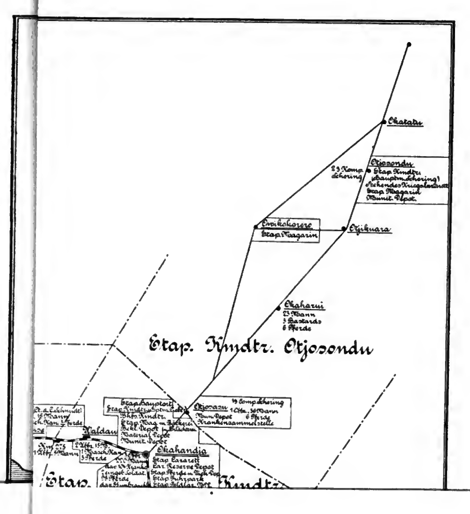
Grundlegende Anordnungen für die Fortführung der Operationen. 18. Juni.

Im einzelnen wurde am 18. Juni folgendes bestimmt:

1. Die Abteilung Estorff sollte von Okosondusu, woselbst sie die 6. Kompagnie und die 2. (Gebirgs-) Batterie zurückzulassen hatte, mit der 1., 2., 4. Kompagnie, der 3. Feldbatterie, der Maschinengewehr-Abteilung Saurma und der Bastardabteilung auf Ojondema vorgehen und ein Ausweichen der Hereros nach Nordosten, vor allem Omuramba abwärts, verhindern. Die Verbindung mit

*) Daß das eigentliche Waterbergplateau nur auf einem einzigen Pfade und nur für Fußgänger überschreitbar ist, stellte sich erst später heraus. Damit war dann die Gefahr eines Abzugs der südlich des Waterberges sitzenden Hereros in nardwestlicher Richtung wesentlich vermindert, und es kam nur darauf an, den genannten Pfad, den zwischen dem Graßen Waterberg und dem Sandsteinplateau durchführenden Weg und den Paß von Omuweroumue (zwischen dem Sandsteinplateau und Kleinen Waterberg) zu sperren.

Skizze 4.


Okatatu
Otjosondu
Etap. Kmdtr.
Etap. Magazin
Munit. Depot
Owikokorero
Etap. Magazin
Otjikuara
Okaharui
23 Mann
3 Bastards
6 Pferde
Etap. Kmdtr. Otjosondu
Otjosazu
Mun. Depot
6 Pferde
Krankensammelstelle
Etap. Hauptort
Okahandja
Etap. Lazarett
Laz. Reserve Depot
Etap. Fuhrpark
Kmdtr.



Oberleutnant Volkmann, der bei Otawi zu verbleiben und von hier aus gegen den Waterberg aufzuklären hatte, war aufzunehmen.

2. Eine aus der Hauptabteilung und der Abteilung Estorff neu zu bildende Abteilung, bestehend aus der 5, 6., 7. Kompagnie, der 2. und 4. Batterie unter Major v. der Heyde, sollte bei Okosondusu Aufstellung nehmen, um als Rückhalt für die vereinzelt stehende Abteilung Estorff zu dienen und für diese die Nachführung der Verpflegung zu sichern.
3. Die Hauptabteilung, bestehend aus der 9., 10., 11. Kompagnie, der 5. und 6. Batterie, der Maschinengewehr-Abteilung Dürr und der Witboi-Abteilung, hatte die in südlicher Richtung führenden Wege zu sperren und, über Otjire vorgehend, so nahe gegen den Omuramba vorzurücken, daß die Verbindung mit der Abteilung Heyde sichergestellt war.
4. Die Masse der noch eintreffenden Verstärkungen, vor allem das I. und II. Bataillon des 2. Feldregiments, sollten über Karibib—Omaruru—Outjo vorgeführt werden, um den Feind von Norden und Westen zu umstellen.
5. Die Abteilungen Franke und Winkler behielten ihre bisherigen Aufgaben: Säuberung des Bezirks Omaruru und Sperrung der Ostgrenze um Gobabis.

Daß für die einzelnen Kolonnen während des Vormarsches bei ihrer weiten Trennung immerhin eine gewisse Gefahr bestand, verkannte das Oberkommando keineswegs. Allein die Rücksicht auf Verpflegung und Gesundheitsverhältnisse sowie die Unmöglichkeit genügender Wasser- und Weideversorgung für größere, auf engem Raume vereinigte Massen verboten ein geschlosseneres Vorgehen. Zudem konnte durch die Vereinigung aller Kräfte auf einer Front niemals ein Abzug der Hereros, mit dem damals gerechnet werden mußte, verhindert werden.

Wenn aber während der Einleitung der Waterbergoperation in der Heimat dem Oberkommando vielfach die Absicht untergeschoben wurde, die Hereros einkreisen und zur Übergabe — einer Kapitulation à la Sedan — zwingen zu wollen, so beruhte dies auf einem Irrtum. In Wahrheit hat eine solche Absicht niemals bestanden; denn neben anderen Vorbedingungen fehlte es hierzu vor allem an der notwendigen Überlegenheit der Zahl, um den Gegner auch wirklich völlig einschließen und bewegungsunfähig machen zu können. Daß es unmöglich war, die über einen Raum von 40 km ausgedehnte Stellung der Hereros mit kaum 1500 Gewehren vollständig abzuschließen, leuchtet ohne weiteres ein. Es blieb ihnen immer die Möglichkeit, durch den Zwischenraum zwischen den einzelnen Abteilungen durchzubrechen, zumal der dichte Busch dies überall begünstigte.

Die Etappeneinrichtungen werden ausgestaltet.

Für den Vormarsch der Abteilungen, die von Norden und Westen eingesetzt werden sollten, mußte zunächst eine gute Etappenverbindung geschaffen werden; daher wurde unverzüglich dem Hauptmann v. Fiedler der Ausbau einer Etappenstraße von

Karibib über Outjo nach Otawi übertragen und ihm zu diesem Zwecke die 3. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons zur Verfügung gestellt.

Es war jedoch vorauszusehen, daß man bei einer längeren Dauer der Operationen im Norden nur dann der Verpflegungsschwierigkeiten Herr werden könne, wenn die Otawibahn so schnell als möglich ausgebaut würde. Deshalb wurde die Verstärkung der Eisenbahntruppen auf ein Bataillon zu zwei Baukompagnien beantragt und mit der Firma Koppel in Verhandlungen behufs unverzüglichen Ausbaus dieser Bahn eingetreten.

Für die Sicherung und Einrichtung der Etappen wurden gleichzeitig sehr eingehende Anordnungen getroffen. Eine Reihe von Etappenkommandanturen mit den nötigen Anstalten wurden errichtet und mit Mannschaften der Marineinfanterie und des Beurlaubtenstandes besetzt.*) Die Nachschubtransporte wurden in den Stand gesetzt, sich gegen die allenthalben noch umherstreifenden Banden selbst schützen zu können.

Die rechtzeitige Sicherstellung des Bedarfs der am Feinde befindlichen Truppen stieß auf um so größere Schwierigkeiten, als sich schon jetzt Mangel an Transportmitteln fühlbar machte, zumal der Truppe alles, selbst oft das Wasser, nachgeführt werden mußte. Die spärlichen, weit auseinanderliegenden Wasserstellen zwangen zu wohldurchdachter Einteilung der Märsche der Nachschubkolonnen sowie häufig zu ihrer Zerlegung und Festsetzung verschiedener Ankunftszeiten an den Wasserstellen, da diese immer erst wieder vollaufen mußten, um für die nachfolgenden Teile genügend Wasser zu bieten. Denn um den Bedarf dieser Menge von Ochsen zu decken, bedurfte es einer gewaltigen Wassermasse; säuft doch ein einziger ausgedursteter Ochse bis zu 70 Liter Wasser auf einmal. Auch die Weideverhältnisse mußten bei der Einteilung der Märsche genaue Berücksichtigung finden, da die Kolonnen nur bei ausreichender Weide leistungsfähig erhalten werden konnten.**)

Die zu erwartenden, bedeutenden Abgänge erforderten schon jetzt die Schaffung von Ersatzformationen; deshalb wurde die Entsendung von vier Ersatzkompagnien und zwei Ersatzbatterien aus der Heimat beantragt, woselbst man dieses Bedürfnis vorausgesehen und bereits deren Aufstellung vorbereitet hatte. Gleichzeitig wurde noch das Material für eine Feldhaubitzbatterie***) und eine Korpstelegraphen-Abteilung abgesandt.

Bereits wenige Tage nach seiner Ankunft hatte General v. Trotha in Okahandja eine Zusammenkunft mit dem bisherigen Oberkommandierenden, Oberst Leutwein, wobei vereinbart wurde, daß dieser sich nach Windhuk zur Übernahme der Gouvernementsgeschäfte begeben solle, um von hier aus die Verhältnisse im Süden des Schutzgebietes, die besondere Aufmerksamkeit erforderten, zu überwachen.

*) Skizze 4.

**) Anlage 2 zeigt einen Treckplan für die Strecke Okahandja—Otjosondu.

***) Die Aufstellung der Feldhaubitzbatterie ist späterhin unterblieben.

Die Hereros werden durch Patrouillen beobachtet. Juni—Juli.

Bei den großen Landungsschwierigkeiten, die die neu ankommenden Verstärkungen zu überwinden hatten,*) war das Eintreffen der letzten Staffeln des 2. Feldregiments nicht vor Anfang August zu erwarten. Bis dahin mußte der Feind aufs schärfste durch Patrouillen beobachtet werden, da die Gefahr bestand, daß er versuchen würde, sich der drohenden Umklammerung durch einen unbemerkten Abzug zu entziehen. Der im afrikanischen Busch nicht leichten Aufgabe genauester Überwachung des Feindes bei Tage und bei Nacht entledigten sich die deutschen Patrouillenoffiziere mit anerkennenswerter Gewandtheit. In allen dienstlichen Berichten wird die große Geschicklichkeit und die Schnelligkeit, mit der sich die Reiteroffiziere auf dem fremden Kriegsschauplatz und unter den schwierigen, ihnen so ungewohnten Verhältnissen zurechtfanden, rühmend hervorgehoben. Dies verdient umsomehr betont zu werden, als andere Nationen bei ihren kolonialen Unternehmungen gerade infolge der Unfähigkeit ihrer Aufklärungsorgane, sich unter den veränderten Verhältnissen zurechtzufinden, sich meist hinsichtlich aller Nachrichten auf das mehr oder minder unzuverlässige Eingeborenenelement verlassen mußten. General v. Trotha hingegen hebt in seinem Bericht über die Waterbergoperationen ausdrücklich hervor: „Die mangelhaften Meldungen der Witbois und Bastards wurden schon damals durch meine vortrefflichen Offizierpatrouillen ergänzt." Als Patrouillenführer taten sich sowohl in jener Zeit wie später bei der Verfolgung der Hereros besonders hervor die Oberleutnants Gräff, Kirsten, Böttlin, Graf Stillfried, Fromm, v. Kummer, Graf Schweinitz, v. Lekow, v. Salzmann, die Leutnants v. Diezelsky, Frhr. v. Egloffstein, v. Bodenhausen, Müller v. Berneck, v. Brederlow, v. Asseburg, v. Massow, Graf Arnim und v. Höpfner.

Die Erkundungen ergaben bis Ende Juni, daß Samuel sämtliche Kräfte in der Gegend von Okahitua**) und nördlich vereinigt hatte.

Ein von den Hereros bis dahin gefangen gehaltener englischer Händler, der entlaufen war, bestätigte dies; die zwischen Waterberg und Omuramba-u-Omatako sitzenden Hereros seien entschlossen, den Entscheidungskampf dort anzunehmen, zumal ihnen in der letzten Zeit zahlreiche Munition aus dem Owambolande zugeführt worden sei.

Die Hereromassen am Omuramba kommen in Bewegung. Anfang Juli.

Anfang Juli meldeten jedoch mehrere Patrouillen plötzlich, daß Bewegung in die Hereromassen am Omuramba-u-Omatako gekommen sei, sie hätten um den 5. Juli die Gegend von Okosongoho—Okahitua verlassen; nur einzelne Späher seien an dem Flußbette zurückgeblieben. Nach Aussage aufgegriffener Gefangener war Samuel in Otjahewita eingetroffen. Mehrere Aufklärungsabteilungen hatten um diese Zeit kleinere Gefechte mit den Hereros zu bestehen, so der Leutnant v. Massow am 5. Juli unweit Otjahewita und der Oberleutnant v. Lekow bei Orutjiwa, wo eine feindliche Werft überrascht, 30 Stück Großvieh erbeutet wurden und die Hereros nicht weniger als 60 Tote verloren.

*) Vgl. Seite 492.
**) Skizze 5.

Die deutschen Abteilungen werden näher an den Feind herangeschoben.

Der Abzug der Hereros schien bevorzustehen und damit die Hoffnung, den entscheidenden Schlag bis zum Eintreffen des 2. Feldregiments hinausschieben zu können, zuschanden zu werden; es galt unverzüglich den Ring enger zu ziehen und die schlagfertigen deutschen Abteilungen zu dem anscheinend schon jetzt notwendig werdenden Angriff in Bewegung zu setzen. Die Abteilung Estorff, die gegen Ende Juni Karupuka erreicht hatte, ging in der Richtung auf Otjahewita vor, um sich einem feindlichen Abzug nach Nordosten vorzulegen, die bei Okosondusu stehende Abteilung Heyde auf Okaundja am Omuramba und die Hauptabteilung über Otjire—Orutjiwa auf Okosongoho. Das bisher in Okahandja verbliebene Hauptquartier brach von hier auf, um sich der Hauptabteilung, deren Führung an Stelle des Majors v. Glasenapp der neueingetroffene Kommandeur des 1. Feldregiments, Oberstleutnant Mueller, übernahm, anzuschließen. Ehe jedoch ein Befehl zum Angriff erlassen wurde, glaubte das Oberkommando, eine endgültige Bestätigung der Nachrichten von dem Abzug der Hereros abwarten zu müssen, denn die gemeldeten Bewegungen des Feindes konnten sehr wohl unbedeutende Verschiebungen sein, hervorgerufen durch das Bedürfnis nach frischer Weide. Es wurde deshalb erneute Aufklärung angeordnet und — was vermutet wurde, bestätigte sich nach wenigen Tagen: die Hereros dachten nicht an Abzug, sondern hatten sich lediglich etwas mehr nach dem Waterberg zusammengeschlossen; Waterberg, Hamakari, Omuweroumue wurden vom Feinde stark besetzt gemeldet. Damit wich eine ernste Befürchtung; die Möglichkeit, die ursprünglich geplante Operation durchzuführen, gewann an Aussicht.

Eine Patrouille um die Südwestecke des Waterberges. 17./18. Juli.

Die erste Meldung von dem Verbleib der Hereros am Waterberg erhielt General v. Trotha durch eine von dem Oberleutnant v. Salzmann und dem Leutnant Graf Arnim geführte Patrouille, die am 16. Juli den Auftrag erhalten hatte, westlich des Waterberges ausholend, auf Otjenga vorzustoßen und festzustellen, ob die Hereros in dieser Richtung abzögen. Eine sehr anschauliche Schilderung des Verhaltens dieser Patrouille findet sich in dem Kriegstagebuche des später am Waterberg gefallenen Leutnants Grafen Arnim, wo er schreibt: „Lager bei Otjurutjondjou am Omuramba,*)
den 16. Juli 1904 (Sonnabend).

Oberleutnant v. Kriegsheim kommt zu mir und fragt mich, ob ich eine den Feind westlich umfassende Patrouille, die sehr interessant werden soll, zusammen mit Salzmann reiten will. Selbstverständlich sage ich mit Freuden ja; weiß ich doch nicht, wann ich wieder solche Chancen haben werde. Für alle Fälle sollen wir auf sechs Tage Proviant mitnehmen. Neben Salzmann (Oberleutnant bei der Feldartillerie-Abteilung) sind Khaynach (Unteroffizier), neun Reiter, vier Witbois und der Kriegsfreiwillige, Frachtfahrer Melchior, von der Partie. Letzterer kennt die Gegend genau. Wir sollen noch abends abreiten.

*) Aus „Auf weiter Fahrt". Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. IV. Band. Begründet von Julius Lohmeyer.

Sonntag, den 17. Juli.

Wir sind doch erst morgens, und zwar 6 Uhr 15 Minuten, abgeritten, 20 Pferde stark bei drei Reservepferden. Wären wir des Nachts geritten, so würden wir eine Wasserstelle, auf der bei der Wasserarmut im Norden und Nordwesten die Möglichkeit, unsere Patrouille auszuführen, beruhte, wahrscheinlich nicht gefunden haben.

Gleich anfangs verloren wir vier von unseren Leuten; zu Salzmanns und meinem maßlosen Ärger vergingen 50 Minuten, bis wir sie wieder hatten. Es ist falsch, wenn einer Patrouille Leute aller möglichen Truppenteile, die man nicht kennt, zugeteilt werden.

Wir ritten nach Nordwesten; unglaublich dichter Busch, dann zwei große Savannenflächen mit einzelnen hohen Bäumen. An der einen Stelle stand ein Hartebeest auf 200 Schritt, wie gemalt, und sah uns erstaunt an. Der Nähe des Feindes wegen konnten wir natürlich nicht schießen. Das Tier nahm offenbar großes Interesse an unserer Karawane; trollend begleitete es uns eine ganze Strecke Weges.

Wir biegen nach Westen um: die ersten Spuren vom Feind. Im dichten Busch hatte Vieh in Mengen gestanden; auch hatte das Bambusenvolk — Weiber, alte Leute, Kinder, Sklaven — überall nach Feldkost gegraben. Die Bambusen werden von den Orlogleuten in schmaler Kost gehalten und graben sich deshalb überall „Omtjes“ und „Onkjes“, zwiebelartige Knollen und Erdnüsse, die nicht übel schmecken, aus dem Boden. Auch das Wild sucht eifrig nach diesen Leckerbissen; leider kann man infolgedessen kaum drei Schritt reiten, ohne daß der Gaul in irgend ein Loch tritt. Verlassene Viehkraale mit ziemlich frischem Mist; gleichfalls verlassene, ziemlich flüchtig aufgeführte „Pontoks“. In dem Flußbett, das sich um den Waterberg herumzieht, viele frisch gegrabene Wasserlöcher, die sauber in dem roten Tonboden ausgestochen sind. Sie sind das Werk von Klippkaffern, gefangenen Namas und Bastards. Die Löcher enthalten gutes Wasser.

Nordwestlich der Wasserstellen, in leidlich gutem Gras, satteln wir auf der Hochfläche ab: ein Luxus, den man sich nur auf verhältnismäßig freiem Feld gestatten kann. Das „Spannen“ der Pferde nach Burenart können wir uns schenken; sie bleiben auch ohnedies beieinander. Als Posten setzen wir einen Witboi auf einen Baum; auch Khaynach erklettert einen solchen, fällt aber sofort wieder herunter, da ein Ast bricht. So ließen wir die Haupthitze des Mittags vorübergehen, tränkten dann nochmals und ritten los auf freier Fläche und die Seitenpatrouille weit ab. Wir wußten, daß wir nunmehr 24 Stunden lang kein Wasser haben würden.

Unser Ziel waren die Osondjache-Berge, die links vom kleinen Waterberge blau und duftig sich vom Horizont abzeichneten. Die nach allen Seiten scharf abfallende Bergplatte des letzteren wuchs höher und höher, etwas rechts von unserer Marschrichtung. Im Osten verläuft das Plateau im Duft; dahinter aber reckt sich in derselben Art, nur noch gewaltiger in den Linien, der große Waterberg.

Um den kleinen Waterberg mußten wir herum, um Omuweroumue zu erreichen das Tal, durch das die Hereros ihren etwaigen Abzug bewerkstelligen mußten. Die Pad von Otjire nach Ombuatjipiro, die wir nach einem Ritt von anderthalb Stunden überschritten, läuft nicht, wie auf der Karte, in gerader Linie, sondern führt, in weitem Bogen westlich ausholend, dichter am kleinen Waterberg vorüber. Um 6⁰⁰ abends, gerade als der Tag zu schwinden begann, erreichten wir den Rand der freien Fläche. Den Berg, der unser Nachtziel war, sahen wir jetzt schon deutlicher vor uns liegen. Zu einer wichtigen Beobachtung bot sich Gelegenheit; am Fuße des Berges stiegen Staubwolken auf; ergo war Okambukauandja noch vom Feinde besetzt, und dieser nicht im Abmarsch.

Der Mond ging auf, und der nächtliche Teil unseres Trecks nahm seinen Anfang. Nach einstündigem Ritt plötzlich „Halt!" Ein Feuer ist sichtbar geworden, scheinbar ganz nahe vor uns. Doch Melchior, Khaynach und zwei Witbois, die zu Fuß vorgehen, kommen mit der Meldung zurück, daß es sich zwar nicht nur um eins, sondern um zwei Feuer handle, daß diese aber noch sehr weit entfernt seien. Vorsichtig ging es weiter. Wieder „Halt!" Diesmal riecht es nach Rauch, ohne daß das Feuer, von dem er ausgeht, zunächst sichtbar ist. Ein Mann steigt auf einen Baum und entdeckt es in unserer rechten Flanke. Am Fuße des Waterberg-Westabhangs sieht er noch weitere Brände. Wir sind also inmitten kampierender Herero-Werften. Es gelang uns, unbemerkt hindurch zu kommen. Jenseits eines schmalen, ausgetrockneten Flußbetts erschien der dunkle Koloß des Berges wieder ein ganzes Stück näher. Links ein Grasbrand.

Gleich hinter dem Flußbett wurde der Busch unglaublich dicht, dazu sah man die Hand nicht mehr vor dem Auge, denn der Mond war untergegangen und die Pferde wollten im Dunkeln nicht mehr durch die Dornen. Wir ritten nur noch etwa eine Stunde vorwärts; dann blieb nichts übrig, als abermals zu stoppen; wir machten dicht unter einem Abhang Halt. Natürlich war von Ruhe nicht viel die Rede. Salzmann, Khaynach und ich lösten einander in der Aufsicht ab, und überdies untersuchten Khaynach und ich noch Pontoks, die sich in der Nähe befanden, und, wie sich herausstellte, von den Hereros verlassen waren.

Um 3³⁰ Uhr abermals Aufbruch. Es war noch immer völlig dunkel, dazu empfindlich kalt. Alles hing stumm und erfroren auf den müden Pferden und war nur immer besorgt, den Vordermann nicht im Dunkeln verschwinden zu lassen. Denn wer die anderen aus dem Auge verlor, war verloren; darüber war niemand im unklaren. Wir waren mitten im Feinde; rechts und links von uns, am Abhange der Berge, mußten die Werften jetzt geradezu dicht gedrängt liegen. Rufen, um uns wieder zusammenzufinden, wenn die Reihe erst einmal abgerissen war, wäre unmöglich gewesen. Die tiefe Stille unterbrach nur das Schnauben und — leider! — das häufige Straucheln der Pferde, das Rauschen der Dornbüsche, ab und zu auch ein

unterdrücktes „Himmeldonnerwetter!“ oder „Herrgottsakrament!“, je nach Mundart und Heimat des von den Dornen unsanft Heimgesuchten.

5³⁰ Uhr: Links von uns weint ein kleines Kind, dazu Brüllen von Rindern. 6⁰⁰: Schritte rechts; ebendort zwei Feuer, das eine noch nicht 200 m entfernt. Die Aloebüsche rauschen, als wir uns hindurchdrücken; das uns unmittelbar benachbarte Feuer wird plötzlich gelöscht. Natürlich glaubten wir uns entdeckt, was uns veranlaßte, uns so schnell wie möglich nach links zu drücken. Doch erfolgte nichts.

Es wurde nunmehr schnell heller, und wir konnten die während der Dunkelheit eingezogenen Seitenpatrouillen wieder nach rechts und links vorschieben.

Ein herrliches Landschaftsbild tat sich vor uns auf, je mehr der Tag vorschritt. Vor uns lag das Tal von Omuweroumue, rechts der Abhang des kleinen Waterberges mit 20 bis 30 m hohen Bastionen, die sich mit ihrem dunkelroten Fels wirksam von dem Grün und Braun des Abhangs abhoben; vor uns die schroffen Abhänge des großen Waterberges, dessen dichtbewaldete Höhen, halb von der aufgehenden Sonne in wunderbare Tinten gefärbt, halb noch von den letzten Schleiern der Dämmerung bedeckt in violetten Schatten dalagen. Zu unserer Linken zog sich ein niedriger Hügel hin, zwischen dessen Steinblöcken Kandelaber-Kakteen und rotgelb oder grün belaubte Büsche abwechselten.

Blauer Duft über den Bäumen, die eine vor uns liegende Blöße abschlossen. Einstweilen die einzige Spur des Feindes, inmitten dieses Gottesfriedens der Natur! Denn der „Duft“ war Rauch, und dieser Rauch stieg von den Feuern auf, die in den Werften der Hereros dem kleinen Waterberg entlang und quer durch die Bergpforte von Omuweroumue brannten. Unsere Lage war nicht übermäßig erbaulich. Wenn wir entdeckt wurden und die Orlogleute unseres Gönners Samuel auf den klugen Gedanken kamen, uns den Rückweg zu verlegen, so saßen wir im Wurstkessel nach allen Regeln der Kunst. Dazu kamen wir allmählich dahinter, daß dort, wo wir vorwärts drangen, wir nach Lage der Feuer gewissermaßen auf dem Präsentierteller saßen. Wir hielten es demgemäß doch für angezeigt, uns hinter den Hügel zu unserer Linken, den mit den Kandelaber-Kakteen, zurückzuziehen und uns dann von dessen Gipfel aus vorsichtig ein wenig des näheren zu orientieren.

Das wurde denn auch glücklich ausgeführt; wir kamen ungestört über die für uns sehr gefährliche große Pad, die von Waterberg nach Karibib führt, hinweg und konnten uns in dem in Aussicht genommenen Versteck verbergen. Salzmann, Melchior und ich kraxelten vorsichtig über Steingeröll den Hügel hinan. Kaum oben angelangt, hörten wir vor uns Schritte, Lachen und in ungeniertester Weise geführtes munteres Geschwätz. Daß wir uns mäuschenstill verhielten, bedarf keiner Versicherung. Dicht unter der Kuppe, die wir erklommen hatten, zog, ohne jede Ahnung von der Nähe des Feindes, ein Trupp Hereros vorüber. Glücklicherweise war uns auch hier das Schicksal hold; wir blieben unbemerkt. Das Gegenteil wäre fatal gewesen, da die

Abbildung 2.



Landschaftsbild vom Waterberge.

Witbois, die unsere Pferde hielten, weit zurück waren. Die Schritte der Schwarzen verklangen im Busch, und wir konnten nunmehr rasch Umschau halten. Das Ergebnis war befriedigend. Wir sahen nicht nur die Wersten ringsum ein, sondern stellten an der Hand etlicher Staubwolken fest, daß Vieh zur Weide getrieben wurde; von einem Abziehen des Gegners war also nicht die Rede. Dann ging es unter vorsichtigstem Vermeiden jeden Geräusches zurück zu unsern Leuten, die gleichfalls in großer Nähe Stimmen gehört hatten.

Dichter Busch bot uns Gelegenheit, nach Norden vorzudringen. Unsere Seitenpatrouille links winkte mich zu sich heran und zeigte mir ein Weib, das, allerlei Kram auf dem Kopfe, über eine Lichtung arglos auf unseren Platz zukam. Sowie sie in den Busch eingetreten war, wurde sie von Melchior und Andries Witboi gepackt. Das arme Ding kreischte, als ob es am Spieße steckte, doch brachten wir es rasch zu manierlichem Benehmen. Die Gefangene begann nunmehr zu parlamentieren und machte den Versuch, uns auf den Leim zu locken, indem sie uns empfahl, sie selbst laufen zu lassen, und dafür lieber das Vieh des Kapitäns Zacharias zu überfallen, das in unserer nächsten Nähe und nur schlecht bewacht sei. Diesen Gefallen konnten wir ihr nicht tun; der Sperling in der Hand war uns lieber als die Taube auf dem Dache. Wir setzten sie also auf eines unserer Handpferde, auf dem sie eine ganz tolle Figur machte; da sie überdies alle fünf Schritte wieder herunterfiel, blieb nichts übrig, als sie neben der Patrouille hertraben zu lassen. Denn zunächst mußte sie, sobald es irgend ging, einem eingehenden Inquisitorium unterzogen werden, und laufen lassen konnten wir sie überdies erst, nachdem wir selbst halbwegs in Sicherheit waren.

Hendrik und die Witbois verständigten sich ganz leidlich mit dem Weibe, und so ergab die Vernehmung recht annehmbare Ergebnisse. Wir erfuhren die Lage der feindlichen Wersten an der Nordwestseite des kleinen Waterberges: Tetjo, Assa-Riarua und Zacharias lagen dort; Michael bei Okosongo-Muingo*) und Samuel bei Omuweroumue. In Okosongo-Muingo sind die Großleute selbst versammelt. Auch Salatiel ist dabei. Orlogleute und Bambusenvolk werden getrennt gehalten; über die Stimmung der Krieger konnte die Frau also keine Auskunft geben. Gewehre sind reichlich beim Feinde vorhanden, doch sind die Patronen knapp. Die Hereros haben viel Kranke und massenhaft Verwundete von Onganjira her. Nahrung ist spärlich, Weide und Wasser hinreichend vorhanden. Wie bei den alten Deutschen gehen die Weiber mit ins Gefecht und feuern die Männer durch ihre Reden an. Verwundete und Gefallene werden von ihnen zurückgeschleppt. Das Gros des Stammes sitzt am kleinen Waterberge; außerdem steht Saul mit viel Leuten und mit Vieh verschiedener Großleute bei Otjenga; Viehposten Michaels, Samuels und Tetjos sichern Okateitei, die nächste Wasserstelle im Südwesten.

Damit wußten wir genug, und es kam nunmehr darauf an, was wir erkundet

*) Dicht südlich Omuweroumue.

hatten, unserem Kommando so schnell als möglich zu übermitteln. Vorsichtig zwar, doch, wenn irgend möglich, im Trabe ging es heimwärts. Einen Herero-Idioten, der von seinen Stammesgenossen ausgesetzt worden war und uns in den Weg lief, ließen wir ungeschoren. Ganz schnell wurde noch auf Grund unserer neuen Wissenschaft zwischen Salzmann und mir vereinbart, daß wir uns sofort nach unserer Rückkehr um eine Patrouille auf Okateitei bewerben wollten. Es mußte sich nämlich von dort aus brillant gegen die westlichen Rückzugslinien des Feindes hin aufklären lassen.

Eine etwa 2 km breite offene Fläche mit freiem Umblick nach allen Richtungen hin bot uns etwa 10^{00} morgens nach langem Ritt Gelegenheit zu kurzer Rast. Die Leute konnten hier die Mäntel, die sie die Nacht über getragen hatten, aufschnallen. Wir hatten Gelegenheit zu der Wahrnehmung, daß die Hereros nunmehr endlich begannen, uns nachzustellen. Zu spät! Ein Glück für uns, daß die Kerls sich des Nachts vor Gespenstern fürchten und bei kalter Luft früh morgens aus dem warmen Pontok nicht herauszubekommen sind! Bei einer verlassenen Werft, dicht am Rande der Blöße, tauchten etwa fünfzehn schwarze Gestalten, die gegen uns vorgingen, auf. Wenn ihre braunen, krummen Rücken auf Augenblicke zwischen den Büschen sichtbar wurden, sah es aus, als bewegten sich dort Tümmler. Ein Kerl stand aufrecht, beobachtete uns und dirigierte die anderen. Wir sahen uns ihr Manöver eine Weile an und beschlossen dann, weiter zu reiten. Die Versuchung war zwar groß, die sich Heranpürschenden näher kommen zu lassen, und ihnen dann eins auszuwischen, wir widerstanden ihr aber, weil uns während eines Gefechtes der Rückzug verlegt werden konnte. Als wir durch den Buschgürtel, der die Blöße rings umgab, hindurch waren, sahen wir in unserer linken Flanke noch etliche andere. Offenbar waren diese Leute abgeschickt, uns auf sich zu ziehen und so festzuhalten. Wir taten ihnen den Gefallen nicht, uns mit ihnen einzulassen.

Während ich, wie schon während des ganzen Rückmarsches, die Nachspitze führte, zogen wir weiter; Salzmann, als der Erfahrenere, blieb beim „Gros", da wir nicht wissen konnten, von welcher Seite ein etwaiger Überfall im Busch zu erwarten sei.

Um 6^{00} abends waren wir wieder bei der Wasserstelle, an der unsere Pferde am Tage vorher zuletzt getränkt worden waren. Seit 24 Stunden hatten sie kein Wasser gehabt: es versteht sich, daß sie mit größter Gier soffen. Mein Brauner bekam denn auch gleich einen mächtigen Anfall von Schüttelfrost und erhielt einen Prießnitzumschlag. Um 6^{30} ging es weiter; leider verwarfen unsere Witbois die Richtung etwas, so daß wir erst um 11^{00} am Omuramba ankamen. Ob wir oberhalb oder unterhalb unseres Lagers waren, ließ sich anfangs nicht feststellen, und so trafen wir Anstalten, an Ort und Stelle zu übernachten. Da wurde Viehgebrüll vernehmbar. Eine Rekognoszierung ergab, daß wir nur 500 m vom Lager ab waren.

Wir kehrten gerade zur rechten Zeit zurück; morgen soll Aufbruch sein. Alles

beglückwünschte uns zum Ergebnisse unserer Patrouille; wir waren im Herzen der feindlichen Stellung gewesen und wissen jetzt, daß die Hereros noch nicht im Abmarsch sind. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sorgt Euch nicht um mich; mir geht es ganz herrlich gut! Entbehrungen? Mein Gott, natürlich muß man vieles entbehren, natürlich heißt es oft: ach, hätten wir dieses oder jenes! Aber daß mir und meinen Kameraden Entbehrungen das Leben verbittern könnten, davon kann natürlich nicht die Rede sein! Strapazen? Sie werden überreichlich aufgewogen durch all das Schöne, das man erlebt, all die unvergeßlichen Augenblicke, die z. B. ein Patrouillenritt, wie mein letzter, bietet. Sobald man wieder ins Lager kommt und ein Wort der Anerkennung hört, ist alles Unangenehme vergessen."

Die Patrouille Bodenhausen wird von den Hereros überfallen. 6. August.

Mehrere Patrouillen hatten in jenen Tagen der lebhaftesten Aufklärungstätigkeit mit den Hereros kleinere Zusammenstöße gehabt, die indes ohne ernste Verluste für die Deutschen geblieben waren. Ein verhängnisvolles Geschick ereilte nur die Patrouille des Leutnants Frhrn. v. Bodenhausen, die von der Abteilung Fiedler zur Erkundung gegen den Westrand des Waterberges vorgesandt war.

Als die 1 Offizier, 10 Mann starke Patrouille nach glücklich beendeter Erkundung am 6. August bereits auf dem Rückmarsch war, wurde sie plötzlich halbwegs Waterberg—Osondjacheberg im dichten Dornbusch von etwa 300 Hereros, die die kleine deutsche Abteilung unbemerkt umzingelt hatten, überraschend angegriffen und nach heldenmütiger Gegenwehr niedergemacht bis auf zwei Mann, denen es, obwohl schwer verwundet, doch zu entkommen gelang. Die Hereros beraubten die Toten der Kleider und Waffen und verstümmelten die entkleideten Leichname in der grauenhaftesten Weise; als man die Leichen fand, waren einzelnen die Augen ausgestochen, der Schädel zertrümmert, der Hals bis auf den Wirbel durchschnitten, die Hände abgehackt, der Leib aufgeschlitzt, einem Mann war, nachdem er verwundet, wie nachträglich durch einen Arzt festgestellt wurde, von den rohen Halunken bei lebendigem Leibe das Genick umgedreht worden.

Urteil des Oberstleutnants v. Beaulieu über die Leistungen der deutschen Patrouillenoffiziere.

Die Frische und Freudigkeit, mit der die deutschen Reiteroffiziere ihren schweren Dienst versahen, fand warme Anerkennung in einem Bericht des Chefs des Stabes, Oberstleutnant v. Beaulieu, in dem es hieß: . . . . . „Trotz aller der unsagbaren Schwierigkeiten, trotz der Wegelosigkeit und Unübersichtlichkeit des Geländes sind glänzende Taten der Aufklärung geleistet worden. Gern erkennen wir an, daß uns dabei die natürlichen Fähigkeiten der Eingeborenen von Nutzen gewesen sind; ihre Übung im Sehen, im Spurenlesen, im Auffinden von Wasser, im Zurechtfinden ist von unseren Soldaten nicht erreicht; eigentliche Leistungen in der Aufklärung wurden aber mit Hilfe der Eingeborenen nur von deutschen Soldaten unter der Führung von Offizieren erzielt, und namentlich auf diesem Gebiete zeigte sich die Tüchtigkeit unserer deutschen Leutnants in glänzendstem Lichte. Tagelang am Feinde, gerade mit

der allernotwendigsten Kost versehen, ohne Rast und Schlaf; immer in der höchsten Gefahr, nur das Ziel im Auge, keine Ermüdung kennend, so erkundeten unsere vortrefflichen Offizierpatrouillen, und dies war ihnen nicht etwa ein beschwerlicher Dienst, nein, es war ein förmliches Drängen danach, mit einem Erkundungsauftrage betraut zu werden. Wenn die Patrouillen dann ins Lager wieder einritten, abgemagert, mit entzündeten Augen, Hut und Kleider zerfetzt, auf todmüden Pferden, dann erregten sie den Neid der Zurückgelassenen und den Wunsch, es ihnen gleich zu tun. Aber wehe denen, die in Feindes Hand fielen; die Grausamkeit der Hereros im Hinschlachten wehrlos gewordener Verwundeter kennt keine Grenzen."

Das 2. Feldregiment erhält die Richtung Omaruru—Omusema-Uarei.

Inzwischen war das 2. Feldregiment eingetroffen, das Mitte Juli mit den zuerst marschbereiten Teilen den Vormarsch von Karibib auf Omaruru angetreten hatte. Sein Vormarsch war dadurch wesentlich beschleunigt worden, daß sich das Regiment entgegen allen bisherigen Gepflogenheiten von den schwerfälligen Ochsenwagen unabhängig gemacht und lediglich einen achttägigen Lebensmittelvorrat und die erforderliche Munition auf Packpferden mitgenommen hatte. Anfänglich war beabsichtigt, dieses Regiment und die 7. Batterie aus nordwestlicher Richtung aus der Gegend von Outjo—Otawi*) anzusetzen; da jedoch nach den letzten Nachrichten die Möglichkeit, daß der Gegner in befestigter Stellung am Waterberge den Entscheidungskampf anzunehmen entschlossen sei, an Wahrscheinlichkeit gewann, so war ein engerer Zusammenschluß der getrennten Kolonnen notwendig; es wurde deshalb beschlossen, das 2. Feldregiment nebst der 7. Batterie von Omaruru aus über Osombutu—Omusema-Uarei vorgehen zu lassen, wodurch übereinstimmendes Handeln dieser Kolonne und der Abteilung Mueller erleichtert wurde.

Um aber den Hereros auch die einzige noch mögliche Abzugsrichtung nach Nordwesten zu versperren, wurde jetzt unter Auflösung der Abteilung Franke**) eine neue Abteilung unter Hauptmann v. Fiedler gebildet, bestehend aus der im Omaruruer Bezirk bereits befindlichen 8. Kompagnie (früher 12.) 1. Feldregiments (Frhr. v. Welck), der 1. Kompagnie 2. Feldregiments und der Halbbatterie Winterfeld (1.). Während diese Kräfte von Okowakuatjiwi—Onjatawa auf Otjiwarongo vorgehen sollten, wurde die in Outjo als Etappenbesatzung befindliche 3. Marine-Infanterie-Kompagnie unter Oberleutnant Graf Brockdorff auf Naidaus in Marsch gesetzt, um auch diesen Weg zu sperren.

Der Vormarsch der Abteilung Estorff an den Omuramba-u-Omatako. 22./23. Juni.

Auch die andern deutschen Abteilungen hatten den Ring immer enger gezogen, ohne daß es zu größeren Kämpfen gekommen wäre. Besondere Anstrengungen hatte der befohlene Vormarsch für die Abteilung Estorff gebracht, da diese bei der Annäherung an den Omuramba-u-Omatako mehrere sehr schwierige Durststrecken zu überwinden hatte. Bei der Überwindung der Durststrecke Okosondusu—Omuramba geriet die Abteilung in eine sehr gefahrvolle Lage.

---

*) Seite 495.

**) Hauptmann Franke wurde dem Stabe des 2. Feldregiments zugeteilt.

Am 22. Juni nachmittags war Major v. Estorff von Okosondusu aufgebrochen in der bestimmten Erwartung, am 23. früh den Omuramba zu erreichen und dort Wasser zu finden. Der Weg führte geradewegs in nördlicher Richtung durch dichten Busch und über schweren Sand. Seine Decke trug zwar die Pferde, ließ aber die Geschütze und Fahrzeuge tief einsinken und erwies sich als ein großes Marschhindernis. Abends um 7^{00} wurde an einer Lichtung Halt gemacht, bis wohin die Ochsenwagen vorausgeschickt waren. Es war Wasser für die Mannschaft und Pferde auf einem Ochsenwagen mitgenommen in leeren Zwiebackkisten, die inwendig mit Blech ausgeschlagen waren. Um 9^{30} nachts ging es weiter. $2^1/_2$ Stunden durch schweren Sand und dichten Busch, der Staub war so dicht, daß man trotz des Mondscheins fast nichts sehen konnte. Die Abteilung ritt wie in einer Nebelwolke. Solchen Staub hatte noch niemand erlebt, er war um so unerträglicher, als kein Wind ging und der Staub deshalb nicht aus den Büschen entweichen konnte. Durch die längere Trockenheit war der Boden pulverförmig geworden. Endlich um 12^{00} mitternachts kam die Abteilung an eine freiere Fläche, auf der gelagert wurde. Feuer durften nicht mehr angemacht werden, denn Major v. Estorff glaubte, nur noch zwei Stunden vom Omuramba entfernt zu sein, wo man den Feind vermutete. Patrouillen hatten vier Feuer beobachtet und Viehgebrüll gehört.

Die kurze Nachtruhe wurde am 23. um 4^{30} morgens abgebrochen, bei völliger Dunkelheit die Pferde eingefangen und gesattelt. Die Waschung bestand darin, „daß man sich mit Speichel den Schmutz von den Augen wusch, und das Frühstück darin, daß man sich den Mund wischte". Die freie Fläche hörte bald auf, wieder war dichter Busch und tiefer Sand. Es hatten sich hier Dünen gebildet in Form flacher Wellen, dicht mit Busch und spärlichem ganz vertrocknetem Gras bestanden. Es war das richtige, öde Sandfeld. Bald nach Tagesanbruch schlug wütend ein Hund an. Schon glaubte man, an der gemeldeten Hererowerft zu sein, aber es stellte sich heraus, daß ein Kompagniehund einen Leoparden gestellt hatte, der auf einen Baum geflüchtet war. Nach anderthalbstündigem Marsch kam die Abteilung an die Stelle, wo die Werft sein sollte und wo das Wasser vermutet wurde. Von Wasser war jedoch weit und breit nichts zu finden und vom Omuramba nichts zu bemerken.

Die mitgeführten Wasservorräte gingen zu Ende. Die Sonne war höher gestiegen und brannte glühend auf den Sand hernieder, der Durst steigerte sich. Die durch den tiefen Sand überanstrengten Esel der Geschütze fingen an, zu versagen. Major v. Estorff mußte Halt machen und den Mittag über liegen bleiben. Er schickte nun Patrouillen fort auf Suche nach dem so nahe vermuteten Omuramba und nach Wasser. Hatte sich die Abteilung verirrt? Das Feld war etwas übersichtlicher geworden, der Busch niedriger. Von einem Termitenhaufen sah Major v. Estorff in weiter, weiter Ferne den Gebirgszug zwischen Grootfontein und Otawi, die Strahlung hob seine blauen Umrisse über den Horizont; aber mit der dichter werdenden Luft, die in der Hitze

zu zittern anfing, verschwand er bald wieder. Nach vier Stunden kam die erste Patrouille zurück und meldete, daß sie nichts gefunden hatte. Höchste Sorge beschlich den Führer. Man hatte sich offenbar verirrt. Mit 500 Mann und 700 Pferden und Eseln mitten in dieser Wildnis dem Verdursten entgegenzugehen, dieser Gedanke bereitete nicht geringe Beklemmungen. Wie sollte die Abteilung den etwa notwendig werdenden langen Rückmarsch ohne Wasser bestehen durch diese Wüste und den tiefen Sand? Seit dem Vormittage des vorhergehenden Tages hatten die Ochsen nichts zu saufen gehabt, und da auch nur wenig, weil sie das kalte Wasser in der Frühe nicht trinken wollten. Jetzt brüllten sie vor Durst. Auch die Mannschaften litten bei der unerträglichen Hitze schwer unter dem Durst. Aber die Hoffnung, daß die noch nicht zurückgekehrten auf die Wassersuche entsandten Patrouillen noch Wasser finden würden, hielt die Zuversicht aufrecht. Allein es kehrte eine Patrouille nach der anderen zurück, ohne Wasser gefunden zu haben. Noch fehlte jedoch die Patrouille unter dem sonst so findigen Leutnant v. Massow!

Den Wartenden schlichen die Viertelstunden wie Stunden hin .... Da endlich erblickte man am Horizonte in weiter, weiter Ferne in eiligem Trabe den Leutnant v. Massow herankommen. Aller Hoffnung war neu belebt — — — Doch auch er kam mit der Meldung zurück, trotz fünfstündigen Suchens kein Wasser haben finden zu können; er sei weit und breit nur auf ausgetrocknete Vleys und trockene Flußbette gestoßen.

Diese Unglücksbotschaft vernichtete die letzte Hoffnung — der fürchterliche Gedanke, in dieser afrikanischen Wüste mit Mann und Vieh elendiglich verdursten zu müssen, trat immer drohender vor die Seele des Führers, das Gefühl der Verantwortung für das Leben der seiner Obhut anvertrauten Kolonne lastete zentnerschwer auf ihm. Es galt jetzt, einen Entschluß zu fassen; ein Zurück gab es nicht mehr. Der Gedanke, mit diesen halb verdursteten Ochsen, mit den schweren Geschützen und den schwer beladenen Wagen den ganzen Weg ohne Wasser noch einmal zurücklegen zu müssen, war von vornherein ausgeschlossen. Also vorwärts, von neuem auf die Suche, der Ungewißheit entgegen. — — — Da, in der schlimmsten Not meldete ein einige Tage zuvor aufgegriffener Herero, er glaube, den Weg zu der Wasserstelle Karupuka am Omuramba finden zu können; man sei nicht weit von einem ausgetrockneten Nebenrivier des Omuramba, bei schnellem Marsche könne man in der Nacht, noch ehe der Mond untergegangen sei, die Wasserstelle erreichen. Durfte man den Versprechungen des Feindes trauen? Ein landeskundiger Unteroffizier, der im Jahre 1903 nach Karupuka gekommen war, gab an, die Wasserstelle ausgetrocknet gefunden zu haben.

Allein das Anerbieten des Herero war in dieser schlimmen Lage der letzte Rettungsanker. Major v. Estorff ging auf das Wagnis ein und übertrug dem Herero die Führung. Um die mit Munition schwer beladenen Karren zu entlasten,

wurde der größte Teil der Artilleriemunition vergraben. Dann wurde um 4⁰⁰ nachmittags von neuem aufgebrochen.

Die Geschütze zurückzulassen, konnte sich der Führer bei der Unsicherheit der Lage nicht entschließen, obwohl die armen, verdursteten Tiere sich entsetzlich abquälten und durch den tiefen Sand die Geschütze kaum noch von der Stelle bringen konnten. Allein schließlich ging es nicht mehr, und Major v. Estorff trug sich bereits mit dem Gedanken, die Artillerie zurückzulassen, da wurde auf einmal der Boden fester, der dichte Busch hörte auf und der Marsch ging leichter vonstatten. Kurz nach 8⁰⁰ abends näherte man sich einem größeren Flußbett. War es etwa der Omuramba? Dann nahte Rettung, denn in seinem Flußbett hoffte man Wasser zu finden. Doch auch diese Hoffnung wurde zuschanden; das Flußbett war völlig ausgetrocknet. Längs desselben wurde nunmehr der Vormarsch fortgesetzt; die letzten Kräfte wurden eingesetzt. Da plötzlich, es war schon bald Mitternacht, schien sich die im hellen Mondschein liegende Landschaft völlig zu ändern; sie gewann ein fruchtbareres, parkartiges Aussehen, das Flußbett erweiterte sich und war mit großen Bäumen und Gruppen dichten Buschwerks bestanden, zwischen denen freie saftige Grasflächen sichtbar waren — im Mondschein ein Bild von eigenartiger Schönheit. Mußte hier nicht Wasser zu finden sein?

Nur wenige hundert Meter wurden noch zurückgelegt, da meldete die Spitze, auf eine kleine Vley mit Wasser gestoßen zu sein. Allgemeiner Jubel herrschte! Wie Errettung aus schlimmster Not kam die mit Blitzesschnelle die Kolonne durcheilende Nachricht.

Bei näherem Zusehen erwies sich das Wasser zwar als völlig schlammig und milchweiß — aber es war doch Flüssigkeit, und Mensch und Tier konnte Erquickung finden. Wie wahnsinnig stürzten sich die sonst so schwerfälligen Ochsen in wildem Galopp auf das trübe Wasser. Doch früher, als es möglich war, den Durst der Tiere völlig zu stillen, war die kleine Vley auch schon geleert. Die Abteilung marschierte nun nicht weiter, Mensch und Tier waren zu ermüdet.

Am nächsten Morgen aber ging es frühzeitig weiter; nach anderthalbstündigem Marsch wurde der große Omuramba und die Wasserstelle Karupuka erreicht, wo schönes und klares Wasser reichlich vorhanden war und alles sich zur Genüge erquicken konnte. Der Herero hatte die Abteilung richtig geführt und sich zuverlässiger erwiesen als sein Ruf. Zur Belohnung durfte er so viel Reis essen und Kaffee trinken, wie er wollte, und es wurde ihm eine Kuh versprochen, wenn der Feldzug beendet sei.

Die Aufregungen dieses Marsches werden wohl keinem Teilnehmer je aus der Erinnerung schwinden.

Das Gefecht bei Okateitei. 2. August.

Bei den übrigen Abteilungen hatte sich der Vormarsch ohne besondere Zwischenfälle vollzogen. Nur bei der Abteilung Deimling fand am 2. August ein siegreiches Gefecht statt. Die bei Okateitei am weitesten vorne stehende 2. Kompagnie unter Haupt-

mann Manger wurde von etwa 150 Hereros überraschend angegriffen. Es gelang, den Angriff nach heftigem Feuerkampf glänzend abzuschlagen und den Hereros schwere Verluste beizubringen. Sie flohen in völliger Auflösung und ließen 50 Tote auf dem Gefechtsfelde liegen, während von der kleinen deutschen Abteilung zwei Witbois gefallen und fünf Mann verwundet waren. Dieses für die Hereros so verlustreich endende Gefecht trug nicht wenig dazu bei, die Kampfeslust und Zuversicht bei allen Reitern neu zu beleben.

Die Lage Anfang August. Tätigkeit der Funken- und Signalabteilung.

Anfang August standen die Abteilungen folgendermaßen:

Abteilung v. Estorff, von Otjagingenge kommend, bei Otjahewita;
" v. der Heyde, von Okosondusu kommend, bei Omutjatjewa;
" Mueller im Vormarsch von Otjire bei Erindi Ongoahere;
" Deimling, von Karibib über Omaruru kommend, bei Okateitei;
" v. Fiedler bei Orupemparora;
" Volkmann, von Otawi vorrückend, bei Otjenga.

Die bisher im Bezirk Gobabis stehende Abteilung Winkler war schon Anfang Juli, da im Osten die ganze Gegend von Epata—Epukiro bis Okosondusu vom Feinde völlig frei gefunden war, der Abteilung Heyde angegliedert worden: sie gewann indes vor dem Entscheidungskampf am Waterberg nicht mehr den Anschluß an die Abteilung Heyde und übernahm später die Sicherung des Magazins Okosondusu; in Gobabis, Epukiro und Rietfontein waren kleine Stationsbesatzungen belassen worden.

Die Abteilungen waren mittels Funkentelegraph oder Lichtfernsprecher untereinander verbunden, was nur durch die unermüdliche Tatkraft aller Organe, insbesondere des Führers der Funkentelegraphenabteilung, Oberleutnant Haering und des Führers der Lichtsignalabteilung, Leutnant Rücksorth, hatte erreicht werden können. Für die einheitliche Leitung der weit getrennten Abteilungen war diese Verbindung von unschätzbarem Wert. Signal- wie Funkenabteilung hatten bei ihrer Tätigkeit mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. In einem Bericht heißt es darüber:

„Das Gelände nördlich und westlich der Linie Otjosondu—Okongawa-Berg bis zum Waterberg-Plateau stellt eine völlig ebene Dornbuschsteppe dar und ist daher für Signalverbindungen wenig günstig.

An die wenigen Wasserstellen gebunden, mußte man versuchen, durch Turmbauten eine gerade Luftverbindung zu erreichen. Welche Erfindungsgabe dazu gehört, und welche Schwierigkeiten sich dabei oft unverhofft in den Weg stellen, kann nur der richtig ermessen, der einmal in die Lage gekommen ist, in einem unkultivierten Lande mit knorrigem, schwer zu bearbeitendem Dornbusch ohne jedes vorbereitete Material Türme aufzuführen. Anfangs benutzte man mit Sand gefüllte und übereinander geschichtete Mehl- und Proviantsäcke, auf denen oben eine Plattform aus den Brettern der Proviantkisten hergerichtet wurde. Als diese Hilfsmittel aufgebraucht waren,

schichtete man Strauchwerk mit Zwischenlagen aus Mist und Sand auf — eine langdauernde und schwierige Arbeit.

Fand man in der Nähe der Wasserstelle einen größeren Baum, so wurde ein Auftritt in seinem obersten Teile gebaut. Oft mußte der Auftritt noch durch Baumstämme erhöht werden, wozu man jedoch Nägel und Stricke brauchte, beides Gegen-


Abbildung 3.





Bauten der Feldsignalabteilung.

stände, die nicht vorhanden waren, und so mußte man sich eben auf andere Weise helfen. Die Haut gefallener Ochsen, an denen kein Mangel war, wurde in Streifen geschnitten und zum Binden benutzt. Die Eisen der toten Pferde wurden gerade und spitz geschmiedet und als Nägel und Tritte verwendet.

Auf solchen halsbrecherischen Bauten standen die Signalisten Tage und Nächte lang, so manches Mal vergeblich das Licht der Gegenstation suchend oder in brennendem Sonnenbrand und in bitter kalten Nächten bei flackerndem Lichte die Zeichen der Gegenstation aufnehmend und weitergebend."

Waren die Funkentelegraphenstationen von den Geländeschwierigkeiten unabhängig, so erschwerten ihnen dafür luftelektrische Störungen von ungewöhnlicher Stärke sowie

heftige Winde den Betrieb und stellten die Geduld der Bedienung immer wieder auf die Probe. Auch der Nachschub der schweren Gasflaschen und des Benzins stellte hohe Anforderungen an die Tatkraft und Umsicht des Personals.

Abbildung 4.



Funkentelegraphenabteilung.

Die letzten Vorbereitungen zum Angriff. Gelände am Waterberge und die Lage beim Gegner.

Bereits am 21. Juli war den einzelnen Abteilungen sorgsamste Erkundung aller von ihrem Standort nach dem Waterberg führenden Vormarschwege aufgetragen worden. Das zu überwindende Gelände erwies sich als äußerst schwierig, namentlich für die von Süden und Südosten vorrückenden Abteilungen, die dichten, fast undurchdringlichen Dornbusch zu durchschreiten hatten. „Der ärgste Feind des deutschen Soldaten, weit schlimmer vielleicht als die Hereros selbst," heißt es in einem Bericht, „ist aber gerade dies mit Dornbüschen dicht bedeckte Gelände, das, den Hereros gewohnt, ja von ihnen bevorzugt, dem Vordringen der weißen Soldaten tausend feindselige Hindernisse entgegenstellt und vor allem die wirksame Verwendung der die numerische Unterlegenheit der Deutschen ausgleichenden Artillerie so gut wie ausschließt."

Eine in den ersten Tagen des August von allen Abteilungen erneut unternommene Aufklärung stellte bis zum 10. August folgendes fest:*) Die Hereros standen eng vereint in dem Gelände zwischen Omuveroumue, Waterberg und Hamakari, mit

*) Skizze 6.

dem Rücken angelehnt an den Waterberg, dessen Südrand steil und unvermittelt wie eine unübersteigbare Sandsteinmauer abfällt. Außerhalb des bezeichneten Geländedreiecks hatten sie noch die Wasserstelle Otjosongombe besetzt, Viehposten bis in die Gegend von Otjiwarongo—Okakarara vorgeschoben und die Werften von Hamakari noch etwa 4 km östlich und südöstlich der Wasserstelle ausgedehnt. Der Waterberg, das Sandsteinplateau und der Kleine Waterberg waren unbesetzt. Das ganze vom Feinde eingenommene Gelände war ebenfalls mit dichtem Dornbusch bewachsen, und nach den eingelaufenen Nachrichten bereitete sich der Gegner vor, hier energischen Widerstand zum Schutze seiner großen Viehherden zu leisten.

Bereits am 30. Juli war das Oberkommando bei der Abteilung Mueller eingetroffen: Die Zeit der Entscheidung nahte.

Ohne Kämpfe und ohne den Feind aufzuscheuchen, war es gelungen, den Hereros alle für größere Massen gangbaren Auswege zu versperren und sie mit einer Streitmacht zu umstellen, die die an den Onjatibergen versammelte um mehr als das Doppelte an Stärke übertraf. Bei den ganz außerordentlichen, sich immer noch steigernden Verpflegungsschwierigkeiten war dies eine Leistung, die von der Umsicht und Tatkraft des dem Oberkommandierenden beigegebenen Generalstabes, des Etappenkommandos und der Verwaltungsorgane ein um so beredteres Zeugnis ablegt, als dies Ergebnis von allen erfahrenen Afrikanern in diesem wasserarmen Lande für unmöglich gehalten worden war. Was es hieß, in einem Lande, das streckenweise einer Wüste glich und außer spärlicher Weide und wenig Wasser so gut wie nichts bot, eine Masse von rund 4000 Menschen und annähernd 10 000 Pferden und Zugtieren ohne Eisenbahn lediglich durch Nachschub mittels an Zahl unzureichender Ochsengespanne mit dem notwendigen Bedarf an Verpflegung, Munition, Sanitätsmaterial, Bekleidung und Ausrüstung rechtzeitig und ausreichend zu versehen, davon vermag sich nur der eine richtige Vorstellung zu machen, der diese ungeheuren Schwierigkeiten selbst miterlebt hat. Es galt, eine ganz gewaltige Arbeitsleistung zu bewältigen, und „es kann dreist behauptet werden", schrieb damals ein Offizier des Hauptquartiers, „daß nicht ein Tag ohne die größten Mühseligkeiten verstrichen ist — und dabei schilt man auf uns in der Heimat wegen des langsamen Ganges der Dinge in Afrika".

Bereits am 4. August wurden die Weisungen für den bevorstehenden Angriff an die Abteilungen ausgegeben; sie hatten folgenden Wortlaut:

General v. Trotha befiehlt den Angriff. 4. August.

H. Qu. Erindi-Ongoahere, den 4. 8. 04.

Direktiven für den Angriff gegen die Hereros.

1. Der Feind steht heute mit seinen vorgeschobenen Postierungen in der Linie Westrand des Sandsteinplateaus nordwestlich Omuweroumue — längs des Hamakari-Riviers von Omuweroumue bis Hamakari—Okambukonde und bei Station

Waterberg; er hat sich im dichten Dornbusch verschanzt. Seine Hauptkräfte sollen bei Hamakari versammelt sein.

Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß der Feind jeden Augenblick seine Aufstellung ändert oder Durchbruchsversuche macht; aufmerksamste, dauernde Beobachtung des Feindes durch alle am Feind befindlichen Abteilungen, regste Verbindung der Abteilungen untereinander und sofortige Meldung an mich vorkommendenfalls ist daher geboten.

2. Ich werde den Feind, sobald die Abteilung Deimling ohne 5. Kompagnie versammelt ist, gleichzeitig mit allen Abteilungen angreifen, um ihn zu vernichten.

Den Tag des Angriffs selbst werde ich noch durch Funken oder Blitzen bestimmen.

3. Am Nachmittag des Tages vor dem Angriff haben alle Abteilungen bis auf einen kurzen Marsch an die feindliche Stellung heranzurücken, vorsichtig vortastend und ohne Beunruhigung des Feindes unter sorgsamster Sicherung gegen den Feind und unter fortgesetzter Erkundung seiner Stellung. Feuer anmachen ist untersagt.

Jede Abteilung sorgt für engste Verbindung mit der Nachbarabteilung und meldet ihre Aufstellung durch Blitz- oder Funkentelegraph oder Nachrichtenoffizier sofort an das Hauptquartier. Vgl. Nr. 16.

4. Am Tage des Angriffs marschieren sämtliche Abteilungen nachstehenden Angriffszielen entsprechend so vor, daß um 6^{00} morgens der Angriff beginnen kann, und zwar, wo angängig, zunächst mit der Artillerie.

5. Es greifen an:

Abteilung v. Estorff: Station Waterberg unter starker Sicherung gegen Okambukonde. Sie hat danach zu streben, nach Inbesitznahme von Station Waterberg baldmöglichst in Richtung auf Okambukonde—Hamakari — je nach Umständen — gegen Flanke und Rücken des Feindes vorzugehen. Station Waterberg muß besetzt bleiben.

Abteilung v. der Heyde: Hamakari, nördlich des Streitwolffschen Weges bleibend.

Abteilung Mueller: Hamakari, mit dem rechten Flügel den Anschluß an Abteilung v. der Heyde suchend.

Abteilung Deimling: Omuweroumue im Streben, in das dortige Taldefilee einzudringen und, wenn die Umstände dies irgend gestatten, den Angriff auf Hamakari zu unterstützen.*)

Oberst Deimling verwendet Abteilung v. Fiedler nach eigenem Ermessen

*) Das Heranziehen des 2. Feldregiments von Okateitei unmittelbar auf Hamakari war wegen Fehlen von Wasserstellen und wegen des dichten Busches, durch den man einen Pfad nur in tagelanger Arbeit hätte durchlegen können, ausgeschlossen.

zum Angriff auf den Westrand des Sandsteinplateaus und zur Verhinderung eines Ausbrechens der Hereros nach Nordwesten in enger Verbindung mit Abteilung Volkmann.

Abteilung Volkmann sperrt am Tage des Angriffs die Straßen von Waterberg und Omuweroumue auf Omaongombe und Otjenga und verhindert ein Ausweichen der Hereros nach Norden.

6. Alle Abteilungen haben die Wege der ihnen aufgegebenen Vormarschrichtungen und das zu durchschreitende Gelände aufs sorgsamste auch fernerhin zu erkunden, die Wegelängen genau festzulegen, zur Verwendung der Artillerie geeignete Stellungen auszusuchen und durch Entsendung von Nachrichten-Offizieren für dauernde Verbindung mit den Nachbarabteilungen zu sorgen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit ist der dauernden Sicherung der Flanken und des Rückens während des Gefechts zu widmen, hierbei werden die Witbois und Bastards zweckmäßig Verwendung finden, aber nur unter unbedingter Zugabe zuverlässiger Unteroffiziere und Reiter der Schutztruppe; in vorderster Linie vor der Front sind dieselben nicht zu verwenden.

7. Enges Zusammenhalten aller Abteilungen in sich ist dauernd geboten, vor allem Wahrung des zusammenhängenden, ununterbrochenen Vorgehens, und Verhütung gegenseitigen Beschießens. An die Erbeutung von Vieh darf während des Gefechts nicht gedacht werden; alle Kräfte sind zur Vernichtung des kämpfenden Feindes einzusetzen.

Als Erkennungszeichen und zur Vermeidung gegenseitigen Beschießens haben die einzelnen Abteilungen auf ihren äußeren, an die Nachbarabteilungen angrenzenden Flügeln auf hohen, durch den Dornbusch hinausragenden Stangen Flaggen folgender Farben zu tragen:

Abteilung v. Estorff: weiß.

Abteilung v. der Heyde: rot.

Abteilung Mueller: blau.

Abteilung Deimling: grün (eventl. aus den gelieferten Zeltbahnen für Offiziere herzustellen).

8. Die einzelnen Abteilungen führen an Verpflegung am Tage des Angriffs mit sich für jeden Mann für sechs Tage eine eiserne Mundportion, Fleisch eventl. in Strähnen gedörrt, für jedes Pferd drei eiserne Rationen zu je 1 kg Hafer.

Sämtliche Wassersäcke sind dauernd gefüllt mitzuführen.

Für weitere Mitführung von Hafer und Munition durch Packtiere ist Sorge zu tragen.

9. An Munition sind beim Angriff mitzuführen:

bei jeder Abteilung mindestens ein Ochsenwagen mit Infanteriemunition, bei jeder Batterie ein Ochsenwagen mit Artilleriemunition.

10. Jede Abteilung hat für die vollzählige Mitführung der den Truppenteilen überwiesenen Sanitätsausrüstung auf das Gefechtsfeld zu sorgen. Auf den Sanitätskarren, Kapstädter Reisewagen und den zum Krankentransport sonst bestimmten Wagen sind sämtliche Krankentragen, Kavalleriepacktaschen, die zu den Sanitätskoffern gehörigen Reservekisten und reichlich abgekochtes und geklärtes Wasser, Laternen, Petroleum und Kerzen zu verladen. Auf ärztliches Erfordern sind Krankenträger sowie Pferde für die Kavalleriepacktaschen zur Verfügung zu stellen.

Nicht gefechtsfähige Leichtkranke und Leichtverwundete haben sich auf nächstem Wege zum letzten Lagerplatz ihrer Abteilung zu begeben.

An Feldlazaretten werden überwiesen:

Der Abteilung v. der Heyde: Vom Feldlazarett Nr. 1 (in Otjosondu) eine Sektion unter Stabsarzt Franz (in Marsch auf Omutjatjewa gesetzt).

Der Abteilung Mueller: Feldlazarett Nr. 2 unter Stabsarzt Dansauer (befindet sich über Otutundu im Marsch).

Der Abteilung Deimling: Feldlazarett Nr. 3. Die Feldlazarette sind soweit als möglich nachzuziehen und erst bei Bedarf zu etablieren.

Abteilungen v. Estorff und Volkmann haben ihre Kranken und Verwundeten auf Grootfontein,

Abteilung v. Fiedler auf Outjo oder Omaruru zurückzusenden.

11. Sämtliche Verpflegungswagen der Abteilungen bleiben auf den letzten Lagerorten unter dem Kommando von Offizieren zurück. An diesen Punkten sind Reduits für die Besatzung schon jetzt einzurichten, außerdem ist für die Unterbringung Verwundeter Vorsorge zu treffen.

12. Alle Etappenposten und Heliographenstationen werden auf besondere Sorgsamkeit beim Sicherheitsdienst in der nächsten Zeit hingewiesen, da ein Ausweichen kleinerer feindlicher Abteilungen keineswegs ausgeschlossen ist.

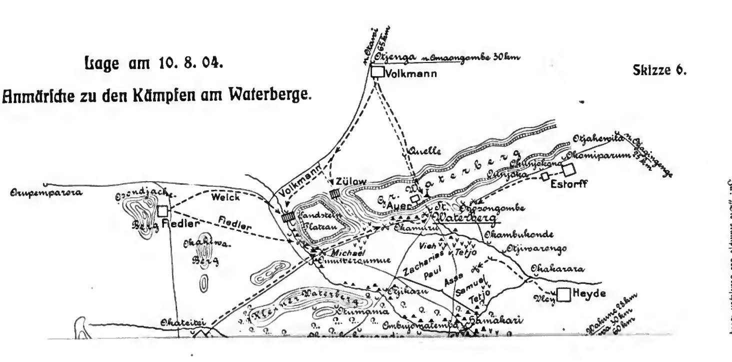
13. Das Etappenkommando wolle für schleunige Vorführung weiterer Feldlazarette zu den am Feinde befindlichen Abteilungen Sorge tragen.

14. Ich verbiete die Verwendung aller eingeborenen Soldaten mit Ausnahme der Witbois und Bastards für den Tag des Angriffs in vorderster Front, dieselben sind bei der II. Staffel der Verpflegungsfahrzeuge unter strenger Beobachtung zu halten.

15. Jeder Mann der diesseitigen Abteilungen ist darauf hinzuweisen, daß er bei nicht sofortigem Zuerkennengeben des Losungswortes „Viktoria" rücksichtslos niedergeschossen wird.

16. Ich werde meinen Standort durch den Ballon der Funkenabteilung mit der Kommandoflagge besonders kenntlich machen und begleite zunächst beim Vormarsch die Abteilung Mueller.

gez. Trotha.


Lage am 10. 8. 04.
Anmärsche zu den Kämpfen am Waterberge.
Skizze 6.
Otjenga
n. Omaongombe 30 km
Volkmann
Quelle
Zülow
Volkmann
Welck
Fiedler
Fiedler
Ozondjache
Omupemparora
Okahitwa
Berg
Sandstein Plateau
Auer
Waterberg
Otjozongombe
Estorff
Okomiparum
Otjahewita
Okamuru
Okambukonde
Otjiwarongo
Okakarara
Heyde
Vley
Michael
Omuweroumue
Vieh
Tetjo
Zacharias
Paul
Asso
Samuel
Tetjo
Otjikazu
Hamakari
Ombujomatemba
Okateitei

Alle Abteilungen meldeten demnächst dem Oberkommando den richtigen Empfang dieses Befehls. Das Oberkommando suchte sich außerdem von der richtigen Auffassung seiner Weisungen durch die Unterführer dadurch zu überzeugen, daß es sich Skizzen der einzuschlagenden Vormarschwege einreichen ließ. Nach den eingehenden Zeichnungen schien auch jedes Mißverständnis ausgeschlossen zu sein.

Die Gesamtmasse der am Waterberg sitzenden Hereros wurde auf 50 000 bis 60 000 Köpfe einschließlich der Weiber und Kinder geschätzt; hierunter befanden sich mehreren Meldungen zufolge etwa 6000 mit modernen Gewehren bewaffnete Kämpfer, denen sich zahlreiche mit anderen Waffen ausgerüstete Krieger zugesellten, die die Gewehrträger begleiteten und sie im Verlustfalle ohne weiteres ersetzen konnten. Dieser Kriegsmacht gegenüber verfügten die Deutschen in vorderster Linie nur über 1488 Gewehre einschließlich der Eingeborenen, 30 Geschütze und zwölf Maschinengewehre.*)

Es mußte jetzt nur noch das Aufschließen der im flotten Vormarsch befindlichen letzten Teile der Abteilung Deimling abgewartet werden, dann konnte zu dem von jedem sehnlichst erwarteten entscheidenden Angriff geschritten werden. Nach so langer Zeit des Zuwartens, während welcher der Tatenlust von Führer und Mannschaften Zügel angelegt werden mußten, brannte alles vor Ungeduld, endlich an den Feind zu kommen.

15. Der Entscheidungskampf am Waterberg.

Der Angriff wird auf den 11. August festgesetzt.

Am 7. August war die Abteilung Deimling bei Okateitei aufgeschlossen; noch am selben Tage ging allen Abteilungen der mit so großer Ungeduld erwartete Befehl zum Angriff zu:

„Das Vorrücken aller Abteilungen an die feindliche Stellung erfolgt am 10. August nachmittags, der allgemeine Angriff am 11. 6^{00} morgens. v. Trotha."

Unverzüglich meldeten die Abteilungen mittels des Lichtfernsprechers oder Funkentelegraph den richtigen Empfang des Befehls zurück.

Am 10. August früh standen die deutschen Truppen folgendermaßen:**)

Abteilung v. Estorff bei Okomiparum, die 1. Feldkompagnie bis Otunjokona vorgeschoben;

Abteilung v. der Heyde bei einer Vley 15 km nordöstlich Hamakari;

Abteilung Mueller bei Ombuatjipiro;

Abteilung Deimling bei Okateitei;

Abteilung v. Fiedler an einer Wasserstelle bei dem Osondjacheberge;

Abteilung Volkmann bei Otjenga.

Das Hauptquartier war in Ombuatjipiro.

*) Zusammensetzung und Gefechtsstärke der Abteilungen siehe umstehend.

**) Skizze 6.

Truppeneinteilung für die Gefechte am Waterberg, 11. August 1904.

Kommandeur: Generalleutnant v. Trotha.
Chef des Generalstabes: Oberstleutnant Chales de Beaulieu.
Generalstab: Major Quade, Hauptleute Salzer, Bayer.
Adjutantur: Hauptmann v. Lettow-Vorbeck, Oberleutnant v. Bosse.

Abteil. Volkmann	Abteil. v. Fiedler	Abteil. Deimling	Abteil. Mueller	Abteil. v. der Heyde	Abteil. v. Estorff
		Maj. Meister — II./2.: 6. Frhr. v. Humbracht, 4. Richard Maj. v. Wahlen — I./2.: 3. v. Hornhardt, 2. Manger	Maj. v. Mühlenfels — III./1.: 11. Ganßer, 10. Wilhelmi, 9. v. Klitzing	II./1.: 7. Brentano, 6. Frhr. v. Wangenheim, 5. Puder	I./1.: 4. Epp, 2. Ritter, 1. Gr. Solms
3./1. v. Bülow	1./2. Klein 8./1. Frhr. v. Welck				
v. Madai	1/2 1. v. Winterfeld	7. Remmert 1/2 1. v. Oertzen Bethanier	Maj. Frhr. v. Reitzenstein 6. Rembe 5. Stahl	Maj. Osterhaus 4. v. Müller 2. v. Hirschberg	3. Bauszus
Wossidlo			Dürr Funkenstation Witbois Müller v. Berneck	Funkenstation	Gr. Saurma Funkenstation Bastards Böttlin
Etwa vier Offiziere, 200 Gewehre, zwei Geschütze, zwei Maschin. Gewehre	Etwa vier Offiz., 180 Gewehre, zwei Geschütze	Etwa 20 Offiziere, 478 Gewehre, sechs Geschütze	Etwa 20 Offiziere, 219 Gewehre, acht Geschütze, sechs Maschinengewehre	22 Offiziere, 164 Gewehre, acht Geschütze	26 Offiziere, 247 Gewehre, vier Geschütze, vier Maschinengewehre.

Im Laufe des 10. August unternahm der General v. Trotha mit seinem Stabe noch eine Erkundung des Geländes um Hamakari; hierbei geriet er persönlich durch eine überraschend im Busch angreifende Hererobande in große Gefahr und ein Offizier seines Stabes, der Oberleutnant v. Salzmann, wurde schwer verwundet. Die Erkundung hatte ergeben, daß der Feind in der Nähe der Wasserstelle Hamakari besonders stark stand.

Leutnant v. Auer richtet eine Signalstation auf dem Waterberge ein. 10. August.

Etwa gegen 10[00] abends leuchtete plötzlich hoch vom Waterberg herab das Licht einer Signallampe.

Am Nachmittage des 9. August hatte der Oberleutnant Volkmann bereits den Leutnant v. Auer mit 30 Reitern nach dem Waterberg mit dem Auftrag entsandt, dessen Südrand zu gewinnen, um von hier aus die Bewegungen des Feindes zu beobachten und diese mit Licht und Lampe den vorgehenden Abteilungen zu melden. In der Nacht vom 9. zum 10. folgte Leutnant Frhr. v. Reibnitz mit zehn Reitern und der Lampenausrüstung. Die Patrouille bestand aus ausgesuchten Schützen der der Grootfonteiner Besatzung, der 3. Feld-Kompagnie, der Halbbatterie v. Madai, der Maschinengewehr-Abteilung und der Signal-Abteilung. Am 9. August 10[00] abends begann Leutnant v. Auer mit acht Leuten den sehr beschwerlichen Aufstieg zum Waterberge. Der Rest der Abteilung folgte langsam, da die Reiter, außer ihrem Mantel eiserne Portionen für drei Tage, Wassersäcke, 150 Patronen, die ganze Lampenausrüstung, Sauerstoffflaschen und die Reservemunition tragen mußten. Für Pferde und Esel waren die Klippen unersteigbar, und sie wurden deshalb nach Otjenga zurückgesandt. Am 10. August 6[00] früh erreichte die Spitze den Südrand des Plateaus, besetzte den dort vorhandenen Fußpfad und stellte Posten in den Flanken aus. Gegen 4[00] nachmittags trafen die letzten Leute des Trupps unter Leutnant Frhr. v. Reibnitz ein. Um 8[00] abends war die Lampe aufgestellt und gegen 10[00] die Verbindung mit dem Hauptquartier und den übrigen Stationen hergestellt.

Von ihrer hochgelegenen Aufstellung aus bot sich den beiden Offizieren ein weiter Blick über das Land und mit einbrechender Dunkelheit sahen sie am Fuße des Berges zahlreiche Lagerfeuer der Hereros auflodern. Obwohl die kleine Schar von den Hereros bemerkt sein mußte, blieb sie in der Nacht vom 10./11. August unbehelligt; am 11. August bei Tagesanbruch wurde sie aber von sehr überlegenen feindlichen Kräften angegriffen, die den deutschen Posten aufheben wollten. Es entspann sich ein lebhaftes Feuergefecht, das bis zum späten Nachmittage des 11. dauerte. Trotz dieses Gefechts, in dem Leutnant Frhr. v. Reibnitz verwundet wurde, blieb die Signalstation dauernd in regster Tätigkeit und setzte nur einmal ihre Meldungen auf eine halbe Stunde aus, als das feindliche Feuer zu heftig wurde.

Das tapfere und unerschrockene Verhalten der Signalpatrouille Auer auf ihrem gefahrvollen vorgeschobenen Posten hat reiche Früchte getragen, da sie im Laufe

des 11. sowohl zahlreiche wichtige Meldungen übermittelte als auch die Leitung der getrennten Abteilungen wesentlich erleichterte.

Noch am Abend des 10. August meldete sie an das Hauptquartier, daß am späten Nachmittage bei Station Waterberg eine Versammlung zahlreicher Hererokapitäne

Abbildung 5.



Klippen am grolsen Waterberge.

stattgefunden habe. Der Feind hatte offenbar Wind von den Absichten der Deutschen bekommen, und, wie es schien, einen Kriegsrat abgehalten.

Endlich nahte sich der 11. August, — der Tag, an dem die Würfel über das fernere Schicksal des Hererovolkes fallen sollten! In gehobener Stimmung, erfüllt von dem brennenden Wunsch, das Blut ihrer qualvoll gemordeten Kameraden zu sühnen, marschierten die deutschen Truppen gegen den Feind.

Die Abteilung Mueller marschiert auf Hamakari. 11. August 2^{30} morgens.

Die Abteilung Mueller, der sich das Hauptquartier angeschlossen hatte, war bereits um 2^{30} morgens von Ombuatjipiro aufgebrochen. Die 11. Feldkompagnie mit einigen Maschinengewehren unter Hauptmann Gansser bildete die Avantgarde, im Gros folgten die 10. Feldkompagnie, die II. Feldartillerie-Abteilung ohne 7. Batterie, die Maschinengewehr-Abteilung ohne die bei der Avantgarde marschierenden Maschinengewehre, die 9. Feldkompagnie, dann der Funkenwagen und schließlich die erste Gefechtsstaffel; etwa 1000 m hinter dem Gros rückte die zweite Gefechtsstaffel unter dem Schutze je eines Zuges der 9. und 10. Kompagnie nach. Die Witbois unter Leutnant Müller v. Berneck klärten in Front und Flanken auf, während eine Nachspitze nach rückwärts sicherte. Das Hauptquartier ritt am Anfang des Gros, während der Führer der Abteilung, Oberstleutnant Mueller, sich bei der Avantgarde befand. Trotz tiefster Finsternis — der Mond war bereits untergegangen — wurde die Marschordnung lautlos hergestellt, und ernst und schweigend, in der Kühle des Morgens vor Kälte zitternd, bewegten sich die Truppen gegen den Feind. Gegen 5^{30} morgens ging die Sonne blutrot am wolkenlosen Himmel fern im Osten auf, kein Lüftchen regte sich, die Mittagssonne mußte aller Wahrscheinlichkeit nach sengende Hitze bringen.

Kurz vor 6^{00} morgens näherte sich die Avantgarde dem Hamakari-Rivier; hier war gestern noch starker Feind gewesen. Der dichte Busch verhinderte jeden Überblick; in der Ungewißheit über den Verbleib des Feindes, der jeden Augenblick überraschend aus dem Busch vorbrechen konnte, ließ Oberstleutnant Mueller die Abteilung zum Gefecht aufmarschieren: Die 10. Kompagnie rechts neben der Avantgarde, rechts rückwärts von dieser gestaffelt die 9. Kompagnie, alle Fahrzeuge auf dem Pfad hinter der Avantgarde. So in Gefechtsbereitschaft wurde durch den dichten Busch weiter gegen den Rivier vorgerückt.

Wenige Minuten nachdem wieder angetreten war, stürzte der Führer, Oberstleutnant Mueller, infolge eines Fehltritts seines Pferdes und zog sich eine schwere Verletzung zu; an seiner Stelle übernahm Major v. Mühlenfels das Kommando.

Um diese Zeit, — es war 6^{30} morgens — hörte man in weiter Ferne die ersten Kanonenschüsse; nach der Richtung zu urteilen, aus der der Schall kam, mußten sie von der Abteilung Heyde herrühren; sie war anscheinend östlich Hamakari bereits auf den Feind gestoßen; auf ihr baldiges Eingreifen glaubte man daher bestimmt rechnen zu können. Zur Aufnahme der Verbindung mit ihr war bereits um 3^{00} morgens eine Patrouille von zehn Reitern unter Leutnant Graf Arnim entsendet worden.

Inzwischen war die erste Meldung über den Feind eingetroffen. Leutnant Müller v. Berneck meldete, daß der Rivier in der Gegend von Ombujomatemba vom Feinde geräumt sei; auch die hier befindlichen, noch rauchenden Werften seien anscheinend eiligst verlassen, alle Menschen- und Viehspuren führten in östlicher und südöstlicher Richtung nach der Wasserstelle Hamakari zu. Die Abteilung ging nun zunächst bis

an den Hamakari=Rivier vor und wandte sich dann im Rivierbett nach rechts in östlicher Richtung auf die Wasserstelle zu.

Die Avantgarde stößt bei der Wasserstelle Hamakari auf den Feind. 8^{45} vormittags.

Die vorne befindlichen Witbois, die den feindlichen Spuren längs des Riviers gefolgt waren, erhielten gegen 8^{45} morgens, als sie eine Lichtung unweit der Wasserstelle erreichten, plötzlich heftiges Feuer aus mehreren auf etwa 300 m gegenüberliegenden Kraalen und Wasserlöchern. Die Witbois nahmen sofort den Feuerkampf auf, in dem sie bald darauf durch die 11. Kompagnie, die rechts von ihnen in Stellung ging, unterstützt wurden. Auf deren rechtem und linkem Flügel trat je ein Maschinengewehr in Tätigkeit. Kurze Zeit darauf griff die 10. Kompagnie rechts der 11. in das Gefecht ein.

Die Artillerie hielt unter dem Schutz der 9. Kompagnie zunächst weiter rückwärts am Rivier in Bereitstellung, da sich ihr im dichten Busch kein Ziel bot. Das Hauptquartier mit der sofort in Tätigkeit tretenden Signalabteilung und der Funkenstation, deren Ballon den Standort des Hauptquartiers weithin kenntlich machte, nahm hinter der Artillerie Aufstellung. Es gelang trotz des unübersichtlichen Geländes von dem Verdeck eines Eselwagens aus heliographische Verbindung mit der Signalstation auf dem Waterberg zu gewinnen. Nachrichten von Belang waren hier jedoch bisher noch nicht eingetroffen.

Die 11. Kompagnie geht zum Sturm auf die Wasserlöcher vor. Hauptmann Gansser fällt. 9^{00} vormittags.

Inzwischen war die 10. Kompagnie vorne in ein sehr heftiges Feuergefecht verwickelt worden, während das Feuer der 11. Kompagnie nur schwach erwidert wurde. Ihr Führer, Hauptmann Gansser, beschloß deshalb gegen 9^{00} morgens die vor seiner Front, gelegenen anscheinend nur schwach besetzten Wasserlöcher mit stürmender Hand zu nehmen. Doch kaum hatten die Maschinengewehre ihr Feuer eingestellt und die Kompagnie sich zum Anlauf erhoben, da schlug ihr schon ein vernichtendes Feuer von allen Seiten entgegen, ohne daß es im dichten Busch möglich gewesen wäre, auch nur eines Schwarzen ansichtig zu werden.

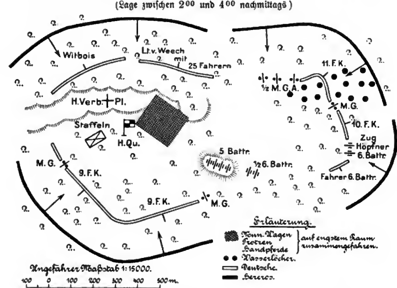
Hauptmann Gansser fiel durch den Kopf geschossen vor der Front der stürmenden Kompagnie; wenige Augenblicke später wurde der Oberleutnant Streccius schwer verwundet, allein die Kompagnie ließ sich hierdurch in ihrem tapferen Vorstürmen nicht aufhalten. Dicht vor der feindlichen Stellung brach auch der Leutnant Leplow, von mehreren Kugeln tödlich getroffen, zusammen, allein wenn auch ohne Offiziere, drangen die tapferen Reiter trotz des mörderischen Feuers, das ihnen entgegenschlug, mit aufgepflanztem Seitengewehr in die feindliche Stellung und nahmen die vordersten Wasserlöcher in Besitz.

Der Feind verschwand blitzschnell in dem dichten Busch, erschien jedoch nach kurzer Zeit mit überlegenen Kräften wieder, um die Wasserlöcher der Kompagnie wieder zu entreißen. Ihre Führung hatte inzwischen Unteroffizier Bötzel übernommen, da alle älteren Unteroffiziere teils tot, teils verwundet waren. Die Lage auf dem linken Flügel der Kompagnie wurde gefahrvoll, weil der Gegner hier mit starken Kräften

umfassend vorging. Schon wich der führerlose Flügel zurück, da eilte der Unteroffizier Bötzel vom rechten Flügel herbei und riß die weichende Linie in die alte Stellung vor.

Gerade in diesem kritischen Augenblick versagte durch eine Quellung des Laufes das hier besonders gut wirkende Maschinengewehr, doch mit der größten Unerschrockenheit und Ruhe ließ Unteroffizier Janoczewsky trotz des heftigsten, aus nächster Nähe kommenden Feuers in 30 Sekunden einen neuen Lauf einsetzen und konnte so noch im letzten Augenblick die drohende Gefahr, daß das Maschinengewehr in die Hand des immer kühner vordringenden Feindes geriet, abwenden. Unter erheblichen Verlusten

Skizze des Gefechts der Abteilung Mühlenfels bei Hamakari am 11. 8. 04.
(Lage zwischen 2⁰⁰ und 4⁰⁰ nachmittags)



wich der Feind wieder in den dichten Busch zurück. Um dem schwer bedrängten linken Flügel mehr Halt zu geben, sandte Major v. Mühlenfels noch zwei Maschinengewehre unter Leutnant Degenkolb dorthin, so daß nunmehr auf diesem Flügel drei, auf dem rechten ein Maschinengewehr in Tätigkeit waren.

Die Artillerie greift in das Gefecht ein.

Gleichzeitig erhielt Hauptmann Stahl den Befehl, mit der 5. Batterie auf einer kleinen hinter dem linken Flügel der 11. Kompagnie liegenden Anhöhe in Stellung zu gehen, um das Feuer auf zahlreiche, hinter der feindlichen Front liegende Werften zu eröffnen. Wenn auch das Eingreifen der Batterie anfänglich vor allem in der Absicht geschah, den gegen den linken deutschen Flügel immer heftiger vordringenden Hereros Halt zu gebieten, so stellte sich doch am nächsten Tage heraus, daß die Batterie zu=

gleich eine große materielle Wirkung gehabt hatte, da die feindlichen Werften vollkommen zerstört wurden und zum Teil in Brand gerieten.

Auf dem rechten Flügel konnte die 10. Kompagnie während dieser Zeit keinerlei Fortschritte machen gegen den gut gedeckten Gegner, dessen Feuer sich als sehr überlegen erwies. Es wurde daher ein Zug der 6. Batterie unter Leutnant v. Höpfner vorgezogen und ging rechts neben der Kompagnie in Stellung. Dank dem sehr wirksamen Feuer der Geschütze gelang es der 10. Kompagnie bereits nach kurzer Zeit, den Feind aus der vor ihrer Front gelegenen Werft zu verjagen und diese zu besetzen.

Die Verbindung mit der Abteilung Heyde wird aufgesucht.

Inzwischen war es bereits 10^{30} geworden; von der Abteilung Heyde fehlte noch jede Nachricht, auch war es nicht möglich, mit ihr Funkenverbindung zu erhalten. Deshalb wurden nunmehr Hauptmann Salzer vom Generalstab und Leutnant v. Stülpnagel mit zehn Reitern zur Aufnahme der Verbindung mit der Heydeschen Abteilung entsandt, die auf dem Streitwolffschen Wege im Vorrücken nach Westen vermutet werden mußte. In weitem Bogen ausholend, suchte Hauptmann Salzer den Streitwolffschen Weg zu gewinnen. Bereits nach kurzer Zeit jedoch kehrte Leutnant v. Stülpnagel mit einigen Reitern zur Abteilung zurück mit der Meldung, die Patrouille sei von überlegenen Hererobanden im dichten Busch überraschend angegriffen worden; was aus Hauptmann Salzer und den übrigen Reitern geworden war, wußte er nicht.

Zu dieser Zeit traf endlich ein Funkentelegramm von der Abteilung Heyde ein, der Feind vor ihrer Front sei zurückgewichen, und man habe große, nach dem Waterberg zurückgehende Hererohaufen mit Artillerie beschossen.

Da der Gegner vor der Front der Abteilung Mühlenfels sich überlegen gezeigt hatte, so erging an diese jetzt die Weisung, bis zum Eintreffen der Abteilung Heyde, die jeden Augenblick erwartet wurde, das Gefecht hinhaltend zu führen.

Die Lage um Mittag. Nachrichten von den Abteilungen Estorff und Heyde.

Vom Waterberge kam unterdessen von der Signalpatrouille Auer die heliographische Meldung, daß die Abteilung Estorff in der Gegend von Otjosongombe in heftigem Kampfe mit dem Gegner stehe, der jedoch anfange, sein Vieh unter starker Bedeckung in der Richtung auf den Waterberg zurückzutreiben. Auch seien große Staubwolken von Omuweroumue her in der Richtung auf die Station Waterberg zu beobachten.

Es war inzwischen Mittag geworden. Um festzustellen, ob die Abteilung Deimling den Omuweroumuepaß erzwungen habe, wurde um 12^{30} nachmittags der Leutnant Frh. v. Watter mit mehreren Reitern dorthin entsandt. Auch dieser kehrte indes nach kurzer Zeit zurück, da er heftiges Feuer erhalten hatte und schwer verwundet worden war. Kurz darauf traf vom Major v. der Heyde folgende Funkenmeldung ein: „Marschierte 9^{00} vormittags nach Hamakari ab. Durch sehr starken Kanonendonner wurde ich nach Norden abgelenkt, habe jetzt alte Marschrichtung. Ist mein Eingreifen dort erforderlich oder gewünscht?" Darauf wurde Major v. der Heyde ungesäumtes Vorgehen auf Hamakari zum Anschluß an die Abteilung Mühlenfels

nochmals energisch anbefohlen. Gleich darauf meldete Major v. der Heyde zurück, daß er mit seiner Abteilung an einer Vley 15 km nördlich Hamakari stehe und gezwungen sei, die Funkenstation und die Verpflegungswagen dort zurück zu lassen, da die Ochsen völlig erschöpft seien.

Vom Waterberg waren um diese Zeit — es war inzwischen 1^{00} geworden — keine weiteren Nachrichten zu bekommen, da die dort befindliche Heliographenstation Auer vom Feinde angegriffen worden war, der anscheinend diesen wichtigen Posten aufheben wollte.


Abbildung 6.


General v. Trotha und sein Stab bei Hamakari.

Die Hereros gehen zum Angriff über. Nach 1^{00} mittags.

Kurze Zeit darauf ging der Feind gegenüber der Abteilung Mühlenfels zu einem überraschenden Angriff von allen Seiten aus dem dichten Busche vor. Selbst der Standort des Hauptquartiers wurde von rechts und von rückwärts her von zahlreichen, unter wilden Rufen vorstürmenden Hereros angegriffen. Die Lage war äußerst kritisch. Es galt unverzüglich, alle noch verfügbaren Kräfte in das Gefecht zu werfen. Zum Schutze der vor allem bedrohten rechten Flanke wurden die 9. Feldkompagnie und die noch verfügbaren Maschinengewehre eingesetzt.*) Der Gegner trat hier jedoch mit so überlegenen Massen auf, daß auch die Offiziere des Hauptquartiers und der übrigen Stäbe, die Stabswache, die Schreiber, Ordonnanzen und Burschen des Hauptquartiers sowie die Fahrer der Artillerie und der Maschinengewehr-Abteilung und die Bedeckung der beiden Staffeln schleunigst mit Gewehren in die Schützenlinie voreilen mußten, um die mit verzweifelter Energie vorstürmenden Hereros, die es offenbar auf das Hauptquartier abgesehen hatten, zurückzuweisen; die Artillerie machte im

*) Skizze Seite 523.

Leutnant v. Auer blitzt weitere Meldungen über die anderen Abteilungen.

Feuer Kehrt und dem vereinten Feuer von Geschütz und Gewehr gelang es endlich, die hier drohende Gefahr abzuwenden.

Inzwischen war es dem Leutnant v. Auer oben auf dem Waterberg gleichfalls gelungen, den angreifenden Feind zu verjagen; er konnte die heliographische Verbindung wieder aufnehmen. Kurz hintereinander trafen jetzt eine Anzahl bedeutsamer Meldungen ein, welche über den Stand des Gefechts bei den anderen Abteilungen einige Klarheit brachten:

Die Abteilung Estorff hatte Otjosongombe genommen und meldete die Absicht, nunmehr zum Angriff gegen die Station Waterberg zu schreiten.

Die Abteilung Deimling hatte den Paß von Omuweroumue erzwungen; der Feind ihr gegenüber trieb sein Vieh in der Richtung auf Okambukonde ab.

Major v. der Heyde meldete, gegen 2^{30} nachmittags an der Vley 15 km nördlich Hamakari keinen Widerstand gefunden zu haben, die Gegend sei anscheinend ringsum vom Feinde frei, um 1^{30} nachmittags sei die Abteilung auf Hamakari vorgerückt.

General v. Trotha gewann auf Grund dieser Meldungen den Eindruck, daß der Feind auf allen Fronten außer vor der Front der Abteilung Mühlenfels, wo er nach wie vor äußerst heftigen Widerstand leistete, zurückweiche und zwar nach dem Waterberg zu. Das für die Deutschen Günstigste, was man am wenigsten erwartet hatte, schien eintreten zu wollen: Der Feind war anscheinend entschlossen, sich am Waterberg mit vereinter Kraft zu dem großen Entscheidungskampf zu stellen.

Tatsächlich hat auch, wie durch Gefangenenaussagen später festgestellt wurde, bei einem großen Teil der Hereros diese Absicht bestanden. Es galt mithin am heutigen Tage, zunächst den Widerstand bei Hamakari zu brechen und dann den Ring enger zu ziehen und die Kräfte für den erst morgen auszuführenden Hauptschlag zu vereinigen.

General v. Trotha verschiebt den entscheidenden Angriff auf die Station Waterberg auf den 12. August.

Die Abteilung Estorff hatte hierbei im Verein mit der Abteilung Volkmann ein Ausweichen des Feindes nach Westen und Norden zu verhindern, während den übrigen Abteilungen, deren Vorgehen am heutigen Tage in Befolgung der ihnen angewiesenen Marschziele ohnehin zur Vereinigung in der Gegend von Hamakari führen mußte, der Hauptangriff zufiel. Um den am Waterberg sich sammelnden Feind nicht vorzeitig aufzustöbern, wurde dem Major v. Estorff durch einen um 2^{30} nachmittags abgehenden Funkenspruch der beabsichtigte Angriff auf Station Waterberg für den heutigen Tag untersagt. „Abteilung Mühlenfels", lautete der Befehl, „verbleibt heute an der Wasserstelle Hamakari, wohin Abteilung Heyde gleichfalls herangezogen werden wird. Dortseits beabsichtigter Angriff auf Waterberg heute nicht mehr vorzunehmen. Für morgen gemeinsames Vorgehen aller Abteilungen auf Waterberg beabsichtigt. Befehl hierüber folgt. Hauptquartier verbleibt heute Hamakari."

Gleichzeitig wurde an Oberst Deimling, der im Vormarsch von Omuweroumue nach Hamakari vermutet wurde, geblitzt, daß der allgemeine Angriff auf Waterberg erst

am 12. August beabsichtigt sei.*) Dem Major v. der Heyde wurde nochmals ungesäumtes Vorgehen auf Hamakari zum Anschluß an die Abteilung Mühlenfels dringend anbefohlen.

Major v. Mühlenfels setzt sich in den Besitz der Wasserstelle. Nach 4^{00} nachmittags.

Inzwischen war es 4^{00} nachmittags geworden, ohne daß irgend eine Nachricht über das Schicksal oder den Verbleib der bereits um 1^{30} auf Hamakari angetretenen Abteilung Heyde eingetroffen wäre, und es erschien fraglich, ob die Abteilung Mühlenfels für den 11. August noch auf eine wirksame Unterstützung durch die Abteilung Heyde rechnen könne. Da sich aber großer Wassermangel einstellte und es vor allem notwendig war, noch vor Dunkelheit — sie trat um 6^{00} abends ein — in den uneingeschränkten Besitz der Wasserstelle Hamakari zu gelangen, deren Wegnahme zudem den Widerstand des hier befindlichen Feindes brechen mußte, so genehmigte General v. Trotha jetzt den Entschluß des Majors v. Mühlenfels zum Angriff. Unverzüglich wurden die 5. und halbe 6. Batterie unter Major Freiherrn v. Reitzenstein vorgezogen und rechts neben dem Zuge des Leutnants v. Höpfner in der Schützenlinie in Stellung gebracht. Es entwickelte sich ein gewaltiges Schnellfeuer von Gewehr, Geschütz und Maschinengewehr, unter dessen Kraft das feindliche Feuer zu erlahmen begann. Diesen Augenblick benutzten die 10. und 11. Kompagnie, um in energischem Anlauf die Wasserlöcher vollends zu nehmen. Der Feind wich vor ihrer Front zurück, und die Wasserlöcher waren im Besitz der Deutschen.

Die beiden Kompagnien drangen noch einige 100 m im dichten Busch dem Feinde nach, doch dieser hatte sich schnell gesammelt und ging nun seinerseits zum Gegenstoß gegen die linke Flanke der vorgehenden Schützen und gegen das den Angriff begleitende Hauptquartier vor, so daß wieder Offiziere und Mannschaften der Stäbe zur Abwehr eingreifen mußten. Als die Hereros hier den gewünschten Erfolg nicht erringen konnten, wandten sie sich gegen die weiter rückwärts befindlichen Gefechtsstaffeln und das Feldlazarett, deren Sicherung der 9. Feldkompagnie, den Witbois und zwei Maschinengewehren übertragen war. Auch dieser Vorstoß der Hereros wurde indessen zurückgewiesen, so daß der Feind nunmehr allenthalben zurückwich. Nachdem auch die Wagenkolonne herangekommen war, wurde die ganze Abteilung rings um die eroberte Wasserstelle versammelt. Die Truppen blieben gefechtsbereit. Ein nochmals unternommener Versuch, durch den Funkentelegraphen über das Schicksal der Abteilung Heyde näheres zu erfahren, hatte keinen Erfolg.

Die Gegenstöße der Hereros werden abgewiesen. 6^{00} abends.

Inzwischen war es 6^{00} geworden, die Dunkelheit brach herein. Um diese Zeit machten die Hereros nochmals einen verzweifelten Versuch, den Deutschen die Wasserstelle wieder zu entreißen. Von allen Seiten drangen sie auf die die Wagenkolonne rings im Kreise umgebende deutsche Abteilung, mit wildem Geschrei aus dem dichten Busche hervorbrechend, ein. Noch einmal lebte der Feuerkampf mit großer

*) Dieser Befehl gelangte erst 5^{00} nachmittags in die Hände des Obersten Deimling.

Heftigkeit auf, aber trotz der rücksichtslosesten Kühnheit gelang es den Hereros nicht, die Wasserlöcher wiederzugewinnen. Erst bei völligem Dunkelwerden begann das Feuer allmählich zu verstummen. Die deutsche Abteilung zog sich jetzt enger um die eroberten Wasserlöcher zusammen und verschanzte sich, alles blieb gefechtsbereit. Weder von der Abteilung Deimling noch von der Abteilung Heyde war bisher irgend eine nähere Nachricht eingegangen. Ihr Eintreffen wurde sehnlichst erwartet, da nur sie die Abteilung Mühlenfels aus ihrer schwer bedrängten Lage befreien konnten. Die Verluste während des fast elfstündigen Kampfes betrugen zwei Offiziere, zehn Mann tot und drei Offiziere, 30 Mann verwundet. Die größten Verluste hatte die 11. Kompagnie, die alle Offiziere und 18 v. H. der Mannschaften verloren hatte.*)

Die Ereignisse bei der Abteilung Estorff.

Gegen 6⁰⁰ abends war von der Abteilung Estorff eine ausführlichere Meldung über ihre Tätigkeit am heutigen Tage eingelaufen.

Die Abteilung war noch am 10. August nach Einbruch der Dunkelheit bis Ounjoka marschiert, woselbst sie die Nachricht erhielt, daß Otjosongombe inzwischen stark besetzt worden sei. Am nächsten Morgen wurde um 5⁰⁰ der Vormarsch fortgesetzt. Als man sich gegen 6³⁰ morgens Otjosongombe näherte, kündete Viehgebrüll die Nähe des Feindes an. Die in der Avantgarde befindliche 1. Feldkompagnie unter Hauptmann Graf Solms saß zum Gefecht ab und ging ausgeschwärmt längs des Weges vor; gleich darauf erhielt sie aus dem ringsum befindlichen Busch Feuer, ohne daß es zunächst möglich gewesen wäre, den Gegner zu erkennen. Nach der Heftigkeit des Feuers zu urteilen, schien der Feind bestrebt zu sein, die linke Flanke der Kompagnie zu umfassen. Major v. Estorff befahl deshalb der an der Spitze des Gros marschierenden 4. Feldkompagnie unter Hauptmann Epp, sich unverzüglich links der 1. zu entwickeln. Noch weiter links wurde die Maschinengewehr-Abteilung unter Oberleutnant Graf Saurma eingesetzt. Kaum hatte diese ihre Stellung inne, da brach auch der Feind mit starken Massen aus dem Busche gegen den linken Flügel vor. Sein Vorstoß zerschellte jedoch an dem überlegenen Feuer der von Major v. Estorff hier rechtzeitig bereitgestellten Kräfte. Die 1. und 4. Feldkompagnie stießen unmittelbar hinter dem zurückweichenden Gegner nach, der erst am Otjosongombe-Bache wieder Halt machte. Hierbei fiel Leutnant Seebeck von der 4. Kompagnie gegen 7³⁰ morgens, mitten durch den Kopf getroffen.

Die Hereros verteidigen den Rand des Otjosongombe-Baches. Gegen 8⁰⁰ vormittags.

Der Gegner hatte längs des Otjosongombe-Baches, dessen tief eingeschnittenes Bett eine vorzügliche, einem Schützengraben für stehende Schützen vergleichbare Deckung bot, von neuem Stellung genommen, und es entwickelte sich ein lebhaftes Feuergefecht. Da der Busch lichter geworden war, konnte man jetzt westlich des Baches eine längs desselben weit vorspringende Anhöhe bemerken, die von Hereros stark besetzt war. Sofort wurde die Batterie, die bisher weiter rückwärts in Deckung

*) Namentliche Verlustliste siehe Anlage 3.

gehalten hatte, da sie in dem dichten Busch kein Ziel gefunden hatte, vorgezogen und eröffnete kurz nach 9⁰⁰ auf etwa 1200 m das Feuer gegen die vom Feinde besetzte Höhe. Inzwischen war die 2. Kompagnie rechts der zu beiden Seiten des Weges liegenden 1. Kompagnie ins Gefecht getreten. Das Feuergefecht nahm an Lebhaftigkeit zu und wogte unentschieden hin und her. Wiederholt unternahm der Feind energische Vorstöße gegen die Front, die aber, obwohl die Hereros bis auf 100 m herankamen, jedesmal von der Infanterie durch ruhiges, wohlgezieltes Feuer zurückgewiesen wurden. Man konnte hierbei deutlich vernehmen, wie die Kämpfer von ihren Führern

Skizze des Gefechts der Abteilung Estorff am 11. 8. 04.

und Weibern andauernd zu erneutem Vorgehen angefeuert wurden. Ein wildes Geschrei hallte ständig vom Feinde herüber. Bei einem der Vorstöße wurde Leutnant Runkel von der 1. Feldkompagnie schwer verwundet.

Das Feuer der Batterie gegen den Feind auf der Anhöhe westlich des Baches erwies sich als so wirksam, daß die Hereros nach einiger Zeit von dieser Stellung vertrieben wurden. Da das Feuer vor der Front der 2. Feldkompagnie gleichfalls wohl infolge des Artilleriefeuers so gut wie erlosch, erteilte Major v. Estorff dieser Kompagnie, der zwei Maschinengewehre zugeteilt wurden, den Befehl, sich in den Besitz der vorspringenden Höhe zu setzen. Die Kompagnie überschritt, ohne Widerstand zu finden, den Bach und die ihn umgebenden Klippen. Unter großen Anstrengungen gelang es auch, die beiden Maschinengewehre auf die steile Anhöhe zu schaffen. Von dieser aus wurden Rücken und Flanke des Feindes am Otjosongombe-Bache lebhaft und mit großem

Die 2. Kompagnie nimmt einen Bergvorsprung in der Flanke des Feindes.

Erfolge beschossen, so daß die Widerstandskraft der Hereros zusammenbrach. In kopfloser Verwirrung, laut schreiend, liefen sie in heller Flucht in der Richtung auf die Station Waterberg davon. Die Mehrzahl ihrer Toten und Verwundeten mitzunehmen, hatten sie aber, wie die 2. Feldkompagnie von ihrer Anhöhe genau beobachten konnte, auch diesmal, trotz der Eile, mit der sie flohen, nicht unterlassen. Nur 20 Tote wurden noch in der verlassenen Stellung gefunden. In dem dichten Busch entschwanden die Hereros schnell dem Feuer der Deutschen.

Die 1. und 4. Kompagnie überschreiten den Otjosongombe-Bach. Gegenangriff der Hereros.

Die 1. und 4. Feldkompagnie mit der 2. Sektion der Maschinengewehr-Abteilung und den inzwischen auf den linken Flügel vorgezogenen Bastards folgten unverzüglich und konnten gegen 12⁰⁰ den Otjosongombe-Bach überschreiten. Auch die Batterie ging vor. Doch kaum waren die Kompagnien in dem dichten Busch einige 100 m weiter in südwestlicher Richtung vorgedrungen, als plötzlich dichte Massen von Hereros, die anscheinend zur Verstärkung herbeigeeilt waren, aus südöstlicher Richtung längs des Otjosongombe-Baches gegen linke Flanke und Rücken der deutschen Abteilung einen kraftvollen Vorstoß unternahmen. Die Lage war nicht unbedenklich. Schon hatte der Feind sich bis auf kaum 100 m den Handpferden der 4. Kompagnie genähert, ihre Wegnahme schien unvermeidlich. Doch so leichten Kaufes ließen sich die Reiter diesen wertvollen Besitz nicht entreißen. Hauptmann Epp, der kurz zuvor die Kompagnie gesammelt und die Verbände geordnet hatte, entwickelte alle Züge unverzüglich, und die tapfer vorstürmenden Reiter brachten den feindlichen Angriff bald zum Stehen. Aufs neue begann auf der ganzen Front ein heftiger Feuerkampf, der indes durch das Eingreifen der Batterie und die ausgezeichnete Wirkung der Maschinengewehre gegen 1³⁰ nachmittags wiederum zugunsten der Deutschen entschieden wurde.

Die Hereros fliehen in der Richtung auf Station Waterberg. 1³⁰ nachmittags.

Der Gegner zog nunmehr endgültig ab und wurde durch die 1. und 4. Kompagnie noch mehrere Kilometer weit verfolgt, ohne daß es gelungen wäre, ihn erneut zu stellen. Die dem Feinde an den Fersen bleibenden Bastards unter Oberleutnant Böttlin stellten fest, daß dieser unter Zurücklassung von Wagen und selbst eines Teiles seiner Toten in der Richtung auf Station Waterberg gewichen war. Es gelang, eine Anzahl Gefangener zu machen, welche übereinstimmend aussagten, daß Salatiel und Timotheus mit ihren Leuten, verstärkt durch die Krieger Samuels, der Abteilung Estorff gegenüber gefochten hatten. Der Erfolg war hier vollständig, die Widerstandskraft des Gegners gebrochen.

Die Truppen hatten mit außerordentlicher Hingabe gefochten; fast alle Leichtverwundeten hatten sich, der Verletzungen und Schmerzen nicht achtend, noch stundenlang an dem Kampfe beteiligt und erschienen erst nach Beendigung des Gefechts auf dem Verbandplatz. Der Verlust der Abteilung betrug: ein Offizier tot, ein Offizier vier Reiter schwer, sieben Reiter leicht verwundet.*)

---

*) Anlage 3.

Im Begriff, die Verfolgung des Feindes in der Richtung auf Station Waterberg aufzunehmen, erhielt Major v. Estorff gegen 3⁰⁰ nachmittags durch Funkenspruch den Befehl des Hauptquartiers, am heutigen Tage den Angriff nicht weiter fortzusetzen. Er blieb infolgedessen auf dem Gefechtsfelde stehen.

Das Hauptquartier in Ungewißheit über den Verbleib der Abteilungen Heyde und Deimling.

Die günstigen Nachrichten von der Abteilung Estorff bestärkten den General v. Trotha in seiner seit Mittag gehegten Hoffnung, den entscheidenden Angriff gegen die um den Waterberg sich sammelnden Hereros am morgigen Tage mit vereinten Kräften ausführen zu können.

Wenn erst die Abteilungen Heyde und Deimling bei Hamakari eingetroffen waren, dann mußte der hier so zähen Widerstand leistende Feind gleichfalls nach dem Waterberg zurückweichen, wo man ihn dann erdrücken konnte. Das unbegreifliche Ausbleiben dieser beiden Abteilungen begann indes den Führer mit Sorge zu erfüllen. Von Omuweroumue bis Hamakari waren es fünf Reitstunden; danach hätte die Abteilung Deimling schon in den ersten Nachmittagsstunden bei Hamakari eintreffen müssen. Dem bestimmt erwarteten Eingreifen der Abteilung Heyde wurde gleichfalls schon seit mehreren Stunden vergeblich entgegengesehen. Was hatte sich ereignet? Die Ungewißheit war um so peinvoller, als die Abteilung Mühlenfels immer noch gefährdet erschien.

Major v. der Heyde ist nach ungünstigem Gefecht zurückgegangen.

Endlich, nach 7⁰⁰ abends, schien sich die Lage ein wenig klären zu wollen. Hauptmann Salzer war es trotz andauernder Angriffe von Hererobanden gelungen, sich mit mehreren Reitern zu der Abteilung Heyde durchzuschlagen. Er meldete gegen 7⁰⁰ abends mittels Funken folgendes: „Traf Abteilung Heyde in ungünstiger Gefechtslage in Gegend nordöstlich Hamakari. Artillerie ist mangels Munition aus dem Buschgelände auf die Fläche zurückgegangen. Ebenda Funkenstation. Heyde will versuchen, mit verfügbarer Infanterie noch heute Abend zur Abteilung Mueller durchzustoßen.“ Somit konnte man von neuem Hoffnung schöpfen, noch heute durch die Abteilung Heyde Unterstützung zu erhalten. Allein es verging Stunde auf Stunde vergeblichen Wartens, ohne daß die Abteilungen Heyde und Deimling eintrafen oder Nachrichten von ihnen einliefen. Erst gegen 11³⁰ traf eine erneute Funkenmeldung des Majors v. der Heyde ein: „Auf Marsch nach Hamakari in dichtem Busche angegriffen, bin ich bei Einbruch der Dunkelheit zurückgegangen.“ Diese wenigen inhaltsschweren Worte ließen erkennen, daß der Abteilung Heyde ein ernstes Mißgeschick zugestoßen war.

Bange Sorgen stiegen in der Seele des obersten Führers auf, ob der immer noch vergeblich erwarteten Abteilung Deimling vielleicht ein ähnliches Geschick zugestoßen sei? Die Lage wurde wieder völlig ungewiß. Auf ein an Major v. der Heyde gerichtetes Ersuchen, am nächsten Tage bis 7⁰⁰ morgens bei Hamakari einzutreffen, meldete dieser, daß dies für den nächsten Tag ausgeschlossen sei. Hiernach schien die Abteilung

bewegungsunfähig, und es war fraglich, ob der für morgen beabsichtigte Angriff ausführbar sei. Hatte die Abteilung Heyde am heutigen Tage eine Niederlage erlitten, so stand dem Gegner der Weg nach Osten und Südosten frei. Ehe nicht Klarheit darüber geschaffen war, ob die Hereros hier durchgebrochen seien, oder mit ihren Hauptkräften sich bei Station Waterberg gesammelt hätten, und ehe nicht Gewißheit über das Schicksal der Abteilung Deimling erlangt war, konnten keine neuen Entschlüsse gefaßt und keine Befehle an die Truppen ausgegeben werden.

In quälender Ungewißheit verstrichen langsam die Nachtstunden. Die bange Frage, was der morgige Tag bringen mochte, ließ niemanden im Hauptquartier zur Ruhe kommen, an Schlaf war nicht zu denken. Konnte der überlegene Gegner morgen nicht auch in Masse über die geschwächte, hart bedrängte Abteilung Mühlenfels herfallen? Die Lage war sehr ernst.

Leutnant v. Auer meldet das Eintreffen der Abteilung Deimling bei Station Waterberg. 12. August 2⁰⁰ morgens.

Endlich, um 2⁰⁰ nachts, löste sich die Spannung. Leutnant v. Auer meldete von der Höhe des Waterberges, die Abteilung Deimling stehe nach siegreichem Gefechte bei Station Waterberg und beabsichtige, am 12. in der Frühe nach Hamakari abzumarschieren. Alles atmete erleichtert auf. Eine Gefahr für die Abteilung Mühlenfels bestand jetzt nicht mehr. Von neuem wurde der Entschluß zum Angriff am morgigen Tage erwogen. Es handelte sich jetzt nur darum, festzustellen, wo die Masse der Hereros sich befand, ob sie noch am Waterberge stand, oder ob sie bereits in südöstlicher Richtung im Abzuge begriffen sei. In diesem Sinne wurde dem Major v. Estorff mittels Funken anbefohlen, Otjosongombe besetzt zu halten und das Hauptquartier möglichst über Lage und Bewegungen des Feindes zu unterrichten, insbesondere, ob der Gegner etwa nach Osten entwichen sei. „Da gestern Nachmittag", heißt es in dem Befehl, „Abteilung Mühlenfels erst nach erneutem, schwerem Gefecht Hamakari behaupten konnte, auch Heyde ernsten Kampf zu bestehen hatte, soll erst nach Vereinigung mit Deimling, der heute glücklich auf Omuweroumue—Waterberg vorstieß, weiterer Angriff auf die Hereros bei Waterberg oder je nach Umständen befohlen werden."

Das Gefecht bei der Abteilung Mühlenfels beginnt von neuem. 6⁰⁰ morgens.

Mit Tagesanbruch begann bei der Abteilung Mühlenfels das Gefecht von neuem. Die Hereros hielten immer noch die Stellungen, die sie am Abend zuvor innegehabt hatten, wenn auch ihr Feuer an Heftigkeit mehr und mehr nachließ. Mächtige, vom Waterberge her in südöstlicher und südlicher Richtung sich bewegende Staubwolken kündeten an, daß der Feind in Bewegung war. Sollte er etwa an der Abteilung Heyde vorbei nach Südosten abziehen wollen? Bald darauf meldete Major v. Estorff daß starke Staubwolken, die bis vor kurzem noch in Richtung Waterberg gezogen seien, sich drehten und sich nunmehr nach Südosten vorbewegten.

Damit war endlich Klarheit über den Feind geschaffen: er war im Abzug nach Südosten. Es galt nunmehr, unverzüglich seine Verfolgung aufzunehmen. Zuvor sollte nur noch das Eintreffen der Abteilung Deimling abgewartet werden; an Major

v. der Heyde war bereits in der Nacht erneut der Befehl gerichtet worden, wenn irgend möglich am frühen Morgen doch nach Hamakari zu rücken.

Die Wirkung des Vormarsches der Abteilung Deimling auf den der Abteilung Mühlenfels gegenüberstehenden Feind machte sich bereits fühlbar. Er begann, seine Stellung bei Hamakari zu räumen und in südöstlicher Richtung abzuziehen. Es war inzwischen 10^{00} geworden, da traf die Spitze der Abteilung Deimling ein.

Die Vorgänge bei der Abteilung Deimling. Das Gefecht bei Omuweroumue 11. August 6^{00} vormittags.

Sie war am 10. August 7^{00} abends von Okateitei auf Omuweroumue vormarschiert, ihre Artillerie hatte am 11. August 6^{00} vormittags aus einer günstigen Stellung etwa 2 km westlich des dortigen Passes das Feuer auf die hier liegenden feindlichen Werften eröffnet. Bereits nach einer halben Stunde zeigte sich die Wirkung. Starke Staubwolken wurden östlich Omuweroumue sichtbar und ließen die Absicht des Feindes erkennen, den Paß zu räumen. Unverzüglich wurde die Infanterie zum Angriff angesetzt und nach kurzem Feuergefecht die Wasserstelle Omuweroumue in Besitz genommen. Nach den Staubwolken zu urteilen, die sich in der Ferne zeigten, waren die Hereros zum Teil in nordöstlicher Richtung längs des großen, zum Teil in südöstlicher Richtung längs des kleinen Waterberges zurückgegangen. Um 8^{00} vormittags stand die ganze Abteilung an der Wasserstelle Omuweroumue versammelt. Eine Stunde später traf die Abteilung Fiedler mit der 1. Feldkompagnie und einer halben Batterie ein, entsprechend dem ihr tags zuvor vom Obersten Deimling zugegangenen Befehl. Sie hatte die 8. Feldkompagnie unter Hauptmann Freiherrn v. Welck nach dem Westrande des Waterberges geschoben mit dem Auftrage, hier ein Ausbrechen der Hereros nach Nordwesten im Verein mit der Abteilung Volkmann zu verhindern.

Die Abteilung Volkmann sperrt die Wege nach Westen.

Diese hatte am 11. August 6^{00} morgens nach einem Nachtmarsch den Fuß des Waterberges erreicht und den Oberleutnant v. Zülow mit 46 Reitern vorgesandt, um den Durchgang zwischen dem großen Waterberge und dem Sandsteinplateau zu besetzen. Dies gelang auch vom Feinde unbehelligt. Der Rest der Abteilung unter Oberleutnant Volkmann besetzte eine Kuppe, die das ganze Gelände zwischen dem Sandsteinplateau und dem Kleinen Waterberge beherrschte. Hier traf um 9^{30} vormittags auch die Kompagnie Welck ein. Eine Berührung mit dem Gegner fand an dieser Stelle während des ganzen Tages nicht statt.

Oberst Deimling biegt gegen Station Waterberg ab. Nach 12^{00} mittags.

Die Abteilung Deimling hatte nach dem Eintreffen der Abteilung Fiedler mit dieser gemeinsam gegen 10^{00} vormittags von Omuweroumue den Vormarsch auf Hamakari angetreten. Um Mittag zeigten sich in der linken Flanke in der Gegend von Station Waterberg große Staubwolken, und es hatte den Anschein, als stehe dort ein starker Gegner mit viel Vieh. Oberst Deimling entschloß sich, mit der Abteilung links in nordöstlicher Richtung abzuschwenken, um diesen Feind unverzüglich anzugreifen. Die Hereros wichen allenthalben vor der zum Angriff entwickelten Abteilung Deimling kämpfend nach der Station Waterberg zurück. Sie waren anscheinend entschlossen,

dort nachhaltigen Widerstand zu leisten. Während des Vorgehens hatten kleinere Hererobanden dauernd rechts und links aus dem dichten Busche die Flanken der Abteilung angegriffen, waren aber stets mit Leichtigkeit zurückgewiesen worden. Die 4. Kompagnie unter Hauptmann Richard war mit den bestberittenen Leuten vorgeeilt, um den fliehenden Gegner zum Stehen zu bringen. An der Wasserstelle Waterberg stieß man auf Widerstand. Sie schien stark besetzt. Es entspann sich ein heftiges Feuergefecht, in das auch der inzwischen nachgerückte Rest der 4. Kompagnie und die 6. Kompagnie eingriffen. Gegen 3^{00} nachmittags trafen die übrigen Teile der Abteilung Deimling auf dem Gefechtsfelde ein. Die Artillerie eröffnete das Feuer gegen die in den Bergklippen eingenisteten Hereros, während die 1. Kompagnie sich links von der 4. zum Feuergefecht entwickelte. Diesem überlegenen Feuer hielten die Hereros nicht stand; erst einzeln, dann immer zahlreicher verließen sie ihre Stellungen. Dies war für die Deutschen der Anlaß, zum Sturme zu schreiten. Doch ehe die Truppen die Stellung des Feindes erreicht hatten, war dieser nach allen Richtungen im Busche verschwunden.

Die Hereros fliehen nach Osten und Südosten. Nach 4^{00} nachmittags.

Wie nunmehr festgestellt wurde, war die Hauptmasse der Hereros in östlicher und südöstlicher Richtung zu beiden Seiten der Pad geflohen. In den Büschen lagen Trinkgefäße und allerlei Hausgerät, in den Pontoks glimmten noch die Feuer, selbst zahlreiches zurückgelassenes Vieh trieb sich in den Büschen herum, kurz alles deutete auf eine eilige Flucht des Gegners, der sein Vieh ja nur in der größten Not im Stiche ließ. Nach und nach wurde von den deutschen Reitern an der genommenen Wasserstelle eine große Viehherde zusammengetrieben. Inzwischen war es 5^{00} nachmittags geworden. Mit Rücksicht auf die großen Anstrengungen des heutigen Tages beschloß Oberst Deimling, von einer Fortsetzung des Marsches auf Hamakari für heute Abstand zu nehmen, zumal er von der Signalstation auf der Höhe des Waterberges die zu dieser Zeit allerdings noch nicht zutreffende Meldung erhalten hatte, daß es der Abteilung Mühlenfels gelungen sei, Hamakari zu nehmen und den ihr gegenüberstehenden Feind zu schlagen. Die Abteilung verblieb daher für die Nacht vom 11./12. August bei Waterberg. Erst am frühen Morgen des 12. wurde, unter Belassung einer Besatzung in der Station Waterberg, der Marsch auf Hamakari aufgenommen. Hauptmann v. Fiedler erhielt den Befehl, mit seiner Abteilung nach Omuweroumue zurückzumarschieren, um den dortigen Paß zu besetzen.

Durch den Vormarsch der Abteilung Deimling werden die Hereros am Waterberge aufgescheucht.

Die Abteilung Deimling hatte zwar bei Waterberg einen vollen Erfolg davongetragen; aber dieser sollte in seiner Wirkung nicht ohne Einfluß auf das Gefecht der Abteilung Heyde bleiben. Hatte General v. Trotha um die Mittagsstunde des 11. die siegreich auf Waterberg vordringende Abteilung Estorff bei Otjosongombe angehalten, so war dies in der Absicht geschehen, die um den Waterberg sich sammelnden Hereros nicht vorzeitig aufzuscheuchen. Denn nichts konnte der deutschen Führung erwünschter sein, als daß die in Bewegung geratenen Massen der Hereros sich so bald wie möglich

am Waterberge wieder setzten. Der Vorstoß der Abteilung Deimling auf Waterberg kam nun aber in seinem Erfolge einem Stich in ein Wespennest gleich. Waren die Hereros schon vorher unter sich uneinig über ihre Absichten gewesen und hatte es energischer Anstrengungen der Kapitäne bedurft, sie am Waterberge zu sammeln, so war jetzt, als Oberst Deimling in die noch in Bewegung begriffenen Massen hineinstieß, kein Halten mehr.

Gut unterrichtet, wie die Hereros stets über die Bewegungen und Stärken der deutschen Abteilungen waren, wußten sie auch dieses Mal ganz genau, daß Oberst Deimling die stärkste Truppenmacht unter seinem Befehl vereinigte. Auf die bloße Kunde von seinem Vormarsch auf Waterberg waren schon in der Mittagsstunde große Massen, dem drohenden Stoße ausweichend, in südöstlicher und östlicher Richtung zurückgeflutet — der Abteilung Heyde entgegen!

Nur die Michaelleute und ein Teil der Omaruruleute hatten in den Klippen bei der Wasserstelle Waterberg noch standgehalten, um das Abtreiben des zahlreichen, dort angesammelten Viehes zu sichern. Doch lange hatte ihr Widerstand nicht gewährt. Der Panik, die in den Reihen der Hereros ausgebrochen war, erlagen auch sie, und in eiliger Flucht ergossen sich die feindlichen Massen in der Richtung des Streitwolffschen Weges auf die Abteilungen Mühlenfels und Heyde, um zwischen diesen hindurch abziehen und ihr zahlreiches Vieh nach Südosten abtreiben zu können. Der Hauptschwarm stürzte sich hierbei auf die schwache Abteilung Heyde. Ein schwerer Kampf mußte hier entbrennen.

Die Abteilung Heyde. Anmarsch am 9. u. 10. August.

Die Abteilung Heyde war am 9. August 6⁰⁰ abends von Omutjatjewa aufgebrochen. Sie sollte in der allgemeinen Richtung des Streitwolffschen Weges vorrücken, beim Vormarsch sich jedoch nördlich desselben halten. Die Führung hatte auf Befehl des Majors v. der Heyde Oberleutnant v. Lekow übernommen, der als besonders gewandter und zuverlässiger Patrouillenführer galt und durch seine in den Tagen zuvor unternommenen Erkundungsritte das Vormarschgelände genau kennen gelernt hatte. Ihm war es auch am 3. August gelungen, die östlichste Werft des Feindes etwa 4 km östlich der Wasserstelle Hamakari festzustellen und zugleich eine lichtere Stelle im Busch ausfindig zu machen, von der aus der Artillerie eine flankierende Wirkung gegen den linken feindlichen Flügel möglich war. Auf diese linke Flügelwerft wollte Major v. der Heyde seinen Angriff richten.

Der Marsch im dichten Busch bei völliger Dunkelheit war sehr beschwerlich; wiederholt mußte die Abteilung halten und aufschließen. Infolge dieser Verzögerungen erreichte sie erst am Abend des 10. eine Vley, bei der bereits am Vormittage hatte getränkt werden sollen. Nach einigen Stunden Rast mußte um 10⁰⁰ abends von neuem angetreten werden. Oberleutnant v. Lekow, der wieder die Spitze führte, hatte den Auftrag, die Abteilung bis auf eine Marschstunde an die erwähnte Werft heranzuführen.

Die Abteilung weicht nach Norden von ihrer Marschrichtung ab. 11. August 1^{00} morgens.

Gegen 1^{00} nachts meldete er, er müsse die Marschrichtung verfehlt haben und sei scheinbar nach Nordosten abgewichen, nach seiner Ansicht wäre die Abteilung jetzt noch drei Marschstunden von dem Angriffspunkt entfernt. Da um 6^{00} morgens der Angriff beginnen sollte, so konnte nur eine kurze Rast gemacht werden; um 3^{00} früh mußte wieder aufgebrochen werden. Kurz vor 6^{00} erhielt die Spitze von einem schwachen Hereroposten Feuer und bemerkte größere feindliche Haufen im Marsch auf Hamakari sowie große Staubwolken, die sich in der Richtung auf Waterberg bewegten. Die Artillerie eröffnete gegen beide Ziele, so lange sie sichtbar waren, ein etwa halbstündiges Feuer. Daraufhin wurde der Marsch auf Hamakari fortgesetzt. Bald danach traf die um 3^{00} nachts von der Abteilung Mueller entsandte Verbindungspatrouille unter Leutnant Graf Arnim ein und schloß sich der Avantgarde an.

Nach einstündigem Marsche hatte man immer noch nicht die gesuchte Werft erreicht; es wurde Umschau gehalten, und es stellte sich nunmehr heraus, daß die Abteilung sich in dem überaus schwierigen Gelände wiederum verirrt hatte. Man war an einem erheblich weiter nordöstlich gelegenen Punkte angelangt, als beabsichtigt war, und befand sich jetzt etwa bei Okakarara. Die Funkenstation suchte Verbindung mit der Abteilung Mueller zu gewinnen, um diese hierüber zu verständigen. Allein trotz aller Bemühungen gelang dies nicht. Gefechtslärm war aus der Richtung von Hamakari, das die Abteilung Mueller um 6^{00} früh hatte angreifen sollen, nicht vernehmbar.

Major v. der Heyde wendet sich nach Nordwesten. Noch 9^{00} vormittags.

Sollte etwa der dort stehende Feind, ebenso wie der der Abteilung Heyde gegenüber befindliche, ohne Widerstand zu leisten, auf Waterberg zurückgegangen sein? Da, plötzlich — es war kurz nach 9^{00} — ertönte lebhaftes Geschützfeuer in der rechten Flanke von Otjosongombe her. Hier mußte Major v. Estorff auf den Feind gestoßen sein. Die oft bewährte Regel, auf den Kanonendonner loszumarschieren, verführte jetzt den Major v. der Heyde, von dem ihm bestimmt erteilten Befehl abzuweichen und in nordwestlicher Richtung abzubiegen. Kurze Zeit darauf ließ der Gefechtslärm aus der Richtung Otjosongombe nach. Gleichzeitig aber wurde starkes Geschütz- und Gewehrfeuer von Hamakari her vernehmbar. Danach mußte die Abteilung Mueller nun doch auf den Feind gestoßen sein, während das Gefecht bei der Abteilung Estorff nur unbedeutend schien. In dem Führer stiegen Bedenken auf, ob der von ihm gefaßte Entschluß, nach Nordwesten abzumarschieren, gerechtfertigt sei. Er ließ halten, und als das Geschützfeuer von Hamakari an Lebhaftigkeit zunahm, während aus der Richtung von Otjosongombe nichts mehr zu hören war, beschloß er, die alte Marschrichtung auf Hamakari wieder aufzunehmen.

Die Abteilung rastet südwestlich Otjiwarongo. 11^{30} vormittags. Befehl zum Marsch auf Hamakari.

Inzwischen war es 11^{00} geworden. Die Truppe war seit über 40 Stunden unterwegs und überaus ermüdet. Ein Halt schien unbedingt notwendig zu sein, wenn sie gefechtsfähig bleiben sollte. Man rastete daher gegen 11^{30} vormittags an einer Wasserstelle etwa 5 km südwestlich Otjiwarongo, um abzukochen und die Pferde zu tränken. Während der Rast ging kurz vor 1^{00} nachmittags durch Funkenspruch

der Befehl des Hauptquartiers ein, ungesäumt auf Hamakari zum Anschluß an die Abteilung Mueller vorzugehen. Kurz nach 1³⁰ nachmittags wurde daher wieder aufgebrochen. Die 5. Kompagnie unter Hauptmann Puder hatte die Avantgarde; es folgten im Gros die 7. und 6. Kompagnie, zwischen beiden die Artillerie.

An der Wasserstelle mußten die Wagenstaffel, die Funkenstation sowie die halbe 4. Batterie, die bewegungsunfähig war, unter Bedeckung von 21 Reitern aller drei Kompagnien, deren Pferde schlapp geworden waren, zurückgelassen werden. Die Gefechtsstärken sanken dadurch bei der 5. Kompagnie auf 57, bei der 6. auf 39 und bei der 7. Kompagnie auf 40 Gewehre. Die geringe Stärke war für die Abteilung Heyde um so nachteiliger, als bei ihr nicht wie bei den beiden anderen die Maschinengewehre einen Ersatz für die im Buschkampf nur geringe Feuerkraft der Artillerie boten.

Die Spitze erhält überraschend Feuer. Die 5. Kompagnie entwickelt sich zum Gefecht. 2³⁰ nachmittags.

Das Feuer aus der Richtung Hamakari nahm an Lebhaftigkeit zu; das Gefecht schien hier äußerst heftig. Major v. der Heyde befahl deshalb der 5. und 7. Kompagnie, anzutraben. Die Spitze unter Oberleutnant v. Lekow ritt einige 100 m voraus. Der Weg führte an Kraalen vorüber, die der Feind eben verlassen hatte und in denen noch die Feuer glimmten. Der Busch war so dicht geworden, daß die Spitze, die bisher weit ausgeschwärmt zu beiden Seiten der Pad vorgegangen war, sich auf dieser sammeln mußte. Plötzlich bemerkte Oberleutnant v. Lekow auf einem hohen Baume seitwärts der Pad einen Hererospäher. Das Gewehr anschlagen und den schwarzen Kerl herunterschießen, war das Werk eines Augenblicks. Noch wenige 100 m ritt die Spitze vor, da brach plötzlich — es mochte gegen 2³⁰ sein — wie auf ein Zeichen von allen Seiten überraschendes Schnellfeuer auf die etwa 20 Gewehre starke Spitze ein. Diese war offenbar in einen Hinterhalt geraten. Vom Gegner war nirgends etwas zu entdecken. Um die Pferde aus dem Feuerbereich zu bringen, wurde sofort Kehrt gemacht und etwa 50 Schritte im Galopp zurückgeritten. Dann wurde abgesessen und zu beiden Seiten der Pad ausgeschwärmt. Inzwischen war auch der Kompagniechef, Hauptmann Puder, herangekommen. Beim Vorreiten hatte er sich mit seinem schwer verwundeten Pferde überschlagen und eine Verletzung am Schenkel davongetragen. Der Schmerzen nicht achtend, übernahm er sofort das Kommando. Bevor er nach vorne geritten war, hatte er seiner Kompagnie befohlen, ebenfalls auszuschwärmen und bis in Höhe der Spitze vorzudringen. Allein dies erwies sich als unmöglich. Bereits hatten die Hereros die Spitze von allen Seiten umzingelt und gegen die zur Unterstützung heraneilende Kompagnie eine neue Front gebildet, so daß diese etwa 200 m rückwärts der Spitze den Feuerkampf aufnehmen mußte.

Die Spitze schlägt sich zur Kompagnie durch.

Der vorn befindliche Hauptmann Puder erkannte, daß deren Lage unhaltbar sei; der immer zahlreicher vordringende Gegner drohte sie abzuschneiden; ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden. Er befahl den Leuten, die Seitengewehre aufzupflanzen und sich einzeln, koste es, was es wolle, zum Gros der Kompagnie durchzuschlagen.

Gleich zu Anfang war der Wachtmeister der Kompagnie, Jendis, durch einen auf einem Baume sitzenden Herero schwer verwundet worden. Das Geschoß war schräg durch den ganzen Körper gedrungen. „Er war wohl von vornherein", heißt es in einem Briefe*) eines Mitkämpfers, „unrettbar verloren und litt große Schmerzen.

»Helft mir«, bat er; aber in dem Höllenfeuer konnte ihm ja niemand Linderung schaffen. Einen Arzt hatten wir nicht zur Stelle. Soweit es ging, sprang der Gefreite Belde ihm bei. Der Hauptmann, gleich dem Wachtmeister ein alter Afrikaner, rief ihm zu: »Ich passe auf Sie auf und lasse keinen Herero an Sie heran«, auch ließ er in der Schützenlinie weiter sagen: »Auf den verwundeten Wachtmeister achthaben und ihm die schwarzen Kerle vom Leibe halten.« Solange wir festlagen, ging das ja; den schwer Verwundeten jedoch jetzt beim Zurückgehen mitzunehmen, wäre kaum möglich gewesen. Da hatte ihn kurz zuvor noch ein zweites Hererogeschoß mitten in die Brust getroffen und von seinen Leiden erlöst. So erzählte später der Hauptmann, der als einer der letzten zurückgegangen war. Wenige Minuten früher war der Gefreite Belde, der seinen Wachtmeister trotz allem mitzuschleppen versucht hatte, quer durch die Backen geschossen worden. Doch erst, als ihm ein Herero noch mit dem Kirri das Nasenbein einschlug, dachte er an sich selbst und sprang zurück. Es half eben nichts, in dem tollen Kreuzfeuer von drei Seiten mußten wir unsere Toten liegen lassen."

Als letzter verließ der Hauptmann die Stellung. Jetzt drangen mehrere Hereros auf ihn ein, um ihn mit den Kirris zu erschlagen. Allein der Hauptmann kam ihnen zuvor, durch mehrere wohlgezielte Schüsse streckte er die Schwarzen nieder, ehe sie ihn erreichen konnten.

Im Kampfe Mann gegen Mann, auf drei bis vier Schritt auf die Hereros schießend und mit dem Kolben dreinschlagend, suchten die tapferen Reiter, deren Schicksal bereits entschieden schien und die fest entschlossen waren, ihr Leben wenigstens so teuer wie möglich zu verkaufen, sich durch den überlegenen Gegner Bahn zu schaffen. Das todesmutige rücksichtslose Draufgehen dieser Handvoll Leute machte den Hereros Eindruck; verdutzt wichen sie in der Mitte zurück, die verzweifelte Tat der kleinen, tapferen Schar gelang; unter Verlust mehrerer Reiter vermochte sie sich bis zu ihren zur Unterstützung herbeigeeilten Kameraden durchzuschlagen. Oberleutnant v. Lekow gehörte zu den Gefallenen; als er von einem Busch zum anderen sprang, hatte ihn eine Kugel in den Kopf getroffen, er fiel der Länge nach vornüber aufs Gesicht und war sofort tot.

Die nunmehr wieder vereinigte 5. Kompagnie war inzwischen durch die links

*) Bereits veröffentlicht durch Hauptmann Dannhauer im Tag vom 11./12. 8. 05, Nr. 391/392.

eingreifende 7. verstärkt worden; beide Kompagnien nahmen rechts und links der Pad eine halbkreisförmige Stellung ein. Auch die Leute der Patrouille des Grafen Arnim schoben sich links von der Pad in die Schützenlinie ein.

Den Befehl in der Schützenlinie übernahm Hauptmann Puder; er hatte, als er die auf ihn eindringenden Hereros niedergestreckt hatte und dann zurückeilen wollte, einen schmerzhaften Schuß am Rücken erhalten, der sich jedoch glücklicherweise als ein Prellschuß erwies und den Hauptmann nicht hinderte, weiter am Kampfe teilzunehmen.

Die Hereros suchen die deutschen Schützen zu umklammern.

Das Feuer der Hereros erwies sich von Anfang an als sehr überlegen und schon begannen sie von neuem die Flügel der Deutschen zu umklammern. Doch bald mußte ja die Artillerie, die auf der sandigen Pad nur im Schritt hatte folgen können, eintreffen. Ihre Bedeckung hatte die 6. Kompagnie übernommen, die mit je einer Hälfte vor und hinter den Batterien ritt. Als bei den vorderen Kompagnien das Gefecht begann, trabte der an der Spitze befindliche Teil der 6. Kompagnie unter Leutnant v. Frankenberg vor und griff neben der 5. Kompagnie in das Gefecht ein, um deren bedrohte rechte Flanke zu sichern.

Den Reitern der 6. Kompagnie hatte sich Major v. der Heyde angeschlossen, nachdem er zuvor dem Abteilungskommandeur, Major Osterhaus, befohlen hatte, mit den Batterien zu folgen und die Geschütze vorne bei der Infanterie in Stellung zu bringen.

Hier war der Feuerkampf auf das heftigste entbrannt, und es zeigte sich, daß die kleine deutsche Schar einen vielfach überlegenen Feind gegenüber hatte. Beide Flügel waren umklammert, und schon tauchten im Busche zahlreiche schwarze Gestalten im Rücken der Deutschen auf. Schnell wurde hier eine neue Front gebildet, so daß die deutsche Abteilung nunmehr zwei durch keinen kleinen Zwischenraum voneinander getrennte Halbkreise bildete.

Immer kühner drängten die Hereros vor, laut „Kajata" und „Assa" brüllend. Die Deutschen erkannten hieraus, daß Assa und Kajata, die anerkannt tüchtigsten der Hererokapitäne, die zudem über die zahlreichsten und besten Orlogleute verfügten, gegen sie fochten.

Die Verluste nehmen zu. Tod des Leutnants Grafen Arnim.

Die Verluste bei der deutschen Abteilung nahmen zu. Ärztliche Hilfe konnte den Verwundeten nicht zuteil werden, da die Verbindung nach rückwärts durch die Hereros abgeschnitten war. Auf dem rechten Flügel lag der Gefreite Sertel von der Verbindungspatrouille Graf Arnim mit einem Schuß in das Fußgelenk. Er schrie vor Schmerzen und bat die neben ihm liegenden Kameraden, ihm zu helfen. Doch diese wußten auch keinen Rat; da erhob sich mitten im heftigsten Kugelregen sein in der Nähe liegender Offizier, der Leutnant Graf Arnim, in seiner ganzen Gardes du Corps-Größe mit den Worten: „Ach du armer Kerl, dir hilft ja niemand,

ich will dir helfen." Hauptmann Puder, der den Grafen Arnim sich erheben und sein Gewehr umhängen sah, rief ihm eiligst zu: „Hinlegen, Herr Graf!" Doch in demselben Augenblick stürzte Graf Arnim auch schon, von einem Schuß durch beide Oberschenkel getroffen, lautlos zusammen; allein trotz der fürchterlichsten Schmerzen nahm er an dem Gefechte weiter teil, und als er vor Schwäche sein Gewehr nicht mehr handhaben konnte, nahm er seine Browningpistole und feuerte mit dieser weiter.

Die Hereros bedrängten die tapfere deutsche Schar immer ärger. Allein je wilder und schneller ihr Feuer wurde, um so ruhiger und sicherer wurde das der Deutschen. „Ruhig zielen — jeder Schuß muß ein Treffer sein", hatte Hauptmann Puder noch kurz zuvor befohlen.

Die Hereros gehen zum Sturm vor. 4^{00} nachmittags.

Gegen 4^{00} nachmittags unternahmen die Hereros plötzlich aus nächster Nähe wie auf ein verabredetes Zeichen von allen Seiten gleichzeitig einen Sturmanlauf; so energisch er auch ausgeführt wurde, dicht vor der deutschen Front brach sich seine Kraft an dem wohlgezielten Feuer der Deutschen. Allein übermütig geworden durch ihre große Überlegenheit, unternahmen sie bald darauf einen erneuten Vorstoß, der an Heftigkeit den ersten noch übertraf, zumal ihnen das gefürchtete Maschinengewehrfeuer nicht entgegenrasselte. Der bereits schwer verwundete Leutnant Graf Arnim erhielt jetzt mitten durchs Herz einen zweiten Schuß, der ihn sofort tötete; fast gleichzeitig mit ihm war auch der Gefreite Sertel, dem Graf Arnim hatte helfen wollen, durch einen zweiten Schuß von seinen Leiden erlöst worden.

Den vorstürmenden Hereros gelang es diesmal, bis auf 10—20 m heranzukommen. Die Lage wurde äußerst bedrohlich. Die Zahl der Toten und Verwundeten wuchs. Man nahm ihnen die Patronen ab und entfernte die Schlösser aus den Gewehren, damit der Feind die Abteilung wenigstens nicht mit ihren eigenen Waffen bekämpfen konnte, wenn er sich ihrer bemächtigen sollte. Gelang es den Hereros, in die deutsche Linie einzudringen, so waren die wenigen Reiter sämtlich rettungslos verloren; ein qualvoller Tod wartete dann ihrer, dessen war sich jeder bewußt. Wo blieb nur die Artillerie? Sollte auch sie vom Feinde angegriffen sein? Sonst hätte sie ja längst zur Stelle sein müssen.

Das drohende sichere Verderben brachte Ruhe in die deutschen Schützen, und je größer die Gefahr wurde, desto ruhiger und wirkungsvoller wurde ihr Feuer. Jetzt war wirklich jeder Schuß ein Treffer. An dem kaltblütigen Feuer der todesmutigen deutschen Reiter zerschellte auch dieser Angriff des Feindes. Nach heißen, gefahrvollen Augenblicken höchster Spannung trat auf beiden Seiten eine gewisse Erschlaffung ein, auf allen Fronten wurde nur noch ein mattes Feuer unterhalten. Von der Artillerie war immer noch nichts zu sehen.

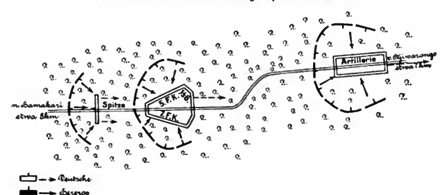
Es gelingt nicht, die Artillerie heranzuziehen.

Bereits zu Beginn des Gefechts war der Leutnant Wagner nach rückwärts gesandt worden, um die Artillerie zu holen. Als aber länger als eine Stunde verstrichen und von der Artillerie immer noch nichts zu hören war, erbot sich der

Gefreite Schröter von der 7. Kompagnie freiwillig, nach rückwärts zu gehen, um die Artillerie vorzuholen. Er war noch nicht 50 Schritt gelaufen, als er von zahlreichen Hereros angegriffen wurde. Er schoß zwei von ihnen nieder, erhielt dann aber selbst einen Streifschuß an der Brust, der ihn zu Boden warf. Die Hereros stürzten sich auf ihn, um ihn totzuschlagen; er hatte aber die Geistesgegenwart, sich totzustellen, sodaß die schwarzen Kerle ihn nicht mit den Kirris schlugen, sondern ihn nur bis aufs Hemd ausplünderten und dann die scheinbare Leiche in den Busch warfen. Er konnte sich später wieder seiner Kompagnie anschließen.

Kurz darauf erschien atemlos der Hauptmann Freiherr v. Wangenheim, der Führer der bei der Artillerie zurückgebliebenen 6. Kompagnie, dem es gelungen war, sich von hinten durch die Hereros durchzuschlagen, um sich den Befehl zu erbitten, die Artillerie, die auf Anordnung des Majors Osterhaus etwa 1½ km zurückgegangen war, wieder vorführen zu dürfen.

Skizze des Gefechts der Abteilung Heyde am 11. 8. 04.



Die Artillerie war auf den ersten Befehl des Majors v. der Heyde vorgegangen; als dann die durch das lebhafte Schießen wild gewordenen Handpferde der 5. und 7. Kompagnie in großer Unordnung den Batterien entgegengelaufen kamen, befahl Major Osterhaus zu halten, und gleich darauf, Kehrt zu machen und zurückzugehen; dieser verhängnisvolle Befehl ist vom Major Osterhaus anscheinend unter dem Eindruck der Unordnung bei den Handpferden in der irrigen Ansicht erteilt worden, das Gefecht vorne stehe schlecht und ein weiteres Vorfahren der Artillerie in dem dichten, jede Umsicht verwehrenden Busche sei nicht mehr möglich; er wollte nun mit seinen Batterien eine weiter rückwärts gelegene Stellung aufsuchen, von der aus er erfolgreich in das Gefecht eingreifen zu können hoffte. Die aufgeschlossene Kolonne zog

Die Vorgänge bei der Artillerie.

sich durch das Kehrtmachen und Zurückgehen auseinander. Die Handpferde gingen vor den Geschützen zurück, so daß zwischen der Artillerie und den Handpferden ein Zwischenraum von 1 bis 2 km entstand. Durch das schwierige Kehrtmachen auf der schmalen Pad und die scheu gewordenen Handpferde war ein allgemeines Durcheinander entstanden. Diesen Augenblick benutzten die allenthalben im Busche herumstreifenden Hererobanden, die die Unordnung bei der deutschen Kolonne sofort bemerkt hatten, zu einem Angriff, und ehe man sich's versah, hatten sie sich in den Zwischenraum zwischen der Artillerie und den Handpferden eingeschoben und beide Gruppen von allen Seiten umzingelt. Die Batterien protzten, wo sie gerade standen, nach rechts und links ab und bildeten ein Viereck; des feindlichen Angriffs erwehrten sie sich durch Kartätschfeuer, und alle irgend entbehrlichen Bedienungsmannschaften sowie die Reiter der 6. Kompagnie wurden längs der Pad vorgeschoben, um die immer kühner gegen die Geschütze vordringenden Hereros zu vertreiben. Die Deutschen kämpften jetzt in drei getrennten Gruppen, deren jede von überlegenen Hereros umzingelt war.

Eine gefahrvollere Lage war kaum denkbar.

Hauptmann Frhr. v. Wangenheim bringt den Befehl, zur Infanterie vorzugehen.

Inzwischen war der Hauptmann v. Wangenheim mit dem Befehl zurückgekommen, unter allen Umständen nach vorne die Vereinigung mit der Infanterie zu suchen. Von zahlreichen Hereros verfolgt, die ihn mit den Kirris totschlagen wollten, war er unter Verlust seines Pferdes zum zweiten Male durch die feindliche Linie hindurchgekommen. Die Batterien protzten wieder auf und gingen im Schritt unter dem Schutz der nach allen Richtungen in den Busch vorgeschobenen Mannschaften, von vorne, von links und rechts beschossen, zur Infanterie vor. Hierbei wurde der Abteilungskommandeur Major Osterhaus schwer verwundet, Hauptmann v. Wangenheim übernahm das Kommando über die Artillerie. Als sie etwa 600 m vorgegangen war, unternahmen die Hereros von den Seiten einen erneuten Angriff gegen die vorrückende Kolonne; das heftige Nahfeuer zwang zum Halten, zumal bei den Gespannen zahlreiche Verluste eingetreten waren und einzelne Geschütze kaum noch von der Stelle gebracht werden konnten. Die Batterien protzten kurz nach 5^{00} nachmittags von neuem ab und sandten einige Schrapnells aufs Geratewohl in der Richtung der vorne kämpfenden Infanterie.

Hier wurde das aus unmittelbarer Nähe schallende Artilleriefeuer mit Jubel begrüßt. So nahte doch noch die sehnlichst erwartete Artillerieunterstützung. Die Hoffnung auf ihr Eingreifen war bereits aufgegeben. Noch dreimal hatten die Hereros verzweifelte Anläufe unternommen; wiederholt war es ihnen an einzelnen Stellen gelungen, bis auf wenige Schritte heranzukommen, allein immer war das ruhige Feuer der Deutschen kräftig genug gewesen, die feindlichen Angriffe abzuweisen.

Schrapnells schlagen in das Karree der Infanterie.

Um die Deutschen zu täuschen und zum Einstellen ihres Feuers zu veranlassen, hatten die gerissenen Kerle, um die Reiter glauben zu machen, es nahe ihnen Unterstützung, auf der Seite, von der die Artillerie erwartet wurde, alle Orlogmänner,

die gestohlene Schutztruppenuniformen trugen, vereinigt; kurz vor den Anläufen riefen sie noch weiter rückwärts im Busche laut: „Artillerie kommt! Herr Major! Puder!" Allein ihre ungeschickte Aussprache verriet sie, und die Deutschen taten ihnen nicht den Gefallen, auf diese List hereinzufallen. Jetzt sah man die ersten Schrapnells kaum hundert Meter vor der Abteilung in der Luft krepieren, ihre Kugeln sausten, Furcht und Schrecken verbreitend, in die feindlichen Reihen; wie besessen stoben die Hereros auseinander. Doch plötzlich schlugen zwei Schrapschnellschüsse mitten in die deutsche Abteilung ein, glücklicherweise ohne ernsten Schaden zu tun. Die Schützen wurden nur mit Sand und Steinen beworfen. Aber die Lage wurde äußerst ungemütlich; nun auch noch von der eigenen Artillerie beschossen zu werden, das ging doch über den Spaß!

Hauptmann Puder geht auf die Artillerie zurück.

Die ersten in den Reihen der Hereros sitzenden Artillerieschüsse brachten den Deutschen im Rücken etwas Luft, da der Feind für eine Weile hier verschwand. Diesen Augenblick benutzte Hauptmann Puder, um die Abteilung aus dem eigenen Artilleriefeuer zu bringen; er befahl, unter Mitnahme aller Verwundeten, etwa 100 m zurückzugehen. Dann wurde von neuem nach allen Seiten Front gemacht, ohne daß die Verbindung mit der Artillerie hergestellt gewesen wäre. Die Hereros waren sofort gefolgt; anscheinend in dem Glauben, die Deutschen wollten abziehen, unternahmen sie einen neuen Angriff, der indes weit weniger kräftig war, als die vorhergehenden. Schon vorher konnte man deutlich heftiges Fluchen der Herero-Kapitäne vernehmen, die mit ihren Schambocks auf ihre Leute einschlugen. Man gewann den Eindruck, daß diese nicht mehr folgen wollten. Sollte etwa das Feuer dieser kleinen, tapferen Schar die Angriffslust des Gegners gebrochen haben? Dieser Gedanke belebte von neuem die Widerstandskraft der deutschen Schützen und erhöhte ihre Ruhe und Zuversicht. Es gelang, auch diesen Angriff blutig abzuweisen.

Jetzt schienen die Hereros genug zu haben. Das Feuer erlahmte auf allen Seiten, bis es schließlich mit hereinbrechender Dunkelheit ganz verstummte. Im Busche herrschte Totenstille. Um festzustellen, ob die Hereros etwa abgezogen seien, ließ Hauptmann Puder auf einer Front das Feuer aufs Geratewohl wieder eröffnen. Im selben Augenblick lebte es auf der ganzen feindlichen Linie von neuem auf. Hauptmann Puder ließ mit Rücksicht auf die knapp werdende Munition sofort das Feuer einstellen, da in der Dunkelheit gezielte Schüsse doch nicht mehr abgegeben werden konnten. Wie mit einem Schlage war das Feuer auf deutscher Seite abgestoppt, ein Beweis, wie fest die Truppe trotz der gefährlichen Lage noch in der Hand ihrer Führer war. Gewehr im Anschlag harrten die deutschen Schützen in der Hoffnung aus, daß ihnen eine der Nachbarabteilungen doch noch Hilfe bringen würde. So mochte etwa eine gute halbe Stunde vergangen sein, da regte es sich plötzlich wieder im Busche, mehrere Leute in Cordanzügen wurden im Halbdunkel sichtbar, welche von fern riefen:

„Nicht schießen, nicht schießen! Wir sind es!“ Sollte sich etwa die Spitze der Abteilung Mühlenfels nähern? Hauptmann Puder ließ das Losungswort „Viktoria“ rufen, und jetzt wurde aus zahlreichen Kehlen von drüben her mit lautem „Viktoria“ geantwortet. Schon wollte man den Rufenden entgegengehen, da erkannte man im letzten Augenblick, daß es doch der Feind war, und daß ihm seine Kriegslist fast gelungen wäre. Hauptmann Puder kommandierte unverzüglich „Feuern!“, und ein gewaltiges Schnellfeuer schlug den vorkommenden Schwarzen entgegen, die nunmehr mit lautem Geschrei in der Dunkelheit auseinanderstoben. Wieder trat Totenstille ein. Die deutschen Schützen lagen nochmals eine volle Stunde gefechtsbereit, aber nichts regte sich mehr im Busche. Der Feind schien jetzt tatsächlich abgezogen zu sein.

Hauptmann Puder marschiert nach dem Lager zurück.

Nunmehr ließ Hauptmann Puder die Seitengewehre aufpflanzen und trat gegen 8⁰⁰ abends unter Mitnahme sämtlicher Verwundeter den Rückmarsch nach dem Lager an. Lautlos zog die Kolonne in der stockfinsteren Nacht durch den Busch, ohne jedoch vom Feinde noch irgendwie belästigt zu werden. Von der Artillerie war nirgends mehr etwas zu sehen. Sie hatte bereits früher den Rückmarsch zum Lager angetreten. Major v. der Heyde, der sich im Laufe des Gefechts von der Infanterie wieder zurück zur Artillerie begeben hatte, hatte die Batterien etwa 600 m hinter den Schützen gefunden. Da es bereits anfing zu dunkeln und die 2. Batterie sich verschossen hatte, erteilte er der Artillerie den Befehl, zum Lager zurückzumarschieren. Der Rückmarsch vollzog sich in der Dunkelheit unbelästigt vom Gegner. Die weiter rückwärts stehenden Handpferde schlossen sich den Batterien an. Alle Versuche der Hereros, sich in Besitz der Handpferde zu setzen, waren dank des umsichtigen und energischen Verhaltens des Feldwebels Glembowicky, der bei den Handpferden den Befehl führte, vereitelt worden. Als die Hereros die Erfolglosigkeit ihres Beginnens sahen, ließen sie davon ab, um sich mit vereinten Kräften auf die Infanterie zu stürzen.

Major v. der Heyde hatte sich, nachdem er der Artillerie befohlen hatte, zurückzugehen, mit Hauptmann v. Wangenheim und zehn Reitern der 6. Kompagnie nach vorne zur Infanterie begeben wollen. Sie verfehlten jedoch in der Dunkelheit die Richtung, und nachdem sie etwa eine Stunde vergeblich im Busch herumgeirrt waren, schlugen sie gleichfalls den Weg zum Lager ein. Eine halbe Stunde später gegen 10⁰⁰ abends traf auch die Infanterie unter Hauptmann Puder dort ein, von allen auf das freudigste begrüßt, denn man hatte bereits geglaubt, die Abteilung sei von den Hereros aufgerieben.

Damit hatte ein Kampf sein Ende gefunden, wie er schwerer und gefahrvoller bisher in diesem Kriege noch nicht zu bestehen gewesen war. Daß es dem übermächtigen Feinde trotz der Ungunst der Verhältnisse, unter denen die deutschen Reiter kämpfen mußten, nicht gelungen war, das kleine Häuflein zu überwältigen, war einzig

und allein der Hingabe und dem Heldenmut der Truppen zu danken, und nicht mit Unrecht sagte Hauptmann Puder: „Jeder Reiter, der in diesem Kampfe mitgefochten, ist ein Held gewesen." „Noch heute", heißt es in dem Briefe*) eines Teilnehmers, „tönen mir immerfort die Worte eines Offiziers in die Ohren, die er sprach, als wir nach Beendigung des Gefechtes in der Nacht mit unseren Verwundeten in der Mitte durch dichtesten Dornbusch zurückgingen. »Wer«, sagte er, »noch nicht beten konnte, der wird's heut wohl gelernt haben.« Und er hatte damit nur recht." „Das Verhalten der Mannschaften im Gefecht", schrieb Hauptmann Brentano in seinem Gefechtsbericht, „ist über jedes Lob erhaben. Befehle brauchten nicht erteilt zu werden, jedermann handelte selbständig und entschlossen. Ich hatte am nächsten Tage den Eindruck, daß jeder Reiter stolz darauf war, bei diesem Gefecht dabei gewesen zu sein und das Bewußtsein in sich zu tragen, in heißer Stunde seinen Mann gestanden zu haben."

Die Abteilung hatte einschließlich der Patrouille Graf Arnim an Toten und Verwundeten drei Offiziere und 22 Mann verloren, wovon auf die nur rund 150 Gewehre starke Infanterie zwei Offiziere und 21 Mann entfielen.

Die Gesamtverluste der deutschen Truppen in den Kämpfen des 11. August betrugen an Toten fünf Offiziere, 21 Mann, an Verwundeten sieben Offiziere und 53 Mann.**) Aber diese Opfer waren nicht umsonst gebracht. Die siegreichen Gefechte der Abteilungen Deimling, Estorff und Mühlenfels sowie das mutige Ausharren der Reiter der Abteilung Heyde in ihrer gefahrvollen Lage hatten zur Folge, daß die Widerstandskraft der Hereros völlig zusammenbrach und in ihren Reihen eine Panik einriß, wie sie vorher kaum für möglich gehalten worden war.

Die Hereros ergreifen die Flucht. 12. August morgens.

Nach dem Kampfe mit der Abteilung Heyde waren die an dem Gefecht beteiligt gewesenen Hereros so erschöpft, daß sie für die Nacht den weiteren Rückzug einstellten und unweit des Gefechtsfeldes lagerten. In der Frühe des 12. zogen diese feindlichen Kräfte, wie von der Höhe des Waterberges beobachtet wurde, wiederum nach dem Waterberg zu, sei es, daß sie des Glaubens waren, eine Fortsetzung des Rückzuges in südöstlicher Richtung sei nun nicht mehr möglich, sei es, daß sie in völliger Ratlosigkeit handelten. Auf ihrem Zuge stießen sie jedoch auf die im Vormarsch vom Waterberg auf Hamakari befindliche Kolonne Deimling. Das gab ihnen den Rest. Ohne auch nur an Widerstand zu denken, fluteten alle planlos in derselben Richtung, aus der sie gekommen waren, zurück, indem sie ihr Vieh, ihre Weiber, Kinder und alle ihre Habe den Deutschen überließen. Mächtige Staubwolken ließen das Hauptquartier erkennen, daß der Feind an der Abteilung Mühlenfels vorüber den Rückzug nach Osten fortsetzte.

*) Dannhauer A. a. O.
**) Anlage 3.

General v. Trotha sieht von einer Verfolgung am 12. August ab.

Inzwischen waren beim Hauptquartier in Hamakari im Laufe des Vormittags des 12. August nähere Nachrichten auch über den Verlauf des Gefechts der Abteilung Heyde eingetroffen. Danach erschien es doch zweifelhaft, ob der Entschluß, die Verfolgung der Hereros noch am heutigen Tage aufzunehmen, ausführbar sei. Die Abteilung Heyde bedurfte nach dem gestrigen schweren Gefecht dringend eines Ruhetages, um wieder kampffähig zu werden. Da es inzwischen fast Mittag geworden war, und auch die Abteilungen Deimling und Mühlenfels von den großen Anstrengungen des gestrigen Tages äußerst erschöpft waren, so daß große Marschleistungen heute nicht mehr zu erwarten waren, beschloß General v. Trotha, seinen Truppen den Rest des Tages Ruhe zu lassen, um mit frischen Kräften in der Frühe des 13. August die Verfolgung aufzunehmen. Auch stand zu hoffen, daß der Feind, wenn er nicht allzu scharf gedrängt würde, sich vielleicht am Omuramba-u-Omatako wieder setzen und es dann möglich sein würde, ihn bald von neuem zu fassen.

Major v. Estorff wurde nunmehr angewiesen, von Otjosongombe in südöstlicher Richtung vorzumarschieren und sich mit der Abteilung Heyde zu vereinigen, womit einer von Major v. der Heyde ausgegangenen Anregung entsprochen wurde. Um 5^{30} nachmittags standen beide Abteilungen vereint und gefechtsbereit 15 km nordöstlich Hamakari bei Otjiwarongo.

Anordnungen für den 13. August.

Am Nachmittage wurden die neuen Befehle zur Verfolgung des in südöstlicher Richtung abgezogenen Feindes ausgegeben. Sie enthielten im wesentlichen folgendes:

Die Abteilung Deimling sollte mit der ihr unterstellten Abteilung Mühlenfels von Hamakari in der Richtung auf Omutjatjewa vorgehen;

die Abteilung Estorff hatte mit der ihr unterstellten Abteilung Heyde dem Feind in östlicher Richtung gegen den Omuramba zu folgen und möglichst seine nördliche Flanke zu gewinnen;

die Abteilung Volkmann sollte ebenfalls an den Omuramba heranrücken, um ein Ausweichen der Hereros nach Nordosten zu verhindern;

die Abteilung Fiedler hatte bei Omuweroumue zu verbleiben.

Die Abteilung Deimling-Mühlenfels tritt den Marsch auf Omutjatjewa an. 13. August 6^{00} vormittags.

Die vereinigte Abteilung Deimling-Mühlenfels marschierte am 13. August um 6^{00} morgens auf dem Streitwolfschen Wege auf Omutjatjewa vor. Die 9. Kompagnie des 1. Regiments war nach Station Waterberg entsandt, um die Verwundeten der Abteilung Mühlenfels dorthin zu bringen.

Der Anblick, der sich der verfolgenden Truppe auf ihrem Wege bot, zeigte erst den ganzen Erfolg des Kampfes vom 11. August. „Die Szenen, die sich bei der Verfolgung unseren Augen darstellten," heißt es in einem Briefe des Oberstleutnants v. Beaulieu, „werden mir ewig unvergeßlich sein. Mehrere Kilometer weit längs des Hamakari-Riviers befindet sich Werft an Werft, die vielen Tausenden von Menschen und zahllosem Vieh als Wohnstätte gedient hatten. Soweit unsere Geschosse gereicht hatten, waren sie in eine Trümmerstätte verwandelt und überall anscheinend in wilder, kopfloser

Flucht verlassen worden. In den Pontocks hockten alte Weiber, Männer und kleine Kinder, die man nicht hatte mitnehmen können. Verwundete, Kranke und Sterbende erwarteten irgendwo in einer Ecke eines Kraales ihr Schicksal, überall stand zahlreiches in der Eile zurückgelassenes Vieh, das Heiligtum der Hereros, als Wahrzeichen dafür, mit welch wahnsinniger, kopfloser Eile der Feind geflohen war. Ganze Ochsenwagen, gefüllt mit Stoffen, Pelzen und Hausrat, zur Flucht anscheinend schon vorbereitet, waren in der Not stehen gelassen, zahlreiche Felle, Decken, Weiberschmuck, ganze Kisten voll Straußenfedern sah ich herumliegen. Einen eigenen Anblick in dieser Wüstenei gewährte ein umher gestreuter Vorrat von Schreibheften, Schiefertafeln und Griffeln, wohl das Eigentum eines schwarzen Schulmeisters.

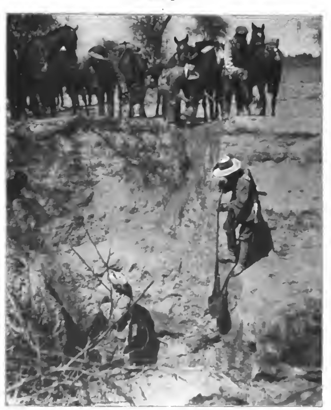
Das ganze Nationalvermögen des Hererovolkes lag da an der Landstraße, uns bedingungslos preisgegeben. Ein schon seit langen Jahren in Afrika lebender, in vielen Kämpfen bewährter Offizier sagte mir später, daß der Eindruck des Gesehenen überwältigend auf ihn gewirkt, daß er ein derartig kopfloses Fliehen bei den sonst so hochmütigen und stolzen Hereros nicht für möglich gehalten habe, und daß sie nach seiner Ansicht für weitere Kämpfe unfähig seien.

Der General hatte verboten, Frauen und Kinder zu töten, allen Männern jedoch, die bewaffnet der Truppe in die Hände fielen, hatte ihre letzte Stunde geschlagen. — Ein gewaltiges Strafgericht ist über die Hereros hereingebrochen, sie werden es nie überwinden."

Gegen Mittag wurde ein kurzer Halt gemacht. Wasser war jedoch nirgends zu finden und alle Weide längs des ganzen Vormarschweges im weiten Umkreis vollständig abgegraft oder verbraunt. Die wenigen Wasserlöcher ergaben, wenn das in ihnen liegende verendende Vieh, mit dem sie bis zum Rande gefüllt waren, durch die Gespanne der Geschütze herausgezogen war, nur wenige Liter blutigen, übelriechenden Wassers. Ein Versuch, die Löcher weiter aufzugraben, führte zu keinem Ergebnis. Nach einer kurzen Rast wurde weitermarschiert in der Hoffnung, mit der Annäherung an den Omuramba bessere Weide und reichlicheres Wasser zu finden. Die weit voraus reitenden Witbois unter Leutnant Müller v. Berneck hatten gemeldet, man sei dem Feinde auf der Spur, die Hauptmassen gingen anscheinend auf Erindi Endeka, einer Vley nördlich Okosongoho, zurück. Bei Ombujo Wakune waren die Witbois auf eine versprengte Herorobande gestoßen, die sie unverzüglich angriffen. Der Feind floh nach kurzer Zeit unter Zurücklassung mehrerer Toter. Gegen 5⁰⁰ nachmittags erreichte die Abteilung Ombujo Wakune. Mensch und Tier waren durch den Marsch in glühender Hitze aufs äußerste erschöpft und alles lechzte nach einem Trunk erfrischenden Wassers. Allein die Wasserstelle erwies sich als ganz unergiebig, trotz eifrigsten Grabens konnte kaum ein Kochgeschirr für jede Korporalschaft ausgegeben werden. Für das halbverdurstende Vieh gab es nichts mehr, und die Ochsen brüllten vor Durst; auch Weide war nirgends zu finden, so daß die Pferde vor Hunger die Dornbüsche aufraßen.

Die Pferde der Abteilung Deimling hatten seit dem Abrücken von Okateitei am 10. August fast nichts zu fressen bekommen, da sowohl am Waterberge wie bei Hamakari die Weide vom Hererovieh völlig abgegrast war. Die armen Tiere waren jetzt völlig erschöpft und konnten kaum noch im Schritt von der Stelle gebracht werden. Ein


Abbildung 7.



Eine Wasserstelle in der Waterberggegend.

Teil von ihnen war schon zusammengebrochen und lag verendend längs der Vormarschstraße. Die Witbois wurden vorgesandt, nach Wasser und Weide zu suchen; allein trotz aller Bemühungen fanden sie nirgends Wasser; die Weide war allenthalben abgegrast und abgebrannt. Landeskundige behaupteten, bei einer Fortsetzung des Marsches sei weder am Omuramba noch weiter südöstlich Wasser zu erwarten.

Nach den über den Feind einlaufenden Meldungen schien sich die Hoffnung, er werde sich am Omuramba-u-Omatako von neuem setzen, nicht zu bestätigen, und ernste Zweifel stiegen auf, ob es überhaupt gelingen würde, mit den aufs äußerste erschöpften Pferden in dieser Gegend ohne Wasser und Weide den in rastloser Eile fliehenden Gegner noch einzuholen. Was stand aber bevor, wenn die Abteilung bei einer Fortsetzung des Marsches am morgigen Tage ebenfalls kein Wasser finden würde? Der mit Sicherheit drohende Verlust an Mannschaften und Vieh stand dann in keinem Verhältnis zu dem an sich wenig wahrscheinlichen, völlig ungewissen Erfolg. Durfte der Führer die Verantwortung hierfür auf sich nehmen?

General v. Trotha bricht die Verfolgung ab. 14. August 2^{00} morgens.

Rechtzeitige Nachfuhr von Proviant und Hafer waren bei einer so weitausholenden Verfolgung, wie sie nach dem Ergebnis des heutigen Tages notwendig wurde, mit den zur Verfügung stehenden überangestrengten Ochsengespannen zudem völlig ausgeschlossen.

Alle diese Umstände, die menschlichem Wollen eine Grenze setzten, zwangen, die weitere Verfolgung vorläufig im Hinblick auf die Notwendigkeit der Erhaltung der Truppe abzubrechen und mit der Abteilung nach Hamakari zurückzumarschieren, wo Wasser und reichlicher Proviant die Truppe zu neuen Anstrengungen fähig machen würden. Am 14. August wurde daher der Rückmarsch auf Hamakari angetreten. Um die Nachtkühle auszunutzen, wo der Durst weniger sich fühlbar macht, wurde schon um 2^{00} morgens aufgebrochen und um 1^{00} mittags nach weiteren schweren Anstrengungen Hamakari wieder erreicht. Während es bei der Verfolgung streng untersagt gewesen war, sich mit der Erbeutung von Vieh abzugeben, wurde auf dem Rückmarsche das zurückgelassene Hererovieh zusammengetrieben. Dabei wurden denn auch von den längs der Pad stehenden Herden etwa 2000 Stück Großvieh und eine Menge Kleinvieh mühelos zusammengebracht, ein Beweis dafür, welch große Mengen Vieh die Hereros hatten im Stiche lassen müssen.

Die Bewegungen der Abteilung Estorff vom 13. August ab. Gefecht bei Omatupa. 15. August.

Die Abteilung Estorff-Heyde war am 13. August von Otjiwarongo auf Otjatjingenge marschiert und hatte von hier aus am 14. mit der vordersten 1. Kompagnie Omatupa erreicht; letztere hatte in 24 Stunden 80 km zurückgelegt. Am 15. schloß die ganze Abteilung bei Omatupa auf, um am Nachmittage den weiteren Vormarsch auf Otuwingo fortzusetzen. Im Begriff anzutreten, wurde die Abteilung plötzlich von drei Seiten von starken Hereromassen angegriffen, die in dem außerordentlich dichten Busch unbemerkt an die Sicherungsposten herangekommen waren. Es entspann sich ein heftiges Feuergefecht, bei dem die Hereros schwere Verluste erlitten. Nach zweistündigem Kampfe flohen sie in südöstlicher Richtung unter Zurücklassung ihres gesamten sehr zahlreichen Viehes. Das Gefecht hatte den Deutschen fünf Tote und sieben Verwundete gekostet, darunter zwei Offiziere;*) von diesen kamen zwei Tote und sechs Verwundete auf die nur noch 26 Reiter zählende 5. Kompagnie.

*) Anlage 3.

Am 16. marschierte Major v. Estorff auf die Meldung, daß zahlreiche Hererobanden in südlicher Richtung den Weg nach Otuwingo kreuzten, mit der ganzen Abteilung dorthin, um diesen Feind anzugreifen. Nach kurzem Kampfe floh der Gegner in völliger Auflösung unter Zurücklassung von 300 Stück Rindern und 600 Stück Kleinvieh. An den Wasserstellen lag zahlreiches verendetes Vieh und, wie Gefangene aussagten, hatten die Hereros trotz eifrigsten Grabens daselbst kein Wasser finden können. Auch die deutsche Abteilung fand keines und mußte daher noch am selben Tage nach Omatupa zurückmarschieren. Von hier aus rückte sie am 18. nach Ombujo-Ratanga. Die 5. und 7. Kompagnie wurden bis Omutjatjewa vorgeschoben. Das zahlreiche Beutevieh, weit über 1200 Stück, wurde über Coblenz nach Grootfontein abgetrieben. Die weitere Aufklärung stellte fest, daß die Hauptmasse des Feindes in südlicher und südöstlicher Richtung zurückströme, wo sich die großen, dem deutschen Oberkommando nicht bekannten Vleys von Otjomaso, Otjimbinde und Oparakane befanden.

Die großen Anstrengungen des Verfolgungsmarsches am 13. waren der Truppe keineswegs umsonst auferlegt worden. Ein Teil der Hereros hatte nämlich anfänglich versucht, nach Nordosten zu entkommen. Durch den Druck der Verfolgungsabteilungen wurden jedoch auch diese nach Südosten zurückgestoßen — der öden wasserlosen Omaheke entgegen!

Die Ergebnisse der Waterbergkämpfe.

So endeten die bedeutsamen Kämpfe am Waterberge. Ihr Verlauf war ein ganz anderer, als er von der obersten Führung beabsichtigt worden war. Der Vorstoß der Abteilung Deimling gegen die Station Waterberg verhinderte den für den 12. August erhofften großen Entscheidungskampf, der dem Hererofeldzuge vielleicht ein schnelleres, aber weniger gründliches Ende gebracht haben würde. Daß der Abzug der Hereros gelang, lag an dem Verlaufe, den die Dinge bei der Abteilung Heyde nahmen. Eine Reihe unglücklicher Umstände hatte diese Abteilung bereits frühzeitig von der vorgeschriebenen Marschrichtung abweichen lassen. Die irrige Auffassung des Führers über den Gang des Gefechts bei Hamakari und über die Bedeutung des von Nordwesten herüberschallenden Kanonendonners führte sie dann so weit von ihrem Ziele ab, daß der Masse der Hereros der Abzug in südöstlicher Richtung möglich wurde, indem der Streitwolffsche Weg und das untere Hamakari-Flußbett, die einzigen Stellen, wo die Hereros in dem dichten Buschgelände ihre zahlreichen Herden abtreiben konnten und auf deren frühzeitige Sperrung durch die Abteilung Heyde der General v. Trotha mit Recht so großen Wert gelegt hatte, ihnen offen blieben. Wie die kommenden Ereignisse indessen lehren sollten, wurde gerade dieser fluchtartige Abzug der Hereros nach Südosten in die zu dieser Zeit wasserlose Omaheke ihr Verhängnis, und die Natur ihres Landes sollte ihnen ein vernichtenderes Schicksal bereiten, als es je die deutschen Waffen selbst durch eine noch so blutige und verlustreiche Schlacht hätten tun können.

Den hingebenden Leistungen der Truppen in jenen Tagen harter Kämpfe und Anstrengungen zollt der General v. Trotha in seinem Bericht warme Anerkennung. „Der unseren Truppen ungewohnte Kampf im dichten Dornbusch", so schreibt er, „einem Gegner gegenüber, der mit dem Gelände genau vertraut ist und sich vorzüglich zu decken weiß, und der durch seine Überlegenheit an Zahl und durch seine Unabhängigkeit von der Sorge um Staffeln und Verwundete fast stets in der Lage ist, unsere Schützenlinien zu umfassen und unter Kreuzfeuer zu nehmen — der Kampf mit einem solchen Gegner stellt an die physischen und moralischen Eigenschaften unserer Offiziere und Mannschaften ganz bedeutende Anforderungen. Aus eigener Anschauung


Abbildung 8.



Feldlazarett in Tätigkeit auf dem Gefechtsfeld von Hamakari.

und aus den mir gemachten Meldungen der Truppenführer kann ich das Urteil ableiten, daß das Verhalten unserer braven Truppen ein selten ausgezeichnetes war. Sie zeigten eine Festigkeit der Disziplin, die auch in den allerschwierigsten Lagen nie versagte.

Daß die Verluste an Offizieren, trotzdem sie die gleiche Bekleidung und Ausrüstung wie die Mannschaften trugen, verhältnismäßig groß waren, erklärt sich aus ihrem braven Verhalten im Gefecht, das sie, wenn auch auf Kosten der eigenen Deckung, verleitete, sich stellenweise zur besseren eigenen Orientierung über die Lage beim Feinde oder bei den eigenen Truppen in ganzer Figur aufzurichten."

In gleich anerkennender Weise äußert sich General v. Trotha auch über die große Hingabe und Selbstverleugnung, mit der die Sanitätsoffiziere sowie das gesamte Sanitätspersonal seinen schweren Pflichten sowohl in der Pflege der Typhus-

kranken wie im Gefechte nachgekommen ist. „Dem Sanitätspersonal", so heißt es in dem Gefechtsbericht über den Kampf am Waterberg, „kann ich nur unbedingte Anerkennung zollen. Es griff überall tätig ein, wo es die Pflege von Verwundeten oder die Bergung von Toten erheischte. Die Eigenart des Buschkampfes nötigte häufig dazu, die Verbandplätze mit dem Gewehr in der Hand zu schützen, oder im heftigsten Gewehrfeuer den Verwundeten Verbände anzulegen. Das geschah denn alles mit derselben Ruhe und Sorgfalt, wie man es bei den Friedensübungen zu sehen gewohnt ist."

Die Gefechtsverluste an Mannschaften erreichen zwar nicht die Höhe, die im Kampfe europäischer Truppen gegeneinander von der Truppe ertragen worden sind und auch in Zukunft von ihr gefordert werden müssen. Der Kampf im afrikanischen Buschgelände, wo jeder Mann dauernd sich selbst überlassen ist, stellt jedoch an die seelische Widerstandskraft des einzelnen ganz ungewöhnlich hohe Anforderungen; auch rufen die Verluste bei den durch Krankheit und sonstige Abgänge bedingten geringen Gefechtsstärken der ohnehin schwachen Truppen einen größeren moralischen Eindruck hervor als auf einem europäischen Schlachtfelde, wo jede Lücke verhältnismäßig schnell und leicht wieder ausgefüllt wird und wo der Einfluß der Führer sich mehr zur Geltung bringen kann. Dies darf nicht außer acht gelassen werden, will man die Gefechtsleistungen der deutschen Truppen und den von ihnen bewährten Opfermut gebührend würdigen.

Glückwunsch Seiner Majestät des Kaisers zum Siege.

Den schönsten Lohn für alle Anstrengungen und Entbehrungen der vergangenen Wochen sowie für die schweren Kämpfe der letzten Tage sah die Truppe in der warmen, rückhaltlosen Anerkennung ihres obersten Kriegsherrn, wie sie in dem drahtlichen Glückwunsch Seiner Majestät des Kaisers an den General v. Trotha zum Ausdruck kam:

> „Wilhelmshöhe, 16. August 1904. — Mit Dank gegen Gott und hoher Freude habe Ich Ihre Meldung aus Hamakari über den erfolgreichen Angriff des 11. August auf die Hauptmacht der Hereros empfangen. Wenn bei dem zähen Widerstand des Feindes auch schmerzliche Verluste zu beklagen sind, so hat die höchste Bravour, welche die Truppen unter größten Anstrengungen und Entbehrungen nach Ihrem Zeugnis bewiesen, Mich mit Stolz erfüllt und spreche Ich Ihnen, den Offizieren und Mannschaften Meinen Kaiserlichen Dank und Meine vollste Anerlennung aus. Wilhelm."

Hier im Felde, fern von der Heimat und abgeschlossen von ihren Eindrücken, wo alles zurücktrat vor der einzigen hohen Aufgabe, dem Kaiser und dem Vaterlande in treuer Hingabe und entbehrungsvoller Pflichterfüllung zu dienen, empfand ein jeder bis zum letzten Reiter mit freudigem Stolz, wie starke und nie lösbare Bande den deutschen Soldaten mit seinem obersten Kriegsherrn verknüpfen!

16. Auf den Spuren der Hereros.*)

Die Lage Mitte August. Einleitung einer neuen Verfolgungsbewegung.

Es war von hoher Bedeutung, den zum Teil in südlicher Richtung dem besiedelten Schutzgebiete zustrebenden Hereros den Weg dorthin zu verlegen und sie gegen die Omaheke zu drücken. Deshalb mußte bei der neu einzuleitenden Verfolgung weit nach Süden ausgeholt werden. Dementsprechend erhielt, als am 16. August die Bewegung wieder angetreten wurde, die Abteilung Deimling**) die Richtung über Otjire und Otjikururume auf Owikokorero und oon dort auf Okahandja (Nord)***); eine in Windhuk neugebildete Abteilung unter Hauptmann v. Heydebreck, bestehend aus der 5. Kompagnie 2. Feldregiments und zwei Maschinenkanonen, wurde oon der Eisenbahn her in die Bezirke Epukiro—Gobabis vorgeschoben, während die Abteilung Mühlenfels zunächst an den Omuramba-u-Omatako und demnächst auf Otjosondu (etwa 50 km nordöstlich Owikokorero) vorgeschoben, die Abteilung Estorff in der nördlichen Flanke des Feindes belassen wurde, um ihm den Abzug nach Nordosten unmöglich zu machen. Die Abteilung Volkmann hatte den Omuramba-u-Omatako weiter unterhalb im Anschluß an die Abteilung Estorff zu sperren und die Bezirke Grootfontein und Otawi gegen die zahlreichen einzeln herumschweifenden Schwarzen zu sichern. In den Bezirken Waterberg, Omaruru, Outjo fiel diese Aufgabe der Abteilung Fiedler zu. Von besonderem Werte war, daß das Detachement Winkler†)

---

*) Skizze 5.

**) Die Truppeneinteilung wurde folgendermaßen geregelt:

Abteilung Mühlenfels: 1. Feldregt. Stab 9. 10. 11., eine Kompagnie 2. Feldregts.
II. Artillerie-Abteilung Stab 5. 6.
Maschinengewehr-Abteilung Dürr.
Witboi-Abteilung, Funkenstation Horn, Signaltrupp v. Plehwe.

Abteilung Deimling: 2. Feldregt. Stab I. (ohne eine Kompagnie) II. (ohne 5.).
7. Batt., Halbbatt. o. Oertzen (1.).
Bethanier-Abteilung, Funkenstation v. Klüber, Signaltrupp. o. Auer.

Abteilung Estorff: 1. Feldregt. I. Stab 1. 2. 4. II. Stab 5. 7.
I. Feldart. Abteilung Stab 3. 4.
Maschinengewehr-Abteilung Graf Saurma.
Bastard-Abteilung, Funkenstation v. Kleist, Signaltrupp o. Asseburg.

Abteilung Volkmann: 1. Feldregt. 3.
Halbbatterie o. Madai.
Maschinengewehr-Sektion Wossidlo.
Besatzungen oon Grootfontein und Otawi.

Abteilung Fiedler: 1. Feldregt. 6. 8.
Zusammengesetzte Mar. Inf. Komp. Graf Brockdorff.
2. Feldbatt.
Halbbatterie v. Winterfeld (1.).

Abteilung Heydebreck: 2. Feldregt. 5.
Detachement o. Winkler.
Zwei Geschütze C. 73.
Besatzungen von Gobabis, Rietfontein und Epukiro.

***) Am Eiseb, nicht zu verwechseln mit dem an der Bahn gelegenen Okahandja.

†) Seite 510.

sich noch in der Gegend von Otjosondu befand und so nicht nur das dortige Magazin deckte, sondern auch einen der Hauptwege nach Süden vorläufig sperrte.

Bis zum 20. August klärte sich nun die Lage einigermaßen. Gefangenenaussagen und die Beobachtungen der deutschen Erkundungsabteilungen stimmten nämlich dahin überein, daß der Feind sich bei Otjekongo und Otjomaso am Westrande des Sandfeldes zu sammeln schien. Es war also dank der weitschauend angelegten Verfolgung gelungen, den Feind, der bei seinem Weitermarsch nach Süden leicht seine alten Schlupfwinkel in den Erongo- und Onjati-Bergen und im Komashochlande hätte


Abbildung 9.



Leben der Hereros im Busch.

gewinnen können, gegen das Sandfeld zu drücken. Falls die Hereros noch eine Spur von Widerstandskraft besaßen, mußten sie sich nun noch einmal zum Kampf auf Leben und Tod stellen, ehe sie dieses Verderben bringende Gebiet betraten.

Eine Fortsetzung der Flucht in das Sandfeld mußte den schließlichen Untergang des gesamten Hererovolkes zur Folge haben. Es galt deshalb, unverzüglich die Verfolgung des Feindes, der bereits mit stärkeren Kräften im weiteren Abzug nach Osten und Südosten gemeldet war, wieder aufzunehmen, um ihn sobald wie möglich von neuem zum Kampfe zu zwingen.

Die Abteilungen erhalten neue Ziele. 26. August.

Durch ein weit ausholendes Vorführen der Flügel, die stets bereit waren, gegen den sich etwa setzenden Feind einzuschwenken, konnte dies am wirksamsten erreicht werden und zugleich jeder neue Versuch des Gegners, nach Südwesten oder Nordosten auszuweichen, am ehesten verhindert werden.

Demzufolge wurden am 26. August angesetzt:

1. Die Abteilung Estorff, der die Abteilung Volkmann unterstellt wurde, über Okosondusu—Otjomaso—Okamea-Pehi in der allgemeinen Richtung auf Okowindombo in dem Bestreben, den Feind östlich zu umfassen, und unter Entsendung einer starken Aufklärungsabteilung über Otjomboja-Kutuse—Otjosondjou auf Epata (am Eiseb).

2. Die Abteilung Mühlenfels, über die an Stelle des erkrankten Führers vorübergehend Major Frhr. v. Reitzenstein den Befehl übernahm, über Okosongoho (am Omuramba-u-Omatako)—Orutjiwa—Okatjise auf Okahandja (Nord).

3. Die Abteilung Deimling aus der Gegend von Owikokorero mit der Kolonne Meister (4. und 6. Kompagnie Regiments 2), der die bisher bei der Abteilung Mühlenfels befindliche 5. Batterie und das seitherige Detachement Winkler zugeteilt wurde, über Otjosondu in der allgemeinen Richtung auf Okatjekonde, (etwa 25 km östlich Okahandja-Nord) mit der Kolonne Wahlen (1. und 3. Kompagnie Regiments 2, Halbbatterie Stuhlmann), die durch die 7. Batterie verstärkt wurde, über Otjikuara—Okajainja—Karidona auf Oparakane unter starker Aufklärung auf Eware und Sperrung aller Wasserstellen am Eiseb sowie mit dem besonderen Auftrag, ein Ausweichen des Feindes in der Richtung auf Epukiro zu verhindern.

4. Die Abteilung Heydebreck, in der Richtung auf Epukiro mit dem Auftrag, ein etwaiges Ausweichen des Feindes über Epukiro zu verhindern.

5. Die Abteilung Fiedler verblieb am Waterberge. Die ihr zugeteilte 8. Kompagnie 1. Regiments unter Hauptmann Frhr. v. Welck, überraschte am 28. August bei Okamaru eine Hererobande, die 16 Tote und 400 Stück Vieh in den Händen der Deutschen ließ.

Nach den über den Feind einlaufenden Nachrichten hatte sich die Hauptmasse der Hereros in der Gegend von Okowindombo—Otjimbinde wieder gesetzt. Bei dem von neuem zu erwartenden Kampfe sollten die Kolonnen Mühlenfels und Meister das Herumgreifen der Abteilungen Estorff und Wahlen abwarten. Das Hauptquartier begab sich von Owikokorero nach Otjosondu.

Anfang September hatten erreicht:

1. die Abteilung Deimling mit der Kolonne Wahlen, bei der sich Oberst Deimling befand, die Gegend östlich Karidona, mit der Kolonne Meister Okahandja (Nord);

2. die Abteilung Mühlenfels die Gegend östlich Otjekongo;

3. die Abteilung Estorff Okosondusu, mit der unterstellten Abteilung Volkmann Okamatangara. Bei ersterem Orte hatten am 31. August und 1. September die 2. Kompagnie 1. Feldregiments und die Bastard-Abteilung eine Anzahl Hereros gefangen genommen und 100 Stück Vieh erbeutet.

Die Hereros räumen die Gegend von Okowindombo—Otjimbinde. Anfang September.

Als sich jedoch die deutschen Abteilungen bei ihrem weiteren Vormarsch dem Feinde näherten, floh dieser aus seinen Stellungen bei Okowindombo und Otjimbinde, ohne an Widerstand zu denken, in östlicher und südöstlicher Richtung. Der Abteilung Deimling gelang es, mit der Kolonne Wahlen einen Teil des flüchtigen Gegners am 5. September noch bei Okowindombo zu stellen; aber nach schwachem und kurzem Widerstand wich der Gegner nach Südosten zurück. Die Abteilung Estorff, die am 5. September von Otjimbinde aus unverzüglich den nach Osten entweichenden Hereros gefolgt war, holte sie am 9. September bei Owinaua-Naua ein und stellte sie zum Kampfe; auch hier floh der Gegner nach kurzem Widerstande teils dem Eisebfluß entlang, teils in südöstlicher Richtung.

Der Versuch, den Feind erneut zum Kampf zu stellen, hatte keinen Erfolg gehabt; die kopflose Flucht, mit der er allenthalben davoneilte, sobald sich auch nur in der Nähe eine deutsche Abteilung zeigte, bewies, daß seine Widerstandskraft durch die Kämpfe am Waterberge vollkommen gebrochen war.

Die Aufklärung der nächsten Zeit ergab, daß die Hereros ihre Flucht teils dem Eiseb, teils dem Epukiro entlang fortsetzten. Nunmehr wurden die Abteilungen des 1. Feldregiments am Eiseb in der Gegend von Okatawbaka—Otjinene zusammengezogen zur Verfolgung der im Eisebrivier zurückweichenden Hereros, während das 2. Feldregiment unter Oberst Deimling sich in der Gegend von Epukiro—Kalkfontein—Sturmfeld vereinigen und den im Epikuroflußbett befindlichen Teilen des Feindes folgen sollte.

Um die Truppe ihren neuen Zielen zuzuführen, galt es, stellenweise große Marschleistungen zu überwinden, und es folgte nunmehr eine Zeit anstrengender Märsche und ununterbrochenen Lagerlebens. Sehr anschaulich schildert Oberst Deimling dieses Marsch- und Lagerleben der Truppen in einem Vortrage, in dem es heißt:*)

Das Leben unserer Truppen im Felde.

„Die Truppe kennt draußen nur das Biwak. Nur in größeren Stationen wie Windhuk, Okahandja, Keetmanshoop liegt sie in Kasernen oder unter Zelten.

Im Biwak zieht der Mann seinen Mantel an, hüllt sich in die Pferdedecke und in die Zeltbahn ein; sein Kopfkissen bildet der Sattel. So schläft man, den strahlenden Sternenhimmel über sich, prachtvoll! In der kalten Zeit wird im Lager bei Nacht, sofern es die Nähe des Feindes gestattet, Feuer angezündet; in der heißen Zeit liegt kein Bedürfnis dazu vor.

Während sich die Truppe im Biwak der wohlverdienten Ruhe hingibt, weiden in der Nähe die Pferde, Ochsen und Esel unter dem Schutze von Viehposten, welche, das Gewehr im Arm, sorgfältig Wache halten und nicht nur dafür zu sorgen haben, daß die Tiere nicht weglaufen, sondern auch scharf gegen den Feind aufpassen müssen.

Sobald die Sonne aufgeht, etwa 6⁰⁰ — was nebenbei bemerkt ein großartiges

*) „Südwestafrika", Vortrag, gehalten in einer Anzahl deutscher Städte, von Oberst v. Deimling. Berlin 1906, R. Eisenschmidt.

Schauspiel ist und immer von neuem das Auge entzückt — werden die Tiere eingefangen; es wird gesattelt und abmarschiert. Zum Kaffeekochen ist keine Zeit, denn die Morgenkühle muß zum Marschieren ausgenutzt werden. Sind die Pferde und Esel nicht schlapp, d. h. haben sie in der letzten Zeit ordentlich Hafer bekommen, so kann abwechselnd Schritt und Trab geritten werden. Leider sind die Tiere aber infolge unzureichender Ernährung häufig schlapp.

Dann muß zu Fuß marschiert werden, und der Reiter, ein betrübendes Bild, zieht sein Rößlein hinter sich her. Manchmal sind mir bei solchem Anblick die Uhlandschen Verse eingefallen:

„Da mußt er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer,
Daselbst erhob sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot.
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgetan.
Den Pferden wurde schwach im Magen,
Fast mußte der Reiter die Mähre tragen."

In der kalten Zeit gegen 11⁰⁰, in der heißen schon gegen 9⁰⁰ morgens, muß der Hitze wegen zur Ruhe übergegangen werden. Der Platz dazu muß an einer Wasserstelle liegen, während man die Nachtruhe nicht ans Wasser, sondern an möglichst gute Weide verlegt, denn in der kühlen Nacht fressen die Tiere am besten. Nun an der Wasserstelle angelangt, laben sich Menschen und Tiere; die Leute fangen an zu kochen; Strauchwerk zum Feuermachen findet sich überall.

Was die Leute kochen? Entweder frisches Fleisch von Tags zuvor geschlachteten Ochsen oder Hammeln, dazu Reis, oder Erbswurst mit Cornedbeef; auch Speck, getrocknetes Gemüse, Kohl usw. wird geliefert. Falls Mehl da ist, backen sich die Leute ein schmackhaftes Brot, sonst muß der vorzügliche Konservenzwieback als Brot dienen. Unsere Reiter haben es schnell gelernt, Abwechslung in das Einerlei ihrer Kost zu bringen. So z. B. gibt es Cornedbeef, das man in der Heimat nur als kalten Aufschnitt kennt, dort gekocht, gebraten und als Salat zurechtgemacht.

Immer wird so üppig, wie ich es eben beschrieben, nicht gelebt. Mitunter, namentlich wenn man längere Zeit dem Feinde scharf auf den Fersen gefolgt ist, tritt Mangel ein, weil die Ochsenwagen mit dem Proviant der Truppe nicht so schnell folgen können und weil der Nachschub von hinten stockt. Aber der Mangel ist doch immer nur ein zeitweiser; verhungern kann in Afrika niemand, schon weil immer Schlachtvieh da ist

Unseren Leuten macht das ungebundene Lagerleben entschieden Freude. Drei oder vier tun sich zum Kochen zusammen; nach dem Essen lagern sie sich im Schatten; ist kein Baum oder Strauch da, der Schatten spendet, so wird eine Zeltbahn ausgespannt, dann rauchen sie ihre Pfeife mit Plattentabak, der entsetzlich beißt, aber

wegen seines geringen Umfanges praktisch ist — und erzählen sich etwas — meist von der Heimat, oder sie singen wohl auch Lieder.

Nachmittags, etwa 5⁰⁰, sobald die ärgste Hitze vorüber, wird gesattelt und weitermarschiert. Vor diesem Weitermarsch müssen die Tiere noch einmal tüchtig getränkt, Wassersäcke und Feldflaschen noch einmal gefüllt werden, denn erst am andern Mittag kommt man wieder ans Wasser. Meist wird bis gegen 10⁰⁰ abends marschiert, alsdann Biwak auf einem guten, vorher erkundeten Weideplatz bezogen.



Abbildung 10.



Lagerleben der deutschen Truppen.

Ist aber die Wasserstelle, die man am andern Tag erreichen will, noch weit entfernt, dann muß nach einer Ruhe von einigen Stunden noch in der Nacht aufgebrochen und weitermarschiert werden. Der klare Sternenhimmel und der viel heller als bei uns scheinende Mond erleichtern den Nachtmarsch."

Aufstellung der deutschen Truppen Ende September.

Ende September umspannten die deutschen Truppen die Omaheke von Epukiro über Owinaua-Naua bis zum Omuramba-u-Omatako. Weit vorgeschoben hielten Offizierpatrouillen die Fühlung am Feinde. Im einzelnen standen:

die Abteilung Deimling bei Epukiro, Kalkfontein und Sturmfeld,
die Abteilung Heydebreck bei Klein-Okahandja und Ombakaha,
die Abteilung Estorff-Volkmann bei Okatawbaka,
die Abteilung Mühlenfels bei Otjinene etwa 10 km südwestlich Epata.

Die Abteilung Fiedler war unter Belassung einer Besatzung in Waterberg auf dem Marsche nach dem Omuramba-u-Omatako, um diesen gegen etwa nach Norden ausbrechende Hereros zu sperren. Sie hatte in der Nacht vom 18. zum 19. Sep-

tember am kleinen Waterberg mehrere Hererowerften überfallen, die sich in diesem schwer zugänglichen Gelände wieder zusammengefunden hatten, ihnen einen Verlust von 20 Toten beigebracht und mehrere hundert Stück Vieh erbeutet.

In Gobabis befand sich die 7. Kompagnie 2. Feldregiments und in Rietfontein der Leutnant Eymael mit einem Zuge. Kleinere Postierungen hielten die Wasserstellen in der Linie Kanduwe—Oparakane sowie in der Linie Okowindombo—Okosondusu besetzt. General v. Trotha mit seinem Stabe, an dessen Spitze an Stelle des erkrankten Oberstleutnants Chales de Beaulieu Major Quade getreten war, hatte Okatawbaka erreicht und stand mit allen Abteilungen in heliographischer Verbindung.

Die Nachrichten über den Feind ergaben, daß starke Hereroabteilungen mit viel Vieh sich am Epukiro bei Otjimanangombe—Ganas sowie am Eiseb in der Gegend von Epata und nordöstlich davon angesammelt hatten. Der Gegner hatte sich also, ehe er sich entschließen konnte, das Durstgebiet der Omaheke zu betreten, an deren Rande noch einmal gesetzt. Hatte er noch einen kleinen Rest von Widerstandskraft in sich, so stand zu hoffen, daß es nun endlich gelingen würde, ihn zum Kampfe zu stellen. General v. Trotha beschloß, mit den Abteilungen Estorff-Volkmann und Mühlenfels den am Eiseb stehenden Feind unverzüglich anzugreifen und ihn, falls er nicht standhielt, in das Sandfeld zu werfen, wo Durst und Entbehrung seine Vernichtung vollenden mußten. Ein Vorstoß des Obersten Deimling in das Sandfeld östlich Epukiro erschien nach dem Urteil aller Kenner dieser Gegend kaum durchführbar, da er durch die 85 km lange, mit stärkeren Abteilungen fast unüberwindbare Durststrecke Kalkfontein—Otjimanangombe vom Feinde getrennt war.

General v. Trotha stößt über Epata vor. 28. September.

Nachdem die Abteilungen Estorff-Volkmann und Mühlenfels am Abend des 27. September bei Otjinene vereinigt worden waren, traten alle drei Abteilungen unter Führung des Generals v. Trotha in der Frühe des 28. den Vormarsch auf Epata an. Dieses wurde frei vom Feinde gefunden und durch eine Kompagnie der Abteilung Mühlenfels sowie zwei Maschinengewehre besetzt. Bei dem weiteren Vormarsch Eiseb abwärts marschierte die Abteilung Estorff-Volkmann auf den Höhen des rechten Ufers, die Abteilung Mühlenfels auf dem westlichen Ufer. Das ganze umliegende Gelände ließ sich von hier aus in weitem Umkreise völlig übersehen. Um 8[15] morgens traf bei der Abteilung Estorff die Meldung ein, daß weiter nordöstlich im Rivier die Wasserstelle Ojombo-Windimbe von Hereros besetzt sei. Eine zur Aufklärung vorgeschickte Patrouille erhielt daselbst Feuer. Nunmehr entwickelte sich die ganze Abteilung Estorff zum Angriff auf die Wasserstelle, eine diese beherrschende Höhe wurde von der Artillerie besetzt. Bereits nach kurzem Gefecht floh indessen der Gegner, ohne nennenswerten Widerstand geleistet zu haben. „Es macht den Eindruck," schreibt General v. Trotha in seinem Bericht, „daß die Kraft des Feindes völlig zusammengebrochen ist." Die Hereros verloren in dem kurzen Gefecht 50 Mann an Toten und Gefangenen und büßten etwa 1000 Stück Vieh ein, das stark abgetrieben war und einen völlig ver-

dursteten Eindruck machte. Wie sehr die Hereros schon damals unter Wassermangel litten, bewies der Anblick der Wasserstellen. Hier fanden sich oft mehrere hundert Wasserlöcher nebeneinander, an denen sie stellenweise bis zu 40 m Tiefe gegraben hatten, ohne Wasser zu finden. „An diesen lagen," schreibt Major v. Estorff, „Hunderte verendeter Rinder und Schafe umher. Der Anblick war schauderhaft, aber der Gestank noch viel mehr."

Die Gefangenen sagten aus, daß die Mehrzahl der Hererokapitäne und das gesamte Volk des Krieges müde seien. Sie wüßten jetzt nicht mehr, wohin sie gehen und was sie machen sollten, jede Leitung habe aufgehört, da die meisten Kapitäne, darunter auch Samuel, bereits weiter östlich in das Sandfeld geflüchtet seien. Menschen und Vieh litten fürchterlich unter dem Durst.

Auch der Anblick der feindlichen Rückzugsstraße zeigte die völlige innere Auflösung der Hereros und den Beginn des über sie hereinbrechenden Verhängnisses. Kranke und hilflose Männer, Weiber und Kinder, die vor Erschöpfung zusammengebrochen waren, lagen, vor Durst schmachtend, in Massen hingekauert seitwärts im Busch, willenlos und halb blöde ihr Schicksal erwartend. Es waren erschütternde Eindrücke, die sich dem Verfolger auf seinem Marsche boten!

Auf die am Nachmittage des 28. September eintreffende Meldung, daß etwa 20 km weiter nordöstlich Eiseb abwärts noch stärkere feindliche Kräfte stünden, entschloß sich General v. Trotha, um auch diesen Feind weiter in das Sandfeld zu werfen, sofort am nächsten Tage dorthin vorzustoßen. Um 1⁰⁰ nachts wurde angetreten und um 7⁰⁰ früh eine das ganze umliegende Gelände weit beherrschende Anhöhe erreicht, von der aus man in weiter Ferne am Horizont gewaltige Staubwolken des hastig nach Norden und Nordosten flüchtenden Feindes bemerkte. Eine gut berittene Abteilung unter Hauptmann v. Oertzen eilte, so schnell sie konnte, hinter ihm her, doch gelang es ihr nicht, ihn einzuholen. Es war klar: der Feind stellte sich nicht mehr, er war tief in das wasserlose Sandfeld geworfen und ging einem fürchterlichen Schicksal entgegen. Eine weitere Verfolgung der Hereros in das Sandfeld war unmöglich, wollte man nicht die deutschen Truppen der Gefahr aussetzen, einem ähnlichen Schicksal zu verfallen, wie es jetzt den Hereros drohte. Da die Abteilungen seit dem frühen Morgen ohne jedes Wasser waren, und feindwärts weit und breit keines mehr zu finden war, befahl General v. Trotha am Nachmittage den Rückmarsch nach Osombo-Windimbe. Noch einmal, und diesmal bei glühender Hitze, mußte die Truppe den vom Gestank unzähliger Kadaver verpesteten Weg zurücklegen.

Die Kolonne Deimling erreicht Otjimanangombe. 30. September/3. Oktober.

Inzwischen war die Abteilung Deimling nicht untätig geblieben. Das leidenschaftliche Streben ihres Führers, trotz der unüberwindbar erscheinenden Hindernisse doch an den Feind zu kommen, ruhte nicht eher, bis er das „Unmögliche möglich" gemacht hatte.

Durch einen von den Hereros entlaufenen Buschmann hatte Oberst Deimling

erfahren, daß in der Gegend von Ganas und Otjimanangombe zahlreiche, gut bewaffnete Hereros säßen, die die Absicht hätten, zunächst dort zu verbleiben, zumal die Wasserstellen sehr ergiebig seien. Zur Feststellung, ob diese Angaben auf Wahrheit beruhten, ließ Oberst Deimling am 23. September eine sechs Mann starke Patrouille unter Oberleutnant v. Diezelsky und Leutnant v. Marées von Kalkfontein über die 85 km lange Durststrecke auf Otjimanangombe vorgehen. Diese Abteilung mußte jedoch nach Überwindung von 60 km umkehren, da die halbverdursteten Pferde zusammenzubrechen drohten. Wenige Tage darauf wurde eine zweite Abteilung unter denselben Offizieren unter Mitgabe von Wasserwagen entsandt. Diesmal glückte es, das Marschziel zu erreichen. Bei Otjimanangombe wurde in der Tat die Anwesenheit starker feindlicher Kräfte festgestellt.



Abbildung 11.



Wassertransport im Sandfeld.

Nunmehr beschloß Oberst Deimling, trotz der gefahrvollen Durststrecke, mit der 1., 3. und 6. Kompagnie 2. Feldregiments und der 7. Batterie auf Otjimanangombe vorzugehen, um den Feind hier anzugreifen. Epukiro und Sturmfeld sowie die Wasserstellen Kalkfontein, Kanduwe, Okowarumende, Okatjekuri und Eware blieben besetzt.

Die bei Ombakaha stehende Abteilung Heydebreck erhielt Befehl, den Vorstoß der Abteilung Deimling durch Vorgehen am Ganas-Omuramba abwärts zu unterstützen. Dies kam indessen nicht zur Ausführung, da die Patrouillen der Abteilung Heydebreck östlich Ombakaha kein Wasser fanden und die Wasserstelle Klein-Okahandja ausgetrocknet war.

Am 30. September trat Oberst Deimling von Kalkfontein den Vormarsch über die 85 km lange Durststrecke an. Das Unternehmen war um so schwieriger, als

die Kompagnien infolge der gewaltigen Anstrengungen der letzten Wochen fast alle Pferde eingebüßt hatten und die meisten Mannschaften zu Fuß marschieren mußten. Aus allen drei Kompagnien hatte nur eine 50 Pferde starke berittene Abteilung aufgestellt werden können. Auch der Pferdebestand der Artillerie war geschwächt, so daß die Geschütze durch Ochsengespanne fortgebracht werden mußten. Besondere Maßnahmen waren erforderlich, um den unberittenen Mannschaften die Überwindung der im tiefen Sande des Flußbettes zurückzulegenden Durststrecke zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke wurden zwei Wasserstationen auf 45 und 70 km östlich Kalkfontein eingerichtet, wohin das Wasser auf Ochsenwagen, die mit improvisierten Wassergefäßen, wie Blechkisten, Offizierkoffern usw. beladen waren, vorausgefahren wurde. Die mitgenommene Verpflegung hatte aufs äußerste beschränkt werden müssen, da bei dem Mangel an Wasser der Troß mit dem zahlreichen Zugvieh ein Hemmnis war.

Die Unberittenen legten in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober 45 km, in der darauffolgenden Nacht 25 km, in der Nacht zum 3. Oktober die letzten 15 km zurück. Die berittene Abteilung unter Oberleutnant v. Diezelsky war erst am 1. Oktober von Kalkfontein abgerückt und legte die ganze Strecke ohne Wasser in etwas über 30 Stunden zurück. Von der Batterie wurden zwei mit Maultieren bespannte Munitionswagen der Abteilung Diezelsky angeschlossen, die mit Ochsen bespannten Geschütze und Fahrzeuge brachen am 1. Oktober 2° morgens auf und brauchten unter Führung der Leutnants Frhr. v. Egloffstein und Frhr. v. Plotho nur 50 Stunden zur Überwindung der Durststrecke. Diese Marschleistungen sind um so bemerkenswerter, als die Verpflegung in den letzten Wochen sehr dürftig gewesen und die Fußbekleidung der unberittenen Mannschaften sehr heruntergekommen war.

Vorstöße der Abteilung Deimling von Otjimanangombe aus. Oktober.

Der Feind hatte jedoch kurz vor dem Eintreffen der Abteilung Otjimanangombe und Ganas geräumt und war in großer Hast nach Osten abgezogen. Ein Teil seines Viehs stand noch an den verlassenen Wasserstellen. Es war dies ein neuer Beweis dafür, in wie hohem Maße seine Widerstandskraft gebrochen war.

Die weitere Aufklärung ergab, daß sowohl den Ganas-Omuramba aufwärts als auch Epukiro abwärts noch stärkere Hererobanden saßen. Die Omuramba aufwärts entsandte 40 Mann starke Patrouille Diezelsky hatte am 5. Oktober abends bei Ombu-Jamorombora Lagerfeuer festgestellt, die Hereros dort überfallen, eine große Anzahl mit aufgepflanztem Seitengewehr erstochen und den fliehenden Feind mit Schnellfeuer verfolgt. Die Patrouille hatte keine Verluste, die des Feindes konnten in der Nacht nicht festgestellt werden. Die Beute betrug 500 Stück Großvieh und 50 Stück Kleinvieh.

Die Epukiro abwärts vorgegangene Patrouille unter Oberleutnant Kirsten und Leutnant v. Brederlow war etwa 45 km östlich Ganas auf große Hererowerften gestoßen und, nachdem sie starkes Feuer erhalten hatte, wieder umgekehrt. Der Feind wurde auf mehrere hundert Bewaffnete geschätzt. Ehe Oberst Deimling aber

mit dem Detachement die Verfolgung dorthin fortsetzte, wollte er eine ausführlichere Meldung über den Feind haben, um danach seine Maßnahmen zu treffen. Mit den wenigen Pferden, die noch im Besitz von Offizieren und Ärzten waren, wurde daher eine Patrouille unter Oberleutnant v. Kummer mit den Unteroffizieren Rieß und Opitz vorgesandt, um die Fühlung mit den Feinde wieder aufzunehmen. Unter Verlust von drei Pferden gelang dies auch mit Morgengrauen des 8. Oktober. Es wurden eine große Zahl von Feuerstellen und verschiedene Viehkraale festgestellt, die sich mehrere Kilometer lang im Epukiro=Tale hinzogen. Unteroffizier Opitz erbot sich freiwillig, die Meldung an Oberst Deimling nach dem über 50 km entfernten Otjimanangombe zurückzubringen. Um ihm den Rückweg zur Patrouille zu ermöglichen, wollte Oberleutnant v. Kummer unter den Kadaver des letztgefallenen Pferdes einen Zettel legen mit der Angabe des Ortes, wo sich die Patrouille befände. Es gelang dem Unteroffizier auch, seinen Auftrag auszuführen, und begleitet von dem Bethanier Gottfried, mit Wasser und Proviant in der Nacht wieder zur Patrouille zu stoßen.

Oberst Deimling beschloß nun, unverzüglich die Verfolgung der am Omuramba und im Epukiroflußbette gemeldeten feindlichen Kräfte aufzunehmen, und zwar sollte Major Meister mit der 3. und 6. Kompagnie und zwei Geschützen Epukiro abwärts, Hauptmann v. Humbracht mit der 1. Kompagnie und den beiden anderen Geschützen Omuramba aufwärts vorstoßen. Die Abteilung Heydebreck wurde durch eine Verbindungspatrouille hiervon in Kenntnis gesetzt und angewiesen, Omuramba abwärts der Abteilung Humbracht entgegenzumarschieren und dem hier gemeldeten Feinde den Rückzug abzuschneiden. Die Wasserstellen Otjimanangombe und Ganas blieben besetzt.

Die Abteilung Meister, die am 8. Oktober, begleitet von Oberst Deimling, von Otjimanangombe aufbrach, traf am 9. Oktober 5[30] morgens in der Nähe der gemeldeten feindlichen Hererowerften ein und entwickelte sich, als der am Feinde gebliebene Oberleutnant v. Kummer meldete, daß der Feind die Wasserstelle noch besetzt halte, zum Angriff gegen diese. Es gelang, den Feind zum Kampfe zu stellen. Zahlreiche mit Gewehren bewaffnete Hereros besetzten eine weiter östlich gelegene Höhe und nahmen das Feuergefecht auf. Allein kaum hatten die beiden Geschütze das Feuer eröffnet und einige gut sitzende Schrapnells in die feindlichen Reihen gesandt, da räumte der Feind auch schon seine Stellung und wich nach Osten aus. Er hatte beim Rückzuge noch erhebliche Verluste, da er diese Bewegung im wirksamen Schrapnell- und Infanteriefeuer, das bis auf weite Entfernungen unterhalten wurde, ausführen mußte. Der Mangel an Berittenen machte eine weitere Verfolgung des Gegners unmöglich. Nur die Patrouille v. Kummer folgte noch bis in die sinkende Nacht und stellte durch den Bethanier aus den Spuren fest, daß die zu Tetjos Stamm gehörigen Hereros nichts wie drei Pferde gerettet hatten.

Man konnte indes mit dem Erfolge zufrieden sein. Es war gelungen, den Feind wieder zum Kampfe zu stellen und ihn auch hier tief in das Sandfeld hineinzu=

werfen. Man hatte Gebiete betreten, die noch nie der Fuß eines Weißen berührt hatte, die völlig unerforscht waren und wo die Namen auf den Karten fehlten. Aber die deutschen Reiter zeigten sich erfinderisch in treffender Namengebung. Die letzten Wasserstellen nannten sie in launischem Frohsinn, den sie trotz der unsagbaren Anstrengungen nie verloren, je nachdem wenig oder kein Wasser vorgefunden oder lange Grabarbeit erforderlich gewesen war, in Nachahmung der Hererosprache: Owiwenig, Owivergeblich, Owispärlich, Owifleißig. Das Gefechtsfeld, auf dem die Hereros den letzten geschlossenen Widerstand geleistet hatten, erhielt den Namen: „Orlogsende".*)

Oberst Deimling trat mit der Abteilung am 10. Oktober unter Mitnahme von zahlreichem erbeuteten Vieh den Rückmarsch nach Otjimanangombe an, wo Tags darauf auch die Omuramba aufwärts gegangene Abteilung Humbracht eintraf. Sie war auf keinerlei Widerstand gestoßen; überall, wo sie sich gezeigt hatte, war der Feind hastig auseinandergestoben. Die Fortsetzung des Marsches war unmöglich gewesen, weil die wenigen Wasserlöcher statt mit Wasser mit halbverwestem Vieh angefüllt waren.

Hauptmann v. Heydebreck greift Hererowerften nordöstlich Ombakaha an. 13. Oktober.

Die Abteilung Heydebreck hatte den Leutnant Stecher mit einer Patrouille zur Aufklärung in die Gegend nordöstlich Ombakaha vorgeschoben und durch sie festgestellt, daß sich in einer Entfernung von etwa 50 km noch einige größere Hererowerften befänden. Hauptmann v. Heydebreck griff diese am 13. Oktober mit zwei Zügen der 5. Kompagnie und zwei Maschinenkanonen an. Der Feind ließ einen Teil seines Viehs im Stich und bewies auch hier durch eilige Flucht, daß er jede Widerstandskraft verloren hatte. Oberst Deimling trat nach Vereinigung seiner Abteilung noch am 11. Oktober den Rückmarsch von Otjimanangombe nach Epukiro an. Es gelang, auch dieses Mal die gefahrvolle Durststrecke zu überwinden.

Hauptmann Klein unternimmt einen großen Streifzug von Otjimanangombe in der Richtung auf Rietfontein. 27./31. Oktob.

In Otjimanangombe wurde als Besatzung die 1. Kompagnie und 7. Batterie zurückgelassen. Der Führer dieser Abteilung, Hauptmann Klein, erhielt am 20. Oktober durch eine von Leutnant Frhr. v. Egloffstein geführte Patrouille,**) die in der Richtung auf Rietfontein vorgegangen war, die Meldung, daß sich bei Orlogsende, der Stätte des letzten Gefechts der Abteilung Deimling, etwa 45 km Epukiro abwärts, wieder mehrere Hererobanden gesammelt hätten. Er beschloß, den Feind unverzüglich von neuem anzugreifen, und brach mit einer Abteilung von 30 berittenen und 25 unberittenen Mannschaften sowie drei Geschützen am 26. Oktober, 4[30] morgens, von Otjimanangombe nach Orlogsende auf.

Am 27. Oktober gegen 3[30] morgens erreichte die Abteilung ihr Marschziel und fand daselbst die Wasserstelle noch vom Feinde besetzt. Hauptmann Klein schritt unverzüglich mit den berittenen Mannschaften zum Angriff, und die Artillerie eröffnete das

*) Orlog-Krieg.

**) Bei dieser Patrouille war zum ersten Male ein Teil der Mannschaften auf erbeuteten Reitochsen beritten gemacht worden.

Feuer. Doch schon nach kurzer Zeit ergriff der Feind die Flucht und stob nach allen Seiten auseinander. Hauptmann Klein nahm sofort die Verfolgung des Epukiro abwärts entflohenen Feindes auf bis zu einer etwa 7 km ostwärts gelegenen Wasserstelle, die von den Eingeborenen Oz-Ombu genannt wurde. Hier wurden einige Weiber aufgegriffen, die dem Tetjostamm angehörten und aussagten, Tetjo selbst und der größte Teil seines Stammes seien bereits verdurstet. An und bei den Wasserlöchern lagen viele Hunderte Stück toten Viehes, und es war nicht möglich, den Pferden und Eseln der Abteilung genügend Wasser zu geben. Hauptmann Klein beschloß daher, die Verfolgung des in der Richtung auf Rietfontein ausgewichenen Gegners nur mit 25 berittenen Mannschaften unter Leutnant Wagner, den Geschützen und einem Munitionswagen unter Oberleutnant Nadrowski fortzusetzen und die Verbindung mit der Besatzung von Rietfontein aufzunehmen, während er den Rest der Abteilung nach Orlogsende und Otjimanangombe zurücksandte.

Die von Hauptmann Klein selbst geführte Verfolgungsabteilung trat am 27. Oktober 4[30] nachmittags den Weitermarsch in östlicher Richtung an. Längs des Weges wurden noch viele verdurstete Hereros und überall viel verendetes, in Verwesung übergegangenes Vieh vorgefunden, wodurch die Luft ringsum auf das entsetzlichste verpestet war. Am 28. Oktober, gegen 8[00] morgens, hatte die Abteilung eine weitere Strecke von 50 km zurückgelegt. Wasser war nirgends zu finden gewesen, die nächste Wasserstelle Rietfontein war immer noch in weiter Ferne und der von den Mannschaften mitgeführte Vorrat war aufgebraucht. Ein weiterer Vormarsch schien unmöglich, doch die rastlose Energie des Führers ließ ihn die Verfolgung nicht eher aufgeben, bis nicht das Äußerste versucht war. Er beschloß, mit den vier frischesten Reitern, die sich freiwillig meldeten und auf den besten Pferden beritten gemacht wurden, allein weiter zu reiten. Der Rest der Abteilung unter Oberleutnant Nadrowski sollte nach Maßgabe der Kräfte von Mann und Pferd folgen.

Auf seinem Weiterritt konnte Hauptmann Klein nirgends Wasser finden, die Hitze war unerträglich. Nach weiteren 15 km brachen zwei Pferde zusammen, und die beiden Reiter mußten wieder zur Abteilung Nadrowski zurückgeschickt werden. Nunmehr setzte Hauptmann Klein allein, nur von zwei Reitern begleitet, die Verfolgung ins Sandfeld hinein fort. Der Abteilung Nadrowski hatte er durch die beiden Reiter den Befehl überbringen lassen, falls er bis 4[00] nachmittags nicht zurückgekehrt sei, den Rückmarsch nach Orlogsende anzutreten.

Die den Epukiro abwärts führenden Spuren verringerten sich, schließlich zeigten sich nur noch wenige Fußspuren, gefallenes Vieh wurde überhaupt nicht mehr aufgefunden. Nach weiteren 30 km erreichte Hauptmann Klein eine Stelle, an der der Epukiro eine scharfe Biegung nach Süden macht. Unweit dieser befand sich auf der linken Flußseite eine Anhöhe, die nach Osten und Süden weithin einen unbeschränkten Fernblick bot. Hauptmann Klein erstieg die Anhöhe und suchte mit dem Glase die

ganze Gegend ringsum ab, ohne auch nur noch die Spur eines lebenden Wesens zu entdecken. Tot und öde breitete sich das Sandfeld vor seinen Augen aus und redete in seiner gewaltigen Unendlichkeit, seiner erhabenen Stille und starren Einförmigkeit eine ergreifende Sprache zu den Herzen der spähenden Reiter:

Das Strafgericht hatte seinen Lauf genommen.

Eine weitere Verfolgung war jetzt zwecklos, der Feind war teils tot, teils völlig zersprengt und aufgelöst. „Der Zustand der Pferde und meiner Begleiter", schreibt Hauptmann Klein kurz und sachlich in seinem Bericht über die für alle Zeiten denkwürdige Leistung, „machte ein Weiterreiten unmöglich."

Gegen 1⁰⁰ nachmittags traten die drei einsamen Reiter den Rückweg an und erreichten noch vor dem Abend die Abteilung unter Oberleutnant Nadrowski. Der Zustand, in dem diese sich befand, gab zu ernster Besorgnis Anlaß. Sie war noch 10 km vorgerückt, hatte dann aber, vollkommen erschöpft, an den hohen felsigen Rändern des Flußbetts Schutz vor der Gluthitze gesucht, die Tiere weideten auf einem kleinen, nicht abgebrannten Grasstücke. Die Mannschaften deckten sich mit den Woylachs zu, um sich besser gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Die Pferde standen kraftlos mit gesenkten Köpfen da, die Maultiere brüllten vor Durst, das Wasser war längst zu Ende.

Hauptmann Klein kehrt um. 28. Oktober 1⁰⁰ mittags.

Gegen Abend, als es kühler geworden war, wurde der Rückmarsch fortgesetzt, doch die Geschütze waren nicht mehr von der Stelle zu bringen. Hauptmann Klein mußte sich daher entschließen, den Munitionswagen zurückzulassen und dessen Bespannung den Geschützen vorzulegen. Der stehen gelassene Munitionswagen wurde im Frühjahr 1905, als das Sandfeld zur Regenzeit wieder betretbar war, von einer Streifpatrouille nahe der Einmündung des Groote Laagte in demselben Zustand, in dem er verlassen worden war, wieder vorgefunden, ein Beweis, daß diese Gegend von Hereros nicht mehr betreten worden war.

Trotz des Vorspannes kam die Artillerie in dem tiefen Sande nur mühsam von der Stelle, und nach einiger Zeit verweigerten die dem Verdursten nahen Tiere den Dienst gänzlich. Die Geschütze mußten stehen bleiben, während die Protzen zum Transport marschunfähiger Mannschaften verwendet wurden. Sobald der Boden fester wurde, ging es flotter vorwärts und mit zunehmender Abkühlung hob sich auch die Stimmung der Leute. Der unvergleichlich gute Geist ließ sie allen Hunger und Durst und alle Müdigkeit vergessen, mehr als ein fröhliches Soldatenlied schallte durch die mondhelle Nacht in die menschenleere Wüste hinaus. Aber am Morgen des 29. nahm die Hitze wieder schnell zu, so daß um 6³⁰ vormittags auch zwei Protzen stehen gelassen werden mußten, da die vorgespannten Tiere zusammenbrachen. Die letzte Protze blieb 10 km vor Oz-Ombu zurück. Hauptmann Klein war für seine Person nach Oz-Ombu vorausgeeilt, um Hilfe für seine völlig erschöpften, in gefahrvoller Lage befindlichen Leute zu holen. Er traf daselbst am 29. Oktober gegen 9⁰⁰ morgens

ein, und es wurden unverzüglich Vorkehrungen getroffen, um den marschunfähigen und kranken Leuten Hilfe zu bringen und die Geschütze und Protzen einzuholen. Im Laufe des 29. und 30. Oktober wurde die Verfolgungsabteilung in Oz-Ombu gesammelt und am 30. von einem Teil der Leute, am 31. der Weitermarsch nach Otjimanangombe angetreten, woselbst die Abteilung am 31. Oktober und 1. November eintraf.

Dem edlen Wetteifer der am 29. Oktober selbst eben von dem fürchterlichen Zuge zurückgekommenen Mannschaften ist es zu danken, daß alle zurückgebliebenen Leute gerettet wurden. Mehr als einer ging am Tage seiner Ankunft an der Wasserstelle noch 10 bis 20 km mit Wassergefäßen zurück, um den Kameraden Hilfe zu bringen.

Leutnant Frhr. v. Egloffstein mit zwei Unteroffizieren und elf Mann hielt noch bis zum 9. November die durch Tierleichen verseuchten Wasserlöcher von Oz-Ombu und Orlogsende besetzt. Sergeant Hirschmann, Gefreiter Krug und zwei Mann der 7. Batterie legten in den Nächten zum 2. und 3. November nochmals 80 km zu Fuß zurück, um die beiden stehengebliebenen Geschütze zu holen, was auch gelang.

Hauptmann Klein hatte mit den beiden Reitern, die bis zuletzt treu bei ihm ausgeharrt hatten, bei sengender Hitze und kärglichster Verpflegung in 40 Stunden 160 km zurückgelegt und sich nach der seinem Bericht beiliegenden Skizze Rietfontein auf etwa 15 km genähert. Mehrere Leute waren unterwegs schwer erkrankt, andere holten sich den Keim zu schweren Typhusanfällen bei dem Ausharren an den verpesteten Wasserstellen. 25 Pferde und 21 Esel waren verendet. Hauptmann Klein selber erlag den übermäßigen Anstrengungen dieses Verfolgungszuges; er starb wenige Wochen darauf in Epukiro am Typhus. Ein gleich trauriges Schicksal traf eine ganze Anzahl seiner Reiter.

Der kühne Verfolgungszug des Hauptmanns Klein bis zur äußersten Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit setzte allem, was deutsche Soldaten bisher im Kampfe gegen die Hereros gelitten und geleistet hatten, die Krone auf; wohl niemals ist im Kriege unter gleich schwierigen Verhältnissen ein Feind mit solch rücksichtsloser Zähigkeit bis zum letzten Hauch von Roß und Reiter, im buchstäblichsten Sinne dieses Wortes, verfolgt worden, und wohl selten hat eine Truppe eine größere Hingabe an den Tag gelegt. Die Treue, mit der diese wenigen deutschen Reiter in jener verlassenen afrikanischen Wüste ungesehen und unbeachtet ihre Pflicht bis zum äußersten, ja bis zum Tode taten, hat in ihrer schlichten Art etwas tief Ergreifendes an sich. Die schweren Opfer und die furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen waren aber nicht umsonst gewesen, das Ziel war erreicht worden.

„.... Alle Zusammenstöße mit dem Feinde seit dem Gefecht am Waterberg," so konnte General v. Trotha nach der Heimat melden, „haben gezeigt, daß den Hereros jede Willenskraft, jede Einheit der Führung und der letzte Rest von Widerstandsfähigkeit abhanden gekommen ist. Diese halb verhungerten und verdursteten

Banden, die ich noch bei Osombo-Windimbe im Sandfelde traf und mit denen Oberst Deimling östlich Ganas zu tun hatte, sind die letzten Trümmer einer Nation, die aufgehört hat, auf eine Rettung und Wiederherstellung zu hoffen."

Würdigung der deutschen Verfolgung.

Die Verfolgung der Hereros, insbesondere der Vorstoß der Abteilungen Deimling und Klein in das Sandfeld, war ein Wagnis gewesen, das von der Kühnheit der deutschen Führung, ihrer Tatkraft und verantwortungsfreudigen Selbsttätigkeit ein beredtes Zeugnis ablegte und dessen Gelingen nur durch gründlichste, bis ins kleinste vorher durchdachte Vorbereitung und eine ebenso kraftvolle Durchführung ermöglicht wurde. Diese kühne Unternehmung zeigt die rücksichtslose Energie der deutschen


Abbildung 12.



Typhuslazarett.

Führung bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes in glänzendem Lichte. Keine Mühen, keine Entbehrungen wurden gescheut, um dem Feinde den letzten Rest seiner Widerstandskraft zu rauben; wie ein halb zu Tode gehetztes Wild war er von Wasserstelle zu Wasserstelle gescheucht, bis er schließlich willenlos, ein Opfer der Natur seines eigenen Landes wurde. Die wasserlose Omaheke sollte vollenden, was die deutschen Waffen begonnen hatten: die Vernichtung des Hererovolkes.

Fast übermenschlich waren die Anstrengungen und Entbehrungen gewesen, die diese rastlose Verfolgung, bei der die Truppen ihr Letztes hatte hergeben müssen, auferlegt hatte, zumal die Mannschaften zum größten Teil nicht mehr beritten waren, groß waren auch die Opfer, die nicht die Waffen des Feindes, wohl aber der mit erneuter Heftigkeit ausbrechende Typhus forderte. Der Bewunderung und Anerkennung für die große Tatkraft der Führung sowie die unvergleichliche Hingabe, Ausdauer

und Opferwilligkeit der Truppen gab der Chef des Generalstabs der Armee, Generaloberst Graf v. Schlieffen, Ausdruck, indem er dem General v. Trotha telegraphierte: „Hier ist alles voll Bewunderung für die außerordentlich energische und erfolgreiche Verfolgung unter so schwierigen Verhältnissen.“

An der Spitze einer solchen Truppe vermochte die deutsche Führung selbst der schwierigsten Aufgaben und aller fast unüberwindlich scheinenden Hindernisse Herr zu werden!

Wo Führer und Truppe durch ein so starkes wechselseitiges Vertrauen verbunden waren, da konnte freilich Außergewöhnliches geleistet werden!

17. Die Absperrung der Omaheke und das Ende der Hereros.

An das Oberkommando trat nunmehr die Frage heran, wie mit den doch noch etwa im Sandfeld sitzenden, den über die englische Grenze entkommenen oder im Lande zerstreuten Hereros verfahren werden sollte. Diese Frage war durch den inzwischen ausgebrochenen Hottentottenaufstand brennend geworden. Von mehr als einer Seite wurde der Gedanke angeregt, die Reste des Volkes durch Verhandlungen zur Unterwerfung zu veranlassen.

General v. Trotha glaubte indessen den Zeitpunkt hierzu noch nicht gekommen. Er wies in einem Bericht an den Chef des Generalstabes der Armee darauf hin, daß Verhandlungen mit den Hereros schon deswegen unmöglich seien, weil die Kapitäne sämtlich entweder tot oder landflüchtig oder durch ihre Untaten während des Aufstandes zu schwer bloßgestellt seien, als daß die deutsche Regierung sich mit ihnen einlassen könnte. Außerdem hielt er die Annahme einer mehr oder minder freiwilligen Unterwerfung, die die Möglichkeit eines Wiederaufbaus der alten Stammesorganisation geboten hätte, für den größten politischen Fehler, der sich über kurz oder lang wieder blutig rächen würde. Er sah in der ganzen Aufstandsbewegung im deutschen Schutzgebiet das erste Anzeichen eines Rassenkampfes, mit dem alle am afrikanischen Kolonialbesitz beteiligten europäischen Mächte zu rechnen hätten. Bei dieser Sachlage mußte jede Nachgiebigkeit auf deutscher Seite dem Gedanken, daß Afrika seinen schwarzen Bewohnern allein gehöre, — der sogenannten äthiopischen Bewegung — neue Anhänger zuführen.

Der Kampf mußte also weitergeführt werden, so lange überhaupt die Möglichkeit eines Wiederauflebens der Widerstandskraft der Hereros vorhanden war.

Die Omaheke wird gegen Westen und Südwesten abgesperrt.

Da indes größere Unternehmungen deutscher Truppen im Sandfelde zu dieser trockenen Jahreszeit völlig ausgeschlossen waren, beschloß General v. Trotha, das ganze Gebiet der Omaheke im Westen und Südwesten abzusperren; schon Anfang Oktober hatte er die Anordnungen zu ihrer Abschließung vom Epukirofluß bis zum Omuramba-u-Omatako getroffen.

Der etwa 250 km lange Absperrungsgürtel reichte von Otjimanangombe am Epukiro über Epata—Otjosondjou—Osondema bis Otjituo am Omuramba-u-Omatako; in diesem Gürtel waren fast alle Wasserstellen besetzt.

Im einzelnen sperrten:

1. die Abteilung Humbracht — I. Bataillon 2. Feldregiments, 7. Batterie, zwei Maschinenkanonen und ein Maschinengewehr — alle Wasserstellen am Epukirofluß von Otjimanangombe bis Kanduwe unter Besetzung von Sturmfeld und Ombakaha und mit Postierungen bei Okowarumende, Okatjekuri und Eware;
2. die Abteilung Estorff — 1. Feldregiment I. Stab 1. und 4., II. Stab 5. und 7., vier Maschinengewehre, 3. und 4. Batterie — alle Wasserstellen in der Gegend Ombu-Atogo—Owinaua-Naua—Otjinene—Epata;
3. die Abteilung Mühlenfels — 1. Feldregiment Stab, III., Maschinengewehr-Abteilung Dürr, 6. Batterie — die Wasserstellen von Okowindombo bis Okosondusu und Otjosondjou;
4. die Abteilung Fiedler besetzte mit der 8. Kompagnie 1. Feldregiments und der Halbbatterie Winterfeld die Gegend von Okaundja (am Omuramba-u-Omatoko), mit der 6. Kompagnie und 2. Batterie Waterberg und Otjosongombe und mit der Marine-Infanteriekompagnie Graf Brockdorff Otawi und Naidaus unter Säuberung des ganzen Bezirks von versprengten Hererobanden;
5. die Abteilung Volkmann, bestehend aus der 3. Kompagnie 1. Feldregiments zwei Maschinengewehren, der Halbbatterie Madai und der Besatzung von Grootfontein, besetzte Osondema, Otjituo, Grootfontein (Nord) und Namutoni.

Der Oberbefehl über sämtliche Absperrungstruppen wurde dem Major v. Mühlenfels übertragen. General v. Trotha selbst begab sich mit seinem Stabe nach Windhuk, um demnächst den Oberbefehl im Süden zu übernehmen, wo den deutschen Truppen durch den überraschenden Ausbruch des Hottentottenaufstandes eine neue, schwere Aufgabe erwachsen war. Ebendorthin wurden alle im Norden entbehrlichen Truppen unter Oberst Deimling in Marsch gesetzt.

Die das Sandfeld absperrenden Abteilungen unternahmen mit Patrouillen unausgesetzt kleinere Streifzüge in die Omahele und stöberten hierbei vereinzelte, sich der Absperrungslinie nähernde Banden auf; sie stellten immer von neuem fest, daß sich größere Massen Hereros in erreichbarer Entfernung von den deutschen Truppen nicht mehr befanden. Ehe ein einheitliches Vorgehen größerer Abteilungen in das Sandfeld möglich wurde, mußte die Regenzeit abgewartet werden, da erst nach deren Eintritt Wasser und Weide daselbst zu finden waren. Hierdurch wurde ein mehrmonatlicher Stillstand in den Operationen notwendig.

Major v. Mühlenfels stößt in die Gegend südöstlich Epukiro vor. Februar/März 1905.

Erst Anfang Februar 1905, nachdem die Regenzeit beendet war, konnten neue Unternehmungen eingeleitet werden. Auf die Nachricht, daß die Häuptlinge Wilhelm Maharero und Traugott mit einigen hundert Gewehren in die Gegend südöstlich Epukiro gezogen seien, brach Major v. Mühlenfels unverzüglich zu deren Verfolgung mit der Abteilung Estorff dahin auf. Er erreichte am 2. Februar 1905 nachmittags die Wasserstelle 40 km südöstlich Kalkfontein, wo der Gegner gemeldet war.

Wilhelm und Traugott mit dem größten Teil ihrer Leute vermochten sich noch rechtzeitig durch die Flucht der Entwaffnung zu entziehen, und nur Zacharias Zeraua von Otjosasu mit seinen Stammesangehörigen ergab sich dem Major v. Mühlenfels. Doch gelang es einer Verfolgungsabteilung unter Mitwirkung des in Oas stehenden Postens den abziehenden Feind am 4. Februar noch einmal zu stellen und ihm einen Verlust von 62 Mann beizubringen.

Die Abteilung des Majors v. Estorff blieb zunächst bei der Wasserstelle, wo Wilhelm und Traugott am 2. Februar angetroffen worden waren, während Major v. der Heyde mit dem II. Bataillon nach Okatjeru marschierte. In den ersten Märztagen nahm Major v. Mühlenfels die Verfolgung der beiden Hererohäuptlinge wieder auf. Er verwandte hierzu außer den Abteilungen der Majore v. Estorff und v. der Heyde auch noch eine in Gobabis stehende Abteilung unter Hauptmann v. Hornhardt (zwei Kompagnien und zwei Maschinengewehre). Die Abteilungen stießen bis zur englischen Grenze bei Dabis, Korikas und nördlich vor; Hererobanden wurden aber nirgends mehr angetroffen, nur verlassene Werften zeugten von der eiligen Flucht des Gegners. Auch eine bis Rietfontein ausgedehnte Erkundung des Hauptmanns v. Hornhardt verlief ergebnislos.

Oberleutnant Graf v. Schweinitz durchquert das Sandfeld von Otjimbinde aus in nördlicher Richtung. Ende Februar 1905.

Von Otjimbinde aus waren gleichzeitig Oberleutnant Graf v. Schweinitz und Leutnant Meinardus mit sechs Reitern in das Sandfeld vorgedrungen. Die Patrouille hatte den Auftrag, den Otjosondjou-Omuramba abwärts zu erkunden und eine Verbindung von diesem Rivier nach dem Omuramba-u-Omatako aufzusuchen. 70 km nordöstlich Otjosondjou wurde ein Hererolager überfallen, wobei 17 Hereros gefangen und zahlreiche Gewehre erbeutet wurden. Nach Rücksendung der Gefangenen setzte Oberleutnant Graf Schweinitz den Marsch den Otjosondjou-Omuramba abwärts fort. Die zahlreichen längs der Vormarschstraße liegenden Gerippe von Menschen und Tieren zeigten den Weg, den im August des Jahres vorher die vom Waterberg fliehenden Hereros genommen hatten. Nachdem die Patrouille über 170 km zurückgelegt hatte, ohne Spuren von lebenden Hereros zu finden, bog sie am 24. Februar in der Richtung zum Omuramba-u-Omatako ab; auf diesem Marsch fehlte es fast vollständig an Wasser, und es mußte eine Durststrecke von 116 km überwunden werden, ohne daß es möglich war, auf Wagen Wasser mitzuführen. Die Rücksicht auf den Zustand der Pferde gebot, nachts und fast nur Schritt zu reiten. Die Patrouille

gebrauchte daher fast drei Tage zur Überwindung dieser Durststrecke, wobei die Pferde kein Wasser erhalten konnten und nur von frischbetautem Gras lebten.

Am zweiten Tage ging auch das in Trinkgefäßen mitgeführte Wasser für die Mannschaften aus, und am dritten suchten die halb verdursteten Leute sich ebenso wie die Pferde an dem an den Grashalmen befindlichen Tau etwas zu erquicken. Erst am dritten Tage, den 26. abends, stieß man auf eine verlassene Werft, in deren Nähe sich etwas schlammiges „Bleywasser" befand.

Die Überwindung dieser Durststrecke gehört zu den glänzendsten Leistungen der deutschen Erkundungsabteilungen, die wiederum bewies, daß die deutschen Reiteroffiziere vor keinem Wagnis zurückschreckten und daß es für sie kein unüberwindliches Hindernis gab. Ein Vordringen vom Otjosondjou-Omuramba zum Omuramba-u-Omatako war bisher noch niemals weder von Weißen noch von Eingeborenen versucht und stets für menschenunmöglich gehalten worden. Die Leistung der Patrouille Graf Schweinitz ist deshalb eine Tat, auf die die deutschen Reiter stolz sein können.

40 km östlich Otjituo wurde noch eine stärkere Hererobande von 100 bis 150 Köpfen aufgespürt, die aber eiligst nach Osten flüchtete und nicht mehr eingeholt werden konnte.

Hauptmann Rembe dringt von Otjimbinde nach Ganas vor. Mai/Juni 1905.

Späterhin im Mai und Juni gelang es dem Hauptmann Rembe, ebenfalls von Otjimbinde aus mit einer Abteilung von fünf Offizieren, einem Sanitätsoffizier, 106 Unteroffizieren und Mannschaften und einem Geschütz unter großen Anstrengungen Eiseb abwärts bis zur Mündung des Otjosondjou-Omuramba und am Ganas-Omuramba bis Ganas vorzudringen. Am Eiseb und in der Gegend nordöstlich Ombakaha wurden Hereros nur in ganz geringer Anzahl aufgefunden und unter Verlusten zerstreut. Von Ganas aus nochmals bis zur englischen Grenze vorstreifende Patrouillen trafen hier nirgends mehr Hereros an.

Alle diese Streifzüge und Erkundungen, die zum Teil mit übermenschlichen Anstrengungen verbunden waren und von der Truppe weit größere Opfer forderten als selbst der Kampf, stellten fest, daß in der Omaheke und südlich des Epukiro bis zur englischen Grenze keine oder nur ganz schwache Hererobanden sich befanden.

Die Absperrung wird aufgegeben. Übergang zur Stationsbesatzung.

Unter diesen Umständen war es angezeigt, die Absperrung der Omaheke aufzugeben und zu Stationsbesatzungen überzugehen. Es hielten besetzt:

Outjo die 6. Kompagnie unter Hauptmann Frhrn. v. Wangenheim,
Waterberg die 8. Kompagnie unter Hauptmann Frhrn. v. Welck,
den Bezirk Grootfontein die 3. und 10. Kompagnie nebst der 5. Batterie und zwei Maschinengewehren unter Hauptmann v. Oertzen,
Otjimbinde die 11. Kompagnie und 6. Batterie unter Hauptmann Wilhelmi,
Epukiro die 9. Kompagnie und 1/2 4. Batterie unter Hauptmann v. Klitzing,
Gobabis die 1. und 4. Kompagnie, 1/2 4. Batterie und zwei Maschinenkanonen unter Major v. der Heyde,

Kowas 95 km südöstlich Windhuk die 7. Kompagnie unter Hauptmann Brentano,

Otjihangwe (an den Onjati-Bergen), die 5. Kompagnie — sämtliche Kompagnien vom 1. Feldregiment. —

Das, Rietfontein, Otjosondu, Owikokorero, Otjosasu, Groß-Barmen, Otjimbingue und Omaruru sowie die Eisenbahn waren durch Etappentruppen gesichert. Das Marine-Expeditionskorps hatte, nachdem sein Ersatz durch Etappentruppen bewirkt war, im Laufe des März die Heimreise von Swakopmund aus angetreten. Alle übrigen bisher zur Absperrung verwendeten Truppen wurden nach dem Süden in Marsch gesetzt.

Das Kaukaufeld wird erkundet. März/Mai 1905.

Die Vermutung, daß eine Anzahl von Hereros in dem wasserreichen Kaukaufeld*) eine Zuflucht gefunden hätte, veranlaßte den Major v. Mühlenfels, längs des Omuramba-u-Omatako und Apato auf Dobe und Reinei aufklären zu lassen. Im März brach Oberleutnant Gräff mit einer schwächeren Abteilung von Otjituo aus auf und erreichte über Karakowisa das Kaukaufeld. Südlich Guru gelang es ihm, eine starke Hererowerft zu überfallen und dem Feinde erhebliche Verluste beizubringen. Sonst war nirgends etwas vom Feinde zu finden. Hauptmann v. Oertzen, der dem Oberleutnant Gräff im April mit Verstärkungen von Grootfontein gefolgt war, traf bis zur englischen Grenze nur noch verlassene Werften an. Das durchstreifte Kaukaufeld erwies sich als ein fruchtbares Gebiet mit zahlreichen Wasserstellen und sehr guter Weide.

„Unser Weg führte uns östlich Karakowisa", so meldete Oberleutnant Gräff, „durch prachtvollen Hochwald. Bei Amangagei kamen wir in einen sich längs der Pad hinziehenden sehr fruchtbaren Oasenstreifen, der sich bei einer Durchschnittsbreite von 3 km bis zum Magoro-Vley erstreckte und eine herrliche Parklandschaft darstellte. Ein Vley mit reichlichem Wasser reiht sich ans andere, und überall findet sich prächtige Weide, bestanden mit schönen Palmen. Belebt ist die Landschaft durch zahlreiches und seltenes Wild".

Alle Erkundungen sowohl in der Omaheke wie im Kaukaufeld hatten übereinstimmend festgestellt, daß nirgends mehr größere Hererobanden vorhanden waren. Die Masse des Volkes mußte mithin bei der Flucht durch die Omaheke zugrunde gegangen sein. Auf englisches Gebiet sind im ganzen wenig über 1000 entkommen. Unter Kontrolle befanden sich dort nur 1275 farbige Flüchtlinge, unter ihnen einige der überlebenden Führer, wie Samuel Maharero, der am Ngamisee in Britisch-Betschuanaland Zuflucht gefunden hatte. Ganz gering ist die Zahl der zu den Owambos entkommenen Hereros, und den Anschluß an die Hottentotten im Namalande hatten nur Banden von einigen hundert Hereros gefunden.

Kleineren Trupps war es allerdings gelungen da, wo dichter Busch sie dem Auge

*) Im Nordosten des Schutzgebiets, nicht mit dem Kaokofeld im Nordwesten zu verwechseln.

des Verfolgers entzog, sich durch die deutsche Absperrungslinie hindurchzuschleichen. Sie hatten sich ihren alten Wohnsitzen wieder zugewandt und lebten von Viehdiebstählen und Überfällen auf einzelne Transporte, Viehposten und Heliographenstationen, wodurch im ganzen Lande eine große Unsicherheit hervorgerufen wurde. Trotz fortgesetzter Streifzüge der Stationsbesatzungen und Etappentruppen dauerten diese Viehdiebstähle und Überfälle fort.

Der Norden des Schutzgebiets wird nochmals abgesucht. September 1905.

Im September 1905 wurden daher sämtliche Besatzungstruppen des Hererolandes unter Leitung des Oberstleutnants v. Mühlenfels zu einer zusammenhängenden Unternehmung aufgeboten. Bei dieser planmäßigen Streife fielen etwa 260 Hereros, 40 Werften wurden aufgehoben, 810 Gefangene gemacht, davon zwei Drittel Frauen und Kinder. 86 Gewehre und einige hundert Stück Kleinvieh wurden erbeutet. Diese Unternehmung nahm den noch im Lande befindlichen Räuberbanden die Lust zu weiterem Widerstande. Sie waren kriegsmüde und ein Aufruf zur Übergabe seitens des an Stelle des abberufenen Obersten Leutwein zum Gouverneur ernannten bisherigen Generalkonsuls in Kapstadt, v. Lindequist, fand jetzt bei ihnen williges Gehör. Er sicherte ihnen zu, daß innerhalb der nächsten drei Wochen nirgends auf sie geschossen werden sollte, wofern sie bereit wären, sich freiwillig um die ihnen bekannten Missionare in Omburo und Otjihaenena zu sammeln. Zahlreiche Hereros leisteten diesem Rufe Folge, so daß sich am 1. Mai 1906 einschließlich der Kriegsgefangenen 14 769 Hereros, davon 4137 Männer, unter der Aufsicht der deutschen Behörden befanden. Die kriegerische Tätigkeit der deutschen Truppen im Hererolande hatte damit ihr Ende gefunden. Trotzdem waren stärkere Stationsbesatzungen noch längere Zeit hindurch erforderlich, um in stets wiederholten Streifzügen kleine Hererobanden aufzuheben, die Bildung größerer im Keime zu ersticken und allmählich völlige Ruhe und Sicherheit im Lande herzustellen.

Die Verluste der Hereros. Das Ende des Hererovolkes.

Wie groß die Verluste der Hereros durch Gefecht und Krankheit waren, und wie viele in der Omaheke umgekommen sind, läßt sich nicht annähernd genau angeben, zumal bei ihrer Gewohnheit, ihre Toten, wenn irgend möglich, mitzunehmen oder noch während des Gefechts zu vergraben, nur immer eine sehr geringe Anzahl Gefallener von den Deutschen nach den Kämpfen auf dem Gefechtsfelde aufgefunden wurden. Tatsächlich sind die Gefechtsverluste der Hereros sehr viel höher gewesen, als man angenommen hatte. Wie mehrere auf britisches Gebiet entkommene Hereros hier versicherten, hätten sie in den meisten Gefechten „unendlich“ viele Verluste an Toten und vor allem an Verwundeten gehabt; beispielsweise sei sogar das Gefecht von Owikokorero, wo man deutscherseits zweifelte, ob den Hereros überhaupt ernstere Verluste beigebracht worden seien, außerordentlich verlustreich für sie gewesen; hier seien sehr viele Großleute gefallen. Sehr große Verluste an Menschen und Vieh habe ihnen am Waterberg eine verheerende Krankheit beigebracht. Bei weitem die zahlreichsten Opfer an Menschen und Vieh habe aber der Durchmarsch durch das Sandfeld gefordert; ganze Reihen

von toten Menschen müßten im Innern des Sandfeldes längs der gewählten Pad liegen. Das wenige Vieh, das sie noch besaßen, war hierbei völlig zugrunde gegangen. Samuel selbst verfügte nur noch über einen Reitochsen.

Daß den Hereros ihr Rückzug durch die Omaheke in der Tat zum Verhängnis geworden war, hatten die Erkundungen der deutschen Aufklärungsabteilungen inzwischen bereits festgestellt. Über das erschütternde Schicksal, das die Masse des Volkes hier gefunden hatte, enthalten die Berichte der deutschen Patrouillenoffiziere geradezu schaurige Einzelheiten.

So berichtete der Oberleutnant Graf Schweinitz:

„Von Ondowu ab bezeichnete eine im Omuramba ausgetretene Fußpad, neben welcher Menschenschädel und Gerippe und Tausende gefallenen Viehes, besonders Großvieh, lagen, den Weg, den anscheinend die nach Nordosten entwichenen Hereros genommen haben.

Besonders in den dichten Gebüschen am Wege, wo die verdurstenden Tiere wohl Schutz vor den versengenden Strahlen der Sonne gesucht hatten, lagen die Kadaver zu Hunderten dicht neben- und übereinander. An vielen Stellen war in 15 bis 20 m tiefen, aufgewühlten Löchern vergeblich nach Wasser gegraben .... Alles läßt darauf schließen, daß der Rückzug ein Zug des Todes war....."

„Die mit eiserner Strenge monatelang durchgeführte Absperrung des Sandfeldes", heißt es in dem Berichte eines anderen Mitkämpfers,*) „vollendete das Werk der Vernichtung. Die Kriegsberichte des Generals v. Trotha aus jener Zeit enthielten keine Aufsehen erregenden Meldungen. Das Drama spielte sich auf der dunklen Bühne des Sandfeldes ab. Aber als die Regenzeit kam, als sich die Bühne allmählich erhellte und unsere Patrouillen bis zur Grenze des Betschuanalandes vorstießen, da enthüllte sich ihrem Auge das grauenhafte Bild verdursteter Heereszüge.

Das Röcheln der Sterbenden und das Wutgeschrei des Wahnsinnes .... sie verhallten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit!" — — — — — — — —

Das Strafgericht hatte sein Ende gefunden.

Die Hereros hatten aufgehört, ein selbständiger Volksstamm zu sein.

*) Bereits veröffentlicht im „Tag" Nr. 569 vom 15. November 1905.

Anlage 1.

Kriegsgliederung der Truppen in Südwestafrika während der Operationen gegen den Waterberg und während der Verfolgung der Hereros.

Kommandeur: Generalleutnant v. Trotha.
Chef des Generalstabs: Oberstleutnant Chales de Beaulieu.

Generalstab: Major Quade,
Hauptmann Salzer,
" Bayer.
Adjutantur: Hauptmann v. Lettow-Vorbeck,
Oberleutnant v. Bosse.

Kommandant des Hauptquartiers: Oberleutnant v. Trotha.
Feldsignalabteilung: Leutnant Rückforth.
Funkentelegraphenabteilung: Oberleutnant Haering.
Feldintendant: Intendanturrat Nachtigall.
Korpsarzt: Oberstabsarzt Dr. Schian.
Zugeteilt: Oberarzt Dr. Fischer.
Oberkriegsgerichtsrat: Kriegsgerichtsrat Volley.
Stabsveterinär: Moll.

A. Berittene Infanterie.

1. Feldregiment.

Kommandeur: Oberstleutnant Mueller.
Adjutant: Oblt. v. Kriegsheim.
Ordonnanzoffizier: Lt. v. Salzmann bis 10. 8., vom 11. 8. ab Lt. v. Weech.

III. Bataillon.
Major v. Mühlenfels.
Adjutant: Lt. Moschner.
Bataillonsarzt: Stabsarzt Dr. Eggel.

II. Bataillon.
Major v. der Heyde.
Adjutant: Oblt. Bischoff.
Batataillonsarzt: J. V. Oberarzt Dr. Hintze,
Oberarzt: Dr. v. Haselberg.
Aff. Arzt: Meyer.

I. Bataillon.
Major v. Estorff.
Adjutant: Lt. Muther.
Bataillonsarzt: Stabsarzt Dr. Dempwolff.
Oberärzte: Dr. Werner,
Dr.. Maaß.
Aff. Ärzte: Barthels,
Köppen.

11. Komp.	10. Komp.	9. Komp.	8. Komp.	7. Komp.	6. Komp.	5. Komp.	4. Komp.	3. Komp.	2. Komp.	1. Komp.
Hptm. Gansser. Oblt. Fromm Oblt. Streccius Lt. Graf Arnim. Lt. Leplow.	Hptm. Wilhelmi. Oblt. Graf Stillfried (Felix) Lt. Strödel. Lt. Schütte. Lt. v. Weech.	Hptm. v. Klitzing. Oblt. Rausch. Lt. v. Stülpnagel (Wichard.) Lt. der Res. v. der Lippe.	Hptm. Frhr. v. Welck. Lt. Erhardt. Lt. Blenzke. Lt. Kaufmann. Lt. Linck. Lt. d. Res. Schluckwerder	Hptm. Brentano. Oblt. Mansfeld Oblt. Steinhausen. Lt. Frhr. v. Lindenfels. Lt. v. Bethacke.	Hptm. v. R. Frhr. v. Wangenheim. Oblt. v. Kleist. Lt. v. Bojanowsky Lt. v. Frankenberg u. Proschlitz	Hptm. Puder. Oblt. v. Lekow. Lt. v. Meien. Lt. v. Moßner.	Hptm. Epp. Lt. d. R. v. Mosch.	Oblt. v. Bülow Lt. Frhr. v. Reibnitz. Lt. Schonert.	Oblt. Ritter Lt. v. Massow. Lt. Hermann.	Hptm. Graf zu Solms-Wildenfels Oblt. v. Barsewisch Lt. Grünewald. Lt. Seebeck. Lt. Runkel.
			Im Westen.					Im Norden		

Abteilung v. Winkler (im Osten),
Oblt. v. Winkler,
Oblt. Streitwolf,
Lt. Eymaël,
Lt. Stübel.

2. Feldregiment.

Kommandeur: Oberst Deimling.
Adjutant: Oblt. Horn.
Ordonnanzoffizier: Oblt. v. Kummer.
Zugeteilt: Hauptmann v. Fiedler.

III. Bataillon.

Major v. Lengerke.
Adjutant: Lt. Clausnitzer.
Bataillonsarzt: J. B. Oberarzt Dr. Hillebrecht.
Aff. Arzt: Herzer

9. Komp. Hptm. v. Koppy. Oblt. Gr. v. Kageneck. Oblt. Ritter u. Edler v. Rosenthal (f. 8. Battr.) Lt. Baron Stempel. Lt. d. R. Merensky. C/73 u. Geb. Gesch.

8. Komp. Hptm. Wehle. Oblt. Gr. Stosch. Lt. Schmidt. Lt. Eick. Lt. v. Rheinbaben. Lt. Arzt.

Im Süden.

7. Komp. Hptm. Preusker. Oblt. Grüner. Lt. Effnert. Lt. Giesselmann. Lt. v. Heydebreck. Lt. v. Diezelsky.

Vorläufig in Swakopmund.

II. Bataillon.

Major Meister.
Adjutant: Lt. Rietzsch.
Bataillonsarzt: Stabsarzt Dr. Otto.
Aff. Arzt: Blumers

6. Komp. Hptm. Frhr. v. Humbracht. Oblt. Kirsten. Lt. Jeltsch. Lt. Geisler. Lt. Engler. Lt. Müller.

5. Komp. Hptm. Edler v. Krempelhuber. Oblt. o. Beesten. Lt. Schimmer. Lt. Frhr. Seutter v. Lötzen. Lt. Schwandner. Lt. Klewitz.

4. Komp. Hptm. Richard. Oblt. Cramer. Oblt. Ahrens. Lt. v. Kleist. Lt. Donner. Lt. Gr. v. Hardenberg.

I. Bataillon.

Major v. Wahlen-Jürgaß.
Adjutant: Lt. v. Brederlow.
Bataillonsarzt: Stabsarzt Dr. Brockelmann.
Aff. Arzt: Schaaf.

3. Komp. Hptm. v. Hornhardt. Lt. Walther. Lt. Hermens. Lt. v. Marées. Lt. Holtzheuer.

2. Komp. Hptm. Manger. Oblt. Frhr. v. Fürstenberg. Lt. von Ameln. Lt. v. Damm. Lt. Klinger. Lt. Frhr. v. Hammerstein-Gesmold.

1. Komp. Hptm. Klein. Oblt. Weitzenberg. Lt. Frhr. v. Bodenhausen. Lt. Reitzenstein. Lt. Wagner. Lt. v. Goßler.

Zusammengesetzte Marine-Infanterie-Kompagnie.

Oblt. Graf v. Brockdorff,
Lt. Gräff.

B. Feldartillerie.

II. Abteilung.

Major Frhr. v. Reitzenstein.
Adjutant: Oblt. Lauteschläger.
Abteilungsarzt: Stabsarzt Dr. Liesegang.
Oberarzt Zimmer.

I. Abteilung.

Major Osterhaus.
Adjutant: Lt. v. Brünneck.
Ordonnanzoffizier: Lt. Wagner.
Abteilungsarzt: Stabsarzt Dr. Polek.
Ass. Arzt: Dr. von Gosen.

8. Batterie.	7. Batterie.	6. Batterie.	5. Batterie.	4. Batterie.	3. Batterie.	2. (Gebirgs-) Batterie.	1. Batterie.
Hptm. Kirchner.	Hptm. Remmert.	Hptm. Rembe.	Hptm. Stahl.	Oblt. o. Müller.	Oblt. Bauszus.	Hptm. v. Heydebreck.	Hptm. v. Oertzen.
Oblt. Schönberg.	Oblt. v. Pressentin.	Lt. v. Bötticher.	Oblt. v. Salzmann.	Lt. Böhmer.	Lt. v. Dobschütz.	Lt. Frhr. v. Hirschberg.	Oblt v. Madai.
Oblt. Barack.	Oblt. Nadrowski.	Lt. o. Höpfner.	(s. Stab 1. Feld-Regt.)	Lt. Püschel.	Lt. v. Tümpling.	Lt. Trainer.	Oblt. Stuhlmann. (s. Funkentelegr. Abteil.)
Oblt. Ritter u. Edler v. Rosenthal.*)	Lt. Frhr. v. u. zu Egloffstein.		Lt. Frhr. v. Watter.	Lt. Quaas	Lt Fürnrohr.	Lt. v. Billerbeck.	Lt. v. Winterfeld.
Oblt. Schultze.	Lt. Edler Herr u. Frh. o. Plotho.		Lt. Zwicke.		Lt. d. R. Bieber.	Lt. z. S. Rümann.	Lt. Lehmann.
-‖- -‖- -‖- -‖-	-‖- -‖- -‖- -‖-	-‖- -‖- -‖- -‖-	-‖- -‖- -‖- -‖-	-‖- -‖- -‖- -‖-	-‖- -‖- -‖- -‖-	ılı ılı ılı ılı	-‖- -‖- -‖- -‖-
Im Süden.			Zwei Geschütze im Norden.				

*) Wurde im Juli 1904 versetzt zur 9./F. R. 2.

C. Maschinengewehr-Abteilungen.

Maschinengewehr-Abteilung 2.

Hauptmann Dürr.
Lt. Lork.
Lt. Müller.
Lt. Degenkolb.

·|· ·|· ·|· ·|· ·|· ·|·

Maschinengewehrsektion des Marine-Expeditionskorps.

Oblt. z. S. Wossidlo.

·|· ·|·
Im Norden.

Maschinengewehr-Abteilung 1.

Lt. Gr. v. Saurma-Jeltsch
Lt. z. S. Schmidt.

·|· ·|· ·|· ·|· ·|· ·|·
(last two:) Im Norden.

D. Nachrichtenverkehrstruppen.

Funkentelegraphen-Abteilung.

Führer: Oblt. Häring.
Oblt. v. Kleist.
Oblt. Stuhlmann (f. 1. Batt.)
Lt. Horn.

Feldsignal-Abteilung.

Führer: Lt. Rückforth.
Lt. Auer v. Herrenkirchen.
Lt. v. Asseburg-Reindorf
Lt. v. Hoffmann.
Lt. v. Plehwe.
Lt. Fürbringer.

E. Eingeborenen-Abteilungen.

Bethanier
Lt. der Ref. v. Trotha.

Bastards.
Oblt. Böttlin.

Witbois.
Lt. Müller v. Berneck.

F. Trains.

Feldbäckerei-Kolonne.

Feldlazarett 1–9.
Feldlazarettdirektor: Oberstabsarzt Plagge.

G. Im Etappengebiet.

Etappenkommandeur: Major v. Redern.
Generalstab: Major Lequis.
Adjutant: Oblt. Starck.
Leiter des Eisenbahnwesens: Hptm. Witt.
Feldintendantur: Intendanturassessor v. Lagiewski
Stabsveterinär: Iwersen.

Zugeteilte Truppen.

Mannschaften des Beurlaubtenstandes.

Eisenbahndetachement.
Lt. Lange.
Lt. Büttner.
Lt. Schwengberg.
Lt. d. Res. Schneider.

Marine-Expeditionskorps.
(Soweit nicht in Quarantäne, vgl. II. Beiheft zur „Marine-Rundschau" 1905).

Kolonnenabteilung.
Major Nordsiek.
Rittm. v. Fritsche.
Rittm. Hägele
Rittm. Helm.
Rittm. Bech.
Oblt. Wrzodek.
Lt. Holtz.
Lt. Heise.
Lt. v. Vollard-Bokelberg.
Lt. Fuhrmann.
Lt. Jäschke.
Lt. Brüggemann.
Lt. Nolte.

Etappenanstalten.

Sanitätseinrichtungen.
Zwei Kriegslazarette.
Sechs Etappenlazarette
Zwei Krankensammelstellen.
Sieben Feldlazarette (siehe oben).
Ein Genesungsheim.
Drei Lazarettreservedepots.

Sechs Etappenkommandanturen.
Vier Bahnhofskommandanturen.

Artilleriedepot.
Zeuglt. Lindt.
Feuerwerkslts. Donnevert, Engel.

Proviantamt.
Proviantmeister Karst.

Pferdedepot.
Oblt. Gr. v. Königsmarck.
Lt. v. Kleist.
Ass. Arzt Saßerath.

Bekleidungs- und Ausrüstungsdepot.
Hptm. Meydam.
Oblt. Friedrichs.

H. Ersatztruppen.

(In der Formierung bzw. im Antransport befindlich.)

3. Ersatzkompagnie.	2. Ersatzkompagnie.	1. Ersatzkompagnie.
Oblt. v. Livonius.	Hptm. v. Krüger.	Hptm. Grube.
Oblt. Erdmann.	Oblt. Wilck.	Oblt. v. Baehr.
Lt. v. Alten	Lt. Hohl.	Lt. Krahmer-Möllenberg.
Lt. v. der Marwitz.	Lt. Roßbach.	Lt. v. Usedom.
Lt. Trenk.	Lt. v. Mitzlaff.	Lt. v. Petersdorff-Campen.
Lt. Chales de Beaulieu.	Lt. Frhr. v. Maltzahn.	Lt. Raabe.

1. Ersatzbatterie.

Hptm. v. Kleist.
Oblt. Haack.
Lt. Weinberger.
Lt. v. Gilsa.
Lt. Oberbeck.
Lt. Weinberger.

J. Feldtelegraphenabteilung.

(Auf der Ausreise.)

Hptm. Böthke.
Oblt. Gundel.
Oblt. Malbrandt.
Lt. Guse.
Lt. Lutter.
Lt. Rath.
Lt. Rellstab.

Erläuterung: 1. Außerhalb des Verbandes verwendete Truppenteile.

Anlage 2.

Treckplan von Okahandja nach Otjosondu.

Tag	Treck	
1. Tag.	1. Treck.	Vormittags bis über Swakop. (Über Mittag Ochsen tränken in Okahondjo.)
	2. "	3 St. weiter. (Kein Wasser.)
2. Tag.	3. "	3 St. weiter. (Kein Wasser.)
	4. "	3 St. weiter bis Otjosasu. 1/4 St. nordöstlich gute Weide. Wasser für Ochsen bei Kirche im Swakop. (Bei Rückmarsch Weide und Halteplatz 1/2 St. westlich Otjosasu.)
3. Tag.	5. "	Von Otjososu bis Okatumba 2 1/2 St. Wasser für Ochsen im Swakop. Okatumba einzelnes Haus (Missionshaus).
	6. "	Von Okatumba 3 St. weiter über Owiumbo hinaus. (In Owiumbo wenig Wasser und gor keine Weide.)
4. Tag.	7. "	3 1/2 St. weiter bis Otjikuoko. Wasser für Ochsen im Swakop. Bester Weide- und Halteploß für Transporte nach Otjosondu auf östlichem Ufer, für Transporte noch Owikokorero auf westlichem Ufer des Swakop.
	8. "	Von Otjikuoko 3 St. bis über Okaharui.
5. Tag.	9. "	3 1/2 St. weiter bis Otjikuara. (Kein Wosser.)
	10. "	Von Otjikuara bis Onjatu 3 St. (Wasser für Ochsen 3/4 St. südlich, für Pferde direkt im Rioier).
6. Tag.	11. "	Von Onjatu 3 1/2 St. bis zu einzelnem Baum an Ausweichestelle der Pad. (Wasser für Pferde 3 Min. nördlich.)
	12. "	Vom Baum bis Okajainja 3 St. (Wasser für Ochsen direkt im Kalkloch.)
7. Tag.	13. "	Von Okajainjo 3 1/2 St. bis über Engarawou hinaus. (In Engorowou Pferde tränken, 2 Min. südl. der Pad, kurz vor Engarawau.)
	14. "	3 1/2 St. weiter bis Otjosondu. (1/2 St. diesseits, südwestlich, gute Wasserstelle, für Ochsen 15 Min. südlich der Pad. Noch Entloden in Otjosondu sofort an diesen Platz zurück. Gute Weide.)

Ruhetage om besten in Okatumba, Otjikuoko, Onjatu oder Okajainja.

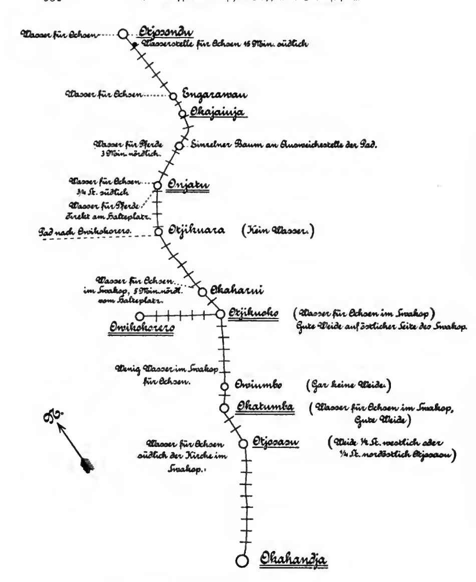
Vorbedingung: Ununterbrochenes, gleichmäßiges Trecken des oordersten Wagens die vorgeschriebene Zeit. Von Wagen zu Wagen bei Anfahren 20 bis 50 m Abstand. Bei Unfällen Vorbeisohren der hinteren Wagen.

Beste Treckzeit für Wintermonate: Vormittogs von 8^{00} oder 8^{30} ab. Nachmittogs von 2^{30} oder 3^{00} ab.

3/4 St. bis 1 St.

Staffelweise ouffahren | | | vorher Ansponnen befehlen. Ochsen stets gespannweise weiden lossen.
| | |

Skizze siehe umstehend.


Wasser für Ochsen
Otjosondu
Wasserstelle für Ochsen 15 Min. südlich
Wasser für Ochsen
Engarawau
Okajainja
Wasser für Pferde 3 Min. nördlich.
Einzelner Baum an Ausweichestelle der Pad.
Wasser für Ochsen 3/4 St. südlich
Onjatu
Wasser für Pferde direkt am Halteplatz.
Pad nach Owikokorero.
Otjikuara
(Kein Wasser.)
Wasser für Ochsen im Swakop, 5 Min. nördl. vom Halteplatz.
Okaharui
Otjikuoko
(Wasser für Ochsen im Swakop)
Gute Weide auf östlicher Seite des Swakop.
Owikokorero
Wenig Wasser im Swakop für Ochsen.
Owiumbo
(Gar keine Weide.)
Okatumba
(Wasser für Ochsen im Swakop, Gute Weide)
N.
Wasser für Ochsen südlich der Kirche im Swakop.
Otjosasu
(Weide 1/4 St. westlich oder 1/4 St. nordöstlich Otjosasu)
Okahandja
Maßstab:
0 1 2 3 4 5 Treckstunden à 4 km.

Anlage 3.

Namentliche Liste der in den Kämpfen gegen die Hereros gefallenen, verwundeten und an Krankheiten gestorbenen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Schutztruppe.*)

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
			A. Gefallen:			
1	11. oder	Auf Patrouille bei	Feldwebel	Kühnel	2. Garde-Drag. Regt.	
2	12. 1. 04	Okahandja	Reservist	Grundmann		Eisenbahn-angestellter
3			"	Hellige		
4	12. 1. 04	Bei Ausbruch des Aufstandes in	Gefreiter	Bergmann	5. Bayr. Inf. Regt.	
5		der Gegend von Okahandja	"	Stähle	Drag. Regt. Nr. 25	Polizist
6	12. 1. 04	Überfall der Station Otjiseva	Gefreiter	Tröltsch		
7	12. 1. 04	Überfall der Station Witvley	Unteroffizier	Gaß	Jäg. Bat. Nr. 9	
8	12. und	Entsatzversuch von	Leutnant d. R.	Boysen		
9	13. 1. 04	Okahandja	Unteroffizier	Pach	Ulan. Regt. Nr. 1	
10			Gefreiter	Rudolph		
11			"	Zülot		
12			Reiter	Gerwinsky		
13			Lokomotivführ.	Fackert		Gouvernements-beamter
14	13. 1. 04	Bei Onjati	Sergeant	Placzek	Hus. Regt. Nr. 6	
15	13. 1. 04	Bei Windhuk	Reiter	Weiß		
16	?	Auf Patrouille bei Karibib	Tierarzt	Kämpny		Gouvernements-beamter
17	14. 1. 04	Überfall der Sta-	Sergeant	Rademacher	Drag. Regt. Nr. 4	
18		tion Waterberg	Unteroffizier	Kottler	Gren. Regt. Nr. 110	
19			Reiter	Domschke	Hus. Regt. Nr. 18	
20			"	Hischer	Eisenb. Regt. Nr. 2	
21				Rakete	Inf. Regt. Nr. 155	

*) Einschließlich freiwilliger Kriegsteilnehmer. — Hinsichtlich der Angehörigen des Marine-Expeditionskorps wird auf das II. Beiheft zur Marine-Rundschau 1905 verwiesen.

Das Verzeichnis der an Krankheiten gestorbenen ist bis Ende Juni 1905 weitergeführt.

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
22	17. 1. 04	Bei Omaruru	Unteroffizier	Schneidewindt		
23	18. 1. 04	Überfall der Station Otjituo	Gefreiter	Kolberg	Gren. Regt. Nr. 2	
24			Reiter	Piepho	Jäg. Bat. Nr. 10	
25			Kriegsfreiw.	Wittmer		Ansiedler
26	18. 1. 04	Gefecht bei Uitkomst	Unteroffizier	Stadler	Inf. Regt. Nr. 30	
27	20. 1. 04	Gefecht bei Kawatuerassane (Eisenbahn Okahandja—Karibib)	Unteroff. d. R.	Rock		Eisenbahnsekretär
28			Landwehrm.	Schliepen		
29			Kriegsfreiw.	Fossati		Italienische Bahnarbeiter
30			„	Gillio		
31	27. 1. 04	Auf Patrouille bei Omaruru	Reservist	Obermayer	Bayr. 17. Inf. Regt.	
32	30. 1. 04	Überfall der Station Oas	Reiter	Nordbruch	Drag. Regt. Nr. 19	
33	4. 2. 04	Gefecht bei Omaruru	Feldwebel	Müller	Ulan. Regt. Nr. 2	
34			Unteroffizier	Otto		
35			„	Prüß	Inf. Regt. Nr. 67	
36			Gefr. (Landw.)	Gerlitz		
37			Gefreiter	Linke	Ulan. Regt. Nr. 6	
38			Reiter (Landw.)	Seelmann		Eisenbahnangestellter
39			Reiter	Scherrer	Eisenb. Regt. Nr. 2	
40	19. 2. 04	Gefecht bei Groß-Barmen	Reiter	Müller	Eisenb. Regt. Nr. 2	
41	25. 2. 04	Gefecht bei Otjihinamaparero	Oberlt. a. D.	Schultze	Inf. Regt. Nr. 74	
42	28. 2. 04	Erkundung bei Otjihinamaparero	Gefreiter	Fehr	Hus. Regt. Nr. 5	
43	4. 3. 04	Gefecht bei Klein-Barmen	Unteroffizier	Saar	Pion. Bat. Nr. 15	
44			„	Walerciak	Feldart. Regt. Nr. 5	
45			Unteroff. d. L.	Zöllner		
46			Reiter	Amft	Leibhus. Regt. Nr. 2	
47			Landwehrm.	Mygitta		
48	13. 3. 04	Gefecht bei Owikokorero	Hauptm. a. D.	v. François	Gren. Regt. Nr. 4.	
49			Oberleutnant	Eggers	Feldart. Regt. Nr. 46	
50			Leutnant d. R.	Bendix	Res. Bayr. 3. Pion. Bats.	Ingenieur der Otawi Bahn
51			Leutnant d. R.	Thiesmeyer	Res. Bayr. 20. Inf. Regts.	Gouvernementslandmesser
52			Feldwebel	Bach	Leib-Garde Hus. Regt.	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
53	13. 3. 04	Gefecht bei Owikokorero	Feldwebel	Ritschke	Gardes du Corps	
54			Vizefeldw. d. R.	Wellstein		Farmbesitzer
55			Sergeant	Kiel	Ulan. Regt. Nr. 6	
56			Unteroffizier	Bachmann		
57			„	Otten	Feldart. Regt. Nr. 23	
58			Unteroff. d. L.	Sepp		Gouvernementstierarzt
59			Unteroffizier	Wolf	Bayr. 2. Feldart. Regt.	
60			Gefreiter	Albrecht	Huf. Regt. Nr. 15	
61			Gefreiter d. L.	Ahlenberg		
62			Gefreiter	Förster	Huf. Regt. Nr. 12	
63			Gefreiter d. L.	Stegmann		
64			Reiter	Grasschapp	Drag. Regt. Nr. 25	
65			„	Schanz	1. Bayr. Chev. Regt.	
66			„	Woderich	„	
67	16. 3. 04	Gefecht bei Omusema	Gefreiter	Kaiser	Jäg. Bat. Nr. 15	
68			„	Schultka	Inf. Regt. Nr. 42	
69	3. 4. 04	Gefecht bei Okaharui	Leutnant d. R.	Rörr	Ref. Inf. Regts. Nr. 83	Zollamtsvorsteher
70			Gefreiter	Wetzel	Pion. Bat. Nr. 18	
71	9. 4. 04	Gefecht bei Onganjira	Leutnant d. R.	Frhr. v. Erffa-Wernburg	Ref. Ulan. Regts. Nr. 3	Außerdem: Der vom Mar. Exped. Korps zur Schutztruppe kommandierte Oberleutnant v. Estorff
72			Gefreiter	Krol	Komb. Jäg. Regt. z. Pf.	
73			„	Schall	Drag. Regt. Nr. 14	
74	13. 4. 04	Gefecht bei Owiumbo	Hauptmann	v. Bagenski	Inf. Regt. Nr. 16	Außerdem: Der vom Mar Exped. Korps zur Schutztruppe kommandierte Oberleutnant Reiß
75			Sergeant	Heinrich	Leibhuf. Regt. Nr. 2	
76			Unteroffizier	Reschke	G. Gren. Regt. Nr. 3	
77			Gefreiter	Hamer	Inf. Regt. Nr. 138	
78			„	Krause	Drag. Regt. Nr. 4	
79			„	Nicolai	Inf. Regt. Nr. 136	
80			„	Schwarz	Drag. Regt. Nr. 10	
81			Kriegsfreiw.	Bönsch		
82	24. 5. 04	Gefecht bei Otjamaso	Reiter	Spindler		
83			Kriegsfreiw.	Huet		
84	24. 7. 04	Bei Otjurutjandjou	Gefreiter	Marquardt	Feldart. Regt. Nr. 17	
85	6. 8. 04	Auf Patrouille am Waterberg	Leutnant	Frhr. v. Bodenhausen	Gardes du Corps	
86			Unteroffizier	Kayserling	Jäg. Bat. Nr. 1	
87			Gefreiter	Libarius	„	
88			„	Zein	Drag. Regt. Nr. 4	
89			Einjähr. Freiw.	Basse	Garde-Schützen-Bat.	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
90	6. 8. 04	Auf Patrouille am Waterberg	Reiter	Fitzke	Pion. Bat. Nr. 6	
91			:	Kruppa	Jäg. Bat. Nr. 6	
92			:	Laaser	Jäg. Bat. Nr. 1	
93			:	Wallenberg	Leibhuf. Regt. Nr. 1	
94	11. 8. 04	Gefecht am Waterberg	Hauptmann	Ganßer	Gren. Regt. Nr. 110	
95			Oberleutnant	v. Lekow	3. Garde-Ulan. Regt.	
96			Leutnant	Seebeck	Inf. Regt. Nr. 138	
97			:	Gr. v. Arnim	Garde du Corps	
98			:	Leplow	Inf. Regt. Nr. 133	
99			Feldwebel	Jendis	Huf. Regt. Nr. 6	
100			Vizefeldwebel	Zander	Pion. Bat. Nr. 21	
101			Sergeant	Leopold	Feldart. Regt. Nr. 30	
102			:	Lingk	Gren. Regt. Nr. 4	
103			Unteroffizier	Matt	Inf. Regt. Nr. 113	
104			Gefreiter	Hummel	Gren. Regt. Nr. 100	
105			:	Kriftl	Bayr. 1. Inf. Regt.	
106			:	Rudolph	Bayr. 6. Feldart. Regt.	
107			:	Seifert	Feldart. Regt. Nr. 5	
108				Sertl	Bayr. 1. Jäg. Bat.	
109			:	Bizenty	Drag. Regt. Nr. 10	
110			:	Wolf	Inf. Regt. Nr. 155	
111			Gefreiter d. L.	Siegmayer		
112			Reiter	Bentele	Inf. Regt. Nr. 124	
113			:	Häußler	Gren. Regt. Nr. 1	
114				Köhler	Inf. Regt. Nr. 114	
115				Latufeck	Gren. Regt. Nr. 4	
116			:	Merbitz	Ulan. Regt. Nr. 17	
117			:	Rahrbach	Leibdrag. Regt. Nr. 20	
118			:	Schlegel	Huf. Regt. Nr. 6	
119			:	Waclawzyk	Inf. Regt. Nr. 13	
120	13. 8. 04	Gefecht bei Otjasondu	Reiter	Hertlein	Bayr. 2. Jäg. Bat.	
121	15. 8. 04	Gefecht bei Omatupa	Unteroffizier	Schoder	2. Garde-Drag. Regt.	
122			Gefreiter	Anforge	Inf. Regt. Nr. 47	
123			:	Mager	Gren. Regt. Nr. 12	
124			Reiter	Handrock	Inf. Regt. Nr. 71	
125			:	Kämmler	Drag. Regt. Nr. 4	
126	15. 10. 04	Gefecht bei Okowandimee	Reiter	Wurg	Huf. Regt. Nr. 10	
127	10. 11. 04	Gefecht bei Okaminditbe	Gefreiter	Helm	2. Garde-Drag. Regt.	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
			B. Vermißt:			
1	9. 5. 04	Patrouillengefecht bei Outjo	Reiter	Stolle	Pion. Bat. Nr. 1	
2	17. 7. 04	Bei Otjihavara	„	Freitag	Drag. Regt. Nr. 18	
3	24. 7. 04	Auf Patrouille verirrt	„	Borschke	Pion. Bat. Nr. 17	
4	6. 8. 04	Patrouillengefecht am Waterberg	Gefreiter	Wipper	Inf. Regt. Nr. 128	
5			Reiter	Nierobitsch	Leibhuf. Regt. Nr. 2	
6	10. 8. 04	Okateitei	„	Sedello	Inf. Regt. Nr. 87	
7	14. 8. 04	Okahandja—Otjitutundu		Hollandt	G. Gren. Regt. Nr. 1	
8	3. 9. 04		„	Steigenberger	Eisenb. Regt. Nr. 1	
9	21. 9. 04	Otjekongo	Gefreiter	Mallack	Inf. Regt. Nr. 22	
10	9. 10. 04	Zwischen Owikokorero und Otjimbinde	Reiter	Zoske	Inf. Regt. Nr. 112	
11	19. 10. 04	Zwischen Epukiro und Okahandja	„	Christian	Feldart. Regt. Nr. 39	
12	15. 11. 04	Weg Otjirero—Seeis	Unteroffizier	Bodenstein	Inf. Regt. Nr. 67	
13	17. 12. 04	Okosondusu	Reiter	Leitner	Bayr. 6. Feldart. Regt.	
14	22. 12. 04	Otjimbinde	„	Schorn	Feldart. Regt. Nr. 56	
15	23. 12. 04	Otjuebinde	Gefreiter	Barkowsky	Jäg. Bat. Nr. 1	
16	8. 1. 05	Zwischen Owikokorero und Onjatu	Reiter	Walter	Inf. Regt. Nr. 118	
17	13. 1. 05	Onjatu	„	Siebert	Feldart. Regt. Nr. 59	
18			„	Makosch	Inf. Regt. Nr. 51	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
			C. Verwundet:			
1	?	Bei Okahandja	Unteroffizier	Wiederhold	Huſ. Regt. Nr. 17	
2	16. 1. 04	Gefecht bei Okanjande	Feldwebel	Glatzel	Drag. Regt. Nr. 8	
3	18. 1. 04	Uitkomſt	Gefreiter d. R.	Schmiedel		
4			Landwehrm.	Halberſtadt		
5			„	Nitzſche		
6			Kriegsfreiw.	du Pleſſis		Bur
7	20. 1. 04	Gefecht bei Kawaturaſſane	Kriegsfreiw.	Dürel		Eiſenbahnarbeiter
8			„	Ferner		Eiſenbahnarbeiter
9			„	Geldenhuis		Bur
10			„	Riewe		Eiſenbahnarbeiter
11	21. 1. 04	Kubas	San. Unteroff.	Patriok	Huſ. Regt. Nr. 6	
12	?	Bei Gobabis	Unteroffizier	Kiel	Ulan. Regt. Nr. 6	
13			Reiter	Pielarczyk	Füſ. Regt. Nr. 38	
14	?	Gefecht bei Oas	Reiter	Ranzau	Gren. Regt. Nr. 89	
15	28. 1. 04	Gefecht am Kaiſer Wilhelmsberge	Feldwebel	Heydenreich	Huſ. Regt. Nr. 17	
16			Reiter	Lorenz	Gren. Regt. Nr. 101	
17			Reſerviſt	Kruſewitz		
18	29. 1. 04	Gefecht bei Etaneno	Hauptmann	Kliefoth	Inf. Regt. Nr. 64	
19	4. 2. 04	Entſatz von Omaruru	Oberleutnant	Griesbach	Inf. Regt. Nr. 135	Am 24. 5. 04 ſeiner Verwundung erlegen
20			Leutnant	Frhr. v. Wöllwarth-Lauterburg	Ulan. Regt. Nr. 20	Am 12. 2. ſeinen Wunden erlegen
21			Sergeant	Taute	Inf. Regt. Nr. 93	
22			Unteroffizier	Hecker	Inf. Regt. Nr. 105	
23			„	Ulbrich	Feldart. Regt. Nr. 5	
24			Gefreiter	Hoffmann	Drag. Regt. Nr. 5	
25			„	Kaul	Feldart. Regt. Nr. 42	
26			„	Mielke	Leibhuſ. Regt. Nr. 2	
27	11. 2. 04	Überfall von Auſis	Unteroffizier	Bredow	Inf. Regt. Nr. 85	
28			Reiter	Liebe	Drag. Regt. Nr. 22	
29	11. 2. 04	Seeis	Gefreiter	Linke	Huſ. Regt. Nr. 18	Am 3. 11. 04 ſeiner Verwundung erlegen
30	16. 2. 04	Gefecht am Liewenberge	Reiter	Heſſe	Eiſenb. Regt. Nr. 3	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
31	19. 2. 04	Gefecht bei Groß-Barmen	Gefreiter	Rathjen	Hus. Regt. Nr. 16	
32			Reiter	Soban	Eisenb. Regt. Nr. 1	
33	25. 2. 04	Gefecht bei Otjihinamaparero	Oberleutnant	Frhr. v. Schönau-Wehr	Inf. Regt. Nr. 113	Außerdem der von der Marine-infanterie zur Schutztruppe kommandierte Oberleutnant Hannemann
34			Leutnant	v. Stülpnagel	Garde-Schütz. Batl.	
35			San. Sergt.	Becker	Inf. Regt. Nr. 144	
36			Gefreiter	Binder	Füs. Regt. Nr. 86	
37			„	Friedrich	1. Garde-Drag. Regt.	
38			„	Meusel	Sächs. Garde-Reit. Regt.	
39				Sputh	Inf. Regt. Nr. 134	
40	4. 3. 04	Gefecht bei Klein-Barmen	Reiter	Wegner	Eisenb. Regt. Nr. 2	
41	13. 3. 04	Gefecht bei Owikokorero	Unteroff. d. L.	Schmidt		
42			Gefreiter d. L.	Senne		
43	16. 3. 04	Gefecht bei Omusema	Reiter	Weidner	Bayr. 1. Ulan. Regt.	
44	3. 4. 04	Gefecht bei Okaharui	Unteroffizier	Vogel	Garde-Gren. Regt. Nr. 2	
45			Reiter	Kahlert	Pion. Batl. Nr. 22	Am 4. 4. seinen Wunden erlegen
46	9. 4. 04	Gefecht bei Onganjira	Leutnant	v. Rosenberg	Garde-Gren. Regt. Nr. 2	Am 25. 4. seiner Verwundung erlegen
47			Feldwebel	Schlabitz	Drag. Regt. Nr. 15	
48			Sergeant	Liedtke	Drag. Regt. Nr. 10	
49				Wieland	Leib-Drag. Regt. Nr. 20	
50			Gefreiter	Effmert	Pion. Batl. Nr. 1	
51			„	Krüger	Inf. Regt. Nr. 76	
52				Lucas	1. Garde-Ulan. Regt.	
53			„	Schmitz	Drag. Regt. Nr. 17	Am 17. 4. seinen Wunden erlegen
54				Warnke	Hus. Regt. Nr. 18	
55			Reiter	Kube	Gren. Regt. Nr. 3	
56				Müller	In die Schutztruppe als Freiwilliger eingetreten	
57			Kriegsfreiw.	v. Blanc		
58	13. 4. 04	Gefecht bei Owiumbo	Leutnant	Finders	Feldart. Regt. Nr. 57	
59			Unteroffizier	Bartels	Inf. Regt. Nr. 111	
60			„	Bock	Feldart. Regt. Nr. 39	
61				Bunge	Inf. Regt. Nr. 167	
62			Gefreiter	Kaiser	3. Garde-Regt. z. F.	
63			„	Rösch	Inf. Regt. Nr. 124	
64				Schoder	2. Garde-Drag. Regt.	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
65	13. 4. 04	Gefecht bei Owiumbo	Gefreiter	Stahlberg	Feldart. Regt. Nr. 53	
66			Reiter	Fritschka	1. Garde-Ulan. Regt.	
67			=	Rütters	Pion. Batl. Nr. 19	
68			=	Steffen	Inf. Regt. Nr. 29	
69			=	Thierfelder	Inf. Regt. Nr. 107.	
70	?	Okahandja	Reiter	Backer	Feldart. Regt Nr. 33	Am 15. 4. seinen Wunden erlegen
71	?	Patrouillengefecht bei Otjahewita	Reiter	Frey	Bayr. 1. Ulan. Regt.	Am 5. 7. seiner Verwundung erlegen
72	2. 8. 04	Gefecht bei Okateitei	San. Unteroff.	Leicht	Feldart. Regt. Nr. 54	
73			Unteroffizier	Streichhardt	5. Garde-Regt. z. F.	
74			Gefreiter	Bergau	Inf. Regt. Nr. 54	
75			Reiter	Sworski	Inf. Regt. Nr. 42	
76			=	Wirtz	Fußart. Regt. Nr. 8	
77	4. 8. 04	Patrouillengefecht in der Gegend von Otjiwarango	Unteroffizier	Lary	Pion. Btl. Nr. 6	
78			Gefreiter	Hafmann	Hus. Regt. Nr. 10	
79	6. 8. 04	Gefecht am Nordwestrand des Waterberges	Gefreiter	Balz	Gren. Regt. Nr. 4	
80	6. 8. 04	Gefecht bei Omuweroumue	Reiter	Kremmer	Inf. Regt. Nr. 145	
81	10. 8. 04	Hamakari	Oberleutnant	v. Salzmann	Feldart. Regt. Nr. 54	
82	10. 8. 04	Omuweroumue	Reiter	Battige	Inf. Regt. Nr. 149	
83	11. 8. 04	Gefecht am Waterberg	Major	v. Mühlenfels	Gren. Regt. Nr. 11	
84			=	Osterhaus	Feldart. Regt. Nr. 4	
85			Oberleutnant	Streccius	Inf. Regt. Nr. 84	
86			Leutnant	Frhr. v. Watter	Feldart. Regt. Nr. 29	
87			=	Frhr. v. Reibnitz	Jäg. Batl. Nr. 6	
88				Runkel	Inf. Regt. Nr. 152	
89			Ob. Veter.	Barawski	Feldart. Regt. Nr. 2	
90			San. Feldw.	Dostert	Drag. Regt. Nr. 15	
91			Sergeant	Kröcher	Pion. Batl. Nr. 15	
92			Unteroffizier	Hoppe	Drag. Regt. Nr. 17	
93			=	Kunzig	Ulan. Regt. Nr. 8	
94			=	Reese	Inf. Regt. Nr. 164	Am 2. 10. 04 seiner Verwundung erlegen
95			=	Rosenzweig	Pion. Batl. Nr. 8	
96			=	Scholz	Masch. Gew. Abt. Nr. 3	
97			=	Schönemann	Inf. Regt. Nr. 93	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
98	11. 8. 04	Gefecht am Waterberg	Unteroffizier d. Res.	Sönninghaus		
99			Unteroffizier	Sturm	Masch. Gew. Abt. Nr. 3	
100			Gefreiter	Belde	Pion. Batl. Nr. 5	
101			„	Busch	Inf. Regt. Nr. 97	
102			„	Curt	Pion. Batl. Nr. 22	
103			„	Fehlings	Inf. Regt. Nr. 67	
104			„	Grzegarz	Drag. Regt. Nr. 8	
105			„	Gaulnik gen. Wilkowski	Inf. Regt. Nr. 59	
106			„	Heinrich	Drag. Regt. Nr. 10	
107			„	Kleit	Feldart. Regt. Nr. 17	
108			„	Konitzer	Inf. Regt. Nr. 146	
109			„	Kurpjuhn	Inf. Regt. Nr. 45	
110			„	Lange	Ulan. Regt. Nr. 15	
111			„	Messerschmidt	Sächs. Gardereit. Regt.	
112			„	Schröter	Hus. Regt. Nr. 12	
113			„	Stadthaus	Feldart. Regt. Nr. 73	
114			„	Striebel,	Inf. Regt. Nr. 124	
115			„	Thimm	Feldart. Regt. Nr. 73	
116			„	Württemberger	Inf. Regt. Nr. 31	
117			Reiter	Arendt	Feldart. Regt. Nr. 10	Am 23. 8 seinen Wunden erlegen
118			„	Babilas	Inf. Regt. Nr. 51	
119			„	Buchner	Bayr. 1. Pion. Batl.	
120			„	Dreßler	Inf. Regt. Nr. 129	
121			„	Dikeweg	1. Garde-Feldart. Regt.	
122			„	Grube	Drag. Regt. Nr. 5	
123			„	Hashagen	Garde-Gren. Regt. Nr. 4	
124			„	Jäckel	1. Garde-Ulan. Regt.	
125			„	Kemper	Feldart. Regt. Nr. 5	
126			„	Kascharrek	Ulan. Regt. Nr. 12	
127			„	Kuhlins	Pion. Batl. Nr. 18	
128			„	Neubecker	2. Garde-Drag. Regt.	
129			„	Nawak	Gren. Regt. Nr. 6	
130			„	Pilk	Ulan. Regt. Nr. 10	
131			„	Ponelis	Gren. Regt. Nr. 1	
132			„	Radtke	Gren. Regt. z. Pf. Nr. 3	
133			„	Reddig	Hus. Regt. Nr. 17	
134			„	Reske	Feldart. Regt. Nr. 51	
135			„	Schulz	1. Garde-Feldart. Regt.	
136			„	Thamm	Feldart. Regt. Nr. 5	
137			„	Tuchmann	Hus. Regt. Nr. 7	
138			„	Wilke	Drag. Nr. 18	
139			„	Wintzek	Leibgren. Regt. Nr. 100	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
140	11. 8. 04	Gefechte am Waterberg	Reiter	Würker	Inf. Regt. Nr. 153	
141			„	Zöllmer	Gren. Regt. Nr. 2	Am 23. 8. seinen Wunden erlegen
142			Kriegsfreiw.	v. Reichel		
143	11. 8. 04	Auf Lagerposten bei Karibib	Gefreiter	Dohlus	Bayr. 7. Inf. Regt.	
144			Reiter	Dawa	Bayr. 22. Inf. Regt.	
145	13. 8. 04	Gefecht bei Omutjatjewa	Gefreiter	Willers	Inf. Regt. Nr. 75	
146			Reiter	Cristoph	Gren. Regt. Nr. 1	
147				Scheunemann	Inf. Regt. Nr. 148	
148			„	Steindorf	Inf. Regt. Nr. 26	
149	15. 8. 04	Gefecht bei Omatupa	Oberleutnant	Bischoff	Inf. Regt. Nr. 132	
150			Leutnant	v. Meien	Inf. Regt. Nr. 15	
151			Unteroffizier	Kanitz	Drag. Regt. Nr. 2	Am 1. 2. 06 im Garnisonlazarett I Berlin seinen Wunden erlegen
152			„	Standaw	Inf. Regt. Nr. 96	
153			Reiter	Kompf	Drag. Regt. Nr. 16	
154			„	Weber	Huf. Regt. Nr. 3	
155				Warbs	Pion. Batl. Nr. 5	
156	9. 9. 04	Gefecht bei Owinaua-Naua	Reiter	Wende	Gren. Regt. Nr. 101	
157	19. 9. 04	Gefecht bei Okambukuandja	Gefreiter	Hartmann	Esk. Jager z. Pf. Nr. 12	
158	29. 9. 04	Zwischen Otjasandu und Otjiuene	Reiter	Kochenburger	Luftschifferbatl.	
159	15. 10. 04	Gefecht bei Osawandimee	Unteroffizier	Schmarsaw	Ulan. Regt. Nr. 11	
160			Gefreiter	Peter	Inf. Regt. Nr. 59	
161			Reiter	Haußer	Feldart. Regt. Nr. 65	
162	3. 11. 04	Gefecht bei Okunjabi	Reiter	Urschlechter	Bayr. 2. Ulan. Regt.	
163	6. 11. 04	Gefecht bei Okamungongo	Unteroffizier (Trampeter)	Neubert	Drag. Regt. Nr. 13.	
164	13. 11. 04	Pferdewache bei Okahandja	Gefreiter	Tölte	Pion. Batl. Nr. 10	
165	5. 2. 05	Gefecht zwischen Owikokorera und Epukiro	Gefreiter	Hauser	Feldart. Regt. Nr. 65	
166	14. 3. 05	Gefecht 10 km südlich Okahandja	Unteroffizier	Friedrich	Feldart. Regt. Nr. 22	
167	11. 5. 05	Gefecht am Eiseb östlich Epata	Oberleutnant	Graf v. Schweinitz und Krain Frhr. v. Kauder	2. Garde-Feldart. Regt.	

D. An Krankheiten gestorben.

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
1	25. 9. 04	Majae	Osterhaus	Feldart. Regt. Nr. 4	Herzschwäche	Waterbeeg	
2	29. 11. 04	Hauptm.	Klein	Inf. Rrgt. Ne. 171	Typhus	Epukira	
3	18. 6. 04	Leutnant	Lutz	Baye. 16. Inf. Regl.	„	Otjasandu	
4	7. 7. 04	„	v. Wurmb	1. Gaede-Regt. z. F.	„	Okahandja	
5	21. 7. 04	„ d. R.	Dauben	Feldart. Regt. Ne. 1	„	Geaatsantein	
6	24. 8. 04	„	v. Bötticher	„ „ „ 10	„	Okahandja	
7	7. 10. 04	„	Fürnrohr	Train-Bat. Nr. 14	„	Otjimbinde	
8	7. 12. 04	„	Erhardl	Grrn. Rrgt. Ne. 123	„	Walerberg	
9	18. 12. 04	„	Schenk Fehe. v. Slauffenberg	Baye. 1. Schweres Reiler-Regl.	„	Owinaua-Naua	
10	9. 1. 05	„	Frhr. a. Lindrnfels	Bayr. 6. Chev. Regt.	„	Epukira	
11	12. 7. 04	Assist. Aezt	Böhme	Schützen- (Füs.) Regt. Nr. 108	„	Okahandja	
12	17. 11. 04	„	Meyee	Geen. Regt. Ne. 12	„	Okawitumbikan	
13	6. 11. 04	St. Veter.	Mall	Ulan. Regl. Nr. 15	„	Windhuk	
14	13. 11. 04	Ob. Veter.	Rechel	Feldart. Regt. Ne. 15	„	Owikakoreeo	
1	11. 8. 04	Frldwaebel	Wanjek	Deag. Regl. Nr. 9	„	Windhuk	
2	22. 10. 04	Wachtmste.	Wrigelt	Feldart. Regl. Nr. 41	„	Waterbeeg	
3	21. 11. 04	Zahlmstr. Aspie.	Schade	Bez. Kdo. Cassel	Herzschlag	Windhuk	
4	4. 2. 05	„	Kaladziej	Inf. Regt. Ne. 63	Typhus	„	
5	11. 1. 05	Vizrfeldw.	Bienrfeld	Eisenb. Regt. Ne. 2	Hrrzschwäche	Swakopmund	
6	12. 4. 05	Vizewachtmstr.	Kuenz	Feldart. Regt. Ne. 30	Typhus	Karibib	
7	5. 3. 05	„	Nagaller	Baye. 10. Feldart. Regt.	Lungenschwindsucht	Okahandja	
8	21. 7. 04	Seegeant	Schubath	Inf. Regt. Ne. 93	Typhus	Otjasandu	
9	14. 8. 04	„	Feldmann	1. Gardr-Feldaet. Regt.	„	Omujatjewa	
10	8. 9. 04	„	Kaplick	Gaede du Carps	„	Okahandja	
11	30. 10. 04	„	Kirsel	Feldart. Rrgl. Ne. 3	„	Graotfanleiu	
12	5. 12. 04	„ d. Seewehr	Schleßmann	1. Tarpedoableil.	„	Okahandja	
13	21. 12. 04	Sergeant	Küglee	Leibhus. Rrgl. Nr. 1	„	„	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
14	1. 1. 05	Sergeant	Schröter	Feldart. Regt. Nr. 15	Typhus und Ruhr	Waterberg	
15	29. 5. 04	Unteroffiz.	Beier	Gren. Regt. Nr. 2	Typhus	Otjosondu	
16	19. 7. 04	"	Hermann	Hus. Regt. Nr. 11	Septische Infektion des linken Unterarms	Karibib	
17	30. 7. 04	"	Riecke	Eisenb. Regt. Nr. 2	Typhus	Otjosondu	
18	26. 8. 04	"	Helmrich	Leibgarde-Hus. Regt.	"	?	
19	12. 9. 04	"	Martini	Inf. Regt. Nr. 122	"	Okahandja	
20	14. 9. 04	"	Müller	Jäg. Bat. Nr. 9	"	Waterberg	
21	24. 9. 04	"	Scholz	Masch. Gew. Abt. Nr. 3	Herzschwäche	"	
22	3. 10. 04	"	Ulfers	Mil. Bäck. Abt. X. A. K.	Typhus	Otjimbinde	
23	21. 10. 04	"	Raddatz	Drag. Regt. Nr. 12	"	Okahandja	
24	26. 10. 04	"	Pankratz	Ulan. Regt. Nr. 4	"	Waterberg	
25	28. 10. 04	"	Langguth	Bayr. 1. Ulan. Regt.	"	Otjimbinde	
26	11. 11. 04	"	Krause	Feldart. Regt. Nr. 57	"	Epukiro	
27	15. 11. 04	"	Hermann	Hus. Regt. Nr. 12	"		Auf dem Transport von Okosongoho nach Otjosondu
28	22. 11. 04	" d. R.	Höninghaus	Inf. Regt. Nr. 167	"	Okahandja	
29	28. 11. 04	"	Ohligschläger	Telegr. Bat. Nr. 3	"	Otjosondu	
30	30. 11. 04	"	Bötzel	Inf. Regt. Nr. 121	"	Otjimbinde	
31	2. 12. 04	" (Trompeter)	Hoffmann	Feldart. Regt. Nr. 5	"	Epukiro	
32	9. 12. 04	Unteroffiz. d. R.	Hinz	Drag. Regt. Nr. 24	"	Epukiro	
33	29. 12. 04	Unteroffiz.	Gerber	Feldart. Regt. Nr. 63	Typhus und Malaria	Waterberg	
34	29. 12. 04	"	Wilbert	Drag. Regt. Nr. 24	Typhus	Windhuk	
35	4. 1. 05	"	Bergander	Leibkür. Regt. Nr. 1	"	Auf dem Transport nach Orumbo	
36	18. 2. 05	"	Schipper	Inf. Regt. Nr. 45	"	Epukiro	
37	20. 2. 05	"	Strummel	" " " 176	"	Gobabis	
38	27. 2. 05	"	Seiler	Bez. Kdo. Regensburg	"	Windhuk	
39	26. 3. 05	"	Junguickel	Feldart. Regt. Nr. 41	"	Gobabis	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
40	16. 4. 05	Unteroffiz.	Bernschein	Inf. Regt. Nr. 170	Typhus	Windhuk	
41	21. 9. 04	San. Unteroffiz.	Thieme	Masch. Gew. Abt. Nr. 19	=	Otjosondu	
42	1. 11. 04	=	Thiel	Gren. Regt. Nr. 110	=	Epukiro	
43	8. 12. 04	=	Geßmann	Feldart. Regt. Nr. 65	=	Owikokorero	
44	8. 12. 04	=	Müller	Feldart. Regt. Nr. 2	=	Epukiro	
45	9. 2. 05	=	Axhausen	Gren. Regt. Nr. 4	=	Karibib	
46	6. 1. 05	=	Pleuger	Inf. Regt. Nr. 113	=	Otjimbinde	
47	15. 4. 04	Gefreiter	Wolff	Inf. Regt. Nr. 23	Herzschwäche	Onjatu	Zwischen Otjihaënena und Seeis
48	19. 4. 04	=	Wamsler	III. See-Bat.	Typhus		
49	12. 5. 04	=	Lührs	Inf. Regt. Nr. 58	=	Okahandja	
50	18. 5. 04	=	Hohmann	Feldart. Regt. Nr. 77	=	Swakopmund	
51	22. 5. 04	=	Heuschkel	Feldart. Regt. Nr. 77	=	Karibib	
52	26. 5. 04	=	Küch	Feldart. Regt. Nr. 1	=	Okahandja	
53	3. 6. 04	=	Wilke	Pion. Bat. Nr. 2	=	Otjosondu	
54	24. 6. 04	=	Priebe	Kür. Regt. Nr. 5	=	Okahandja	
55	4. 7. 04	=	Baes	2. Garde-Drag. Regt.	=	Otjosondu	
56	8. 7. 04	=	Hoffmann	1. Garde-Ulan. Regt.	=	Okahandja	
57	13. 7. 04	=	Piechnick	2. Garde-Drag. Regt.	=	Otjosondu	
58	13. 7. 04	=	Stille	Drag. Regt. Nr. 16	=	=	
59	19. 7. 04	=	Schubert	Schützen- (Füs.) Regt. Nr. 108	=	=	
60	20. 7. 04	=	Bergmeier	Bayr. 2. Inf. Regt.	=	=	
61	26. 7. 04	=	Wilmes	Inf. Regt. Nr. 167	=	Grootfontein	
62	22. 8. 04	=	Deichmann	Feldart. Regt. Nr. 11	=	Okahandja	
63	29. 8. 04	=	Kabitschke	Füs. Regt. Nr. 38	?	Auf dem Marsch von Omutjatjewa nach Waterberg	
64	24. 9. 04	=	Mumm	Feldart. Regt. Nr. 45	Typhus	Epukiro	
65	29. 9. 04	=	Schmidt	Garde-Gren. Regt. Nr. 5	=	Otjimbinde	
66	6. 10. 04	=	Grabantzki	Feldart. Regt. Nr. 1	=	=	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
67	15. 10. 04	Gefreiter	Matthes	Feldart. Regt. Nr. 29	Typhus	Otjosondu	
68	16. 10. 04	„	Kunze	Bayr. 10. Feldart. Regt.	„	Epukiro	
69	17. 10. 04	„	Franke	Inf. Regt. Nr. 53	„	Otjimbinde	
70	24. 10. 04	„	Bruns	Füs. Regt. Nr. 37	„	Epukiro	
71	3. 11. 04	„	Kux	Inf. Regt. Nr. 51	?	Okahandja	
72	4. 11. 04	„	Schulz	Jäg. Bat. Nr. 5	Typhus		Auf dem Transport von Otjosongombe nach Otjosondu
73	12. 11. 04	„	Hoffmann	Kür. Regt. Nr. 5	„	Otjosondu	
74	14. 11. 04	„	Schultheiß	Feldart. Regt. Nr. 51	„	Otjimbinde	
75	16. 11. 04	„	Goller	Bayr. 7. Inf. Regt.	„	Windhuk	
76	18. 11. 04	„	Specht	Hus. Regt. Nr. 7	„	Otjimbinde	
77	25. 11. 04	„	Kalweit	Pion. Batl. Nr. 18	„	Epukiro	
78	25. 11. 04	„	Reusel	Gren. Regt. Nr. 101	„	Otjosondu	
79	29. 11. 04	„	Schmidmeier	Bayr. 6. Feldart. Regt.	„	Otjimbinde	
80	28. 11. 04	„	Kohler	Bayr. 9. Inf. Regt.	„	Otjosasu	
81	2. 12. 04	„	Ulrich	Feldart. Regt. Nr. 18	„	Otjosondu	
82	4. 12. 04	„	Bungenstock	Hus. Regt. Nr. 17	„	Okahandja	
83	7. 12. 04	„	Hanser	Inf. Regt. Nr. 112	„	Otjimbinde	
84	10. 12. 04	„	Jüttner	Feldart. Regt. Nr. 41	„	Windhuk	
85	15. 12. 04	„	Helwes	Königs-Ulan-Regt. Nr. 13	Schwindsucht	Dampfer Prof. Wörmann	
86	21. 12. 04	„	Bauer	Inf. Regt. Nr. 85	Herzschwäche	Otjimbinde	
87	21. 12. 04	„	Köplin	Gren. Regt. Nr. 5	Typhus	Windhuk	
88	29. 12. 04	„	Würfel	Hus. Regt. Nr. 12	„	Otjosondu	
89	23. 1. 05	„	Hentschel	Leibhus. Regt. Nr. 2	„	Windhuk	
90	30. 1. 05	„	Czibulla	Drag. Regt. Nr. 8	Typhus u. Ruhr	Epukiro	
91	22. 2. 05	„	Krimm	Ulan-Regt. Nr. 15	Typhus	Okahandja	
92	20. 3. 05	„	Kaiser	Hus. Regt. Nr. 6	„	Epukiro	
93	17. 4. 05	„	Bickert	Leibhus. Regt. Nr. 1	„	Windhuk	
94	20. 5. 05	„	Heiland	Gren. Regt. Nr. 89	„	„	
95	9. 4. 04	Sanitätsgefreiter	Werz	Inf. Regt. Nr. 15	?	Karibib	
96	26. 4. 04	Reiter	Bigott	Inf. Regt. Nr. 138	Typhus	Omaruru	
97	3. 5. 04	„	Krien	Hus. Regt. Nr. 13	„	Okahandja	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
98	9. 5. 04	Reiter	Raue	Eisenbahn-Regt. Nr. 3	Herzschwäche	Otjihaënena	
99	14. 5. 04	"	Krüger	Kür. Regt. Nr. 5	"		
100	16. 5. 04	"	Jobst	Inf. Regt. Nr. 49	"	"	
101	19. 5. 04	"	Reinink	" " " 78	Typhus	Windhuk	
102	25. 5. 04	"	Elsner	Leibgarde-Hus. Regt.	"	Otjihaënena	
103	26. 5. 04	"	Meyer	Feldart. Regt. Nr. 26	"	"	
104	29. 5. 04	"	Aigner	Baye. 2. Inf. Regt.	Herzschlag	Epukiro	
105	31. 5. 04	"	Thamm	Feldart. Regt. Nr. 5	Blutvergiftung	Swakopmund	
106	1. 6. 04	"	Brick	Eisenbahn-Regt. Nr. 1	Typhus	"	
107	4. 6. 04	"	Thiemann	Inf. Regt. Nr. 173	"	Okahandja	
108	5. 6. 04	"	Teichert	Leibhus. Regt. Nr. 1	"	?	
109	16. 6. 04	"	Schmidt	Füs. Regt. Nr. 38	"	Otjosondu	
110	17. 6. 04	"	Barufke	Inf. Regt. Nr. 27	"	"	
111	17. 6. 04	"	Langhammer	" " " 133	Herzschwäche	Otjihaënena	
112	23. 6. 04	"	Zahn	Feldart. Regt. Nr. 15	Typhus	Okahandja	
113	24. 6. 04	"	Becker	Ulan. Regt. Nr. 9	"	Otjosondu	
114	25. 6. 04	"	Wunderlich	Hus. Regt. Nr. 19	"	Okahandja	
115	1. 7. 04	"	Lindner	Gren. Regt. Nr. 5	"	Otjosondu	
116	6. 7. 04	"	Tietz	Drag. Regt. Nr. 2	"	Okahandja	
117	13. 7. 04	"	Lübke	" " " 16	"	Otjosondu	
118	26. 7. 04	"	Linzer, gen. Strumpf	Pion. Batl. Nr. 3	"	"	
119	2. 8. 04	"	Wersich	Leibkür. Regt. Nr. 1	"	"	
120	3. 8. 04	"	Dorau	Feldart. Regt. Nr. 53	"	"	
121	3. 8. 04	"	Hardtke	Jäg. Batl. Nr. 5	"	"	
122	3. 8. 04	"	Landsmann	Feldart. Regt. Nr. 33	"	"	
123	9. 8. 04	"	Schumann	Drag. Regt. Nr. 26	"	"	
124	10. 8. 04	"	Lichtnäcker	Inf. Regt. Nr. 117	"	Ombuatjipiro	
125	15. 8. 04	"	Wandtke	Eisenbahn-Regt. Nr. 3	"	Swakopmund	
126	16. 8. 04	"	Holeczek	Gren. Regt. Nr. 10	"	Otjenga	
127	18. 8. 04	"	Birrwirth	Inf. Regt. Nr. 71	"		Auf dem Transport nach Otawi
128	19. 8. 04	"	Buchheim	Jäg. Batl. Nr. 12	"	Otjosondu	
129	25. 8. 04	"	Zaltau	Inf. Regt. Nr. 158	"	Grootfontein	
130	26. 8. 04	"	Hellstern	Baye. 4. Chev. Regt.	"	"	
131	30. 8. 04	"	Pahl	Feldart. Regt. Nr. 2	"	"	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
132	4. 9. 04	Reiter	Neumann	Inf. Regt. Nr. 19	Typhus	Otjosondu	
133	5. 9. 04	„	Cheray	Garde-Gren.-Regt. Nr. 3	Lungenentzündung	Las Palmas	
134	6. 9. 04	„	Zietlow	Feldart.-Regt.-Nr. 2	Typhus	Okosongoho	
135	8. 9. 04	„	Rößner	Bayr. 10. Inf.-Regt.	„	Otjosondu	
136	9. 9. 04	„	Ponelis	Gren. Regt. Nr. 1	„	Waterberg	
137	9. 9. 04	„	Rinkleib	Train-Batl. Nr. 4	„	Okahandja	
138	?	„	Maier	Ulan-Regt. Nr. 2	„	Waterberg	
139	12. 9. 04	„	Hanussek	Feldart. Regt. Nr. 42	„	„	
140	12. 9. 04	„	Löwe	Ulan-Regt. Nr. 17	„	Okosongoho	
141	12. 9. 04	„	Neubauer	Inf. Regt. Nr. 128	„	„	
142	15. 9. 04	„	Blum	Gren. Regt. Nr. 9	„	„	
143	18. 9. 04	„	Czapa	„ „ „ 9	„	Otjosondu	
144	18. 9. 04	„	Förster	Gardes du Corps	„	Okahandja	
145	20. 9. 04	„	Hinz	Feldart. Regt. Nr. 46	„	Okowarumende	
146	21. 9. 04	„	Wittig	Inf. Regt. Nr. 26	„	Okahandja	
147	22. 9. 04	„	Wenzel	Pion. Batl. Nr. 3	„	Grootfontein	
148	23. 9. 04	„	Boost	Telegr. Batl. Nr. 1	„	Okosongoho	
149	23. 9. 04	„	Doherr	Pion. Batl. Nr. 3	„	Okowarumende	
150	23. 9. 04	„	Frank	Feldart. Regt. Nr. 65	„	Otjuebule	
151	24. 9. 04	„	Pape	Feldart. Regt. Nr. 24	„	„	
152	25. 9. 04	„	Hilgers	Masch. Gew. Abt. Nr. 3.	„ „	Waterberg	
153	25. 9. 04	„	Reuter	Garde-Füs. Regt.		Epukiro	
154	26. 9. 04	„	Geißlinger	Feldart. Regt. Nr. 27	„	Otjuebule	
155	27. 9. 04	„	Klippel	Schützen- (Füs.) Regt. Nr. 108	„	Waterberg	
156	28. 9. 04	„	Hoppe	Masch. Gew. Abt. Nr. 4	„	Otjimbinde	
157	28. 9. 04	„	Rose	Ulan-Regt. Nr. 9	„	„	
158	29. 9. 04	„	Hahn	Inf. Regt. Nr. 122	„	„	
159	29. 9. 04	„	Zink	Feldart. Regt. Nr. 2	„	Otjosondu	
160	29. 9. 04	„	Zwinscher	Jäg. Batl. Nr. 12	„	Epukiro	
161	1. 10. 04	„	Gropp	Hus. Regt. Nr. 19	„	Otjimbinde	
162	1. 10. 04	„	Preer	Drag. Regt. Nr. 16	„	Otjosondu	
163	2. 10. 04	„	Lange	Inf. Regt. Nr. 55	„	Waterberg	
164	4. 10. 04	„	Kompf	Drag. Regt. Nr. 16	Blutvergiftung	„	
165	6. 10. 04	„	Tomaszick	Inf. Regt. Nr. 60	Typhus	Otjimbinde	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
166	6. 10. 04	Reiter	Winkler	Inf. Regt. Nr. 49	Typhus	Epata	
167	7. 10. 04	"	Beerbohm	Füs. Regt. Nr. 37	"	Otjimbinde	
168	7. 10. 04	"	Kohlstedt	Luftschiffer-Batl.	"	"	
169	7. 10. 04	"	Tauchert	Inf. Regt. Nr. 46	"	Epukiro	
170	7. 10. 04	"	Wendt	Ulan-Regt. Nr. 9	"	Otjimbinde	
171	10. 10. 04	"	Schirdewann	Pion. Batl. Nr. 6	"	Epukiro	
172	12. 10. 04	"	Kohn	Feldart. Regt. Nr. 73	"	Otjimbinde	
173	13. 10. 04	"	Krüger	Feldart.Regt.Nr.3	"	Otjosondu	
174	13. 10. 04	"	Willems	Ulan-Regt. Nr. 11	"	Otjimbinde	
175	14. 10. 04	"	Mögging	Drag. Regt. Nr. 22	"	"	
176	19. 10. 04	"	Faust	Garde-Füs. Regt.	"	Okahandja	
177	19. 10. 04	"	Kruschinski	Ulan-Regt. Nr. 11	"	Otjimbinde	
178	20. 10. 04	"	Garzelitz	" " " 4	"	Epukiro	
179	21. 10. 04	"	Esser	Inf. Regt. Nr. 117	"	Otjosondu	
180	22. 10. 04	"	Hoyer	Feldart. Regt. Nr. 46	"	Otjimbinde	
181	22. 10. 04	"	Maslowski	Feldart. Regt. Nr. 17	"	"	
182	25. 10. 04	"	Hempel	Inf. Regt. Nr. 105	"	Waterberg	
183	25. 10. 04	"	Lehmann	Feldart. Regt. Nr. 76	"	Okahandja	
184	25. 10. 04	"	Schreiber	Inf. Regt. Nr. 104	"	Waterberg	
185	25. 10. 04	"	Ungerer	Drag. Regt. Nr. 25	"	Okosongoho	
186	29. 10. 04	"	Krusat	Masch. Gew. Abt. Nr. 5	"	Otjosondu	
187	30. 10. 04	"	Przyborowski	Leibhus.Regt.Nr.1	"	Owinaua Naua	
188	31. 10. 04	"	Rivergall	Feldart. Regt. Nr. 56	Darmzerreißung	Otjosondu	
189	1. 11. 04	"	Winterstein	Feldart. Regt. Nr. 65	Typhus	Okahandja	
190	2. 11. 04	"	Gunser	Drag. Regt. Nr. 26	"	Otjimbinde	
191	2. 11. 04	"	Knoblich	Inf. Regt. Nr. 154	"	Waterberg	
192	2. 11. 04	"	Ledwa	Masch. Gew. Abt. Nr. 7	"	Otjosondu	
193	2. 11. 04	"	Reichel	Leibgren. Regt. Nr. 100	"	"	
194	3. 11. 04	"	Wolf	Hus. Regt. Nr. 13	"	Waterberg	
195	4. 11. 04	"	Ehmke	Kür. Regt. Nr. 5	Herzschwäche	Otjimanangombe	
196	4. 11. 04	"	Woithe	Inf. Regt. Nr. 155	Darmblutung	"	
197	4. 11. 04	"	Wotzlawek	Füs. Regt. Nr. 38	Typhus	Otjosondu	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
198	6. 11. 04	Reiter	Busemann	Masch. Gew. Abt. Nr. 3	Typhus	Otjimbinde	
199	6. 11. 04	=	Jordans	Hus. Regt. Nr. 7	Blutvergiftung	Okahandja	
200	?	=	Winterle	Inf. Regt. Nr. 112	Typhus	=	
201	?	=	Weichelt	Jäg. Batl. Nr. 12	=	Epukiro	
202	9. 11. 04	=	Schröder	Inf. Regt. Nr. 55	=	Otjimbinde	
203	10. 11. 04	=	Körck	Ulan. Regt. Nr. 9	=	Grootfontein	
204	10. 11. 04	=	Schlag	Inf. Regt. Nr. 56	=	Otjosondu	
205	11. 11. 04	=	Hallmann	Inf. Regt. Nr. 14	=	Owinaua-Naua	
206	11. 11. 04	=	Lukaszkiewicz	3. Garde-Feldart. Regt.	=	Windhuk	
207	11. 11. 04	=	Nonnenmacher	Feldart. Regt. Nr. 12	=	Otjimbinde	
208	11. 11. 04	=	Seipel	Inf. Regt. Nr. 166	=	Epukiro	
209	11. 11. 04	=	Weschke	Inf. Regt. Nr. 27	=	=	
210	13. 11. 04	=	Broßmer	Drag. Regt. Nr. 22	=	=	
211	13. 11. 04	=	Ehrhardt	Inf. Regt. Nr. 105	=	Karibib	
212	13. 11. 04	=	Manske	Feldart. Regt. Nr. 71	=	Waterberg	
213	14. 11. 04	=	Bihler	Bayr. 2. Schwer. Reit. Regt.	=	Otjimbinde	
214	14. 11. 04	=	Kulse	Feldart. Regt. Nr. 57	=	Epukiro	
215	14. 11. 04	=	Reiners	Inf. Regt. Nr. 171	=	Okahandja	
216	16. 11. 04	=	Babilas	Feldart. Regt. Nr. 51	=	Waterberg	
217	16. 11. 04	=	Vogt	Feldart. Regt. Nr. 42	=	Otjimbinde	
218	17. 11. 04	=	Becker	Feldart. Regt. Nr. 53	=	Okahandja	
219	17. 11. 04	=	Drabandt	Kür. Regt. Nr. 5	Blinddarmentzündung	Outjo	
220	18. 11. 04	=	Kekel	Luftschifferbatl.	Typhus	Karibib	
221	19. 11. 04	=	Ratus	Bayr. 22. Inf. Regt.	=	Windhuk	
222	20. 11. 04	=	Romonath	Inf. Regt. Nr. 41	=	Epukiro	
223	21. 11. 04	=	Hagen	Bayr. 1. Chev. Regt.	=	Windhuk	
224	21. 11. 04	=	Schaak	Pion. Batl. Nr. 17	=	Epukiro	
225	22. 11. 04	=	Schalkowski	Feldart. Regt. Nr. 71	=	Otjosondu	
226	22. 11. 04	=	Thoma	Drag. Regt. Nr. 26	=	Okahandja	
227	24. 11. 04	=	Kaiser	Masch. Gew. Abt. Nr. 3	=	Otjimbinde	
228	25. 11. 04	=	Büttner	Pion. Batl. Nr. 10	=	Okahandja	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
229	25. 11. 04	Reiter	Wintzek	Leib. Gren. Regt. Nr. 100	Typhus	Waterberg	
230	27. 11. 04	=	Mayer	Feldart. Regt. Nr. 30	=	Otjimbinde	
231	28. 11. 04	=	Justus	Pion. Batl. Nr. 17		Okahandja	
232	30. 11. 04	=	Treuter	Feldart. Regt. Nr. 65		Waterberg	
233	30. 11. 04	=	Borkauf	Garde-Gren. Regt. Nr. 1		Epukiro	
234	2. 12. 04	=	Engelhardt	Inf. Regt. Nr. 78			
235	2. 12. 04	=	Martini	Inf. Regt. Nr. 87		Okahandja	
236	3. 12. 04	=	Schütt	Inf. Regt. Nr. 14	Gelenkrheumatismus	Dampfer Eduard Wörmann	
237	4. 12. 04	=	Guhlke	Feldart. Regt. Nr. 2	Typhus	Epukira	
238	4. 12. 04	=	Hövel	Garde-Gren. Regt. Nr. 2	=	Windhuk	
239	4. 12. 04	=	Lehner	Bayr. Inf. Leib. Regt.	=	=	
240	4. 12. 04	=	Röder	Leibhus. Regt. Nr. 2	=	Otjosandu	
241	4. 12. 04	=	Tschen	1. Garde-Regt. z. F.		Epukiro	
242	4. 12. 04	=	Trommer	Kür. Regt. Nr. 6		Otjasandu	
243	7. 12. 04	=	Gallert	Inf. Regt. Nr. 128	=	Epukiro	
244	7. 12. 04	=	Herendorf	Gardes du Corps	=	Otjimbinde	
245	7. 12. 04	=	Krapp	Drag. Regt. Nr. 23	=	=	
246	8. 12. 04	=	Regnath	Bayr. 15. Inf. Regt.	Lungenentzündung	Owinaua-Naua	
247	8. 12. 04	=	Sangkuhl	Feldart. Regt. Nr. 21	Typhus	Epukiro	
248	9. 12. 04	=	Ehlers	Inf. Regt. Nr. 162	=	Owikakarera	
249	11. 12. 04	=	Flanze	Luftschifferbatl.	=	Otjosondu	
250	11. 12. 04	=	Wenzel	Drag. Regt. Nr. 11	=	Otjimbinde	
251	12. 12. 04	=	Runde	Feldart. Regt. Nr. 33	=	Okahandja	
252	13. 12. 04	=	Schultz	Eisenbahn. Regt. Nr. 3	=	Swakopmund	
253	14. 12. 04	=	Friedmann	Feldart. Regt. Nr. 65	=	Otjimbinde	
254	14. 12. 04	=	Loeck	Gren. Regt. z. Pf. Nr. 3	Skorbut	Karibib	
255	17. 12. 04	=	Ackermann	Inf. Regt. Nr. 87	Typhus	Epukiro	
256	18. 12. 04	=	Klose	Feldart. Regt. Nr. 57	=	=	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
257	18. 12. 04	Reiter	Kahn	Feldart. Regt. Nr. 2	Typhus	Epukiro	
258	18. 12. 04	=	Schumann	Drag. Regt. Nr. 1	=	Otjimbinde	
259	20. 12. 04	=	Dimke	Feldart. Regt. Nr. 56	=	Epukiro	
260	20. 12. 04	=	Menzel	Inf. Regt. Nr. 50	=	=	
261	24. 12. 04	=	Schulze	Inf. Regt. Nr. 41	=	Otjosondu	
262	25. 12. 04	=	Esser	Bayr. Inf. Leib. Regt.	=	Windhuk	
263	25. 12. 04	=	Heimann	Drag. Regt. Nr. 26	=	Epukiro	
264	29. 12. 04	=	Ahrendt	Gren. Regt. Nr. 2	=	=	
265	31. 12. 04	=	Müller	Inf. Regt. Nr. 24	=	Otjimbinde	
266	1. 1. 05	=	Hubert	Bayr. 11. Feldart. Regt.	=	=	
267	3. 1. 05	=	Dobler	Bayr. 1. Inf. Regt.	=	Okahandja	
268	8. 1. 05	=	Geipel	Inf. Regt. Nr. 178	=	Windhuk	
269	10. 1. 05	=	Grabowski	Pion. Batl. Nr. 20	Eitrige Hirnhautentzündung	Swakopmund	
270	13. 1. 05	=	Schniebs	Füs. Regt. Nr. 37	Lungenentzündung	Windhuk	
271	14. 1. 05	=	Kersting	Inf. Regt. Nr. 144	Typhus	=	
272	16. 1. 05	=	Thiemick	Inf. Regt. Nr. 27	=	=	
273	21. 1. 05	=	Jordan	Inf. Regt. Nr. 47	=	Epukiro	
274	21. 1. 05	=	Krüger	2. Garde Drag. Regt.	Lungen- und Brustfellentzündung	Otjimbinde	
275	23. 1. 05	=	Gädicke	Feldart. Regt. Nr. 56	Herzschwäche	Owindji	
276	24. 1. 05	=	König	Gren. Regt. Nr. 1	innere Verblutung	Okahandja	
277	27. 1. 05	=	Böhm	Drag. Regt. Nr. 10	Typhus, Ruhr, Skorbut	Otjimbinde	
278	27. 1. 05	=	Jungkind	Drag. Regt. Nr. 22	Gelenkrheumatismus und Skorbut	Swakopmund	
279	1. 2. 05	=	Kleina	Inf. Regt. Nr. 128	Typhus	Windhuk	
280	4. 2. 05	=	Till	Ulan. Regt. Nr. 8	Herzschwäche	Karibib	
281	8. 2. 05	=	Endrejat	Füs. Regt. Nr. 33	Typhus	Epukiro	
282	10. 2. 05	=	Frackowiak	Füs. Regt. Nr. 39	=	=	
283	16. 2. 05	=	Paul	Inf. Regt. Nr. 160	=	Windhuk	
284	10. 3. 05	=	Ziglow	Drag. Regt. Nr. 17	=	=	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
285	11. 3. 05	Reiter	Poß	Drag. Regt. Nr. 7	Typhus und Lungenentzündung	Outjo	
286	19. 3. 05	"	Hartung	Inf. Regt. Nr. 31	Typhus	Windhuk	
287	8. 4. 05	"	Freudenreich	Inf. Regt. Nr. 147	"	Swakopmund	
288	8. 4. 05	"	Heinze	Feldart. Regt. Nr. 6	"	Windhuk	
289	12. 4. 05	"	Schiffeler	Drag. Regt. Nr. 15	"	"	
290	16. 4. 05	"	Danielowski	Inf. Regt. Nr. 44	"	"	
291	17. 4. 05	"	Berkling	Jäg. Batl. Nr. 9	"	"	
292	20. 4. 05	"	Klirbisch	Gard. Gren. Regt. Nr. 2	Malaria	Okahandja	
293	21. 4. 05	"	Paul	Inf. Regt. Nr. 102	Typhus	Windhuk	
294	29. 4. 05	"	Werner	Pion. Batl. Nr. 11	"	Swakopmund	
295	7. 5. 05	"	Krellig	Eisenbahn. Regt. Nr. 1	"	"	
296	7. 5. 05	"	Ritz	Ulan. Regt. Nr. 11	"	Grootfontein	
297	12. 5. 05	"	Schönherr	Inf. Regt. Nr. 151	"	Windhuk	
298	27. 5. 05	"	Müller	Inf. Regt. Nr. 164	"	"	
299	3. 6. 05	"	Pockolm	Feldart. Regt. Nr. 73	"	"	
300	18. 9. 04	Militärkrankenwärter	Köbele	Garn. Laz. II Berlin	"	Owikokorero	
301	10. 11. 04	"	Dehmer	Garn. Laz. Coblenz	"	Otjosondu	
302	14. 12. 04	"	Derheld	Garn. Laz. Ratibor	"	Otjimbinde	
303	24. 9. 04	Schießer	Urban	Mil. Bäck. Abt. III. A. K.	"	"	
304	25. 12. 04	Militärbäcker	Christoph	Mil. Bäck. Abt. I. A. K.	"	Okahandja	
305	5. 5. 05	"	Hamel	Mil. Bäck. Abt. I. A. K.	"	Windhuk	

E. Außerdem verletzt:

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
1	14. 7. 04	Windhuk	Reiter	König	Inf. Regt. Nr. 93	Durch Unvorsichtigkeit eines Kameraden verwundet
2	11. 8. 04	Marsch nach dem Waterberge	Oberstleutnant	Mueller	Inf. Regt. Nr. 44	Mit dem Pferde gestürzt
3	?	Zesfontein	Unteroffizier	Pietrowski	Ulan. Regt. Nr. 4	Tätlich von einem eingeborenen Polizisten angegriffen, am 18. 9. 04 gestorben
4	?		Zahlm. Aspir.	Klocke	Feldart. Regt. Nr. 57	Durch Unglücksfall (Schuß)
5	?	Johann Albrechtshöhe	Reiter	Keding	Pion. Bat. Nr. 5	Bei einer Dynamitexplosion
6	?		"	Kleiner	Leibkür. Regt. Nr. 1	
7	?	Otjimanangombe		Kochner	Jäg. Bat. Nr. 6	Selbst in die linke Schulter geschossen
8	27. 11. 04	Swakopmund	"	Zickfeld	Feldart. Regt. Nr. 9	Durch Fahrlässigkeit eines Zivilisten (Schuß) 27. 11. 04 gestorben
9	10. 2. 05	Marsch Swakopmund—Okahandja	Reiter d. Ldw.	Bräuer	Feldart. Regt. Nr. 4	Durch Unvorsichtigkeit von einem Kameraden verwundet

F. Außerdem tot:

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
1	18. 5. 04	Outjo	Leutnant	Haas	Inf. Regt. Nr. 47	Durch Unvorsichtigkeit einer Ordonnanz erschossen
2	23. 2. 05	Auf der Seefahrt	Intendanturrat	Drewes	Intendantur 28. Div.	
3	10. 7. 04	Swakopmund	Reiter	Langner	Inf. Regt. Nr. 56	Von einem Kameraden im Streit erschossen
4	19. 7. 04	Epukiro	"	Reuber	Eisenb. Regt. Nr. 3	Hat sich in einem Anfall von Geistesstörung erschossen
5	20. 12. 04	Outjo	"	Tews	Inf. Regt. Nr. 64	Infolge eigener Unvorsichtigkeit durch Schuß getötet
6	25. 1. 05	Epukiro		Beese	Inf. Regt. Nr. 46	Auf Jagd von den Hereros erschossen

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.



„1806“.

Der Tag von Austerlitz hatte Österreich niedergeworfen, Rußland zum Rückzug gezwungen. Napoleon, im Frieden von Preßburg durch neue Länderabtretungen bereichert, gebot unumschränkt teils mit dem Titel eines Herrschers, teils unter dem Namen eines Beschützers über Frankreich, Italien, die Schweiz, die Niederlande, das südliche und das westliche Deutschland. Wie groß auch dieser Besitz war, der Begründer eines Weltreiches konnte sich mit ihm nicht begnügen. Immer blieb noch etwas zur Abrundung und Sicherung der Grenzen zu erwerben übrig. Der Mann, der durch den Krieg so hoch emporgekommen, konnte sich nicht plötzlich den Segnungen des Friedens hingeben. Die unterjochten Völker würden sich bald empört, die benachbarten Staaten den gegenseitigen Hader unterdrückt und sich zur Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen und des eingebüßten Ansehens geeinigt haben. Nicht nur um neue Eroberungen zu machen, sondern auch um das Erworbene zu sichern, wurde Napoleon unaufhaltsam vorwärts getrieben.

Es lag auf der Hand, daß der nächste Angriff auf Preußen gerichtet sein würde. Sein Gebiet, das die russische Front wie die österreichische Flanke deckte, die französische bedrohte, behinderte die Ausdehnung des Rheinbundes über das nördliche Deutschland. Bisher unbesiegt, hatte es durch die Drohung, dem Sieger von Ulm auf dem Marsch nach Austerlitz in den Arm zu fallen, den Zorn und den Haß des Mächtigen erregt. Ehe es indes bekämpft wurde, sollte es isoliert werden.

Von dem schwer leidenden Österreich war nicht zu erwarten, daß es eine verzweifelte Kraftanstrengung machen würde, um dem verhaßten Nebenbuhler, dessen Zaudern und Säumen die Niederlage vom 2. Dezember zur Last gelegt wurde, beizuspringen. Mit England hatte sich Preußen durch die Annahme von Hannover verfeindet. Schweden als englischer Verbündeter hatte ihm den Krieg erklärt. Um die Isolierung zu vollenden, schien nur noch erforderlich, Rußland durch einen Friedensschluß von einer Einmischung in die preußischen Angelegenheiten auszuschließen.

Während Verhandlungen hierüber im Gange waren, wurden bereits Vorbereitungen getroffen, um die friedliebendste Macht zu einer Kriegserklärung zu

zwingen. Bald durch Geschenke, Freundlichkeiten und Schmeicheleien, bald durch Wiederabnahme des Gegebenen, Drohungen und Beleidigungen, immer durch Täuschungen sollte sie in eine Lage gebracht werden, aus der nur der Krieg einen Ausweg bieten konnte.

Die französischen Machenschaften nahmen nicht ganz den gewünschten Verlauf. Zu früh kamen sie zutage. Der preußische Gesandte in Paris berichtete am 6. August 1806 dem Berliner Kabinett Tatsachen, die an der Absicht Napoleons, Preußen mit Krieg zu überziehen, keinen Zweifel zuließen.

Damit blieb für Preußen noch Zeit, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten. Vom Zaren war Unterstützung mit Sicherheit zu erwarten. Die russische Armee, welche im vergangenen Dezember den Rückzug aus Mähren angetreten hatte, stand noch marsch- und kriegsbereit nahe der ostpreußischen Grenze. England, sobald es Preußen vor einem Krieg mit Frankreich sah, zeigte sich bereit, in Verhandlungen einzutreten. Wenn auch nicht eine Hilfstruppe, so doch Subsidien waren von ihm zu erwarten. Schweden ließ sich leicht beschwichtigen. Sachsen, Hessen und die anderen norddeutschen Staaten waren nach ihrer geographischen Lage durch einen Angriff auf Preußen ebenso bedroht, wie dieses selbst. Wenn auch nicht um zu retten was noch von Deutschland übrig war, so doch im Interesse ihrer Selbständigkeit mußten sie ihre Truppen zu der preußischen Armee stoßen lassen. Einige waren auch bereit, „der gemeinsamen Sache“ zu dienen, andere hofften, sich vor der drohenden Flut auf ihre Neutralität zu retten. Sämtlich hätten sie einem Zwang, wenn auch nur einem scheinbaren, nachgegeben.

Alles zusammen genommen, konnte Preußen, wenn es rasch und tatkräftig handelte, nicht unerhebliche Streitkräfte unter seine Führung zusammenbringen.

Die etatmäßige Stärke der damaligen preußischen Feldtruppen ist berechnet worden auf	186 000	Mann,
Kursachsen, Hessen-Kassel und die übrigen norddeutschen Staaten konnten stellen etwa . . .	50 000	„ ,
das russische Hilfskorps ist zu veranschlagen auf 50 000 bis	70 000	„
286 000 bis	306 000	Mann.

Mochte das „Ist“ hinter dem „Soll“ auch noch soweit zurückbleiben, so war es doch immerhin möglich, mit einer nicht unbeträchtlichen Überlegenheit der Zahl Napoleon entgegenzutreten, der mit 160 000 Mann den Angriff unternommen hat.

Die Kräfte, über welche man verfügen konnte, wurden aber keineswegs ausgenutzt. Zwölf Jahre lang war das Bestreben der preußischen Politik dahin gegangen, den Frieden zu erhalten und inmitten der Kriegsstürme das ruhige Leben einer neutralen Macht zu führen. Alle ihre Künste hatten die Staatsmänner auf Erreichung dieses

Zieles verwendet. Angesichts einer augenscheinlichen Gefahr waren sie nicht imstande, diese fest ins Auge zu fassen und ihr mit einem tatkräftigen Entschluß zu begegnen. Noch immer klammerten sie sich an jeden Strohhalm und hofften durch Verhandlungen den gefürchteten Krieg beschwören zu können. Die Notwendigkeit, einerseits der dringenden Gefahr zu begegnen, andererseits der Wunsch, möglichst alles zu vermeiden, was den rücksichtslosen Gegner zu unheilvollen Schritten veranlassen könnte, führte notgedrungen zu halben Maßregeln. So erhielt allerdings die Armee Befehl zur Mobilmachung, aber die Truppen in Ostpreußen und in einigen polnischen Landesteilen wurden davon ausgenommen. Erstere sollten als Reserve, letztere zur Unterdrückung eines möglichen Aufstandes in ihren Standorten verbleiben. In entfernten Provinzen wurden größere oder kleinere Korps, in entlegenen Festungen Besatzungen an Feldtruppen belassen.

Bei diesem Verfahren war es nicht möglich, von den norddeutschen Staaten die Stellung ihrer Kontingente mit dem gehörigen Nachdruck zu verlangen. Preußen konnte Oldenburg oder Mecklenburg nicht zumuten, ihre Gebiete zu entblößen, wenn es selbst zur Deckung von Westfalen, Ostfriesland, Hannover, Oberschlesien größere oder kleinere Truppenkorps zurückließ. Es konnte Hessen und Braunschweig nicht verargen, daß sie ihre Neutralität aufrecht erhalten wollten, da es selbst ihnen in diesem aussichtslosen Bestreben mit schlechtem Beispiel vorangegangen war. Es konnte von Rußland nicht fordern, sein Hilfskorps in Eilmärschen nach der Elbe vorgehen zu lassen, wenn die ostpreußischen und polnischen Regimenter bei ihren friedlichen Beschäftigungen verblieben.

So kam es, daß von den norddeutschen Staaten nur Kursachsen, noch dazu widerwillig, 18 000 Mann, Sachsen-Weimar ein Bataillon zur preußischen Armee treten ließen und „daß Preußen für den entscheidendsten Kampf, den es je zu bestehen gehabt hat, kaum 128 000 Mann gegenwärtig und bereit fand“. Es hätte den Feind mit Überlegenheit angreifen können, aber es ging ihm mit einer erheblichen Unterlegenheit entgegen. Man tröstete sich damit, daß im Kriege die Zahl nicht der ausschlaggebende Faktor ist. Ebenso wie es heute viele verständige Leute gibt, welche in den Millionenheeren eine Verirrung der Kriegskunst erblicken, gab es vor hundert Jahren nicht weniger verständige Leute, welche die Hunderttausendheere mit äußerstem Mißtrauen betrachteten. Sie beriefen sich auf Friedrich den Großen, der nach vielen Unglücksfällen notgedrungen mit einer kleinen Armee einen verzweifelten Kampf durchgeführt hatte. Den Epigonen gelang es ohne weiteres, die kleine Armee herzustellen, aber es fehlte ihnen Friedrich der Große, und sie fanden sich gegenüber nicht den Prinzen von Soubise und Karl von Lothringen, sondern den Sieger von Marengo. Erst nach harten Prüfungen sollten sie zu der Wahrheit des Satzes gelangen, daß nur derjenige den Sieg verdient, der die größten Anstrengungen macht und alles aufbietet, ihn zu erringen.

Auf die Überlegenheit an Zahl hatte Preußen freiwillig verzichtet. Der Güte

der Truppen wollte es seine Erfolge verdanken. In der Tat konnte es noch immer auf seine Armee stolz sein, die bei Revuen die Bewunderung Europas erregte. Auf dem Exerzierplatz erfüllte die Infanterie alle an sie gestellten Anforderungen in unübertroffener Weise. Auch im Kriege hat ihrem Angriff kein Feind widerstehen können, sobald das Schlachtfeld einigermaßen dem bekannten Exerzierplatz entsprach. Wenn es aber galt, ein von unsichtbaren Schützen besetztes Dorf zu nehmen, eine Enge zu verteidigen, ein Avantgarden- oder Arrieregardengefecht zu führen, im Wald und im Gebirge zu kämpfen, so war diese auf dem Exerzierplatz so vortreffliche Infanterie völlig ratlos. Bei vielen Mängeln der Organisation, der Bewaffnung und Bekleidung besaß sie aber Mannszucht und Todesverachtung genug, um allen Aufgaben gerecht zu werden, wenn man sie nur einigermaßen darüber aufgeklärt hatte, wie diese zu lösen wären.

Die Kavallerie bewegte sich schnell, attackierte fest und geschlossen. Gewöhnlich wurde auch die feindliche Kavallerie im ersten Ansturm geworfen. Dann aber erschien oft ein zweites Treffen, eine Reserve, die in die Flanke des Verfolgers einbrach und den Sieger zum Besiegten machte, der seinerseits keine verfügbare Truppe zur Stelle hatte, um dem Durcheinander des Gefechts eine neue Wendung zu geben. Wo stärkere Kavallerie sich zusammenfand, wurden Regimenter und Schwadronen einzeln in vergeblichen Attacken verbraucht, nie die Masse zum einheitlichen Angriff an entscheidender Stelle eingesetzt.

Darf man den Berichten von Augenzeugen glauben, so hat die preußische Artillerie die französische in Schnelligkeit des Feuers und in Genauigkeit des Schießens vielfach übertroffen. Sie stand ihr aber nach in einheitlicher Verwendung und in zweckmäßiger Wahl der Stellungen. Schon damals verstanden die Franzosen, ihre Batterien verdeckt und in den Flanken gesichert aufzustellen, während die preußischen offen und weit vorgeschoben wiederholt eine leichte Beute der aufmerksamen feindlichen Kavallerie wurden.

Alles in allem hatte die preußische Armee während eines langen Friedens eine vortreffliche Exerzierausbildung erhalten, war aber wenig für den Krieg vorbereitet und stieß auf einen Feind, bei dessen Übungen einzig und allein die Forderungen des Gefechts und der Schlacht maßgebend waren und der soeben einen Feldzug zu einem siegreichen und glänzenden Abschluß gebracht hatte.

Mit einem an Zahl unterlegenen, unzweckmäßig ausgebildeten Heere einen Waffengang zu unternehmen, von dessen Ausgang das Dasein der Monarchie abhängig war, mußte schon an und für sich ernste Bedenken erregen. Noch ernster wurden diese Bedenken, wenn man die Führung ansah, die mit diesem ungenügenden Werkzeug außergewöhnliche Heldentaten verrichten sollte.

Preußischer Oberbefehlshaber war der Herzog von Braunschweig. Man hat ihn beschuldigt, daß er überaltert, den kühnen Flug napoleonischer Kriegführung nicht erfaßt

hätte. Das Gegenteil kann behauptet werden. Der Einsicht, dem scharfen Verstande, der reichen Erfahrung des Herzogs hatten die kriegerischen Ereignisse der letzten zehn Jahre nicht entgehen können. Wenn einer in der preußischen Armee Napoleon verstand, so war es derjenige, der den Oberbefehl gegen ihn übernehmen sollte. Aber mit diesem Verständnis bemächtigte sich seiner die Überzeugung, daß er dem gewaltigen Kriegshelden nicht gewachsen sei. Angesichts der großen Aufgabe, welche ihm geworden war, verlor er auch das geringe Selbstvertrauen, das ihm „nach manchem Erfolge, aber auch nach manchem verfehlten Unternehmen“ noch geblieben war, vollständig. Unsicher und ungewiß haschte er für seine Pläne nach der Zustimmung anderer. Es bildete sich um ihn ein Kriegsrat von patriotischen und ehrgeizigen, aber wenig erfahrenen und sachverständigen Männern, die sich um so ungebundener in phantastischen Plänen ergehen konnten, als sie für deren Ausführung die Verantwortung nicht zu tragen brauchten. Die widersprechenden Meinungen wurden mühsam in einem Kompromiß vereinigt, das überhaupt schwer auszuführen war, besonders aber für denjenigen, welcher mit ihm nicht im mindesten einverstanden sein konnte.

Der Herzog von Braunschweig war Oberbefehlshaber der ganzen Armee und zugleich Befehlshaber der Hauptarmee. Eine zweite Armee wurde kommandiert von dem Fürsten Hohenlohe, der dem Herzog unterstellt war, aber sich doch einer gewissen Selbständigkeit erfreute. Diese Selbständigkeit zu erweitern, war das Streben des unter dem Einfluß eines ehrgeizigen Chefs des Generalstabes, des Obersten v. Massenbach, stehenden Fürsten. Die Schwierigkeiten, welche aus diesen Bestrebungen entstanden, wurden noch dadurch verschärft, daß der Fürst das gerade Gegenteil des Herzogs war. Hochherzig, ritterlich, ein tapferer und unverzagter Soldat, aber ohne Erfahrung in der napoleonischen Kriegführung, besaß er in vollem Maße das Selbstvertrauen, das dem Herzog von Braunschweig zu wünschen gewesen wäre, und glaubte, in „Bonaparte“ nur einen französischen Durchschnittsgeneral vor sich zu haben, wie er solche in der Rheinkampagne kennen gelernt hatte.

Unter den übrigen preußischen Generalen waren viele ausgezeichnete Exerziermeister, die den Drill auf das beste förderten, aber wenige, die etwas vom Feldherrn in sich hatten, und kaum einer, der nach dem Worte König Friedrichs „in das Große vom Kriege entriert“ gewesen wäre. Und gerade jetzt hatte der Krieg einen neuen ungewohnten Umfang angenommen. Nicht lange sollte es dauern, und 160 000 Mann werden in einer geschlossenen Armee den Vormarsch antreten.

Auf der einen Seite einer der größten Feldherren der Welt, ein großes, wohl bewaffnetes, wohl ausgebildetes Heer, mit in langen Kriegen geübten Generalen, auf der anderen Seite ein kleines, kriegsmäßig nicht gut ausgebildetes, schlecht bewaffnetes Heer und so gut wie gar keine Führung. Die Partie war sehr ungleich.

Wie ungleich sie auch war, der Kampf mußte von Preußen aufgenommen werden. Der ihm von Napoleon zugefügten Beleidigungen und Demütigungen waren zu viele.

Hannover war ihm abgetreten worden und wird dann ohne sein Wissen England als Friedenspreis angeboten. Preußen wird aufgefordert, sich an die Spitze eines norddeutschen Bundes zu stellen, heimlich werden aber die wichtigsten Glieder dieses Bundes, Sachsen und Hessen, eingeladen, dem Rheinbund beizutreten. Beträchtliche Bereicherungen aus dem Besitzstand anderer norddeutscher Fürsten werden ihnen als Lohn vorgehalten.

Preußen konnte im Frieden weder mit Ehren, noch überhaupt seine Selbständigkeit bewahren. Es mußte sich der Willkür des Tyrannen überlassen oder zu den Waffen greifen.

Wählte es das letztere, so durfte es nicht, wie ihm nachträglich geraten worden ist, hinter die Oder zurückgehen, um bei seiner Schwäche zunächst die Unterstützung der Russen abzuwarten. Eine Beleidigung rächt man nicht durch einen Rückzug. Nicht ohne Schwertstreich konnten die besten Provinzen, ja die Hauptstadt aufgegeben und die norddeutschen Staaten im Stich gelassen werden. Wenn diese ihre Selbständigkeit im Anschluß an Preußen auch nur widerwillig oder gar nicht verteidigen wollten, dem gefürchteten Napoleon hätten sie als Vasallen bereitwilligst Heeresfolge geleistet. Durch ein Zurückgehen hinter die Oder wären die französischen Streitkräfte und Hilfsquellen vermehrt, die preußischen verringert worden, ohne daß durch das russische Hilfskorps ein genügender Ausgleich gegeben, die Kriegslage verbessert worden wäre. Preußen hätte sich selbst aus Deutschland herausgedrängt, um mit Rußlands Hilfe zu versuchen, es dem Gebieter Westeuropas wieder abzunehmen.

Auch Napoleon, der geringschätzig genug von Preußen dachte, hielt eine freiwillige Räumung des linken Oderufers doch nicht für möglich. Wohl aber faßte er den Fall ins Auge, daß die preußische Armee hinter der Elbe stehen bleiben könnte. Auch dies war unmöglich, wenn der König, wie es in dem preußischen Kriegsmanifest heißt, „um das unglückliche Deutschland von dem Joche, worunter es erliegt, zu befreien, die Waffen ergreifen wollte".

Tatsächlich dachte Preußen nicht daran, hinter die Elbe, geschweige denn hinter die Oder zurückzugehen. Es hätte gar zu gern den Krieg vermieden, aber es war doch entschlossen, seine Ehre zu retten, es war sich doch der Aufgabe, nicht bloß das eigene Gebiet, sondern auch alles, was von Deutschland übrig geblieben, zu schützen, vollständig bewußt. Nicht minder war es davon durchdrungen, daß es durch seine Vergangenheit und durch die Taten seiner Vorfahren verpflichtet sei, auch als Schwächerer diesen Schutz durch eine mannhafte Offensive zur Geltung zu bringen.

Darüber waren sich freilich die Einsichtigeren klar, daß zur Durchführung einer Offensive, und um den so sehr überlegenen Feind über den Rhein und bis Paris zurückzuwerfen, die 128 000 Mann schwerlich genügen würden. Aber einen einzigen Sieg auch über die Überzahl konnte man doch von der Armee Friedrichs des Großen erhoffen, und dieser Sieg würde nicht nur die Russen und Norddeutschen, sondern auch die Österreicher, vielleicht sogar die Süddeutschen auf die preußische Seite geführt haben.

Das waren aber fernliegende Hoffnungen. Zunächst ging Preußen fast allein dem unbesiegten Feldherrn entgegen, der bisher jeden Gegner zerschmettert hatte. Nur auf einen aufrichtigen Verbündeten konnte es zählen, auf den Herzog von Weimar mit seinem Schützenbataillon. Der Herzog von Braunschweig, der doch die preußische Armee zum Siege führen sollte, hielt seine eigene Truppe vorsichtig von dem ungewissen Unternehmen zurück. Der Kurfürst von Sachsen stellte allerdings 18 000 Mann, ließ aber in den Tuilerien keinen Zweifel darüber, daß seine Truppen nur gezwungen marschierten. Sein Gesandter blieb in Paris, um jeden Augenblick die Verhandlungen wieder anknüpfen zu können. England hatte sich entgegenkommend gezeigt, wollte aber Hannover zurückerhalten, Preußen diesen wichtigen Bestandteil Norddeutschlands nicht herausgeben. Von der ersten Schlacht wurde die Entscheidung abhängig gemacht. Rußland hätte bereitwillig Hilfe geleistet, wenn ihm nur beizeiten angegeben worden wäre, wo und wann es seine Armee einsetzen sollte. Jetzt gerade aber drohte der Sultan, der Verbündete Frankreichs, mit einem Kriege an der Donau. Mit voller Kraft und sogleich vermochte Rußland nicht, dem bedrängten Preußen beizustehen.

Durch sein eigenes vorsichtiges und schwankendes Verfahren, noch mehr durch Napoleons ebenso zielbewußte wie ränkevolle Politik war Preußen in eine Zwangslage gebracht worden. Es mußte so gut wie allein gegen den Zwingherrn Europas in die Schranken treten. Für diesen Krieg fehlte es seiner Armee eigentlich an allen Dingen, durch welche Siege erfochten werden: die höhere Zahl, die wirksamere Waffe, die bessere Ausbildung, die größere Kriegstüchtigkeit, die überlegene Führung, etwas von dem Feuer, das die tote Masse in Bewegung setzt, ein Geringes des Geistes, der Leben bringt. Dagegen fehlte ihr nicht das, was Mit- und Nachwelt ihr abzusprechen sich bemüht hat: Tapferkeit und Todesverachtung.

Die französischen Korps hatten sich nach Beendigung des Feldzuges von 1805 nach Süddeutschland zurückgezogen und waren in Bayern, Württemberg, am Main und am Rhein untergebracht worden.*) Ihr rechter Flügel lehnte sich an den Inn, ihr linker reichte über die Sieg bis in die Gegend von Köln. Von Wesel ab schloß sich die niederländische Armee an.

Die große Armee, soweit sie im Oktober 1806 in Tätigkeit kam, bestand aus:

Garde-Infanterie Lefebvre, Paris,
1. Korps Bernadotte, 2 später 3 Divisionen, Ansbach,
3. „ Davoust, 3 Divisionen, Nördlingen,
4. „ Soult, 3 „ , Passau,
5. „ Lannes, 2 „ , Dinkelsbühl,
6. „ Ney, 2 „ , Memmingen,
7. „ Augereau, 2 „ , Diez.
Division Dupont, welche später zum 1. Korps stieß, Bonn.

*) Skizze 1.

(Die Divisionen zu 6 bis 12 Bataillonen, das Korps mit 1 leichten Kavallerie-Brigade — 9 Eskadrons — und 24 bis 48 Geschützen.)

Kavallerie-Reserve, Murat:

2 leichte Brigaden: Lasalle, Milhaud.

2 schwere Divisionen: Nansouty, Hautpoul.

4 Dragoner-Divisionen: Klein, Beaumont, Sahuc, Grouchy.

Für den Oktober nicht in Betracht kamen:

Garde-Kavallerie, Bessieres, Paris,

8. Korps, Mortier (noch in der Bildung begriffen), Mainz,

2 bayerische Divisionen, die Kontingente von Württemberg, Baden, Hessen, Nassau und der übrigen Rheinbundfürsten, die niederländische Armee.

In welcher Weise die Franzosen aus ihrer ausgedehnten Aufstellung vorrücken würden, war nicht vorherzusagen. Soviel war aber gewiß, daß sie ihre Front erheblich würden verkürzen müssen. Das weit nach Deutschland hinein vorspringende Böhmen verhinderte den rechten Flügel, sich östlich über Hof hinaus auszudehnen. Nach der Verteilung der Truppen in dem Unterkunftsbezirk und nach den geographischen und Geländeverhältnissen war es nicht wahrscheinlich, daß der linke Flügel weiter nördlich als über Kassel marschieren würde.

Innerhalb der Linie Hof—Kassel war also die französische Armee zu erwarten, und gegen eben diese Linie setzten sich auch die preußischen Heeresteile nach einem am 25. August gegebenen Befehl in Bewegung:

Blücher sammelte die westfälischen Truppen bei Paderborn,

Rüchel marschierte mit den hannoverschen Leine aufwärts bis Göttingen,

die magdeburgischen und märkischen unter unmittelbarem Befehl des Herzogs von Braunschweig wurden über Magdeburg auf Halle in Marsch gesetzt,

Grawert sollte mit den schlesischen und südpreußischen Regimentern über Dresden auf Gera marschieren,

Kalkreuth, welcher den Schweden gegenüber an der Peene gestanden hatte, ging nach Prenzlau,

Herzog Eugen von Württemberg mit den westpreußischen Truppen wurde auf Küstrin in Marsch gesetzt,

Tauentzien stand mit den bayreuthischen bei Hof,

das hessische Korps, auf welches damals noch gerechnet wurde, sollte bei Kassel den rechten Flügel,

die Sachsen im Anschluß an Grawert den linken Flügel bilden und mit diesem unter den Befehl des Fürsten Hohenlohe treten.

Um die Truppen aus den zum Teil weit entfernten Provinzen an die bedrohte Grenze zu führen, mochten die gegebenen Anmarschrichtungen ganz zweckmäßig sein. Um aber gegen den Feind zum Angriff vorzugehen, war die angenommene Front zu

breit. Der schwächere der beiden Gegner hatte alle Veranlassung, seine Kräfte zusammenzuziehen. Auch wenn sie sämtlich vereinigt wurden, war die kleinere preußische Armee der französischen nicht gewachsen. Sie mußte suchen, nicht die Gesamtheit des Gegners, sondern nur einen Teil anzugreifen. Das war schwierig. Es gehörte nicht zu Napoleons Gewohnheiten, Heeresteile abzusondern. Er mußte indes Gebirge und Flüsse überschreiten. Bei diesen Gelegenheiten war auch Napoleon nicht imstande, seine Armee so eng zusammenzuhalten, daß jederzeit der eine Flügel durch den anderen, die Mitte durch die beiden Flügel, das erste Treffen durch das zweite hätte unterstützt werden können.

Der Ansicht, daß man Napoleon gegenüber „konzentriert“ sein müsse, war auch der Herzog von Braunschweig. Er beabsichtigte die gesamte Armee, mit alleiniger Ausnahme des Blücherschen Korps, bei Naumburg zu versammeln, um von dort, wenn der Anmarsch des Feindes nicht eine andere Richtung verlangte, auf Bayreuth, also gegen das Gebirge, vorzugehen. Auf diese Weise hatten die Preußen Aussicht, den rechten Flügel des Feindes, dieser mochte über Hof oder weiter westlich vorgehen, anzugreifen und zu schlagen, bevor er sich aus dem Gebirge entwickelte und ehe die Mitte und der linke Flügel zur Unterstützung herankamen. Auch im Falle eines Mißerfolges wurde wenig auf das Spiel gesetzt, der Rückzug war nach Möglichkeit gesichert.

Der Plan des Herzogs fand jedoch nicht den Beifall des Hauptquartiers.

Den Strategen damaliger Zeit erschien es zu plump, mit einer geschlossenen Armee vorzugehen. Die Kunst lag in der Teilung der Kräfte, an denen man doch an und für sich nicht genug hatte, in der Absendung von Korps zur Sicherung der Flanken, Deckung von Länderteilen und Hauptstädten und zur Beunruhigung der rückwärtigen Verbindungen des Feindes.

Der napoleonische Grundsatz der Massenbildung war nicht begriffen, der Moltkesche Ausspruch vom 19. August 1870: „Man kann in der Schlacht nicht stark genug sein“ wäre an den Theoretikern von 1806 unverstanden vorübergegangen.

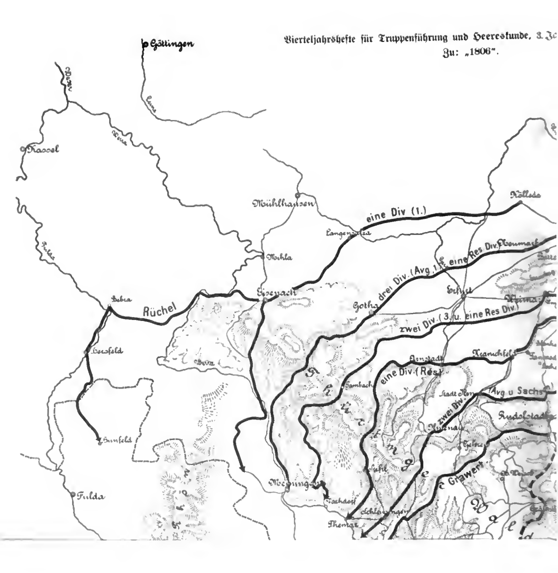
Der Vorschlag, die ganze Armee bei Naumburg zu versammeln, wurde dahin abgeändert, daß nur die Hauptarmee (4 Divisionen) nach Naumburg, Hohenlohe dagegen mit den Sachsen und Grawert (4 Divisionen) nach Chemnitz — Avantgarde Zwickau — rücken sollte. Rüchel, durch eine Division Blüchers verstärkt, hatte sich mit den Hessen bei Fritzlar zu vereinigen, um dann auf Bamberg, Würzburg oder Frankfurt vorzugehen, Blücher in Westfalen zu verbleiben. Kalkreuth (2 Divisionen) sollte nach Leipzig, der Herzog von Württemberg auf Torgau nachrücken, Tauentzien (1 Division) bei Hof bleiben. Kamen diese unter dem 8. September gegebenen Anordnungen zur Ausführung, so würden voraussichtlich nicht nur der Herzog von Württemberg, sondern auch Rüchel, Blücher und die Hessen von der Schlacht ausgeschlossen worden sein. Der Kurfürst von Hessen indes, der sich nicht entschließen konnte, mit Entschiedenheit auf Preußens Seite zu treten, legte gegen die beabsichtigte Verletzung

seines Gebietes Verwahrung ein. Infolgedessen ging Rüchel selbständig nach Mühlhausen, seine Avantgarde (Winning) nach Eisenach—Gotha, Blücher nach Göttingen. Die übrigen Heeresteile setzten ihre Märsche in den ihnen gegebenen Richtungen fort.

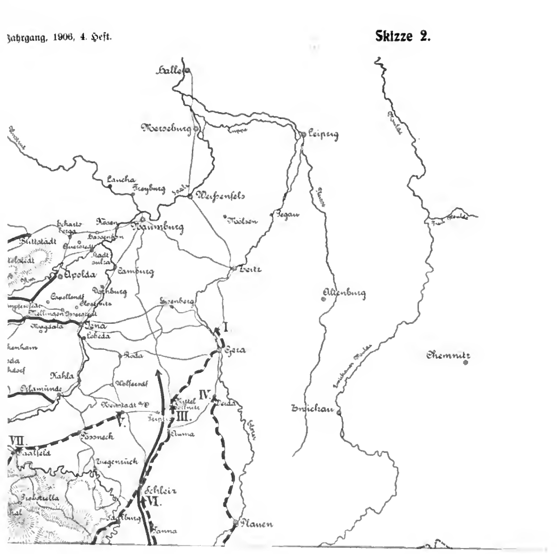
Die Truppen hatten bei weitem noch nicht ihre Marschziele erreicht, als der Herzog einen neuen, anscheinend von seinem Generalstabschef, Obersten v. Scharnhorst, aufgestellten Operationsplan vorlegte, der nach heftigen Debatten angenommen wurde.*) Er läßt sich kurz so ausdrücken: „Der Feind steht in einer dünnen Linie zwischen dem Inn und der Sieg, in einer zweiten Linie dahinter zwischen dem Inn und dem Neckar. Die Armee wird über den Thüringer Wald gehen und mit Überlegenheit die feindliche Aufstellung durchbrechen.“ Diese Idee muß unwillkürlich bestechen, und ist auch von den meisten Schriftstellern zustimmend aufgenommen worden. Dem Plane fehlte indes eine genügende Grundlage. Er war am 25. September auf Nachrichten hin aufgestellt, die an jenem Tage einigermaßen zutrafen. Am 12. Oktober sollte aber erst der Südfuß des Thüringer Waldes bei Meiningen und Hildburghausen erreicht werden, um von dort gegen den Main vorzugehen. Es war nicht anzunehmen, daß der Feind seine lange und dünne Aufstellung 17 Tage lang beibehalten und abwarten würde, bis beim Gegner alles zum Durchbruch bereit wäre.

In der Tat ergab sich aus den während der ersten Tage des Oktober im preußischen Hauptquartier eingehenden Nachrichten, daß der linke feindliche Flügel Ende September von der Lahn nach Würzburg abmarschiert war, daß Napoleon für den 3. Oktober ebendort erwartet, und daß zwischen Bamberg und Bayreuth feindliche Truppen versammelt wurden. Von einer oder zwei langen dünnen Linien, die man durchbrechen konnte, war also schon nicht mehr die Rede. Der Feind zog vielmehr seine Korps zwischen Bayreuth und Würzburg zusammen. Ein Vormarsch von dort über Fulda und Eisenach, vollends über Kassel, war ausgeschlossen. Nur östlich der Hohen Rhön war der Feind zu erwarten. Ob er aber im Vorgehen die ganze Linie Hof—Meiningen ausfüllen oder ob er sich zwischen diesen beiden Orten noch weiter zusammenziehen würde, darüber mußten die Meldungen der Husarenposten und Offizierpatrouillen abgewartet werden, die über den Thüringer Wald in das Werratal, nach Koburg und gegen Bayreuth vorgeschickt waren. Soviel war aber schon jetzt zu erkennen, in der beabsichtigten Weise ließen sich die Operationen nicht durchführen. Diese Möglichkeit hatte aber auch Scharnhorst vorgesehen. Ausdrücklich hat er es ausgesprochen, daß man bei Ausführung des angenommenen Planes „immer in der Lage sei, sich sowohl diesseits des Gebirges, wie im Werratal rechts und links, je nachdem es die Umstände erfordern würden, zu wenden und in keine nachteilige Defensive zu fallen befürchten dürfe“. Hier erforderten es die Umstände, sich links zu wenden. Hatte man früher einen Angriff gegen den mutmaßlichen feindlichen rechten Flügel verworfen, so war jetzt die Möglichkeit gegeben, gegen den linken vorzugehen.

*) Skizze 2.


Göttingen
Kassel
Mühlhausen
Langensalza
Mihla
Eisenach
Bebra
Rüchel
Hersfeld
Hünfeld
Fulda
Gotha
Erfurt
Weimar
Kölleda
eine Div (1.)
drei Div. (Avg. 1.)
eine Res. Div.
zwei Div. (3. u. eine Res Div.)
Arnstadt
Kranichfeld
eine Div. (Res.)
Avg. u. Sachs.
zwei Div.
Rudolstadt
Grawert
Meiningen
Themar
Suhl

Skizze 2.


Halle
Merseburg
Leipzig
Lancha
Freyburg
Weißenfels
Naumburg
Kösen
Pegau
Zeitz
Apolda
Camburg
Dornburg
Jena
Lobeda
Roda
Kahla
Gera
Altenburg
Chemnitz
Weida
Neustadt
Pößneck
Saalfeld
Ziegenrück
Schleiz
Saalburg
Tanna
Plauen
Zwickau
I.
III.
IV.
V.
VI.
VII.

Am 4. Oktober stand Rüchels Avantgarde bei Eisenach und Gotha, die 4 Divisionen der Hauptarmee in der Linie Kölleda—Apolda, die 2 Reserve-Divisionen des Grafen Kalkreuth einen Marsch dahinter. Von der Hohenloheschen Armee hatten die preußischen Truppen im Vormarsch von Chemnitz die Saale zwischen Jena und Orlamünde erreicht, die Avantgarde auf Weimar vorgeschoben. Die Sachsen waren noch in der Gegend von Gera und Zeitz zurückgeblieben. Tauentzien stand bei Hof. Der Herzog von Württemberg war nach Magdeburg in Marsch gesetzt, um, es ist schwer zu begreifen, einer feindlichen Umgehung durch Niedersachsen entgegenzutreten. Es war möglich, die Truppen der Hauptsache nach auf dem linken Saaleufer mit dem rechten Flügel von Eisenach, mit dem linken von Rudolstadt über den Thüringer Wald gegen den feindlichen linken Flügel vorgehen zu lassen, dieser mochte nun den Weg über Meiningen, über Hildburghausen oder über Koburg einschlagen.

Napoleon hat seinen Operationsplan nicht vollständig mitgeteilt. Nach Briefen aber, die er an verschiedene Personen gerichtet hat, und nach den Ereignissen, die vor uns liegen, kann über seine Absichten kaum ein Zweifel bestehen. Vor allem hat er ausgesprochen, geradenwegs auf Berlin und Dresden marschieren zu wollen. Dies ist von einem Schriftsteller getadelt worden, da die Lehren der Strategie den Marsch auf geographische Punkte verbieten. Die feindliche Armee müsse zum Zielpunkt genommen werden. Dieser Kritiker ist aber von einem anderen Schriftsteller dahin belehrt worden, daß zur Zeit eine feindliche Armee noch gar nicht vorhanden war, sondern erst aufmarschieren mußte, und daß Napoleon die Richtung auf Berlin gewählt habe, um die feindliche Armee zu finden. Wenn Napoleon nur dies erreichen wollte, so hätte er vom Main geradenwegs über den Thüringer Wald oder auch über Fulda—Eisenach auf Berlin marschieren können. Er hätte die feindliche Armee sicherlich unterwegs getroffen, sie über die Elbe, dann über die Oder, gleichzeitig aber auch auf ihre Verstärkungen und auf die russische Armee geworfen, die zur Unterstützung herankam. Es wäre ein Krieg geworden, wie wir ihn in der Mandschurei gesehen haben. Der Besiegte verstärkt sich immer wieder. Der Sieger schwächt sich, um das eroberte Land zu besetzen, Festungen einzuschließen, beide ermatten endlich und sind froh, Frieden schließen zu können.

Eine solche Art der Kriegführung lag nicht im Sinne Napoleons. Er wollte nicht zurücktreiben, sondern vernichten. Er zog seine Armee ganz auf dem rechten Flügel in der Linie Bayreuth—Bamberg zusammen, um von dort die Richtung über Leipzig auf Berlin einzuschlagen. Er hat einmal gesagt, die Preußen würden wohl hinter der Elbe stehen, ein andermal, sie würden wohl auf Frankfurt zu marschieren. Im letzteren Falle beabsichtigte er, links einzuschwenken und sie über den Rhein zu werfen. Dasselbe Manöver konnte er ausführen, wenn die Preußen mitten über den Thüringer Wald vorrückten. Mit einem Wort, sobald diese auf dem linken Saaleufer vorgingen oder standen, wollte Napoleon sie von Osten her angreifen

und sie in westlicher Richtung weit weg von ihren Verbindungen und Verstärkungen zurückwerfen.

Nicht so günstig für Napoleon wäre es gewesen, wenn die Preußen nach dem Vorschlag des Herzogs von Braunschweig ihm auf dem rechten Saaleufer entgegengegangen wären. Bei seiner in jeder Beziehung großen Überlegenheit konnte er doch darauf rechnen, sie zu schlagen, auf Berlin, das sie noch hätten decken wollen, zurückzuwerfen und von der Oder abzudrängen. Blieben endlich die Preußen, wie es Napoleon für möglich hielt, hinter der Elbe stehen, so trat für ihn nicht der Fall des Marsches auf Berlin, sondern desjenigen auf Dresden ein. Eine siegreiche Schlacht hätte es ihm auch in diesem Falle ermöglicht, den Feind von der Oder abzudrängen, wenn nicht durch einen Übergang über diesen Fluß ihm jenseits zuvorzukommen.

Napoleon ist getadelt worden, daß er so nahe an der böhmischen Grenze vorüberzog. Eine große Gefahr sollte hierin liegen, da der Feind ihn in das neutrale Österreich hätte werfen können. Diese Gefahr trat nur dann ein, wenn er in einer Schlacht geschlagen wurde. Eine solche Möglichkeit bestand nach seiner Ansicht für ihn nicht. Ohne allzu große Überhebung hielt er sich überzeugt, daß er nach einer zehnjährigen durch keine Niederlage unterbrochenen Siegeslaufbahn mit seinen an Zahl überlegenen kriegsgeübten Scharen den Mann von Valmy schlagen würde.

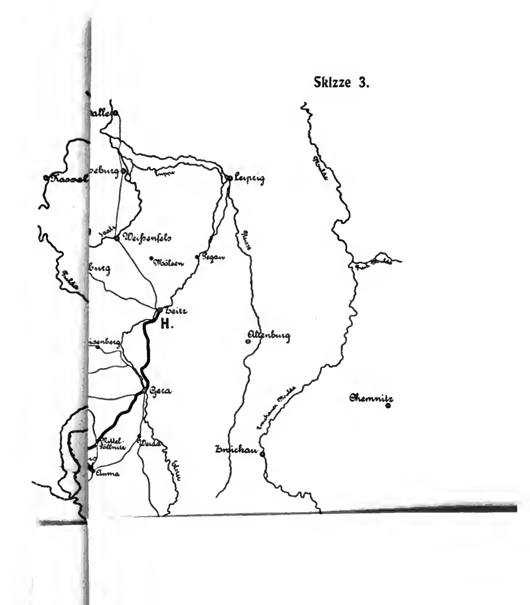
Der französische Vormarsch erfolgte auf drei Straßen:

1. Bayreuth, Hof, Plauen, Gera,
2. Bamberg, Kronach, Lobenstein, Schleiz,
3. Bamberg, Koburg, Saalfeld.

Auf jede kamen 2 Korps, aber von verschiedener Stärke, so daß die linke Straße mit 4, die mittlere mit 7 (einschl. Garde) und die rechte mit 5 Divisionen belegt war. Napoleon rückte somit in ziemlicher Tiefe, in einem „Bataillon carré“, wie er sich ausdrückte, mit der Absicht vor, nach Bedarf nach vorn aufzumarschieren oder nach der Flanke abzuschwenken. Nach unseren Begriffen war dieses Bataillon carré ziemlich luftig. Die Frontbreite betrug etwa 50, die Gesamttiefe nahe an 80 km. Erstere war bedingt durch die wenigen gangbaren Straßen, welche damals über den Frankenwald führten, letztere durch das Bestreben, ohne die hinteren Korps abzuwarten, die Saaleübergänge zwischen Hof und Saalfeld der Armee zu sichern. Bis dahin war es durchaus fraglich, ob ein Korps, wenn angegriffen, durch ein anderes rechtzeitig unterstützt werden konnte. Erst nördlich der Saale vermochten die Kolonnen, wenn auch immer noch in ungünstigem Gelände, mehr zusammenzuschließen und aufzurücken.

Eine Schwäche der französischen Operation lag offenbar, wie dies Napoleon selbst des öfteren gesagt hat, in der Möglichkeit eines feindlichen Angriffs auf die nur 4 Divisionen starke, sehr auseinandergezogene linke Kolonne, solange sie sich noch südlich der Saale befand. Gegen diese linke Kolonne vermochten die Preußen ihre Kräfte einzusetzen. Sie konnten linksschwenkend mit dem rechten Flügel im Werratal

Skizze 3.


Leipzig
Weißenfels
Mölsen
Pegau
Zeitz
H.
Altenburg
Gera
Chemnitz
Zwickau
Weida
Auma

vorgehen und am 9. Oktober ungefähr die in der Skizze 3 angegebenen Punkte mit ihren Kolonnen erreichen. An demselben Tage waren die Franzosen tatsächlich bis zu den ebenfalls in der Skizze angegebenen Punkten gelangt. Am 10. wären alle preußischen Kolonnen zum Angriff vorgegangen, mit Ausnahme der drei linken Divisionen der Hohenloheschen Armee (Reserve, Sachsen, Tauentzien), welche vor einem überlegenen Angriff sich hinter die Saale unterhalb Rudolstadt zurückzuziehen hatten. Selbstverständlich konnten die französischen linken Flügelkorps schon früher einschwenken. Ihre Lage hätte sich aber dadurch keineswegs verbessert. Die Preußen wären immer im Vorteil gewesen. Sie hatten die Initiative und die Überraschung für sich. Sie vermochten ihre Bewegungen den Blicken der sehr mangelhaft aufklärenden französischen Kavallerie zu entziehen. Im Gebirge konnten sie sich mit geringen Kräften dem stärkeren Gegner, der seine Massen nicht entwickeln konnte, gewachsen zeigen. Auf dem rechten Flügel war eine erhebliche Truppenmenge vereinigt. Hinter der Saale, unterhalb Rudolstadt, ist für einige Zeit der Feind leicht aufzuhalten. Eine Entwicklung der französischen Armee nach der bedrohten linken Flanke war recht schwierig.

Allerdings wäre es bestenfalls zunächst nur zu einem Teilsiege gekommen. Aus mehreren Teilsiegen läßt sich aber ein vollständiger Sieg zusammensetzen. Konnten die Preußen diesen erringen, so wurden die Franzosen doch gegen die Grenze Böhmens gedrängt, in welchem Lande sich eine österreichische „Observations-Armee" sammelte. Wurden sie geschlagen, so war voraussichtlich ihre Niederlage eine vernichtende.

Das Wagnis, welches die Preußen auf sich genommen hätten, war daher sehr groß. Aber in diesem Kriege war alles für sie ein großes Wagnis. In der äußerst schwierigen Lage, in welcher sie sich befanden, konnte nur ein verzweifeltes Unternehmen zum Siege führen.

Abgesehen davon, daß die preußischen Truppen auf einen Krieg im Gebirge, auf Gefechte in schwierigem Gelände, auf schnelle Bewegungen, die Generale auf die Führung in großen Verbänden keineswegs vorbereitet waren, fühlte sich der Herzog von Braunschweig nicht im mindesten geneigt, an ein Unternehmen zu gehen, welches raschen Entschluß, Schnelligkeit und Tatkraft in der Durchführung erforderte und bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handelte.

Im preußischen Kriegsrat, der bereits am 4. Oktober zusammengetreten war, wurde daher auch die Fortsetzung der im Gange befindlichen Operation und des Marsches über den Thüringer Wald verworfen. Es handelte sich im wesentlichen nur noch um die Frage, ob man auf das rechte Saaleufer übergehen, also im Grunde zu dem ursprünglichen Plan des Herzogs von Braunschweig zurückkehren, oder ob man zunächst, um die weitere Entwicklung abzuwarten, auf dem linken Ufer bleiben sollte.

In solchen zweifelhaften Fällen einigen sich die widerstrebenden Ansichten schließlich in der Regel auf eine Bereitschaftsstellung. Hier fand man deren mehrere: für

die Hauptarmee in Linie Gotha—Erfurt, für Kalkreuth nördlich Erfurt, für Hohenlohe bei Hochdorf—Magdala, Avantgarde in Stadt Ilm, für Rüchel bei Eisenach—Langensalza.

In diesen Stellungen glaubte man sich für alle Fälle gesichert. Kam der Feind doch noch über den Thüringer Wald oder sogar westlich dieses Gebirges vor, so trat man ihm mit ganzer Macht geradenwegs nach Belieben offensiv oder defensiv entgegen und hatte im Notfalle den Rückzug über die Elbe und auf Berlin hinter sich. Ging der Feind aber rechts der Saale vor, so sollte der Fluß überschritten werden, wobei es noch nicht ganz ausgemacht gewesen zu sein scheint, ob man den Feind angreifen oder ob man sich ihm vorlegen sollte.

In dem ersten Falle mochte alles auf das beste bestellt sein, aber dieser sehr unwahrscheinliche Fall trat nicht ein. Im zweiten Falle, der tatsächlich in die Erscheinung kam, war die Lage der Dinge so ungünstig wie möglich. Es ist der Fluch der Bereitschaftsstellungen, daß derjenige, der sich ihrer bedient, zu lange im Zweifel bleiben wird, ob er sich hierhin oder dorthin wenden soll. War dieser Zweifel beseitigt, so mußte die preußische Armee, um mit vollen Kräften über die Saale zu gehen, aus der langen Linie Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach links gegen diesen Fluß abmarschieren. Allzu schnell konnte ein solcher Abmarsch nicht ausgeführt werden. Inzwischen konnte es den Franzosen sehr wohl gelingen, aus dem Gebirge herauszukommen und die Saale oberhalb Saalfeld zu überschreiten. Dann fanden sie, wenn auch immer noch in etwas schwierigem Gelände, die Möglichkeit, sich zu vereinigen. Sie waren der Gefahr eines Angriffs auf ihren isolierten linken Flügel nicht mehr ausgesetzt.

Dagegen entstand für die preußische Armee die Schwierigkeit, entweder, wie es Fürst Hohenlohe für den 10. beabsichtigte, sich durch einen Flankenmarsch dem Feinde vorzulegen, oder, wie es der Herzog von Braunschweig anscheinend am 11. ausführen wollte, den auf dem rechten Ufer bereits so gut wie versammelten, weit überlegenen Feind anzugreifen. Immer hatte man sich durch das Saaletal mit seinen wenigen, steilen Übergängen durchzuwinden, und immer blieb die Gefahr, auf dieses Hindernis zurückgeworfen zu werden.

Clausewitz hat versucht, die Lage der Preußen auf dem linken Saaleufer als eine überaus günstige zu schildern. Er begründet diese Ansicht hauptsächlich damit, daß die Preußen sich dort in einer Flankenstellung befanden, an der Napoleon nicht vorbeimarschieren konnte, sondern die er anzugreifen, „zu honorieren", gezwungen war. Es bedurfte aber für Napoleon eines solchen Zwanges nicht. Er beabsichtigte von vornherein, nicht nur auf dem rechten Saaleufer, wenn sie sich dort befanden, sondern noch lieber auf dem linken die Preußen anzugreifen, nicht weil ihn die Flankenstellung dazu nötigte, sondern weil er im Falle des Gelingens begründete Aussicht hatte, den Feind zu vernichten.

Clausewitz schlug vor, die Verteidigung auf dem linken Saaleufer aktiv zu führen. Kleinere Abteilungen sollten das tief eingeschnittene, nur an wenigen Stellen überschreitbare Flußtal sperren, die Armee selbst aber „von einer Zentralstellung aus über denjenigen Teil des Feindes herfallen, welcher die meisten Vorteile versprach“.

Die späteren Ereignisse scheinen Clausewitz rechtzugeben. Es stellte sich die Möglichkeit heraus, von der Zentralstellung bei Weimar aus eine französische Kolonne mit Überlegenheit anzugreifen, aber nur weil sich Napoleon gegen seine sonstigen Gepflogenheiten getrennt hatte. Es war gewagt, unter der Voraussetzung eines solchen Fehlers einen Operationsplan zu entwerfen. Wurde der Fehler nicht begangen und gelang der Flußübergang, wie er nach der Kriegsgeschichte in den meisten Fällen gelungen ist, so war die viel schwächere preußische Armee, die mit dem Rücken gegen den Rhein stand, wie ebenfalls die späteren Ereignisse zeigen, so gut wie verloren.

Der Entschluß, auf dem linken Saaleufer Stellung zu nehmen, war somit äußerst gefährlich. Aus der schwierigen Lage, in der sie sich befanden, konnten die Preußen durch Stillestehen und Abwarten nicht herauskommen. Das Heil lag allein in der Bewegung und im Angriff. Sobald sie auf die Offensive durch den Thüringer Wald und auf den Angriff gegen den feindlichen linken Flügel verzichtet hatten, konnten sie einen Erfolg auf dem linken Saaleufer nicht erhoffen. Da sie Anstand nahmen, die eine Blöße, die sich der Feind gab, auszunutzen, mußten sie sich gegen die andere wenden. Schleunigst also schon am 5. mußten sie über die Saale zurückgehen und versuchen, die französischen Kolonnen, bevor diese sämtlich aus dem Gebirge herausgekommen und bevor alle zurückgebliebenen Korps herangezogen waren, einzeln zu schlagen. Es war nicht nötig, mit der Ausführung eines solchen Entschlusses zu warten, bis das Vorgehen der gesamten französischen Armee von Bayreuth—Bamberg her festgestellt war. Daß ein Teil in der allgemeinen Richtung auf Leipzig anmarschierte, stand fest. Wenn das Übrige einen anderen Weg wählte, so konnte eine solche Teilung der feindlichen Kräfte nur als vorteilhaft angesehen werden.

Die im Laufe des 8. eingegangenen Nachrichten beseitigten endlich jeden Zweifel, daß die Franzosen in drei Kolonnen von Bamberg—Bayreuth vorrückten. Nach den Beschlüssen des Kriegsrates mußte der Marsch nach der Saale angetreten werden. Schon schien es zu spät zu sein. Für den 9. wurde zunächst die Zusammenziehung der Hauptarmee bei Gotha—Erfurt, der Hohenloheschen Armee bei Hochdorf, angeordnet. Von dort sollte am 10. letztere an die Saale zwischen Rudolstadt—Kahla, erstere nach Kranichfeld, Tannroda, Blankenhain und Magdala rücken, Rüchel nach Gotha—Eisenach folgen. Die Avantgarden der Hauptarmee und des Rüchelschen Korps unter dem Herzog von Weimar und Winning wurden gegen die feindlichen Verbindungen auf Meiningen und Hammelburg entsendet und gingen damit für die nächsten Operationen verloren. Der Herzog von Württemberg mußte die Marschrichtung auf Magdeburg aufgeben und sich auf Halle wenden.

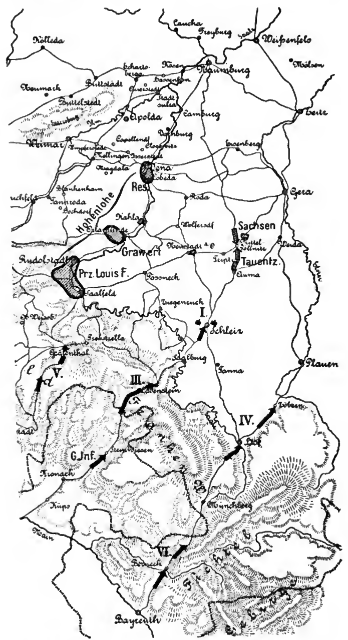
Am 9. früh gingen bei Hohenlohe Meldungen ein, nach welchen die Franzosen (linke Kolonne) gegen Gräfenthal vordrangen und Saalburg (mittlere Kolonne) genommen hätten. Schon früher hatten sie (rechte Kolonne) Hof besetzt, Tauentzien sich infolgedessen auf Schleiz zurückgezogen. Es war keine Zeit zu verlieren, wenn die Preußen das rechte Saaleufer gewinnen wollten. Fürst Hohenlohe beschloß daher, schon an diesem Tage den preußischen Teil seiner Armee an die Saaleübergänge Rudolstadt, Orlamünde, Kahla, Jena zu führen*) und am 10. nach Mittel-Pöllnitz zu marschieren, um in einer dort erkundeten Stellung die französische Armee zu erwarten. Ebendorthin sollten die noch auf dem rechten Ufer befindlichen sächsischen Truppen zu Tauentziens Aufnahme vorgeschoben werden. Der selbständige Entschluß des Fürsten Hohenlohe, schon am 9. die Armee an diejenigen Saaleübergänge vorzuführen, welche erst am 10. erreicht werden sollten, war, wenn ausführbar, durch die Kriegslage gerechtfertigt. Der für den 10. beabsichtigte Übergang über die Saale durfte aber nicht ohne die Zustimmung des Höchstkommandierenden ausgeführt werden.

Diese wurde verweigert. Fürst Hohenlohe erschien viel zu schwach, um sich allein der französischen Armee, wenn sie auch noch nicht vollständig vereinigt war, entgegenzustellen. Er wäre vernichtet worden, bevor noch die weit entfernte Hauptarmee zu seiner Unterstützung herbeikommen konnte.

Abgesehen von dem Verbot des Herzogs von Braunschweig, am 10. über die Saale zu gehen, zerfiel aber das vom Fürsten Hohenlohe beabsichtigte Unternehmen in sich, weil Tauentzien am 9. abends bei Schleiz in einem unvorsichtig unternommenen, mangelhaft durchgeführten Arrieregardengefecht geschlagen wurde, sich auf die Sachsen und mit diesen am 10. weiter gegen die Saale zurückzog, und weil die nach Orlamünde, Kahla und Jena bestimmten Abteilungen diese Marschziele am 9. noch nicht mit allen Kräften erreichten und daher am 10. früh die Saale nicht überschreiten konnten.

Nur eine Bewegung wurde am 9. planmäßig ausgeführt. Die Hohenlohesche Avantgarde unter Prinz Louis Ferdinand rückte von Stadt Ilm nach Rudolstadt. Der Prinz war in dem Glauben und mußte nach den ihm gemachten Eröffnungen in dem Glauben sein, die Hohenlohesche Armee würde am 10. den beabsichtigten Marsch nach Neustadt—Mittel-Pöllnitz antreten, welchen er selbst über Saalfeld und Pößneck begleiten und decken sollte. Meldungen, die von den Vorposten eingingen, ließen annehmen, daß der Feind von Gräfenthal auf Saalfeld vorrücke, von dort in der Richtung auf Neustadt abmarschieren und den Vormarsch der Armee sehr gefährden könne. Er hielt es mit Recht für seine Aufgabe und für seine Pflicht, dem Feinde bei Saalfeld entgegenzutreten, ihn zurückzuwerfen oder wenigstens an einem weiteren Vordringen zu verhindern. Unglücklicherweise führte ein gangbarer Weg dorthin nur auf dem linken, keiner auf dem rechten Ufer. Einen bestimmten Befehl

*) Skizze 4.



der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

den der Prinz erbeten, abzuwarten, erlaubten die raschen Fortschritte des Feindes nicht. Ganz allein, ohne jede Aussicht auf Unterstützung, ohne jede Möglichkeit eines Erfolges, aber auch ohne Arg ging er mit der Avantgarde auf Saalfeld vor. Nachdem er in höchst ungünstiger Lage in ein Gefecht verwickelt worden war, erhielt er den Befehl zum Rückzug, den gleich auszuführen dem Neffen Friedrichs des Großen zu schwer fiel. Mit dem Feind in der linken Flanke und in der stets sich verlängernden Front, mit der Saale im Rücken, blieb ihm nichts übrig, als unter verheerendem Feuer rechts abzumarschieren. Durch einen Angriff der Infanterie brachte er den Feind zum Stehen, aber nur auf kurze Zeit. Seine Truppen wurden nahezu vernichtet. Er selbst fiel bei dem heldenmütigen Versuch, durch einen Kavallerieangriff seine Infanterie zu retten.

Der Herzog von Braunschweig hatte die Offensive über die Saale nur pflichtmäßig und nur mit halbem Herzen eingeleitet. Durch die Unglücksschläge von Schleiz und Saalfeld wurde der Rest jeder Unternehmungslust bei ihm vernichtet, und in völliger Ergebung ging er mit beiden Armeen nach Weimar und Jena zurück, um abzuwarten, was der Feind zu tun beschließen würde. Dort bezogen in den nächsten Tagen Lager:

Die 3 Divisionen der Hauptarmee bei Umpferstedt, die 2 Reserve-Divisionen rechts davon bis Weimar, sämtlich südlich der Straße Weimar—Jena, die Hohenlohesche Armee in der Linie Capellendorf—Schnecke (südlich Isserstedt), Rüchel rückte in die Gegend zwischen Weimar und Erfurt.

Für eine so verhängnisvolle Sache, wie es das Abwarten im Kriege ist, war aber nicht die geringste Zeit vorhanden. Von den 128 000 Mann, mit denen man in das Feld gezogen, waren nach allen Entsendungen und Verlusten noch nicht 100 000 mehr verfügbar. Werden die Abgänge der wenigen Tage bei den Franzosen auf 10 000 berechnet, so blieben diesen 150 000 Mann übrig. In dem Stärkeverhältnis von 2 : 3 über die Saale zu gehen und die versammelte französische Armee anzugreifen, an die man sich, solange sie im Gebirge getrennt war, nicht herangewagt hatte, erschien allerdings widersinnig. Die Stellung aber, die man sich zwischen Weimar und Jena ausgesucht hatte, mochte noch so stark sein, immerhin war es durchaus zweifelhaft, ob der Gegner sie in der Front angreifen oder nicht vielmehr auf dem rechten Saaleufer umgehen würde. Traute man sich wirklich zu, die schwierige Lage, in die man dadurch geraten würde, mit Geschicklichkeit und Entschlossenheit zum eigenen Vorteil auszunutzen, oder war es nicht besser, den General Rüchel, den Herzog von Weimar, den General Winning schleunigst heranzuziehen, das verhängnisvolle linke Saaleufer weiter unterhalb zu verlassen, sich mit dem Herzog von Württemberg zu vereinigen, um unter günstigeren Bedingungen dem Feinde die Spitze zu bieten?

Der Herzog von Braunschweig blieb stehen und wartete.

Napoleon war sein Verhalten klar vorgeschrieben. Er mußte mit seinem Bataillon carré auf dem rechten Saaleufer so lange weiter vorgehen, bis er die feindliche linke Flanke gewonnen hatte, um dann zum Angriff einzuschwenken. Er war indes nicht frei von Bedenken. Die Masse seiner Kavallerie war nur wenig vor der Infanterie in der allgemeinen Richtung Leipzig—Berlin vorgeschickt. Sie vermochte nicht zeitig und klar festzustellen, daß in dieser Richtung nichts vom Feinde vorhanden war, aber sie konnte noch weniger Meldungen darüber bringen, was auf dem linken Saaleufer vor sich ging. Betreffs des Verbleibens und der Bewegungen der feindlichen Armee war Napoleon auf Nachrichten von Kundschaftern, Reisenden, Landesbewohnern angewiesen, aber diese Nachrichten waren ungenau, wenn nicht unrichtig und trafen verspätet ein. In Ermangelung sicherer Nachrichten stellte er Vermutungen an. Er sagte sich: entweder greift mich der Feind an, er soll mir willkommen sein, oder er begibt sich in irgend eine Stellung, ich werde ihn mit Vergnügen angreifen, oder endlich, er marschiert ab, ich werde ihm zuvorkommen.

Um dem Feinde zuvorzukommen, mußte er vorwärts marschieren, um ihn mit Erfolg anzugreifen, mußte er das nämliche tun. Er marschierte aber nicht in entschiedener Weise vor, weil er besorgte, dann würde der erste Fall eintreten, der Feind würde über die Saale gehen und ihm zum Angriff in den Rücken kommen. Er erklärte ein solches Unternehmen für unsinnig, aber er verlor doch Rudolstadt, von wo er besonders den Angriff vermutete, keinen Augenblick aus dem Auge. In Wahrheit hätte ihm nichts willkommeneres begegnen können, als eine preußische Offensive gegen seinen Rücken. Solange er seine Armee vereinigt hatte, konnte ihm der so viel schwächere Feind nichts anhaben, er mochte gegen seine Front, gegen seine Flanke oder gegen seinen Rücken vorgehen. Napoleon brauchte nur sein Bataillon carré nach der bedrohten Seite einschwenken zu lassen und konnte bei seiner Überlegenheit des Sieges gewiß sein, eines Sieges, der um so entscheidender sein mußte, je mehr der Feind zum Flanken- und Rückenangriff herumschwenkte und dabei seine Verbindungen verlor.

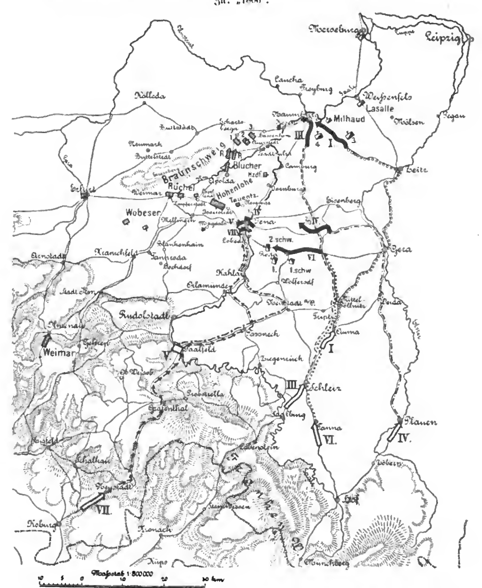
Die nicht zutreffende Nachricht, der Feind stünde bei Erfurt, ließ Napoleon annehmen, daß es sich für ihn um einen Angriff, den zweiten der vorher angeführten Fälle, handele. Er beabsichtigte, gegen Erfurt vorzugehen und zwar mit einem Korps über Jena und Weimar, mit je einem Korps rechts und links davon. Drei Korps und die Garde sollten als zweites Treffen folgen.

Zur Ausführung dieser verfrühten Absicht wurden aber am 12. nur das 5. und 7. Korps nach Jena und Kahla in Marsch gesetzt.*) An der weiteren Durchführung hinderte ihn mutmaßlich die Betrachtung, daß der Feind während des französischen Vormarsches auf Erfurt in nördlicher Richtung abziehen könnte, und daß dann der Plan, ihn von seinen natürlichen Verbindungen abzudrängen, mißlingen würde. Zwei

*) Skizze 5.

Skizze 5.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 4. Heft.
Zu: „1806".



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Erläuterung.

Preußen } am 13. Oktober abends.
Franzosen

Französische Infanterie am 10. Oktober abends.

Korps mußten daher den Umgehungsmarsch auf Naumburg fortsetzen, zwei andere und die Garde wurden zurückgehalten, um in beiden Richtungen als Reserve zu dienen und gleichzeitig gegen die Offensive von Rudolstadt bereitzustehen. Napoleon war für einen Angriff, eine Verteidigung, einen Abmarsch des Feindes in gleicher Weise gerüstet, vereinigt war aber seine Armee nicht mehr.

Dieser Umgehungsmarsch Napoleons fordert unwillkürlich zum Vergleich mit demjenigen Friedrichs des Großen bei Leuthen heraus. Daß dieser Stunden, jener Tage dauerte, ist weniger erheblich als der andere Unterschied, daß der König mit der Umgehung der doppelt überlegenen Österreicher ein Wagnis sondergleichen unternahm, während Napoleon bei seiner großen Überlegenheit den Marsch auf dem rechten Saaleufer in völliger Sicherheit zurücklegen konnte. Dessenungeachtet wurde 1757 die Umgehung so weit durchgeführt, als es das Gelände irgend erlaubte, während 1806 der Marsch durch die Besorgnis ins Stocken geriet, der Feind könnte die linke Flanke und den Rücken angreifen. Eine derartige Gefahr, wenn überhaupt eine Gefahr, war in diesem Falle so gut wie gar nicht vorhanden, während 49 Jahre früher ein Angriff der linken Flanke durch die Kavallerie unter Lucchese wirklich erfolgte, aber pariert und in einen der glänzendsten Siege verwandelt wurde.

In der Nacht vom 12. zum 13. erhielt Napoleon die verspätete Nachricht, der König von Preußen sei von Erfurt nach Weimar gegangen. Triumphierend rief er: „Der Schleier ist zerrissen, der Feind zieht ab.“ Man hätte glauben sollen, daß diesem Ausruf der Befehl an alle Korps folgen würde, schleunigst in Richtung Naumburg—Merseburg, Zeitz—Leipzig abzumarschieren, um dem Feinde zuvorzukommen. Aber nein, kein derartiger Befehl wird gegeben, denn wieder erhebt sich ein Zweifel: „Entweder greift der Feind Lannes (5. Korps bei Jena) an, oder er zieht ab.“ Endlich am Vormittag des 13. meldet Lannes: „Der Feind steht mit 30 000 Mann bei Jena.“ Nun war es klar. Der Feind marschiert nicht ab, sondern ergreift die Offensive in der Richtung auf Jena. Ebendorthin werden nun alle Korps befohlen. Das 5. und 7. waren schon nahe an Jena heran, das 4. und 6. sowie die Garde sollten in starken Märschen dorthin gehen, das 3. und 1. über Naumburg und Dornburg das Schlachtfeld erreichen und dem Feinde in Flanke und Rücken fallen. Alles schien völlig sicher zu sein, und alles war gänzlich falsch.

Seit dem Gefecht von Saalfeld war man im preußischen Hauptquartier der Ansicht, der Feind würde in Ausnutzung seines gewonnenen Vorteils links der Saale gegen die preußische Stellung zwischen Weimar und Jena vorgehen. Es war indes auf diesem Ufer vom Feinde nichts zu entdecken. Dagegen hatte der über Roda und Lobeda sich zurückziehende Tauentzien am 12. Oktober ein Arrieregardengefecht gegen einen im Saaletal abwärts ziehenden Feind zu bestehen gehabt. Abends lagerte ein französisches Korps, das auf 20 000 Mann geschätzt wurde, im Flußtal bei Lobeda. Ein weiteres feindliches Korps, so lauteten bestimmte Nachrichten, folgte dem ersteren.

Von Dornburg war ein drittes Korps, das auf dem rechten Ufer in der Richtung auf Naumburg in Staffeln hintereinander stand, beobachtet worden. Bereits am 11. war ein viertes Korps von Gera auf Zeitz marschiert.

Am Nachmittag des 12. endlich ging die Meldung ein, der Feind sei in Naumburg eingedrungen. Solange wie möglich wehrte man sich im Hauptquartier zu Weimar gegen die Unglücksbotschaft: „die Franzosen stehen in unserem Rücken auf der Straße nach Berlin". Aber die ungeglaubten Meldungen wiederholten sich so oft, daß man sich endlich in das Unvermeidliche zu fügen gezwungen war.

Wenn auch von zwei französischen Korps Nachrichten fehlten, so mußte man doch gewärtigen, nächstens von Jena—Kösen her angegriffen zu werden. Das war freilich das, was von den Theoretikern der Flankenstellungen als etwas Wünschenswertes und Vorteilhaftes erklärt war. Aber vor der Wirklichkeit angekommen, wollte niemand mehr etwas von einer Theorie wissen, die zu einer Verteidigung mit dem Gesicht nach Berlin, mit dem Rücken nach dem Rhein führte.

Stehen bleiben, abwarten, daß der Feind das Unwahrscheinliche tut und weiter marschiert, um ihm dann zu folgen, hatten Strategen auch angeraten und damit ungefähr das getroffen, was für den Schwächeren dem Stärkeren gegenüber das gefährlichste ist.

Abzumarschieren, um sich dem Feinde zu entziehen, war nur noch allenfalls in nördlicher Richtung auf Magdeburg möglich. Zu diesem Auskunftsmittel wollte man doch noch nicht greifen.

So blieb nichts übrig als der Angriff. Zweimal hatten bereits die Preußen zu einem solchen angesetzt, zweimal bereits den Arm erhoben, um den Riesen niederzuschlagen. Aber beide Male waren sie im Gefühl ihrer Ohnmacht wieder umgekehrt. Das dritte Mal war keine Wahl mehr, eine Umkehr nicht mehr möglich. Der Feind stand zwischen ihnen und Berlin. Sie mußten den Angriff gegen den Übermächtigen wagen, aber den unter den obwaltenden Verhältnissen denkbar günstigsten Angriff. Das Unerwartete, aber längst Erwünschte, war eingetreten. Napoleon hatte sich, was ihm sonst selten begegnete, geteilt oder wenigstens über Gebühr ausgedehnt. Er ging nicht mit seinem Bataillon carré über Kösen und über die nächsten Saale- und Unstrutübergänge vor, sondern er stand mit einem Teile seiner Kräfte Jena gegenüber, mit einem anderen hatte er Naumburg erreicht, mit einem dritten mochte er die beiden anderen verstärken oder ihn zwischen diesen verwenden. Mit geringen Mitteln konnten die Preußen die schwierigen Saaleübergänge zwischen Jena und Camburg wenigstens auf einige Zeit sperren, die mutmaßliche feindliche Front festhalten und mit allem, was sie im übrigen zusammenbringen konnten, den Feind, der sich bei Naumburg gezeigt hatte, angreifen.

In diesem Sinne erließ der Herzog von Braunschweig seine Anordnungen. Der Fürst Hohenlohe hatte bei Jena stehen zu bleiben und die Übergänge bei Dornburg und Camburg zu besetzen. Die Hauptarmee (fünf Divisionen und eine leichte

Brigade) sollten am 13. nach Auerstedt marschieren, am 14. mit einer Division den Übergang bei Kösen sperren, mit je zwei Divisionen bei Freyburg und Laucha über die Unstrut gehen und Stellung nördlich der Saale mit dem rechten Flügel bei Freyburg nehmen. Der Herzog von Württemberg wurde nach Merseburg, Rüchel nach Weimar herangezogen.

Der Herzog von Braunschweig bezeichnete die beabsichtigte Bewegung als eine „retrograde“. Mochte er mit diesem Ausdruck sich oder andere täuschen und glauben machen wollen, es handle sich nur um ein Zurückgehen in eine neue Stellung, so ist doch gewiß: diese retrograde Bewegung war schnurstracks auf den Feind gerichtet und mußte die Hauptarmee zu einem Angriff führen, sei es, daß die Franzosen über Kösen vorgingen, sei es, daß sie hinter Kösen und Freyburg Stellung nahmen. Es wäre daher besser gewesen, die zum entscheidenden Angriff bestimmte Hauptarmee nicht nur durch das Korps Rüchel, sondern auch noch durch Teile der Hohenloheschen Armee zu verstärken und den Herzog von Württemberg näher heranzuziehen. Da aber die Franzosen nur mit einem Korps (Davoust) über Kösen vorgingen, mit einem (Bernadotte) gegen die Enge von Dornburg, mit den vier übrigen gegen diejenige von Jena anliefen, so konnte die Verteilung der Kräfte, wie sie der Herzog vorgenommen hatte, wohl genügen.

Eine gütige Vorsehung hatte alles getan, um den Preußen trotz der unvollkommenen Mittel, welche sie verwandten, einen Sieg zu ermöglichen und zu erleichtern. Aber ihre Führer erkannten nicht oder verschmähten die Gabe, die ihnen unverdienterweise in den Schoß geworfen war. Freilich mit einem Schlage wäre nicht alles abgemacht gewesen. Auch wenn Jena gehalten und Davoust geschlagen wurde, blieb noch viel zu tun übrig. Aber nach Beseitigung des besten französischen Korps wären doch voraussichtlich die preußischen Streitkräfte vereinigt, die rückwärtigen Verbindungen wieder gewonnen, das Vertrauen der Truppe für neue Kämpfe hergestellt worden.

Die eine Aufgabe, die dem Fürsten Hohenlohe geworden, „ein hinlängliches Korps nach Dornburg und Camburg zu detachieren, um die Hauptarmee während des Marsches gegen jeden unvermuteten Anfall in der rechten Flanke sicherzustellen“, war klar und einfach und mit den verfügbaren Kräften wohl zu lösen.

Camburg wurde indes gar nicht besetzt. In Dornburg stand vorübergehend eine schwache Abteilung. Dann wurde am 13. nachmittags der Schutz der dortigen Brücke dem Detachement Holtzendorff anvertraut, das aber am 14. früh dem Kanonendonner folgte und auf Closewitz marschierte. Das Korps Bernadotte konnte daher am 14. den Fluß bei Dornburg überschreiten, ohne auf nur einen einzigen Mann des Feindes zu stoßen. Von vornherein wurde durch diese Nichtbesetzung von Camburg und Dornburg ein Erfolg mindestens sehr zweifelhaft gemacht.

Der andere Teil der Hohenloheschen Aufgabe war weniger klar. Der Fürst sollte „in seiner Stellung bei Jena stehen bleiben“ mit dem Zusatz „er solle den

Marsch der Hauptarmee decken und sich in kein Gefecht einlassen“. So viel war indes zweifellos, in ihrer Stellung konnte die Armee nicht stehen bleiben, wenn nicht die Enge von Jena, die in ihrer Flanke und Rücken lag, gesperrt und erforderlichenfalls hartnäckig verteidigt wurde. Ein Gefecht war somit schwerlich zu vermeiden.

Fürst Hohenlohe hatte seine Armee vom 11. bis 13. nach und nach in die ihm angewiesene Stellung auf der Hochebene westlich Jena in der ungefähren Linie Capellendorf—Schnecke gebracht.*) Die Front war nach Süden, nach der Seite zu gekehrt, von welcher nach allen Nachrichten ein Feind nicht zu erwarten war.

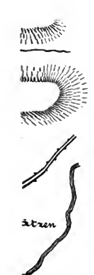
Tauentzien zog sich allmählich nach Jena und am 13. durch die Stadt auf die nördlichen Höhen bis in die Linie Nordrand des Lieskauer Tals, Lützeroda, Closewitz, Zwätzen Holz zurück. Der Feind folgte unmittelbar. Es gelang Napoleon, am Abend und während der Nacht das 5. Korps und die Garde auf steilen, schmalen Wegen die unzugänglichen Höhen hinaufzubringen und den Landgrafenberg zu besetzen. Das 7. Korps und eine Division des 4. rückten bis Jena nach. Die beiden anderen Divisionen des 4. und das 6. Korps waren noch weiter zurück.

Graf Tauentzien hätte mit seinen sechs Bataillonen dem Feinde das Heraufkommen auf den Landgrafenberg ohne Schwierigkeit verwehren können, wäre ihm nicht ein Zurückgehen bis in die angegebene Linie ausdrücklich befohlen worden. Aber noch am Nachmittag des 13. konnte die französische Avantgarde von den mit größter Mühe erkletterten Bergen ohne weiteres hinuntergeworfen werden. Fürst Hohenlohe soll auch im Begriff gewesen sein, einen Angriff einzuleiten. Sei es aber, daß er sich, wie es heißt, durch jenes Verbot des Herzogs von Braunschweig, sich in ein Gefecht einzulassen, davon abhalten ließ, sei es, daß er einen ernstlichen Angriff von dieser Seite für ausgeschlossen hielt, jedenfalls wurde dem Feinde nicht nur der Landgrafenberg, sondern auch das Saaletal unterhalb Jena und das Rautal freigegeben und ihm gestattet, hier zu tun, was ihm beliebte. Nur soviel geschah, daß Tauentzien durch eine sächsische Brigade der Reserve von fünf Bataillonen und durch ein weiteres sächsisches sowie ein preußisches Bataillon verstärkt wurde, so daß er über 12½ Bataillone und zwei Jäger-Kompagnien zu verfügen hatte. Aber auch mit dieser Verstärkung war es unmöglich, gegen Überlegenheit eine so ausgedehnte Stellung zu halten, deren linker Flanke gar keine Anlehnung gegeben war.

Wenn aber Tauentzien sich nicht behaupten konnte, so war auch die Stellung des Gros in Linie Capellendorf—Isserstedt nicht mehr zu halten. Es mußten also in der Nacht oder am frühen Morgen alle verfügbaren Kräfte zusammengezogen werden, um nun doch den Feind von dem Landgrafenberg hinunterzuwerfen. Vermochte man sich durchaus nicht zu dieser einfachen Tat zu entschließen, so blieb nichts übrig, als in nordöstlicher Richtung bis über Closewitz hinaus zurückzugehen, um dann mit dem

*) Skizze 6.

:Izze 6.



2000m

n, Berlin.

linken Flügel am Talrand der Saale dem Feind offensiv oder defensiv entgegenzutreten, immer in der Voraussetzung, daß Dornburg und Camburg besetzt wurden und besetzt blieben.

Die Nacht verlief für die Preußen in aller Ruhe. Das Gros behielt seine Stellung, wenn auch fast in seinem Rücken auf dem Landgrafenberg die Franzosen sich fortwährend verstärkten. Noch am Morgen des 14. glaubte der Fürst, daß es an diesem Tage zu keinem ernsteren Gefecht kommen würde. Erst nachdem der Kanonendonner schon längere Zeit zu hören gewesen war, berichtet er dem König, daß er „einen feindlichen Angriff gegen seine linke Flanke werde zu soutenieren haben“. Maßregeln gegen einen solchen Angriff werden aber nicht getroffen. Das Gros bleibt in seinem Lager. Mit diesem Entschluß oder Nichtentschluß war das Schicksal der Armee entschieden. Was noch geschah, war unabänderliche Folgerung.

Schon um 6 Uhr früh griffen die Franzosen die lang ausgedehnte Stellung der 8000 Mann (13 Bataillone, 8 Schwadronen, 1½ Batterien) unter Graf Tauentzien an: in der Mitte gegen Closewitz und Lützeroda das 5. Korps, dahinter die Garde. Links davon erstieg die Division Desjardins des 7. Korps die Höhe südwestlich Cospeda. Rechts ging die Division St. Hilaire des 4. Korps im Rautal aufwärts und wandte sich mit einer Brigade auf Closewitz, mit der anderen weiter nördlich durch den Wald gegen die feindliche linke Flanke. Nach dreistündigem Kampfe wichen die Preußen (13 schwache Bataillone gegen 44) vor dem weit überlegenen und umfassenden Angriff zunächst auf den Dornberg zurück, dann zogen aus der Mitte 5¾ Bataillone, ½ Batterie in Ordnung auf Kl. Romstedt, 2 Bataillone des linken Flügels, von den übrigen abgedrängt, auf Apolda ab, 3 Bataillone, 1 Batterie rechts, durch Nebel getäuscht und in die Isserstedter Forst geraten, wurden durch die Division Desjardins aufgerieben. 2¼ Bataillone blieben bei Isserstedt. Die Verluste werden auf 50 vH. berechnet. Die Munition war größtenteils verschossen.

Inzwischen hatte sich das schwache Detachement Holtzendorff (4 Bataillone, 16 Schwadronen, 2 Batterien), das westlich Dornburg in weitläufigen Quartieren untergebracht war, bei Rödigen zusammengezogen und ging auf selbständigen Entschluß gegen die feindliche rechte Flanke vor. Die Division St. Hilaire schwenkt dagegen rechts ab, die rechte Flügelbrigade (Wedel) des 5. Korps stellt sich dahinter als Reserve auf. Vor dem Angriff des preußischen Detachements stutzt zunächst die französische Division. Die feindliche Überlegenheit war aber zu groß, als daß der General v. Holtzendorff den Angriff hätte fortsetzen können. Er zieht sich unverfolgt zunächst auf Stobra, dann auf Apolda zurück.

Als der Kanonendonner von Lützerode—Closewitz vernehmbar wurde, und der Feind von Jena auf der Straße nach Weimar sowie gegen den Schwabhauser Grund vordrang (Division Heudelet, 7. Korps), verließ die sächsische Division (8 Bataillone,

3 Batterien) aus eigenem Antrieb das Lager und besetzte den Südrand des Isserstedter Grundes, die Schnecke und den Nordrand des Schwabhauser Grundes. Rechts davon nahm das preußische Detachement Boguslawski (1½ Bataillone, 6 Schwadronen) Aufstellung. Auch General Grawert (10 Bataillone, 2 Batterien)*) wandte sich dem Kanonendonner zu. Er ließ links abmarschieren, links auf dem Hacken schwenken, die Richtung auf Kl. Romstedt nehmen, um dort, mit dem Anfang angekommen, die Front wieder nach rechts herzustellen. Vier sächsische Bataillone, die Tags zuvor von dem Tauentzienschen Korps abgekommen waren und südlich Kötschau standen, marschierten freiwillig, um ihren bedrängten Kameraden beizustehen, auf Vierzehnheiligen. Sie wurden demnächst unter den Befehl des Generals Cerrini*) gestellt.

Durch diese Bewegungen, welche die Unterführer — sozusagen instinktmäßig — ausführten, wurde die Armee in die ungünstigste Lage gebracht. Sie verlor jede Verbindung mit der Hauptarmee, deren Arrieregarde sie erforderlichenfalls bilden sollte, sie hatte den Rückzug, wenn nötig, auf Naumburg—Freyburg zu nehmen, konnte aber, wenn geschlagen, nur in fast entgegengesetzter Richtung auf Weimar, weit ab von ihren Verbindungen, zurückgehen. Allerdings, wenn sie siegte, wurde der Feind in die Saale geworfen. Aber welche Aussicht hatte sie, diesen so vielfach überlegenen Feind zu besiegen?

Die Division Grawert rückte, nachdem sie mit dem linken Flügel bei Kl. Romstedt eingeschwenkt war, langsam in südöstlicher Richtung vor. 19 Schwadronen gingen voraus, die sächsische Brigade Cerrini folgte als zweites Treffen, während die Trümmer von Saalfeld (5 Bataillone unter General Dyherrn) und die zusammengeschossenen 5½ Bataillone der Tauentzienschen Avantgarde, erstere westlich Isserstedt, letztere bei Kl. Romstedt, Reserven bildeten, auf die nicht zu rechnen war.

Der Feind, welcher Tauentzien gefolgt war, wurde zurückgeworfen. Rechtsschwenkend erreichte die Division die ungefähre Linie nördlich Isserstedt, westlich Vierzehnheiligen, Krippendorfer Windmühle. Um den weiten Raum auszufüllen, war die Brigade Cerrini rechts in die Verlängerung der Division vorgezogen worden. Die rechte Flanke wurde einigermaßen gedeckt durch die 2¼ Bataillone Tauentziens, welche bei Isserstedt geblieben waren. In der eben bezeichneten Linie kam es zu einem im allgemeinen stehenden Gefecht. Die französischen Tirailleure im Gelände, besonders hinter den Mauern und Hecken von Vierzehnheiligen verborgen, richteten ihre sicheren Schüsse gegen die nicht zu fehlende preußisch-sächsische Scheibenwand, die französische Artillerie kartätschte in sie hinein, während die Bataillone Grawert-Cerrini regelmäßig und genau vom rechten zum linken Flügel eine unwirksame Salve nach der anderen abgaben, die Kavallerie vergebliche Attacken ritt und die Artillerie nur selten gegen die verborgenen Ziele etwas auszurichten vermochte.

---

*) Später traten noch zu Grawert ein halbes, zu Cerrini 1 Bataillon.

Die Preußen-Sachsen hätten sich ebenso wie ihre Gegner decken und nötigenfalls auf die Erde legen sollen. Von einer solchen Kampfart wußten sie aber nichts. Sie waren gelehrt worden, gerade und aufrecht mit „fierte“ dem Feinde entgegenzugehen.

Einen Bajonettangriff hätten sie machen sollen, haben nachträglich die Gelehrten verlangt. Mit den Eisen in den Rippen ihrer Gegner hätten sie die Franzosen in die Saale werfen sollen. Allerdings war ein Teil der feindlichen Streitkräfte durch das Detachement Holtzendorff abgelenkt. 1½ Divisionen standen dort gegen 4 Bataillone im Gefecht. Aber es waren nicht unerhebliche Teile noch zurückgeblieben. Hinter den Schützenlinien, durch das Dorf, den Wald und die Höhen verborgen, standen die zusammengedrängten Massen, 15 Bataillone vom 5. Korps, 8 Bataillone Garde, 5 der Avantgarde des 6., die Division Desjardins des 7. Korps mit 9 Bataillonen.

Ein Bajonettangriff mit 15½ vielleicht 17¾ Bataillonen gegen 37 Bataillone erprobter, reichlich mit Munition versehener Truppen bietet nicht allzu große Aussicht auf Erfolg.

Der ungleiche Kampf war fast zu einer Unmöglichkeit geworden. Die lange Infanterielinie, ob ein Glied der Lineartaktik, in dessen Lücken das zweite und dritte Glied getreten, oder ob Schützen neuerer Taktik, zwischen die sich Verstärkungen eingeschoben ist schwer zu unterscheiden, wird immer lichter, die Salven immer dünner. Trotzdem hält Napoleon mit dem Angriff zurück. Erst muß das Gefecht gegen Holtzendorff abgetan, und erst müssen die zurückgebliebenen vier Infanterie- und drei Kavallerie-Divisionen herangekommen sein, ehe 8 Divisionen und die Garde (79 Bataillone) auf die durch dreistündiges unausgesetztes Feuer zur Schlacke verbrannten 17¾ Bataillone vorgeführt werden. Gegen die lange Linie, rechter Flügel auf Hermstedt, linker über Isserstedt, die mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel von Massen gefolgt, avanciert, ist kein Widerstand möglich. Nicht Tapferkeit und Heldenmut, auch keine Taktik der Welt, keine Kunst oder schlau erdachte Exerziermanöver können gegen diese gewaltige Umfassung helfen. Die auf die Hälfte, ja auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzenen schlesischen und sächsischen Bataillone werden durch den gewaltigen Druck gegen Flanken und Rücken zurückgetragen. Der Umklammerung geben zuerst die Flügel nach. In der Mitte auf den Leichenbergen vor Vierzehnheiligen halten die Regimenter noch stand. Die Brigade Dyherrn, die Handvoll Menschen, die Saalfeld entronnen, wird in die vordere Linie vorgeführt. Je trotziger der Widerstand in der Mitte, desto weiter dringen die überragenden Flügel des Feindes vor und drohen mit völliger Umzingelung. Alles muß zurück. Sobald die Truppen sich gewendet und Feuer im Rücken erhalten, verlieren sie jeden Mut und Halt; Verwirrung reißt ein. Eine wilde Masse wälzt sich auf Weimar zu, und auf diese Masse stürzt sich die französische Kavallerie. In dem allgemeinen Chaos bewahren nur wenige Bataillone ihre Haltung.

Durch das Vorgehen der Franzosen über Isserstedt werden die Sachsen, welche die Schnecke, den Isserstedter und Schwabhauser Grund gegen die Division Heudelet verteidigen, im Rücken bedroht. Ohne Befehl will General v. Zezschwitz seine Stellung nicht verlassen. Zu spät wird der Rückzug angetreten. Ein großer Teil der sächsischen Division wird gefangen genommen.

Der allgemeine Rückzug ist in vollem Gange, als der General Rüchel, zu spät gerufen oder zu spät abmarschiert, mit 15 Bataillonen von Weimar her das Schlachtfeld erreicht. Er geht durch Capellendorf über den Werlitzgraben und marschiert jenseits nach beiden Seiten auf. „Mit wahrer Ungeduld, des Sieges gewiß" stürmt das vorderste Regiment gegen die feindliche Linie vor, die auf den Höhen von Kl. und Gr. Romstedt bis Kötschau den Angriff erwartet. In kürzester Zeit wird es durch das Kartätsch- und Gewehrfeuer der alles bewältigenden Übermacht mit Verlust fast sämtlicher Offiziere in die Enge des Dorfes zurückgeworfen. Andere Regimenter wiederholen den Angriff; der Erfolg bleibt der gleiche.

Der General hätte nach dem Urteil der Geschichtschreiber besser daran getan, hinter dem Werlitzgraben eine Aufnahmestellung zu wählen. Er war aber von der friderizianischen Überlieferung, daß „die Preußen allemal zuerst angreifen sollen", viel zu sehr durchdrungen, als daß er einem so vorsichtigen Entschluß zugänglich gewesen wäre.

Geändert hätte er durch eine Aufstellung hinter dem Werlitzgraben den Gang der Ereignisse nur wenig. Die Hohenlohesche Armee war nicht mehr imstande, rechts und links die Stellung zu verlängern und den nachdrängenden Franzosen Widerstand zu leisten. Allein auf sich angewiesen, war aber Rüchel viel zu schwach, um die einbrechende Flut auf die Dauer aufzuhalten. Er bei Capellendorf, wie Grawert bei Vierzehnheiligen haben sich heldenmütig geschlagen. Weder der eine noch der andere hat verdient, mit Schmach und Schande überhäuft zu werden. In jeder anderen Armee wären ihre Taten laut gepriesen worden. Daß sie plan- und ziellos oder gar nicht geführt wurden, ist nicht Grawert, nicht Rüchel, nicht den „verjunkerten Offizieren" und nicht den „durch Gamaschendienst und Parademarsch stumpfsinnig gewordenen Söldnern" zum Vorwurf zu machen.

Daß Napoleon mit im ganzen an 100 000 Mann die 13 Bataillone Tauentzien, dann die 4 Bataillone Holtzendorff, die 15½ Bataillone Grawert-Cerrini, die 5 Bataillone Dyherrn, die 8 Bataillone Sachsen nebst 1½ Bataillonen Boguslawski, endlich die 15 Bataillone Rüchel nach- und nebeneinander geschlagen hat, kann an und für sich als eine besondere Großtat kaum angesehen werden.

Von irrigen Voraussetzungen ausgehend und, wie es heißt, von der Beschaffenheit des Saaletales nichts ahnend, war Napoleon mit seinen Hauptkräften gegen einen Engpaß geraten, hinter welchem eine Armee stand, stark genug, diese Thermopylen gegen jedes Perserheer zu verteidigen — wenigstens auf einige Zeit. Wie die Ther-

moppylen umgangen worden sind, so wäre auch Jena umgangen worden. 24 Stunden, genügend, um der Hauptarmee für einen Sieg freie Hand zu verschaffen, hätten sich aber gewinnen lassen. Die Verteidigung wird indes unterlassen, vielleicht weil, wie Clausewitz sagt, „man mit einem preußischen Instinkt die Ebene suchte und nichts besseres tun zu können glaubte, als die garstigen unbequemen Abhänge des Saaletales den Franzosen zu überlassen und in der Ebene des Plateaus so weit zurückzugehen, daß man mit Echelons, wie sich gebührt, den Feind angreifen konnte“, vielleicht auch, weil man, ahnungslos was vorging, ratlos was zu tun, die Dinge gehen ließ, wie sie eben gingen.

Welche Gründe und Absichten auch vorgelegen haben, jedenfalls verschmähte man unter überaus günstigen Bedingungen nicht ganz dem Wortlaut, aber wohl dem Sinne des erhaltenen Befehls gemäß, sich gegen die Übermacht auf kurze Zeit zu verteidigen, und zog es vor, gegen Wortlaut und Sinn des nämlichen Befehls den ersten Feldherrn der Welt und sein gewaltiges Heer unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen mit Bruchteilen einer Minderheit anzugreifen.

Die begangenen Fehler wurden von Napoleon in meisterhafter Weise ausgenutzt. Welch ein Entschluß, angesichts der feindlichen Armee auf nicht viel mehr als bloßen Fußpfaden den Landgrafenberg zu erklettern, vier Korps nach dem einen Jena nachzuziehen, obgleich erst am Morgen des 14. durch das Gefecht gegen Tauentzien die Möglichkeit eines Aufmarsches erkämpft werden mußte!

Durfte er annehmen, daß, während er selbst in fieberhafter Tätigkeit alles zur Entscheidungsschlacht vorbereitete, erkundete, mit Hand anlegte, Befehle gab, erklärte, ermahnte, sein Gegner im Schlosse zu Capellendorf den Abend an der Tafel verbringen, der Nachtruhe pflegen, am Morgen Berichte schreiben würde, die „Aktion“ auf einen andern Tag verschieben, die „Bataille“ zu gelegenerer Zeit annehmen wollte? Konnte er ahnen, daß der ohnehin nur halb so starke Feind sich ihm in fünf Teilen nacheinander entgegenstellen würde? Nicht diese eine Armee Hohenlohe, sondern die ganze preußische Armee hat Napoleon geglaubt vor sich zu haben. War sie noch nicht vollständig zur Stelle, so mußte das Eintreffen des Fehlenden im Laufe des 14. erwartet werden.

Die Preußen griffen mit jeder Division, jedem Detachement, das ihnen zur Hand war, an, ohne zu fragen, wie stark der Feind sei. Nacheinander bald rechts, bald links kam es zu Gefechten. Ein entgegengesetztes Verfahren wandte Napoleon an. Nur vorsichtig folgte er dem geschlagenen Tauentzien. Da ein neuer Feind vorging, so beschränkte er sich auf die Verteidigung. Mochten die Preußen sich an Vierzehnheiligen verbluten. Immer wurde die Linie der Tirailleure verlängert, um möglichst viele Kräfte des Feindes auf sich zu ziehen und im langwierigen Kampfe zu ermüden. In endloser Kolonne rückten noch vier Divisionen über Jena nach. Sie hätten mit den bereits vorhandenen fünf Divisionen genügt, um die ganze preußische Armee, wenn sie gekommen wäre, in aufreibenden Gefechten festzuhalten, bis Bernadotte und Davoust herankommen konnten, um mit dem Stoß von sechs Divisionen auf Flanke

und Rücken den endlichen Sieg zu bringen. Plan und Absicht sollte sich in einer Schlacht, die 60 Jahre später auf böhmischen Gefilden geschlagen wurde, verwirklichen.

Da nicht die ganze preußisch-sächsische Armee, sondern nur die kleinere Hälfte bei Jena auftrat, und da die einzelnen Teile dieser Hälfte nacheinander eingesetzt wurden, so war auch nicht die ganze Masse der dorthin gezogenen französischen Streitkräfte zum Siege erforderlich. Auch ohne die Korps von Bernadotte und Davoust waren übergenug Truppen vorhanden, um beide feindlichen Flügel mit überwältigenden Umfassungen zusammenzudrücken und noch hinreichende Reserven folgen zu lassen, die jede durch Verlängerung der Linie etwa entstehende Lücke auszufüllen vermochten.

An demselben Tage, welcher die Katastrophe von Jena brachte, wurde noch eine andere Schlacht geschlagen.

Die Hauptarmee gelangte am 13. bis Auerstedt.*) Am 14. wurde der Marsch in einer langen Kolonne mit großen Abständen fortgesetzt, die sich noch dadurch erweiterten, daß das Dorf mit Fuhrwerk vollständig verfahren war und die Truppen nur langsam hindurchkamen.

Auf französischer Seite gingen ebenfalls in einer Kolonne drei Divisionen über die Brücke von Kösen den Preußen entgegen. Die Spitzen beider trafen sich in der Gegend von Hassenhausen.**)

Die französische Division Gudin besetzte das Dorf und hauptsächlich das Gelände nördlich, nur mit zwei Bataillonen dasjenige südlich von Hassenhausen. Die preußische Division Schmettau marschierte links der Straße auf und griff sogleich an. Die nächstfolgende französische Division, Friant, sollte den rechten Flügel Gudins verlängern. Die preußische Division Wartensleben wurde dagegen südlich der Straße vorgeführt. So erhielten die Franzosen auf dem nördlichen, die Preußen auf dem südlichen Flügel das Übergewicht. Zur Unterstützung der durch Wartensleben bedrohten zwei Bataillone des linken französischen Flügels wurde ein Regiment dorthin geschickt, außerdem aber eine Brigade unter General Kister zu weiter Umgehung über Spielberg auf Poppel, mit einem Teil anscheinend sogar auf Lisdorf entsendet. Dadurch wurde nördlich der Straße ein ungefähres Gleichgewicht der Kräfte hergestellt.

Der Kampf wurde hier ähnlich wie bei Vierzehnheiligen geführt. Die Franzosen suchten sich im Gelände sowie hinter den Mauern und Hecken von Hassenhausen zu decken und richteten ein wirksames Schützenfeuer gegen die Schmettauschen Bataillone, welche aufrecht stehend vergebliche Salven gegen den unsichtbaren Gegner verschwendeten. Die preußische Kavallerie des linken Flügels hatte ihre Kräfte im Anfang des Zusammenstoßes gegen die frisch anrückende französische Infanterie verbraucht und war über Spielberg, dem Feinde das Feld überlassend, zurückgegangen. Eine

*) Vgl. Skizze 5.
**) Skizze 7.



Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde,
3. Jahrgang, 1906, 4. Heft.
Zu: „1806“.

Skizze 7.

Spielberg
Punschrau
Brg. Kister
Sachwar
Benndorf
Div. Friant
Hassenhausen
Div. Schmettau
Div. Gudin
Div. Morand
n. Kösen
Poppel
Taugwitz
Eckartsberga
Eckdorf
Lisbach
Div. Wartensleben
Div. Oranien
Res. Grf. Kalckreuth
Gernstedt
Rehhausen
Res. Kav.
Lemendorf
Saale
Reisdorf
Ilm
Sonnen Kuppe
Auerstedt
Brg. Oswald
Stadt
Brg. Hirschfeld
Sulza
v. Weimar

Erläuterung.

Preußische
Französische
Truppen am 14. Oktober.

Maßstab 1:60000.
1000 500 0 1000 2000 m

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

französische Kavallerie-Brigade bedrohte nun den linken preußischen Flügel und zwang ein Bataillon, nach Norden abzuschwenken.

Unmittetbar südlich der Straße verlief das Gefecht ähnlich wie bei der Division Schmettau. Die im Gelände gedeckten französischen Tirailleure brachten den preußischen Bataillonen des linken Wartenslebenschen Flügels schwere Verluste bei, die sie durch Salven dem Feinde nicht zurückzugeben vermochten. Aber die Überlegenheit der Zahl (zehn Bataillone gegen vier) war auf preußischer Seite so beträchtlich, der rechte Flügel überragte den Gegner so weit, daß er links herumschwenkend die Franzosen in große Bedrängnis brachte. Die Not war schon auf das äußerste gestiegen, als die letzte französische Division, Morand, herankam, zwei Bataillone nach Hassenhausen, das schon aufgegeben war, vorschickte, mit dem Rest sich links gegen die Division Wartensleben wandte. Je weiter diese herumgeschwenkt war, destomehr bot sie ihre Flanke dem neuen Angriff. Die Kavallerie eilte zu ihrer Unterstützung herbei. Aber planlos und übereilt mit einzelnen Regimentern und Schwadronen in den Kampf geworfen, dienten ihre Angriffe mehr dazu, den preußischen rechten Flügel zu verwirren, als ihm einen Halt zu geben. Die Division Wartensleben mußte weichen. Die Franzosen folgten, und indem sie mit ihrem linken Flügel den Talrand der Saale und Ilm festhielten, überflügelten sie immer mehr die zusammengedrängten preußischen Bataillone.

Die Division Schmettau und der linke Flügel der Division Wartensleben hatten stundenlang in dem verheerenden Feuer der französischen Tirailleure standgehalten und die Mängel ihrer Taktik durch Ausdauer und Hartnäckigkeit auszugleichen gesucht. Unverdrossen und ohne zu wanken hatten sie die Hälfte ihres Bestandes hinsinken sehen. Das Zurückgehen des rechten Flügels mußte jedoch auch auf diese erschütterten Truppen eine unheilvolle Wirkung ausüben, umsomehr, als die französische Brigade Kister immer weiter auf Poppel vordrang und die Schreckensnachricht, „der Feind steht bereits im Rücken“, bei der Division Schmettau immer öfter wiederholt wurde. — Beide Divisionen, von drei französischen geschlagen, treten den Rückzug an.

Inzwischen war die Division des Prinzen von Oranien im Anmarsch. Nur mit Zeitverlust hatte sie die Enge von Auerstedt überwinden können. Von beiden Flügeln kam der dringende Ruf nach Unterstützung in der höchsten Not. Die Division wurde geteilt. Die Brigade des Prinzen Heinrich ging links, der Brigade Lützow wurde die Richtung auf Rehhausen gegeben.

Prinz Heinrich traf bereits bei Poppel auf den Feind. Dieser mußte erst vertrieben, der Nordrand des Dorfes durch ein Bataillon besetzt werden, ehe der Marsch mit nur vier Bataillonen fortgesetzt werden konnte. Die Division Schmettau war bereits im Rückzug. Der Prinz mußte sich darauf beschränken, sie aufzunehmen, den Rückzug für etwa eine Stunde zum Stillstand zu bringen. Auch rechts wurde beim Eintreffen der Brigade Lützow für nicht allzu lange Zeit wieder Halt gemacht.

Zwei preußische Divisionen waren geschlagen, eine dritte in den Rückzug verwickelt worden. 2½ noch unberührte Divisionen waren übrig. Der Feind hatte alle seine Kräfte eingesetzt. Ein glänzender Sieg, ein Sieg von Marengo, stand in Aussicht. Nichts war nötig, als diese 2½ Divisionen geradeaus vorzuführen. Es war nicht nur nötig, es war unumgänglich geboten. Man kämpfte mit dem Gesicht nach Berlin, mit dem Rücken nach dem Rhein, mit verkehrter Front. Mit dieser Front werden die Schlachten geschlagen, die für den Sieger die besten, für den Besiegten die unheilvollsten sind. Man mußte Sieger, vollständiger Sieger um jeden Preis werden. Mit Abbrechen des Gefechts, mit Verschieben der Entscheidung auf den nächsten Tag war nichts zu machen. Das wäre das Verderben gewesen. Heute war alles auf eine Karte gesetzt, und heute mußte man siegen oder man war verloren; und — man konnte siegen. Aber es fehlte ein Führer, ein Mann des Entschlusses, der bestimmte, wo und wie die zahlreichen Reserven einzusetzen seien. Der Herzog von Braunschweig war schon bei Beginn der Schlacht schwer verwundet worden. Seinem Generalstabschef, Obersten v. Scharnhorst, fehlte die Übersicht und die Kenntnis des Ganzen. Von dem Herzog auf den linken Flügel entsendet, suchte er bei der Division Schmettau den tödlich verwundeten Kommandeur zu ersetzen. Einen Einfluß auf die Leitung der Schlacht, auf die Verwendung der Reserven gewann er nicht. Nach Verlust seines Pferdes hat er, verwundet, mit einer Muskete auf der Schulter, als einer der Letzten das Dorf Poppel durchschritten, den Beruf eines Chefs des Generalstabes aber schwerlich erfüllt.

Flügeladjutanten und Generalstabsoffiziere suchten mit gutgemeinten aber zusammenhanglosen Ratschlägen die Schlacht wieder herzustellen. Niemand war da, der mit dem Übergewicht seiner Stellung Ordnung in die allgemeine Verwirrung bringen wollte oder konnte.

Von den Reserven standen die Division Arnim und eine halbe Division Kunheim unter dem Grafen Kalkreuth auf der Höhe vor Eckartsberga und auf deren Verlängerung nach Auerstedt hin, die andere halbe Division Kunheim und die leichte Brigade Oswald hatten sich nach Stadtsulza begeben, „weil sonst gerade nichts zu tun war“.

Diese Reserven beteiligten sich nur so weit an der Schlacht, daß die bei Stadtsulza stehenden Brigaden die Höhe westlich Rehhausen und die Sonnenkuppe bei Sonnendorf besetzen ließen. Dadurch wurde dem Nachdrängen der Division Morand ein Halt geboten und der Division Wartensleben der ordnungsmäßige Abzug ermöglicht. Auf dem anderen Flügel nahm der stets tätige Prinz August zwei Bataillone der Kalkreuthschen Reserve und zwei Bataillone der Division Oranien zusammen, warf die wieder bis Poppel vorgedrungene Brigade Kister zurück und verschaffte der Division Schmettau Raum zum gesicherten Rückzug. Demnächst machten auch die Reserven „ihre Retraite“. Der Feind folgte nicht über die Höhen von Eckarts-

verga und die Emse hinaus. Nur die Kavallerie-Brigade Vialannes gelangte bis Buttstedt.

Die Lage der Preußen vor der Schlacht bei Auerstedt ist derjenigen Napoleons vor der Schlacht von Jena in mancher Beziehung nicht unähnlich. Beide hatten die Überlegenheit der Zahl für sich, aber wesentliche Teile ihrer Streitkräfte waren noch weit zurück und konnten nur oder vielmehr wollten nur durch ein einziges Defilee das Schlachtfeld erreichen. Bis alle Truppen dort vereinigt waren, mußte lange Zeit vergehen. Napoleon hielt den Kampf hin und wartete diese Zeit ab, ehe er den entscheidenden Stoß unternahm. Die Preußen griffen mit der Avantgarde an, sobald sie des Feindes ansichtig wurden.

Der Feldmarschall v. Möllendorff, der im Gefolge des Königs den Feldzug mitmachte, war mit der Division Schmettau, welche die Avantgarde bildete, vorgeritten. Er hatte sich im Siebenjährigen Krieg ausgezeichnet und glaubte bei dieser Gelegenheit in die Geheimnisse der friderizianischen Kriegführung eingedrungen zu sein. Er vermeinte der preußischen Sache einen großen Dienst zu leisten, indem er dem Grafen Schmettau die nämlichen Worte „frische Eier, gute Eier“ zurief, mit denen Graf Schwerin in der Schlacht von Prag den übereilten Angriff der Avantgarde vor dem König zu rechtfertigen gesucht hatte. Es war kein Grund vorhanden, nach 50 Jahren den Fehler und die Worte gedankenlos zu wiederholen.

Als am 14. früh die Spitzen der beiden Gegner sich bei Hassenhausen begegneten, war für die Preußen soviel klar: Zurückwerfen über die Saale vermochten die zur Hand befindlichen Kräfte die bei Kösen übergegangenen Franzosen nicht mehr. Das hätte man am 13. tun sollen und können. Jetzt war es zu spät. Wie stark die Feinde waren, die in dem Morgennebel anrückten, niemand vermochte es zu wissen oder festzustellen. Auf den Kampf mit einem Korps mußte man sich zum mindesten vorbereiten. Um einen Sieg zu erfechten, mußten alle Kräfte herangezogen werden. Die Preußen waren demnach darauf angewiesen, mit der Avantgarde und den nächsten Divisionen ebenso ein hinhaltendes aber für den Feind verlustreiches Gefecht zu führen, wie Napoleon es bei Vierzehnheiligen tat. Die nachfolgenden Divisionen hätten allmählich, so war zu hoffen, die Überlegenheit und den Sieg gebracht, und dieser wäre um so entscheidender gewesen, als die Saale im Rücken des geschlagenen Feindes gelegen hätte.

Eine ähnliche Absicht scheint auch der Herzog von Braunschweig für die Leitung der Schlacht gehabt zu haben. Er wollte die Höhe südöstlich Hassenhausen besetzen. „Wenn es gelingt, diese Höhe mit Infanterie und Geschütz zu couronnieren, ist der Sieg uns gewiß,“ rief er. Die Division Wartensleben erhielt Befehl, nach jener Höhe zu marschieren. Sie hätte ihren rechten Flügel an die Saale anlehnen können. Die nachfolgenden Divisionen hätten den linken verlängert. Die Überlegenheit der Zahl mußte den Sieg bringen. Schneller wäre er allerdings gewonnen, wenn der

Engweg von Auerstedt frei gehalten und wenn noch andere Wege benutzt worden wären, Wege, die man beim Vormarsch nicht kennen wollte, die man aber beim Rückzug ohne weiteres fand.

Der an die Division Wartensleben gerichtete Befehl war aber noch nicht ausgeführt, als der Herzog von Braunschweig tödlich verwundet wurde. Damit hörte die Ausführung seiner Absicht, wie die gesamte Leitung der Schlacht auf. Die Divisionen griffen dort ein, wohin sie der Zufall führte. Die Höhe, welche der Herzog couronnieren wollte, wurde von der Division Morand mit Infanterie und Geschütz couronniert und der Sieg dadurch für die Franzosen entschieden. Was weiter geschah, war ohne Belang.

Viele Geschichtschreiber haben die Niederlage der Preußen der veralteten Lineartaktik und dem damals üblichen gleichfalls veralteten Echelonangriff zur Last gelegt. Aber mit diesem Angriff „vom rechten Flügel mit 200 Schritt Abstand“ haben sich die Schmettauschen Bataillone bis nahe an Hassenhausen „herangearbeitet“. Hier war es freilich nicht günstig, aufrecht und erhobenen Hauptes das Feuer des gedeckten Feindes auszuhalten und ihm nur mit wenig wirkungsvollen Salven zu antworten. Aber besiegt sind die Preußen durch das französische Tirailleurfeuer nicht. Keinen Schritt, wie stark auch die Verluste waren, sind die Linien zurückgegangen.

Der „Umfassungssucht“, von der bei Hassenhausen der Marschall Davoust und der General Morand, wie bei Vierzehnheiligen der Kaiser Napoleon, die Marschälle Soult und Augereau, und wie schon früher Friedrich der Große, ja Hannibal und Alexander befallen waren, sind Wartensleben und Schmettau erlegen.

Wenig fehlte, so hätte Wartensleben mit der nämlichen Umfassungssucht trotz der Lineartaktik den Sieg davongetragen. Wäre der Graf Kalkreuth ein Mann von Blick, Entschluß und Tatkraft gewesen, so hätte er mit oder ohne Echelons den Tag von Auerstedt so gut entschieden, wie sechs Jahre früher Desaix den Österreichern den sicher gewonnenen Sieg wieder entriß.

Auch mit der modernsten Taktik, mit der besten Deckung der Truppen wäre der Verlauf der Schlacht von Auerstedt ungefähr der gleiche geblieben. Auch heute würden die Divisionen Schmettau und Wartensleben ihre Not haben, die Divisionen Gudin und Friant in ihrer guten Stellung bei Hassenhausen anzugreifen. Auch heute noch würde die Division Morand den herumgeschwenkten Wartenslebenschen Flügel geworfen haben. Auch bei der heutigen Taktik könnte die Division Oranien zu spät kommen, die Kalkreuthsche Reserve aus Mangel an Entschluß nicht eingesetzt werden.

Nicht an der Lineartaktik allein oder gar an dem Echelonangriff ist Preußen zugrunde gegangen, sondern wesentlich mehr an der mangelhaften oder fehlenden Führung.

„Im Kriege“, hat Napoleon gesagt, „sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles.“ Dieser eine Mann war auf der Seite, welche die Zahl und die Kriegsgeübtheit für sich hatte, in vollendeter Weise vorhanden. Bei der Minderheit, bei der

Friedensarmee war nichts von ihm zu finden. Hierin liegt die Antwort auf die Frage, wie es möglich war, daß die Preußen haben geschlagen werden können. Ihre Aufgabe war von Hause aus eine überaus schwierige. Sie konnte nur durch den einen Mann gelöst werden. Dieser eine Mann fehlte. Das Schwierige wurde unmöglich.

Die Hohenlohesche Armee war im vollen Rückzug auf Weimar. Der Angriff des Rüchelschen Korps, wenn auch zurückgeschlagen, brachte den verfolgenden Feind auf dem linken preußischen Flügel zum Stehen. Die Truppen von Tauentzien, Teile von Grawert, demnächst Rüchel konnten sich unbelästigt westlich des Werlitzgrabens bei Ulrichshalben über die Ilm zurückziehen. Sie wollten, so hatte es der verwundete Rüchel ihnen eingeschärft, den Anschluß an die Hauptarmee, welche bei Auerstedt gedacht wurde, gewinnen. Jenseits der Ilm behielt aber nur ein Teil die nördliche Marschrichtung bei und gelangte nach Buttelstedt, Kölleda und sogar nach Sömmerda, der Rest zog die große Straße nach Weimar und Erfurt vor. Er stieß hier zusammen mit dem rechten Armeeflügel, der sich in dichter Masse demselben Ziele zuwälzte.*)

Eine Arrieregarde, vom Fürsten Hohenlohe gesammelt und bei Weimar nicht links, sondern wunderbarerweise rechts der Ilm aufgestellt, wurde nach nicht zu langer Zeit über die Brücke und den Fluß zurückgeworfen. Sie folgte teils dem Strom der Flüchtenden nach Erfurt, teils suchte sie sich über den Ettersberg zu retten.

Somit befand sich in der Nacht vom 14. zum 15. ein Teil der Hohenloheschen und Rüchelschen Armee in Erfurt, ein anderer in der Gegend von Buttelstedt, Kölleda und Sömmerda, der Fürst selbst in Schloß Vippach.

Die Hauptarmee trat weit später als die Hohenlohesche den Rückzug an. Die Masse der Truppen, welche bei Hassenhausen gefochten (Division Wartensleben, größter Teil von Schmettau, wenige Bataillone Oranien) ging geradenwegs nach Buttelstedt, dem Rest (Gros der Division Oranien, Teile von Schmettau und die Reserve) gab der König selbst, nachdem die Generale, denen er die Führung überlassen, versagt hatten, die Marschrichtung auf Weimar. Er beabsichtigte, sich hier mit den noch unversehrt gedachten Truppen von Hohenlohe und Rüchel zu vereinigen, um am nächsten Tage die Schlacht in der ihm gerühmten Stellung des Ettersberges zu erneuern. Nördlich von Apolda traf die Kolonne jedoch auf die Avantgarde des über Dornburg vorgegangenen Marschalls Bernadotte. Der Marsch konnte nicht auf der großen Straße fortgesetzt, ein Nebenweg nördlich der Ilm mußte eingeschlagen werden. Auch Weimar fand man vom Feinde besetzt. Der König ließ rechts auf Erfurt ausbiegen in der Annahme, daß Fürst Hohenlohe dorthin gegangen sei. Jenseits Weimar brachte ein Offizier die Nachricht von der Niederlage und Auflösung der Hohenloheschen Armee.

*) Skizze 8.

Nun wurde der Marsch auf Sömmerda gerichtet. In der Dunkelheit gelangte aber der abändernde Befehl nicht an alle Armeeteile. Einige unter Möllendorff setzten den Marsch nach Erfurt fort, wo sie am Vormittag des 15. gänzlich erschöpft ankamen. Wenige gelangten bis Sömmerda, die Arrieregarde unter Kalkreuth bis östlich Buttelstedt.

Während der folgenden Tage wurde der Rückzug fortgesetzt. Mit der Avantgarde unter Wartensleben, der Arrieregarde unter Kalkreuth zogen sich die Truppen, wie sie zusammengeblieben oder sich zusammengefunden hatten, teils über Frankenhausen, teils über Sondershausen, die nach Erfurt geratenen Trümmer von Hohenlohe sogar über Langensalza nach Nordhausen, von dort auf mehreren Wegen schlechtester Beschaffenheit über den Harz nach Magdeburg zurück.

Der Rückzug war von den meisten zunächst mit dem Bestreben angetreten worden, sich dem Stoße des Feindes zu entziehen. Nicht wenige leitete jedoch bald der Gedanke, die als unbesiegt gedachte Nachbararmee aufzusuchen. Erst als dieses Bemühen sich als vergeblich erwies, wurde Sömmerda als Sammelpunkt bezeichnet. Von hier konnte man sowohl über Sangerhausen und Mansfeld, wie über Sondershausen und Nordhausen die Elbe und Magdeburg zu erreichen versuchen. Von der ersteren Richtung schreckte aber die Meldung, der Feind sei im Anmarsch, ab. So wurde die letztere, die den weiteren und schlechteren aber sichereren Weg darstellte, von der Mehrzahl eingeschlagen.

Da eine Verfolgung nur in beschränktem Maße stattfand und viele und darunter die kürzesten Wege für den Rückzug frei blieben, so haben die Kritiker hinterher gefragt, warum nicht gleich von Buttstedt (in der Nähe des Schlachtfeldes von Auerstedt) die Straße nach Magdeburg oder besser nach Halle eingeschlagen worden wäre. Auch Clausewitz hat letzteres gefordert und dabei an Friedrich den Großen bei Hochkirch und an die Russen bei Zorndorf erinnert. Im Siebenjährigen Kriege wurde jedoch, man könnte sagen grundsätzlich, nicht verfolgt, und es handelte sich nur um kleine Armeen, die in sich geschlossen beinahe allein durch Kommando gelenkt werden konnten. Um aber zwei Armeen, die in Auflösung mit einer Frontbreite von 40 km zurückgehen, angesichts des Feindes eine volle Schwenkung oder einen Flankenmarsch machen zu lassen, dazu gehören übernatürliche Kräfte und ein gänzlich untätiger Gegner. Ehe derartige Bewegungen vorgenommen werden konnten, mußten die Armeen dem Bereiche der Feinde, die über Weimar sowie von Apolda und Eckartsberga vorzudringen drohten, entzogen werden. Da der Feind nur aus der Gegend von Weimar die Verfolgung aufnahm, von Apolda nur wenig und von Eckartsberga gar nicht vorrückte, so hätte allerdings der Weg über Sangerhausen und Mansfeld östlich des Harzes eingeschlagen werden können. Der General v. Tschammer vom Rüchelschen Korps hat auch tatsächlich diesen Weg verfolgt, ohne auf irgend einen Feind zu stoßen. Das war aber nicht vorauszusehen.

Wenn man von der Kapitulation von Erfurt absieht, so litten die Truppen

unter der Verfolgung des Feindes unmittelbar nicht in hohem Maße. Es war erklärlich, daß am Abend des 14. und in der folgenden Nacht einzelne Abteilungen von ihrem Wege abkamen und dem Feinde in die Hände fielen. Allmählich erreichte auch die feindliche Kavallerie zurückgebliebene Truppenteile. Fälle von Panik kamen vor. Im allgemeinen war aber der Schaden, den der Feind den zurückgehenden Preußen zufügte, nicht erheblich. Weit schlimmer als die Franzosen waren die ungeheueren Anstrengungen, denen sich die Truppen unterziehen mußten, die Märsche Tag und Nacht, die schlechten Wege, der Hunger, die Kälte, der Mangel an Nachtruhe, die beispiellose Anspannung und der Verbrauch der Kräfte, noch mehr aber als dies die Mutlosigkeit, welche sich aller bemächtigte.

Den Soldaten war stets eingeschärft worden, daß sie unüberwindlich seien. Wenn sie nur das genau ausführen würden, was auf dem Exerzierplatz eingeübt wurde, sollte ihnen der Sieg gewiß sein. Mit freudiger Zuversicht waren sie in die Schlacht gegangen. Ebenso wie bei einer Revue mit wunderbarer Genauigkeit aller Bewegungen waren sie avanciert, tadellos waren die Salven abgegeben. Ein unsichtbarer Feind hatte sie jedoch mit Infanteriefeuer und Kartätschlagen überschüttet. Stundenlang hatten sie die immer steigenden Verluste ertragen, unerschüttert hatte die Linie gestanden. Die Lücken, welche die feindlichen Geschosse gerissen, wurden aus dem 2. und 3. Gliede ausgefüllt. Da, die Munition ging schon zu Ende, drangen die feindlichen Massen, eine furchtbare Überlegenheit, vor. Die weit überragenden Flügel drohten die Flanken zu zerdrücken, bis in den Rücken vorzukommen. Nun wandte sich ein Bataillon nach dem anderen. Gegen diesen Feind war nichts zu machen. Nichts von dem, was die Offiziere gesagt hatten, war zugetroffen. Das Vertrauen zu den Führern, zu sich selbst war dahin. Es blieb nichts übrig, als das Leben zu retten.

In dieser Stimmung wurde der Rückzug angetreten. Je hartnäckiger der Widerstand gewesen, desto größer die Mutlosigkeit und Verzweiflung, als man ihn aufzugeben gezwungen war.

Die gewohnten Verbände lösten sich. Die Unordnung nahm zu. Aber immer ging es weiter in der Besorgnis, daß der Feind gleich erscheinen, die Armee in der linken Flanke „tournieren“, von Magdeburg abdrängen würde. Die Verluste, nicht an Verwundeten, sondern an solchen, die kraftlos liegen blieben, die in Nacht und Dunkelheit sich heimlich entfernten, waren ungeheuer.

Von den 110 000 Preußen, welche in das Feld gezogen waren, langten unter Hohenlohe, welchem der Oberbefehl übertragen war, am 19. und 20. 41 000 Mann bei Magdeburg an. Die Sachsen hatten ihre Bundesgenossen verlassen. 10 000 Mann (davon etwa die Hälfte unverwundet) unter Möllendorff und dem Prinzen von Oranien hatten sich in Erfurt einschließen lassen und dort bereits am 15. kapituliert. Der Herzog von Weimar, zu spät von seinem Zuge über den Thüringer Wald zurück-

berufen, wollte nach Empfang der Nachricht von der Schlacht bei Jena (zusammen mit Winning 13 000 Mann) im weiten Bogen westlich von Erfurt über Langensalza, Mühlhausen, Heiligenstadt, Duderstadt, Seesen die untere Elbe erreichen. Ebendorthin hatte Blücher übernommen, die schwere Artillerie westlich um den Harz herum über Osterode und Salzgitter zu führen. Die Reserve des Herzogs von Württemberg, bei Halle von Bernadotte geschlagen, war rechts der Elbe nach Magdeburg zurückgegangen (8000 Mann).

Napoleon hatte schon vor Beginn des Feldzuges gedroht, die Preußen in den Rhein zu werfen. Jetzt war es an ihm, seine Drohung auszuführen. Den Rücken nach Berlin gewendet, zogen die flüchtenden Scharen über Weimar nach Erfurt dem Rheine zu. Es kam nur darauf an, sie in dieser Richtung weiter zu verfolgen. Davon war aber wenig die Rede. Zunächst bewährte sich die alte Erfahrung, daß der Sieger garnicht oder wenig verfolgt, der Besiegte durch äußerste Marschleistungen sich der Verfolgung entzieht.

Und doch war die Verfolgung des Besiegten von Jena besonders leicht. 4 fast ganz frische Divisionen hatten erst zum letzten Akt das Schlachtfeld erreicht. Von ihnen erhielten 2 unter Ney den Befehl, links, 2 unter Soult rechts dem Feinde nachzudrängen. Allein nur Ney gelangte wenigstens bis Weimar. Soult durch den Rüchelschen Angriff zum Stutzen gebracht, ging nach Abzug des Feindes nur noch wenig gegen die Ilm vor. Bernadotte kam nicht über Apolda hinaus. Davoust blieb auf dem Schlachtfelde bei Eckartsberga. Die Korps von Lannes und Augereau sowie die Garde wurden bei Jena zurückgehalten.

Napoleon sah voraus, in welcher Richtung die Preußen den Rückzug nehmen würden. Er hat es gleich ausgesprochen, sie würden suchen, über Erfurt und Weißensee nach Magdeburg zu entkommen, wobei es ungewiß blieb, ob sie von Weißensee den Weg über Nordhausen oder über Sangerhausen einschlagen würden. Für beide Fälle standen die Franzosen am 15. früh mit dem rechten Flügel bei Eckartsberga näher an Magdeburg, als die Preußen, welche in der Nacht vom 14. zum 15. die Linie Buttelstedt—Erfurt nur mit kleineren Teilen überschritten hatten. Es wäre somit das einfachste gewesen, wenn nur das Korps Ney mit starker Kavallerie den Preußen im Rücken gefolgt, die übrigen fünf Korps aber geradenwegs auf Magdeburg vorgegangen wären. Tatsächlich haben die Preußen Magdeburg am 19. und 20. erreicht, aber bereits am ersteren Tage konnten die fünf französischen Korps bei den Marschleistungen, die ihnen damals geläufig waren, die Elbe zwischen Magdeburg und Dessau erreicht haben. Zweifellos würden sich dadurch die Preußen von dem Strom und der Festung haben abdrängen lassen. Sie wären zu etwas gezwungen worden, was viele für wünschenswert und vorteilhaft hielten. Ein Rückzug nach Nordwesten war von Clausewitz schon früher ins Auge gefaßt worden. Gneisenau hat eine Stellung zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel empfohlen. Zu Quedlinburg in Hohenlohes

Hauptquartier wurde auf Vorschlag des Majors v. dem Knesebeck ein Rückzug hinter die Weser erwogen.

Mit allen diesen Plänen bezweckte man, einen beträchtlichen Teil des französischen Heeres von Berlin und der Oder abzuziehen, den Russen und den ostpreußischen Truppen den Sieg über den anderen Teil zu erleichtern.

Ungünstig war nur bei dem Rückzug nach Westen, daß man der holländischen Armee gerade entgegenmarschierte. Ein furchtbarer Gegner war dieses Milizheer nicht, aber wenn man gegen die verfolgenden Franzosen Front machen mußte, so würden doch die Holländer im Rücken zum Verderben gereicht haben.

Auch abgesehen von diesem Feinde blieb die Gefahr, daß die Munition ausging und nicht ersetzt werden konnte. Allenfalls konnte man zwischen Elbe und Weser nach Norden ausweichen und sich an irgend einer Stelle der Küste festsetzen, ähnlich wie es später die Engländer in Portugal getan haben. Die Voraussetzung wäre dabei gewesen, daß man auf die englische Unterstützung und Zufuhr rechnen konnte, aber sich dieser zu versichern, war versäumt worden.

So mußte ein Rückzug auf dem linken Elbufer zu einer Katastrophe führen. Dessenungeachtet wollte Napoleon eine solche Operation des Feindes vermeiden. Sein Sinn war bereits auf einen Krieg gegen Rußland gerichtet. Er gedachte ihn nicht damit einzuleiten, daß wenigstens ein Teil seiner Streitkräfte einen Zug nach der holländischen Grenze unternahm. Die Preußen sollten nicht von der Elbe ab, sondern über die Elbe gedrängt und dann zwischen dieser und der Oder vernichtet werden. Zunächst folgten zwei Korps, Ney und Soult, sowie zahlreiche Kavallerie unter Murat dem geschlagenen Feinde, schwenkten so weit rechtsherum, daß sie wieder ihre natürlichen Verbindungen nach dem Rhein und Paris hinter sich bekamen, den Feind gerade vor sich hatten, ihn verhindern konnten, nach Westen auszuweichen, und ihm auf dem linken Elbufer nur den Ausweg nach Norden ließen.

Mit den übrigen vier Korps entfernte sich Napoleon zunächst nicht wesentlich von dem Schlachtfeld und trat nur langsam den Marsch nach der Elbe an.

Der Übergang über den Fluß ließ sich indes nicht so leicht bewerkstelligen, als wohl gedacht war. Die vorhandenen Brücken waren zerstört, Material für neu zu bauende nicht mitgeführt worden. Hätte der Herzog von Württemberg seine Aufgabe nicht darin gefunden, bei Halle ein Gefecht zu liefern, in dem er geschlagen wurde, sondern dem Feinde den Übergang über die Elbe zu verwehren, so würde voraussichtlich für die Franzosen viel Zeit verloren gegangen sein, und Fürst Hohenlohe hätte den Rückzug bis zur Oder mit voller Sicherheit zurücklegen können.

Zu einem solchen hatte sich der Fürst entschließen müssen. Die ursprüngliche Absicht, im sicheren Magdeburg die Armee wieder zu ordnen, mit Waffen, Munition und Verpflegung zu versehen, neue Kräfte und frischen Mut gewinnen zu lassen, erwies sich als unausführbar.

Die große Elbfestung, das Bollwerk der Monarchie, bedurfte selbst viel mehr der Stärkung, als daß es solche anderen gewähren konnte. Längere Zeit dort zu bleiben, machten die unzureichenden Mittel unmöglich. Der vielleicht lockende Plan, ein verschanztes Lager bei Magdeburg zu beziehen, „um auf diese Weise dem gegen die Mark vordringenden Gegner Jalousie gegen Flanke und Rücken zu geben“, hätte zu einem zweiten Ulm geführt. Man konnte nicht verweilen, sondern mußte ungesäumt weiter marschieren, um noch vor dem Verfolger, der bereits bis Wittenberg gekommen sein sollte, die Oder zu erreichen. Nur bei Stettin schien dies noch möglich zu sein. Es fragte sich, welcher Weg dorthin einzuschlagen war.

Clausewitz hat den Weg über Berlin empfohlen und seinen Rat damit begründet, daß, sobald die Hauptstadt erreicht war, man für den weiteren Rückzug nach Stettin den Feind nur noch gerade hinter sich gehabt hätte. Es wäre voraussichtlich noch zu Arrieregardengefechten gekommen, aber von der beständigen Bedrohung von Flanke und Rücken wäre die Armee befreit gewesen. Der Rückzug hätte ordnungsmäßig zurückgelegt werden können. Sogar die Benutzung des Oderüberganges bei Schwedt wäre der Armee frei geblieben.

Dem ist vollständig beizupflichten. Die Schwierigkeit liegt nur darin, Berlin vor dem Feind zu erreichen, und diese Schwierigkeit stellt sich bei einem Vergleich der Entfernungen Magdeburg—Berlin und Wittenberg—Berlin als so beträchtlich heraus, daß man sie mit den geschwächten und wenig leistungsfähigen Truppen kaum zu überwinden hoffen durfte.

Da es darauf ankam, die Oder bei Stettin möglichst schnell zu gewinnen, so empfahl es sich ohne Zweifel, den nächsten Weg dahin einzuschlagen. Dieser führt über Brandenburg, Nauen, Liebenwalde, Joachimsthal und Angermünde. Wie die späteren Ereignisse ergeben haben, würde es bei Wahl dieses Weges ohne übertriebene Marschleistungen gelungen sein, am 24. in der Höhe von Oranienburg zu stehen. An demselben Tage langten die Spitzen der französischen Armee vor Berlin an. Nur mit Kavallerie vermochte der Feind Angermünde früher zu erreichen.

Ein anderer nicht viel weiterer Weg führt von Nauen über Cremmen, Löwenberg, Templin, Prenzlau und Löcknitz. Er scheint auf den ersten Blick sicherer zu sein, ist aber bis zum letzten Augenblick in der Flanke bedroht, während die Armee bei Benutzung des ersteren Weges von Angermünde ab den Feind gerade hinter sich gehabt hätte.

Weder der Weg über Berlin, noch der über Liebenwalde, Angermünde, noch endlich der über Cremmen—Löwenberg wurde gewählt. Sie erschienen sämtlich zu gefährdet. Die Mutlosigkeit und das Streben, sich dem Feinde zu entziehen, waren so groß, daß der Richtung über Genthin, Rathenow, Friesack, Neu-Ruppin und dann weiter auf Prenzlau der Vorzug gegeben wurde. Um dem Feinde zu entgehen,

wurde der Weg verlängert, das Ziel, Stettin, weiter gesteckt, dem Verfolger geholfen, einen Vorsprung zu gewinnen.

Immerhin würden die Preußen in dem Wettlauf gesiegt haben, wenn nur an dem einmal gefaßten Plane festgehalten, die Marschrichtung Rathenow, Neu-Ruppin, Prenzlau beibehalten worden wäre. Das Bemühen aber, dem Feinde, auch dem nur in der Einbildung vorhandenen, auszuweichen, führte immer wieder dazu, den Bogen noch mehr zu vergrößern.

Nachdem die Besatzung von Magdeburg bis zur Höhe von gegen 24 000 Mann verstärkt worden war, setzte Fürst Hohenlohe den Rückzug fort. Die Märsche der ersten Tage — 21. nach Burg, 22. nach Genthin, 23. nach Rathenow — waren verhältnismäß kurze gewesen. Fürst Hohenlohe fühlte die Notwendigkeit, am 24. mittels eines Gewaltmarsches Neu-Ruppin zu erreichen. Sein Generalstabschef, Oberst v. Massenbach, wußte ihm aber klar zu machen, daß es vor allem darauf ankomme, daß Rhinluch zwischen sich und den wohl 60 km entfernten Feind zu bringen und zu diesem Zweck nach Neustadt zu marschieren. Ein voller Tag war verloren. Erst am 25. kam das Gros der Armee nach Ruppin, die Avantgarde nach Lindow, die Arrieregarde, im wesentlichen das frühere Württembergische Korps, welche an diesem Tage Blücher übernommen hatte, nach Neustadt.

Von der französischen Armee war am 20. Davoust über Leipzig und Düben bis Wittenberg, Lannes, gefolgt von Augereau über Halle und Zörbig bis Dessau, Avantgarde Roßlau, Bernadotte von Halle nach Bernburg und Aschersleben gekommen. Soult und Ney näherten sich auf dem linken Ufer Magdeburg.

Erst am 22. wurde der Marsch auf dem rechten Elbufer fortgesetzt und am 25. von Davoust Berlin, von Lannes über Potsdam—Spandau, von Augereau die Gegend südlich Berlin, von Bernadotte Brandenburg erreicht.

Die Gros beider Parteien waren noch etwa 60 km voneinander entfernt, aber ihre Kavallerien mußten bald miteinander in Fühlung treten.

Zur Deckung der linken preußischen Flanke war der General Schimmelpfennig mit den Resten von 3½ Bataillonen und 26 Schwadronen gegen die Havel, den Ruppiner Kanal und den Rhin zwischen Alt-Friesack, Cremmen, Oranienburg und Liebenwalde vorgeschoben und in Ortschaften südlich Ruppin—Zehdenick untergebracht worden. Von den Übergängen über die zu deckende Wasserlinie war derjenige bei Cremmen ebenso wie die weiter westlich gelegenen sowie eine Havelbrücke in Oranienburg zerstört, die beiden anderen dort vorhandenen, sowie die Brücke nördlich der Stadt unversehrt gelassen worden. Hier gelang es der Husaren-Brigade Lasalle, die Havel zu erreichen und eine Abteilung bis Teschendorf auf das rechte Ufer zu schieben.

Für den 26. wollte Fürst Hohenlohe mit der Avantgarde nach Zehdenick gehen, das Gros zwischen diesen Ort und Lindow staffeln, die Arrieregarde nach Ruppin

nachziehen. Das Detachement Schimmelpfennig sollte nach Joachimsthal marschieren, die Übergänge des Finowkanals zwischen Liebenwalde und der Oder besetzen.

Es bot sich dem Fürsten die Gelegenheit, die feindliche Kavallerie über die Havel zurückzuwerfen, die Brücken bei Oranienburg und Liebenwalde auch gegen die später zu erwartende feindliche Infanterie zu besetzen und unter diesem Schutz über Zehdenick nach Belieben auf Schwedt oder Stettin abzumarschieren. Am 27. hätte mit der ganzen Armee einschließlich der Arrieregarde das linke Havelufer bei Zehdenick und Liebenwalde gewonnen werden können. Da die Franzosen auf diesem Ufer und gegen den von Schimmelpfennig zu besetzenden Finowkanal nicht vorgingen, so drohte dem weiteren Rückzug keine besondere Gefahr mehr.

Fürst Hohenlohe ließ sich jedoch durch den Obersten v. Massenbach bestimmen, jede Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit dem Feinde zu vermeiden und nach mehrstündigem unentschlossenen Halt bei Schönermark auf Fürstenberg abzumarschieren.

General Schimmelpfennig hatte längere Zeit bei Zehdenick auf das Herankommen der Avantgarde gewartet, war am Nachmittag abmarschiert und mit seiner Arrieregarde noch bei diesem Orte in ein unglückliches Gefecht verwickelt worden. Da auch Liebenwalde in die Hände des Feindes fiel, weder Havel noch Finowkanal, wie es schien, zu halten waren, so ging das Detachement während der nächsten Tage in verschiedenen Abteilungen teils über Angermünde bei Schwedt, teils über Prenzlau bei Stettin über die Oder zurück. Es lieferte damit den Beweis, daß die ganze Armee, wenn sie auf geradem Wege ihr Ziel verfolgt hätte, ohne Schwierigkeit das rechte Oderufer gewinnen konnte.

Die Absicht des Fürsten Hohenlohe, seine Armee durch den Marsch nach Fürstenberg einem Zusammenstoß mit dem Feinde zu entziehen, war gelungen. Die Lage aber keineswegs gebessert.

Murat mit der Husaren-Brigade Lasalle und der Dragoner-Division Grouchy stand bei Zehdenick, Avantgarde Storkow, dahinter in der Gegend von Falkenthal die Chasseur-Brigade Milhaud und die Dragoner-Division Beaumont, noch weiter zurück das Korps Lannes bei Oranienburg und das Korps Bernadotte zwischen Cremmen und Nauen.

Die Arrieregarde unter Blücher bei Ruppin konnte somit den Marsch auf Zehdenick nicht fortsetzen, wenn sie sich nicht mit zwei feindlichen Korps in ein Gefecht einlassen wollte. Sie mußte der Armee auf Fürstenberg folgen. Hohenlohe selbst wollte auf Prenzlau marschieren. Ebendorthin wollte Murat von Zehdenick ausgehen. Beide Gegner hatten ungefähr die gleiche Entfernung zurückzulegen. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich.

In der Tat fand Hohenlohe, über Lychen vormarschierend, Boitzenburg bereits vom Feinde besetzt. Nur Kavallerie war aber dort anzunehmen. Ohne Verzug mußte angegriffen werden. Stundenlang wurde indes gezögert, bis endlich nach

längerer Kanonade drei Bataillone mit klingendem Spiel vorgingen und eine Handvoll französischer Chasseurs und Dragoner das Weite suchte. Murat, der bis Haßleben gekommen war, wandte sich dem Kanonendonner zu, griff aber nicht an. Er begnügte sich, das Regiment Gensdarmes gefangen zu nehmen, welches, als rechtes Seitendetachement verwendet, der Division Grouchy bei Wichmannsdorf in die Hände lief.

Immerhin war die Lage für Hohenlohe günstiger, als man hätte erwarten können. Es war keine große Aufgabe, die feindliche Kavallerie, welche bei Wichmannsdorf Halt gemacht hatte, zurückzuwerfen, sich dadurch den Weg nach Prenzlau frei zu machen und abzuziehen, bevor die Avantgarde des Lannesschen Korps heran sein konnte. Aber sein böser Geist, der in Gestalt des Obersten v. Massenbach in allen entscheidenden Augenblicken dem Fürsten Hohenlohe den denkbar kleinmütigsten Rat gab, bewog ihn, mit der Armee auf einem weiten und schlechten Wege in mühseligem Nachtmarsch nach Schönermark auszuweichen.

Die Truppen waren am Ende ihrer Kräfte, als sie am kalten Morgen das Ziel erreichten. Seit drei Tagen hatten sie kaum etwas gegessen.

Von Magdeburg ab war zwar für die Verpflegung in bester Weise gesorgt worden. Offiziere waren vorausgegangen, um an den vorher bestimmten Marschquartieren Verpflegung und alles Nötige vorzubereiten und sicherzustellen. Da aber im letzten Augenblick das Marschziel gewöhnlich geändert wurde, so fanden nur die Franzosen die vorsorglich bereitgelegten Vorräte, während die eigenen Truppen leer ausgingen.

Während zwei Wochen wurde Tag und Nacht marschiert, stundenlang frierend gewartet, im Biwak bei unzureichender Kleidung vor Kälte und Hunger nicht geschlafen, sowie sich eine feindliche Patrouille zeigte, eiligst abmarschiert. Alles, was in der Truppe an Herzhaftigkeit, Kampfesmut, Freudigkeit und Widerstandsfähigkeit seit der schrecklichen Schlacht noch vorhanden, war allmählich und systematisch vernichtet worden. Nur Mutlosigkeit, Verzagtheit, Verzweiflung waren der verhungerten, aufs äußerste geschwächten und entnervten Mannschaft übrig geblieben.

Dennoch war noch nicht alle Hoffnung verloren. Im Gegenteil, ebenso wie vor der Schlacht von Jena sich die Lage unerwartet günstig gezeigt hatte, so schien auch jetzt eine höhere Macht alle Not und Schwierigkeiten beseitigt zu haben.

Der Weg von Schönermark nach Prenzlau war frei. Von der französischen Kavallerie stand die Division Grouchy und die Brigade Milhaud bei Wichmannsdorf, also etwa 7 km weiter von Prenzlau entfernt, als die Preußen bei Schönermark. Nur ein Husaren-Regiment war nach Kröchlendorf vorgeschoben. Lasalle, der am 27. Prenzlau bereits erreicht hatte, war nach Haßleben zurückgegangen. Prenzlau, wie der Ückerübergang waren unbesetzt. Weiter zurück stand Beaumont bei Herzfelde, die Avantgarde des 5. Korps nördlich Templin. Trotz der Vorschläge des Marschalls

Lannes hatte Napoleon keine Abteilung gerade nach Stettin oder nach Löcknitz auf dem geradesten Wege, um den Feind abzuschneiden, vorgeschickt. Er hatte darauf bestanden, daß Lannes die Richtung auf Zehdenick einschlagen sollte, wo er nach mathematischen Gesetzen nicht vor, sondern hinter den Verfolgten kommen mußte. Kein Franzose war rechts der Ücker zu finden. Östlich Seehausen, Prenzlau und Pasewalk lag das gelobte Land. Man brauchte nur hinzugehen. Aber Massenbach hatte wieder Bedenken. Prenzlau konnte doch besetzt sein. Er drang darauf, nach Nechlin auszuweichen, bei Nieden über die Ücker zu gehen.

Der mühsam gewonnene Vorsprung wäre darüber verloren gegangen, der nächste Weg nach Löcknitz dem Feinde eingeräumt worden. Noch zur rechten Zeit traf die sichere Meldung ein, daß Prenzlau vom Feinde frei, der Übergang durch einige preußische Karabiner besetzt sei.

Der Marsch dahin wurde angetreten. Die Avantgarde ging über Güstow, überschritt bei Papiermühle (2 km westlich Prenzlau) den Strom, bog in den Berliner Damm ein, gewann das rechte Ückerufer und marschierte östlich Prenzlau auf. Nichts war dort vom Feinde zu finden. Nur südwestlich an der Templiner Straße hatten sich schon vor dem Herankommen der Avantgarde Husaren Lasalles gezeigt, die sich aber durch die schwache Besatzung von Prenzlau (30 Kavalleristen) abschrecken ließen, gegen die Stadt vorzugehen.

Das Gros folgte der Avantgarde. Während es auf dem Wege von Güstow über den Berliner Damm durch Prenzlau hinzog, erschien dort, wo anfangs nur Husaren zu sehen waren, eine Batterie und eröffnete das Feuer auf die lange Marschkolonne. Eine preußische Batterie fuhr dagegen nördlich des Stromes auf. Es wäre schon vorher nötig gewesen, die französischen Husaren zu vertreiben, die Höhe an der Templiner Straße zu besetzen, den Feind zurückzuhalten, dahinter mit dem Gros abzumarschieren, die vorgeschobene Abteilung als Arrieregarde folgen zu lassen. Zu ihrer Aufnahme ließ sich das durch alte Mauern und die Ücker geschützte Prenzlau leicht verteidigen. Aber der alles beherrschende Kleinmut wollte jede Berührung mit dem Feinde vermeiden, sich heimlich bei dem Verfolger vorbeischleichen.

Keine deckende Abteilung wurde herausgeschoben. Nur eine Kompagnie besetzte die Papiermühle. Doch die zögernde französische Kavallerie hätte beinahe die ganze Kolonne durchschlüpfen lassen. Da zeigte sich die Spitze des Lannesschen Korps. Nun griffen Grouchys Dragoner an. Ein Teil ging oberhalb der Papiermühle über den Strom, ein anderer folgte der Templiner Straße gegen den Berliner Damm. Eine Brigade der Division Beaumont, über Golmitz ausgebogen, suchte von Westen her einzugreifen. Da schloß die Besatzung von Prenzlau das Berliner Tor. Das letzte Regiment, zwischen Strom, Stadt und See eingeklemmt, mußte sich ergeben. Die Kompagnie in der Papiermühle wurde teils zusammengehauen, teils gefangen genommen. Die Batterie, die ihre Munition verschossen hatte, fiel in die Hände der

Dragoner. Alles übrige was noch zurück war, Kavallerie und zuletzt das Grenadier-Bataillon des Prinzen August suchten nach Norden auszuweichen.

Die Masse der Hohenloheschen Armee hatte das rechte Ückerufer erreicht. Sie hatte von Prenzlau aus den Marsch nach Löcknitz und Stettin nicht unmittelbar fortgesetzt, sondern war östlich der Stadt aufmarschiert, um zunächst den verhungerten und entkräfteten Leuten die vorbereitete Verpflegung zuzuführen. Das war ausführbar. Die lange Linie der Ückerseen und der morastigen Ückerwiesen bot für einige Zeit einen genügenden Schutz. Die Zerstörung der Übergänge bei Seehausen und bei Nechlin—Nieden war angeordnet. Nach Pasewalk war das rechte Seitendetachement, die Infanterie-Brigade Hagen entsendet. Solange die Mauern und Tore von Prenzlau verteidigt wurden, konnte man die Truppen ruhen und neue Kräfte sammeln lassen. Bei der Verwirrung und Kopflosigkeit, die überall herrschten, waren aber die Grenadier-Kompagnien, die das Berliner Tor verteidigen sollten, abgezogen. Die französische Infanterie überkletterte die unverteidigte Mauer, öffnete das Tor, die Kavallerie drang ein. Prenzlau mit seinen Vorräten und seiner Verpflegung ging verloren.

Abgesehen von diesem Verlust war die Lage nicht wesentlich verändert. Von der französischen Infanterie war nur ein kleiner Teil zur Stelle. Der Feind wagte nicht, aus der Stadt herauszukommen. Man hätte ihn leicht zurückwerfen können. Jedenfalls blieb der Rückzug nach Stettin frei.

Seit dem 10. Oktober war die preußische Armee beständig durch die Gefahr bedroht worden, links „tourniert“ zu werden. Schon war die Schlacht bei Jena hauptsächlich durch die Umfassung des linken Flügels verloren gegangen. Während des langen Rückzuges durch Thüringen, über den Harz nach Magdeburg, durch das Havelland, das Ruppinsche, die Uckermark hatte die Vorstellung von einer näheren oder weiteren feindlichen Umgehung alle Maßregeln beherrscht, alle Bewegungen bestimmt. So war das zusammengeschmolzene Häuflein nach Prenzlau gekommen. Jetzt erst hatte die Gefahr aufgehört. Der Feind konnte nicht mehr „tournieren“. Napoleon hatte verabsäumt, ein Korps oder eine Division auf dem geraden Wege von Berlin nach Löcknitz oder Stettin zur Verfolgung nachzuschicken. Er hatte vorgezogen, ein Korps und die Garden bei Berlin, ein anderes bei Frankfurt gegen die noch weit entfernten Russen stehen zu lassen. So war es gekommen, daß, trotzdem der Marsch nach Massenbachs Ratschlägen immer wieder aufgehalten und verlängert wurde, die Verfolgung nur noch gegen den Rücken, nicht mehr gegen die Flanke gerichtet war. Es konnte wohl noch zu Arrieregardengefechten kommen, nicht aber zu einem vernichtenden Angriff seitens der Franzosen. Diese würden, ermüdet wie sie waren, nicht mehr weit gefolgt sein. Ihre Kavallerie hatte schon in den letzten Tagen wenig Lust zum Angriff gezeigt. Ihre Infanterie war größtenteils noch zurück.

Die preußische Armee war so gut wie gerettet. Aber sie war auch durch die

übermenschlichen Anstrengungen, die sie durchgemacht, die Entbehrungen, welche sie erduldet, die drohenden Gefahren, welche sie überstanden hatte, geistig und körperlich so niedergedrückt, so abgestumpft, so kraftlos geworden, daß sie sich zu irgend einer mannhaften Tat nicht mehr aufschwingen konnte.

Fürst Hohenlohe hatte sich noch in dem Gefecht westlich Prenzlau als der alte heldenmütige Soldat gezeigt, der er stets gewesen, jetzt aber hatte ihn die Kraft, die ruhige Überlegung verlassen.

Seit Magdeburg hatte ihm Prenzlau als Ort der Erlösung vorgeschwebt. Wenn man dorthin gekommen, sollte alles gut sein. Nach vielen Mühen und Gefahren hatte man endlich dieses ersehnte Ziel erreicht, und nun kamen französische Parlamentäre und behaupteten, daß die Armee rings umstellt sei. Murat selbst gab dem Fürsten sein Ehrenwort, daß 100 000 Mann ihn im Halbkreis umgäben. Massenbach, sein eigener Chef des Generalstabes, bestätigte ihm aus persönlicher Anschauung diese ungeheuerlichen Lügen, Oberst Hüser meldete ihm fälschlich, die Munition sei so gut wie zu Ende. Das alles war für den tapfersten Mann, der durch seine vornehme Todesverachtung auf dem Schlachtfeld die Bewunderung Aller erregt hatte, zu viel. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich mit seinen abgehungerten, ausgemergelten Soldaten mit dem Bajonett in der Hand durch 100 000 Franzosen durchzuschlagen. Das war nichts anderes als eine schauerliche Metzelei, ein unmenschliches Blutbad. Alle anwesenden Generale, alle Stabsoffiziere wurden gefragt, ob sie etwas so Unerhörtes anraten wollten. Niemand sprach, alle bekannten sich stillschweigend als Mitschuldige an der beispiellosen Tat, daß die 10 000 Mann, die noch als Kern der preußischen Armee zu betrachten waren, sich vor einem Feind ergaben, der gar nicht vorhanden war, sondern nur in der Einbildung der durch Unglück und Elend krankhaft erregten Geister bestand.

Mit diesen 10 000 Mann war es indes nicht abgetan. Die Abteilungen, welche nicht mehr durch Prenzlau hatten hindurchkommen können, mußten sich einen anderen Ausweg suchen. Die meisten glaubten keinen finden zu können und nahmen bei Pasewalk, bei Anklam und bei Wolgast ein trauriges Ende. Der heldenmütige Prinz August wies, Ücker abwärts marschierend, mit seinen 300 Grenadieren die wiederholten Angriffe der Dragoner-Division Beaumont zurück, wurde aber dann bei dem Versuch, den Fluß und die sumpfigen Wiesen zu überschreiten, umstellt und mußte sich, nachdem die letzte Patrone verschossen, ergeben. Nur wenige Schwadronen, aber viele einzelne Offiziere gelangten nach Stettin und über die Oder. Dem General Bila, der mit 18 Schwadronen auf weitem Bogen die Festung erreicht hatte, verschloß der Gouverneur die Tore, welche er gleich darauf den Husaren Lasalles öffnete.

Es blieben noch übrig die Korps des Generals Blücher und des Herzogs von Weimar, der in diesen Tagen das Kommando an den General v. Winning abgegeben hatte.

Blücher war mit 10 500 Mann, immer Hohenlohe folgend, am 28. Oktober bis Boitzenburg gekommen, nachdem er den Feind aus der Stadt verjagt und die ihm folgende französische Kavallerie zurückgeworfen hatte. In der nächsten Nacht erhielt er Nachricht von der Kapitulation der Hohenloheschen Armee. Vor ihm stand das Korps von Lannes und fast schon in seinem Rücken, zwischen Gransee und Fürstenberg, dasjenige von Bernadotte. Nur in nördlicher Richtung nach der Ostsee zu schien er abmarschieren zu können. Er schlug aber die Richtung auf Strelitz ein und gelangte am Abend des 29. in die Gegend zwischen Feldberg und Oldendorf. „Ich hoffte“, schreibt er, „mich mit dem Weimarschen Korps zu vereinigen, mich dann Magdeburg zu nähern oder nach Umständen über die Elbe zu gehen, um Magdeburg und Hameln auf längere Zeit mit Lebensmitteln zu versehen und dem Feinde im Rücken zu operieren.“ Nicht entkommen wollte er, sondern angreifen, sobald sich nur irgendwie die Möglichkeit dazu zeigen würde. Allen seinen Plänen lag der Gedanke zugrunde, möglichst starke Kräfte des Feindes von der Oder ab und auf sich zu ziehen, um den in Ostpreußen zu versammelnden Truppen die Vereinigung mit den Russen und die Fortsetzung des Krieges zu erleichtern.

Das Korps des Herzogs von Weimar, jetzt des Generals Winning, (10 000 Mann) hatte sich durch den Marschall Soult nicht von der Elbe abdrängen lassen, war bei Sandau unter dem Schutz der von dem Obersten v. York geführten Arrieregarde über den Strom gegangen und stand am 29. zwischen Wittstock und Mirow mit der Absicht, in der Richtung auf Stralsund weiter zu marschieren, um sich dort womöglich einzuschiffen.

Da Blücher am 30. den Marsch über Strelitz bis Dambeck fortsetzte, so vollzog sich die Vereinigung beider Korps mit zusammen etwa 21 000 Mann fast von selbst.

Französischerseits war Bernadotte, durch Blüchers Märsche irregeführt, über Boitzenburg, Woldegk und Bredenfelde am 30. Oktober nach Stargard gekommen, wo er am folgenden Morgen den Verbleib seines Gegners erfuhr. Weit entfernt davon stand an demselben Soult bei Wusterhausen, Murat bei Pasewalk.

Blücher wollte die Trennung, in der sich die drei Marschälle befanden, benutzen und Bernadotte angreifen. Er hielt seinen Gegner an Infanterie, sich selbst aber an Kavallerie für stärker. Tatsächlich besaß er die Überlegenheit in beiden Waffen, da das 1. französische Korps nur noch 15 450 Mann zählte. Trotzdem war es zweifelhaft, ob Bernadotte die Schlacht annehmen, zweifelhaft, wenn er es tat, welchen Ausgang sie haben würde. War dieser unglücklich, so konnte der Rückzug durch ein Vorgehen Soults westlich des Müritzsees unmöglich gemacht werden. Aber auch ein glücklicher Ausgang, wenn er nicht in einem vernichtenden Sieg bestand, wenn er Blücher nicht gegen den anderen Gegner, den noch dazu an Zahl überlegenen Soult, vollständig freie Hand ließ, konnte sehr leicht verderbliche Folgen haben. Diese Unsicherheit machte die Umgebung Blüchers bedenklich. Scharnhorst, sein Chef des General-

stabes, stellte ihm vor, daß der Verlust einer Schlacht die feindlichen Kräfte an die Oder führen und die Vereinigung der ganzen französischen Armee zur Fortsetzung des Krieges ermöglichen würde. Wichtiger als ein Sieg sei Zeit zu gewinnen.

Blücher ließ sich überreden. Der Rückzug wurde fortgesetzt. Soult näherte sich Bernadotte, glücklicherweise nicht durch einen Marsch westlich, sondern durch einen solchen östlich des Müritzsees. Beide Marschälle konnten Blücher nur folgen. Eine Gefahr für die preußische rechte Flanke war beseitigt. Dagegen war aber auch ein Angriff auf die Verfolger aussichtslos.

Da Blücher nicht entkommen, sondern den Feind nach sich ziehen wollte, so kam es wiederholt zu Arrieregardengefechten, in denen die preußischen Truppen ihr Selbstbewußtsein wiedergewannen, die aber doch der Natur der Sache nach verlustreich sein mußten. Noch größere Einbuße brachten die anstrengenden Märsche mit sich. Die Zahl der Maroden, die in die Hände des Feindes fielen, war beträchtlich.

Um der Absicht gemäß auf das linke Elbufer zu gelangen, war die Herstellung einer Brücke bei Lauenburg vorbereitet worden. Da aber der Feind beständig auf dem Fuße folgte, so war vorauszusehen, daß zu einem Übergang über den Strom mit 21 000 Mann, wenn sie auch auf 16 000 bereits zusammengeschmolzen gewesen sein sollen, keine Zeit vorhanden sein würde. Blücher entschloß sich daher, nach Lübeck zu gehen. Er hoffte in einer Stellung hinter der Trave, in der rechten Flanke durch neutrales dänisches Gebiet und die dänische Armee gedeckt, die für Kräftigung und Erholung seiner Truppen erforderliche Ruhe zu gewinnen. Die Stellung war sehr stark, Lübeck selbst durchaus verteidigungsfähig. Die Preußen blieben aber hier einem System treu, das sie während des ganzen Feldzuges zu ihrem Schaden befolgt hatten. Sie stellten sich zum Teil vor dem zu verteidigenden Defilee, hier dem Burgtor von Lübeck, auf. Die vorgeschobenen Truppen wichen beim Vorgehen des überlegenen Feindes nach kurzem Gefecht zurück. Das enge Stadttor brachte Aufenthalt. Der Verfolger drang mit dem Verfolgten ein. Die auf den benachbarten Bastionen aufgestellten Truppen wagten nicht in das Gewühl von Freund und Feind Feuer zu geben. Nach heftigem Straßenkampf wurde die Stadt genommen. Viele gerieten in Gefangenschaft. Mit einem kleinen Rest und den außerhalb der Stadt aufgestellten Truppen zog sich Blücher über Schwartau auf Ratkau zurück, um am nächsten Tage zwischen dem von den Preußen besetzten Travemünde und der dänischen Grenze den Angriff des Feindes zu erwarten.

Auf die falsche Meldung jedoch, daß Travemünde sich ergeben habe, trat er, von seiner Umgebung gedrängt, in Unterhandlungen. Er war von der französischen, der dänischen Armee, der See und der Trave vollständig eingeschlossen und hatte weder Lebensmittel noch Munition. Wenn auch eine Weiterführung des Kampfes unmöglich war, so hat doch Blücher den Abschluß einer Kapitulation nie verwinden können, welche die Vernunftgründe seines Stabes der Unerschütterlichkeit des Helden abgewonnen hatten.

Sein Zug nach Lübeck hat die Franzosen in der Fortsetzung des Krieges aufgehalten und Russen und Preußen Zeit verschafft, sich für den bevorstehenden Kampf vorzubereiten. Noch höher zu schätzen war der Vorteil, daß Europa ein preußischer General und preußische Truppen gezeigt wurden, die noch kämpfen wollten und die imstande waren, auch dem stärkeren Feinde die Spitze zu bieten. Die Hoffnung für die Zukunft war noch nicht verloren.

Napoleon hatte am 15. Oktober, am Morgen nach Jena, einen Erlaß mit den verblüffenden Worten begonnen: „In Anbetracht, daß das Ergebnis der gestrigen Schlacht die Eroberung aller preußischen Lande diesseits der Weichsel sein wird.“ Nach 24 Tagen, am 7. November, dem Tage von Ratkau, standen der vollständigen Ausführung dieses Programms nur noch wenige Festungen entgegen. Aber auch Moltke hätte, wenn er der Mann prahlerischer Bulletins gewesen wäre, am 19. August einen Befehl mit den Worten beginnen können: „In Anbetracht, daß das Ergebnis der gestrigen Schlacht die Eroberung aller französischen Lande diesseits der Loire sein wird.“ Nach nur 15 Tagen standen der vollständigen Ausführung auch dieses Programms nur noch einige Festungen, unter ihnen allerdings Metz und Paris, entgegen.

An Vergleichspunkten zwischen den Feldzügen 1806 und 1870 gibt es überhaupt nicht wenige. Nur waren die Rollen der Gegner des ersten Krieges in dem zweiten vertauscht.

Wie bei Beginn des vorigen Jahrhunderts Preußen, so galt bis 1866 Frankreich für die erste Militärmacht Europas. Die französische Armee fußte auf den napoleonischen Erinnerungen, hatte jahrelang in Algier gefochten, in der Krim die allgemeine Bewunderung erregt, den Feldzug 1859 siegreich durchgeführt. Alle ihre Einrichtungen, ihre Fechtweise, galten für unübertrefflich. Trotzdem war sie nur einseitig ausgebildet, mit den Fortschritten des Kriegswesens nicht mitgegangen und infolge politischer Ereignisse vernachlässigt. Dagegen war die preußische Armee durch König Wilhelm I. zeitgemäß vermehrt und organisiert, vorzüglich bewaffnet, mit Sorgfalt ausgebildet, endlich in den Kriegen 1864 und 1866 erprobt worden.

1806 gingen 128 000 Preußen und Sachsen 160 000 Franzosen entgegen. In fast gleichem, aber umgekehrtem Verhältnis zählten bei Beginn von 1870 die Franzosen in ihrer Feldarmee 343 000 Mann, während die Deutschen mit etwa 450 000 Mann die Grenze überschritten. Den Schwächeren erschien das Wenige noch als allzuviel. Durch Detachierungen und Zurücklassung von Reserven suchten sie das Übermaß herabzudrücken. Die Stärkeren, vor 100 Jahren die Franzosen, vor 36 Jahren die Deutschen, hielten ihre Kräfte zusammen und hatten neben der höheren Zahl auch noch die bessere Ausbildung für sich. Die so in Vorteil befindlichen Armeen sahen überdies einen Feldherrn an ihrer Spitze und hatten Generale, welche ihr Handwerk verstanden, den Minderstarken fehlte ein Führer, welcher Entschlußfähig-

keit und Verständnis für seine Aufgabe gehabt hätte. Alles, was ihm an Zahl, an Ausbildung, an Führung mangelte, dachte Preußen 1806, Frankreich 1870 durch die Kühnheit seines Entschlusses und die Rücksichtslosigkeit seines Vorgehens auszugleichen. Jenes wollte die dünne Aufstellung des Feindes durchbrechen, dieses gedachte den Rhein zu überschreiten, Süddeutsche von Norddeutschen zu trennen, sich mit den Österreichern zu verbinden, über die Norddeutschen herzufallen. Beide Absichten waren vortrefflich, nur nicht ausführbar. Das wurde dem Einen wie dem Anderen bald klar. Woher in der Geschwindigkeit einen neuen Plan nehmen!

Man blieb stehen, wartete ab, was der Feind unternehmen würde. Kam er hier, wollte man ihn vernichten, ging er dort vor, gedachte man ihn vollständig abzuschneiden. Er kam weder hier noch dort, für den dritten Fall war kein Gedanke übrig. Die vorgeschobenen Korps, denn um etwas zu tun, waren Korps vorgeschoben worden, wurden naturgemäß geschlagen. Die Ratlosigkeit der Führer wurde immer größer, das Vertrauen der Truppen immer kleiner. Man erkannte als das klügste, zurückzugehen, sich mit den noch vorhandenen Reserven, mit allem, was noch hinten geblieben war, zu vereinigen und einen neuen Feldzug zu beginnen. Aber was hätte die Welt dazu gesagt! Die Ehre verbot zurückzugehen, forderte mindestens stehen zu bleiben. Eine Stellung wurde gefunden. Der Feind sollte angreifen, abgeschlagen und vernichtet werden. Der Feind umging die Stellung. Nun entschloß man sich, sie aufzugeben. Da bot sich eine Gelegenheit zum Gegenangriff. Sowohl bei Auerstedt wie bei Mars la Tour war die Möglichkeit für den Schwächeren gegeben, den dünnen umfassenden Flügel des Gegners mit Überlegenheit anzugreifen. Doch man war bereits zu eingeschüchtert, zu sehr von dem feindlichen Übergewicht überzeugt, als daß man alle seine Kräfte mit Nachdruck eingesetzt hätte. Hier die Division Morand, dort die Halbdivision Schwartzkoppen, letztere, obgleich abgewiesen, brachte den stärkeren Gegner zum Stehen und zum Rückzug. Bei der Hauptschlacht standen in beiden Fällen die Franzosen mit dem Rücken nach Berlin, die Deutschen mit dem Rücken nach Paris hin. Die bei Jena angreifenden Preußen, die bei St. Privat in der Verteidigung verharrenden Franzosen wurden durch eine Umfassung, dort durch eine große, hier nur durch eine geringe, zurückgeworfen.

Soweit geht die vollständige, man möchte sagen, gesetzmäßige Übereinstimmung. Hier beginnt der Unterschied. Die geschlagenen Franzosen fanden hinter sich eine Festung, in der sie mit einer verhältnismäßigen Behaglichkeit das Ende abwarten konnten. Die Preußen wurden zwei Wochen lang Tag und Nacht verfolgt und von Ort zu Ort getrieben, bis sie, am Ende ihrer Kräfte angekommen, im freien Felde mit 10 000 Mann kapitulierten und damit Schmach und Schande für ewige Zeiten auf sich, die ganze Armee und ihr Vaterland luden. Die Franzosen machten dagegen in der Stärke von 173 000 Mann von dem Vorrecht einer Festungsbesatzung Gebrauch, mit Ehren zu kapitulieren, wenn sie am Ende ihrer Widerstandsfähigkeit angekommen

zu sein glaubten. Schließlich waren doch die Beweggründe bei den 10 000 und den 173 000 Mann ungefähr dieselben. Weder die zu Tode gehetzten, noch diejenigen, welchen bis zuletzt es an Speise, Trank und Schlaf nicht gänzlich gefehlt hatte, wollten es auf das äußerste ankommen lassen.

Weiter gehen die Ähnlichkeiten und die Unterschiede. Nachdem der Rest der feindlichen Feldarmee, bei Lübeck-Ratkau 16 000, bei Sedan 128 000 Mann, vernichtet war, lag das Land des Besiegten offen vor dem Sieger da, mit Ausnahme der Festungen.

Die wenigen preußischen Festungen, klein, schlecht unterhalten, ungenügend armiert und verproviantiert, vermochten, auch wenn sie nicht der Mehrzahl nach von ihren Kommandanten in jammervoller Weise dem Feinde übergeben worden wären, keinen erheblichen Einfluß auf die Fortführung des Krieges auszuüben. Nicht viel anders stand es mit den zahlreichen kleinen französischen Festungen. Aber die Riesenfestung Paris änderte die Lage vollständig und ermöglichte die Durchführung eines neuen Feldzuges, der mit demjenigen von 1807 in Parallele gestellt werden kann.

Daß in dem einen Kriege die Preußen, in dem anderen die Franzosen geschlagen wurden, war vorauszusehen. Daß die einen wie die andern vernichtet worden sind, war die Folge einer Schlacht, in welcher beide Gegner ihr Gesicht der Heimat, ihren Rücken der feindlichen Hauptstadt zugekehrt hatten. In diese Lage den Gegner zu versetzen, und nachdem dies geschehen, ihn zu schlagen, ist die Aufgabe. Dieses Kunststück zustande zu bringen, würde fast unmöglich sein, wenn nicht der Gegner, der sich der Freiheit des Handelns begeben und auf das Abwarten gelegt hat, nach einem unabänderlichen Gesetz eine Aufstellung nimmt, in der ihn das Verhängnis ereilen muß. Die Preußen, indem sie mit Ausdauer an dem linken Saaleufer festhielten, die Franzosen, indem sie sich an Metz anklammerten, arbeiteten dem umgehenden und umfassenden Feinde verständnisvoll in die Hände.

Verschieden waren auch die Folgen beider Feldzüge. Frankreich, übermütig und freiwillig in den Krieg gezogen, gab einen schmalen Streifen deutschen Landes zurück, zahlte eine Kriegsentschädigung und erholte sich bald von den Wunden, die es sich selbst geschlagen hatte. Preußen, widerwillig zum Kriege gezwungen, verlor die Hälfte seines Gebietes und wurde in einen Zustand versetzt, der am kürzesten von Daru gekennzeichnet ist, dem Manne, durch welchen Napoleon die Finanzen der besiegten Völker ordnen ließ. Er antwortete einer pommerschen Abordnung, die ihn um Nachlaß der an das äußerste gehenden Forderungen anflehte: „Vous n'avez pas d'idée de ce qu'un peuple peut souffrir.“

Aber aus diesen Leiden, diesen Demütigungen entstand die Wiedergeburt, der Aufschwung, die Größe. Es bedurfte so kräftiger Mittel wie Jena, Prenzlau und Tilsit, um der Armee klar zu machen, daß man nicht in aller Bequemlichkeit von dem

Ruhm der Vergangenheit leben kann, sondern daß man „das von den Vätern Ererbte erwerben muß, um es zu besitzen". Und es bedurfte Jahre des Elends und der Erniedrigung, um die Nation zu der Überzeugung zu bringen, daß auf den preußischen Schlachtfeldern nicht für die Politik des Berliner Kabinetts gekämpft, sondern für die Lebensinteressen des Volkes das Blut seiner Söhne vergossen wird. Der Gouverneur von Berlin, welcher am 17. Oktober den Bewohnern der Hauptstadt von dem Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstedt mit den Worten Kenntnis gab: „Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", hat glücklicherweise nicht Recht behalten. Nicht „der König hat eine Bataille verloren", sondern alle, vom ersten bis zum letzten, haben eine Niederlage erlitten. Nicht „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", sondern Hoch und Niedrig, Groß und Klein müssen zu den Waffen greifen.

Preußen hat nicht, wie sein Gegner, später sich damit begnügt, auf einen Sündenbock, auf einen vermeintlichen Verräter die ganze Schuld abzuwälzen. Es hat für seine Sünden, auch für die unverschuldeten, im Sack und in der Asche Buße getan. Aber es hat auch die Hand an das Werk gelegt und sich zu der Erhebung von 1813 emporgeschwungen, die ebenso beispiellos ist, wie der Zusammenbruch von 1806 beispiellos war. Diese Erhebung, welche den Ausgangspunkt für die Lösung der großen Aufgaben bildet, die Preußen überkommen sind, wäre ohne Jena nie zustande gekommen.

Graf v. Schlieffen,
Generaloberst.

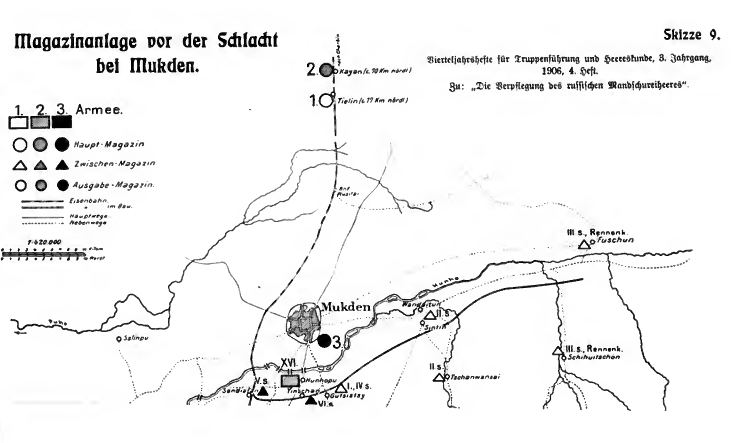


Skizze 9.

Magazinanlage vor der Schlacht bei Mukden.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang, 1906, 4. Heft.

Zu: „Die Verpflegung des russischen Mandschureiheeres".





Die Verpflegung des russischen Mandschureiheeres.

Der mandschurische Kriegsschauplatz war von der Operationsbasis, dem europäischen Rußland, etwa 6000 km entfernt und mit ihr nur durch eine eingleisige Bahn verbunden, deren Leistungsfähigkeit sich erst im Laufe des Krieges auf 16 bis 18 Züge in einer Richtung täglich gesteigert hat. Dadurch mußten Schwierigkeiten für den Nachschub erwachsen. Während des ganzen Feldzuges war man genötigt, in die Truppentransporte von Zeit zu Zeit mehrtägige Intervalle einzuschieben, die ausschließlich für den Nachschub bestimmt waren.

Die russische Heeresverwaltung suchte den für die Verpflegung zu erwartenden Schwierigkeiten vorzubeugen, indem sie zwei bis drei Monate vor Ausbruch des Krieges mit der Anlage großer Verpflegungsmagazine längs der sibirischen Bahn begann. Wesentlich erleichtert wurden ihre Aufgaben durch die reichen Hilfsmittel des Kriegsschauplatzes.

Beschaffung der Verpflegung durch Intendantur und Truppe.

Der Wirkungsbereich der Feldintendantur war dadurch ungewöhnlich erweitert, daß man ihr noch einen großen Teil der eigentlich dem Kriegsministerium zufallenden Arbeit — u. a. Bestellungen und Kontraktabschlüsse im Auslande — übertragen hatte. Ihre Tätigkeit überwachte bei jeder Armee ein „Feldkontrolleur" in der Person eines höheren Verwaltungsbeamten, der die Ausgaben der Intendantur zu prüfen hatte. Er vertrat in erster Linie die Interessen des Fiskus. Die eigentliche Aufgabe der Intendantur bestand lediglich darin, nach den Weisungen der Heeresleitung an bestimmten Punkten bestimmte Mengen an Verpflegung bereit zu halten. Die Art ihrer Verwendung war nicht Sache der Intendantur, sondern der Truppe, der es im übrigen freigestellt war, ihren Bedarf freihändig oder von der Intendantur zu kaufen.

Im allgemeinen zog sie, da die Preise der Intendantur in der Regel verhältnismäßig hoch waren, das erstere Verfahren vor und nahm bisweilen selbst dann von der Beschaffung von Intendanturvorräten Abstand, wenn der Bedarf durch freihändigen Ankauf nicht gedeckt werden konnte. Der Grund lag in dem sehr weit entwickelten Selbstwirtschaftssystem der Regimenter, die die günstige Gelegenheit, während des Krieges ihren Wirtschaftsfond zu bereichern, nicht ungenützt vorübergehen lassen wollten.

Durch die weitgehende Selbständigkeit der Truppe bei Beschaffung ihres Verpflegungsbedarfs entstand ein gewisser Gegensatz zwischen Bereitstellung und Verwendung der Verpflegung. Das Fehlen eines einheitlich geregelten Geschäftsganges zwischen Intendantur und Truppe hatte für beide Teile nachteilige Folgen. Zunächst wurde eine planmäßige Ausnutzung der Hilfsquellen des Landes für die Intendantur erschwert. Ein Austausch örtlicher Verpflegungsmittel mit ärmeren Gegenden, vor allem mit dem gebirgigen Teil des Kriegsschauplatzes, fand nur teilweise statt, so daß die Verteilung der Vorräte auf die einzelnen Armeeteile eine ungleiche war.

Da die Truppe mit Vorliebe ihren Bedarf freihändig requirierte, ließ sie unwillkürlich die Bedürfnisse nachkommender Truppenteile unberücksichtigt. Die Folge war eine unwirtschaftliche Ausnutzung einzelner Landstriche. Auch führte der ungeregelte freihändige Ankauf dazu, daß einzelne Bedarfsgegenstände bald willkürliche Preissteigerungen erfuhren.

Nachdem man schlechte Erfahrungen gemacht hatte, griff die Heeresverwaltung ein. Im zweiten Feldzugsjahre wurden für das ganze Operationsgebiet einheitliche Höchstsätze bestimmt, außerdem die ganze Ernte des Jahres angekauft, nachdem der im Frühjahr 1904 eingetretene Mangel an Furagebedürfnissen geradezu die Schlagfertigkeit der Armee bedroht hatte. Im übrigen spielte für die Leistungen auf dem Gebiete der Verpflegung die Persönlichkeit des Intendanten eine ausschlaggebende Rolle.

Die Intendantur beschaffte ihre Vorräte auf zweierlei Art. Einen großen Teil ihres Bedarfs deckte sie durch unmittelbaren freihändigen Ankauf aus dem Lande selbst, meist ohne Vermittlung von Zwischenhändlern.*) Was nicht aus dem Kriegsschauplatz entnommen werden konnte, bezog man durch Ankäufe aus Rußland und Sibirien oder Aufträge an Fabriken. Einzelne Artikel, z. B. Zucker, erhielt man durch freiwillige Spenden.

Die Beschaffung der wichtigsten Verpflegungsvorräte vollzog sich auf folgende Weise:

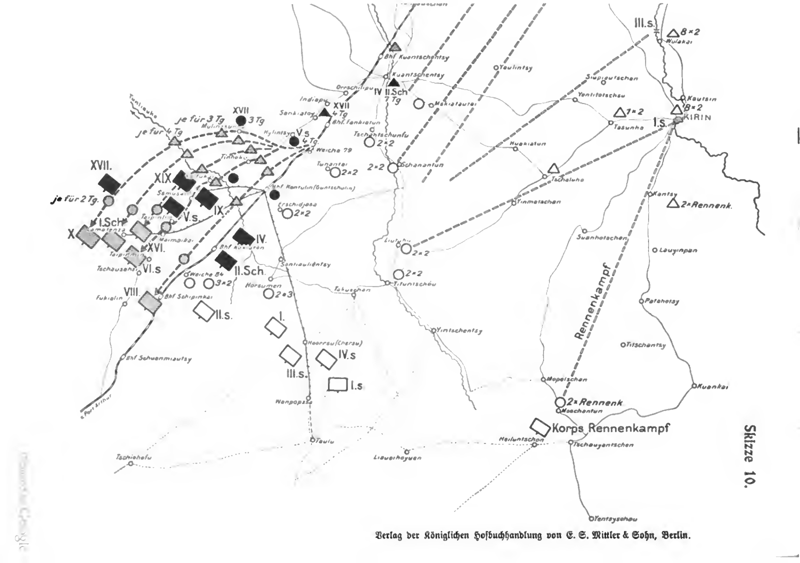
Brot. Der Getreideanbau des Landes genügte nicht zur Versorgung der Armee mit Brot. Nach der Ernte konnten zwar die Magazine ihre Vorräte an Gerste, Mais und Bohnen**) reichlich ergänzen, Roggen- und Weizenmehl wurde aber dauernd aus Rußland bezogen. Das Backen des Brotes besorgte oft die Truppe selbst. Doch waren daneben auch Feldbäckereien***) im Anschluß an die Armeemagazine und bei jedem Armeekorps im Betrieb. Die Truppe selbst benutzte mit Vorliebe gemauerte

*) Die einzigen Armeelieferanten waren der kaukasische Gutsbesitzer Gromow und der chinesische Großhändler Tifontai.

**) Das Brot erhielt später einen Zusatz von 15 bis 20 v. H. Bohnenmehl.

***) Z. B. in Guntschulin, wo im Juni 1905 zwei große Feldbäckereien im Betrieb waren. Die eine arbeitete gleichzeitig an 36 Öfen in 4 bis 6 Schichten und lieferte täglich 36 000 kg Brot; dabei wurde ein fester Bestand von etwa 20 000 kg vorrätig gehalten.

Magazinanlage nach der Schlacht bei Mukden.



Skizze 10.
KIRIN
Kautsin
Wulakai
Kantsy
2×Rennenk.
Rennenkampf
2×Rennenk
Moschantun
Korps Rennenkampf
Tschauyentschen
Heiluntschen
Kuankai
Patshotsy
Titschantsy
Lauyinpan
Suanhotschen
Mopeitschen
Yentsyschou
Tasunho
Tschaluho
Tinmatschen
Yentitotschou
Siupieutschen
Yeulintsy
Huskiatun
Schanantun
Tschantschunfu
Kuantschentsy
Bhf Kuantschentsy
IV II.Sch 7 Tg
XVII 4 Tg
Bhf Fankiatun
Weiche 79
Tunantai
Erschidjesa
Bhf Kantulin (Guntschulin)
Liuluhu
Titunitschou
Yintschentsy
Tahuschan
Horsumen
Santiaulientsy
Hoorrsu (Chersu)
Wanpopsa
Taulu
Tschiehotu
Liauerhoyuen
Bhf Schipinkai
Weiche 84
Bhf Schuenmiautsy
Fukialin
Tschausentsy
je für 2 Tg.
je für 3 Tg
je für 4 Tg
XVII 3 Tg
XVII.
XIX
IX
IV.
II.Sch
V.s
XVI.
VI.s
VIII.
X
I.Sch
II.s.
I.
III.s.
IV.s
I.s
III.s.
I.s.
1×2
8×2
2×2
2×3
3×2
Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Öfen in ihren Standquartieren. Die Beschaffenheit des Brotes ließ im Hochsommer 1904 zu wünschen übrig. Bei tadellosem Äußeren zeigte es häufig im Inneren Schimmelbildung, wahrscheinlich eine Folge mangelhaften Backverfahrens. Später wurde meistens Dörrbrot*) geliefert, da sich dieses gegen Wetter, Transport und Lagerung am widerstandsfähigsten erwies. Zu diesem Zweck wurden im zweiten Kriegsjahre überall im Rücken der Armee Zwiebackröstereien errichtet; auch die meisten Feldbäckereien stellten Dörrbrot her. Im allgemeinen war die Brotversorgung gut geregelt. Ein Brotmangel ist nur vereinzelt eingetreten.

Fleisch.

Nachschub an lebendem Vieh aus Rußland war wegen des langen Transports ausgeschlossen, deshalb war man auf die Beschaffung aus dem Lande selbst angewiesen. Die Mandschurei lieferte nur wenig Vieh; um so reicher war die benachbarte Mongolei. Durch Beamte der Intendantur oder Agenten wurde das lebende Vieh in größeren Mengen angekauft. Dieses wurde anfangs in Herden den Truppen unmittelbar zugeführt. Später, nach Erschöpfung der mongolischen Grenzgebiete, richtete man besondere Vieh-Etappenlinien aus dem Inneren der Mongolei bis Chailar und Zizikar ein, von wo das Vieh mit der Bahn befördert wurde.

Die Truppe führte bis zu Beginn des Jahres 1905 einen mehrtägigen Bedarf an lebendem Vieh**) mit.

Im Anfange des Krieges machte die Fleischversorgung keine besonderen Schwierigkeiten. Mit dem Anwachsen des Heeres***) trat jedoch trotz sorgfältiger Vorsorge†) allmählich eine fühlbare Fleischnot††) ein, die erhebliche Preissteigerungen für den Ankauf zur Folge hatte. Die tägliche Fleischportion des Mannes, welche bisher 1 Pfund (407 g) betragen hatte, mußte auf die Hälfte herabgesetzt werden. Ein diesbezüglicher Antrag der Intendantur wurde anfangs vom Oberbefehlshaber abgelehnt, später aber angesichts der Notlage genehmigt. Eine dauernde Versorgung der Armee mit lebendem Vieh wäre bei Fortsetzung des Krieges unmöglich gewesen. Die Intendantur trug daher für Beschaffung von Ersatzmitteln durch Ankauf großer Mengen „Salzfisch“ (Kitta) sowie von gefrorenem und Pökelfleisch Sorge.

Gemüse.

Der russische Soldat beansprucht keine Abwechslung in der Verpflegung. Bei täglicher Kohlsuppe mit Fleisch und Grütze findet er volles Genüge. Die hierzu erforderlichen Gemüsearten gedeihen teils im Lande selbst, teils wurden sie als Dörr-

*) In Scheiben geschnittenes und geröstetes Kommißbrot.

**) Jede Kompagnie 4 Stück Rindvieh für 8 Tage.

***) Am 1. 5. 1905 etwa 900 000 Mann.

†) Im Operationsgebiet befand sich dauernd eine Schlachtviehreserve. Außerdem sollten nach Anweisung des Feldintendanten für den Notfall in Chailar und am Baikalsee noch 50 000 Stück Schlachtvieh sichergestellt werden.

††) Tagesbedarf der Armee im Oktober 1904: 800 Ochsen, im August 1905: 1750 bis 2000 Stück. Angeblich soll die Mongolei bis 500 km von der mandschurischen Grenze von Vieh gänzlich entblößt gewesen sein.

gemüse aus Rußland beschafft. Andere, wie Bohnen, Graupen und Reis kamen für die tägliche Verpflegung weniger in Betracht.

Furage. Die Beschaffung der Furage machte schon zu Beginn des Krieges große Schwierigkeiten, da sich auf dem Kriegsschauplatz selbst von einheimischen Futterarten nur Gerste, in geringeren Mengen Hafer vorfand. Die Truppe war dadurch fast ganz auf das landesübliche Futter: Gaoljan (Körner- und Grünfutter) und Bohnenkuchen, angewiesen.*) Die europäischen Pferde sollen sich an diese Kost schwer gewöhnt haben. Sie führte vielfach Erkrankungen, der Genuß von Bohnenkuchen**) sogar Erblindungen herbei.

Die reiche Ernte beider Kriegsjahre schaffte vorübergehend im Sommer günstigere Verhältnisse. So war frisches Heu freihändig zu kaufen. Sonst wurde das Rauhfutter in Form von Preßheu geliefert, das teils in der Mandschurei selbst hergestellt, teils aus Rußland bezogen wurde. In der Beschaffung der Furage war die Truppe in der Regel auf Selbsthilfe angewiesen. Meist wurde der Bedarf von den Feldern geholt. Ein besonders fühlbarer Mangel infolge Erschöpfung der örtlichen Mittel***) trat Anfang 1905 ein, als die ganze Armee bei Mukden konzentriert war. Die gesteigerte Nachfrage führte hier zu erheblichen Preiserhöhungen durch die Ortseinwohner. Der Mangel war schließlich so groß, daß die Schlagfertigkeit der Armee dadurch in Frage gestellt wurde.

Heizmaterial. Die Beschaffung von Heizmaterial machte infolge der Waldarmut der Mandschurei große Schwierigkeiten. Als leidlich geeignetes Ersatzmittel für Holz erwiesen sich Gaoljanstauden. Der Bedarf der Truppe wurde aber dadurch keineswegs gedeckt, obwohl sie sich durch das Niederreißen chinesischer Fansen (Bauernhäuser) oft in kriegsmäßiger Weise half. Es mußte daher Brennholz in großen Mengen nachgeführt werden. Seit Mitte Januar 1905 in Mukden aufgestapelte Holzvorräte gelangten jedoch nicht zur Ausgabe an die Truppe. Sie wurden zwei Monate später bei Räumung der Stadt verbrannt.

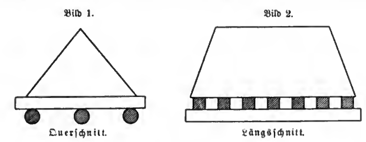
Lagerung. Alle durch die Intendantur beschafften Vorräte wurden, nach Sollstärken berechnet, in Magazinen gestapelt. Je nach ihrer Lage und Verwendung unterschied man Etappen-, Armee-, Zwischen- und Ausgabemagazine. Ihre innere Einrichtung konnte erst im Laufe des Feldzugs vervollständigt werden. Die Vorräte lagen mangels geeigneter Baulichkeiten anfangs auf freiem Felde. Als Unterlage diente zunächst kreuzweis gelegtes Gaoljanstroh, mit Strohmatten überdeckt, später eine doppelte Balkenlage. Die zum Zudecken benutzten Strohmatten wurden später durch eine dreifache Lage von Leinwandplanen ersetzt. Die einzelnen Produkte waren je nach ihrer Beschaffenheit in

*) Als Stroh wurde Tschumisastroh verwandt.

**) Als Pferdefutter in Fladen gepreßt.

***) Im Januar 1905 wurde z. B. beim X. Armeekorps der Satz an Körnerfutter auf 2,4 kg täglich herabgesetzt.

Säcken, Kisten oder Fässern verpackt, die in Haufen gestapelt wurden. Ein derartiger Haufen enthielt etwa 1800 Säcke usw. zu je 4 bis 5 Pud (65 bis 82 kg). An Verpflegungsvorräten wurde hauptsächlich Dörrfleisch, Konserven, Zwieback,*) Weizenmehl,



Grütze, Reis, Zucker, Salz, Tee, Gerste, Hafer, Preßheu, Tschumisastroh bereitgehalten.**) Die durch Nachschub notwendige Ergänzung dieser Vorräte berechnete man im April 1904 für ein Armeemagazin auf 70 000 Pud (1148 t) täglich.

Transportmittel.

Zum Nachschub der Verpflegung bis in den Bereich der Truppen dienten Feldbahnen und die reglementarischen Trainformationen.

Von ersteren wurde während der langen Pausen zwischen den einzelnen Operationen ein ausgiebiger Gebrauch gemacht.***) Sie waren durchweg für Pferdebetrieb eingerichtet. Jeder Wagen war mit zwei Pferden bespannt; 70 bis 100 Wagen wurden zu Zügen zusammengestellt.†)

Über besondere Trains verfügten die Armeen, Armeekorps, Divisionen und Regimenter.††) Jede Armee hatte eine Anzahl „Armeetransporte",†††) ein Teil der europäischen Armeekorps besondere „Verpflegungstransporte"†*) zugeteilt erhalten. Die letzteren enthielten einen dreitägigen Verpflegungsbedarf für das Armeekorps. Dazu kamen die Divisions- und Regimentstrains, welche reglementarisch einen achttägigen Bedarf mit

*) In Blechkästen verpackt. Diese lagen in Holzkisten.

**) Das Magazin in Liauyang lieferte auch Brot. Auch befand sich dort ein Depot des Armeelieferanten Gromow an lebendem Vieh. Der zweimonatige Verpflegungsbedarf dieses Magazins setzte sich im April 1904 zusammen aus: 15 000 Pud (246 t) Zwieback, 200 000 Pud (3280 t) Weizenmehl, 180 000 Pud (2952 t) Gerste und Hafer, 40 000 Pud (656 t) Heu und Stroh, 20 000 Pud (328 t) Buchweizen, 50 000 Pud (820 t) Konserven.

***) Z. B. Feldbahn Guntschulin—Cherfu: 50 km lang, in 5 Wochen erbaut; alle 10 km eine Ausweiche. Wagenbestand 1400 Waggons. Mögliche Tagesleistung 25 000 Pud (410 t).

†) Täglicher Verpflegungsbedarf der 1. Armee im August 1905 12 000 Pud (rund 200 t). Dazu 3 Züge erforderlich.

††) Ein Teil der sibirischen Korps hatte keine Korps- und Divisions-, dafür sehr starke Regimentstrains.

†††) Jeder Transport gliederte sich in 2 Züge zu 4 (bei Tragtiertransporten zu 2) Abteilungen.

†*) Jeder Transport bestand aus 3 Zügen zu 175 vierrädrigen Wagen. Jeder Zug enthielt einen Tagesbedarf des Armeekorps.

sich führten, so daß ein Armeekorps mit beladenen Trains (im ganzen für 11 Tage) zu weitgehenden Operationen wohl befähigt war. Allerdings wurde den Truppenverbänden die selbständige Verfügung über ihre Trains vielfach entzogen,*) so daß z. B. für die im Oktober 1904 gegen den Schaho geplante Offensive eine Verstärkung der Divisionstrains durch beigetriebene Fahrzeuge angeordnet werden mußte. Im übrigen dienten die Trains nur selten zur Verbindung zwischen Magazinen und Truppe. In den wochenlangen Operationen trat das Bestreben hervor, die Ausgabemagazine möglichst nahe an die fechtenden Truppen heranzuschieben. Um die zwischen beiden liegenden kurzen Strecken täglich zurückzulegen, genügten im allgemeinen die Verpflegungsfahrzeuge der einzelnen Truppenteile.

Die Nähe der Magazine war für die Truppe zweifellos sehr bequem, hatte aber den Nachteil, daß bei eiligen Rückzügen die Vorräte häufig in Brand gesteckt werden mußten, um sie der Benutzung durch den Feind zu entziehen.**)

Verpflegung der Truppe.

Der täglichen Kost des Mannes wurde besondere Sorgfalt gewidmet. Dies zeigte sich schon in den für den Bahntransport getroffenen Anordnungen. An zahlreichen Stationen der sibirischen Bahn waren von der Hauptintendantur Verpflegungspunkte angelegt, an denen die Truppen entweder gegen Barzahlung warme Verpflegung erhalten konnten — was die Regel war — oder aus den dort niedergelegten Vorräten ihren täglichen Bedarf an Rohprodukten entnahmen.

An den meisten Verpflegungsstationen waren Feldbäckereien im Betrieb, so daß die Truppen auch ihr Brot hier kaufen konnten. Einen Teil der Brotlieferungen hatte das Rote Kreuz auf eigene Rechnung übernommen. Die Überwachung der Verpflegungspunkte war besonderen Kommissionen anvertraut, denen Ärzte beigegeben waren.

Auf dem Kriegsschauplatz war vor allem dafür gesorgt, daß der Mann selbst unter schwierigen Verhältnissen warme Kost erhalten konnte. Das Mittel hierzu boten die fahrbaren Feldküchen.***) Soweit es sich lediglich um die Verpflegung handelte, haben sich diese nach allgemeinem Urteil auch unter den schwierigsten Verhältnissen ausgezeichnet bewährt. Gerade an Gefechtstagen zeigte sich ihr besonderer Nutzen, indem sie unter dem Schutze der Dunkelheit bis an die vordere Linie heranfuhren. Dadurch wurde es ermöglicht, selbst während der mehrtägigen Schlachten die Truppen mit warmer Kost zu versorgen. Auch sonst lieferten sie fast immer — im Biwak, auf dem Marsch, seltener während der Eisenbahnfahrt — die tägliche Nahrung des Mannes.

*) In Guntschulin wurden Trains des IV. sibirischen Armeekorps zu Lebensmitteltransporten nach Westen verwandt, obwohl das Korps östlich der Eisenbahn stand.

**) So zwei Magazine auf der Etappenlinie von Liauyang nach dem Yalu, ferner die Armeemagazine in Liauyang und Mukden.

***) System Brun. Infanterie- und Artilleriemodell 2achsiger, Kavalleriemodell 1achsiger Küchenwagen. Jede Kompagnie, Eskadron, Batterie führte eine Feldküche in ihrer kleinen Bagage mit.

Den großen Vorteilen der Feldküchen stand jedoch als Nachteil gegenüber, daß die Fürsorge für die Verpflegung des Mannes bisweilen bei den russischen Führern taktische Rücksichten in den Hintergrund drängte.

Wo die Feldküchen nicht benutzt wurden, erfolgte die Zubereitung des Essens in großen Kochkesseln, die in der Bagage der Truppenteile mitgeführt wurden. Die Kochgeschirre wurden fast gar nicht benutzt, da der Russe das gemeinsame Kochen liebt. Eine Ausnahme bildeten die Kasaken, welche gern einzeln kochen. Für diejenigen Mannschaften, welche während des Gefechts an der allgemeinen Verpflegung nicht teilnehmen konnten — Verwundete, deren Träger oder einzelne hinter der Front dienstlich beschäftigte Militärpersonen — waren vom Roten Kreuz sogenannte „Erfrischungsstationen" hinter der Gefechtslinie eingerichtet. Sie lagen meist in der Nähe von Verbandplätzen; einzelne konnten über 3000 Portionen warme Kost täglich liefern. Ihr Nachteil bestand darin, daß sie der unerlaubten Entfernung einzelner Leute aus der Gefechtslinie Vorschub leisteten.

Intendanturdienst während einzelner Abschnitte des Krieges.

Die Regelung der Verpflegung auf dem Kriegsschauplatz war anfänglich Sache der Intendanten der Feldarmee und des Rückengebiets.*) Beide waren einander gleichgestellt. Eine scharfe räumliche Abgrenzung der ihnen unterstellten Gebiete ließ sich während der einzelnen Abschnitte des Krieges nicht erkennen.

Feldarmee.

Mit der Ernennung Kuropatkins zum Oberbefehlshaber aller Land- und Seestreitkräfte in der Mandschurei trat dessen bisheriger Feldintendant, Generalleutnant Huber, in sein Hauptquartier über und übernahm dadurch die Leitung des gesamten Verpflegungswesens auf dem Kriegsschauplatz. Bei der Feldarmee waren dem Feldintendanten die Korpsintendanten, diesen die Divisionsintendanten unterstellt. Besondere Detachements erhielten ihre eigenen Intendanten. Sie unterstanden dem Feldintendanten unmittelbar.

Die Versammlung der Armee im Frühjahr 1904 erfolgte bei Liauyang. Hier befand sich bei Ausbruch des Krieges deren einziges Magazin, das nun sofort durch Vorräte aus Charbin und aus Mitteln des Landes ergänzt und erweitert wurde. Mitte April bereits faßte es den zweimonatigen Bedarf für die ganze Armee. Von Liauyang gingen die Etappenstraßen der nach dem Yalu und nach Süden vorgeschobenen Detachements aus. An ihnen wurde eine Reihe neuer Magazine angelegt. Ebenso entstanden im Rücken des Versammlungsgebiets längs der Bahn nach und nach größere Magazine. Im eigentlichen Rückengebiet wurde ebenfalls ein weiter Ausbau der dortigen Magazine, die sich bis an den Baikalsee erstreckten, vorgenommen. So befanden sich Magazine an der Transbaikal- und Ussuribahn, im Bezirk Charbin und im Priamurgebiet.

*) Armeeintendant: Generalleutnant Huber; Intendant des Rückengebiets: Generalmajor Batschinski. Ersterer war durch seine frühere Tätigkeit mit den Verhältnissen des Landes vertraut.

Nach der Räumung Liauyangs konzentrierte sich die Armee um Mukden. Die dortigen großen Magazine wurden dadurch zum natürlichen Mittelpunkt für die Verpflegung der Feldarmee.

Bei der im Oktober 1904 gegen den Schaho begonnenen Offensive*) bereitete der Heeresintendantur die Nachführung des Bedarfs Schwierigkeiten. Sie überließ es deshalb den Truppenintendanten, ihre Verpflegung gegen Barzahlung an Ort und Stelle anzukaufen und eigene Magazine zu errichten.

Ende 1904 wurde das Mandschureiheer in drei Armeen gegliedert, deren jede ihren eigenen Intendanten erhielt. Die Verpflegung des Feldheeres stützte sich auch ferner auf Mukden, welches gleichzeitig Eisenbahnendpunkt für alle drei Armeen wurde (Skizze 9). Angeblich waren die hier lagernden Vorräte für den einmonatigen Verpflegungsbedarf des ganzen Heeres berechnet. Außerdem war in den Etappenmagazinen jeder Armee ein einmonatiger Bedarf, in den zwischen Mukden und Charbin errichteten ein solcher für 1½ Wochen, in Charbin selbst ein solcher für 2 bis 3 Wochen niedergelegt.

Nach dem Rückzuge von Mukden wurden für die 1. Armee sogenannte „Basismagazine" an der Straße Aschcho—Kirin, andere Magazine um Kirin selbst angelegt (Skizze 10). Die Absicht, die rückwärtigen Verbindungen dieser Armee von der Bahn Charbin—Guntschulin zu trennen und über Aschcho an die Bahn Charbin—Wladiwostok zu verlegen, kam nicht zur Durchführung. Die Armee blieb in unmittelbarer Abhängigkeit von der chinesischen Ostbahn, an die sie durch die Feldbahn Guntschulin—Chersu angeschlossen war.

Die 2. und 3. Armee hatten ihre meisten „Basis-" und einen Teil ihrer Zwischenmagazine gemeinsam an der chinesischen Bahn bis nach Kuantschentsy und südlich vorgeschoben. Von Weiche 79 ab hatte die 2. Armee für ihre Korps besondere Kolonnenwege, gleichlaufend der Bahn, angelegt, an denen in Zwischenmagazinen der mehrtägige Bedarf der einzelnen Korps lagerte. Die Ausgabemagazine lagen bei der 2. Armee dicht hinter, bei der 3. Armee bis auf 50 km hinter den Truppenstellungen. Außerdem hatte die 3. Armee an ihren voraussichtlichen Rückzugsstraßen westlich der chinesischen Bahn noch besondere rückwärtige Magazine angelegt, deren jedes den mehrtägigen Bedarf für die einzelnen Korps enthielt.

Die rückwärts gestaffelte Anordnung der Magazine des ganzen Heeres läßt eine mehr auf den Rückzug als auf die Offensive berechnete Anlage erkennen.

Port Arthur. Die ursprüngliche Verpflegungsstärke der Kriegsbesatzung von Port Arthur war auf etwa 12 000 Mann berechnet; bei Beginn der Belagerung betrug sie jedoch

*) Vgl. Seite 662.

40 000.*) Der Bestand der sichergestellten Vorräte**) verringerte sich dadurch auf etwa 2½ Monate. Daß die Festung sich trotzdem fast sieben Monate halten konnte, erklärt sich vor allem daraus, daß die Blockade durch die japanische Flotte nie vollständig durchgeführt werden konnte.***) Es gelang dadurch, bis in die letzten Tage der Einschließung von der Seeseite her frisches Fleisch, Konserven, Milch und Mehl in die Festung zu schaffen.

Die Russen hatten zunächst mit einer Einschließung von Port Arthur nicht gerechnet und daher vor deren Beginn sogar Vorräte aus der Festung zur Feldarmee abgeschoben.†)

Auch die Beitreibung von Lebensmitteln aus der Umgegend wurde spät begonnen. Dadurch konnten die reichen Hilfsquellen des Kwantunggebiets an Bodenfrüchten und lebendem Vieh nicht genügend ausgenutzt werden. So gelang es den Bewohnern, ihr Vieh zum Teil auf chinesisches Gebiet in Sicherheit zu bringen. Anordnungen zur Beitreibung wurden erst gegeben, als die Verbindung mit dem nördlichen Kwantunggebiet bereits abgeschnitten war. Das Erscheinen der Japaner in der Nähe der Festung hatte zunächst übereilte Maßregeln zur Folge. So wurde ein Magazin an der Bahn nach Mukden in Brand gesteckt, obwohl seine Vorräte noch zu retten gewesen wären, ein anderes in Dalni wurde dem Feinde preisgegeben. Die dortige Bevölkerung wurde in den Festungsrayon aufgenommen, was naturgemäß die Verpflegung wesentlich erschwert hat.††) Die Unterbringung der Vorräte erfolgte in fünf massiven Proviant-häusern, die allerdings dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren. Außerdem standen der Intendantur noch eine Reihe Privatspeicher auswärtiger Handelsgesellschaften zur Verfügung. Bei der Übergabe der Festung waren, außer Fleisch und Gemüse, Lebensmittel reichlich vorhanden.†††) Empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln hat während der Einschließung kaum geherrscht.

Wladiwostok.

Die Versorgung von Wladiwostok war dadurch erleichtert, daß die Festung durch zwei Bahnlinien (die Ussuri- und die Verbindungsbahn nach Charbin) mit dem Hinterland in Verbindung stand. Ihre Hauptzufuhr erhielt sie von Charbin aus. Auch von der Seeseite gelang es, so lange Vorräte zu landen, bis der verschärfte Beobachtungsdienst japanischer Kreuzer dies verhinderte. Der in drei großen Maga-

*) Außer der Kriegsbesatzung befand sich eine Division III. sibirischen Korps in der Festung.

**) Sie waren ursprünglich für acht Monate berechnet. Dazu kam der achttägige Mobilmachungsbedarf der Truppen.

***) Der Grund lag in der Gestaltung der Kwantungküste.

†) Erklärlich deshalb, weil das im Frieden im Kwantunggebiet liegende III. sibirische Korps an die Feldarmee herangezogen werden sollte, was jedoch nur bei einer Division gelang.

††) Jeder waffenfähige Mann wurde zum Kriegsdienst herangezogen; ein großer Teil der weiblichen Bevölkerung fand in der Krankenpflege Verwendung.

†††) Nach einem Telegramm von General Nogi am 4. Januar 1905 an die japanische Regierung.

zinen niedergelegte Proviant soll für 1½ Jahre, Fleisch für 6 Monate berechnet gewesen sein.*)

Priamurgebiet und Sachalin.

Die Verpflegung des Priamurgebiets machte wegen der fehlenden Bahnverbindungen besondere Schwierigkeiten. Mit Rücksicht darauf wurde schon im Frieden für die dortigen Truppen dauernd eine 1½jährige Verpflegungsreserve vorrätig gehalten. In Sachalin lagerte sogar eine solche für zwei Jahre, so daß die Besatzung der Insel während des ganzen Feldzuges stets ausreichend mit Verpflegung versorgt war, ohne daß eine Zufuhr stattfand.

Daß die Verpflegung der russischen Feldarmee im allgemeinen gut durchgeführt werden konnte, war nicht zum wenigsten der Eigenart der Operationen in diesem Kriege zuzuschreiben. Ihr meist langsamer Verlauf hat die Aufgaben der Intendantur wesentlich erleichtert. Bei dem monatelangen Stillstand war es möglich, alle Verpflegungsmaßregeln fast friedensmäßig vorzubereiten. Bei rückgängigen Bewegungen fand die Armee das Erforderliche in den vorher angelegten Etappenmagazinen. Für eine offensive, rasche Entscheidungen suchende Kriegführung war die Organisation des russischen Verpflegungswesens weniger geeignet.

*) Nach anderen Quellen war ein eiserner Bestand für zwölf Monate vorhanden. — Die Verpflegungsstärke der Festung betrug mindestens 50 000 Mann.





Der Durchbruch in der neueren Kriegsgeschichte.

Das Exerzier-Reglement für die Infanterie vom Jahre 1888 enthielt im zweiten Teil, Ziffer 69, den Satz, daß unsere im Schießen gut ausgebildete Infanterie jeden Angriff in der Front durch ihr Feuer zurückzuweisen vermöge. Es bezeichnete die Flanke als die einzig verwundbare Stelle einer kaltblütig feuernden Infanterie (II, 71) und wies auf die Umfassung als das beste Mittel zur Herbeiführung der für den Erfolg eines Angriffs unerläßlichen Feuerüberlegenheit hin (II, 84).

Auch das Reglement vom Jahre 1906 bezeichnet die Front einer ihre Feuerwaffe gut ausnutzenden Infanterie als sehr stark, während „ihre Schwäche in den Flanken liegt, soweit diese nicht durch das Gelände oder durch andere Truppen gesichert sind“ (Ziff. 397). Der Umfassung, die „in Verbindung mit frontalem Angriff den Erfolg am sichersten verbürgt“, wird ein besonderer Abschnitt (Ziff. 392 bis 396) gewidmet.

Beide Vorschriften stehen mit der hohen Bewertung der Umfassung und mit dem Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit der Front durchaus auf dem Boden der Erfahrungen der Kriege von 1866 und 1870/71, in denen bei Vionville, an der Lisaine und an anderen Orten dünne deutsche Fronten eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit bewiesen haben und weitaus die meisten Angriffsgefechte durch Umfassung entschieden worden sind. Man konnte diese Erfahrungen mit um so größerem Rechte auf die Gegenwart übertragen, als die Verbesserung der Feuerwaffen den reinen Frontalangriff zum mindesten nicht erleichtert und die Vergrößerung der Schußweiten für einen umfassenden Flügel neue Möglichkeiten zur Vereinigung eines überwältigenden Feuers gegen die Einbruchsstelle eröffnet hat.

Hiernach mußte die Rolle des Durchbruchs, durch den einige der größten Feldherren aller Zeiten vielfach die überlegene Kraft ihrer Heere gegen einen begrenzten Abschnitt der feindlichen Front zur Wirkung brachten, ausgespielt erscheinen. Bei näherer Betrachtung sind indessen Zweifel an der Richtigkeit einer solchen Schlußfolgerung möglich. Zunächst können sich in den Riesenfronten, die die Heere einer europäischen Großmacht einnehmen müssen, leicht Lücken bilden, in die der Feind ein-

dringen und wo er schließlich auch durchbrechen kann, sei es, daß das eine Heer von vornherein nicht die erforderliche Geschlossenheit bewahrt, oder daß es sich teilen muß, um einem künstlichen oder natürlichen Hindernis auszuweichen. Ein solcher strategischer Durchbruch, wie ihn Napoleon in gewissem Sinne im Februar 1814 ausgeführt hat, ist heute noch ebensogut denkbar wie damals, wenn auch der Angreifer jetzt beim Ausnutzen solcher Lücken vorsichtiger zu Werke gehen muß, als vor hundert Jahren. Denn bei der gesteigerten Widerstandsfähigkeit, die selbst kleine Abteilungen zu entwickeln vermögen, kann es vorkommen, daß der Angreifer sich während des Durchbruchs selbst von beiden Seiten umfaßt sieht.

Aber auch der rein taktische Durchbruch ist aus dem Gedankenkreis der militärischen Welt nicht ganz verschwunden. So kommt in den Äußerungen französischer Militärschriftsteller und mittelbar auch in den Vorschriften des französischen Heeres immer wieder die Absicht zum Ausdruck, den Gegner durch einen Vorbereitungskampf, d. h. durch Feuer, zu fesseln und zu erschöpfen, die Entscheidung aber durch die Vorwärtsbewegung, den Stoß einer geschlossenen tiefgegliederten Sturmtruppe, herbeizuführen.*) Da dieser Stoß keineswegs immer umfassend gedacht ist, sondern an einem beliebigen Punkt geführt werden soll, wird dieses Angriffsverfahren in der Regel auf einen Durchbruchsversuch hinauslaufen. Daneben finden sich im südafrikanischen und im mandschurischen Kriege praktische Beispiele von Durchbruchsversuchen auf dem Gefechtsfelde. Es verlohnt sich also auch heute noch, die Erscheinungen bei taktischen Durchbruchsversuchen in der neueren Kriegsgeschichte zu verfolgen.

Daß die Franzosen gerade Anhänger des Durchbruchsgedankens sind, ist kein Zufall. Hat doch ihr erster Kaiser seine glänzende Feldherrnlaufbahn damit eröffnet, daß er im April 1796 in die Mitte seiner auf 60 km Front auseinandergerissenen Gegner gerade in dem Augenblick hineinstieß, als sich das einzige schwache Bindeglied zwischen den verbündeten Armeen durch einen unvorsichtigen Vorstoß selbst isolierte.**) Aber nicht bloß operativ, sondern auch taktisch hat Napoleon sich gelegentlich des Durchbruchs als Mittel zum Siege bedient.

War schon die Schlacht bei Austerlitz dadurch entschieden worden, daß Napoleon mit der Masse seines Heeres in die Mitte seiner durch das Gelände und die eigenen Anordnungen getrennten Gegner einbrach,***) so wendet er später den Durchbruch auch gegen geschlossene Schlachtfronten an, sei es nun, daß dieses Mittel seiner Vorliebe für die „Massen“ und seinem Streben nach schnellen Erfolgen am meisten entsprach, sei es, daß es sich aus der allmählich abnehmenden Manövrierfähigkeit seiner

*) Vgl. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1905. Heft 2. Seite 286 ff. und 1906. Heft 1. Seite 100 ff.

**) Vgl. Kuhl, Der Feldzug 1796.

***) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Dritter Band. Der Schlachterfolg, mit welchen Mitteln wurde er erstrebt.

Truppen und der häufig angewandten engen Versammlung des Heeres vor der Schlacht ergab.

Das erste Beispiel eines solchen Massenstoßes ist die Verwendung des Korps Augereau bei Preußisch-Eylau.*) Napoleon beabsichtigte dort die überlegenen, in guter, durch zahlreiche Geschütze verstärkter Stellung stehenden Verbündeten hauptsächlich durch den Angriff der gegen beide Flanken anmarschierenden Korps Davout und Ney zu schlagen. Doch kaum hatte der Angriff Davouts gegen den russischen linken Flügel begonnen, da erteilte der Kaiser, angeblich um das Eingreifen der zahlreichen russischen Reserven gegen Davout zu verhindern, dem etwa 14 000 Mann starken Korps Augereau den Befehl zum Angriff auf die russische Mitte. Zunächst durch ein Schneegestöber verdeckt, begann das Korps in zwei dicht geschlossenen Divisionsmassen den Vormarsch über den etwa 1000 m breiten deckungslosen Raum, der es von der russischen Stellung trennte. Das vorausmarschierende 14. Regiment gelangte bis dicht an die feindlichen Linien heran, dann aber brach das Feuer der russischen Artillerie los, die, teils zurückgebogen, teils vorgeschwenkt, das ganze Korps mit einem Feuerkreis umgab. Gleichzeitig ging von allen Seiten russische Infanterie und Kavallerie zum Gegenangriff vor. Unter diesem brach das französische Korps, nachdem sein Führer und beide Divisionskommandeure außer Gefecht gesetzt waren, in kürzester Zeit zusammen. Die zur Unterstützung anreitende Kavallerie Murats vermochte nur noch Trümmer zu retten. Der Massenangriff Napoleons, der, wenn er gelingen sollte, auf einen Durchbruch hinauslief, war mit einem Verlust von 41 vH. gescheitert. Das Korps Augereau hatte so gelitten, daß es aufgelöst und unter die übrigen Teile der Armee aufgeteilt werden mußte.

Trotz dieses Mißerfolges hat Napoleon den Versuch, die Schlacht durch einen Durchbruch der feindlichen Mitte zu entscheiden, zwei Jahre später bei Wagram in noch erheblich größerem Umfang wiederholt.**)

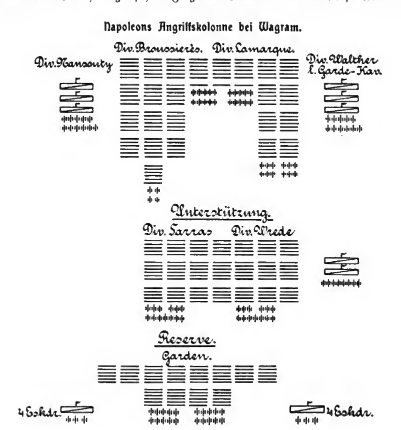
Dort waren in den Morgenstunden des zweiten Schlachttages die Angriffe Bernadottes und Massenas gegen Wagram und Breitenlee gescheitert; der umfassende Angriff Davouts gegen Markgrafneusiedl machte nur langsam Fortschritte, während der zunächst nur aus einer schwachen Division bestehende linke Flügel in vollem Rückzug auf Groß-Enzersdorf sich befand. In dieser Lage entschloß sich Napoleon, nachdem er die äußerste Gefahr für den entblößten linken Flügel durch den Linksabmarsch Massenas beseitigt hatte, die Entscheidung durch einen Durchbruch durch die schwache österreichische Mitte in Richtung Süßenbrunn zu suchen. Er ließ zunächst Bessieres mit 40 Eskadrons gegen die inneren Flügel des österreichischen III. und Grenadier-Korps anreiten und dahinter die für damalige Zeiten außerordentliche Masse von

*) Nach v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806/07. Teil III.

**) Nach Pelet, Memoires sur la guerre de 1809 en Allemagne und Österreichische Militärzeitschrift (Streffleur), Jahrgänge 1862 bis 1864.

104 Geschützen auffahren. Während die Reiter die österreichischen Bataillone etwas auf Süßenbrunn zurückdrängten und dann die Geschütze zu wirken begannen, bildete sich hinter ihnen eine Angriffskolonne, die man füglich nur mit der Phalanx Alexanders des Großen und seiner Nachfolger vergleichen kann: voraus zwei Divisionen des Korps Macdonald, acht Bataillonskolonnen in der Front, hinter diesen 16 weitere Bataillone und die Artillerie des Korps, auf beiden Flanken je eine Kavallerie-Division, dahinter als zweite Staffel ebenso formiert 20 weitere Bataillone und schließlich als dritte zwölf Bataillone der alten Garde, im ganzen eine auf engstem Raume versammelte Masse von etwa 31 000 Mann Infanterie, die in den Flanken von 50 Eskadrons begleitet wurde. Gegen Mittag setzte sich diese Riesenkolonne in Bewegung, während rechts und links von ihr Bernadotte und Massena ihre Angriffe erneuerten. Vor ihr bogen sich die Flügel der Grenadiere und des Korps Kollowrat,

Napoleons Angriffskolonne bei Wagram.



nach österreichischen Schilderungen absichtlich, zurück. Damit aber sah sich die vordere Staffel der Franzosen von allen Seiten flankiert. Trotz der Mangelhaftigkeit der damaligen Schußwaffen reichten diese doch aus, um in einer so unbehilflichen Masse die größten Verheerungen anzurichten und sie noch vor Süßenbrunn zum Stehen zu bringen. Die Versuche der Kavallerie, durch Attacken die flankierende Infanterie zu vertreiben, scheiterten vollkommen. Damit war der Durchbruch mißlungen, und man kann den Österreichern nicht Unrecht geben, wenn sie es nur dem Mangel an verwendungsfähigen Reserven zuschreiben, daß die große Angriffskolonne keine Niederlage von der Schwere derjenigen Augereaus bei Preußisch-Eylau erlitt. Durch das Vorziehen der beiden Divisionen der zweiten Linie und zweier von der Armee von Italien herangeführter wurde der Durchbruchsversuch dann zu einem Frontalangriff, der auf den Ausgang der Schlacht einen bestimmenden Einfluß nicht gehabt hat. Die Entscheidung fiel am östlichen Flügel durch den umfassenden Angriff Davouts.

Mit einem Durchbruchskampfe größten Stils hat dann Napoleon schließlich bei Belle Alliance*) seine Feldherrnlaufbahn beendigt. Dort ging die ursprüngliche Absicht Napoleons dahin, den linken Flügel der Armee Wellingtons zu schlagen, das hinter der Mitte der feindlichen Stellung liegende Dorf Mont St. Jean zu nehmen und so dem rechten Flügel der verbündeten Armee den Rückzug auf Brüssel abzuschneiden. Im Verlaufe des Kampfes konzentrierten sich aber bald die Anstrengungen der französischen Armee so ausschließlich auf den Angriff gegen die feindliche Mitte bei Mont St. Jean, daß auch hier der Durchbruch als das Mittel erscheint, durch das der Sieg erstrebt wurde. Das Verfahren indessen war ein wesentlich anderes als das bei Wagram. Zwar wurden auch hier zunächst 80 Geschütze aufgefahren, um den Massen den Weg in die feindliche Stellung zu bahnen, aber diese selbst wurden nicht zu einer einzigen Riesenkolonne zusammengefaßt, sondern divisionsweise zerlegt und durch vorangehende Schützen einigermaßen gedeckt. Außerdem ließ man die in der Mitte an der großen Straße stehende Division des Korps Drouet d'Erlon zuerst antreten, so daß die ganze Angriffsbewegung dem Einschieben eines großen Keils zu vergleichen ist. Doch auch die 180 Mann in der Front und 24 bis 27 Mann in der Tiefe zählenden Divisionsmassen waren unbeholfen und die Wirkung des von allen Seiten einschlagenden Feuers kräftig genug, um den ersten Angriff völlig zusammenbrechen zu lassen. Es folgten dann die wiederholten, mit insgesamt etwa 8000 Pferden gerittenen Attacken der französischen Kavallerie, die zwar auch keinen durchschlagenden Erfolg brachten, aber doch schließlich nach viermaliger Wiederholung zu einer fast völligen Auflösung der Mitte der verbündeten Armee geführt haben. Ihr Stützpunkt, La Haye Sainte, war gefallen, die hannöversche Division Alten ging mit ihren Resten bis hinter Mont St. Jean zurück. Es war ein Glück, daß

*) Nach v. Lettow-Vorbeck, Napoleons Untergang 1815.

Wellington infolge des Eintreffens des preußischen Korps Zieten in der Gegend nördlich Frichemont und infolge des Erlahmens der Angriffe des französischen linken Flügels alle nur irgend entbehrlichen Truppen nach der Mitte ziehen und mit ihrer Hilfe den letzten, von Napoleon selbst geführten Verzweiflungsstoß der Garden abweisen konnte. Sie gewannen zwar nach vorwärts Boden, aber rechts und links mit Feuer und Bajonett angefallen, brach auch dieser letzte napoleonische Durchbruchsversuch zusammen.

Die Zahl der Beispiele für den Durchbruch in der napoleonischen Schlachtentaktik ließe sich noch vermehren — einzelne Angriffe bei Borodino und Wachau sind als solche aufzufassen —, sie beweisen aber nur alle dasselbe, nämlich daß schon damals der Durchbruch überall da scheitern mußte, wo einigermaßen ausreichende Kräfte zur Ausnützung der sich von selbst ergebenden konzentrischen Feuerwirkung oder auch nur zum Gegenstoß mit der blanken Waffe gegen die Flanken der durchbrechenden Abteilung vorhanden waren. Das liegt in der Natur des Durchbruchs, der sich freiwillig allseitiger Umfassung aussetzt und der nur gelingen kann, wenn der Feind an der Anwendung dieser Gegenmittel gehindert wird, oder der moralische Eindruck einer riesigen Kraftentfaltung ausreicht, um den Gegner zur Aufgabe des Widerstandes zu veranlassen.

Geht man dem bereits angedeuteten Vergleiche mit der macedonischen Phalanx nach, so zeigt sich, daß dies 2000 Jahre früher kaum anders war. Die losen Volksaufgebote der Asiaten zerfielen überall vor dem drohenden Lanzenwald; sowie die Macedonier aber einem wirklichen Kriegsvolk gegenüberstanden, verlor sich der Zauber der Unbesiegbarkeit. Die Römer konnten zwar auch weder bei Kynoskephalä noch bei Pydna dem Frontalstoß des macedonischen Lanzenwaldes widerstehen, sie ließen sich aber dadurch nicht einschüchtern und wandten, genau wie dies gegen die napoleonischen Angriffskolonnen auch geschah, gegen den Durchbruch die Umfassung an, indem sie mit den nicht getroffenen Teilen die wehrlosen Flanken und den Rücken der Phalanx angriffen.

Bei den napoleonischen Durchbruchsversuchen ist es sicher nicht die Form der Kolonnen in erster Linie, an der sie scheiterten. Man kann füglich nicht annehmen, daß ein Feldherr von dem Genie und der Kriegserfahrung eines Napoleon die Mängel dieser dicken Haufen nicht erkannt hätte. Vielmehr kam es ihm, nachdem er durch seine Artilleriemassen die damals überhaupt erreichbare stärkste Feuervorbereitung bewirkt hatte, nur darauf an, den denkbar größten moralischen Eindruck auf den Feind und — im Sinne der Erregung des höchsten Elans — auch auf die eigene Truppe hervorzurufen. Dazu waren die tiefen Kolonnen unter damaligen Verhältnissen nicht so ungeeignet. Daß er sich sowohl hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit seiner Feinde als hinsichtlich seiner doch auch mit menschlichen Schwächen behafteten Soldaten täuschte, ist begreiflich bei einem Feldherrn, der so oft das scheinbar Unmögliche möglich gemacht hatte und der eine so unerhörte Gewalt über die Herzen seiner Soldaten ausübte.

Trotz der Erfahrungen der napoleonischen Kriege verschwindet indessen der Durchbruchsgedanke nicht aus der Kriegführung. Die von allen Armeen noch lange festgehaltene Anschauung, daß das Feuer nur zur Vorbereitung, der Stoß aber zur Entscheidung zu dienen habe, mußte, wenn auch in anderer Form, immer wieder zum Durchbruch führen. Bei Solferino*) wurde 1859 der reine Frontalangriff der verbündeten Armee dadurch zu einem Durchbruch, daß die Flügel des französisch-sardinischen Heeres durch den Widerstand Benedeks bei San Martino und den der überlegenen 1. österreichischen Armee hinter dem deckungslosen Campo di Medole aufgehalten wurden und Napoleon nunmehr seine verfügbaren Kräfte gegen die in der Mitte der feindlichen Stellung gelegenen Höhen von Solferino zusammenfaßte. Vor diesem Angriff mußte das V. österreichische Armeekorps weichen, obwohl es auch hier nicht hätte schwer fallen können, die starken österreichischen Reserven zum Aufhalten der durchbrechenden Franzosen und zum Vorgehen gegen deren Flanken zu verwenden. Wie es dann den durchbrechenden Truppen ergangen wäre, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls zeigt die Erfahrung von Solferino, daß es im Kriege ein „unmöglich" nicht gibt.

Auch der Sezessionskrieg**) zeigt Beispiele für den Durchbruch. In der Schlacht bei Gettysburg am 3. Juli 1863, dem eigentlichen Wendepunkt des ganzen Krieges, versuchte Lee, nachdem die Umfassung der starken Stellung der Föderierten gescheitert war, durch einen reinen Frontalangriff den Sieg zu erringen. Dadurch, daß die Division Pickett früher und energischer als die anderen Teile der Armee gegen die vorspringende Mitte der Föderierten zum Angriff schritt, entstand hier ein typisches Durchbruchsgefecht. Es endigte genau wie die napoleonischen Vorstöße: die Föderierten, in den übrigen Teilen ihrer Front ungenügend beschäftigt, konnten gegen die vereinzelte Division ein überwältigendes Feuer vereinigen. Der Durchstoß brach in dem Augenblick zusammen, wo man sich bereits im Besitz der feindlichen Stellung wähnte. Die wenigen Bataillone, die bis zu den Batterien des Verteidigers vordrangen, wurden durch Gegenangriffe mit leichter Mühe vertrieben.

In den Schlußkämpfen des ganzen Krieges um Petersburg zwang Lee seinen Gegner Grant, sein Heil im Durchbruch zu suchen. Nachdem nämlich die Potomak-Armee in der Absicht, der Hauptstadt der Föderierten Richmond von Süden her beizukommen, über den Jamesfluß gegangen war, sah sie sich östlich Petersburg einer ausgedehnten, verschanzten Feldstellung gegenüber. Diese anfangs nur schwach befestigten Linien durch Überrumpelung zu nehmen, gelang ebensowenig, wie sie südlich zu umfassen. Grant beschloß daher, den hartnäckigen Feind durch einen Einbruch in

*) Nach Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Dritter Band. Der Schlachterfolg, mit welchen Mitteln wurde er erstrebt.

**) Nach Frhr. von Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung.

die Mitte seiner Stellung zu überwinden. Er veranlaßte Lee durch eine Scheinunternehmung auf dem nördlichen Jamesufer, sich vor Petersburg bis auf drei Divisionen zu schwächen, trieb gegen die beabsichtigte Einbruchsstelle eine riesige Mine vor, durch deren Sprengung die Werke des Verteidigers zerstört und seine Truppen in Verwirrung gebracht werden sollten, und stellte für den Stoß gegen die so vorbereitete Einbruchsstelle drei Divisionen in erster Linie und zahlreiche Reserven bereit. Obwohl nun durch das Springen der Mine die Linien der Konföderierten an der Einbruchsstelle völlig verschüttet und sie zur Räumung eines 500 m breiten Teils ihrer Stellung veranlaßt wurden, konnte sich die zunächst allein verfügbare konföderierte Brigade doch rückwärts dieses Abschnitts behaupten. Nur geringe föderierte Kräfte erreichten die verlassene Stellung, wenige gingen darüber hinaus vor; die Masse der zum Sturm bestimmten Truppen drängte sich in dem Minentrichter zusammen und befand sich unter dem Kreuzfeuer der allmählich sich verstärkenden Verteidiger bald in einer höchst unangenehmen Lage. Nachdem eine einzige konföderierte Division herangekommen war, schritt Lee zum Gegenangriff. Vor diesem wichen die seitwärts des Trichters vorgegangenen Föderierten in Unordnung zurück, während die im Trichter selbst befindlichen gefangen wurden. Wenn nun auch an diesem Mißerfolge, der der Potomak-Armee 4000 Mann kostete (gegen 1200 Mann beim Gegner), Mattherzigkeit und Saumseligkeit einen großen Anteil haben, so zeigt doch der ganze Vorgang, wie der Angreifer immer wieder auf den Durchbruch zurückkommt, wenn ihm ein aufmerksamer, beweglicher Gegner, der gelegentlich auch große Frontausdehnungen nicht scheut, die Umfassung erschwert, dann aber auch, in welchem Maße schon damals infolge der verbesserten Feuerwaffen die Widerstandsfähigkeit eines schwachen, aber energischen Verteidigers seit den Kriegen Napoleons gewachsen war.

In den Kriegen, die der Einigung Deutschlands vorausgingen, hat der Durchbruch wenigstens im freien Felde eine geringe Rolle gespielt. Im preußischen Heere, das fast in allen Kämpfen als Angreifer auftrat, war rechtzeitig erkannt worden, welche Vorzüge gerade infolge der besseren Bewaffnung die Umfassung bietet. Sie wurde daher fast überall angestrebt und durch das bei der Größe der Heere gebotene Getrenntmarschieren und das Verhalten der Gegner erleichtert. Auf der anderen Seite können die gelegentlichen Frontalstöße österreichischer und französischer Regimenter 1866 und 1870/71 als Durchbruchsversuche kaum aufgefaßt werden, sie sind außerdem überall in den ersten Anfängen gescheitert.

In der Deutschen Armee ist denn auch nach diesen Kriegserfahrungen und angesichts der schnell fortschreitenden Verbesserung der Feuerwaffen der Durchbruchsgedanke noch weiter zurückgetreten. Umsomehr verdient es Beachtung, wenn in einem mit modernen Waffen geführten Kriege geplante oder ausgeführte Durchbruchskämpfe einen so breiten Raum eingenommen haben wie im südafrikanischen Kriege. Es liegt darin scheinbar ein Widerspruch, der sich indessen bei näherer Betrachtung der beiden

Gegner und ihrer Fechtweise unschwer erklärt. Wurde doch auf englischer Seite durch Vorschriften und Friedensgewohnheit der Gedanke lebendig erhalten, daß das wenig geübte und entwickelte Feuergefecht mehr zur Vorbereitung geeignet sei, während die Entscheidung durch den Stoß, den Bajonettangriff, zu erfolgen habe. Man hatte gegen außereuropäische Feinde wiederholt mit diesem Verfahren große Erfolge erzielt und war durch sie in solchen, den Ernst des heutigen Feuerkampfes unterschätzenden Anschauungen bestärkt worden. Hielt man aber an der Stoßtaktik fest, glaubte man überhaupt nach flüchtiger Feuervorbereitung Massen an einen noch schießenden Gegner heranführen zu können, dann lag kein Grund vor, den Stoß nicht auch gelegentlich als Durchbruch auf dem kürzesten Wege gegen die Front des Verteidigers zu richten. Außerdem war das Heer wegen der geringen Wegsamkeit und der unzureichenden Hilfsmittel des Landes an die durch die Eisenbahnen gegebenen Operationslinien gebunden, so daß weitausholende Umfassungsbewegungen schwer auszuführen waren. Die hierzu in Südafrika in erster Linie berufene Kavallerie war anfangs wenig zahlreich und die berittene Infanterie erst im Entstehen begriffen.

Den Engländern stand nun aber ein Volksaufgebot gegenüber, das, nach Geist und Zusammensetzung zum Angriff ungeeignet, in jahrelangen Kämpfen mit den Eingeborenen gelernt hatte, welchen Widerstand eine geringe Zahl entschlossener, schußsicherer Schützen in guten Stellungen zu leisten vermag. Die Erkenntnis von der Stärke der Verteidigung ließ die Buren ihre Fronten rücksichtslos in die Breite dehnen. Außerdem waren sie, sämtlich beritten, jederzeit bereit, ihre Flügel durch Wegziehen von Kräften aus nicht angegriffenen Stellungen noch weiter zu verlängern, wenn trotz alledem eine Umfassung drohte. Sie machten damit eine solche für einen selbst wenig beweglichen Angreifer fast zur Unmöglichkeit.

Unter diesen Umständen war es nur logisch, daß sich die Engländer, so lange sie noch nicht über eine genügende Zahl berittener Truppen verfügten, mit ihren Angriffen gegen die Front der Buren wandten. Diese an sich notwendigen Frontalangriffe nun führten infolge der Art und Weise, wie sie angesetzt wurden, wiederholt zu Durchbruchskämpfen.

Gleich bei ihrem ersten Vorgehen griff die Natalarmee die bis weit oberhalb Colenso allerdings nur mit geringen Kräften besetzte Tugelastellung ausschließlich bei Colenso selbst und an einer Stelle oberhalb mit schmalen Kolonnen an. Sie ermöglichte es den Buren, das Feuer ihrer dünnen Schützenlinien so zu vereinigen, daß die Wirkung vollkommen ausreichte; der Angriff der einen Kolonne erlahmte, nachdem die sie begleitende Artillerie durch unvorsichtiges Heranprellen eine Katastrophe erlebt hatte, die andere Kolonne erlitt, in dichten, tiefen Formationen vorgehend, einen Feuerüberfall, der die weitere Durchführung des Angriffs unmöglich machte. Die dünne Linie des Verteidigers bestand diese erste, vom Angreifer freilich nicht mit voller Kraft durchgeführte Probe glänzend.

Der nächste Angriff wurde unter dem Eindruck dieser Niederlage trotz der entstehenden Nachschubschwierigkeiten mit einer weit ausholenden Umgehungsbewegung gegen den oberen Tugela eingeleitet. Die Engländer sahen sich aber auch hier dank der Schnelligkeit ihrer Gegner und der Langsamkeit ihrer eigenen Bewegungen wieder vor einer allerdings noch schwach besetzten Front. Gegen diese machten sie zwischen dem 20. Januar und 6. Februar 1900 drei Durchbruchsversuche. Der erste traf an der Taba Nyama in einen von der Burenstellung gebildeten einspringenden Winkel, war also in besonderem Maße der jedem Durchbruch so gefährlichen konzentrischen Feuerwirkung ausgesetzt; er wurde von den englischen Führern noch rechtzeitig abgebrochen. Beim zweiten gelangten die Engländer durch überraschenden, nächtlichen Angriff fast ganz in den Besitz des Spionkops, womit sie die Mitte der Buren so gut wie durchstoßen hatten. Sie duldeten aber, daß die Buren eine rückwärtige Linie bildeten, und diese nun bei Tage zu durchbrechen, waren sie trotz ihrer allmählich auf mehrere tausend Mann anwachsenden Stärke und trotz der geringen Zahl der Buren nicht imstande. Ja die auf der schmalen Hochfläche angehäuften Massen kamen dadurch in die allerschwierigste Lage, daß die Buren, fast ungestört durch die übrigen englischen Truppen, von den Flügeln her das lebhafteste Gewehr- und Geschützfeuer gegen den Spionkop vereinigen konnten. Die Kräfte der Angreifer wurden allmählich verbraucht und am Abend die mit schweren Opfern den Tag über behauptete Stellung geräumt. Zum dritten Male wurde der Durchbruch durch die Burenlinien am oberen Tugela am 5. Februar versucht, indem eine Brigade den schwach besetzten Vaalkrantz nahm. Um diese vorgeschobene Höhe bildete sich aber sofort wieder ein Feuerkreis, in den Buller nach den gemachten Erfahrungen nicht hineinzustoßen wagte; er gab auch diesen Angriff nach längerem Zögern auf.

Nach solchen Mißerfolgen ist es bemerkenswert, daß die englische Natalarmee doch schließlich noch selbst ein Mittel gefunden hat, mit diesen dünnen, nicht zu umfassenden Linien fertig zu werden. Nachdem sie nämlich in der zweiten Hälfte des Februar die Burenstellungen nördlich Colenso an verschiedenen Stellen mit Teilen ihrer Macht vergebens angegriffen hatte, wurde am 27. zu einer allgemeinen Offensive geschritten, bei der die ganze Front vom Pieters- bis zum Red-Hill, wenn nicht angegriffen, so doch wenigstens beschäftigt werden sollte. Das Ergebnis war, wie es bei einer 9 bis 10 km breiten, von einigen 4000 Mann besetzten Stellung nicht anders sein kann, daß sich in der Burenlinie zwischen Pieters- und Railway-Hill eine schwache Stelle fand, in die sich der Angreifer einschieben konnte. Da die Buren diesesmal, auf der ganzen Front bedroht, weder ihre Beweglichkeit ausnützen noch ihr Feuer ausschließlich gegen die vordringenden Bataillone der englischen Mitte vereinigen konnten und außerdem Führer und Mannschaft die erforderliche Tatkraft vermissen ließen, gelang hier zum ersten Male in diesem Feldzug ein Durchbruch. Wenn nach dem Gesagten auch außergewöhnliche Verhältnisse diesen Durchbruch begünstigten,

so zeigt das Beispiel von Pieters-Hill doch, daß es immerhin möglich ist, den gefährlichsten Feind des Durchbruchs, die allgemeine Feuervereinigung gegen den vorbrechenden Keil, durch gleichzeitigen Angriff auf der ganzen Front zu beseitigen. Der durchbrechende Teil findet so wenigstens keine größeren Schwierigkeiten als der Frontalangriff an sich. Ob dann ein Erfolg möglich ist, hängt davon ab, ob der Feind sich an irgend einer Stelle schwach zeigt; steht die Verteidigung einigermaßen auf der Höhe ihrer Aufgabe, so wird es kaum zu einem wirklichen Durchstoßen kommen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze lassen sich wirkliche Durchbruchsversuche nicht nachweisen. An ihre Stelle trat dort unter dem Einfluß von Lord Roberts in steigendem Maße die Umgehung der Burenstellungen durch die nach und nach sich verstärkenden berittenen Truppen unter Vermeidung ernsthafter Frontalangriffe. Dagegen erfolgte da, wo zum ersten Mal Teile der Natal- und Hauptarmee vereint auftraten, noch ein frontaler Durchbruch, der klar erkennen läßt, welch außergewöhnliche Verhältnisse zum Gelingen eines solchen Unternehmens gehören.*)

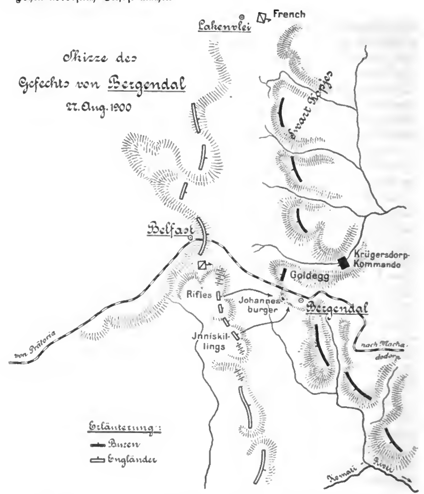
Der Rest der Transvaalarmee, etwa 4000 Mann unter Louis Botha, hatte im August 1900 zum Schutze des zeitweiligen Sitzes der Regierung, Machadodorp, eine Stellung eingenommen, die sich von den Swart-Kopjes im Norden südlich bis zum Komati-River erstreckte und die für die Stärke des Burenheeres ganz unverhältnismäßige Ausdehnung von etwa 30 km besaß. Die Stellung wurde durch sanft abfallende Höhenzüge gebildet und besaß im allgemeinen gutes Schußfeld. Ihre Mitte sprang gegen die Hochfläche von Belfast zu bastionsartig vor; an der Südwestecke dieser Bastion lag das sogenannte Bergendal-Kopje, eine natürliche Steinschanze von geringer Ausdehnung, die von der 74 Mann starken Johannesburger Polizei verteidigt wurde. Außer dieser befand sich in der Mitte der Stellung nur noch das deutsche Korps Goldegg (40 Mann) und in zweiter Linie das 300 Mann zählende Krügersdorp-Kommando. Nennenswerte Verstärkungsarbeiten waren nirgends vorgenommen worden.

Vor dieser Stellung hatte Lord Roberts am 25. August je eine Infanterie-Division der Haupt- und der Natalarmee, die Kavallerie-Division French und zwei berittene Brigaden der Natalarmee vereinigt. Er entschloß sich nach einer Besprechung mit dem General Buller, der die Division der Natalarmee persönlich herangeführt hatte, die Burenstellung im Norden mit der durch eine Infanterie-Brigade der Hauptarmee unterstützten Kavallerie-Division zu umgehen, während Buller in der Front angreifen sollte.

Infolgedessen führte die Armee am 26. August eine allgemeine Linksschiebung aus, bei der die Kavallerie-Division aber, durch das Gelände und den Feind auf-

*) Das Gefecht bei Bergendal wird eingehender geschildert, weil bisher eine zusammenhängende Darstellung nicht vorliegt.

gehalten, nur bis in die Gegend östlich Lakenvlei gelangte, während die zu ihrer Unterstützung bestimmte Garde-Brigade einen vergeblichen Frontalangriff gegen die Höhen nordöstlich Belfast machte.



Buller dagegen rückte an diesem Tage und am Morgen des 27. mit der Division Lyttelton soweit links, daß ihre Masse sich ungefähr der gegen Südosten gewendeten linken Flanke der vorspringenden Mitte gegenüber befand. Eine Kavallerie-Brigade mit zwei Batterien und einer Abteilung berittener Infanterie wurde vor die Front des

Bastions geschoben, während eine zweite, durch Infanterie verstärkte den eigentlichen linken Flügel der Buren bis hinunter zum Komati-River beobachtete.

Nachdem so das Korps Goldegg und die Johannesburger im Halbkreis umstellt waren, beschossen einige 40 zum Teil schwere englische Geschütze über zwei Stunden lang deren Stellung. Dabei litt besonders die Johannesburger Polizei in ihrer deutlich sich abhebenden Stellung, während die Goldegger, in ihren Erdlöchern von den englischen Kanonieren anscheinend nicht gefunden wurden. Die Burenartillerie war zu schwach, um das Feuer der Engländer abzulenken, das Maximgeschütz der Polizei wurde schon früh zertrümmert. Während nun die vordere Linie standhielt, suchten die durch zuweitgehende Geschosse gefährdeten Krügersdorper das Weite, so daß wenig über 100 Mann zur Verteidigung des gefährdeten Punktes verfügbar blieben.

Gegen diese wurde, nachdem das Artilleriefeuer nach Ansicht der englischen Führung genügend gewirkt hatte, eine Infanterie-Brigade und eine Abteilung berittener Infanterie zum Angriff vorgeschickt. Davon wandte sich das Bataillon Inniskillings gegen die Lücke, die sich in der Burenstellung zwischen dem Kopje und der Stellung des linken Flügels der Buren befand, ein Bataillon Rifles sollte von Westen her den Hauptangriff frontal gegen das Kopje führen und die berittene Infanterie noch weiter links, ungefähr gegen die Stellung der Goldegger vorgehen. Von den beiden in zweiter Linie folgenden Bataillonen schob sich eines demnächst zwischen die Inniskillings und die Rifles ein.

Der Angreifer kam überall bis auf 800 bis 900 m in einer flachen, vor der Burenstellung entlang streichenden Mulde gedeckt an den Gegner heran, fand dann aber bis zum Einbruch keinerlei Schutz im Gelände.

Sowie die Engländer diesen deckungslosen Raum betraten, nahmen die Buren trotz der vorhergegangenen Artilleriebeschießung das Feuer auf und zwangen die englische Schützenlinie sich niederzuwerfen. Sie wurde indessen rasch verstärkt und konnte, durch die weiterfeuernde Artillerie wirksam unterstützt, ohne längere Feuerpausen die Vorwärtsbewegung fortsetzen, allerdings unter namhaften Verlusten insbesondere an Offizieren. Da hierbei die Inniskillings, die in der Front keinen Gegner vor sich hatten, allmählich in die linke Flanke und den Rücken der Johannesburger gelangten, mußten deren Reste das Kopje räumen. Immerhin hatten sie ausgehalten, bis die Rifles auf Sturmentfernung herangekommen waren; ihr Rückzug zwang auch das Korps Goldegg zur Aufgabe seiner Stellung. Da die Krügersdorper sich schon früher in Sicherheit gebracht hatten und auch sonst keinerlei Reserven zur Verfügung standen, war eine Fortsetzung des Widerstandes in der Mitte unmöglich geworden, die Burenstellung war durchbrochen und der Weg nach Machadodorp frei. Die nicht angegriffenen Flügel des Burenheeres zogen denn auch ohne weiteren Kampf schleunigst ab.

Der Erfolg der Engländer war mit einem Verluste von rund 100 Mann erkauft, während von den Johannesburgern 28 tot oder verwundet waren. Die Deutschen hatten keine nennenswerten Verluste gehabt.

So war den Engländern hier ein reiner Durchbruch ohne gleichzeitigen Angriff gegen die übrige Front des Verteidigers gelungen. Man erkennt indessen unschwer, daß sie diesen Erfolg vor allem der vorgeschobenen Lage des angegriffenen Punktes, die eine Feuerunterstützung aus den Nebenfronten unmöglich machte, der ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung der Verteidigungsstellung, durch die selbst die sehr weitgesteckte Elastizitätsgrenze der heutigen Verteidigung überschritten war, dem Mangel an ausreichenden Reserven und nicht zuletzt dem Fehlen der früheren Zähigkeit bei den Buren verdankten. Wären sie noch die alten gewesen, dann hätte sich recht wohl trotz des Versagens der Krügersdorper eine zweite Linie durch von den Flügeln herangezogene Verstärkungen bilden können. Der gelungene Durchbruch von Bergendal ist also keineswegs ein Beweis für die Ausführbarkeit des Durchbruchs an sich.

Auch in Ostasien ist der Durchbruch an mehr als einer Stelle versucht worden. Ein in der Schlacht von Mukden vorgekommener Fall ist im Heft 1 der Vierteljahrshefte von 1906 geschildert, er endigte mit der Vernichtung der in die russische Linie einbrechenden japanischen Brigade. Die angeblich in der Schaho-Schlacht vorgekommenen örtlichen Durchbruchsversuche sind zu wenig aufgeklärt, als daß sie in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen werden könnten.

Aber auch ohne diese weiteren Beispiele läßt die Geschichte des taktischen Durchbruchs in den letzten hundert Jahren klar erkennen, daß er zu den schwierigsten und unsichersten kriegerischen Unternehmungen gehört, zu deren Gelingen eine Reihe außergewöhnlicher, günstiger Umstände, große Energie der Führung und hervorragende Hingabe der Truppe gehört. Es wird in den meisten Fällen sehr schwer sein, rechtzeitig und mit der nötigen Sicherheit zu erkennen, ob die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Durchführung des Durchbruchkampfes gegeben sind. Man wird daher gut tun, auch in Zukunft im Sinne unserer Vorschriften den für den Angriff unentbehrlichen Kraftüberschuß, wo es angeht, zur Umfassung zu verwenden, mag die Bevorzugung der Umfassung auch nicht immer den Beifall unserer ausländischen Kritiker finden.

Wenn es sich also jeder Führer heutzutage sehr überlegen wird, ob er aus eigenem Antriebe einen Durchbruch durch die Linien des Verteidigers versuchen will, so müssen sich andererseits Führer und Truppe darüber klar sein, daß es auch heute noch Lagen gibt, wo der Durchbruch den einzigen überhaupt denkbaren Ausweg darstellt.

Dies gilt besonders von Heeren, die ihr Schicksal an das einer Festung knüpfen. Es liegt stets eine große Gefahr für eine Feldarmee darin, wenn sie, angezogen durch

die großen Hilfsmittel einer modernen Festung, deren unmittelbaren Schutz für längere Zeit aufsucht. Denn ist dem Angreifer einmal die Einschließung geglückt, dann gelingt es auch einer zahlreichen, dem Angreifer womöglich überlegenen Armee in der Regel nicht, sich aus dieser Umarmung wieder frei zu machen, trotz der Unterstützung durch die Festung und trotz der Überlegenheit, die ein eingeschlossenes Heer an einer beliebigen Stelle zu vereinigen vermag. Das eingeschlossene Heer muß eben durchbrechen, wenn es die Verbindung mit der Festung wieder lösen will. Das gleicht die Nachteile reichlich aus, mit denen sich der Einschließende abzufinden hat. Zwei Beispiele mögen diese Verhältnisse erläutern.*) In der zweitägigen Schlacht von Noisseville am 31. August und 1. September 1870 brachte die in Metz eingeschlossene Rheinarmee gegen die verhältnismäßig schwach besetzte Nordostfront der deutschen Einschließungsstellung anfangs eine vierfache, später immer noch eine doppelte Überlegenheit ins Gefecht. Sie verabsäumte es, eine große, zwischen Montoy und Aubigny befindliche Lücke in der deutschen Aufstellung — eine Gelegenheit, wie sie sich dem Eingeschlossenen selten bietet — zur Umfassung auszunutzen. Ihre Anstrengungen gipfelten vielmehr, abgesehen von vereinzelten Vorstößen, in einem am Abend des 31. mit vier Divisionen geführten Angriff gegen den von zwei nicht vollzähligen Infanterie-Brigaden und zehn Batterien verteidigten Raum zwischen den Dörfern Failly und Noisseville. Die schwachen deutschen Truppen behaupteten indessen nicht nur die heißumstrittenen Dörfer Poix und Servigny, sondern hatten sogar die Kraft, zum Gegenangriff vorzugehen. Der Stoß der französischen Massen hatte nirgends die Einschließungslinie auch nur wesentlich zurückgedrückt.

Am folgenden Tage veranlaßte das konzentrische Feuer der allmählich anwachsenden deutschen Artillerie und ein mit sehr geringen Kräften unternommener Vorstoß gegen den rechten Flügel der Franzosen, der sich nur zaghaft in die erwähnten Lücken vorgeschoben hatte, die Rheinarmee zum Abbrechen des Gefechts.

In den Kämpfen bei Villers und Champigny am 30. November 1870 traf der Angriff von fünf französischen Divisionen, die durch das Feuer von zwei Forts und zwei größeren Werken auf das wirksamste unterstützt wurden, den über 6 km breiten Abschnitt zwischen dem ersten großen Marnebogen südöstlich Paris unter für den Angreifer sehr günstigen Umständen: die Verteidigungslinie war nur von zwei gemischten Brigaden besetzt, die sich eben gegenseitig ablösten, und es gelang, den ersten Angriff gegen die mit ihrem Abschnitt noch wenig vertrauten sächsischen Vorposten ziemlich überraschend zu führen. Aber die französischen Angriffe auf die schwach besetzten Dörfer Noisy le Grand, Villers und Coeuilly scheiterten unter sehr großen Verlusten an dem Feuer der Verteidiger, die trotz der bedeutenden Überlegenheit der Franzosen zu einer Reihe von Gegenstößen schritten. Jedenfalls fiel kein Teil der

*) Nach „Der deutsch-französische Krieg 1870/71". Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes.

deutschen Hauptstellung auch nur vorübergehend in feindliche Hände; am zweiten Schlachttage konnte der bedeutend verstärkte Verteidiger überall zum Angriff übergehen. Und doch hatte die französische höhere Führung bei Villers erheblich mehr Energie gezeigt und die französischen Truppen sich nicht schlecht geschlagen, wenn sie auch denen der Rheinarmee an Brauchbarkeit nachstanden.

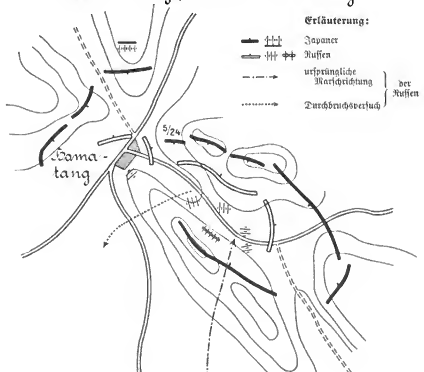
Auch im freien Felde kommen solche Zwangslagen vor. Als Napoleon bei Aspern mit seinen vordersten Divisionen die Donau überschritten und die für die Sicherung des Uferwechsels unentbehrlichen Dörfer Eßling und Aspern besetzt hatte, sah er sich sofort durch die anrückende Armee des Erzherzogs Karl im Halbkreis umfaßt. Er mußte also durchbrechen, wenn er die Offensive auf dem linken Donauufer durchführen wollte. Der Gegner erleichterte ihm nun zwar diese Aufgabe wesentlich, indem sich die Masse seiner Infanterie auf beiden Flügeln in langwierigen und ergebnislosen Dorfgefechten festlegte, so daß die Franzosen in der Mitte nur mit der österreichischen Kavalleriereserve und den inneren Flügeln des II. und IV. Korps zu rechnen hatten; trotzdem gelang der Durchbruch nicht. Weder die wiederholten Angriffe der französischen Reiterei gegen die österreichische Mitte am Abend des 21. Mai, noch ein durch heftiges Artilleriefeuer eingeleiteter, von drei frischen Infanterie-Divisionen und der gesamten Kavallerie ausgeführter Massenstoß vermochten die schwache österreichische Mitte zu sprengen. Da auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit gefochten wurde, muß dieser Mißerfolg hauptsächlich den allgemeinen Schwierigkeiten des Durchbruchs zugeschrieben werden.

Ebenso war die Armee Mac Mahons, nachdem sie sich bei Sedan hatte zusammendrängen lassen, auf den Durchbruch angewiesen, wenn sie den Kampf überhaupt aufnehmen wollte. Es ist bekannt, wie sowohl die großen Kavallerieattacken bei Floing als die Offensivstöße in der Gegend von Balan schon wegen des Feuers der im Kreise aufgestellten deutschen Artillerie unter allen Umständen scheitern mußten. Auch in Zukunft wird das Schicksal solcher allseitig umfaßter Heere von vornherein als besiegelt gelten können.

Läßt sich auch nicht das ganze Heer umstellen, so wird es doch immer wieder vorkommen, daß nach unglücklichen Gefechten mehr oder minder große Teile durch die herumgreifenden Flügel des Siegers sich abgeschnitten und auf den Durchbruch als einzige Rettung angewiesen sehen. Auch hier handelt es sich naturgemäß nur um Verzweiflungskämpfe, die nur insofern etwas mehr Aussicht auf teilweisen Erfolg bieten, als es meist nur die äußersten Spitzen des siegreichen Heeres sind, die Gelegenheit zum Herumgreifen finden.

So sahen sich Teile der an der Schlacht am Yalu beteiligt gewesenen russischen Truppen am Nachmittage des 1. Mai 1904, als sie sich auf der im Tale führenden Straße dem Orte Hamatang näherten, plötzlich den Rückweg durch eine isoliert vorgegangene Kompagnie des 24. japanischen Regiments verlegt. Die Russen taten, was

tapfere Soldaten in solchem Falle tun können: sie brachten ihre Geschütze in Tätigkeit, und die Infanterie, insbesondere zwei Bataillone des 11. Schützen-Regiments, schritt unverzüglich zum Angriff auf die kleine japanische Schar. Ehe diese aber überrannt werden konnte, waren die Russen durch andere, inzwischen herangekommene japanische Truppen fast vollständig eingekreist. Es kam zu einem über zwei Stunden dauernden



Gefechte, in dem beide Teile mehr verloren, als bei dem Kampfe um die Yalustellung selbst. Erst als die Japaner von allen Seiten zum Sturm schritten, gaben die Russen den Widerstand auf. Ihre Geschütze und jedenfalls eine Reihe von Gefangenen fielen den Siegern in die Hände. Da aber die Japaner selbst in der ganzen Schlacht nur 1362 Tote und einschließlich der Verwundeten 751 Gefangene festgestellt haben wollen, muß es doch einem Teil der abgeschnittenen Truppen gelungen sein, durch den freilich auch nicht vollkommen geschlossenen Kreis der Verfolger durchzubrechen.

So ist die Geschichte der Durchbruchskämpfe im 19. Jahrhundert eine fast ununterbrochene Kette von Mißerfolgen und da, wo diesen Mißerfolgen einmal ein günstigeres Ergebnis gegenübersteht, lassen sich stets außergewöhnliche Verhältnisse nachweisen, die im Einzelfalle den Durchbruch ermöglicht haben. Wo solche besondere, den Durchbruch begünstigende Umstände nicht mit völliger Klarheit zu erkennen sind, wird man sich davor hüten müssen, einen Erfolg auf dem Wege des Durchbruchs anzustreben. Auch wird man alle Lagen zu vermeiden suchen, aus denen es keinen andern Ausweg als den Durchbruch gibt. Denn die Gefahren des Durchbruchs, an denen schon vor 100 Jahren bei Eylau, Aspern, Wagram und Belle Alliance ein Napoleon gescheitert ist, sind heute wahrlich nicht geringer geworden.





Die kartographische Abteilung der Königlich preußischen Landesaufnahme.

I. Arbeitsgebiet und Organisation der kartographischen Abteilung.

Noch bis in das 18. Jahrhundert hinein erscheinen die Landkarten im allgemeinen nur als Produkte einer mehr oder weniger genialen Phantasie, die zum Teil allerdings als vorzügliche Zeichen-, Holzschnitt- oder Kupfersticharbeiten einen nicht unbedeutenden künstlerischen Wert beanspruchen können. Nur langsam bricht sich in diesem Jahrhundert mit den wachsenden militärischen Bedürfnissen das Verständnis für bessere Karten Bahn.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts setzt jedoch eine raschere Entwicklungs-Periode auf dem gesamten Gebiet des Kartenwesens ein. Schlag auf Schlag folgen sich Neuerungen und Verbesserungen.

In erster Linie waren es die astronomischen und geodätischen Arbeiten von Bessel, sowie die Gaußsche Methode der trigonometrischen Bestimmung von Festpunkten und die Einführung der sogenannten Polyeder-Projektion, die eine neue zuverlässige mathematische Grundlage schufen.

Hand in Hand damit ging die Vervollkommnung der topographischen Aufnahme-Methoden, nachdem sich zu der schon im Mittelalter gebräuchlichen Boussole eine Reihe neuer Meßinstrumente hinzugesellt hatte, wie das Diopterlineal und die Distanzlatte, der Quadrant, der Meßtisch, die Kippregel und das Tachymeter. Die Hauptfortschritte brachten neben der Verbesserung der Instrumente die Verwertung der Spezialvermessungen, Lehmanns Theorie der Bergzeichnung und die Einführung der Schichtlinien.

Ebenso einschneidend wirkten ferner die neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Reproduktionstechnik, die bis dahin nur auf Handzeichnung, Holzschnitt und Kupferstich beschränkt gewesen war. Den ersten Anstoß gab die Erfindung der Lithographie durch Senefelder, dann kam die Erfindung der Photographie durch Daguerre, mit ihr die Photolithographie und Heliogravüre sowie eine große Reihe anderer photomechanischer und photochemischer Verfahren, zuletzt die Algraphie und die Entwicklung der Farbendrucktechnik.

So nahm mit einer steten Erweiterung des Arbeitsgebietes gleichzeitig auch der Kreis derer stetig zu, die zur Mitarbeit berufen waren. Die Menge der Erzeugnisse wuchs unausgesetzt, und die Ansprüche an die Güte und Vollkommenheit der Arbeiten steigerten sich von Stufe zu Stufe.

Das 19. Jahrhundert hatte als letzten Fortschritt aus dem vorigen die sogenannten geheimen Kabinettskarten vorgefunden, die ausschließlich militärischen Zwecken, speziell der Kriegführung dienen sollten und eben deshalb streng geheim gehalten wurden. Obwohl diese Karten schon als topographische Karten eingerichtet waren, so machte sich doch sehr bald das Bedürfnis nach noch genaueren Karten fühlbar, die auch für die militärische Friedens-Ausbildung und für die Vorbereitung möglicher Kriege nutzbar gemacht werden konnten. Mit diesen genaueren Karten ergab sich wieder ihre weitere Verwendungsmöglichkeit für wissenschaftliche und wirtschaftliche Zwecke und damit die Notwendigkeit für die Aufhebung der Geheimhaltung, die in Preußen im Jahre 1830 erfolgte.

Je mehr sich nun der Gebrauch der Karten und das Verständnis für dieselben verallgemeinerte, um so vielseitiger gestaltete sich ihre Verwendung, um so zahlreicher traten Spezialzwecke hervor und um so fühlbarer machte sich die Forderung nach immer größerer Vollkommenheit, Schnelligkeit der Herstellung, Wohlfeilheit der Erzeugnisse und dauernder Richtigstellung derselben.

Um allen diesen Anforderungen gerecht werden zu können, mußte die bisherige militär-topographische Karte geodätisch, topographisch und technisch noch wesentlich vervollkommnet werden. Die Darstellung ihres Grundrisses mußte vollste geometrische Zuverlässigkeit erhalten, ihr Inhalt so ausgestaltet werden, daß er sowohl für den praktischen Gebrauch als auch für theoretische Arbeiten möglichst in allen Fällen genügen konnte, und ihre Ausstattung mußte so gehoben werden, daß sie die höchste Klarheit und Lesbarkeit zu gewähren imstande war.

Durch diese drei Grundforderungen waren drei verschiedene umfangreiche Arbeitsgebiete gegeben, die für die Einteilung der Königlich preußischen Landesaufnahme bei ihrer Schaffung im Jahre 1875 maßgebend wurden und zu der Einrichtung einer trigonometrischen, topographischen und kartographischen Abteilung bei derselben führten.

Im Laufe des fast 30jährigen Bestehens der kartographischen Abteilung haben die Arbeiten derselben naturgemäß an Umfang stetig zugenommen, die personellen und materiellen Mittel sind dauernd erheblich gestiegen und die technischen Einrichtungen und Arbeitsmethoden wesentlich verbessert worden.

Das gesamte Arbeitsgebiet umfaßt in seinem gegenwärtigen Stande folgende Aufgaben:

A. Die Herstellung und Vervielfältigung der von der Landesaufnahme herausgegebenen topographischen Spezial- und Übersichtskarten, und zwar:

1. die Bearbeitung der Original-Aufnahmen 1 : 25 000,
2. die Bearbeitung der topographischen Karten in kleineren Maßstäben,
3. die Herstellung von Spezialkarten für Behörden, Schul- und andere Sonderzwecke,

B. Die Herstellung und Vervielfältigung aller für den Militär-Dienstgebrauch zu Friedens- und Kriegszwecken benötigten Karten, und zwar:
1. die Bearbeitung der Gebrauchskarten für den Friedensdienst der Armee,
2. die Arbeiten für den inneren Dienst des Großen Generalstabes,
3. die Herstellung von Karten für Kriegsfälle.

Es bestehen demnach zwei äußerlich zwar voneinander getrennte, aber innerlich in vielfacher Hinsicht eng zusammenhängende Teilgebiete.

Für das erstere kommen vornehmlich die bessere und gediegenere Resultate ergebenden manuellen Reproduktions-Verfahren zur Verwendung, für das letztere dagegen die schneller und billiger arbeitenden mechanischen; aber in der Regel geben die Kartenwerke des ersteren die Unterlage für die Arbeiten des andern Teils.

Das Personal der Karten-Abteilung setzt sich zur Zeit folgendermaßen zusammen:

1 Abteilungs-Chef und 10 Offiziere,
5 Vermessungs-Dirigenten, 53 Kartographen und Hilfskartographen,
3 technische Inspektoren, 42 Kupferstecher und Lithographen,
1 Vorstand der Druckerei, 1 Werkmeister, 17 Drucker und 17 technische Gehilfen,
1 Oberphotograph, 2 Photographen und 2 Galvanoplastiker,
2 expedierende Sekretäre, 3 Registratoren, 3 Kanzleisekretäre und 1 Kanzleidiener.

Für den inneren Dienst ist die Abteilung in eine Anzahl von Sektionen gegliedert, die unter Leitung von Dirigenten stehen und denen bestimmte, in sich abgeschlossene Arbeitsgebiete zugewiesen sind.

Bei der großen Menge der für die Original-Aufnahmen und die topographischen Karten manuell neu herzustellenden und der für den Militär-Dienstgebrauch zu bearbeitenden Druckplatten ist das Personal der Abteilung jedoch nicht im entferntesten ausreichend, so daß zur Bewältigung der Arbeiten auch auswärtige Kräfte in bedeutendem Maße herangezogen werden müssen.

Die Abteilung steht zu diesem Zweck mit vier Kupferstich-Instituten und sechs lithographischen Anstalten und Druckereien in Verbindung und beschäftigt außerdem noch eine Anzahl Stecher und Zeichner in Akkord, so daß auch bei unvorhergesehenen großen Anforderungen die Ausführung aller Arbeiten gewährleistet ist.

An technischen Arbeiten gelangen bei der Abteilung zur Ausführung:

a. Handzeichnungen aller Art mit Bleistift, Feder, Kreide, Wischer und Pinsel,

b. Lithographische Arbeiten in positiver und negativer autographischer Federzeichnung, in Kreidezeichnung mit Stift oder Wischer auf Kornpapier, Stein oder Aluminium, in manueller Steingravüre und einfacher Maschinenarbeit.
c. Kupferstícharbeiten mit Sticheln, Nadeln, Pungen und Roulettes sowie Kupferradierungen.

An besonderen technischen Einrichtungen befindet sich bei der Abteilung:

a. Die Druckerei.

Sie ist ausgestattet mit vier elektrisch betriebenen Schnellpressen für Plattengrößen bis 80×110 cm; 3 Kupferdruckpressen, 14 Handpressen für Stein-, bzw. Aluminium- und Glasdruck, ferner mit einer Stein- und einer Aluminium-Schleiferei mit elektrischem Betrieb und mit einem umfangreichen Papierlager.

Die Druckarbeiten verteilen sich auf Stein- bzw. Aluminiumdruck, Kupferdruck und die verschiedenen Umdruckverfahren. Der Stein- bzw. Aluminiumdruck wird als Hand- und Schnellpressendruck ausgeführt, von autograpischen, gravierten und Umdruckplatten ein- und mehrfarbig.

Der Kupferdruck wird nur mit Handpressen betrieben, als einfacher Schwarz- oder Kupferbuntdruck, von gestochenen, galvanoplastischen oder geätzten Tiefdruckplatten.

Die photomechanischen Verfahren bestehen in Photolithographie, Photoalgraphie und Glasdruck.

Am vielseitigsten gelangt der Umdruck zur Verwendung, und zwar als Übertragung für den Flachdruck von photographischen Platten, von Autographien aller Art, von Steingravüren, Kupferdruck-Tiefplatten und von Typensätzen, oder als Übertragung auf Platten für chemische Hoch- und Tiefätzung, oder als Staubaufdruck zum Ersatz von Pausen. Die Übertragung kommt ferner als einfacher oder zusammengesetzter Umdruck, zum Zerlegen von Druckbildern und für Flächen- und Rasterton zur Ausführung, endlich als anastatischer Umdruck zur Herstellung von Druckplatten nach alten Andrucken.

b. Die photographische Anstalt.

Sie ist ausgestattet mit vier großen und mehreren kleineren photographischen Apparten für Plattengrößen bis 90×90 cm und mit den erforderlichen Einrichtungen für maßhaltige Vergrößerungen und Verkleinerungen und die zur Anwendung kommenden Negativ-, Positiv- und zusammengesetzten Verfahren.

Von den Negativ-Verfahren werden sowohl das nasse Kollodium-Verfahren als auch das Bromsilbergelatine-Verfahren benutzt.

Für den Positiv-Prozeß werden neben dem Lichtpausverfahren eine Reihe direkter Kopierverfahren ausgeführt, wie Blaudruck, Silberdruck auf Salzpapier und anderen Papieren, Platindruck und Gummidruck, ferner werden Asphaltkopien auf Metallplatten und Diapositive für verschiedene Zwecke hergestellt.

Die zusammengesetzten Verfahren sind vornehmlich der Glasdruck, die Photolithographie, die Photoalgraphie, die heliographische Ätzung und die Heliogravüre in Verbindung mit der Galvanoplastik.

c. Die galvanische Anstalt.

Die Arbeiten erstrecken sich auf die Herstellung von galvanischen Tiefplatten und Reliefs in Kupfer, galvanischen Kupfereinlagerungen für die Korrektur der Kupferdruckplatten, auf Ver- und Entstählung sowie Ver- und Entsilberung von Kupferplatten für verschiedene Gebrauchszwecke.

II. Die Bearbeitung der topographischen Spezial- und Übersichtskarten.

1. Grundsätze für die Bearbeitung der Karten.

a Projektion, Blatteinteilung und Maßstäbe:

Die Projektion, welche zur Anwendung gelangt, und der gewählte Maßstab geben die Grundlage für die geometrische Richtigkeit des Kartenbildes. Für die topographischen Karten kommt gegenwärtig nur die sogenannte Polyeder-Projektion in Betracht, die als orthographische Horizontal-Projektion neben größter Winkeltreue auch größtmögliche Flächentreue zuläßt. Der Unterschied der sphäroidischen Gestalt der Erdoberfläche gegen die Ebene des Kartenblattes ist bei den in der Praxis stets nur in Betracht kommenden beschränkten Flächen so gering, daß er einen Einfluß auf die geometrische Richtigkeit der Darstellung nicht ausübt, denn selbst bei Flächenausdehnungen von über 50 □ Meilen ist der Unterschied graphisch noch nicht darstellbar.

Abweichungen von den richtigen geometrischen Verhältnissen müssen dagegen stattfinden, wenn die Kleinheit der einzelnen Naturgegenstände eine absichtliche bildliche Vergrößerung der Dimensionen zum Zweck größerer Deutlichkeit in dem gewählten Verjüngungsverhältnis erforderlich macht.

Für die Blatteinteilung dient das geographische Gradnetz als die gegebene Unterlage, da innerhalb desselben jeder Teil eine in sich abgeschlossene Einheit bildet, die für jedes Verjüngungsverhältnis entsprechend ausgewählt und alsdann gleichartig über die ganze Fläche fortgesetzt werden kann.

Auf die Wahl des Verjüngungsverhältnisses sind vor allem die beabsichtigten Verwendungszwecke der Karte von Einfluß, denn diese sind maßgebend für den Inhalt, und der Inhalt muß wiederum in harmonischer Wechselbeziehung mit dem Maßstab stehen, um ein klar lesbares Bild zu gewährleisten.

Die topographischen Karten erfahren ihre umfangreichste Benutzung zweifellos im Militär-Dienstgebrauch, daher müssen sie auch vornehmlich geeignet sein, den

militärischen Interessen zu dienen. Die Aufzählung dieser letzteren im einzelnen würde zu weit führen, man kann sie jedoch kurz dahin zusammenfassen, daß die verschiedenartigsten Kartenwerke benötigt werden für Sonderzwecke des Feld- und Festungskrieges, für die Truppenführung im Gelände, für theoretische und kriegswissenschaftliche Arbeiten und für die Ausbildung im Kartenverständnis überhaupt.

Bedingen die Sonderzwecke eine maßstabgerechte Darstellung von Einzelheiten der Natur, so wird ein kleines Verjüngungsverhältnis erforderlich und die Wahl der größten Maßstäbe bis etwa 1 : 25 000 am Platze sein; sollen die Karten vornehmlich zur Darstellung bestimmter Objekte dienen, z. B. von Eisenbahnen und Straßen, so genügt in der Regel ein großes Verjüngungsverhältnis, wie es die Maßstäbe von 1 : 300 000 und darüber bieten. Für theoretische und kriegswissenschaftliche Arbeiten, für die Ausbildung im Kartenverständnis und vor allem für den Gebrauch bei der Truppe selbst sind dagegen erfahrungsmäßig die mittleren Verjüngungsverhältnisse von etwa 1 : 100 000 und 1 : 200 000 am geeignetsten.

b. Grundmaterial und Übertragungsarbeiten.

Wenn die topographischen Spezialkarten den höchstgesteigerten Anforderungen gerecht werden sollen, muß das ihrer Bearbeitung zugrunde gelegte Material ein nach jeder Richtung vollkommenes Bild der Natur wiedergeben.

Als Grundlage können daher nur topographische Aufnahmen benutzt werden, die mit besonders geschultem Personal und geeigneten Meßinstrumenten in der Natur selbst ausgeführt worden sind und den höchsten Grad von Zuverlässigkeit besitzen.

Nur nach durchaus zuverlässigem Grundmaterial lassen sich wirklich gute Karten in reduzierten Maßstäben herstellen.

Je mehr der Inhalt der Original-Aufnahmen dem wirklichen Geländebild entspricht, je mehr alle Einzelheiten des Geländes in den Aufnahmen zur Darstellung gelangt sind, um so sachgemäßer kann die kartographische Bearbeitung bei der Reduzierung ausgeführt werden, aber um so schwieriger gestalten sich auch gleichzeitig die Aufgaben, die an den Kartographen herantreten.

Diese Schwierigkeiten steigern sich naturgemäß mit der Ausdehnung des Anbaus und der Kultur der Gegenden und in gleicher Weise mit der Größe des Maßstabes der Original-Aufnahmen, denn je reichhaltiger der Inhalt dieser letzteren ist, um so sorgfältiger muß das Unwesentliche von dem Notwendigen bei der kartographischen Bearbeitung ausgeschieden werden.

Der für die Original-Aufnahmen der preußischen Landesaufnahme zur Anwendung gelangende Maßstab 1 : 25 000 kann noch als geeignet zur Reduzierung für die topographische Spezialkarte in 1 : 100 000 gelten, jedoch würden sich recht erhebliche Schwierigkeiten ergeben, wollte man direkt auf 1 : 25 000 auch die Karten in 1 : 200 000 und 1 : 300 000 aufbauen.

Diese letzteren müssen vielmehr indirekt nach vorangegangener Reduzierung auf 1 : 100 000 bearbeitet werden, denn es gehört schon eine außerordentliche Gewandtheit und Übung dazu, Reduzierungen auf 1/4 der Länge, d. h. eine 16fache Verkleinerung der Fläche, theoretisch und im Geiste so zu übersehen, daß die praktische Ausführung sachgemäß gestaltet werden kann.

Auch eine direkte mechanische Reduzierung auf mehr als 1/4 der Länge würde die Schwierigkeiten nicht beheben können, da sie in der Regel unklare und unübersichtliche Bilder ergeben wird, eine solche ist vielmehr immer nur geeignet, als ein Hilfsmittel zu dienen, neben dem eine selbsttätige geistige Durcharbeitung des Stoffes durch fachmännisch gut ausgebildete und zeichnerisch gut beanlagte Kräfte einhergehen muß.

Die Reduktion kann photographisch, mittels Pantographen oder direkt manuell ausgeführt werden.

Die Photographie, welche in der Regel am einfachsten und schnellsten arbeitet, erzeugt jedoch oft recht undeutliche Bilder für den Zeichner und leidet wegen dem dabei zur Verwendung kommenden nassen Verfahren stets an einer geringen Maßhaltigkeit. Die daraus entstehenden Unzuträglichkeiten können meist nur bei den kleinsten Maßstäben ausgeglichen werden. Es wird daher einer jeweiligen richtigen Abwägung der vorliegenden Verhältnisse bedürfen, um festzustellen, welche Produktionsmethode als Unterlage für die Bearbeitung der Karten den Vorzug verdient.

Die Reduktion muß ferner stets in einen genau maßhaltigen Rahmen eingepaßt und darauf Bedacht genommen werden, daß unvermeidliche Ungenauigkeiten sachgemäß verteilt werden und etwaige bei der Übertragung vorkommende Verzerrungen auf das geringste Maß beschränkt bleiben, damit es möglich wird, nach den Original-Stichvorlagen auch genau maßhaltige Original-Druckplatten herzustellen. Korrekte Druckplatten geben zwar noch keine Gewähr für korrekte Druckabzüge, weil die zum Druck verwandten Papiere stets den Einflüssen der Temperatur und Feuchtigkeit unterliegen, aber es muß die Möglichkeit gegeben sein, bei späteren Arbeiten auf die korrekten Originale zurückgreifen zu können.

Die Original-Stichvorlagen sind so auszugestalten, daß sie die technische Ausführung des Stiches möglichst vereinfachen und erleichtern. Daher wird wegen der Fülle des Inhalts der topographischen Spezialkarten eine einheitliche Vorlage meist nicht am Platze sein, sondern es ist vorteilhafter, Einzelvorlagen herzustellen, wie sie auch durch die besondere technische Ausbildung der Stecher bedingt werden.

Meist wird eine Arbeitsteilung für den Situations-, Schrift- und Terrain-Stich sowie für autographische Tonplatten das Zweckmäßigste sein, um die Arbeiten schnell fördern zu können und dabei Gutes zu leisten.

c. Die Darstellung der Situation.

Für die topographischen Spezialkarten muß das Bestreben maßgebend sein, das

Situationsbild so reichlich wie möglich auszugestalten, dagegen ist es für die topographischen Übersichtskarten nur erforderlich, daß der topographische Charakter der betreffenden Gegend in seiner Eigenart ausreichend zur Darstellung gebracht wird.

Das Zuviel oder Zuwenig des Inhalts der Darstellung ist dabei zum Teil Sache des richtigen kartographischen Empfindens, anderseits jedoch ist auch eine reiflich durchdachte und eingehende Durcharbeitung des vorhandenen Grundmaterials von entscheidendem Einfluß auf die Innehaltung des zulässigen Maßes.

Im Prinzip soll ferner durchgehends eine geometrisch richtige Darstellung des Kartenbildes angestrebt werden, d. h. alle Bodenbedeckungen sollen im Grundriß wiedergegeben und dabei durch solche Zeichen ausgedrückt werden, die ohne weiteres ihr Wesen erkennen lassen. Wo dies nicht möglich, sind besondere Signaturen festgestellt und in den Musterblättern und Zeichenerklärungen erläutert.

Solche Signaturen können aber stets nur einem bestimmten Maßstab angepaßt sein, so daß sie in den meisten Fällen für Änderungen desselben ungeeignet sind und daher mechanische Vergrößerungen stets plump und ungeschickt, mechanische Verkleinerungen undeutlich und unleserlich erscheinen lassen werden. Jedoch ist die Mehrzahl der Signaturen so eingerichtet, daß sie durch bunte Farben noch hervorgehoben werden können, sofern dies für einzelne Zwecke wünschenswert erscheint.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Gestaltung des Kommunikations-Netzes. Die Darstellung und Einteilung desselben darf nicht nach einseitigen Gesichtspunkten geregelt werden, sondern muß die Zweckbestimmung und Bauart, den allgemeinen Zustand und die Verwaltungs-Einrichtungen in angemessener Weise in Betracht ziehen. Die Einteilung muß ferner ermöglichen, daß die kleineren Maßstäbe aus den größeren leicht abgeleitet werden können.

Am geeignetsten hierzu hat die praktische Erfahrung eine Einteilung in sechs Hauptklassen ergeben, von denen wiederum jede aus zwei Unterklassen besteht, so daß bei den größeren Verjüngungsverhältnissen die minderwertigen Klassen ausgeschaltet und dadurch die Gangbarkeit des Geländes dem Maßstab entsprechend richtig zur Anschauung gebracht werden kann.

Die sechs Hauptklassen sind folgende:

Eisenbahnen, Kleinbahnen, Kunststraßen, Unterhaltene Fahrwege, Nichtunterhaltene Fahrwege und Nichtfahrbare Wege.

In gewissem Sinne gehören zu den Kommunikationen auch die Gewässer, die ihrer Bedeutung nach in folgende drei Hauptgruppen zu gliedern sind:

Meer, Ströme und Kanäle für Seeschiffahrt,

Landseen, Flüsse und Kanäle für Binnenschiffahrt,

Alle Nichtschiffbaren Gewässer.

Die Ortschaften sollen in den kleineren Maßstäben nur durch Signaturen, in den größeren noch in einem ihrem Grundriß ähnlichen Bilde wiedergegeben werden.

Hierbei ist auf die durchgehenden Hauptstraßen und auf die als Orientierungspunkte hervortretenden Gehöfte, Kirchen und dgl. besonders Gewicht zu legen, damit Lage und Art der Ortschaften in der Zeichnung genau wiederzuerkennen sind.

Von den Kulturen werden die Waldbestände immer eine vorzugsweise Beachtung erfordern; auch kann bei ihnen durch eine charakteristische Darstellung der Distriktsgrenzen zum Ausdruck gebracht werden, ob ein regelrechter Forstwirtschaftsbetrieb stattfindet. Außerdem ist insgesamt bei allen Kulturen zu beachten, daß die Vereinfachung um so ausgiebiger durchgeführt werden muß, je kleiner der Maßstab der Karte ist.

d. Die Kartenschrift.

Die Schriftzeichnung dient zur Individualisierung des topographischen Kartenbildes, sie fördert das Verständnis und die Lesbarkeit desselben und ermöglicht somit gewissermaßen erst den praktischen Gebrauch der Karten. Sie ist das Hauptmittel, das stumme Kartenbild für die Anschauung zu beleben und eine Beschleunigung seiner geistigen Verarbeitung herbeizuführen.

Die Kartenschrift soll jedoch nicht nur die im praktischen Leben gebräuchlichen Benennungen einfach wiedergeben, sondern auch die wechselnde Bedeutung der Objekte im Kartenbilde zur Anschauung bringen, derart, daß mit ihrer zunehmenden Erheblichkeit auch eine allmähliche Hervorhebung der Schrift stattfindet, ohne dabei die Zeichnung zu sehr zu bedecken oder unförmlich zu überragen.

Die Bedeutung der Objekte beruht zum Teil auf ihrer Eigenart, zum Teil auf ihrer Ausdehnung, so daß sowohl ihre Unterscheidung in topographischer Beziehung in Ortschaften, Gewässer, Bodenbedeckungen oder Geländeformen in Betracht gezogen werden muß, als auch ihre Erheblichkeit anundfürsich.

Um diese verschiedenartigen Eigenschaften der Objekte in ihrer fortschreitenden Steigerung vom Unbedeutendsten zum Wichtigsten in zweckmäßiger Weise zum Ausdruck zu bringen, bietet die Schriftzeichnung folgende Mittel:

a. Anwendung verschiedener Schriftarten, wie Kapitalschrift, Rotundeschrift, Kursivschrift, Balkenschrift, schraffierte Schrift und für einzelne Fälle auch Skelettschrift und hohle Schrift.
b. Anwendung verschiedener Schriftlagen, wie stehende Schrift und vorwärts- oder rückwärtsliegende Schrift in verschiedenen Neigungswinkeln.
c. Anwendung verschiedener Schrifthöhen und Schriftstärken, deren Wertbestimmung dem jeweilig in Betracht kommenden Maßstab angepaßt sein muß.
d. Anwendung verschiedener Stellung, Richtung und Ausdehnung der Schrift, wie Stellung in einer oder mehreren Zeilen, horizontale Stellung, Stellung im Bogen oder in der Richtung der Objekte, geschlossene oder gesperrte Schrift.
e. Anwendung von Unterstreichungen oder sonstigen Zusätzen.

Die Art und Weise der Anwendung der angegebenen Mittel gibt vornehmlich den Maßstab für die Beurteilung der sachgemäßen Ausführung der Schriftzeichnung, für die die praktische Erfahrung die Bevorzugung der lateinischen Druckschrift als Regel festgestellt hat.

Außerdem sind aber zur Erzielung einer ausdrucksvollen Gesamtwirkung auch noch hohe Anforderungen an die Ausführung der Schrift zu stellen. Sie muß geeignet sein, dem Kartenbild als besonderer Schmuck zu dienen und darf niemals in bezug auf Güte und Schönheit hinter der übrigen Zeichnung zurückstehen.

Naturgemäß fällt auf topographischen Karten die topographische Eigenart der Objekte in erster Linie ins Auge. Daher ist es zweckmäßig, den einzelnen topographischen Objekten stets ihre bestimmten Schriften zuzuweisen und ihre Anwendung bei allen gebräuchlichen Verjüngungsverhältnissen stets gleichmäßig durchzuführen. Wenn es auch nicht möglich sein wird, diesen Grundsatz mit voller Strenge innezuhalten, so lassen sich doch unter Berücksichtigung des bisher üblichen Verfahrens folgende Regeln beobachten:

a. Alle Ortschaftsbezeichnungen von erheblicher Bedeutung erhalten stehende Kapital- bzw. Rotundeschrift.
b. Alle Ortschaftsbezeichnungen von geringerer Bedeutung erhalten vorwärtsliegende Rotunde- bzw. Kursivschrift.
c. Alle Gewässer erhalten rückwärtsliegende Schrift, und die Schriftstellung in gleicher Weise wie Eisenbahnen und Wege in Richtung der Objekte.
d. Alle Bergnamen erhalten Bogenstellung.
e. Alle topographischen Flächenbezeichnungen werden durch mehr oder minder gesperrte Schrift wiedergegeben.

Weiterhin ist es von Wichtigkeit, die Abgrenzung für die Einschätzung der Bedeutung der topographischen Objekte im einzelnen festzustellen, wobei zunächst die Ortschaften in Betracht kommen. Das allgemeine Schönheitsempfinden würde verlangen, die Abstufung der Schrift allein der Ausdehnung der Objekte anzupassen, jedoch ist die Eigenart der Ortschaften nicht allein in ihrer Ausdehnung zu suchen, sondern auch in der Zahl ihrer Einwohner, Häuser oder Feuerstellen, und ferner in ihrer Bauart, ihrer wirtschaftlichen, militärischen, kirchlichen und politischen Stellung.

Alle diese Gesichtspunkte für die Klasseneinteilung in Betracht zu ziehen, erscheint aber unmöglich, da die Verhältnisse ganz verschiedenartigen Beurteilungen unterliegen können. Um zu einem praktisch brauchbaren Resultat zu kommen, muß man in erster Linie die politische Bedeutung zugrunde legen, die, abgesehen von wenigen Ausnahmen, den zuverlässigsten Maßstab für die Gesamtbedeutung der Örtlichkeiten abgibt. Man muß demgemäß unterscheiden zwischen selbständigen politischen Gemeinden, zu denen die Städte, Landgemeinden und Gutsbezirke gehören, und den Gemeindeteilen, wie Bauernschaften, Weiler und Abbauten aller Art.

Von gleichgroßem Einfluß auf die Bedeutung der Örtlichkeiten ist ferner die Zahl ihrer Einwohner, die in der Regel gleichzeitig den Wohlstand des betreffenden Landstrichs zum Ausdruck bringt. Die Feststellung der Klasseneinteilung hinsichtlich der Höhe der Einwohnerzahlen kann aber nur eine mehr oder weniger willkürliche sein und die angenommenen Zahlen können selbstredend nur als ungefähre angesehen werden, da in Wirklichkeit eine dauernde Verschiebung der ortsanwesenden Bevölkerung stattfindet. Außerdem wird man stets zu einer gewissen Beschränkung der Anzahl der Klassen gezwungen sein, um die Einteilung nicht zu umständlich zu gestalten.

Die Unterscheidung der stehenden und fließenden Gewässer ergibt sich in der Regel schon aus ihren Benennungen und ihrer topographischen Gestalt, sie bedarf daher keiner weiteren Erläuterung durch die Art der Schrift. Die Bedeutung der einzelnen Gewässer beruht auf der Beschaffenheit ihrer Betten, ihrer Wasserverhältnisse, Ausdehnung, Schiff- oder Flößbarkeit. Der größte praktische Wert kommt aber der Schiffbarkeit zu, daher muß auch die Schriftzeichnung vornehmlich die schiffbaren vor den nichtschiffbaren Gewässern hervorheben.

Bei Höhenzügen, Rücken, einzelnen Bergen und Felsen einerseits sowie bei Tälern, Schluchten, Mulden und Erdrissen anderseits finden sich ferner eigene topographische Benennungen. Der Hauptunterschied dieser Geländeformen, die sich als Erhebungen und Senkungen charakterisieren, bedarf ebenfalls keiner gesonderten Schriftformen, da er ohne weiteres aus der topographischen Darstellung der Objekte hervorgeht.

Außerdem sind noch die Flächenbezeichnungen zu berücksichtigen, zu denen sowohl die politischen Benennungen der Forst- und Wiesengutsbezirke als auch die topographischen Landschafts-, Flur- und Gewann-Namen sowie die Bezeichnungen von Kulturen verschiedenster Art gehören. Ihre Bedeutung liegt insgesamt vorwiegend in ihrer Ausdehnung und kommt daher am besten durch gesperrte Schrift zum Ausdruck, wobei die Schriftform so zu wählen ist, daß sie im allgemeinen in horizontaler Anordnung die Objekte mehr in sich zusammenzuschließen als zu decken suchen muß, um dadurch die Lesbarkeit der topographischen Darstellung zu fördern.

Eine tunlichste Übereinstimmung der Schriftdarstellung in allen vorkommenden Verjüngungsverhältnissen wird besonders geeignet sein, das Lesen der Karten zu erleichtern und zu vereinfachen.

e. Die Darstellung der Geländeformen.

Wenn die topographischen Karten ein porträtähnliches Bild der Natur erzielen sollen, so muß vor allen Dingen auch die Darstellung der Geländeformen geometrisch richtig und naturwahr sein.

Die theoretische Beurteilung wird feststellen müssen, ob die mathematische Grundlage dieser Darstellung als ausreichend angesehen werden kann. Dabei wird zunächst das geometrische Grundrißbild in Frage kommen, das die horizontale Richtung und

Ausdehnung der Formen maßstabgerecht zum Ausdruck bringen soll, alsdann die Art der Darstellung der hypsometrischen Verhältnisse, und ferner die Wirkung der Darstellung der geneigten Flächen im Verhältnis zu den naturwahren Böschungen.

Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß die Güte der technischen Ausführung nicht nur die Übersichtlichkeit des Geländebildes, sondern auch die Richtigkeit desselben sowohl in hypsometrischer Beziehung, als auch in bezug auf den Ausdruck der Bodenplastik sehr wesentlich heben oder beeinträchtigen kann. Eine technisch geschickt ausgeführte, recht harmonische Abtönung von Situation, Schrift und Geländeformen wird am meisten dazu beitragen, daß die Karte in voller Deutlichkeit und klarer Übersicht einen ausreichenden Einblick sowohl in den Charakter und Zusammenhang des ganzen Geländes, als auch in seine Gliederung und die Einzelheiten der Bodenformen zu gewähren im Stande ist.

Die Geländeformen dürfen demnach niemals hervorstechend in die Augen treten, sondern sind ausreichend zum Ausdruck gebracht, wenn sich das gliedernde Gerippnetz der Höhenzüge und Talsohlen noch deutlich gegeneinander abhebt und die den Gesamtcharakter der Bodenunebenheiten beeinflussenden Einzelformen ein richtiges und natürliches Bild der geognostischen Verhältnisse wiedergeben.

Alles das würde sich verhältnismäßig einfach gestalten, wenn nicht die große Mannigfaltigkeit der Geländeformen in Betracht gezogen werden müßte, die gerade das Gebiet des Deutschen Reiches mit seinem wechselnden Flachland, Mittel- und Hochgebirge in so ausgedehntem Maße aufweist. Hierdurch wird die Feststellung eines für die betreffenden Maßstäbe geeigneten Verfahrens erheblich verwickelter, insbesondere wenn die Klarheit und Übersichtlichkeit des Kartenbildes nicht verloren gehen soll, die zur Lesbarkeit der Karte benötigt wird.

Für den Ausdruck der Bodenplastik auf topographischen Karten können folgende Verfahren in Gebrauch genommen werden:

1. Zahlenangaben nach mathematischen Höhenbestimmungen.
2. Schichtliniensysteme mit einheitlichen oder wechselnden Schichthöhen.
3. Auf mathematischer Grundlage beruhende Vertikal-Schraffur. (Bergstrichmethoden.)
4. Flächentönungen in zenitaler Beleuchtung. (Schattenplastik.)
5. Flächentönungen in Höhenstufen. (Farbenplastik.)
6. Kombinationen der genannten Methoden.
7. Kombinationen unter Zuhilfenahme von bunten Farben und schräger Beleuchtung.

Von diesen Methoden werden Zahlenangaben allein nie ein übersichtliches und lesbares Bild ergeben, selbst bei ganz dichter Gruppierung derselben und peinlichster Genauigkeit. Sie sind daher nur in solchem Flachland ausreichend, in dem Bodenformen und Böschungen überhaupt nicht in der Natur erkennbar sind.

Dagegen giebt die Darstellung in einer dem Maßstabe angepaßten Schichtlinienmethode ein in mathematischer Beziehung durchaus zuverlässiges Bild, nur kann sie allein vielfach nicht den Charakter der Geländeformen so ausreichend veranschaulichen, wie es durch die dritte Methode, die Vertikalschraffur, in größter Vollendung geschehen kann.

Diese aber ermangelt wieder der leichten Lesbarkeit der vertikalen Höhenunterschiede. Insbesondere wird bei größeren Verjüngungs-Verhältnissen die Schwierigkeit ihrer technischen Ausführung so bedeutend, daß ein genaues Innehalten der mathematischen Stufenskala unmöglich und daher die Berechnung der Höhenverhältnisse unzuverlässig wird.

Die Flächentönungen der Schattenplastik, sowie die Anwendung von bunten Farben oder schräger Beleuchtung haben sämtlich nicht die Bedeutung einer für sich selbständigen Darstellungsart, sondern können nur als Hilfsmittel zur Erhöhung des Ausdrucks der Gliederung und der Formen des Geländes angesehen werden, die Flächentönungen in Höhenstufen werden in der Regel nur die hypsometrischen Verhältnisse in großen Zügen ohne die nötigen Einzelheiten darzustellen gestatten.

Für die Auswahl des anzuwendenden Verfahrens ist neben dem Zweck der Karte vornehmlich der Maßstab entscheidend. In der Regel wird hierbei unter richtiger Abwägung der vorliegenden Verhältnisse das Hauptgewicht entweder auf das Hervortreten der Böschungsverhältnisse, oder auf die Lesbarkeit der Höhenverhältnisse zu legen sein. Jedoch bei den kleinsten Maßstäben kann ohne Störung der Klarheit des Kartenbildes meist nur noch einem dieser Gesichtspunkte Rechnung getragen werden, so daß solche Karten stets nur ein allgemeines Bild der Geländeformen wiederzugeben imstande sein können.

2. Die veröffentlichten Hauptkartenwerke.

Das Grundmaterial für alle Kartenwerke bilden die Original-Meßtisch-Aufnahmen der topographischen Abteilung im Maßstab 1 : 25 000. Die Ausdehnung jedes Aufnahmeblattes entspricht einem Flächenraum von 10 Breiten-Minuten und 6 Längen-Minuten. Auf diesem Raum befindet sich ein Netz von 20 bis 23 trigonometrischen Punkten, welches für die genaue, ins einzelne gehende Wiedergabe des Geländebildes durch geometrische Konstruktionen und direkte Messungen von Koten mit der Kippregel so weit vervollständigt wird, wie es die Schwierigkeit des Geländes und die Ausbildung des Aufnehmers erfordern.

Die Darstellung des eigentlichen Kartenbildes geschieht mittels Krokierens unter Zuhilfenahme von Reduktionen aller etwa vorangegangener Spezialvermessungen. Die Genauigkeit und Vollkommenheit dieser Arbeiten wird dadurch erreicht, daß dieselben nur im Gelände selbst in direkter Anschauung der Natur durch fachmännisch ausgebildetes Personal ausgeführt werden.

Die Veröffentlichung der Aufnahmen geschieht im gleichen Maßstabe als:
Meßtischblätter in 1:25 000.

Für die Reproduktion werden die Meßtischblätter in manueller Stichgravüre auf Stein bearbeitet, die für eine gute und schnell arbeitende, verhältnismäßig wohlfeile Ausführung und für volle Klarheit und Leserlichkeit der Blätter eine sichere Gewähr bietet.

Ihre Vervielfältigung geschieht in einfachem Schwarzdruck mit Handkolorit der hauptsächlichsten Gewässer.

Während die Aufnahme selbst vornehmlich die Absicht verfolgt, die Unterlage für die Kartenwerke in kleineren Maßstäben zu schaffen, so bezweckt ihre Veröffentlichung die Nutzbarmachung dieses zuverlässigen und wertvollen Materials für allgemeine wirtschaftliche Zwecke, unter denen ihre direkte Bearbeitung als geologische Landeskarte die erste Stelle einnimmt.

Zu den Veröffentlichungen in kleineren Maßstäben gehören die nachstehend aufgeführten Kartenwerke:

Die Karte des Deutschen Reiches in 1:100 000.

Diese Karte wird direkt aus den Original-Aufnahmen abgeleitet und dient ihrerseits als Unterlage für die noch kleineren Maßstäbe. Sie wird in manuellem Kupferstich ausgeführt und in zwei verschiedenen Ausgaben herausgegeben, die eine in schwarzem Kupferdruck, die andere in dreifarbigem Kupferbuntdruck: Situation mit Schrift schwarz, Gewässer blau, Geländeformen braun.

Die Karte, die zur Zeit nahe vor ihrem Abschluß steht, wird als topographische Spezialkarte bearbeitet und hat sich während der langen Zeit ihres Bestehens eine außerordentlich große Zahl von Freunden erworben, da sie tatsächlich sowohl technisch, als auch topographisch und kartographisch als eine Musterleistung hingestellt werden kann. Sie hat auch als militärische Karte bei Manövern und sonstigen Friedensübungen ihre Probe stets glänzend bestanden und ist ein einheitliches Werk von einer Vollendung, wie es heute kein andrer Staat aufzuweisen hat.

Um einzelnen gegenüber dieser Karte hervorgetretenen Wünschen entgegenzukommen die sich insbesondere auf bessere Lesbarkeit bei schlechtem Licht oder schwachen Augen beziehen, ist die zweite Ausgabe in Kupferbuntdruck zur Ausführung gelangt und bei dieser der bisherige Inhalt durch Einfügen von 50 m Schichtlinien in die Darstellung der Geländeformen noch vermehrt worden.

Die topographische Übersichtskarte des Deutschen Reiches in 1:200 000.

Die Ausdehnung der einzelnen Blätter entspricht einem Flächenraum von 1° in der Breite und ½° in der Höhe, so daß dieselben 4 Sektionen der Karte 1:100 000 umfassen, auf der auch ihre Bearbeitung aufgebaut ist. Zur Darstellung der Bodenformen sind 20 m Schichtlinien angewandt, die im flachen Gelände durch Einfügen von 10 m Linien ergänzt und zur Erleichterung der Lesbarkeit durch zahlreiche Höhen-

angaben in Zahlen vervollständigt werden. Von der Anwendung eines besonderen Tones für die Böschungen, sei es durch Bergstriche oder durch Schummerung, ist Abstand genommen worden, weil sonst bei dem kleinen Maßstab die Durchsichtigkeit des Kartenbildes in den bergigen Teilen erheblich beeinträchtigt und die Ausführung in Kupferdruck durch Hinzukommen noch einer vierten Platte wesentlich erschwert worden wäre. Anderseits dürfte durch die gewählte enge Schichthöhe in Verbindung mit dem grünen Kolorit der Talsohlen eine genügende Plastik der Bodenformen erreicht worden sein. Die technische Ausführung erfolgt in manuellem Kupferstich auf drei getrennten Grundplatten für Situation mit Schrift, Gewässer und Geländeformen. Diese Bearbeitung für mehrfarbigen Druck ermöglicht, in gleicher Weise wie bei der Buntausgabe der Karte 1 : 100 000, die Platten für etwa auftretende Sonderzwecke auch einzeln oder in beliebiger Zusammenstellung zu drucken.

Die Topographische Spezialkarte von Mittel-Europa in 1 : 200 000. Dieses von dem ehemaligen Kgl. Preuß. Plankammer-Inspektor Reymann etwa um das Jahr 1800 in einer normal-konischen Projektion entworfene Kartenwerk wurde erst im Jahre 1874 vom Generalstabe käuflich erworben und mußte natürlich in dem vorhandenen Rahmen weitergeführt werden. Das zu Gebote stehende Grundmaterial ist ein sehr vielseitiges, da das Kartenwerk weit in die Nachbarstaaten hineingreift. Für jeden dieser Staaten liegt anderes Kartenmaterial vor, und jedes von diesem muß durch besondere redaktionelle Arbeiten zugerichtet werden.

Der kleine Maßstab gestattet eine geometrisch richtige Grundrißzeichnung nur noch ganz ausnahmsweise, so daß eine ausgedehnte Charakterzeichnung geboten ist. Die Darstellung der Geländeformen in Schraffenmanier mit Höhenangaben kann nur noch die wesentliche Gliederung des Bodenreliefs zum Ausdruck bringen und muß daher eine bedeutende Vereinfachung der Einzelformen zeigen.

Die Karte wird in Schwarzdruck mit Handkolorit der Grenzen und Seeufer herausgegeben.

Die Topographische Übersichtskarte von Mittel-Europa in 1 : 300 000. Auch dieser Karte werden, ihrer Ausdehnung entsprechend, die verschiedenartigsten Kartenwerke zugrunde gelegt. Der Maßstab bedingt die Ausschaltung aller Einzelheiten in der gesamten Darstellung. Um jedoch ohne zu weit gehende Beschränkung des Inhalts noch eine genügende Übersichtlichkeit zu erzielen, ist die Farbengebung bei dieser Karte vermehrt worden. Sie wird in manueller Stichgravure auf Stein hergestellt und in fünffarbigem Steindruck herausgegeben. Für Sonderzwecke können auch einfarbige Drucke oder Drucke mehrerer einzelner Farben hergestellt werden.

Außer diesen Hauptkartenwerken werden noch Spezialkarten für einzelne Gebietsteile, Kreise, oder als Umgebungskarten größerer Städte in den Vertrieb gegeben, unter denen aber nur die Karte von Berlin und Umgebung in 1 : 50 000 eine besondere Bedeutung beanspruchen kann.

III. Die Bearbeitung der Karten für den Militär-Dienstgebrauch.

1. Die Gebrauchskarten für den Friedensdienst.

Der Militär-Dienstgebrauch beansprucht für die praktische Verwendung im Gelände die Herstellung großer Massenauflagen der vorgenannten topographischen Spezial- und Übersichtskarten sowohl für größere Gelände-Abschnitte, als auch für einzelne Teilgebiete, ferner aber auch eine Menge der verschiedenartigsten Karten, Skizzen, Pläne, Übersichten und sonstigen graphischen Darstellungen für Lehr- und Studienzwecke, für theoretische und wissenschaftliche Arbeiten, zu vorbereitenden und endgültigen Maßnahmen für militärische Zwecke und dergleichen mehr, so daß sich für dieses zweite Hauptarbeitsgebiet der kartographischen Abteilung ebenfalls ein weites Feld der Tätigkeit, insbesondere für die Verwendung und Ausnutzung ihrer technischen Einrichtungen, ergiebt.

An erster Stelle kommen die kartographischen, zeichnerischen und sonstigen technischen Hilfsarbeiten für den Dienst des Großen Generalstabes zur Friedensausbildung der Führer und Truppen und zur Kriegsvorbereitung in Betracht. Ferner erfordern die regelmäßig stattfindenden Truppenübungen, wie Manöver, Kavallerie-, Pionier- Eisenbahn-, Schieß- und sonstige Geländeübungen, sowie die Übungsreisen der Offiziere eine ausgedehnte Arbeitsleistung auf kartographischem Gebiete. Alsdann treten umfangreiche Aufträge zur Herstellung von besonderen Garnison-Umgebungskarten, Karten der Truppenübungsplätze und Schießplätze an die Abteilung heran. Auch von den militärischen Bildungsanstalten und für allgemeine Schulzwecke werden große Anforderungen zur Lieferung verschiedenen Kartenmaterials gestellt. Endlich werden eigenartige Kartenherstellungen zu Kriegsspiel- und Vortragszwecken und zur Ausstattung wissenschaftlicher Werke verlangt.

Zum größten Teil müssen die Karten für diese Aufgaben auf den neuesten Stand berichtigt sein und oft muß ihr Inhalt noch, den Sonderinteressen entsprechend, mit weiteren Einzelheiten vervollständigt oder ausgestaltet werden. Dann wieder kommen Karten in Betracht, deren Darstellungen bestimmten Zeitperioden angepaßt sein sollen und deren Herstellung daher ein Zurückgreifen auf die alten Bestände der vorhandenen Sammlungen erfordert.

Aber wie vielseitig sich auch die Anforderungen gestalten mögen, so wird doch die kartographische Abteilung gegenüber allen sonstigen Instituten am ehesten in der Lage sein, die Ausführung aller dieser Arbeiten sachgemäß in die Wege zu leiten, denn alles für die Berichtigung der Karten benötigte Material geht ihr aus erster Hand zu, und die technische Leistungsfähigkeit wird durch die inneren Einrichtungen der Abteilung gesichert.

Die Grundplatten sämtlicher Kartenwerke sind so eingerichtet, daß sie die vielseitigste Verwendung zur direkten mechanischen Herstellung von Karten für Spezial-

zwecke zulassen. Sowohl ein Zusammendruck mehrerer Blätter oder einzelner Teile derselben als auch der Druck von einzelnen Kartenblattausschnitten kann stattfinden, ebenso wie eine mechanische Vergrößerung oder Verkleinerung der Maßstäbe oder die Herstellung von besonderen Farbenplatten oder das Eliminieren oder Hinzufügen einzelner Teile des Kartenbildes technisch leicht ausführbar ist.

Die zur Verwendung gelangenden und praktisch als zuverlässig erprobten technischen Methoden ermöglichen für alle vorkommenden Bedürfnisse die Auswahl derjenigen, die vom ökonomischen, technischen und künstlerischen Standpunkt aus das billigste, schnellste und beste Resultat zu geben vermag.

Wie aber die dispositive Tätigkeit zur Feststellung der jeweiligen Ausführungsmethode auf der einen Seite erfordert, die ganze Technik in ihren einzelnen Teilen zu beherrschen, die Leistungsfähigkeit der vorhandenen Arbeitskräfte sicher abzuschätzen und die finanzielle Wirkung richtig zu beurteilen, so müssen anderseits, um eine sachgemäße Entscheidung treffen zu können, ob dieses oder jenes Verfahren für den vorliegenden Fall den Vorzug verdient, alle Aufträge auf das eingehendste Auskunft geben über Zweck und Verwendung des gewünschten Materials, die gestellten Anforderungen, die Höhe der Auflage und die verfügbaren Mittel.

2. Die Gebrauchskarten für den Kriegsfall.

Entsprechend dem damaligen Stand des Kartenwesens konnte in den letzten Feldzügen des vorigen Jahrhunderts die Ausrüstung der Truppen mit Kriegskarten nur eine verhältnismäßig unvollkommene sein. Eine staatliche Landesaufnahme mit den heutigen Einrichtungen gab es noch nicht, die Heeresleitung war vielmehr zur Beschaffung des erforderlichen Kartenmaterials häufig auf Kontrakte mit Privatfirmen angewiesen, auf deren pünktliche Innehaltung sie in keiner Weise einen ausreichenden Einfluß ausüben konnte.

Für den Feldzug 1864 war beim Generalstabe nur eine Karte von Süd-Schleswig in 1 : 100 000 auf 4 Blättern vorhanden. Für Holstein wurden die dem damaligen Major Geerz, späteren Chef der Kartographischen Abteilung, gehörigen Kupferplatten seiner Karte in 1 : 276 000 benutzt, und für Nord-Schleswig und Jütland die Mansasche Karte in 1 : 160 000 durch den Buchhandel beschafft und mechanisch vervielfältigt. Daneben wurden noch verschiedene Übersichtskarten ebenfalls durch den Buchhandel in der erforderlichen Anzahl bezogen und an die höheren Führer verausgabt.

Die Höhe der Ausrüstung war sehr knapp bemessen. Den österreichischen, sächsischen und hannoverschen Bundestruppen wurden die notwendigen Kartenexemplare zum Selbstkostenpreise von 1,50, 2,00 bzw. 3,75 Mk. überlassen und allen Offizieren der mobilen Truppen die Restbestände gegen Bezahlung zur Verfügung gestellt, wobei die Preise auf 2,00, 4,00 bzw. 4,50 Mk. erhöht wurden.

Die Karten wurden zu dieser Zeit gewissermaßen noch als besondere Wertobjekte behandelt und daher auch bei der Ausgabe gleichzeitig die Rückgabe derselben nach Beendigung des Feldzuges befohlen. Da sie aber teils verbraucht und teils abhanden gekommen waren, so wurde schließlich von der Rückgabe Abstand genommen.

Die Abrechnung der Gesamtkosten ergab in der Ausgabe die Summe von 10 318,41 Mk., in der Einnahme 2091,00 Mk.

Ebenso wie für den Feldzug 1864 war auch für den Feldzug 1866 nur eine knapp bemessene Frist zur Verfügung, um die Herstellung und Vervielfältigung der benötigten Karten zur Ausführung zu bringen. Vorwiegend bestand die Ausrüstung im Jahre 1866 aus mechanischen Reproduktionen der Spezialkarte von Böhmen und Mähren in 1 : 144 000 und einer Vergrößerung der Straßenkarte von Böhmen in 1 : 200 000. Für die Main-Armee konnte nur eine Reihe von Blättern der verschiedensten Kartenwerke aus alten Beständen verausgabt werden.

Die Gesamtkosten der Kartenausrüstung erreichte die Höhe von 134 890 Mk.

Auch für den Feldzug 1870/71 konnte wegen der Vielseitigkeit des deutschen Kartenmaterials an eine halbwegs einheitliche Ausrüstung noch nicht gedacht werden. Die einzigen größeren zusammenhängenden Kartenwerke waren noch immer in der Hand von Privaten, so die topographische Spezialkarte von Mittel-Europa in 1 : 200 000, die dem geographischen Institut von C. Flemming in Glogau gehörte, und die sogenannte Liebenowsche Karte des hannoverschen Buchhändlers Oppermann.

Die Ausrüstung war zwar gleich anfangs in bedeutend größerem Umfange bemessen, aber bei dem schnellen Fortschreiten der Operationen wuchs auch die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes in rasch zunehmendem Maße und erforderte die angestrengteste Arbeit für die weiter notwendige Kartenversorgung.

Als eine dem Bedürfnis entsprechende Aushilfsmaßregel, die sich auch durchaus bewährte, wurde dem Vertreter der Spezialkarte in 1 : 200 000 die Erlaubnis erteilt, der Armee mit einem größeren Kartenlager ins Feld zu folgen und fliegende Depots für den Verkauf der bezüglichen Sektionen einzurichten.

Die Höhe der Kosten für die Kartenausrüstung im Kriege 1870/71 erreichte die Summe von 212 373 Mk.

Seitdem ist es für das Deutsche Reich zu kriegerischen Ereignissen auf dem eigenen Kontinent nicht mehr gekommen. Dagegen machte das neue Jahrhundert eine kriegerische Expedition nach Ost-Asien und eine ebensolche nach Südwest-Afrika notwendig und erforderte die Ausrüstung der Expeditionstruppen mit überseeischen Karten. Es ist natürlich, daß bei dem vollständigen Mangel an brauchbarem Kartenmaterial dieser Gegenden auch diese Ausrüstungen nur mangelhaft sein konnten und auch hierbei wiederum die Privatindustrie teilweise zur Mitwirkung herangezogen werden mußte.

Für das Anfang Juli 1900 nach China abgehende Marine-Detachement wurde zunächst eine Anzahl von Atlas-Karten in den allerkleinsten Maßstäben angekauft und

auch für das Mitte August nachfolgende Expeditionskorps stand im wesentlichen nichts Besseres zur Verfügung. Als eigentliche „Kriegskarte“ wurde nach diesem Material eine „Karte des Kriegsschauplatzes in 1 : 300 000“ bei der kartographischen Abteilung in Bearbeitung genommen, von der das Blatt Peking-Taku dem Expeditionskorps für die ersten Bedürfnisse noch mitgegeben werden konnte. Außerdem wurde bei der Abteilung nach den aus dem chinesisch-japanischen Kriege von 1894/96 stammenden Wegeaufnahmen der Provinz Tschili in 1 : 168 000 eine deutsche Ausgabe hergestellt, von der 4 Blätter ebenfalls vor der Verschiffung in größerer Auflage zur Ausgabe gelangen konnten.

Eine bessere Zuverlässigkeit und geeignetere Brauchbarkeit war bei einer in Japan mit englischen Schriftformen bearbeiteten Karte von Tschili in 1 : 300 000 vorauszusetzen, die nach neueren japanischen Aufnahmen in 8 Blättern hergestellt worden war. Von dieser Karte wurde eine größere Auflage direkt von Japan nach dem Kriegsschauplatz übermittelt, so daß die Truppen noch rechtzeitig in den Besitz derselben gelangten.

Die Kriegskarte in 1 : 300 000 wurde alsdann fortlaufend nach allem zugänglichen Material verbessert bzw. umgearbeitet, so daß Anfang September 1900 bereits eine zweite Auflage zur Versendung kam. Daneben erfolgte die Bearbeitung einer „Übersichtskarte in 1 : 1 000 000“, die später auf 22 Blätter über ganz Ost-China ausgedehnt wurde.

Dem Expeditionskorps selbst wurde eine „Topographische Sektion“, bestehend aus 1 Dirigenten und 4 Offizieren, angeschlossen. Ihre Aufgabe war einerseits die Herstellung von Operations- und Gefechtsskizzen bei den Truppen, anderseits die Ausführung möglichst umfangreicher eigener Aufnahmen, ferner die Sammlung alles zugänglichen Materials sowohl des Operationsgebietes als auch von Ost-China überhaupt und die Ausführung möglichst zahlreicher astronomischer und telegraphischer Ortsbestimmungen, um damit die bisher noch mangelnde zuverlässige geodätische Unterlage für das Kartenmaterial zu schaffen.

Die Arbeiten der topographischen Sektion sind alsdann auch während der anschließenden Okkupationszeit energisch weitergeführt worden und haben ein besonders wertvolles Material zur geographischen Erschließung des chinesischen Reiches geliefert.

Zunächst konnten auf Grund derselben Spezialpläne der Städte Peking und Tientsin in 1 : 17 500 bzw. 1 : 25 000 von der kartographischen Abteilung herausgegeben und ferner eine provisorische Karte von Tschili und eines Teiles von Schantung in 1 : 200 000 bearbeitet werden. Die in China verbliebene Besatzungs-Brigade veranstaltete außerdem selbst die Ausgabe einer Karte der näheren Umgebung der Standorte der Truppen in 1 : 100 000 in autographischer Ausführung.

Weiteres umfangreiches Material von Ost-Asien wurde in letzter Zeit durch den russisch-japanischen Krieg von 1904/5 zugänglich, so daß gegenwärtig neben der Be-

arbeitung von Spezialkarten einzelner Teilgebiete die vollständige Umarbeitung mehrerer Blätter der Übersichtskarte von Ost-China in 1 : 1 000 000 bei der kartographischen Abteilung in Angriff genommen werden konnte.

Die Ausrüstung des für Südwest-Afrika bestimmten Expeditionskorps, dessen erste Truppen im Januar 1904 verschifft wurden, bestand aus einer Auflage der Langhansschen Atlaskarte im Maßstabe von 1 : 2 000 000, die in dem geographischen Institut von S. Perthes in Gotha in dreifarbigem Druck hergestellt worden war.

Außerdem wurde mit der Verlagshandlung von D. Reimer in Berlin, bei welcher das gesamte überseeische Kartenmaterial des Kolonialamtes zur Bearbeitung gelangt, eine Vereinbarung zur Fertigstellung und Lieferung einer in Ausführung begriffenen Karte von Südwest-Afrika in 1 : 800 000 getroffen. Das erste Blatt, welches das Gebiet zwischen Swakopmund und Windhuk umfaßt und für welches ein etwas ausgiebigeres Grundmaterial vorlag, konnte ebenfalls dem ersten Transport noch rechtzeitig mitgegeben werden. Für die übrigen 7 Blätter, deren Fertigstellung bald darauf bewirkt wurde, war im großen und ganzen nur wenig Grundmaterial vorhanden, so daß dieselben für die ausgedehnten Truppenbewegungen in dem großen Gebiete nur ein recht unzureichendes Hilfsmittel boten.

Daher wurde durch die Landesaufnahme auf Veranlassung des Führers des Expeditionskorps ein besonderer Feldvermessungs-Trupp ausgerüstet. Dieser Feldvermessungs-Trupp erhielt von vornherein eine Organisation, die die Möglichkeit bot, sobald die kriegerischen Ereignisse nicht dringend besondere Arbeiten erforderten, sofort eine grundlegende geodätische Landesvermessung und eine planmäßige topographische Aufnahme des ganzen Schutzgebietes in Angriff zu nehmen.

Da auf irgendwelche Hilfsmittel im Lande selbst nicht gerechnet werden konnte und die Unsicherheit des Gebietes es nötig machte, mußte die Kopfzahl des Trupps eine verhältnismäßig große sein. Er setzt sich z. B. aus 12 Offizieren und 140 sonstigen Militär- und technischen Personen zusammen, die teils für trigonometrische, teils für topographische, teils für Reproduktions-Arbeiten vorgebildet worden waren, teils zu anderweitigen Hilfsarbeiten herangezogen werden. Auch die Materialausrüstung wurde dementsprechend zusammengestellt und enthält für die geodätischen Arbeiten Theodolite und Heliotrope, einen Jäderinschen Basismeßapparat und Nivellierinstrumente, für die topographischen Arbeiten eine Anzahl vollständiger Meßapparate, Krokierapparate, Meßräder, Barometer und Boussolen, sowie einen stereophotogrammetrischen Apparat und für die Reproduktionsarbeiten mehrere Lichtpausapparate, photographische Apparate und eine Handdruckpresse.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz wurden der beabsichtigten Landesvermessung nicht hinderlich. Sie ist daher bereits begonnen und soll auf selbständiger Grundlage aufgebaut werden.

Die Triangulation soll von einem Punkt bei Windhuk ausgehen, dessen Breite

astronomisch und dessen Länge durch telegraphische Übertragung von Kapstadt bestimmt wird. Das ganze Gebiet wird alsdann unter Berücksichtigung der dortigen besonderen Verhältnisse nach der Methode der Kettenanlagen mit einem Hauptdreiecksnetz versehen, für welches nach Bedarf Basismessungen vorgenommen werden. Die anschließende Klein-Triangulation wird sich den wirtschaftlichen und Kartierungszwecken anpassen müssen. Für die durch Präzisions-Nivellements und trigonometrische Messungen auszuführenden Höhenbestimmungen wird ein Normal-Höhenpunkt bei Windhuk als Ausgangspunkt genommen, dessen Höhenlage durch ein Präzisions-Nivellement zum Swakopmunder Pegel auf die mittlere Meereshöhe bezogen wird.

Die topographischen Aufnahmen sind im Maßstab 1 : 50 000 geplant und die Verwendung der Stereophotogrammetrie bei den Aufnahmen in die Wege geleitet. Die ersten Proben konnten bereits vorgelegt werden. Die Arbeiten stellen jedoch in den unwirtlichen Gebieten die höchsten Anforderungen an die Willenskraft und Leistungsfähigkeit des einzelnen. Nur der Umstand läßt die Strapazen leichter überwinden und wirkt zugleich anspornend auf die Beteiligten, daß jedermann bei der Eigenart der Feldmeßarbeiten meist eine gewisse Befriedigung in der Arbeit findet, weil er die Erfolge seiner Arbeiten stets unmittelbar und anschaulich vor Augen hat. Die volle Ungebundenheit des Daseins und der dauernde Aufenthalt in der freien Natur erwecken oft sogar ein geradezu leidenschaftliches Interesse für diese Tätigkeit und lassen dann die vielen Mühen und Unzuträglichkeiten ganz vergessen. Zuversichtlich ist daher darauf zu rechnen, daß in wenigen Jahren die Leistungen von großem allgemeinen Nutzen sein und die gebührende Anerkennung neben den Arbeiten im engeren Vaterlande finden werden.

v. Zglinicki,
Oberstleutnant, zugeteilt dem Großen Generalstabe.



Die gegenwärtige Ausrüstung mit Feldkanonen in den verschiedenen Staaten.

Das Prinzip des Rohrrücklaufs mit Flüssigkeitsbremse ist überall zum Durchbruch gelangt. In bezug auf die Einrichtung zum Vorholen des Rohrs hat der Vorgang Frankreichs mit der Verwendung verdichteter Luft nur wenig Nachfolge gefunden. Selbst die französische Privatindustrie, die sich anfänglich dazu bekannt hatte, mußte auf Wunsch der Besteller mehrfach den Federvorholer bei ihren Lieferungen anwenden, so in Bulgarien, oder hatte demselben, wie in Belgien, bei ihrem Versuchsgeschütz schon den Vorzug gegeben. Auch Rußland hat bei seinen neuen Mustern nur noch Flüssigkeitsbremse mit Federvorholer.

Was die Länge des Rohrrücklaufs betrifft, so haben gegenwärtig die Maße von 1,25 bis 1,30 m den Vorzug, was bei sonst günstigen Bedingungen einen absolut ruhigen Stand beim Feuern ergibt.

Die Unterschiede zwischen den technischen Anordnungen der verschiedenen Staaten bei den Rohrrücklaufgeschützen, wie sie die beifolgende Tabelle ergibt, beruhen wesentlich auf den zugrunde gelegten ballistischen Verhältnissen, in bezug auf welche die Ansichten sehr verschiedene sind. Hier kommen zur Sprache: die Seelenweite, die relativen Geschoßlängen und damit im Zusammenhang die Geschoßgewichte und die Belastungen des Geschoßquerschnitts. Für die ballistische Wirkung kommen dann in Betracht die Ladungen im Verhältnis zu den Geschoßgewichten als Vorbedingung für die Mündungsgeschwindigkeiten. Eng damit zusammenhängen wieder die Geschoßarbeiten an der Mündung erstlich absolut und dann im Verhältnis zu den aufgewandten Gewichten, als des Rohres, des abgeprotzten Geschützes in der Feuerstellung (Batteriegewicht) und des aufgeprotzten Geschützes (Fahrzeuggewicht), dies ergibt dann die eigentliche Leistung, gewissermaßen die Rentabilität einer Konstruktion.

Die häufigst vorkommende Seelenweite ist 7,5 cm mit 6,5 kg Geschoßgewicht. Weit über letzteres hinaus gehen Frankreich mit 7,24 kg und Großbritannien fahrende Artillerie mit 8,4 kg. Die geringsten Geschoßgewichte haben: Niederlande mit 6 kg und Großbritannien reitende Artillerie mit nur 5,7 kg. Es ergibt sich

hier der Zusammenhang mit den Querschnittsbelastungen, für die als Mittelwert 147 bis 150 g gelten, während der Wert bei Frankreich auf 163,6 g steigt, bei den Niederlanden auf 136,4 g, Großbritannien reitende Artillerie auf 122,8 g fällt.

In sehr weiten Grenzen halten sich die Mündungsgeschwindigkeiten, hier bilden Rußland mit 588 m und Deutschland mit 465 m die äußersten Grenzen. Dem entsprechen die Geschoßarbeiten: bei Rußland 118,7 Metertonnen, Deutschland mit 75,5, noch niedriger Italien mit 75 und Großbritannien reitende Artillerie mit 73.

Im Zusammenhang mit den Leistungen stehen wieder die Belastungen. Wo jene groß sind, sind es in der Hauptsache auch diese. Im Gegensatz dazu steht die Eigenschaft der Beweglichkeit. Die Belastungen ergeben sich durch die Gewichte der Rohre, der Laffeten mit den jetzt allgemein üblichen Schutzschilden in den Stärken von 3,5 bis 6 mm, der Protzen mit der darin verladenen Munition, die zwischen 24 und 44 Patronen schwankt. Ein gewisses Mehrgewicht bedingen auch die bei der fahrenden Artillerie häufig vorhandenen Achssitze.

Die größten Batteriegewichte haben Großbritannien fahrende Artillerie mit 1223 kg, Frankreich (ohne Achssitze) 1130 kg. Beim französischen Material leidet die Feuerbereitschaft durch die Notwendigkeit einer Feststellung der Räder beim ersten Schuß (die „abatage“), die bei größeren Veränderungen der Seitenrichtungen wiederholt werden muß. Meist liegen die Batteriegewichte zwischen 1000 und 1100 kg. Sehr günstig steht hier Deutschland, ebenso mit dem Fahrzeuggewicht. Auch hier ist Frankreich wieder sehr ungünstig mit 1885 kg ungeachtet geringer Protzmunition und fehlender Achssitze. Die höchste Patronenzahl in der Protze nehmen Dänemark und Schweden mit und zwar 44 Stück, letzteres gibt trotzdem nur 1800 kg Fahrzeuggewicht an. In den Protzen und Hinterwagen der Munitionswagen werden im ganzen meist 90 bis 100 Patronen mitgeführt. Die Panzerung der Hinterwagenkasten zum gleichzeitigen Schutz der Munitionskanoniere und einiger Chargen ist jetzt fast allgemein. Zum Teil ist nach dem Abprotzen des Hinterwagens noch ein Umkippen nötig, daher die Bezeichnungen kippbar und nicht kippbar. Die letztere Einrichtung wird vorgezogen. Man verpackt die Patronen entweder einzeln in Fächern, oder zunächst in Kasten oder Körben zu je 4 Stück. Die letztere Anordnung erleichtert die Munitionsversorgung.

Die Brennlängen der Doppelzünder gehen bis an 6000 m

Die Richtvorrichtungen werden an der Wiege des Rohrs angebracht. Man hat Richtbogenaufsatz mit Korn, zur Aushilfe Visirfernrohr, zum Richten nach Hilfszielpunkten Winkelmesser, in verdeckter Stellung das Panoramafernrohr. Die von Frankreich angegebene unabhängige Visierlinie findet wenig Verbreitung.

Die Zuglasten der fahrenden Artillerie pro Pferd ohne aufsitzende Mannschaften liegen zwischen 286,6 kg (Deutschland) und 322,5 kg (Dänemark), Großbritannien reitende Artillerie hat 255 kg, Deutschland desgl. 278½ kg.

Die Zahl der Geschütze in der Batterie ist 4 oder 6, pro Geschütz 1½ bis 3 Munitionswagen. Die Ausrüstung mit Patronen schwankt zwischen 315 und 500 Patronen für das Geschütz. Die Erfahrungen des ostasiatischen Krieges mit ihren mehrtägigen und selbst wochenlangen Kämpfen lassen alle bisherigen Zahlen als unzureichend erscheinen.

Vor dem ostasiatischen Kriege hatte man an vielen Stellen das Schrapnell mit Doppelzünder als einzige Geschoßart für ausreichend erachtet. Meist räumte man der Granate nur noch eine Bedeutung gegen tote Ziele ein. Der Krieg hat die Bedeutung der Brisanzgranate mit Entschiedenheit hervortreten lassen; besonders wichtig dürfte sie auch gegen Schildbatterien sein, wie niederländische Versuche scharf hervorleuchten lassen. Der Übergang zu einem Einheitsgeschoß, für das es schon verschiedene Konstruktionen gibt, wie Brisanzschrapnell, Schrapnellgranate, scheint nur eine Frage der Zeit zu sein.

J. Schott, Major a. D.



		Deutschland	Italien	Österreich-Ungarn	Frankreich	Rußland	Großbritannien reitende Artillerie	Großbritannien fahrende Artillerie
		a	b	c	d	e	f	
1	Modelljahr	1896 N. A.	1900, Bez. 75 A	1905	1897	1900	1903	
2	Rohr Seelenweite in cm	7,7	7,5	7,65	7,5	7,62	7,62	8,38
3	" Länge in Seelenweiten	27,3	30	30	35	30	24,4	29,4
4	" Verschlußart	Flachkeil nach Ehrhardt 1 Ladegriff	Schraube mit unterbrochenem Gewinde	Flachkeil 1 Ladegriff	excentrischer Schraubenverschluß	Cylindr. Schraube mit 1 Bewegung	modifizierter Mellström-Verschluß	
5	Gewicht in kg Rohr mit Verschluß	390	351	336—330	460	376	310,7	455
6	" Batterie-	945 r. Art. 895	1040	950	1130	1020 r. Art. 970	981,7	1223
7	" Fahrzeug-	1740 r. Art. 1690	1726	etwa 1700	1885	1884 (1790 ohne Zubehör)	1610,5	1976,5
8	" Munitionswagen	1780	?	1780-1800	2000	1820	1534,7	1840,1
9	Schußzahl in Protze	36	32	33	24	36 r. Art. 24	24	
10	" im Munitionswagen	88	96	90	96	88 r. Art. 72	76	
11	Gewicht in kg Schrapnell	6,85	6,7	6,6	7,24	6,5	5,7	8,4
12	" Granate	6,85	6,05	6,6	7,24	—	—	—
13	Querdichte auf qcm g Schrapnell	147,2	151,8	143,6	163,6	144	122,8	151
14	Querdichte auf qcm g Granate	147,2	137	143,6	163,6	—	—	—
15	Füllkugeln im Schrapnell Anzahl	300	180+127 à à	320	300	259	236	364 (mixed)
16	Füllkugeln im Schrapnell Einzelgewicht in g	10	10 11	9	12	10,66	11,05	11,05 (Mittel)
17	Gewicht in kg Geschützladung	0,57	0,43-0,434	0,53	0,58	0,88	0,6	0,7
18	" Patrone	—	—	?	?	8,905	6,9	9,7
19	Mündungsgeschwindigkeit m	465	Schr. 480 Gran. 493	500	530	588	505	491
20	Geschoßarbeit an der Mündung mt	75,5	Schr. 78,7	84,1	103,2	118,7	73	102
21	Geschoßarbeit an der Mündung pro kg Rohrgewicht mkg	194	221	252,5	224,4	331	234	224
22	Geschoßarbeit an der Mündung pro kg Batteriegewicht mkg	80,00	75,6	81	91,3	113	74,3	83,4
23	Geschoßarbeit an der Mündung pro kg Fahrzeuggewicht mkg	43,4	45,6	49	54,8	63	45,3	51,6
24	Brennlänge des Zünders m	5000	5600	5600	5500	5500	5760	
25	Rücklaufhemmung	Rohrrücklauf	Federsporn, Seilbremse	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	
26	Länge des Rohrrücklaufs m	?	—	1,27	1,00	0,91	?	?

Dänemark	Schweden reitende Artillerie	Schweden fahrende Artillerie	Norwegen	Niederlande	Schweiz	Vereinigte Staaten von Amerika	Belgien	Portugal	Bulgarien
g	h		i	k	l	m	n	o	p
1902	1900	1902	1901	1903	1903	1902	1905	1904	1905
7,5	7,5		7,5	7,5	7,5	7,62	7,5	7,5	7,5
30	30		31	30	30	29	30	31,4	32
Leitwell-Keil-verschluß Krupp	Leitwell-Keilverschluß Krupp		excentrischer Schrauben-verschluß	Leitwell-Keil-verschluß Krupp	Leitwell-Keil-verschluß Krupp	Schraube mit unterbrochenem Gewinde	Leitwell-Keil-verschluß Krupp	Canel-verschluß	Schrauben-verschluß
330	350	340	330	350	330	377	330	340	383,7
1035	887	975	908	990	1000	970	1030	1080	1016
1935	1600	1800	1885	1767	1750	1724	1715	1830	1700
2050	1600	1800	2020	1847	1820	1835	1785	1852	1661
44	40	44	36	40	40	36 + 4 Laffete	40	38	38
120	92	98	100	104	96	106	101	110	98
6,75	6,5		6,58	6,0	6,35	6,8	6,5	6,5	6,5
—	—		—	6,0	6,35	—	—	—	—
154	148		140	136,4	143	140	148	148	148
—	—		—	136,4	143	—	—	—	—
295	295		280	270	210	295	360	294	294
11	11		11	11	12,5	11	9	10	10
0,6	0,6		0,58	0,44	0,515	0,61	0,465	0,8	0,58
8,7	8,3		8,25	7,72	—	8,7	8,14	8,198	8,1
500	500		500	500	485	518	500	500	500
86	83		84	76,4	76,1	93	83	83	83
263	237	244	254,5	218	230	247	251	244	213,5
92,7	93,5	85,7	84,0	77,02	76,1	95,8	80,5	76,8	81,7
44,4	51,8	46,1	44,5	43,33	43,5	54	48,9	45,4	48,8
6000	5200		5500	5600	5900	—	—	—	5900
Rohrrücklauf	Federsporn	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf	Rohrrücklauf
?	—	?	1,0 à 1.25	1,30	1,35	1,22	1,30	—	—

		Deutschland a	Italien b	Österreich-Ungarn c	Frankreich d	Rußland e	Großbritannien reitende Artillerie f	Großbritannien fahrende Artillerie f
27	Sicherung gegen Gewehrgeschosse und — Geschütz	Ober-, Mittel- u. Unterschild	—	Schild von Chromstahl, aufklappbar, 4,5 mm	2 Seitenschilde, 5 mm, unten aufklappbar	—	Schild	Schild
28	Schrapnellsprengteile — Munitionswagen	noch unbestimmt	—	gepanzert	gepanzert, kippbar,	—	—	—
29	Visierung	Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr	gewöhnlich	Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr, Panoramaaufsatz Goerz	unabh. Visierlinie	Richtbogenaufsatz, Winkelmesser	unabhängige Visierlinie	
30	Erhöhungsgrenzen + / —	16 12	17 10	16 10	— —	$16^3/_4$ $6^1/_2$	16 5	
31	Ganze Seitendrehung Grad	8	6	6	—	2	8	
32	Anzahl der Bedienungskanoniere	5	5	5 3 beim Mun. Wag.	6 mit Mun. Wag.	5	—	
33	„ „ Zugpferde	6	6	6	6	6	6	
34	Anzahl Schuß in 1 Minute	20	8	21	20	15—20	29	
35	Die Batterie zählt im Kriege — Geschütze	6	6	6	4[n]	8	—	
36	Die Batterie zählt im Kriege — Munitionswagen	6	10	9	12	16	—	
37	Feuerhöhe in m	0,96	1,002	0,99	0,90	0,98	0,94	
38	Bezugsquelle	Staat	Staat	Staat	Staat	Putilow-Fabrik	Englische Fabriken	

a. Die Werte infolge der Umänderung sind annähernd.

b. Ein von Krupp aufgestelltes Muster mit Rohrrücklauf von 7,5 cm soll der Neubeschaffung zugrunde gelegt werden. Ausführung in Italien beabsichtigt. Versuche mit 7,0 und 7,3 cm aufgegeben.

c. Die Beschaffung im Großen kann erst nach Behebung der finanziellen Schwierigkeiten mit Ungarn erfolgen.

d. Ein erleichtertes Muster für reitende Batterien der Kavallerie-Divisionen noch in Schwebe.

e. Ein Modell 1902 hat die Flüssigkeitsbremse und Vorholfedern. Dasselbe wurde mit Schutzschilden versehen und mit Panorama-Fernrohraufsatz. Dies ergibt Modell 1903; die Munitionswagen werden gepanzert.

i. Die Schilde werden lose auf den Munitionswagen fortgeschafft und zur Feuerbereitschaft an den Achssitzen angebracht.

m. Die Zahlen haben nur annähernde Bedeutung.

n. Während der Ausführung sind noch geringe Änderungen der Werte zu erwarten.

Dänemark	Schweden reitende	Schweden fahrende Artillerie	Norwegen	Niederlande	Schweiz	Vereinigte Staaten von Amerika	Belgien	Portugal	Bulgarien
g	h		i	k	l	m	n	o	p
Geteilter Schild, 6 mm	—	geteilter Schild, 4,75 mm	Loser Schild, 3,5 mm 29 kg	Ober-, Mittel- u. Unterschild, 4 mm	Schild 4,25 mm, 1,55 m hoch	Schild von 5 mm in verschiedenen Teilen	Schild 5 mm	Schild	Schild 4 mm
gepanzert, kippbar	—	gepanzert, nicht kippbar	—	gepanzert, Ober- u. Unterschild, Seitenteil	gepanzert, nicht kippbar	—	gepanzert, nicht kippbar, 5 mm	gepanzert, kippbar	gepanzert, kippbar
Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr		Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr, unabh. Visierlinie		Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr	Richtbogenaufsatz, Visierfernrohr	—	gewöhnl. Aufsatz u. Panoramaaufsatz	unabhäng. Visierlinie	gewöhnl. Einrichtung
15 9	— —	16 8	15½ 5	16 8	16 8	15 5	15 5	16 5	— —
7	—	6	7	7	4	8	6	6	—
—	—	—	4 Geschütz 2 Wagen	3 Geschütz 3 Wagen	—	5	—	—	—
6	6	6	6	6	6	6	6	6	6
15—20	8	20	20	12—20	20	20	16—25	15—20	15—20
4	4	4	6	6	4	4	4	—	4
6	4	10	12	12	10	12	—	—	—
0,99	—	—	1,0	0,995	0,99	—	1,0	0,955	—
Fried. Krupp	Fried. Krupp		Rhein. Metall	Fried. Krupp	Fried. Krupp	Ordnance Deptm.	Fried. Krupp	Schneider-Creusot	Schneider-Creusot

Von den nicht erwähnten Staaten hat *Rumänien* eine Konstruktion von Krupp angenommen, die zum Teil schon in Ausführung ist. Sie soll sich derjenigen von Dänemark nähern. Die Batterie zählt 4 Geschütze, 12 Munitionswagen. *Spanien* hat sich für Schneider-Creusot entschieden. In *Serbien* hatte sich die Artillerie-Versuchskommission in der Mehrheit für die Konstruktion von Krupp entschieden. Gelegentlich der Verhandlungen über einen Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn hatte man von da aus einen Druck zugunsten einer Konstruktion der Skodawerke versucht. Mit Rücksicht auf Erlangung der finanziellen Mittel ist es nicht ausgeschlossen, daß die Bestellung bei Schneider-Creusot erfolgt. Die *Türkei*, *Brasilien*, *China* beziehen ihr Material von Krupp. *Mexiko* hat eine Konstruktion von St. Chamond-Mondragon angenommen. Ausführliche Angaben über diese Staaten, die uns ferner liegen, sind nicht in genügender Zuverlässigkeit zu erlangen gewesen.



Studien nach Clausewitz. Neue Folge.

(Fortsetzung.)

I. Der Herbstfeldzug 1813.

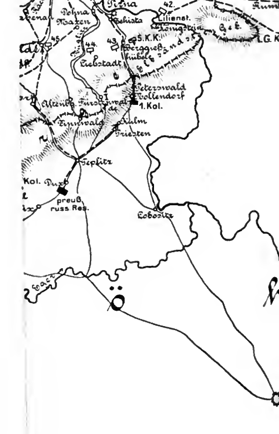
5. Dresden.

Die verbündete Hauptarmee überschreitet das Erzgebirge und wendet sich gegen Dresden.

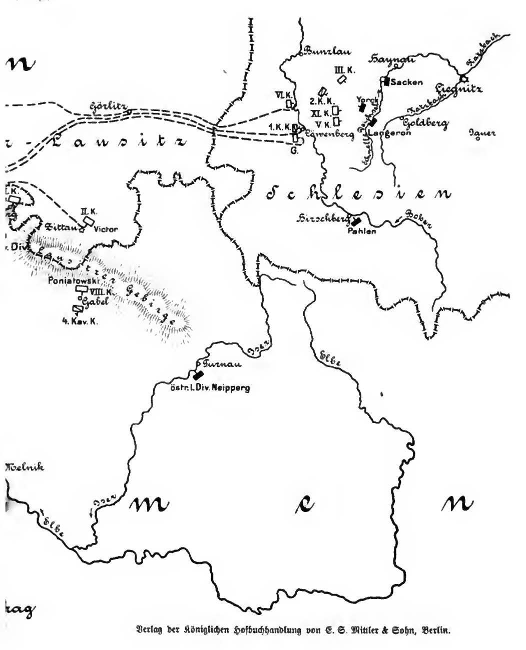
Am 19. August standen die Avantgarden der Hauptarmee am Südabhange des Erzgebirges, die Gros an der Eger. Am 17. hatte in Melnik ein Kriegsrat stattgefunden. Die eingelaufenen Nachrichten gingen dahin, daß sich Napoleon persönlich gegen den Kronprinzen von Schweden zu wenden beabsichtige. Um diesen zu entlasten, wurde daher ein Vorgehen auf Leipzig als angezeigt erachtet. Diese Richtung entsprach zugleich der im Großen Hauptquartier der Verbündeten verschiedentlich vertretenen Auffassung, daß Napoleon, sobald ihm die Ansammlung einer starken verbündeten Armee im nordwestlichen Böhmen bekannt werden würde, zur Räumung des rechten Elbufers schreiten müsse und seine Hauptkräfte vermutlich bei Leipzig versammeln würde. Infolgedessen wurde der Entschluß gefaßt, das Erzgebirge mit drei Hauptkolonnen in der allgemeinen Richtung auf Leipzig zu überschreiten und eine vierte Kolonne zur Deckung der rechten Flanke gegen den Königstein und Pirna vorzutreiben. Dieser Auftrag fiel der 1. Kolonne, dem 28 000 Mann starken russischen Korps Wittgenstein zu, das von Teplitz die Nollendorfer Straße einschlug. Links von ihm gingen vor: die 37 000 Mann des II. preußischen Korps Kleist von Brüx über Johnsdorf als 2. Kolonne auf Sayda, dann als 3. Kolonne der rechte österreichische Armeeflügel unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, 56 000 Mann von Komotau über Sebastiansberg auf Marienberg, endlich der linke österreichische Armeeflügel, 27 000 Mann unter dem Feldzeugmeister Grafen Gyulai, als 4. Kolonne auf einem westlichen Nebenwege ebenfalls auf Marienberg. In zweiter Linie hatten zu folgen: der 1. Kolonne die russisch-preußischen Garden und Reserven, der 4. Kolonne das österreichische Korps Klenau, 24 000 Mann. Am 21.*) schob sich die Armee mit ihren Anfängen in das Gebirge bis an die sächsische Grenze vor, die russisch-preußischen Garden und Reserven**) gelangten mit dem Anfang bis halbwegs Teplitz—Brüx.

*) Skizze 11.

**) Auf die Meldung Neippergs, daß er am 19. angegriffen sei, und daß Napoleon persönlich in Böhmen weile, wurde die russische Grenadier-Division Tschoglokow mit 6 Eskadrons und 2 Batterien nach Melnik zur Sicherung des dortigen Übergangs zurückgesandt.


Bautzen
Reichenadf.
Stolpen
Neustadt
Dresden
Pirna
Lilienst.
Königstein
Liebstadt
Peterswald
Hollendorf
1. Kol.
Altenbg.
Fürstenwald
Zinnwald
Kulm
Priesten
Teplitz
Kol. Dux
preuß. russ. Res.
Lobositz
Vandamme
5. K.K.
L.G. K.
42.
43.
44.
45.

Skizze 11.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Am 22. stießen bei weiterem Vorgehen die Kolonnen 2 bis 4 nur auf schwache französische Kavallerieabteilungen, dagegen hatte die 1. Kolonne Wittgenstein einen ernsteren Widerstand des Korps St. Cyr zu überwinden. Dieses befand sich mit seiner 43. Division Claparede und der Masse des 5. Kavalleriekorps bei Berggießhübel an der sogenannten neuen, mit der 44. Division Berthezenes weiter westlich an der über Fürstenwalde führenden alten Straße, mit der 45. Division Razout bei Dippoldiswalde, Vortruppen waren in das Gebirge vorgeschoben. Ein Beobachtungsdetachement von 2 Bataillonen, 3 Kavallerie-Regimentern, 2 Geschützen befand sich in der Linie Marienberg—Hof. Die 42. Division Mouton-Duvernet stand auf dem rechten Elbufer am Lilienstein. Im Laufe des 22. entspannen sich auf der ganzen Front von Berggießhübel bis Dippoldiswalde Gefechte gegen die Avantgarde, Teile des Gros und Seitenabteilungen des Korps Wittgenstein. Die französischen Divisionen leisteten, vom Gelände begünstigt und durch einen Vorstoß der Division Mouton-Duvernet vom Königstein gegen die rechte Flanke der Russen unterstützt, lange erfolgreichen Widerstand und wichen erst gegen Abend hinter die untere Müglitz zurück. Wittgenstein folgte mit seinen vordersten Truppen bis Pirna und Dohna. Die übrigen Kolonnen der Verbündeten gelangten bis Sayda, Marienberg und Wolkenstein.

Die in Zöblitz im Hauptquartier des Kaisers Alexander und des Fürsten Schwarzenberg eingehenden Nachrichten ließen nunmehr klar erkennen, daß sich der verbündeten Hauptarmee auf dem linken Elbufer unmittelbar gegenüber nur das XIV. französische Korps, Napoleon mit seinen Hauptkräften aber wider Erwarten noch jenseits des Flusses in der Oberlausitz befand. Da sonach eine Offensive in der Richtung auf Leipzig den Feind dort nicht angetroffen hätte, wurde beschlossen, auf Dresden abzubiegen, dadurch sich dem vereinzelten Korps Wittgenstein zu nähern, Napoleons Streitkräfte von einem etwaigen Vorstoß von der Lausitz auf Prag sowie von Berlin abzuziehen und, wenn es gelang Dresden zu nehmen, dort dem Feinde den Rückzug über die Elbe zu verlegen.

Die neue Operationsrichtung bedingte, daß die Truppen nach den ohnehin schon beschwerlichen Gebirgsmärschen der letzten Tage bei schlechter Witterung nunmehr auf sehr mangelhafte Querverbindungen verwiesen wurden, auf denen sie die zahlreichen, vom Kamm des Erzgebirges nordwärts laufenden Taleinschnitte der Reihe nach mit unsäglicher Anstrengung zu überwinden hatten. Während am 23. und 24. August Wittgenstein unter Sicherung gegen den Königstein auf Dresden vorfühlte, in dessen näheren Bereich St. Cyr seine Divisionen zurückgeführt hatte, gelangte am 24. das Korps Kleist bis in die Gegend östlich, das Gros der österreichischen Armee in die Gegend westlich Dippoldiswalde, das österreichische Korps Klenau bis Freiberg; die russisch-preußischen Reserven befanden sich rückwärts bis Teplitz gestaffelt. St. Cyr nahm seine Truppen an diesem Tage hinter die äußeren Verschanzungen von Dresden zurück.

Die Nachricht, daß Napoleon sich mit seinen Garden gegen Blücher gewandt habe, ließ einen Erfolg gegen Dresden fast als gewiß erscheinen. Am 25. warf Wittgensteins Avantgarde die französischen Vortruppen zwischen der Elbe und dem Großen Garten und in diesem selbst zurück, das Gros folgte bis Seidnitz, während 13 500 Mann unter dem Herzog Eugen von Württemberg gegen die Elbübergänge am Königstein sicherten. Um 4⁰⁰ nachmittags stand das Korps Kleist zwischen Leubnitz und Maxen. Von der österreichischen Armee erreichten 25 500 Mann unter Feldmarschall-Leutnant Colloredo Räcknitz, 14 500 unter Feldmarschall-Leutnant Chasteler die Gegend von Plauen, 45 500 Mann waren noch nördlich Dippoldiswalde zurück, das Korps Klenau rastete in Freiberg. Die russisch-preußischen Reserven befanden sich zum großen Teil noch im Anmarsch über das Gebirge. Auf dem linken Weißeritzufer gelangte die 6500 Mann starke österreichische Division Meszko bis halbwegs Kesselsdorf—Dresden. Die schweren Feldbatterien der Artilleriereserven waren bis an die Anfänge der Marschkolonnen vorgezogen, da die Absicht bestand, Dresden noch an diesem Nachmittage anzugreifen, eine Absicht, die dann aber zunächst fallen gelassen wurde, um am folgenden Morgen, am 26. August früh, wieder aufgenommen zu werden.

Napoleon versammelt starke Kräfte um Stolpen in der Absicht, über die Elbe gegen Flanke und Rücken der Verbündeten vorzustoßen.

Napoleon, den die Verbündeten in Schlesien ferngehalten glaubten, befand sich zu dieser Zeit tatsächlich mit starken Kräften in nächster Nähe von Dresden.

Den ersten Meldungen St. Cyrs, die den Kaiser bewogen hatten, seine Garden, das Korps Marmont und Latour-Maubourgs Reiter am 22. August die Verfolgung der Schlesischen Armee nicht fortsetzen zu lassen, waren bald weitere gefolgt, aus denen sich unzweifelhaft ergab, daß starke feindliche Kräfte im Vorgehen über das Erzgebirge begriffen waren. Im Verein mit der jetzt zu übersehenden Stärke der Schlesischen Armee, die Napoleon auf 80 000 bis 90 000 Mann schätzte, war kaum noch ein Zweifel möglich, daß weit mehr als nur ein Armeekorps russischer und preußischer Truppen zu den Österreichern gestoßen war, so daß auf dem linken Elbufer mit einer feindlichen Armee von 200 000 Mann gerechnet werden mußte. Gegen sie war der Kaiser bestrebt, in den an den Lausitzer Pässen stehenden Korps Vandamme und Victor, seinen vom Bober herangeführten Verstärkungen, der 42. Division am Lilienstein sowie den in Dresden befindlichen übrigen drei Divisionen St. Cyrs und der dortigen Besatzung, im ganzen 190 000 Mann, zusammenzufassen, während an den Lausitzer Pässen nur das VIII. Korps Poniatowski und das 4. Kavalleriekorps Kellermann verblieben.

Die Nachricht vom Vorgehen der Verbündeten auf Dresden war Napoleon durchaus willkommen, denn damit bot sich ihm die Gelegenheit zu einer Entscheidungsschlacht, ohne die er zu keinem Ergebnis gelangen zu können meinte, und die selbst bei ungünstigem Ausgang immer den Rückzug nach dem rechten Elbufer offen ließ, von wo er später wieder über Torgau, Wittenberg oder Magdeburg auf das rechte Elbufer zurückkehren zu können wähnte. Neben dem Gedanken, alle verfügbaren Kräfte

nach dem bedrohten Dresden zusammenzuziehen, beschäftigte ihn bei seinem Aufbruch von Löwenberg vorübergehend noch der, die an den rechtselbischen Pässen stehenden Korps durch die vom Bober anrückenden Reserven zu verstärken und sich mit diesen 170 000 Mann auf Prag gegen die Verbindungen der verbündeten Hauptarmee zu wenden. Diese Erwägungen machten in Görlitz, wo er am 23. abends eintraf und den 24. über verweilte, anderen Platz. Er faßte den Entschluß, alle auf dem rechten Elbufer verfügbaren Kräfte, ausgenommen das VIII. Korps und das 4. Kavalleriekorps am 25. um Stolpen zu versammeln. Am 26. früh sollte das auf 40 000 Mann verstärkte I. Korps Vandamme unter dem Schutze des Königsteins auf den dort vorhandenen Brücken als Avantgarde der Armee übergehen, die gegenüberstehenden Russen des Herzogs von Württemberg verdrängen und, indem es rechts schwenkte, an der Elbe abwärts nach Pirna rücken. Auf zwei Brücken, die dort zu schlagen waren, beabsichtigte Napoleon alsdann weitere Truppen übergehen zu lassen und am 27. bereits mit 100 000 Mann im Rücken des vor Dresden befindlichen Feindes zu erscheinen. Der Feind würde hierdurch gezwungen sein, sich entweder seine rückwärtige Verbindung über Peterswald—Nollendorf gewaltsam zu öffnen, oder weiter westlich über das Erzgebirge zurückzugehen. In diesem Falle würde der Kaiser im Besitz der Nollendorfer Straße, der kürzeren Verbindung nach Böhmen sein, und wollte alsdann auf Prag marschieren. Die Entwicklung der Armee über Königstein—Pirna sollte dem Gegner durch die Entfaltung starker Kavallerie und reitender Artillerie an der Elbe verschleiert und ihm dadurch der Glaube an den Anmarsch der französischen Hauptkräfte auf Dresden erweckt werden. Verzichtete der Feind auf einen Kampf mit verwandter Front und zog er in der Richtung auf Komotau über das Gebirge ab, dann sollte diese Kavallerie im Verein mit St. Cyrs Korps die unmittelbare Verfolgung übernehmen, während die Masse der Armee sich nach Böhmen wandte.

Die geplante Versammlung um Stolpen wurde bis zum 25. August abends durchgeführt. Es befanden sich zunächst um Stolpen die Garden und die Masse des Kavalleriekorps Latour-Maubourg. Das VI. Korps Marmont hatte Bautzen erreicht, das II. Korps Victor war im Anmarsch von Neustadt, im ganzen waren es mit Einschluß einer Brigade der Division Teste des I. Korps und der leichten Garde-Kavallerie-Division Lefebvre-Desnoëttes, die Pirna gegenüberstanden, etwa 120 000 Mann, die Napoleon hier zur Hand hatte, während Vandamme mit 40 000 Mann in der Richtung des geplanten ersten Übergangspunktes Königstein gestaffelt stand.

Der Kaiser verzichtete jedoch darauf, diese große Bereitschaftstellung seiner Armee in der beabsichtigten Weise auszunutzen, weil die Grundbedingung der Durchführbarkeit der Operation gegen den Rücken des Feindes, die Möglichkeit, das nur mangelhaft befestigte Dresden, wenn auch nur einige Tage gegen den fast zehnfach überlegenen Feind zu halten, den am 25. abends in Stolpen einlaufenden Nachrichten zufolge nicht vorhanden schien. Napoleon entschloß sich daher, nur Vandamme mit seinen 40 000

Mann die Bewegung gegen den Rücken des Gegners ausführen, alle übrigen zur Hand befindlichen Kräfte aber am 26. früh nach Dresden aufbrechen zu lassen, um auf dem dortigen vorbereiteten Kampffelde die Entscheidungsschlacht auszufechten.

Die Schlachten bei Dresden und Kulm.

Die Verbündeten eröffneten am 26. früh den Angriff auf Dresden,*) Wittgenstein an der Elbe, Kleist gegen den Großen Garten, die Österreicher weiter links bis an die Weißeritz. Um Mittag war es den Verbündeten gelungen, die Franzosen überall auf die Hauptverteidigungslinien zurückzuwerfen. Zu dieser Zeit aber war Napoleon bereits mit den ersten Verstärkungen eingetroffen. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, am Nachmittage den Verbündeten alle errungenen Vorteile wieder zu entreißen und sie durch kräftige Vorstöße auf die Punkte zurückzuwerfen, von denen aus sie den Angriff begonnen hatten. Vandamme hatte mit einem Teil seiner Truppen das linke Elbufer gewonnen und die schwachen Kräfte des Herzogs von Württemberg zurückgeworfen. Die noch im Anmarsch auf Dresden befindliche russische 1. Garde-Infanterie-Division erhielt infolgedessen den Befehl, nach rechts einzuschwenken, um den Prinzen nötigenfalls aufnehmen zu können.

Da während der Nacht zum 27. die letzten nach Dresden in Marsch gesetzten französischen Truppen dort eintrafen, verfügte Napoleon am 27. über etwa 125 000 Mann, um den Kampf zu erneuern. Er tat das, indem er in der Mitte, gestützt auf die Befestigungen der Dresdener Vorstädte, unter Entwicklung starker Artillerie in der Verteidigung blieb und auf beiden Flügeln, an der Elbe aufwärts und von der Friedrichstadt aus zum Angriff vorging. Die Verbündeten verharrten trotz ihrer Überlegenheit demgegenüber untätig auf den halbkreisförmig die Stadt umgebenden Höhen. Auf ihrem äußersten linken Flügel auf dem linken Ufer der steil eingeschnittenen Weißeritz fiel die vereinzelte Division Meszko, deren Gewehre bei dem unausgesetzt herabströmenden Regen versagten, einem Angriff Murats mit dem Kavalleriekorps Latour-Maubourg und einer Infanterie-Division zum Opfer. Das Korps Klenau traf zu spät von Tharandt ein, um das Gefecht noch wenden zu können, es vermochte nur noch eine Aufnahme für die Trümmer zu bilden. Auf dem linken französischen Flügel gelang es dem Marschall Mortier mit zwei Divisionen Junger Garde die Russen von der Pirnaer Straße abzudrängen.

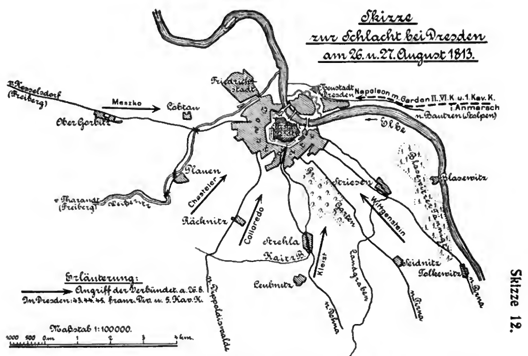
Da man sich bei den Verbündeten nicht zu einem Gegenstoße entschließen konnte, wurde der Rückzug über das Erzgebirge auf den Straßen über Dohna, Dippoldiswalde und Freiberg beschlossen.

Dieser gestaltete sich auf den schlechten, vom Regen aufgeweichten Gebirgswegen, die zum Teil durch die nachgerückten Trains versperrt waren, überaus schwierig und verlustreich. Die vom Oberkommando getroffenen Anordnungen konnten zum großen Teil nicht innegehalten werden. Klenau bog, da der ihm zugewiesene Weg über Tharandt und Freiberg unbenutzbar war, über Rabenau nach Pretzschendorf ab und

*) Skizze 12.

Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 3. Jahrgang 1906, 4. Heft.
Zu: „Studien nach Clausewitz. Neue Folge".

Skizze 12.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

erreichte, verstärkt durch zwei Infanterie- und eine Kavallerie-Division des linken österreichischen Flügels am 30. August Marienberg. Die mittlere Kolonne, die Hauptmasse der österreichischen Armee, gelangte mit dem Gros über Dippoldiswalde am 28. nach Altenberg, von wo sie sich über Sayda auf Georgenthal und Dux teilte. Am 29. trafen in der Gegend von Dux drei Infanterie-, eine Kavallerie-Division ein.

Da Barclay voraussah, daß er die rechte Kolonne nicht ohne ernsten Kampf auf der ihr zugewiesenen neuen Dresdener Straße über Berggießhübel—Peterswald—Nollendorf zurückführen konnte, weil diese südlich Dresden bereits im Besitz der französischen Hauptkräfte und bei Pirna durch Vandamme gefährdet war, befahl er, daß die Reserven die Richtung über Dippoldiswalde, Kleist diejenige über Maxen einzuschlagen hätten, während Wittgenstein, verstärkt durch eine preußische Brigade, den Abzug auf den Höhen von Leubnitz deckte. Diese Anordnungen mußten zu vielfachen Stockungen und Kreuzungen mit österreichischen Truppen und Trains führen. Während das Gros der Reserven über Altenberg und Zinnwald am 29. die Gegend von Teplitz erreichte, gelangte das Korps Kleist an diesem Tage über Maxen nach Fürstenwalde und Liebstadt, Wittgenstein bis Altenberg.

Napoleon hatte sich für den 28. August auf eine Erneuerung des Kampfes gefaßt gemacht. Als dann erkennbar wurde, daß die Verbündeten zurückgingen, ließ er Murat mit dem II. Korps Victor und dem 1. Kavalleriekorps den Österreichern auf Freiberg folgen, Marmont schlug die Richtung auf Dippoldiswalde ein, St. Cyr hing sich dem Korps Kleist an, Mortier mit der Garde hielt die große Straße nach Pirna inne. Am 28. abends gelangte die französische Verfolgung indessen nur bis Freiberg, sowie bis in die Gegend nördlich Dippoldiswalde und nördlich Maxen, nicht mehr als 20, 15 und 10 km über das Schlachtfeld hinaus. Die unmittelbare Verfolgung litt unter den gleichen Schwierigkeiten der Wege und der Witterung wie der Rückzug der Verbündeten, sie überstieg die Kräfte der durch zweitägige Kämpfe ermatteten Truppen. Auch die Junge Garde ließ der Kaiser nicht über Pirna hinaus folgen. Er selbst kehrte nach Dresden zurück, wohin ihm die Alte Garde folgte. Ein rasches Nachdrängen der Franzosen hätte bei den Rückzugsanordnungen der Verbündeten für diese von den schlimmsten Folgen sein können. Blieben ihnen solche in der Front erspart, so erwuchs ihnen eine um so ernstere Gefahr in Flanke und Rücken durch das mit der mittelbaren Verfolgung beauftragte verstärkte Korps Vandamme.

Die für die Kolonnen der Verbündeten bestehende Gefahr, den Austritt aus dem Gebirge in das Teplitzer Tal von 40 000 Franzosen verlegt zu finden, wurde jedoch glücklich abgewendet. Prinz Eugen von Württemberg ging am 28. August von Zehista aus zum Angriff gegen Vandamme vor und es glückte ihm dabei die Front, die er bisher zur Deckung der vor Dresden stehenden verbündeten Hauptarmee nach Süden gehabt hatte, nach Osten zu nehmen, so daß die 1. Garde-Division hinter ihm fort über Berggießhübel abziehen konnte. Die Russen erlitten bei diesen Kämpfen starke

Einbußen, aber es war doch damit erreicht, daß ihre 1. Garde-Division und die Trümmer der Truppen des Prinzen von Württemberg sich am 29. bei Priesten als Riegel einem weiteren Vordringen Vandammes vorschoben. Von dem auf dem Gefechtsfelde eintreffenden Könige Friedrich Wilhelm von Preußen zum Ausharren ermahnt, leisteten hier an diesem Tage 15 000 Russen einen verzweifelten Widerstand.

Am 30. waren, nachdem alle erreichbaren Truppen der Verbündeten, die bereits bei Teplitz und Dux eingetroffenen Teile, auf das Gefechtsfeld herangeholt waren, einige 40 000 Mann zum Angriff auf Vandamme verfügbar, der nach den Verlusten der letzten Tage noch etwa 32 000 Mann zählte. Er stand mit dem rechten Flügel an die waldigen Hänge des Gebirges gelehnt, quer über den Straßen nach Teplitz zwischen Priesten und Kulm. Beide Gegner schritten am 30. früh mit vorgenommenem rechten Flügel zum Angriff. Die Entscheidung erfolgte durch das unerwartete Auftreten des II. preußischen Korps Kleist, das sich, weil ihm der Abstieg von Fürstenwalde durch ineinandergefahrenes Fuhrwerk versperrt war, auf dem flachen Kamm des Gebirges nach der Nollendorfer Straße gewandt hatte und nunmehr von dort gegen den Rücken der Franzosen vorging. Vandamme überrannte das Korps Kleist, bevor dieses sich hatte entwickeln können, aber nur der Hälfte seiner Truppen gelang es unter Verlust von 80 Geschützen zur französischen Armee nach Sachsen durchzubrechen. Vandamme selbst fiel in Gefangenschaft. Die Verfolgung durch die übrigen französischen Heeresteile nördlich des Gebirges kam nunmehr völlig zum Stehen. Die verbündete Hauptarmee aber konnte sich ungestört am Fuße des Erzgebirges sammeln.

6. Erörterungen und Vergleiche.

Einfluß der böhmischen Grenzgebirge.

In den Anordnungen, wie sie bei der Hauptarmee der Verbündeten für das Vorgehen nach Sachsen getroffen wurden, kam die bei ihnen bestehende vorgefaßte Meinung von der zu erwartenden Räumung des rechten Elbufers durch Napoleon deutlich zum Ausdruck. Ihr entsprach die anfänglich gewählte Operationsrichtung auf Leipzig. Napoleon erkannte das vollständig, denn am 22. August schreibt er:*) „Es scheint, daß ihre Schlesische Armee nur gemäß dem allgemeinen Plan der Verbündeten so schnell vorgerückt ist und in dem Glauben, daß wir hinter die Elbe zurückgehen würden. Sie dachten, es handle sich nur darum, zu verfolgen.“ Wenn dann freilich der Kaiser hinzufügt: sobald seine Kolonnen über den Bober gegangen seien, habe der Schrecken die Schlesische Armee ergriffen, so verkennt er, daß solches Ausweichen Blüchers ebenfalls im Gesamtplan seiner Gegner lag.

Ein frühzeitiges Erkennen der bei der feindlichen Hauptarmee bestehenden Absichten wurde durch die böhmischen Grenzgebirge ungemein erschwert. So kam es, daß Napoleon längere Zeit darüber im Ungewissen blieb, wie hoch die Verstärkung

*) Corresp. XXVI. 20 437.

der Österreicher durch russische und preußische Kräfte anzuschlagen sei und welche Operationsrichtung die so verstärkte Hauptarmee der Verbündeten wählen würde. Gleich einem Flußlauf bietet ein derartiger Gebirgszug dem Feinde die Möglichkeit, seine Bewegungen zu verbergen. Andererseits aber bildeten die böhmischen Grenzgebirge eine willkommene Flankendeckung für die französische Aufstellung. In jedem Falle mußten sie die Bewegungen des Feindes verlangsamen, so daß Zeit zu entsprechenden Gegenmaßregeln blieb. Napoleon gibt dem Ausdruck, wenn er am 23. August aus Görlitz schreibt:*) „Vorausgesetzt, daß der Feind eine groß angelegte Offensive auf Dresden ausführt, wird er den heutigen Tag gebraucht haben, um sich aus dem Gebirge zu entwickeln und zu erkunden."

„Der Einfluß des Gebirges auf die Kriegführung ist sehr groß .... Dieser Einfluß bringt ein aufhaltendes Prinzip in die Handlung .... Die unendliche Schwierigkeit, die ein Marsch mit großen Kolonnen auf Gebirgswegen hat, die außerordentliche Stärke, die ein kleiner Posten durch eine steile Bergfläche bekommt, die seine Front deckt, und durch Schluchten rechts und links, an die er sich stützen kann, sind unstreitig die beiden Hauptumstände, welche der Gebirgsverteidigung von jeher einen so allgemeinen Anspruch auf Wirksamkeit und Stärke verliehen haben, ... indes weiß jeder, daß ein solcher Zug durch ein Gebirge wenig oder gar nichts mit dem Angriff desselben gemein hat, und daß darum der Schluß von dieser Schwierigkeit auf eine noch viel größere beim Angriff falsch ist.... Es ist freilich unverkennbar, daß ein kleiner Posten bei einer guten Wahl seiner Stellung im Gebirge eine ungewöhnliche Stärke bekommt ...., es war daher sehr natürlich zu glauben, daß viele solche starke Posten, einer neben den anderen hingestellt, eine sehr starke, fast unangreifbare Front geben müßten, und es kam also nur noch darauf an, sich gegen Umgehung zu sichern .... Da nun die einzelnen Posten durch einen unzugänglichen Boden — weil man mit Kolonnen nicht außerhalb der Wege marschieren kann — genau miteinander verbunden schienen, so glaubte man dem Feinde eine eherne Mauer entgegengestellt zu haben .... Man verwechselt aber oft eine unwegsame Gegend mit einer unzugänglichen. Wo man nicht mit einer Kolonne, nicht mit Artillerie und Kavallerie marschieren kann, da kann man doch meistens mit Infanterie vorgehen .... Die sichere Verbindung der einzelnen Posten untereinander beruht also geradezu auf einer Illusion .... Ein Anfall mit vereinigter, also sehr überlegener Kraft auf einen der Punkte kann zwar einen für diesen sehr heftigen, für das Ganze aber nur sehr unbedeutenden Widerstand finden, nach dessen Überwindung das Ganze gesprengt und der Zweck des Angriffs erreicht ist.

Es geht hieraus hervor, daß der relative Widerstand im Gebirge überhaupt größer ist, als in der Ebene, daß er bei kleinen Posten verhältnismäßig am größten ist, aber nicht in eben dem Maße steigt, wie die Massen zunehmen .... Die Haupt-

*) Corresp. XXVI. 20445.

frage ist, ob der Widerstand, welchen man mit der Gebirgsverteidigung beabsichtigt, ein relativer oder absoluter sein, ob er nur eine Zeitlang dauern oder mit einem entscheidenden Siege enden soll. Für den Widerstand der ersteren Art ist der Gebirgsboden in hohem Grade geeignet und bringt ein sehr großes Prinzip der Verstärkung hinein, für den der letzteren Art ist er es dagegen im allgemeinen gar nicht oder nur in einigen besonderen Fällen.

Im Gebirge ist jede Bewegung langsamer und schwieriger, kostet mithin mehr Zeit und, wenn sie im Bereich der Gefahr geschieht, mehr Menschen. Aufwand von Zeit und Menschen geben aber das Maß des geleisteten Widerstandes. Solange die Bewegungen allein die Sache des Angreifenden sind, solange hat der Verteidiger ein entschiedenes Übergewicht; sobald aber der Verteidiger das Prinzip der Bewegung auch anwenden soll, hört dieser Vorteil auf."*)

Bei dem Durchzug der verbündeten Hauptarmee durch das Erzgebirge äußerten sich diese Schwierigkeiten nur zum Teil. Nachteilig trat auch für die Verbündeten hervor, daß sie über den jenseits stehenden Gegner nicht unterrichtet waren, daß für sie, wie stets im Gebirgslande, Unterkunft und Verpflegung erschwert waren, und es zeigte sich der Nachteil des Berggeländes, als es galt, die Kolonnen aus der anfänglichen Richtung auf Leipzig in diejenige auf Dresden abzudrehen. Beunruhigend wurde es sodann zeitweise empfunden, daß das Korps Wittgenstein von der Mitte der Armee 50 km entfernt war, ohne daß man über eine gute Querverbindung verfügte. Alle diese Schwierigkeiten machten sich zu jener Zeit weit mehr geltend als jetzt, wo die europäischen Mittelgebirge überall von zahlreichen und guten Straßen durchzogen sind.

Den Verbündeten blieb es dafür erspart, einer weiteren Schwierigkeit zu begegnen, „welche der Angreifende im Gebirge zu fürchten hat: die vorläufige Gebirgsverteidigung durch eine Avantgarde oder Vorpostenkette",**) ein Mittel, das unter Umständen, wenn die Geländeverhältnisse die Verteidigung begünstigen, oder wenn die Übergänge über das Gebirge oder der Austritt aus diesem gar durch Befestigungen gesperrt sind, mit Nutzen angewandt werden kann und den Vormarsch sehr zu verzögern vermag. „Je höher und unzugänglicher das Gebirge ist, um so größer darf die Teilung beim Verteidiger sein, um so größer muß sie aber auch werden, denn je weniger eine Gegend durch Kombinationen gesichert werden kann, die auf Bewegungen beruhen, um so mehr muß die Sicherung durch unmittelbare Deckung erfolgen. Die Verteidigung der Alpen nötigt zu viel größerer Teilung, bringt dem Kordon viel näher als die Verteidigung der Vogesen oder des Riesengebirges."***) Solche unmittelbare Deckung strebt jede Sperrfortbefestigung im Gebirge an. Auch diese wird im Hochgebirge, weil dort die Forts schwerer zu um-

*) Vom Kriege, VI. Buch, 15. Kap.

**) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 11. Kap.

***) Vom Kriege, VI. Buch, 17. Kap.

gehen und schwerer aus der Ferne niederzukämpfen sind, wirksamer sein als im Mittelgebirge und im Hügellande.

St. Cyr mußte sich bei seinen schwachen Kräften, zumal es durchweg Truppen neuester Bildung waren über die er verfügte, im wesentlichen auf die Beobachtung beschränken, hatte er doch ohnehin einen fünf Tagemärsche breiten Raum im Auge zu behalten. Nur auf seinem linken Flügel, unmittelbar südlich Dresden, wo er enger massiert stand und die Division vom Lilienstein flankierend einzugreifen vermochte, war er imstande, Wittgenstein zeitweilig ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Auf einen Versuch mehr zu leisten und auch die übrigen Kolonnen der Verbündeten wirksam aufzuhalten, hätte auch bei fester gefügten Truppen verzichtet werden müssen, er wäre einer völligen Zersplitterung des Korps gleichgekommen. Die Anordnungen des Marschalls waren sonach die denkbar besten. Auch abgesehen davon, daß der Rücken des Erzgebirges einen plateauartigen Charakter trägt und der sehr allmähliche Nordabfall einer Sperrung der Straßen nicht günstig ist, wäre es, selbst wenn stärkere französische Kräfte hier zur Verfügung gestanden hätten, immer vorteilhafter gewesen, den Gegner in den starken Stellungen im Hügellande südlich Dresden—Freiberg zu erwarten als im Gebirge selbst. Eine wirksame Gebirgsverteidigung liegt diesseits des Gebirges, nur dort winkt ihr Erfolg, weil ihr die Möglichkeit der Gegenoffensive gewahrt bleibt. Darum auch plante Napoleon vor Eröffnung der Operationen, als er ein gleichzeitiges Vorgehen der russisch-preußischen Armee von Schlesien, der Österreicher über Zittau erwartete, sich nördlich des dortigen Engweges vorzulegen. Die Türken dagegen handelten falsch, als sie im Winter 1877/78 mit starken Kräften im Balkan selbst stehen blieben und sich auf die Unzugänglichkeit des verschneiten Gebirges verließen.

Das Gebirge ist nicht der Boden, auf dem sich entscheidende Schlachten abspielen, große Massen können in ihm nicht zur Wirksamkeit gebracht werden. Es ist kein Schlachtfeld im eigentlichen Sinne. Ein Angreifer, der richtig verfährt und in möglichst vielen Kolonnen vorgeht, wird stets in der Lage sein, eine oder mehrere seiner Kolonnen, die etwa einem nicht zu überwältigenden Widerstande begegnen sollten, durch das Vordringen der Nebenkolonnen zu entlasten. „Wir können es nur als eine bedauernswerte Lage bezeichnen, wenn der schwächere Verteidiger, der alle seine Kräfte mühsam und mit der größten Anstrengung gesammelt hat, um den Angreifenden in einer entscheidenden Schlacht die Wirkung seiner Vaterlandsliebe, seiner Begeisterung und klugen Besonnenheit fühlen zu lassen, wenn er, auf den alles mit gespannter Erwartung den Blick geheftet hat, sich in die Nacht eines vielfach verschleierten Gebirges hineinbegeben und, durch den eigensinnigen Boden in jeder Bewegung gefesselt, sich den tausend möglichen Anfällen seines überlegenen Gegners preisgeben muß. Nur nach einer einzigen Seite hin hat seine Intelligenz noch ein weites Feld, nämlich in der möglichsten Benutzung aller Hindernisse des Bodens; dies führt aber dicht an die Grenzen des verderblichen Kordonkrieges

hin, welcher unter allen Umständen vermieden werden soll. Weit entfernt also, für den Fall einer entscheidenden Schlacht in dem Gebirgslande ein Asyl des Verteidigers zu sehen, würden wir vielmehr dem Feldherrn raten, es aufs äußerste zu vermeiden. . . . . Für Gefechte von untergeordneter Bedeutung und Wichtigkeit kann dagegen ein Gebirge sehr nützlich sein, weil es dabei auf keinen absoluten Widerstand ankommt, und weil keine entscheidenden Folgen damit verbunden sind" *) . . . .

Etwas anderes als das Überwinden eines Gebirgszuges im Verlauf einer Offensivoperation, ein bloßes Durchziehen des Gebirges, ist der Kampf um das Gebirge selbst, wo es sich um die Bezwingung einer Volksbewaffnung handelt, für die das Gebirge stets der am meisten geeignete Boden sein wird, das Hochgebirge natürlich in verstärktem Maße. Welche Widerstandskraft einem zu zäher Gegenwehr entschlossenen Volke aus dem heimatlichen Gebirgsboden erwachsen kann, lehrt der Tiroler Aufstand vom Jahre 1809 und der Widerstand, den die Österreicher bei der Besetzung Bosniens fanden. Napoleon setzte nach der Schlacht von Wagram 50 000 Mann in 8 Kolonnen von allen Seiten gegen die Tiroler in Bewegung. Diesem konzentrischen Vorgehen erlag schließlich die Bergfeste. Die Österreicher rückten Ende Juli 1878 mit 75 000 Mann in Bosnien und die Herzegowina ein, für die alsbald zum Rückenschutz weitere $3^1/_2$ Divisionen mobil gemacht wurden. Es bedurfte jedoch noch der Aufstellung einer zweiten Armee von 50 000 Mann, um des Aufstandes endgültig Herr zu werden.

„Weil jedes Vorschreiten im Gebirge, wenn der Gegner es besetzt hat, viel langsamer als in der Ebene stattfindet, also mit diesem nicht Schritt halten kann, ist auch beim Gebirge viel mehr als bei einem anderen gleich großen Landstrich die Frage wichtig, wer in Besitz desselben sei. In einer offenen Gegend kann dieser Besitz sich von einem Tage zum anderen ändern; das bloße Vorgehen starker Haufen nötigt die feindlichen, uns die Gegend, welche wir brauchen, zu überlassen. So ist es aber nicht im Gebirge; hier ist auch bei viel geringeren Kräften ein merklicher Widerstand möglich. . . . . Die Gebirgsgegend hat also eine viel größere Selbständigkeit, ihr Besitz ist entschiedener und weniger veränderlich. Fügt man hinzu, daß ein Gebirgsstrich seiner Natur nach von den Rändern desselben gegen das offene Land eine gute Übersicht gewährt, während er selbst stets wie in dunkle Nacht gehüllt bleibt, so wird man begreifen, daß ein Gebirge für den, welcher es nicht inne hat und doch damit in Berührung kommt, immer als ein unversiegbarer Quell nachteiliger Einflüsse, eine Werkstätte feindlicher Kräfte zu betrachten ist. . . . . Die kleinsten Haufen verwegener Partisane finden alsdann in ihm Zuflucht, wenn sie verfolgt werden, und können dann ungestraft an einem andern Punkte wieder hervorbrechen. . . . . Auf diese Weise übt jedes Gebirge bis auf eine gewisse Entfernung einen bedeutenden Einfluß auf die an-

*) Vom Kriege, VI. Buch, 16. Kap.

grenzende niedriger liegende Gegend aus. . . . . Moreau hat 1796 Schwaben hauptsächlich deshalb verlassen müssen, weil er der höheren Gegenden nicht Herr war und zu viel Kräfte auf ihre Beobachtung verwenden mußte."*)

Napoleon hat 1805 und 1809 starke Entsendungen nach Tirol vornehmen müssen, um mit der Herrschaft über die Alpen zugleich eine gesicherte Verbindung mit seiner italienischen Armee zu gewinnen. Derartige Lagen können zum Kampf um ein Gebirgsland zwingen, so sehr man auch sonst bestrebt sein mag, „mit der Hauptmacht das Gebirge womöglich zu vermeiden und es seitwärts liegen zu lassen oder vor oder hinter sich zu behalten. . . . . Im übrigen ist das Gebirge, sowohl in der Taktik wie in der Strategie der Verteidigung im allgemeinen ungünstig. . . . . Es raubt die Übersicht und hindert die Bewegungen nach allen Richtungen; es zwingt zur Passivität."*)

Die Erwägungen Napoleons 22. bis 25. August.

Die Absicht Napoleons, als er sich entschloß, die Verfolgung der Schlesischen Armee Macdonald zu überlassen und sich persönlich gegen die verbündete Hauptarmee zu wenden, ging, wie erwähnt, anfänglich auf einen Einfall in Böhmen, auf dem rechten Elbufer über die Lausitzer Pässe. Diesen Marsch auf Prag verwarf er dann alsbald, denn er hätte sich nicht gegen die feindliche Hauptarmee, sondern gegen deren Etappengebiet gerichtet, vergleichbar der anfänglichen Operationsrichtung dieser Armee auf Leipzig, den Hauptetappenort hinter der französischen Front, ähnlich auch dem Plane Gambettas im Januar 1871, der sich von dem bloßen Erscheinen der Armee Bourbakis im deutschen Etappengebiet Erfolg versprach. Ein solcher mußte ausbleiben, solange ungeschlagene deutsche Armeen vor Paris und an der Loire standen. Napoleon hätte damals nichts in seinem Marsch auf Prag aufhalten können, aber dieser blieb unwirksam, solange die Verbündeten ungeschlagen in Sachsen standen, denn selbst wenn sie sich durch das Erscheinen Napoleons in Böhmen zum Rückzuge bewogen fühlten, blieb ihnen dieser immer noch über die Pässe des mittleren und westlichen Erzgebirges frei.

Immerhin kann es Verhältnisse geben, in denen auch eine derartig weiter ausgreifende Unternehmung gegen den Rücken des Feindes Erfolg verheißt. General v. Manteuffel entschloß sich im Januar 1871, mit dem II. und VII. Korps seiner neugebildeten Südarmee von Châtillon sur Seine nicht in der anfänglichen Richtung auf Vesoul fortzumarschieren, um dem die Belagerung von Belfort deckenden Korps Werder unmittelbar zu Hilfe zu eilen, sondern, sobald die Behauptung der Lisaine-

*) Vom Kriege, VI. Buch, 16. Kap.

Stellung durch General v. Werder den Rückzug der Armee Bourbakis wahrscheinlich machte, das II. und VII. Korps die Richtung über Gray gegen die Verbindungen des Feindes nehmen zu lassen. Die Überzeugung von der Minderwertigkeit des Gegners, die Beschaffenheit und die Richtung seiner über Besançon zurückführenden, durch das Jura-Gebirge und die nahe Schweizer Grenze eingeengten Verbindungen ließen hier einen Entschluß gerechtfertigt erscheinen, der einem tüchtigen Feinde gegenüber und unter anderen begleitenden Umständen verwerflich gewesen wäre.

Der andere Plan Napoleons, bei Königstein—Pirna überzugehen, richtete sich ebenfalls gegen den Rücken der vor Dresden stehenden Verbündeten. Dieses Manöver aber traf sie dort unmittelbar, es war taktisch wirksam und kam in seinen Folgen, da dem Kaiser der Weg über Nollendorf nach Böhmen frei gewesen wäre, einem vollständigen Abdrängen des Gegners von seinen Verbindungen gleich, da er sich diese nur durch eine Schlacht mit verwandter Front unter den schwierigsten Verhältnissen mit dem Gebirge im Rücken öffnen konnte.

So zeigt sich auch hier, „daß es für das Manövrieren keine Art von Regeln gibt, daß keine Manier, kein allgemeiner Grundsatz die Art des Handelns bestimmen kann, sondern daß überlegene Tätigkeit, Präzision, Ordnung, Gehorsam, Unerschrockenheit in den individuellsten und kleinsten Umständen die Mittel finden können, sich merkliche Vorteile zu verschaffen, und daß also hauptsächlich von jenen Eigenschaften der Sieg in diesem Wettkampf abhängen wird".*)

Der Kaiser verzichtete auf sein groß angelegtes, Erfolg versprechendes Manöver infolge der mangelnden Widerstandsfähigkeit Dresdens.

Die Behauptung der sächsischen Hauptstadt mochte ihm aus moralischen Gründen bei der schon zweifelhaften Haltung der Rheinbundstruppen von besonderem Wert erscheinen. Sodann hätte der Verlust auch nur der Altstadt Dresden immerhin eine vollständige Verlegung der Etappenlinie, eine Basierung auf die untere Elbe und somit eine Verschiebung der gesamten Kriegslage bedingt, die der Kaiser zwar selbst als eine Möglichkeit hingestellt hatte, die eintreten könnte,**) die aber selbst ohne eine verlorene Schlacht in ihren Folgen einer schweren Niederlage gleichgekommen wäre. Auch gründete sich der Plan, am Königstein überzugehen, doch immer auf eine Fesselung der feindlichen Hauptarmee vor Dresden. Lief St. Cyr Gefahr, in den dortigen Verschanzungen überrannt zu werden, so fiel die Grundlage für die ganze Operation in sich zusammen.

Wäre Dresden auch auf dem linken Ufer ausreichend durch Befestigungen geschützt oder gar ein großer Waffenplatz dauernder Bauart gewesen, hätte Napoleon unbekümmert um das Schicksal der Stadt an seiner Absicht festhalten können. Es ging

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 13. Kap.

**) Vergl. S. 716.

ihm darin wie so manchem Feldherrn in früheren Zeiten, der mit Festungen von mangelhafter Widerstandskraft zu rechnen hatte. Im Herbst 1759 befürchtete Friedrich der Große einen gewaltsamen Angriff der Russen auf Glogau. „Er hatte wegen der Festung kein gutes Gewissen. Hätte dies in den individuellen Umständen gelegen, so wäre es nicht der Mühe wert, den Fall herauszuheben; aber es ist merkwürdig, daß diese Ansicht fast eine durchgehende der früheren Kriege ist. Überall wird die Armee im Felde gebraucht, um die Festungen vor einer Berührung mit dem Feinde zu bewahren, während doch gerade umgekehrt die Festungen wie Eisblöcke hingelegt sein sollten, die feindliche Macht zu brechen, ehe sie an die Armee kommt." *)

Die rastlose Tätigkeit, die Napoleon in den Tagen vor der Dresdener Schlacht entfaltete, ist vorbildlich für die Ausnutzung der inneren Linie. Der von ihm ausgehende Antrieb wirkte auf alle Glieder der Armee ein. Ihre Marschleistungen sind für so große Massen außerordentlich, zumal wenn man die üblen Wege der damaligen Zeit und die schlechte Witterung berücksichtigt. Die Garden und das Kavalleriekorps Latour-Maubourg legten die 115 km lange Strecke von Löwenberg bis Stolpen in drei Tagen zurück, das Korps Marmont, das am 23. mittags von Löwenberg aufbrach, brauchte für die 90 km lange Strecke bis Bautzen 60 Stunden, die Korps Vandamme und Victor blieben dahinter nicht zurück, wiewohl sie auf mangelhafte Gebirgswege angewiesen waren. Die 22 km betragende Entfernung von Stolpen bis Dresden wurde von der Masse der Truppen während eines Vormittags zurückgelegt. Eine strenge Marschordnung konnte dabei freilich nicht innegehalten werden, sondern alles drängte vorwärts, so gut es ging, die Kavallerie und Artillerie teils neben der Infanterie, teils mit dieser untermischt. Bedenkt man, daß es zum großen Teil neugebildete Truppen waren, die bei kärglichster, zum Teil völlig fehlender Verpflegung sich von den Anstrengungen des Marsches in kurz bemessenen Halten und Biwaks auf völlig aufgeweichtem Boden nicht zu erholen vermochten, so erkennt man, welche Leistungen von Mensch und Tier, wenn ein großer Zweck es fordert, zu erreichen sind.

Bedeutung der Schlacht im allgemeinen

Dieser große Zweck, den Napoleon erstrebte, war die Entscheidungsschlacht gegen die stärkste Armee der Verbündeten. „Die Hauptschlacht ist als der konzentrierte Krieg, als der Schwerpunkt des ganzen Krieges oder Feldzuges anzusehen. Wie sich die Strahlen der Sonne im Brennpunkt des Hohlspiegels zu ihrem vollkommenen Bilde und zur höchsten Glut vereinigen, so vereinigen sich Kräfte und Umstände des Krieges in der Hauptschlacht zu einer zusammengedrängten höchsten Wirkung." **)

Solche „höchste Wirkung" war bei dem Verfahren der Verbündeten von vorn-

*) Band X. Friedrich der Große.
**) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kap.

herein ausgeschlossen. Sie verkannten, daß „überall, wo ein großer, positiver, also in das Interesse des Gegners tief eingreifender Zweck das Ziel ist, sich die Hauptschlacht als das natürlichste, als das beste Mittel darbietet . . . daß der positive Zweck dem Angreifenden paßt und so die Hauptschlacht vorzugsweise sein Mittel ist".*) Von unklaren Vorstellungen eingegeben und ohne Energie durchgeführt, mußte die zuerst in der Richtung auf Leipzig eingeleitete, dann gegen Dresden gerichtete Operation scheitern. „Es bestraft sich in der Regel, wenn die Hauptschlacht aus Scheu vor der großen Entscheidung umgangen worden ist."*) Die Strafe mußte um so empfindlicher ausfallen bei einem Gegner wie Napoleon, der sich bewußt war, „daß die Hauptschlacht, wenn auch kein bloßes gegenseitiges Morden, sondern in ihrer Wirkung mehr ein Totschlagen des feindlichen Mutes als der feindlichen Krieger, doch der blutigste Weg zur Lösung ist . . . . Der Mensch im Feldherrn schauderte bei ihm aber nicht davor zurück, daß Hinschlachten der Charakter wie der Name der Hauptschlacht und immer Blut ihr Preis bleibt. Sein Geist erbebte nicht vor dem Gedanken der mit einem einzigen Schlag gegebenen Entscheidung, wo alles Handeln in einem Punkt des Raumes und der Zeit zusammengedrängt ist".*) Die Verbündeten dagegen waren nicht frei von „einem dunklen Gefühl, als ob ihre Kräfte in diesem engen Raum sich nicht entwickeln und tätig werden könnten, als ob sie mit der bloßen Zeit schon viel gewonnen hätten, wenn auch diese Zeit ihnen gar nichts schuldig war. Dies ist stets eine bloße Täuschung, aber auch als Täuschung ist es etwas, und eben diese Schwäche, welche den Menschen bei jeder anderen großen Entscheidung anwandelt, kann sich im Feldherrn stärker regen, wenn er einen Gegenstand von so ungeheurem Gewicht auf eine Spitze stellen soll. . . . . Nicht bloß der Begriff des Krieges führt uns dahin, eine große Entscheidung nur in einer großen Schlacht zu suchen, sondern auch die Erfahrung. Von jeher haben nur große Siege zu großen Erfolgen geführt, bei dem Angreifenden unbedingt, bei dem Verteidiger mehr oder weniger. . . . Es sind nicht bloß die kühnen Feldherren, die verwegenen, die trotzigen, die ihr Werk mit dem großen Wagstück entscheidender Schlachten zu vollbringen gesucht haben, es sind die glücklichen insgesamt; und von diesen können wir uns bei einer so umfassenden Frage die Antwort gefallen lassen".*)

Die Leitung der Schlacht durch Napoleon.

Sobald Napoleon die Überzeugung gewonnen hatte, daß auf eine festungsähnliche Widerstandsfähigkeit von Dresden nicht zu rechnen war, kam für ihn die verschanzte Altstadt nur noch als eine vorbereitete Stellung in Betracht, sie „sollte nichts sein als ein Schlachtfeld mit gesteigerten Vorteilen",**) die um so höher zu bewerten waren, „je mehr sich die Gelegenheit bot, den Gegner durch die eigenen Gefechtskombinationen zu überraschen".**) Waren die Verschanzungen der Vorstädte mit den schwachen Kräften St. Cyrs allein nicht zu halten, so gewannen sie, sobald eine ganze Armee bei Dresden verfügbar wurde, bedeutenden Wert. Wenn

*) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 11. Kap.

Clausewitz den Angriff eines verschanzten Lagers zu den ganz ungewöhnlichen Mitteln der Offensive zählt, so setzt er doch hinzu: „wenn die Schanzen in der Eile aufgeworfen, nicht vollendet, noch weniger mit Zugangshindernissen verstärkt sind, oder wenn überhaupt, wie das oft der Fall ist, das ganze Lager nur ein Schema von dem ist, was es sein sollte, eine halbfertige Ruine, dann kann ein Angriff darauf ratsam sein und sogar ein Weg werden, den Gegner mit Leichtigkeit zu besiegen".*) Das traf auf Dresden am 25. und am 26. August vormittags zu, solange sich St. Cyr allein dort befand, nicht mehr vom Mittag des 26. ab, seitdem Napoleon mit der Garde eingetroffen war. Von nun an konnten für ihn „durch den passenden Gebrauch der einzelnen Feldschanzen die großen Lineamente des Gefechts im voraus willkürlich bestimmt werden . . . ., es konnte aller Vorteil aus dem Umstande gezogen werden, daß man das Schlachtfeld genau kannte, der Feind aber nicht, daß die Maßregeln besser zu verbergen waren als die seinigen, daß man überhaupt in den Mitteln der Überraschung im Laufe des Gefechts ihm überlegen war. Aus diesen vereinigten Beziehungen entsprang ein überwiegender und entscheidender Einfluß der Örtlichkeit, dessen Macht der Feind erlag, ohne die wahre Quelle seiner Niederlage zu kennen".**)

Der Kaiser konnte sich in der Front mit verhältnismäßig schwachen Kräften begnügen, um dafür auf beiden Flügeln um so stärker aufzutreten. „Derjenige Feldherr aber wie dasjenige Heer, welche es am weitesten darin gebracht haben, das Gefecht selbst mit der höchsten Ökonomie der Kräfte zu führen und überall die moralische Wirkung starker Reserven geltend zu machen, gehen den sichersten Weg zum Siege. Man muß den Franzosen, besonders wenn Bonaparte sie führte, darin eine große Meisterschaft einräumen."***) In der Tat, diese Meisterschaft bewahrheitete Napoleon bei Dresden durchaus.

Die durch Verschanzungen geschützte Front ermöglichte hier auch der Minderzahl zu einem doppelt umfassenden Angriff zu schreiten, wenn auch die Umfassung auf dem Schlachtfelde selbst sich erst bei fortschreitendem Angriff ergab und die Bewegung zu ihrem Beginn mehr in einem Vorgehen mit beiden verstärkten Flügeln bestand. Der an der Elbe aufwärts geführte Angriff gewann dadurch erhöhte Bedeutung, daß er bei weiterer Durchführung der Schlacht am 28. mit der Umgehungsbewegung Vandammes leicht unmittelbar hätte zusammenwirken können. Freilich ist die durch Vandamme drohende Gefahr im Rücken für den Entschluß zum Rückzuge bei den Verbündeten nicht ausschlaggebend gewesen, weil sie in ihrer Tragweite am 27. August noch nicht erkannt wurde. Der Gedanke, am Nordhange des Gebirges in starker Stellung stehen zu bleiben, kam gar nicht erst ernsthaft in Frage, obwohl an sich für eine Stellung, die ein Gebirge im Rücken hat, „sich so viele Vorteile ergeben, daß

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 10. Kap.

**) Vom Kriege, VI. Buch, 12. Kap.

***) Vom Kriege, IV. Buch, 7. Kap.

sie im allgemeinen für eine der günstigsten Lagen für Verteidigungsstellungen angenommen werden kann".*) .... „Die Gefahr, sich auf zwei Seiten schlagen zu müssen, und die noch drohendere, keinen Rückzug zu behalten, lähmten hier die Bewegungen und die Kraft des Widerstandes. Sie wirken stets auf die Alternative von Sieg und Niederlage; ferner steigern sie bei der Niederlage den Verlust und treiben ihn oft bis an die äußerste Grenze, d. h. bis zur Vernichtung. Der bedrohte Rücken macht also die Niederlage zugleich wahrscheinlicher und entscheidender.

Hieraus entsteht also ein wahrer Instinkt für die ganze Kriegführung und besonders für die großen und kleinen Gefechte: nämlich die Sicherung des eigenen Rückens und die Gewinnung des feindlichen; er folgt aus dem Begriff des Sieges."**) „Wo der Sieg gesucht wird, darf der offensive Teil in der Verteidigungsschlacht niemals fehlen, und von diesem offensiven Teile aus können alle Wirkungen eines entscheidenden Sieges hervorgehen, so gut wie in einer rein taktischen Offensivschlacht ...., so daß für die strategische Kombination im Grunde zwischen Angriffs- und Verteidigungsschlacht gar kein Unterschied besteht."***)

Der Sieg von Dresden ist für Napoleon nicht entscheidend, weil die Verfolgung unterbleibt.

„Das Schwierigere, den Sieg möglichst vorzubereiten, ist ein stilles Verdienst der Strategie, dennoch wird sie kaum darüber belobt."†) Diese Worte treffen durchaus auf die Beurteilung zu, die Napoleons Operation von Dresden erfahren hat, denn wenn die Strategie im Gegensatz zu diesem stillen Verdienst „glänzend und ruhmvoll erscheint, indem sie den erfochtenen Sieg benutzt",†) so ist dem Kaiser stets zum Vorwurf gemacht worden, daß er hier den Sieg zu benutzen unterlassen habe. Der Umstand, daß Vandamme sich bereits im Besitz der Pirna—Nollendorfer Straße befand, die ungeheuren Schwierigkeiten, welche die Verbündeten bei ihrem Rückzuge zu überwinden hatten, scheinen die Früchte, die eine energische Verfolgung ernten konnte, allerdings handgreiflich klarzulegen. „Die entscheidendsten Verluste für den Besiegten treten erst mit dem Abzuge ein, nämlich die, welche der Sieger nicht mit ihm teilt .... Der Verlust an physischen Streitkräften ist nicht der einzige, den beide Teile im Verlauf des Gefechts erleiden, sondern auch die moralischen werden erschüttert, gebrochen und gehen zugrunde."**) „Gewöhnlich ist der Sieg in dem Augenblick, wo der geschlagene Gegner, das Gefecht aufgebend, seinen Platz verläßt, wenn auch unzweifelhaft, doch noch sehr klein und schwach und würde in der Reihe der Begebenheiten nicht viel positive Vorteile gewähren, wenn er nicht durch das Verfolgen am ersten Tage vervollständigt würde."†)

Dem Sieger in so vielen Schlachten, der einst nicht ruhte, bis eine Verfolgung ohnegleichen die an der Saale geschlagene preußische Armee vollends aufgerieben hatte, ist es sicherlich nicht entgangen, welches Unheil bei einer kräftigen Verfolgung über die

*) Vom Kriege, VI. Buch, 12. Kap.
**) Vom Kriege, IV. Buch, 4. Kap.
***) Vom Kriege, VI. Buch, 9. Kap.
†) Vom Kriege, IV. Buch, 12. Kap.

Verbündeten hereinbrechen mußte, aber nicht minder wie die obigen Sätze passen die folgenden auf seine Lage: „**Gewöhnlich kommen beide Teile mit sehr geschwächten körperlichen Kräften in die Schlacht, denn die Bewegungen, welche unmittelbar vorhergehen, haben meistens den Charakter dringender Umstände. Die Anstrengungen, welche das Ausringen eines langen Kampfes kostet, vollenden die Erschöpfung.**"*) Die den beiden Schlachttagen voraufgegangenen Gewaltmärsche machten sich hier fühlbar, und wenn auch sonst Napoleon auf die Ermüdung seiner Truppen niemals die geringste Rücksicht nahm, so trat sie hier doch umsomehr hervor, als es im wesentlichen eine Rekrutenarmee war, die er anführte. Das unmittelbare Nachdrängen konnte schon deshalb keine großen Erfolge zeitigen, weil der Abzug der Verbündeten erst spät bemerkt wurde, weil diese immer noch die Überlegenheit der Zahl hatten und bei aller Verwirrung in ihrer Rückzugsbewegung doch zum weitaus größten Teil nicht eigentlich geschlagen waren. Vor allem aber hinderte der Gebirgscharakter, so sehr er den Rückzug erschwerte, andererseits doch auch die Verfolgung. Das Erzgebirge sprach auch sehr wesentlich bei der Bewegung Vandammes und der Frage, ob Napoleon etwa weitere Kräfte folgen lassen sollte, mit.

Wohl steigerte sich, weil sie auf einige schlechte Gebirgsstraßen angewiesen waren, die ihnen durch Vandammes Vorgehen drohende Gefahr für die Verbündeten, aber die Gefahr, die er selbst lief, und die ohnehin mit einem solchen Auftrage stets verbunden ist, vergrößerte sich, wie der Tag von Kulm lehrt, mit jedem weiteren Schritt, den er nach Böhmen hineintat hier in ganz anderer Weise, als wenn sich zwischen Sachsen und Böhmen ein überall gangbares, offenes Gelände befunden hätte. In solchem Falle wäre es auch für Napoleon leicht gewesen, der indirekten Verfolgung wie sie Vandamme übertragen war, größeren Nachdruck zu geben, indem er auf der neuen Dresdener Straße mit den Garden und dem Korps St. Cyr Anschluß an Vandamme nahm und den Erfolg von Dresden auf böhmischem Boden erst zum Austrag brachte. Anders aber war es in Wirklichkeit, wo es galt, 120000 Mann auf einer Straße über das Gebirge zu führen, zumal für Verpflegungsnachschub nicht ausreichend gesorgt war.

Sich mit der französischen Hauptmacht in Böhmen einzulassen, verbot sich sodann in diesem Augenblick schon dadurch, daß Napoleon, als er am 28. August nachmittags in Dresden eintraf, die Nachricht erhielt, daß seine Bober-Armee unter Macdonald am 26. August an der Katzbach geschlagen sei; nachdem ihm bereits in Stolpen vor den Dresdener Schlachttagen Nachrichten von einer Niederlage, die Oudinot am 23. August bei Groß-Beeren erlitten hatte, zugekommen waren. Wenn er auch zunächst noch geneigt blieb, diesen keine größere Bedeutung beizumessen, und wenn er die Tragweite seines eigenen Sieges bei Dresden auch überschätzt haben mag, so äußert sich doch darin, daß er nicht mit allen verfügbaren Kräften den Verbündeten nach Böhmen

*) Vom Kriege, IV. Buch, 12. Kap.

nachdrängte, wiederum die begrenzte Tragweite einer Operation auf der inneren Linie, die gezwungen ist, von dem geschlagenen, aber noch nicht vernichteten Gegner abzulassen, um sich gegen den im Rücken drohenden Feind zu wenden.

Beschränkte Wirksamkeit einer Operation auf der inneren Linie. Verteidigung im allgemeinen.

Der Vorteil eines konzentrischen Angriffs, so verschieden sich seine Wirkung auch in der Taktik und in der Strategie äußert, beruht darin, daß er von mehreren Seiten gleichzeitig auf die Kräfte des Gegners drückt, diese überall bindet und ihre Aufmerksamkeit nach verschiedenen Seiten abzieht. Den daraus für sie erwachsenden Nachteil exzentrischer Wirkung vermag die Verteidigung häufig auszugleichen durch das „Nahebeieinandersein ihrer Kräfte und das Bewegen auf inneren Linien. Es ist unnötig zu entwickeln, auf welche Weise dies ein solcher Multiplikator der Kräfte werden kann, daß der Angreifende sich ohne eine große Überlegenheit diesem Nachteil nicht aussetzen darf. Hat die Verteidigung einmal das Prinzip der Bewegung in sich aufgenommen — einer Bewegung, die zwar später anfängt, als die des Angreifenden, aber immer zeitig genug, um die Fesseln der erstarrenden Passivität zu lösen —, so wird dieser Vorteil der größeren Vereinigung und der inneren Linien ein sehr entscheidender .... Der Vorteil der inneren Linie wächst mit den Räumen, auf die sich diese Linien beziehen"*) ...., „die Wirksamkeit der inneren, d. h. kürzeren Linien tritt in der Strategie des großen Raumes wegen stärker hervor und bildet ein großes Gegengewicht gegen die Anfälle von mehreren Seiten"**) ....

Das Vorgehen der verbündeten Hauptarmee auf dem linken Elbufer wirkte von Anfang an als Bedrohung der französischen Verbindungen; eine solche erwuchs in anderer Form für den Rücken der Hauptmacht Napoleons aus den Erfolgen der Verbündeten bei Großbeeren und an der Katzbach. Hatte die innere Linie Napoleon auch Erfolg gewährt, so war er doch außerstande, diesen auszubeuten. An und für sich besitzt freilich die exzentrische Form keinen Vorzug vor der konzentrischen, vielmehr erscheinen beide Formen „in ein gewisses schwebendes Gleichgewicht gebracht. Fügt man hinzu, daß die Verteidigung, weil sie nicht überall eine absolute ist, sich auch nicht immer in der Unmöglichkeit befindet, sich der konzentrischen Kräfte zu bedienen,***) so wird man wenigstens kein Recht mehr haben, zu glauben, daß diese Wirkungsart allein hinreichend sei, dem Angriff ein ganz allgemeines Übergewicht über die Verteidigung zu gewähren."*)

„Die Verteidigung besteht aus zwei heterogenen Teilen, dem Abwarten und dem Handeln .... Aber ein Akt der Verteidigung, besonders ein großer, wie ein Feldzug oder ganzer Krieg, wird der Zeit nach nicht aus zwei großen Hälften bestehen, der ersten, wo man bloß abwartet, und der zweiten, wo man bloß handelt,

*) Vom Kriege, VI. Buch, 4. Kap.

**) Vom Kriege, VI. Buch, 3. Kap.

***) Die zeitweise bestehende Absicht Napoleons, die Masse seiner Armee am Königstein übergehen zu lassen und die Verbündeten zwischen diese und St. Cyr zu bringen, liefert hierfür einen Beweis.

sondern aus einem Wechsel dieser beiden Zustände."*) „Der Begriff der Verteidigung ist das Abwehren eines Stoßes. Was ist also ihr Merkmal? Das Abwarten dieses Stoßes. Dieses Merkmal also macht jedesmal die Handlung zu einer verteidigenden, und durch dieses Merkmal allein kann im Kriege die Verteidigung vom Angriff unterschieden werden. Da aber eine absolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht, weil bei ihr nur der eine Teil Krieg führen würde, so kann auch im Kriege die Verteidigung nur relativ sein, und jenes Merkmal muß also nur auf den Totalbegriff angewendet, nicht auf alle Teile von ihm ausgedehnt werden. Ein partielles Gefecht ist verteidigend, wenn wir den Anlauf, den Sturm des Feindes abwarten; eine Schlacht, wenn wir den Angriff, d. h. das Erscheinen vor unserer Stellung, in unserem Feuer abwarten; ein Feldzug, wenn wir das Betreten unseres Kriegstheaters abwarten. In allen diesen Fällen kommt dem Gesamtbegriff das Merkmal des Abwartens und Abwehrens zu, ohne daß daraus ein Widerspruch mit dem Begriff des Krieges folgt, denn wir können unseren Vorteil darin finden, den Angriff auf unsere Stellung und auf unser Kriegstheater abzuwarten. Da man aber, um wirklich auch seinerseits Krieg zu führen, dem Feinde seine Stöße zurückgeben muß, so geschieht dieser Aktus des Angriffs im Verteidigungskriege gewissermaßen unter dem Hauptitel der Verteidigung, d. h. die Offensive, deren wir uns bedienen, fällt innerhalb der Begriffe von Stellung oder Kriegstheater."**)

In diesem Sinne sehen wir Napoleon vor Wiederbeginn der Feindseligkeiten 1813 sich die Beschaffenheit des Kriegstheaters zunutze machen, die natürliche und künstlich erhöhte Stärke seiner Stellungen verwerten und von Dresden sowie vom Königstein her seine Angriffsstöße führen. Es zeigte sich hier bei Dresden, daß „in der Taktik jedes Gefecht, groß oder klein, ein verteidigendes ist, wenn wir dem Feinde die Initiative überlassen und sein Erscheinen vor unserer Front abwarten. Von diesem Augenblick an können wir uns aller offensiven Mittel bedienen, ohne daß wir die beiden genannten Vorteile der Verteidigung, nämlich den des Abwartens und den der Gegend, verlieren. In der Strategie tritt zuerst der Feldzug an die Stelle des Gefechts, und das Kriegstheater an die Stelle der Stellung, die Verteidigung bleibt, was sie in der Taktik war"**) ....

Nur mit Einschränkungen wird man allerdings den folgenden Sätzen, die sich in demselben Kapitel finden, zustimmen können: „Zweck der Verteidigung ist Erhalten. Erhalten ist leichter als Gewinnen, schon daraus folgt, daß die Verteidigung bei vorausgesetzten gleichen Mitteln leichter sei als der Angriff. Worin liegt aber die größere Leichtigkeit des Erhaltens oder Bewahrens? Darin, daß alle Zeit, welche ungenützt verstreicht, in die Wagschale des Verteidigers fällt. Er erntet, wo er nicht gesäet hat. Jedes Unterlassen des Angriffs aus falscher Ansicht, aus Furcht, aus Trägheit kommt dem Verteidiger zugute .... Dieser Vorteil hat den preußischen

*) Vom Kriege, VI. Buch, 8. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 1. Kap.

Staat im Siebenjährigen Kriege mehr als einmal vom Untergang gerettet. Dieser aus Begriff und Zweck sich ergebende Vorteil der Verteidigung liegt in der Natur aller Verteidigung und ist im übrigen Leben, besonders in dem dem Kriege so ähnlichen Rechtsverkehr, in dem lateinischen Sprichwort: beati sunt possidentes fixiert. Ein anderer, der nur aus der Natur des Krieges hinzukommt, ist der Beistand der örtlichen Lage, welchen die Verteidigung vorzugsweise genießt." *)

Unzweifelhaft wird es Fälle geben, in denen diese Ausführungen zutreffen. Die Gründe, die im Herbst 1813 Napoleon bewogen, mit seinen Hauptkräften zunächst in der Verteidigung zu bleiben, wurden bereits entwickelt.**) Solche Gründe, die das Abwarten als vorteilhaft erscheinen lassen, werden häufig bestehen. Wie auch in diesem Falle — immer, wie es Clausewitz hier tut, gleiche Kräfte auf beiden Seiten vorausgesetzt — können Kräftegruppierung des Gegners, natürliche Beschaffenheit des Operationsgebiets, namentlich Gebirgswälle, die vom Gegner trennen, endlich Ungeeignetheit der Truppen für eine Offensive großen Stils, sehr wohl das Erhalten leichter erscheinen lassen als das Gewinnen. Nicht immer aber wird der Verteidiger „ernten, wo er nicht gesäet hat," denn nicht unbedingt kann er darauf rechnen, daß der Angreifer „Zeit ungenützt verstreichen läßt, die in seine, des Verteidigers, Wagschale fällt." Was im Siebenjährigen Krieg eintrat, den Clausewitz hier anführt, wird schwerlich in gleicher Weise wiederkehren. Er selbst bekämpft die Lehren, die aus der Kriegführung des 18. Jahrhunderts gezogen werden und lehrt uns den neueren Krieg, der mit Napoleon anhebt, aber es ist durchaus natürlich, daß er, der dem 18. Jahrhundert entstammte, den Beispielen jener Zeit doch noch mehr abzugewinnen suchte als sie uns jetzt zu bieten vermögen. Gewiß kann es vorkommen, daß man, wie Napoleon 1813, dem Gegner die Initiative zuschiebt, daß man das Mittel wählt, ihn seine Kräfte an starken Stellungen abringen zu lassen. Der Verteidiger wird jedoch in der Regel gut tun, nicht mit „Furcht und Trägheit", sondern mit Initiative und Schnelligkeit bei seinem Gegner zu rechnen. Wir glauben daher nicht, daß die Verteidigung an sich leichter sei als der Angriff. Sie stellt im Gegenteil an die operative und taktische Leitung höhere Ansprüche, sobald sie nicht nur ein Hinausschieben oder gar ein Vermeiden der Entscheidung bezweckt. Eine solche Verteidigung aber verwirft auch Clausewitz unbedingt, indem er sagt, daß „eine absolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht."

Er folgert nun weiter:

„Die verteidigende Form des Kriegführens ist an sich stärker als die angreifende. Auf dieses Resultat haben wir hinausgewollt; denn obgleich es ganz in der Natur der Sache liegt und von der Erfahrung tausendfältig bestätigt wird, so läuft es dennoch der herrschenden Meinung völlig entgegen."*) Diese herrschende

---

*) Vom Kriege, VI. Buch, 1. Kap.

**) Vergl. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906. Heft 2. S. 244.

Meinung besteht bei uns zum großen Teil auch noch. Clausewitz ist wegen dieser Behauptung vielfach angegriffen worden, aber solche Angriffe beruhen auf einem Mißverstehen seiner Ausführungen, wie er es selbst zum Teil befürchtet hat.*)

Scheint uns auch der streng logische Weg, auf dem der Meister der Kriegslehre zu dieser Schlußfolgerung gelangt, indem er die Verteidigung an sich für leichter als den Angriff erklärt, nicht durchweg gangbar, so ist die Schlußfolgerung selbst doch unzweifelhaft, wie er sagt, „durch die Erfahrung tausendfach bestätigt," nur darf man sie nicht völlig losgelöst von seinen sonstigen Ausführungen für sich allein hinstellen. Clausewitz eifert mit ihr nur gegen jene Einseitigkeit, die nichts kennen will als den Angriff. So sagt er an anderer Stelle: „Irgendwo freiwillig in der Verteidigung bleiben, scheint den Leuten eine Absurdität, obgleich es keine größere Absurdität gibt, als unter allen Umständen angreifen zu wollen."**)

Moltke vertritt die gleiche Ansicht. So schreibt er 1865:***) Es vereint sich die strategische Offensive sehr wohl mit der taktischen Verteidigung," und an anderer Stelle:†) „Die Offensive ist überhaupt nicht bloß eine taktische. Einer geschickten Heeresleitung wird es in vielen Fällen gelingen, Defensivstellungen zu wählen von strategisch so offensiver Natur, daß der Gegner genötigt ist, uns in denselben anzugreifen." Schon 1861 äußert er im Hinblick auf die im Vergleich zu heute doch viel weniger wirksamen Feuerwaffen seiner Zeit:††) „Der Angriff einer Stellung ist wesentlich schwieriger geworden als deren Verteidigung, die Defensive während des ersten Stadiums eines Gefechts ein entschiedener Vorteil." Erst wenn Verluste, Erschütterung und Ermattung den Gegner erschöpft haben, will der Feldmarschall auch taktisch offensiv werden. Wiewohl er selbst in der Praxis des Krieges die hier entwickelten Grundsätze niemals zu erproben Gelegenheit hatte, hielt er auch nach dem Kriege von 1870/71 an ihnen fest. So sagt er 1874:†††) „Wir sind zwar im Feldzuge 1870 immer offensiv gewesen und haben die stärksten Stellungen des Feindes angegriffen und genommen, aber mit welchen Opfern! Wenn man erst, nachdem man mehrere Angriffe des Feindes abgeschlagen, zur Offensive übergeht, erscheint mir dies günstiger."

„Eigentlich ist die Geringschätzung der Verteidigung immer die Folge einer Epoche, in der eine gewisse Manier der Verteidigung sich überlebt hat. Im Dreißigjährigen und im Spanischen Erbfolgekriege war die Entwicklung und Aufstellung der Armee eine der großen Hauptsachen in der Schlacht. Sie war der

*) Vgl. „Zur Einführung". Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906. Heft 2, S. 231.

**) Bd. V. Feldzüge von 1799. 1. Teil.

***) Taktisch-strategische Aufsätze. Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen S. 65.

†) Ebenda S. 56.

††) Ebenda. Bemerkungen vom April 1861 über den Einfluß der verbesserten Feuerwaffen. S. 31.

†††) Taktische Aufgaben. S. 104.

wichtigste Teil des Schlachtplanes. Dies gab dem Verteidiger in der Regel große Vorteile, weil er schon aufgestellt und entwickelt war. Sobald die Manövrierfähigkeit der Truppen größer wurde, hörte dieser Vorteil auf, und der Angreifende bekam eine Zeitlang das Übergewicht. Nun suchte der Verteidiger Schutz hinter Flüssen, tiefen Taleinschnitten und auf Bergen. Dadurch bekam er abermals ein entschiedenes Übergewicht, welches so lange dauerte, bis der Angreifende so beweglich und gewandt wurde, daß er sich selbst in die durchschnittene Gegend wagen und in getrennten Kolonnen angreifen, also den Gegner umgehen konnte. Dies führte zu der immer größeren Ausdehnung, durch welche nun der Angreifende auf die Idee gebracht werden mußte, sich auf ein paar Punkten zu konzentrieren und die dünne Stellung zu durchstoßen. Dadurch bekam der Angreifende das Übergewicht zum drittenmal, und die Verteidigung mußte ihr System abermals ändern. Das hat sie in den letzten (Napoleonischen) Kriegen getan. Sie hat ihre Kräfte in großen Massen zusammengehalten, diese meistens unentwickelt, wo es anging, auch verdeckt aufgestellt, und sich also bloß in Bereitschaft gesetzt, den Maßregeln der Angreifenden zu begegnen, wenn diese sich mehr entwickeln würden.

Dies schließt die teilweise passive Verteidigung des Bodens nicht ganz aus; der Vorteil derselben ist zu groß, als daß deren Benutzung nicht hundertmal in einem Feldzuge vorkommen sollte. Aber solche passive Verteidigung des Bodens ist gewöhnlich nicht mehr die Hauptsache, und darauf kommt es hier an.

Sollte der Angreifende irgend ein neues großes Hilfsmittel erfinden, was doch bei der Einfachheit und inneren Notwendigkeit, zu der alles gediehen ist, nicht wohl abzusehen ist, so wird die Verteidigung auch ihr Verfahren ändern müssen. Immer aber wird ihr der Beistand der Gegend gewiß sein, und weil Gegend und Boden jetzt mehr als je den kriegerischen Akt mit ihren Eigentümlichkeiten durchdringen, ihr im allgemeinen ihre natürliche Überlegenheit sichern."*)

Der hier gegebene geschichtliche Rückblick auf die wechselnde Bewertung der Verteidigung hat auch für unsere Zeit noch Gültigkeit. Auch wir werden suchen, die Unbeweglichkeit, zu der ein auf starke Stellungen gestützter Gegner sich selbst verurteilt hat, durch Beweglichkeit auszugleichen. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß es Ausnahmeverhältnisse waren, die in der Mandschurei zu so ausgedehnten Stellungskämpfen führten. Gewiß werden solche auch auf einem europäischen Kriegsschauplatze in Zukunft vorkommen, aber — und das ist ein wesentlicher Unterschied — es wird sich nicht der ganze Krieg ausschließlich um befestigte Stellungen drehen. Der Angreifer wird in großen Verhältnissen im Kulturlande und vorausgesetzt, daß er überhaupt die erforderliche Stärke besitzt, stets die Möglichkeit haben, solche mit einem Teil seiner Kräfte zu umgehen und den Verteidiger zum Kampf im offenen Felde zu zwingen. Die Worte aber von der Überlegenheit, welche der Verteidigung aus dem Beistand der Gegend und des Bodens erwächst, treffen für die heutigen Feuerwaffen

*) Vom Kriege, VI. Buch, 2. Kap.

in erhöhtem Maße zu. Die Gefechte des Burenkrieges und die Kämpfe in der Mandschurei haben das unwiderleglich dargetan. Der Angriff ist jetzt viel schwerer geworden, als er in den Napoleonischen Kriegen und selbst noch 1870 war, die Verteidigung ist, rein taktisch genommen, tatsächlich die leichtere Form der Kriegführung.

Wenn die Japaner gleichwohl nicht an der Durchführbarkeit des taktischen Angriffs auch gegen stark verschanzte russische Stellungen verzweifelten und infolgedessen diese Stellungen überwältigt haben, so kann man freilich bei aller Anerkennung, die ihnen gebührt, einwenden, daß ihr Gegner nicht durchweg auf der Höhe kriegerischer Ausbildung stand und, daß seine Waffenwirkung dementsprechend häufig nicht allzuhoch zu bewerten gewesen ist. Dennoch wird man auch einem besser in der Feuertaktik geschulten Gegner gegenüber an der Durchführbarkeit des Angriffs nicht zu verzweifeln brauchen. Das „neue große Hilfsmittel" des Angreifers ist bereits erfunden, es besteht in einem zielbewußten Streben nach dem Gewinn der Feuerüberlegenheit.

Wiewohl dieser Grundsatz schon vor bald zwei Jahrzehnten in unseren Dienstvorschriften aufgestellt wurde und in der taktischen Literatur des In- und Auslandes fortgesetzt betont wird, ist er in der Praxis der letzten Kriege hinsichtlich der im Infanterieangriff anzuwendenden Formen und der Art des Einsatzes der Gefechtskraft doch nicht überall zur Geltung gelangt. Erst wenn nach dieser Richtung dem Streben nach Erringung der Feuerüberlegenheit vollauf Rechnung getragen wird, kann der Angriff seine alte Überlegenheit wiedergewinnen. Er wird das um so eher können, als er in der heutigen Feld- und beweglichen schweren Artillerie ein weiteres „neues großes Hilfsmittel" besitzt, das sowohl in Südafrika wie in der Mandschurei nicht die ihm im heutigen Kampfe unzweifelhaft zukommende Rolle gespielt hat. Schon König Friedrich sah in seinen letzten Lebensjahren bei der überhand nehmenden Gewohnheit der Armeen, sich an starke Stellungen anzuklammen, die einzige Möglichkeit für das Gelingen des Angriffs in dem Erringen der Feuerüberlegenheit,*) die er entsprechend der Bewaffnung seiner Zeit naturgemäß nur auf die Artillerie beziehen konnte. Der Ausdruck „supériorité du feu", ist zuerst vom Könige angewandt worden.

Können wir Clausewitz gerade in bezug auf die Waffenwirkung unserer Zeit und auf Grund der Erfahrungen der neuesten Kriege nur Recht geben, wenn er die Verteidigung an sich betrachtet, als außerordentlich stark bezeichnet, so ist er andererseits der Vertreter des Vernichtungsgedankens, und in diesem Sinne sagt er: „**Ist die Verteidigung eine stärkere Form des Kriegführens, die aber einen negativen Zweck hat, so folgt von selbst, daß man sich ihrer nur so lange bedienen muß, als man ihrer der Schwäche wegen bedarf, und sie verlassen muß, sobald man stark genug**

*) Oeuvres IX. Essai sur les formes de gouvernement.

ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen .... Die verteidigende Form des Kriegführens ist also kein unmittelbarer Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche."*)

Der Schild der Buren wie der der Russen war nicht von dieser Art, und darum sind sie unterlegen. Wie sehr auch Clausewitz an dem Grundsatz festhält, daß Kriegführen gleichbedeutend mit Angreifen sei, spricht sich in den Worten aus: „Wir bleiben dabei stehen, daß der Übergang zum Rückstoß als eine Tendenz der Verteidigung, also als ein wesentlicher Bestandteil derselben gedacht werden muß, und daß überall, wo der durch die verteidigende Form errungene Sieg nicht auf irgend eine Weise in dem kriegerischen Haushalt verbraucht wird, wo er gewissermaßen ungenützt dahinwelkt, ein großer Fehler begangen wird. Ein schneller, kräftiger Übergang zum Angriff — das blitzende Vergeltungsschwert — ist der glänzendste Punkt der Verteidigung; wer ihn sich nicht gleich hinzudenkt, oder vielmehr, wer ihn nicht gleich in den Begriff der Verteidigung aufnimmt, dem wird nimmermehr die Überlegenheit der Verteidigung einleuchten."**)

Das blitzende Vergeltungsschwert hat Napoleon bei Dresden zu handhaben gewußt; daß er den Feind nicht völlig niederschlug, lag an den Verhältnissen. Auch der größte Feldherr wird diese nicht immer meistern können.

*) Vom Kriege, VI. Buch, 1. Kap.
**) Vom Kriege, VI. Buch, 5. Kap.

(Fortsetzung folgt.)

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstabe.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68–71.

